Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben vom Großen Generalstabe

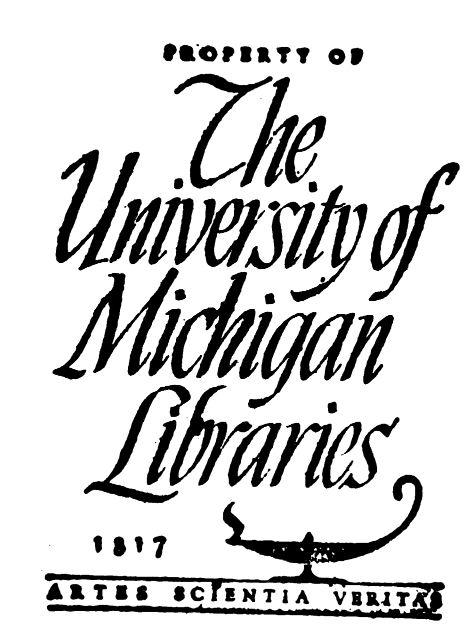
IX. Jahrgang ▫ 1912

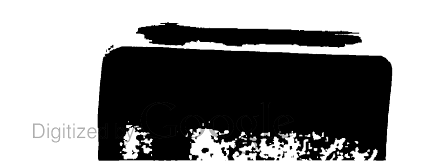


Inhalt des ersten Heftes:

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Berlin
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Hierzu ein Beiheft: **Friedrich der Große.** Von General-Feldmarschall Graf Schlieffen. Mit 2 Übersichtsskizzen und 24 Skizzen als Anlagen.


PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

vom

Großen Generalstabe

1912

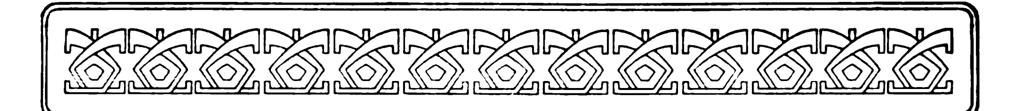
Neunter Jahrgang



Mit 24 Textskizzen, sowie 40 Skizzen als Anlagen.

Berlin 1912
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Der Inhalt ist nicht amtlich.



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

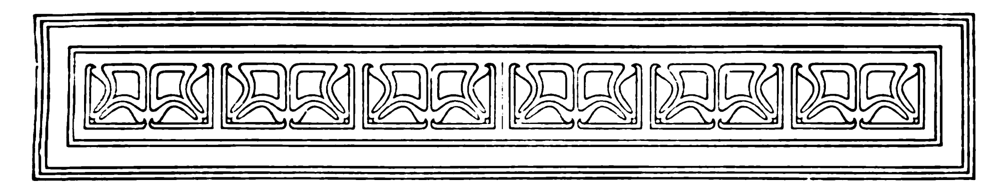




Drittes Heft.

Viertes Heft.





Aus den Denkwürdigkeiten und Militärischen Werken des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke.

IV. 1. Feldherr und Staatsmann.*)



Ohne Gefahr machen sich keine weltgeschichtlichen Umformungen ...... Man fürchtet am meisten die Gefahr, die man nicht kennt, weil man sie überschätzt.

Jedes Staatswesen bedarf einer seiner Besonderheit entsprechenden Form. Die in der geschützten Lage Englands aus dem Volkscharakter langsam herangewachsene Verfassung läßt sich auf das Festland nicht übertragen.

Frankreich hat — es sind nun 100 Jahre — das Königtum in verschiedener Gestalt, das Imperium und die Republik durchprobiert, ohne zum Abschluß zu gelangen.

Zum Reich eben erst geeinigt, ist Deutschland ein Emporkömmling, ein Eindringling in die europäische Staatenfamilie. Mitten zwischen mächtigen Nachbarn brauchen wir ein starkes Königtum, und es hat mich gefreut, daß man auch im Ausland dem von altersher begründeten paternal government der Hohenzollern volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Sozialdemokratie.

Ein wirklicher Fortschritt der Gesellschaft kann sich nur langsam und gradweise vollziehen. Natura non facit saltum, die Gesittung ebensowenig. Vor allem kommt es darauf an, die unteren Volksklassen aufzuklären über ihr eigenes Interesse. Das ist die Arbeit von Schule und Kirche durch ein Jahrhundert. Wir stehen aber — vielleicht unmittelbar — vor dem Ausbruch einer gewaltigen Bewegung und müssen der Gefahr schon jetzt ins Auge sehen (1890).

*) Vgl. Kriegslehren, Erster Band. I. Krieg und Frieden. II. Krieg und Politik.



Viele wünschen nun, daß die Sozialdemokraten durch ein weniger revolutionäres Verhalten es „der großen Zahl von besitzlosen Gebildeten“ gestatten mögen, in Kameradschaft mit ihnen zu treten, es werde sich dann eine unblutige und segenbringende Umwälzung von selbst vollziehen.

Glaubt man denn, daß der einsichtige, wohlwollende Gebildete in der Lage sein wird, die auf Umsturz und Plünderung gerichtete Bewegung der unzufriedenen Massen auf ein vernünftiges Ziel zu lenken? Ich fürchte, daß er als erstes Opfer derselben fallen wird. Gerade gegen den Mittelstand, gegen die Bourgeoisie wendet sich der Haß der Proletarier zunächst. Blicke man doch zurück auf die Kommune von 1870. Sie hat die Denkmäler des französischen Ruhms zertrümmert, die Priester ermordet, die Boutique geplündert, aber das Haus Rothschild ist unbelästigt geblieben.

Die Revolution hat jederzeit die zuerst verschlungen, die sie zu leiten versuchten. Stets sind die gemäßigten Parteien von den extremen mit fortgerissen worden. Keiner der Männer, die in der französischen Revolution eine Hauptrolle gespielt haben, der nicht unter dem Fallbeil geendet hätte. Auch die Führer der deutschen Demokraten fangen schon an zu erkennen, daß sie die Massen zwar in Bewegung setzen, nicht aber leiten und zügeln können.

Nach meiner Überzeugung kann die dringend nötige Sozialreform nur durchgeführt werden von oben her, durch ein starkes Königtum, das den Willen und die Macht dazu besitzt, und das haben wir in Deutschland.

Schon sind — wie billig auf Kosten der Besitzenden — die Steuern für die Unvermögenden herabgesetzt, ja aufgehoben. Die Kranken- und Unfallversicherung steht in voller und segensreicher Wirksamkeit. In wenigen Tagen tritt das große Gesetz über Invaliden- und Altersversorgung in Kraft. Das weitere Fortschreiten dieser staatlichen Fürsorge kann nur gehemmt oder doch verzögert werden durch den Unverstand derer, für die sie wirkt, und hier tritt die eiserne Notwendigkeit der Machtentfaltung ein.

Das Gesetz gegen die Sozialdemokratie war das humanere Verfahren, es wirkte präventiv. Nach seiner Aufhebung bleibt nur die rücksichtslose Repression.

So scheint mir, daß besitzlose Gebildete sich lieber den konservativen Elementen anschließen sollten, die die Regierung in ihrer heilsamen Bestrebung unterstützen, als Kameradschaft zu suchen mit denen, die derselben und damit ihrem eigenen Wohl entgegenarbeiten.

Ministerverantwortlichkeit.

Die Geschichte aller Länder hat gezeigt, daß es unmöglich ist, die Theorie der Ministerverantwortlichkeit zu verwirklichen.

Wenn Karl I. von England seine Minister der Verantwortlichkeit preisgab, so folgte er ihnen acht Jahre später auf das Schafott, und wenn heute (1867) der

Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika (Johnson) vor Gericht steht, so wird die Folge sein: entweder Freisprechung oder das Aufhören der Staatsform, die diese Verantwortlichkeit fordert.

Der Kommandierende einer Armee, der im Begriff steht, ein Unternehmen auszuführen, dessen Folgen nie gesichert sind, oder der Staatsmann, der eine große Politik zu leiten hat, wird sich nicht durch die Besorgnis abhalten lassen, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt oder vor das Stadtgericht Berlin zitiert werden kann. Er trägt eine ganz andere Verantwortung vor Gott und seinem Gewissen für das Leben von Tausenden seiner Leute und das Wohl des Staates; er hat mehr zu verlieren als bloß seine Freiheit oder sein Vermögen.

Politische Verbrechen werden nur bestraft, weil sie mißlungen sind. Vergeblich ist das Streben, das Leben eines Staates in einen Gesetzesparagraphen einzusperren.

Wenn der Feldzug von 1866 verloren ging, so würde vielleicht eine blutdürstige Versammlung das Haupt des Ministerpräsidenten Grafen v. Bismarck-Schönhausen gefordert haben, das jetzt glücklicherweise wohlbehalten auf seinen Schultern sitzt.

Ob sie es bekommen hätten, ist noch eine andere Frage, aber in der Theorie hätten sie es unzweifelhaft fordern können, denn es sind Staatsgelder, und zwar sehr bedeutende, ausgegeben worden, ohne daß das Abgeordnetenhaus sie vielleicht mit der Majorität einer Stimme zuvor bewilligt hätte.

Da die Sache so gut ging, so haben wir statt dessen die Indemnität.

Hüten wir uns, die Schrauben allzu fest anzuziehen, wir vermehren die Reibung, die Maschine wird still stehen oder explodieren.

Es gibt Notwendigkeiten, die zu eng gezogene Schranken sprengen.

Steuern. 1. Zweckmäßigkeit der Steuern im allgemeinen.

Ich meine, daß jeder, auch der Geringste, etwas für den Staat steuern müsse, und wäre es auch nur, damit er nicht ganz vergißt, daß es überhaupt einen Staat gibt, der für ihn sorgt, ihn schützt, und den er zu schützen wieder berufen ist: denn die größten Wohltaten, die der Mensch umsonst hat, weiß er erfahrungsgemäß nicht zu schätzen.

Die Wahrheit dieses Satzes empfinde ich oft in Creisau. Dort sorge ich deshalb für meine Gutsangehörigen durch allgemeine allen zugute kommende Einrichtungen. Kleine Handreichungen an einzelne laufen außerdem zumeist Gefahr, an den Unrechten zu kommen und ihnen die von Gott auferlegte Pflicht abzunehmen, durch vermehrte Arbeit und größere Sparsamkeit für die Ihrigen selbst zu sorgen.

2. Die einzelnen Steuern.

Wenn gefordert wird, der Wähler müsse wissen, wieviel er zahlt, so läßt die direkte Steuer an Klarheit darüber nichts zu wünschen übrig. Bei der Einkommensteuer weiß es jeder auf Mark und Pfennig genau; aber auch, wie sehr sie ihn drückt. Daß man die indirekte Steuer gar nicht verspürt, scheint mir die beste Empfehlung, und

dabei ist sie eine freiwillige, der sich jedermann entziehen kann, wenn er will, sobald sie nur das rechte Objekt trifft.

Als einer der zweckmäßigsten Zölle ist mir immer der auf das Petroleum erschienen, aber dieser wurde durch die bloße Phrase „Besteuerung des Lichts" totgeschlagen. Ich bekenne mich sogar als einen ketzerischen Anhänger der Salzsteuer, obwohl sie ein wirkliches Lebensbedürfnis trifft. Es scheint mir gerechtfertigt, daß auch der Ärmste dem Staate etwas, und zwar sehr Geringes steuert, der ihn schirmt und schützt. Weder die Abminderung noch die Abschaffung der Salzsteuer kommt dem kleinen Mann zugute, der sein Salz nach Bedarf lotweise kauft. Der Staat verliert eine große Einnahme an den Detailhändler.

Offenbar trifft aber die Tabaksteuer einen Luxusgegenstand und ist eine mächtige Einnahmequelle, wenn der Staat sie als Monopol beherrscht. Daß der Wohlhabende seine Zigarren etwas teurer bezahlt, ist keine schwere Last. Auch ist zu bedenken, wieviel imaginäre Werte dabei schon jetzt unterlaufen. Die hochfeine Zigarre ist oft keine andere als die ordinäre mit einer anderen Etikette. Viele Leute können mit verbundenen Augen Rotwein von Weißwein, vielleicht auch eine Havanna von einer Vierradener nicht unterscheiden.

2. Feldherr und Philosoph.

Sparsamkeit. 1. Im allgemeinen.

Bei jedem, der nicht von seinen Zinsen, sondern von seinen Leistungen lebt, ist Gesundheit und langes Leben das Stammkapital.

Wer nicht in der Jugend lernt, mit wenigem auszureichen, der wird auch im Alter mit vielem nicht fertig.

Nur der ist reich, der seine Umstände verbessert; wer mit neuen großen Einnahmen anfängt und seine Bedürfnisse danach einrichtet, kann relativ arm sein.

Wer einen Taler mehr ausgibt, als er hat, ist immer ein armer Mann, gleichviel ob er 400 oder 4000 Taler Zulage erhält.

Schon Polonius warnt seinen Sohn, kein Borger etwa zu sein, weil mit dem Darlehn oftmals er den Freund verliert. Man soll es daher offen sagen, wenn man nicht in der Lage ist, anderen mit Geld auszuhelfen; denn generös kann man nur auf eigene Kosten sein.

2. An einen Großneffen.

Ich habe Dir das Geld geschickt, damit Du beizeiten lernst, mit Geld umzugehen. Wenn Du den ganzen Betrag in Deinem Sparkassenbuch anlegtest, so wärest Du ein Geizhals, wenn Du ihn in kurzer Zeit verläppertest, so wärest Du ein Verschwender; das Richtige liegt in der Mitte.

Wenn einem Geld geschenkt wird — später mußt Du es erst selbst erwerben —, so ist es gerechtfertigt, sich dafür Annehmlichkeiten zu gewähren, aber klug, auch etwas für die Zukunft zu ersparen.

Wie Du mit diesen 20 Mark verfährst, so wirst Du einst mit großen Summen wirtschaften. Wer seine Einnahmen voll ausgibt, wird es zu nichts bringen, wer mehr ausgibt, wird ein Bettler oder ein Schwindler.

Entschluß-kraft.

Ein kühner Entschluß wird nur durch einen Mann gefaßt.

Wenn man bei einem größeren Entschluß nicht etwas übers Knie bricht, nicht einige Rücksichten unberücksichtigt läßt, so kommt man in diesem Leben nie und nimmer zu etwas . . . .

Gespannte Erwartung ist die Begleiterin gefahrvoller und zweifelhafter Unternehmungen.

Studieren.

Die Jugend merke sich die Lehre eines alten Professors: Wer auf dem Sopha liegend liest, der liest vergebens. Nur mit der Feder in der Hand kann man nützlich studieren.

Krankheit.

Ich habe oft bemerkt, daß bei nicht sehr schweren Krankheiten kein besseres Mittel ist, als die Notwendigkeit gesund zu werden. Der Geist übertrifft dann den Körper wenigstens eine Zeitlang.

Brief-wechsel.

Ein dauernder Briefwechsel Nahestehender kann nur befriedigen, wenn beide Teile den Brief, den sie beantworten wollen, vorher noch einmal durchlesen. Es sind nicht bloß die Fragen, die beantwortet sein wollen, sondern es ist gut, alle die Gegenstände zu berühren, die darin enthalten sind. Sonst wird der Briefwechsel immer magerer, die gegenseitigen Beziehungen schwinden, und man kommt bald dahin, sich nur Wichtiges mitteilen zu wollen. Nun besteht aber das Leben überhaupt nur aus wenig und selten Wichtigem. Die kleinen Beziehungen des Tages hingegen reihen sich zu Stunden, Wochen und Monaten und machen am Ende das Leben mit seinem Glück und Unglück aus. Darum ist die mündliche Unterhaltung soviel besser als die schriftliche, weil man sich das Unbedeutende sagt und wenig findet, was zu schreiben der Mühe wert wäre.

Vorzug des Natürlichen vor dem Willkürlichen.

Das natürlich Entstandene, in der Notwendigkeit Begründete hat immer einen Reiz vor dem Willkürlichen. Die von dem Terrain vorgezeichnete krumme Straße ist schöner als die nach dem Lineal angelegte gerade, die wirklich nationale Tracht schöner als der nivellierende Frack.

Schönheiten der Natur.

Die Schönheiten der Natur sind nur für ein ruhiges Gemüt. Sie entzücken den Glücklichen und erheben den Betrübten zur wohltätigen Wehmut; aber das durch

Leidenschaft aufgeregte Gemüt erblickt sie nicht, und der sturmbewegte Busen sucht vergebens eine Ruhe in ihnen, die ihm fremd ist.

Damenpolitik.

Es ist sonderbar, daß über Politik jeder sich berufen fühlt, mitzusprechen, während in der ganzen Welt gerade darüber nur ein Dutzend Menschen etwas wissen. Vollends Frauen sollten das nicht tun, deren Politik die Wirtschaft und deren Vaterland das Haus ist. Wenn ich so die Gefühlspolitik der Damen höre, die, von den Tatsachen, von Verträgen, Finanzen und derlei Kleinigkeiten absehend, nur ihre Wünsche vor Augen haben, so möchte ich immer fragen, was das Pfund Butter kostet.

Ehe.

Meiner persönlichen Überzeugung nach ist jede Heirat ein Wagnis, in das wir uns blindlings hineinstürzen — den kennen und beurteilen zu wollen, an den wir unser Los knüpfen, ist zu viel verlangt, wenn wir uns ja selbst nicht einmal kennen und beurteilen, und das, was in der Ehe sein wird, hängt vielleicht ebensosehr von uns selbst als von ihm ab. Wenn wir bloß die kalte Vernunft zu Rate ziehen, so ist nicht zu verkennen, daß wohl nur sehr wenigen Menschen vergönnt ist, dem Ideal, das sich wohl alle einmal schufen, im Leben wirklich zu begegnen, wenigeren aber noch, aus diesem Traum, der freilich das höchste Glück sein muß, nicht um so schmerzlicher zu erwachen. Wo die Empfindungen aufs höchste gespannt sind, da muß jeder doch notwendig anklebende Mangel und jede Unvollkommenheit ein Mißklang in der reingestimmten Harmonie werden, und je höher die Erwartung, je größer muß die Täuschung sein. Diese durchaus prosaische Ansicht ist vielleicht darum nicht minder die richtige und spricht den Grund aus, warum so viel mariages de raison glücklicher als die par inclination sind . . . Mit einem Wort, ich glaube, daß schwärmerische Jugendliebe und eheliches Glück, mindestens gesagt, nicht auseinander folgen, und daß da, wo keine Abneigung und keine Schlechtigkeit vorhanden ist, eine dauernde, innige, tiefe und beglückende Zuneigung auch in der Ehe entstehen kann.

Glück.

Man hat bekanntlich nie weniger Zeit, als wenn man nichts zu tun hat als sich zu amüsieren.

Ist denn aber das Vergnügen schon Glück?

Wieviele von diesen Tanzenden, deren Miene durch lange Selbstbeherrschung zu einem fortdauernden Lächeln verwandelt wird, mögen die Dornen in ihrer Brust tragen, die sie auf ihrem Wege finden.

Ach, der versteckte Kummer ist eben der nagendste, der bitterste; denn die Welt hat ihre großen Lockungen und Genüsse, sie hat aber auch bittere Täuschungen und Kränkungen.

Am Ende sind Arbeit, Hoffnung und Gesundheit alles, was zur Zufriedenheit gehört.

Trennung

Der Zurückbleibende ist bei einer Trennung viel schlimmer daran als der Abreisende, den die Tätigkeit der Reise und seine Pläne für die Zukunft zerstreuen. Indes — die Entfernungen sind das wenigste, was die Menschen trennt.

Das Leben wird immer ärmer, aber so viel enger schließt man sich an das, was geblieben ist, an.

Das Unglück muß erst die harte Rinde der Menschenherzen ablösen, um sie zusammenzuführen.

Schicksal.

Des Schicksals Sterne wohnen in der Menschheit eigenem Busen, und jeder ist so glücklich, als er es verdient.

Je länger ich lebe, je mehr erkenne ich an, daß schon in diesem Leben die Vergeltung alles Guten und Bösen, wenigstens zum großen Teil, eintritt.

Wert unserer Erden-leistungen

Ja! Voll Mühe und Arbeit sind meine Lebenswege gewesen. Ich stehe nahe am Ende. Aber welcher ganz andere Maßstab als hier wird in einer künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden. Nicht der Glanz der Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebnis kaum in die äußere Erscheinung trat, werden den Wert eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangierung von hoch und niedrig wird bei der großen Musterung vor sich gehen. Wissen wir doch selbst nicht, was wir uns, was wir anderen oder einem höheren Willen zuzuschreiben haben. Es wird gut sein, in ersterer Beziehung nicht zu viel in Rechnung zu stellen.

Ich habe 1866 ehrlich meine Pflicht meiner Stellung gemäß getan, wie alle meine Kameraden die ihrige getan haben, weiter nichts. Gottes Allmacht hat den preußischen Adler in seinem Siegesfluge geleitet. Die Tapferkeit unserer Armeen, die Umsicht unserer Führer, sowie meine Pläne waren nur das Werk seines Willens.

Wenn man bedenkt, wie wenig man von solchen Erfolgen sich selbst zuzuschreiben hat, und daß Gott in dem Schwachen groß ist, so lernt man von selbst Bescheidenheit.

Ich vergesse nicht, wieviel ich anderen schulde, wenn ich mir einen Anteil an den Erfolgen der glorreichen Feldzüge Seiner Majestät beimessen darf. Wo die Armeen solche Führer haben, wie 1870, und wo man nur mit Siegen zu rechnen hat, da ist der Strategie alles geboten, was sie bedarf.

Jetzt bin ich ganz oben herangewachsen*), vom Glück emporgetragen. Wie

*) Der Feldmarschall sagte dies beim Öffnen einer neuen Rangliste.



mancher viel bessere Mann ist untergegangen! Wie mancher, der unter dem grünen Rasen Frankreichs schlummert, hat mehr getan als wir Lebenden:*) und auch unter diesen, wie ungerecht ist die öffentliche Meinung!

Melancholische Betrachtungen.

Das Innere eines Menschen ist selbst für seine Angehörigen ein schwer zu lösendes Rätsel, wieviel mehr für einen Fernstehenden. Jedenfalls ist nicht, was die Kinder auf der Schule lernen, die Hauptsache, sondern wie ihr Gemüt ausgebildet wird. Wie oft ist es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohltaten der erste mütterliche Unterricht die größte und bleibende ist. Auf diese Grundlage baut sich der ganze Charakter und alles Gute in ihm.

Als ich später von der Mutter fort war, habe ich allerdings keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten. Hierdurch konnte ich zunächst bei mir den Charakter nicht weiter ausbilden. Das fühlte ich oft schmerzlich. Diesen Mangel an Halt in mir selbst, dies beständige Rücksichtnehmen auf die Meinung anderer, selbst die Präponderanz der Vernunft über die Neigung verursachten mir oft einen moralischen Katzenjammer, der bei anderen gerade aus dem Gegenteil einzutreten pflegt. Man hatte sich beeilt, jeden hervorstechenden Charakterzug zu verwischen, jede Eigentümlichkeit wie die Schößlinge einer Taxuswand fein beizeiten abzukappen; so entstand denn die unglückliche Eigenschaft des Charakters, die Charakterschwäche.

Und doch wurde ihr ein inneres Prinzip beigesellt, so empfindlich, so alles Unedle verschmähend, ja so stolz, daß es das gebrechliche Fahrzeug schon oft hinaus auf die stürmischen Fluten trieb, wo es dann mehr dem Eigensinn der Wogen als seinem Kompaß folgte — es ist der tollkühne Reiter, der ein mattes Pferd zum verwegenen Sprung anspornt und dann zerschmettert daliegt in seiner Ohnmacht; es ist das Feuer des Luftballons, das ihn einen Augenblick hoch emporträgt, um ihn dann noch tiefer sinken zu lassen.

Wenn hierin noch ein Kompliment liegt, so sollte es wahrhaft keins sein. Wie beneide ich fast alle anderen Menschen um ihre Fehler manchmal, um ihre Derbheit, Unbekümmertheit und Gradheit!

Gewiß ist Freundlichkeit gegen jedermann die erste Lebensregel, die uns manchen Kummer ersparen kann, und zweifellos kann man gegen die, die uns nicht gefallen, verbindlich sein, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Höflichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir hatte jene schlechte Erziehung und eine Jugend voller Entbehrungen das Gefühl oft

---

*) „Was wird uns nach solchen Erfolgen noch wert erscheinen, erleben zu dürfen? Was kann uns noch zu einer Lebensfreude gereichen?“ fragte Fürst Bismarck nach dem Kriege 1870/71 den Chef des Generalstabes der Armee und den Kriegsminister in demselben Zimmer, in dem unmittelbar vor dem Feldzuge alle drei konferiert hatten.

„Einen Baum wachsen zu sehen!“ war die Antwort des Grafen Moltke.

erstickt, öfter auch die Äußerung desselben zurückgedrängt, und so stand ich da, selbst als Bräutigam noch, mit der angelernten hochmütigen Höflichkeit, die selten jemand für sich gewinnt.

Dabei ist es so leicht, die Menschen für sich einzunehmen; denn es kommt im gesellschaftlichen Leben ja gar nicht darauf an, etwas Geistreiches zu sagen, sondern womöglich etwas Verbindliches, und geht das nicht, wenigstens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches sagen möchte. Das Gezierte und Unwahre macht augenblicklich langweilig, denn nichts als die Wahrheit kann Teilnahme erwecken. Wirkliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt, ja ich möchte behaupten, daß bei diesen Eigenschaften eine große Blödigkeit und Befangenheit nicht möglich ist. Wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung usurpieren wollen, als die uns zusteht, so können uns weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz außer Fassung bringen. Wer aber in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern sie in der Meinung anderer suchen muß, der liest stets in den Augen anderer Menschen, wie jemand, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich nicht auch etwas verschoben hat. Ich gestehe offen, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst abstrahiere. Mein ganzes Auftreten war nur eine mit Zuversichtlichkeit und usage du monde übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in der ich aufgewachsen, hatte meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt und den guten edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war.

Zum Glück für uns Menschen stellt die Erinnerung, wie ein Gemälde, nur das Große, nur das Poetische der Wirklichkeit dar. Sie ist der Rückblick auf eine weite Landschaft, die wir durchwandert, und über der ein zauberischer Nebel ruht. Wir sehen noch die Täler, durch die wir gezogen, aber nicht mehr die steilen Pfade, die zu ihnen führten, oder die Dornen, die uns auf ihnen verwundeten.

So verwischt die freundliche Natur mit wohlwollender Hand die Spuren, die Haß und Feindschaft der Menschen ihr vergebens aufzudrücken streben. Nur das Gemüt des Menschen gleicht dem vom Strome geknickten und zu Boden geworfenen Rohre, das sich nicht wieder zu erheben vermag. Und wenn der Glaube der Inder an eine Seelenwanderung wahr sein sollte, so möchte ich wenigstens nicht wieder als Mensch geboren werden; denn eigentlich besteht das menschliche Leben nur aus Enttäuschungen.

Sehnsucht nach dem Jenseits.

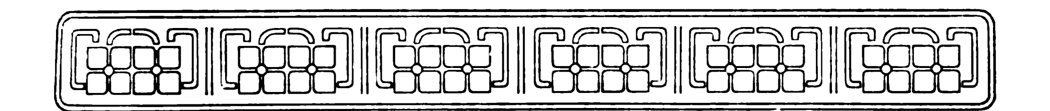
Nun sind sie alle vorausgegangen, wohl weil Gott mit der Lösung ihrer Lebensaufgabe zufrieden gewesen ist. Wie kann man nur einen Menschen beklagen, der gestorben ist!



Diejenigen sind zu beklagen, die ihn geliebt und verloren haben. Es ist ein schlechter Trost jemanden zu vergessen.

Meine Frau schied in der Blüte des Lebens und der Gesundheit, voll Stolz auf ihr Vaterland und ihren König, voll Liebe zu allen Menschen, nach einem kurzen, aber, soweit es hienieden möglich, glücklichen Dasein, und doch möchte ich sie nicht in das Leben zurückrufen. Ich denke aber, die Hingeschiedenen sind doch dieser Welt nicht so fern, daß sie nicht doch noch mit uns empfinden, ebenso wie ich überzeugt bin, daß ich nach meinem Tode alle Fortschritte der Anlagen in Creisau genau werde beobachten können. Ich hoffe, daß Marie mich jenseits empfangen wird, wenn die Qual dieses Erdenlebens endlich abgelaufen sein wird, und danach kann ich mich oftmals herzlich sehnen.





Goeben.

Sein Werdegang zum Feldherrn.

Die vierzigjährige Wiederkehr des bedeutsamen Schlachttages von St. Quentin rief uns lebhaft die Persönlichkeit des ruhmreichen Feldherrn ins Gedächtnis, der zum Schluß des großen Kampfes die deutschen Truppen noch einmal in Frankreichs Norden zu entscheidendem Siege führte.

St. Quentin ist das letzte Blatt des Lorbeerkranzes, mit dem die Hand der um den entschlafenen Helden trauernden Siegesgöttin auf dem Friedhofe in Koblenz die Ruhestätte Goebens schmückt. Zahlreiche Siegesblätter sind diesem leuchtendsten vorausgegangen. Ein Held im wahrsten Sinne des Wortes hält hier Wacht am deutschen Rhein.

Wer zu ihm hat aufschauen dürfen, wer die zwingende Gewalt seines Wesens empfunden, den Glanz seines reichen Wissens und starken Könnens hat erstrahlen sehen, den drängt es, den Wegen nachzugehen, die dieser Kriegsmann, wie kaum ein anderer, beschritten hat, in dankbarem, verehrungsvollstem, persönlichem Gedenken sowohl, als in der Hoffnung, den Nachfahren einer großen Zeit ein Bild zu entwerfen, an dem sie sich begeistern, dem sie nacheifern können.

Goebens Taten hat die Geschichte mit goldenen Lettern in ihren Büchern verzeichnet; sie sind wohl jedem bekannt, der dem kriegerischen Stande angehört. Es kann sich bei diesem Versuche nicht darum handeln, eine eingehende Geschichte des Lebens und der Feldzüge unseres Helden zu schreiben, sondern nur das für seine Entwicklung als Kriegsmann Bestimmende zusammenzufassen und hervorzuheben, im Anschluß an die früheren Veröffentlichungen auf diesem Gebiet, die reichen und wertvollen Stoff dazu liefern.*)

*) 1.) Beiheft zum Mil. W. Bl. 1881. 4. u. 5. Heft. August v. Goeben, Königlich Preußischer General der Infanterie und Kommandierender General des VIII. Armeekorps. Eine Lebensskizze von v. Hänisch, Generalmajor und Chef des Generalstabes VIII. Armeekorps. Berlin, Mittler und Sohn. 2.) August v. Goeben, Königlich Preußischer General der Infanterie. Eine Auswahl seiner Briefe mit einem einleitenden Lebensbilde von Gebhardt Zernin, Großherzoglich hessischem Hauptmann à la suite der Infanterie. Berlin, Mittler und Sohn. 3.) General v. Goeben im Feldzuge 1866 gegen Hannover

Beginn der Laufbahn im Heere und die Vorschule für den Krieg bei den Karlisten. 1833 bis 1840.

Daß die hervorragenden Geistesgaben, die Goeben auszeichneten, schon in der Jugend hervortraten, ist anzunehmen, wenn seine Lebensgeschichte auch nichts Weiteres darüber zu berichten weiß, als daß er nach eigener Angabe in der Schule leicht lernte und faul war, daß er gute Kenntnisse im Lateinischen und besonders in der Geschichte besaß und sich mit Gewandtheit in der deutschen Sprache schriftlich auszudrücken verstand. Auf der Grundlage einer gediegenen Schulbildung aber hat er, wie alle bedeutenden Männer, weiter gebaut und durch fortwährendes Nachdenken ebenso wie durch ernste Arbeit sich die vollendete Klarheit, die Schärfe des Urteils und ein umfassendes Wissen angeeignet, das alle, die ihm später gegenübertraten, in Staunen setzte.

Entscheidend tritt schon in früher Jugendzeit die ausgesprochene, bis zur Begeisterung gesteigerte Vorliebe für Preußen zutage. Der Beginn seines Lebens (1815) schloß sich unmittelbar an die Befreiungskriege vom Joche Napoleons an. Der angeborene kriegerische Sinn des feurigen Jünglings fand in der auf die lange Kriegszeit folgenden tatenlosen Stille in den preußischen Heerführern und deren Kriegstaten Vorbilder, die ihn zur Nachahmung anspornten. Ganz besonders entstand in ihm die glühende Verehrung des großen Preußenkönigs und Feldherrn, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete und den Keim bildete, aus dem sich das eigene Feldherrntum entwickelte. In Vorahnung der in ihm schlummernden Kräfte empfand der junge Hannoveraner eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Wirksamkeit in dem größeren Verbande des so hoch verehrten preußischen Heeres. So mächtig war dieser Drang, daß er trotz des lebhaften Widerstandes seiner Familie, trotz aller ihm entgegentretenden Schwierigkeiten den Eintritt in das preußische Heer durchsetzte.

Aber wenn in seiner Garnison Neu-Ruppin den jungen Leutnant v. Goeben der Geist seines verehrten Helden umwehte, im Friedensdienst der damaligen Zeit war wenig Raum für kriegerische Ideale. Die hochstrebenden Gefühle mußten sich ernüchtert fühlen durch den Wert, der auf Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten gelegt wurde; wohl möglich, daß sie aus diesem Grund im Hazardspiel einen Ausweg suchten. Ein gütiges Geschick, doch aber auch der eigene Wert bewahrten unsern Helden davor, an dieser Klippe, wie so mancher andere, Schiffbruch zu erleiden. Man hat ihm diese auch später beibehaltene Leidenschaft oft zum Vorwurf gemacht; er wird, wie es bei jeder Leidenschaft der Fall ist, auch selbst unter ihr gelitten haben.

---

und die süddeutschen Staaten von Eduard von Jena, Generalleutnant z. D. Berlin, Verlag von R. Eisenschmidt. 4.) Feldzug 1870/71. Die Operationen der Armee unter General v. Goeben. Dargestellt von A. v. Schell, Major im Großen Generalstabe. Berlin, Mittler und Sohn. 5.) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte, Heft 14 vom Jahre 1891.

Aber im Grunde ist es doch die in Goeben schlummernde große kriegerische Eigenschaft der Kühnheit und der Freude am Wagen gewesen, die auf diese Weise ihren Durchbruch fand und ihn in dem reichen wechselvollen Kriegsleben auch nicht verließ.

Von hohem Interesse ist im Gegensatz zu dem Gefallen am Glücksspiel seine Vorliebe für das Schachbrett. In diesen beiden zu Anfang seiner Dienstzeit beobachteten Neigungen kennzeichnen sich frühzeitig seine späteren so hoch bewerteten kriegerischen Eigenschaften: die ruhige, auf scharfem Nachdenken fußende Überlegung und der kühne Wagemut.

Welches auch die äußeren Beweggründe gewesen sein mögen, die der eben begonnenen Friedenslaufbahn Goebens nach so kurzer Zeit ein Ende bereiteten, der innere Drang nach wirklich kriegerischer Tätigkeit, nach Gefahren und Erlebnissen hat jedenfalls den Ausschlag gegeben bei dem Entschluß des jungen preußischen Offiziers, aus dem Dienst zu scheiden und auf spanischem Boden für die karlistische Sache zu kämpfen.

Der karlistische Feldzug in Spanien, an dem Goeben vier Jahre lang, von 1836 bis 1840, teilnahm, wurde für den jungen Krieger zu einer in hohem Grade wertvollen Vorschule für seinen Beruf, die für sein ganzes kriegerisches Leben die Grundlage bildete.

Die Art, wie das schwache, von Mitteln entblößte karlistische Heer durch äußerst geschickte Verteidigung des schroffen Berglandes der baskischen Provinzen sowie durch fortwährende Vorstöße und kühne Unternehmungen von dort aus einen zähen, verzweiflungsvollen Kampf gegen erhebliche Übermacht führte, war vorzüglich geeignet, um den Krieg unter den schwierigsten Umständen kennen zu lernen mit seinen Wechselfällen, Gefahren, Anstrengungen und Entbehrungen aller Art. In den verschiedensten Stellungen: im Generalstabe mehrerer Führer, zuletzt des hervorragenden Cabrera, als Begleiter gefahrvoller und wichtiger Unternehmungen, als Führer von Kompagnien und von kleinen zusammengesetzten Abteilungen, schließlich in umfassender Wirksamkeit im Geniekorps, erlebte Goeben in Stellungen vom Leutnant bis zum Oberstleutnant eine Fülle kriegerischer Ereignisse der mannigfachsten Art.

Sein brennendes Verlangen, ins Feuer zu kommen, ließ ihn gleich nach seinem Eintreffen bei den Karlisten an Erkundungen gegen die von den Christinos und der mit ihnen verbündeten englischen Legion besetzten Hafenfestung San Sebastian sowie an einem Angriff auf die daran anschließenden Befestigungen von Passages teilnehmen. Er setzte sich dabei mit einer Kühnheit dem feindlichen Feuer aus, die von den kriegsgewohnten Karlisten als „nordische Tollheit“ bezeichnet wurde. Bei einem aus dem Vorgehen der Besatzung von San Sebastian auf Fuenterrabia entstandenen Gefechte aber wurde er verwundet und gefangen; ein Fluchtversuch wurde vereitelt. Nur durch Vermittlung des Befehlshabers der englischen Hilfstruppen, der ihn als Englisch sprechenden

Hannoveraner für sein Vaterland in Anspruch nahm, entging er dem auf den Fluchtversuch stehenden Tod durch Erschießen. Der Gefangene wurde auf dem Seewege nach Santander, von dort zu Lande nach Logroño am Ebro gebracht. Nachdem er Leiden aller Art erlitten, auch dem Tode durch fanatische Gegner kaum entgangen war, gelang es Goeben nach fast einjähriger Gefangenschaft, auf dem endlich erzielten Transport von Logroño nach der französischen Grenze zu entfliehen, sich, den Ebro durchschwimmend, seinen Verfolgern zu entziehen und nach mannigfachen Gefahren wieder zu dem karlistischen Heere zu stoßen. Hier wurde er mit Freuden begrüßt und in den Generalstab des im südlichen Navarra befehligenden Generals Garcia aufgenommen, der sich aus seinen Aufstellungen gegen die noch von den Christinos besetzten festen Punkte wandte. Von seinem General bei dem Überfall auf das feste Peralta an die Spitze einer auserlesenen Grenadier-Kompagnie gestellt, erstieg Goeben mit seinen Grenadieren in der vordersten Linie kühn die Mauern des Platzes und öffnete den nachdringenden Bataillonen die Tore.

Auf seinen Wunsch, bei einer größeren Unternehmung Verwendung zu finden, wurde er dem Generalstabe des Generals Zariategui zugeteilt. Unter dessen Befehl nahm er an dem durch Alt-Castilien bis vor die Tore von Madrid führenden erfolgreichen Streifzuge der Division teil und zeichnete sich durch Tapferkeit und Umsicht bei den ihm in den Gefechten von Zambrana und Segovia von seinem General übertragenen recht schwierigen Aufträgen aus. Von der zum Schutze der Hauptstadt in Bewegung gesetzten Übermacht mußte die schwache karlistische Division über den Duero in das Gebirgsland von Soria zurückweichen, ging aber bald von dort wieder gegen die nachfolgenden Christinos vor. Der Angriff auf Lerma wurde Goeben übertragen. Mit beispielloser Kühnheit erkundete er, seinen Truppen weit voraus, bis dicht vor die Stadt, überrumpelte diese in der Nacht mit zwei Kompagnien, nahm dann am nächsten Abend das schützende Fort, nachdem eine schnell hergestellte Batterie aus der Entfernung von 30 Schritt Bresche gelegt hatte, und zwang am dritten Tage den Feind, der sich in die als Reduit dienende Kirche zurückgezogen hatte, zur Kapitulation.

Bald darauf zog die siegreiche Division Zariategui in Valladolid ein, wo sie sich einer von Goeben stark gemißbilligten, genußreichen Untätigkeit hingab. Von hier wich die Division vor neu erschienenen Truppen, nach Goebens Ansicht ohne zwingenden Grund, wieder am Duero entlang, zurück. Auf dem Rückzugsgefecht wurde der junge tapfere Krieger wieder verwundet. Trotz schmerzhafter Wunde gab er beim Sturm auf die feindliche Besatzung einer Brücke, vor deren Feuer die Truppen zurückwichen, durch sein heldenmütiges Beispiel den Ausschlag, so daß der für den Rückzug wichtige Übergang genommen wurde.

Nach kurzer Ruhe zur Heilung seiner stark vernachlässigten Verwundung sehen wir Goeben Ende des Jahres 1837 wieder auf seinen Wunsch an der Spitze einer

Kompagnie, die zu der zu neuen Unternehmungen jenseits des Ebro bestimmten Division des Generals Garcia gehörte. Glücklich führte er bei dem bis zur Unmöglichkeit schwierigen und äußerst verlustreichen Übergang über den hochgeschwollenen Ebro seine Kompagnie in stürmischer kalter Winternacht über den Strom, für dessen Überschreitung keinerlei Vorbereitungen getroffen waren. Die stark mitgenommene Division, deren Führer sich seiner Aufgabe nicht gewachsen zeigte, mußte vor den ihr entgegentretenden überlegenen feindlichen Kräften nach Süden ausweichen. Nach großen Verlusten durch Unbill des Wetters, Mangel an Verpflegung und aufreibende Märsche wurde sie zu Anfang des Jahres 1838 nach heldenmütigem Kampfe gegen Übermacht vollständig geschlagen. Nochmals schwer verwundet zurückgelassen, fiel Goeben in die Hände der Feinde. Unter namenlosen Qualen auf dem Transport erreichte er das Lazarett in Cuenca. Hier verbrachte er bei höchst mangelhafter Fürsorge schreckliche vier Monate, nur durch standhafte Weigerung und wochenlanges bewegungsloses Ausharren in liegender Stellung der Amputation des verwundeten Armes entgehend. Als er marschfähig war, trat er im Sommer den Weg nach Madrid, von dort nach einiger Zeit den nach Cadiz an. Wieder etwa ein Jahr lang ertrug er die oft entsetzlichen Leiden der Gefangenschaft. Zweimal entging er durch Ziehen eines günstigen Loses wiederum dem Tode durch Erschießen. Endlich gelangte er zu der lange erstrebten Auswechslung und stieß nach langwierigem, wieder sehr gefahrvollem Transport von Cadiz über Valencia im Sommer 1839 zu den in der Provinz Valencia stehenden Truppen des heldenmütigen Generals Cabrera, des bedeutendsten Führers der Karlisten. Statt der den Gefangenen zu ihrer Erholung gewährten Muße zu pflegen, beteiligte er sich sogleich auf eigene Faust an einigen Unternehmungen gegen den Feind.

Bei seinem ersten Zusammentreffen mit dem General Cabrera wurde Goeben von diesem zunächst mit Mißtrauen empfangen. Das wenig kriegerische Aussehen des infolge langer Gefangenschaft Geschwächten, der die in den unterirdischen Gefängnissen von Cadiz angegriffenen Augen durch eine blaue Klappbrille vor der blendenden Sonne schützen mußte, erinnerte den durch viele Erfahrungen mißtrauisch gewordenen Karlistenführer, wie er später angab, an einen französischen Spion, der ihn getäuscht hatte. Auf Verwendung eines Brigadegenerals, dessen Zuneigung der eifrige, tapfere junge Offizier sich schnell erworben hatte, behielt Cabrera diesen trotzdem bei sich.

Als Goeben indessen bei einem der nächsten Gefechte, infolge der Aufforderung Cabreras sich an die Spitze der Grenadiere setzend, nach tapferem Sturm auf eine feste feindliche Stellung die Niedermachung Gefangener in Empörung hindern wollte, wurde er von dem in dem langen Kriege im Kampfe unerbittlich gewordenen General so hart angelassen, daß er entrüstet eine anderweitige Verwendung in dem vom Grafen von España befehligten Heeresteil in Katalonien nachsuchte. Ein in Hitze und Ärger gefaßter Entschluß, den er bald bereute, trotzdem er von dem alten rauhen

España, dessen Achtung er durch festes Auftreten gegen anfänglich erfahrene Unbill gewonnen hatte, vortrefflich aufgenommen wurde. Da España bald darauf durch Intrigen beseitigt wurde, kehrte Goeben nach kurzer Zeit im Herbst 1839 unter die Befehle des trotz der entstandenen Mißhelligkeiten lebhaft von ihm bewunderten Cabrera zurück. Sein von diesem sehr geschätzter Landsmann General Frhr. v. Rhaden, der die Stellung des Chefs des Geniekorps im Karlistenheere bekleidete, verwendete sich für Goebens Zuteilung zu dieser im Karlistenheere besonders bevorzugten Truppe, noch kurz bevor er infolge geschwächter Gesundheit und wegen besonderer Aufträge den Kriegsschauplatz verließ.

Der neu ernannte Genieoffizier mußte sich erst tüchtig in das ihm recht fremde Gebiet einarbeiten, war aber bald mit gutem Erfolge bei den Befestigungsanlagen von Morella, dem Hauptstützpunkte der karlistischen Macht südlich des Ebro, tätig. Hier erwarb er sich auch endgültig das Vertrauen und die Anerkennung Cabreras. Dieser war nach dem verräterischen Übertritt des karlistischen Hauptheeres unter Maroto und der Flucht König Karls V. mit dem Rest der ihm treu gebliebenen navarrischen Truppen nach Frankreich der letzte Hort der karlistischen Sache geblieben. Er war auch jetzt noch bereit, mit seinem Heere, gestützt auf die Befestigungen des Gebirgslandes südlich des unteren Laufes des Ebro, bis zuletzt gegen die andringenden, weit überlegenen Heere der Christinos, die er zunächst mit seinen geringen Kräften völlig in Schach hielt, auszuharren. Auch dieser letzte Führer versagte, als er im Dezember 1839 — angeblich infolge einer Vergiftung — erkrankte und seine früher so hervorragende, zähe und unermüdliche Tatkraft einbüßte. Er zog sich nach dem Ebro zurück und überließ die in den Befestigungen südlich dieses Flusses verbliebenen Truppenteile größtenteils sich selbst. So entwickelte Goeben, der trotz der schwer bedrängten und so gut wie hoffnungslosen Lage der karlistischen Sache treu und beharrlich an ihr festhielt, von Frühjahr 1840 an mitten unter Gefahren aller Art eine eifrige, völlig selbständige Tätigkeit in der Befestigung des wichtigen Stützpunktes Cañete, von dort mehrfach weite erfolgreiche Streifzüge unternehmend.

Als endlich im Sommer 1840, nachdem Cabrera mit seinem Heere den Rückzug nach Norden angetreten hatte, von den Führern der Reste der in den festen Plätzen südlich des Ebro befindlichen Truppen infolge einer zusammenberufenen Beratung der Beschluß gefaßt wurde, sich nach Frankreich durchzuschlagen, mußte auch der daran teilnehmende nunmehrige Oberstlieutenant v. Goeben diesem beistimmen. Sowie er jedoch erfuhr, daß die Besatzung des seinem Schutze anvertrauten Cañete dabei im Stich gelassen werden sollte, eilte er, aller Gefahren ungeachtet, mit wenigen Leuten, die ihn schließlich alle bis auf einen treuen Diener, dem er einst das verwirkte Leben geschenkt hatte, verließen, in selbstlosester Aufopferung durch den Feind hindurch nach dem aufgegebenen Platze zurück. Doch fand er diesen schon geräumt, und es blieb dem tapferen Offizier nichts übrig, als sich, von der bekannt gemachten Erlaubnis

Gebrauch machend, dem Gouverneur des zunächst gelegenen christinischen Platzes Teruel zu übergeben, der ihn mit Zuvorkommenheit empfing und ihm einen Paß nach Frankreich ausstellte.

Auch jetzt noch sollten die Gefahren kein Ende nehmen. Beim Verlassen von Teruel wurde Goeben von Gesindel überfallen, seiner geringen Habe beraubt und aufs neue schwer verwundet. Erst nach seiner Wiederherstellung in dem Hospital von Teruel konnte er unter fortwährender gefahrvoller Bedrohung durch die gegen die Karlisten aufgehetzte Bevölkerung die Küste erreichen und auf dem Seewege schließlich im August 1840 über die französische Grenze in Sicherheit gelangen. Da er den ihm angebotenen Eintritt in die französische Fremdenlegion schroff ablehnte, wurde ihm die Erlaubnis zu weiterem Aufenthalt, bis zur Herbeischaffung der nötigen Geldmittel, verweigert. So trat er von Perpignan, von allen Mitteln entblößt, zu Fuß, zuletzt sich von den unreifen Früchten der Obstbäume an der Landstraße nährend, jenen bekannten denkwürdigen Leidensweg über Lyon, Straßburg, Darmstadt in die Heimat an, der nicht zum wenigsten Zeugnis ablegte von der festen Stählung des Körpers wie des Charakters, die der heldenmütige junge Mann in der harten Schule der durchlebten Kriegsjahre erzielt hatte. So mächtig hatten diese Eindrücke eines elenden Daseins auf ihn eingewirkt, daß sie ihn sein ganzes Leben hindurch mit tiefstem Mitgefühl für fremdes Leid erfüllten, das er stets, oft weit über seine Kräfte, zu mildern versucht hat.

Die hochgespannten Erwartungen, mit denen der von feuriger Begeisterung erfüllte junge Krieger dem spanischen Kriegsschauplatz zugeeilt war, waren nur zum kleinen Teile erfüllt worden. Wohl hatte sein ungebändigter Tatendrang Befriedigung gefunden, aber sein späteres sprichwörtlich gewordenes Glück hatte ihn im Anfang seiner kriegerischen Laufbahn nicht begünstigt. Einer verlorenen Sache hatte er gedient und seine besten Kräfte geopfert; Verwundungen, Leiden und Enttäuschungen in großer Zahl waren ihm zuteil geworden, und wie ein elender Bettler war er heimgekehrt.

Und doch sind die vier schweren und vielfach so unglücklichen Jahre in Spanien von unendlichem Wert für die Entwicklung unseres Helden gewesen. Als ein unfertiger Jüngling, ein unerfahrener Offizier war er fortgezogen, nur mit seiner Begeisterung und dem festen Willen etwas zu leisten. Gefestigt an Leib und Seele, vertraut mit allen Eindrücken und Gefahren des Krieges, mit geschärftem und geweitetem Blick für dessen Wesenheit, seine harten Forderungen und unberechenbaren Wechselfälle war er zurückgekehrt.

Einen reichen Schatz hatte er als Mensch und Kriegsmann in dieser seiner Vorschule des Krieges gesammelt. Eine feste und bedeutsame Grundlage für seine Laufbahn als Feldherr war geschaffen worden.

Rückkehr zur Friedensvorbereitung. 1842 bis 1863.

Nach der Rückkehr aus Spanien befand sich der karlistische Oberstlieutenant v. Goeben eine Zeitlang in großer Ungewißheit über sein späteres Schicksal. Es drängte ihn zu neuen Taten; verschiedene Pläne wurden erwogen, um in fernen Landen sich an kriegerischen Unternehmungen zu beteiligen und fortzubilden.

Da griff die Hand des damaligen Prinzen von Preußen helfend in Goebens Geschicke ein. Mit dem scharfen, richtigen Blick, der den König und Kaiser Wilhelm I. die Persönlichkeiten finden und an die geeigneten Stellen setzen ließ, hatte der Prinz auch den Gehalt dieses jungen vielversprechenden Kriegers voraussehend erkannt. Als Kommandierender General des III. Armeekorps hatte er den jungen Offizier unter seinen Befehlen gehabt und sein Schicksal verfolgt. Aus den ihm gewordenen Berichten und dem Buche, in dem Goeben seine Erlebnisse in Spanien gleich nach seiner Rückkehr von dort geschildert hatte,*) waren ihm der edle Charakter, die ungewöhnlichen kriegerischen Eigenschaften, die Leistungsfähigkeit und das weit über seine Jahre hinaus gereifte scharfe und zutreffende Urteil dieses hervorragenden Offiziers bekannt geworden. Er trug Sorge, daß dessen nach so langer Friedenszeit doppelt wertvolle Kriegserfahrungen dem Heere, das er vor sechs Jahren verlassen hatte, nicht verloren gingen.

Goeben wurde im Jahre 1842 wieder in den Verband der preußischen Armee aufgenommen und als Sekondlieutenant dem Generalstabe aggregiert, bald in diesen versetzt, zum Premierlieutenant und 1845 zum Hauptmann befördert.

Die Zuteilung zum Generalstabe — wohl kaum so zufällig, wie Goeben selbst annahm, weil er in Spanien die längste Zeit dem Generalstabe angehört hatte — war für seine weitere Entwicklung von höchster Bedeutung: zunächst dadurch, daß ihn die schnellere Beförderung in jungen Jahren in höhere Stellen gelangen ließ, so daß er im Vollbesitz seiner Kräfte die seiner wartenden hohen Führeraufgaben erfüllen konnte; dann weil ihm in dieser Tätigkeit — er gehörte mit kaum einjähriger Unterbrechung als Kompagniechef bis zum General dem Generalstabe an — umfassende Gelegenheit geboten wurde zur Vorbereitung auf kriegerische Leistungen, nach denen sein ganzes Dichten und Trachten jederzeit strebte.

Über zwanzig Friedensjahre gaben reichlich Gelegenheit, die kriegerische Grundlage, die der Jüngling in Spanien erworben hatte, nach den verschiedensten Richtungen hin zu verarbeiten und zu verwerten. Von besonderer Bedeutung war das Zusammentreffen des Hauptmanns v. Goeben im Generalstabe des IV. Armeekorps mit dem damaligem Chef dieses Generalstabes, Major v. Moltke. Diese beiden so gleich-

*) Vier Jahre in Spanien. Die Karlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang. Von A. v. Goeben, Königlich spanischer Oberstlieutenant. Hannover 1841. Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung.

gestimmten Naturen waren sich in der kurzen Zeit ihres gemeinschaftlichen Wirkens sehr nahe getreten. Es hatte sich hier ein Verhältnis des Austauschens gleicher Bestrebungen und Ansichten sowie eines auf gegenseitiger Wertschätzung begründeten unbedingten Vertrauens gebildet, welches das ganze Leben hindurch anhielt und die segensreichsten Folgen zeitigte. Wie der Jüngere sich an der Geistesklarheit und den hohen kriegerischen Eigenschaften des Älteren gehoben hatte, so hatte dieser den jungen, tatkräftigen, vorwärtsstrebenden, alle Eigenschaften des Heerführers im Keime in sich tragenden Offizier verstehen und hochzuhalten gelernt. Als sie beide in ernsten Zeiten in Stellungen von höchster Bedeutung und Verantwortung wieder zusammenwirken mußten, sollte dies glückliche Verhältnis reiche Früchte tragen.

Und ferner von großem Einfluß auf Goebens Zukunft war seine jahrelange Zuteilung zum Stabe des Prinzen von Preußen, der seine Wiederaufnahme in das preußische Heer veranlaßt hatte. Nicht nur, daß er bei mannigfachen Gelegenheiten in dieser Tätigkeit seinen Gesichtskreis weitete und Erfahrungen kriegerischer Natur sammelte, die er später verwerten konnte; die Hauptsache war, daß er dem hohen Herrn, der wie kein anderer damals das Vorbild ausgezeichneter kriegerischer Eigenschaften verkörperte, persönlich nahe trat und im höchsten Grade das Vertrauen seines späteren Obersten Kriegsherrn erwarb, das ihn in den Zeiten der Reife und der Entscheidungen an die maßgebendsten Stellen setzte.

Auch diese Jahrzehnte der Friedensvorbereitung für seine späteren Kriegstaten sollten für Goeben nicht vorübergehen, ohne daß kriegerische Ereignisse an ihn herantraten.

Der Feldzug des Jahres 1849 gegen die Aufständischen in Baden brachte ihm wieder nach kurzer Tätigkeit im Stabe der Operations-Division in Westfalen eine Verwendung als Generalstabsoffizier bei dem Oberkommando der vom Prinzen von Preußen befehligten Operations-Armee in Baden. Wenn es auch keine umfassenden Kämpfe gegen einen ebenbürtigen Gegner waren, an denen er in der Rheinpfalz und in Baden teilnahm, er war doch wieder einmal in kriegerischer Tätigkeit im Feuer gewesen und hatte im Stabe des Oberbefehlshabers Einsicht genommen in die Leitung der Heeresbewegungen von höchster Stelle aus.

Die Mobilmachungen von 1850 und 1859 führten zu keinem Austrag durch die Waffen. Sie werden durch die dabei gesammelten Erfahrungen und die Beschäftigung mit den in Aussicht stehenden kriegerischen Unternehmungen auch ohnedies von großem Wert für Goeben gewesen sein; besonders die letztere, die er als Oberst und Chef des Generalstabes des in erster Linie beteiligten Grenz-Korps (VIII.) in Abwesenheit seines erkrankten kommandierenden Generals selbständig zu leiten hatte.

Und noch einmal in der langen Friedenszeit fand der Oberst v. Goeben Gelegenheit, seinen Drang nach kriegerischer Tätigkeit, wenn auch nur als Zuschauer, zu stillen: als Führer der an dem spanisch-marokkanischen Kriege teilnehmenden preußischen

Offiziere im Jahre 1860. Zwar waren es keine bedeutsamen kriegerischen Ereignisse, denen er beiwohnen konnte, aber er hatte doch die in dem langen Frieden doppelt wertvolle Gelegenheit gehabt, den Ernst des Krieges wieder einmal mit eigenen Augen zu schauen und bei seinem Verweilen im Verbande spanischer Truppen die Erinnerungen an die Karlistenzeit aufzufrischen; in wie anderer Verfassung als damals vor 20 Jahren.

Noch zu Ende der Friedensvorbereitungszeit hatte Goeben als Chef des Generalstabes des VIII. Armeekorps Gelegenheit, an den größten Friedensübungen tätigen und leitenden Anteil zu nehmen, mit denen der Soldatenkönig Wilhelm I. bald nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1861 am Rhein die durch ihn eingeleitete neue frische Bewegung auf dem Gebiete des Heerwesens kennzeichnete.

Dann wurde General v. Goeben im Jahre 1863 zum Brigadekommandeur ernannt. Als solcher sollte er seine eigentliche kriegerische Laufbahn beginnen.

Der erste Schritt 1864.

Es war nicht zu verwundern, daß ein Mann von der Vergangenheit, Erfahrung und Durchbildung wie der General v. Goeben besonders hervortreten mußte, sobald sich ihm die Gelegenheit bot, als höherer Führer bei kriegerischen Vorgängen von größerer Bedeutung zu wirken.

Das geschah zuerst im Kriege Preußens gegen Dänemark im Jahre 1864. In kurzer Zeit hatte Goeben sich durch seine Kriegserfahrung, seine Kühnheit und Kaltblütigkeit in der Gefahr, die Ruhe und Umsicht in der Leitung des Kampfes, sein scharfes Erfassen und die zutreffende Beurteilung der jedesmaligen Lage einen Namen gemacht. Die „Brigade Goeben" war bald in aller Munde. Seine Vorgesetzten schätzten ihn auf das Höchste, verlangten und hörten seinen Rat, seine Untergebenen gingen im wahren Sinne des Worts für ihn durchs Feuer. Sie empfanden mit Genugtuung, daß er höchste Anforderungen, wenn es sein mußte, mit größter Schonung und Sorge für ihr Wohl nach jeder Richtung hin, sowie es möglich war, in glücklichster Weise verband.

Der General selbst fühlte sich an der Spitze seiner trefflichen Offiziere, seiner Westfalen mit ihren tüchtigen kriegerischen Eigenschaften so recht in seinem Element. Alles war bei diesem für die Mehrzahl der Kämpfer ersten Waffengang nach beinahe fünfzigjährigem Frieden voller Begeisterung für kriegerische Taten; Offiziere und Truppen waren gut im Frieden vorbereitet, erfüllt von Vertrauen auf die vorzügliche Bewaffnung. Dem Feinde gegenüber erlangte man ohne Überhebung bald das Gefühl entschiedener Überlegenheit.

Es war kein großer Krieg mit umfassenden Heeresbewegungen und ausgedehnten Schlachtfeldern, aber eine ausgezeichnete Schule, um die Truppen an die Anstrengungen und Beschwerden des Krieges — noch dazu in der Winterszeit — zu gewöhnen, sie

mit der Gefahr im Kampfe vertraut zu machen und in einer Reihe kleinerer Unternehmungen und Gefechte, schließlich auch in Waffentaten von größerer Bedeutung zu kriegerischer Verwendung heranzubilden.

Dazu war General v. Goeben ganz der Mann: ein Erzieher zum Kriege von hervorragender Bedeutung. Er für seine Person mochte sich in die Zeit seiner Karlistenkämpfe zurückgesetzt fühlen.

In der Vorpostenstellung vor den Düppeler Schanzen führte er selbst bei den Erkundungen in vorderster Linie seine Truppen an und drang in dem Gefecht am 22. Februar ungestüm bis an das Glacis der dänischen Schanzen vor. Zu Pferde im heftigen Gewehr- und Geschützfeuer haltend, erließ er, unberührt von den den meisten noch neuen Eindrücken, seine Befehle und gab, seine Untergebenen anfeuernd, das Vorbild eines kühnen, todesmutigen, besonnenen Führers, der jede Anstrengung und Gefahr mit ihnen teilte und sie immer zum Siege führte. Ja, er setzte sich mit Absicht mehr als sonst dem höheren Führer zukommt, in vorderster Linie der Gefahr aus, weil er es bei diesen ersten kriegerischen Ereignissen für notwendig hielt, ein solches Beispiel zu geben.

Ebenso bewußtermaßen benutzte er jede Gelegenheit zu kleinen Unternehmungen, die geeignet erschienen, dem Feinde Abbruch zu tun und Vorteile für die eigene Stellung zu gewinnen, um Offiziere und Mannschaften an die Bewegung in dem schwierigen Gelände zu gewöhnen, ihnen, wie er sich ausdrückte, „Leben und Selbstvertrauen zu geben", seine umfassende Kriegserfahrung dabei auf das Glücklichste verwertend. Wenn die 26. Brigade in die erste Linie einrückte „verging kaum ein Tag, an welchem sie nicht die ihr gegenüberstehenden Abteilungen durch kleinere Überfälle beunruhigte".*) Wohl war es bezeichnend, daß Prinz Friedrich Karl schon bald nach Beginn des Feldzuges als Losung und Feldgeschrei: „Goeben — Kühn voran" ausgab, daß dies Wort in der Brigade haften blieb und die Truppen der 26. Brigade sich bei den Kämpfen mit dem Rufe: „Goeben, Goeben" auf den Feind stürzten.

In den Gefechten, welche die preußischen Truppen bis vor die Düppeler Schanzen führten, um deren Belagerung zu beginnen, zeichnete sich Goeben durch tatkräftiges und umsichtiges Eingreifen aus und gelangte überall zum Erfolge. Besonders in dem Gefecht um Rackebüll am 17. März zeigte sich seine kriegerische Einsicht und Kraft. Zweimal nahm er das bei einem kräftigen Vorstoß der Dänen während seiner zeitweisen Abwesenheit nach der ersten Besitznahme vorübergehend aufgegebene Dorf und behauptete die errungene Stellung, blitzschnell die Lage übersehend, überall kräftig eingreifend, dabei die Sorge für die Truppe niemals außer acht lassend und immer bedacht, Unterstützungen zur Verfügung zu haben, um jeder Lage gewachsen zu sein.

---

*) Der deutsch-dänische Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. Berlin 1886. E. S. Mittler & Sohn, S. 403.

Aber wenn die Tatenlust des jungen feurigen Generals, in dem nach seiner Selbstbeobachtung „immer das offensive Element vorherrschte“, mächtig vorwärts drängte, so beeinträchtigte diese schönste Eigenschaft des Führers doch keineswegs die ruhige Überlegung; niemals ließ sie die Sorge außer acht, der Truppe jeden unnötigen Verlust zu ersparen.

Wie es bei einem so hochstehenden Kriegsmann nicht anders zu erwarten war, verfolgte er auch über seinen Wirkungskreis hinaus den Gang der Dinge. Schon bei Beginn des Vormarsches an die Schlei äußerte er seine Ansicht dahin, „er würde ganz unterhalb über die Schlei gehen und auf Flensburg marschieren“, um auf diese Weise einen verlustreichen Kampf um die feste Danewerkstellung zu vermeiden und den Feind in Flanke und Rücken zu fassen. Nach seiner Ansicht hätte dies Resultat schon vorher schärfer ins Auge gefaßt und daraufhin mehr vorbereitet werden müssen; man hätte dem Feinde dann großen Abbruch tun können.

Vor Düppel vertrat er von vornherein die Ansicht, daß die Düppelstellung nur nach ausreichender Beschießung durch schwere Geschütze und nach belagerungsmäßigem Vorgehen zu nehmen sei, und riet von allen frühzeitigen Versuchen, sich der Schanzen durch Sturm zu bemächtigen, dringend ab. Dagegen faßte er von Anfang an zur Vermeidung des Frontalangriffs auf die Schanzen den Plan eines Übergangs nach Alsen ins Auge und brachte ihn an maßgebender Stelle zur Sprache. Immer wieder überlegt und bespricht er ihn in der Hoffnung, daß seine Brigade dazu bestimmt werde. Als dann endlich am 2. April der Übergang von Ballegaard über die Alsener Föhrde nach Alsen mit der 26. Brigade an der Spitze ausgeführt werden sollte, mußte das Unternehmen wegen andauernden heftigen Sturmes aufgegeben werden. Goeben hielt es jetzt für einen solchen Übergang überhaupt um Wochen zu spät, da das wichtige Moment der Überraschung fehlte, überall davon gesprochen worden wäre und die Dänen darauf aufmerksam gemacht und vorbereitet waren.

Trotzdem wurde der General am Tage des Sturmes auf die Schanzen der Düppelstellung (18. April) beauftragt, mit seiner Brigade nunmehr vom Satruper Holz aus einen Übergang über den Alsensund zu versuchen. Es war ihm überlassen, den Versuch unter günstigen Umständen zur Ausführung zu bringen oder es bei einer Demonstration zu belassen.

Der so hervorragend kühne Führer übte die Selbstentsagung, von dem Übergange Abstand zu nehmen, um das in sicherer Aussicht stehende Gelingen des Sturmes nicht mit einem an dieser Stelle voraussichtlich verlustvollen Mißlingen zu verbinden. Nur wenn der Sturm nicht gelingen sollte, wäre Goeben zum Übergang geschritten, um die dänischen Reserven abzuziehen und eine Wiederholung des Angriffs zu ermöglichen. Der General, in dessen „bewährter kaltblütiger Umsicht und Energie die Bürgschaft lag, daß der günstige Moment für ein Überschreiten des Sunds nicht

umgemutzt vorübergehen würde",*) sollte auch hier recht behalten, denn die Dänen hatten infolge der zu ihrer Kenntnis gelangten Vorbereitungen zum Übergang über den Alsensund die Reserve von Sonderburg nach der voraussichtlichen Übergangsstelle in Marsch gesetzt, so daß sie bei den Schanzen fehlte und deren Wegnahme erleichterte.

Goebens kräftig vorwärts strebender Natur entsprachen Demonstrationen überhaupt nicht. Er zählte sie zu den halben Maßregeln, von denen er im Kriege nichts wissen wollte. Bei einer späteren sich darbietenden Gelegenheit äußerte er, um einigermaßen wirksam zu demonstrieren, müsse man einer ungenügenden Truppenzahl, ohne dieser die Absicht kund zu tun, einen über ihre Kräfte gehenden Angriff an der betreffenden Stelle vorschreiben. Das führe natürlich leicht zu großen Opfern, und man wäre daher selten zu einer solchen Maßregel geneigt. Dachte er hierbei an Alsen?

Als es dann am 29. Juni unter veränderten Umständen zum tatsächlichen Übergang nach Alsen kam, nahm die Brigade Goeben an ihm tätigen Anteil. Der tapfere Führer, mit einem der ersten Boote übersetzend, befand sich bald an der Spitze seiner Truppen. Zuerst in zweiter Linie befindlich, führte er entschlossen und umsichtig wie immer, persönlich anspornend, seine vordersten Abteilungen sofort kräftig gegen den Feind vor und gelangte bald mit der Brigade auf dem rechten Flügel in die vorderste Linie. Einen feindlichen Gegenangriff schlug er blutig ab und drang dann, ihm entgegentretenden Widerstand brechend, ohne die beabsichtigten Umgehungsbewegungen des linken Flügels abzuwarten, gegen die Höhen von Sonderburg vor, um auch diesen wichtigen Punkt nach erneutem Kampfe in Besitz zu nehmen und die Verbindung mit den in der Düppelstellung verbliebenen Truppenteilen herzustellen. Ein Befehl des Generalkommandos hielt dann die Brigade Goeben in ihrem Siegeslaufe bei Sonderburg fest, um durch den linken Flügel des Korps die Dänen von einer Einschiffung in die dazu herangezogenen Schiffe abzuschneiden. Als die Nebentruppen mit ihm in gleiche Höhe gelangt waren, drang Goeben am Abend weiter vor. Es gelang noch Abteilungen seiner Brigade, einige dänische Truppen beim Einschiffen zu beschießen. Von einer weiteren Verfolgung wurde auf höheren Befehl Abstand genommen.

So endete der Feldzug für die Brigade Goeben noch mit einer glänzenden, größeren Waffentat, in der die oft bewährten hervorragenden kriegerischen Eigenschaften des Führers durch Verleihung des Ordens pour le mérite die Anerkennung des Obersten Kriegsherrn fanden.

---

*) Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864, bearbeitet von G. Gr. W., Königlich Preußischem Generalstabsoffizier der verbündeten Armee. Berlin 1868. Verlag von A. Dunker, S. 405.

Der Feldzug von 1864 aber wurde für den General zum ersten Schritt auf seiner Feldherrnlaufbahn. Er hatte die Eindrücke seiner Jugend und die Ergebnisse seiner Friedensvorbereitung an der Spitze eines größeren Truppenkörpers in die Tat umgesetzt, seine Kriegserfahrungen vermehrt, seinen Gesichtskreis als Truppenführer erheblich erweitert. So vorbereitet, trat er in einen neuen, an Erfolgen reichen Zeitabschnitt seines kraftvollen und umsichtigen kriegerischen Wirkens ein.

Die Reifezeit 1866.

Der Krieg von 1866 fand Goeben an der Spitze der zur Main-Armee gehörigen 13. Infanterie-Division; er hatte wieder seine Westfalen unter seinem Befehl. So fand das glückliche Verhältnis statt, daß ein großer Teil der Truppen schon vor zwei Jahren unter diesem allen bekannten Führer gefochten hatte, eng mit ihm verbunden war und mit höchstem Vertrauen zu ihm aufschaute. Und weiter sollte in diesem Feldzuge vom Anfang bis zum Ende den siegreichen General in beispielloser Weise das Glück begleiten, diese nach seinem eigenen Ausspruch für den Kriegsmann notwendige Eigenschaft, ohne die er nicht zu brauchen wäre. Sein Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, denn Glück hat, nach Moltke, auf die Dauer nur der Tüchtige.

Wenn der Feldzug von 1864 hauptsächlich den kleinen Krieg brachte, so hatte Goeben in der jetzigen Tätigkeit als Führer einer bald erheblich verstärkten Infanterie-Division im Armee-Verbande die eigentlichen Führeraufgaben zu lösen. Er sollte ihnen in glänzender Weise entsprechen.

Der Feldzug begann mit den Bewegungen gegen die Hannoveraner, die zur Schlacht bei Langensalza und zur Waffenstreckung der hannöverschen Armee führten. Viel Irrungen und Wirrungen, viel widerstrebende Ansichten zwischen Oberbefehlshaber und Unterführern, mehrfaches Eingreifen der Obersten Heeresleitung begleiteten diesen Zug, bei dem auch Goeben im Kampf der Meinungen Vorwürfe nicht erspart geblieben sind. Die Tatsachen stehen dem nicht zur Seite. Daß es dem General tief schmerzlich war, gerade gegen seine Landsleute kämpfen zu müssen, ist menschlich nur zu erklärlich; er selbst hat dem unverhohlen Ausdruck gegeben. Ebenso unumstößlich ist bei seinem Charakter, seinem Pflichtgefühl und seinen kriegerischen Eigenschaften, daß er sein Bestes und Möglichstes getan hat, um der ihm zufallenden, aus den oben erwähnten Gründen recht schwierigen Aufgabe gerecht zu werden.

Skizze 1. Gleich zu Beginn der Feindseligkeiten geschah es auf die Vorstellungen des Divisionskommandeurs beim Oberkommando, daß die zunächst bei Minden verfügbare Division Goeben mit einem Gewaltmarsch von 5½ Meilen schon am 17. Juni von der reichliches zurückgelassenes Kriegsmaterial bergenden Hauptstadt Hannover Besitz nahm, welche die hannöverschen Truppen in eiligem Abmarsch nach Süden verlassen hatten.

Der Auffassung des Oberkommandos entgegen, das sich gegen das bei Frankfurt a. Main in der Bildung begriffene VIII. Bundeskorps wenden wollte, vertrat Goeben von Anfang an die Ansicht, daß es sich in erster Linie darum handle, den Abzug der hannöverschen Armee nach Süden und ihre Vereinigung mit den Bayern (VII. Bundeskorps) zu verhindern. Er machte bei einer Beratung über die vorzunehmenden Bewegungen den Vorschlag, seine Division mit der Eisenbahn über Magdeburg nach Gotha, Eisenach und Gerstungen zu befördern, um von hier aus den hannöverschen Truppen den Abmarsch durch den Thüringer Wald zu verlegen, während das ihm folgende Korps Manteuffel von Norden, die über Kassel vormarschierende Division Beyer von Westen vorgehen sollten. Leider drang er mit seiner Ansicht nicht durch, die sich nach dem Gange der Ereignisse als im höchsten Grade zutreffend erwies. Nach den eingegangenen Nachrichten wurden die Hannoveraner in einer Stellung bei Göttingen vermutet, in der sie angegriffen werden sollten. Als die Division Goeben bei Göttingen anlangte, fand sich dort nichts mehr vom Feinde vor: der Abmarsch nach Süden war bereits fortgesetzt. Das Oberkommando nahm nun den Plan des Vormarsches auf Frankfurt a. Main wieder auf, da es doch nicht mehr möglich sei, den Abmarsch der hannöverschen Armee zu hindern. Wieder war es Goeben, dessen Vorstellungen den Oberbefehlshaber bestimmten, von diesem Vorhaben Abstand zu nehmen und sich zunächst weiter gegen die Hannoveraner zu wenden.

Inzwischen hatte die Oberste Heeresleitung, von dem Eintreffen der Hannoveraner bei Mühlhausen in Kenntnis gesetzt, in demselben Sinne an das Oberkommando verfügt, die Absendung von Truppen aller Waffen über Kassel nach Eisenach befohlen und selbst mit schwächeren zur Hand befindlichen Truppenabteilungen Gotha und Eisenach besetzt, um das Durchbrechen der hannöverschen Armee bei diesen Punkten zu verhindern. Als diese Armee sich südlich Langensalza dem nur schwach besetzten Eisenach in bedrohlicher Weise genähert hatte, ging am 24. Juni die Nachricht von einem bevorstehenden Angriff auf Eisenach beim General v. Goeben in Münden nördlich Kassel durch das Oberkommando ohne Zusätze und Befehle ein. Die Division Goeben sollte an dem genannten Tage diesen Punkt erreichen; eine Bahnbeförderung über Kassel war nicht angängig gewesen, da der Tunnel zwischen Münden und Kassel gesperrt war. General v. Goeben ordnete sofort den Weitermarsch seiner Division auf Kassel noch an demselben Tage an, ließ dort Eisenbahnmaterial zur Fahrt nach Eisenach bereitstellen und die in Kassel anlangenden Truppen je nach ihrem Eintreffen dorthin befördern. Am 25. Juni verfügte er daselbst mit der dort schon vorhandenen schwachen Abteilung und den dahin beorderten Teilen der in dieser Richtung in Anmarsch befindlichen Division Beyer über die Truppenstärke von etwa einer Division.

Infolge von Verhandlungen des in seinem Entschlusse hin- und herschwankenden hannöverschen Oberkommandos über einen Waffenstillstand erfolgte indessen kein Vor-

gehen der hannöverschen Armee auf Eisenach, sie ging vielmehr nach Langensalza zurück. Auch ein Angriff der preußischen Truppen mußte wegen der unterdes angesagten 24stündigen Waffenruhe für den 26. Juni unterbleiben.

Inzwischen waren sowohl Nachrichten von einem angeblichen Abmarsch der hannöverschen Truppen auf Mühlhausen als von dem am 25. Juni erfolgten Vormarsch der Bayern über Schweinfurt in nördlicher Richtung eingegangen. Infolgedessen sollten, da die Waffenstillstandsverhandlungen zu keinem Ergebnis geführt hatten, die Truppen bei Gotha — durch Absendung von Teilen des Korps Manteuffel mit der Eisenbahn über Magdeburg auf etwa eine Division unter General v. Flies verstärkt — den Hannoveranern von Süden folgen, General v. Manteuffel mit dem Rest seiner Truppen sich von Norden gegen sie in Richtung auf Mühlhausen wenden. Dagegen wurde General v. Beyer mit den noch in Kassel befindlichen Truppen der 13. Infanterie-Division bei Gerstungen, General v. Goeben mit den unter seinem Befehl vereinigten Kräften bei Eisenach gegen den Anmarsch der Bayern verfügbar gehalten.

Diese Maßnahmen führten am 27. Juni zu dem vereinzelten unglücklichen Zusammenstoß der schwachen und verschiedenartig zusammengesetzten Division Flies mit der gesamten hannöverschen Armee bei Langensalza, nach welchem die erstere auf Gotha zurückgehen mußte. Hier wurde sie sofort durch Truppen des Generals v. Goeben verstärkt, die dieser dem General v. Flies mit der Bahn zusandte, so wie er die Sachlage erfahren hatte. Am 28. Juni wurden Abteilungen des Generals v. Beyer nach Eisenach herangezogen und der Vormarsch gegen die bei Langensalza verbliebene hannöversche Armee eingeleitet, während General v. Manteuffel weiter auf Mühlhausen vorrückte. Die von allen Seiten eingeschlossene hannöversche Armee verlangte am 29. Juni einen Waffenstillstand, an den sich dann die Kapitulation anschloß. Weder der Oberbefehlshaber noch General v. Manteuffel war zunächst geneigt, auf den Waffenstillstand einzugehen; nach ihrem Sinn wäre trotzdem ein Angriff erfolgt. Dem hochherzigen Eingreifen des Generals v. Goeben, an den die Verhandlungen zuerst herantraten, der über seine Befugnisse hinaus sofort das Einstellen der Feindseligkeiten verfügte und die Generale v. Manteuffel und v. Flies zu gleichem Handeln zu bestimmen versuchte, ist es zu verdanken, daß ein nochmaliges unnötiges Blutvergießen zwischen den deutschen Bruderstämmen verhindert wurde. Nachdem hier kriegerische Zwecke nicht mehr zu verfolgen waren, wird niemand gegen das Verfahren des Generals etwas einzuwenden haben, das seinem Herzen und der Anhänglichkeit an seine engere Heimat in hohem Grade zur Ehre gereicht. Solange diese Zwecke maßgebend waren, hat er mit gewohnter Umsicht und Tatkraft alle Maßregeln ergriffen, um zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen, das ihm von Anfang an klar vorschwebte, und das er aller Irrungen und Hemmungen ungeachtet folgerichtig erstrebte.

Nach der Kapitulation von Langensalza wurden zunächst die durch das Hin- und Hermarschieren der verschiedenen Truppenkörper und durch die vielfachen Abzweigungen sehr durcheinander geratenen Verbände wiederhergestellt; die Division Goeben erreichte durch Zuteilung eines Infanterie-Regiments die Stärke von 15 Bataillonen, 9 Schwadronen und 31 Geschützen. Dann begann der Feldzug gegen die süddeutschen Truppen, von denen die Bayern (VII. Bundeskorps), wie erwähnt, schon im Vorrücken über den Main zur Unterstützung der Hannoveraner begriffen waren, während das aus den übrigen süddeutschen Kontingenten und einer österreichischen Brigade zusammengesetzte VIII. Bundeskorps sich noch bei Frankfurt a. Main versammelte.

Das Oberkommando hatte wiederum die Main-Armee die Richtung auf Fulda einschlagen lassen, gegen Goebens Rat, der gegen die zunächst stehenden Bayern marschieren wollte. Es behielt diese Absicht auch bei, als die Vorposten der Division Goeben am 2. Juli im Werra-Tal südlich Salzungen mit bayerischen Abteilungen zusammengestoßen waren. Goeben stellte nochmals den Antrag, sich gegen den dicht vor ihm stehenden Feind zu wenden: wieder ohne Erfolg, es blieb bei dem Marsch in Richtung auf Fulda. Erst auf die Meldung von der Ansammlung starker bayerischer Kräfte in ihrer linken Flanke erhielt die am 3. Juli bei Dermbach stehende, dort wiederum mit bayerischen Erkundungsabteilungen zusammengestoßene Division Goeben den Befehl, am 4. Juli „einen kurzen Vorstoß" gegen die Bayern zu machen, dann aber wieder die Richtung auf Fulda einzuschlagen. Daraufhin setzte General v. Goeben, der den Feind, zwei bayerische Divisionen, gegenüber hatte, am 4. Juli eine Brigade in südlicher, eine in östlicher Richtung in Bewegung, eine Reserve bei Dermbach zurückhaltend. Nachdem die vorgeschickten Brigaden nach heftigen, durch die Wirkung des Zündnadelgewehrs günstig beeinflußten Gefechten an beiden Punkten, wo sie mit dem Gegner zusammenstießen — bei Zella und Wiesenthal-Roßdorf —, siegreich vorgedrungen waren, mußte, um dem Befehle des Oberkommandos zu entsprechen, der Kampf abgebrochen und nach Mitnahme der Verwundeten zurückmarschiert werden, sehr gegen Goebens Ansicht, der die Möglichkeit vor Augen sah, schon hier — unter Umständen mit Unterstützung des nahe stehenden Korps Manteuffel — einen kräftigen und entscheidenden Schlag gegen den Feind zu führen. Er äußerte darüber: „Der Feind mußte bekämpft und verfolgt werden, kurze Vorstöße existieren im Kriege nicht, greift man an, so muß man Resultate haben. Diese sind durch den Befehl vereitelt worden, und die Verluste waren unnütz. Die beiden feindlichen Divisionen würden bei Durchführung der Offensive bis auf weiteres kampfunfähig gemacht worden sein, während sie jetzt bald genug wieder gegen uns fechten werden."

Tatsächlich hatten die beiden bayerischen Divisionen auf höheren Befehl das Gefecht abgebrochen, um sich nach der Gegend von Kaltennordheim zurückzuziehen, wo die bayerische Armee vereinigt werden sollte. Dieser Umstand erleichterte die

äußerst schwierige und bedenkliche Aufgabe der Division Goeben, vor der der Führer nicht zurückgeschreckt war, die er in Meisterschaft mit Hilfe seiner vortrefflichen Truppen kräftig und erfolgreich durchgeführt hatte, bei der indessen ein anderer unter Umständen wohl in recht mißliche Lagen hätte geraten können.

Die Division kämpfte in diesem ersten größeren Gefecht des Feldzuges in der von General v. Goeben allgemein angeordneten Einteilung: jede der beiden Infanterie-Brigaden (General v. Kummer und v. Wrangel) war durch Zuteilung einiger Schwadronen und Batterien zu einem selbständigen Körper gemacht worden; zu seiner Verfügung hielt der Divisionskommandeur eine Reserve von etwa drei Bataillonen, einem Kavallerie-Regiment und ein bis zwei Batterien. Vermöge dieser günstigen Verteilung der Truppen vermochte der Führer jedem Brigadekommandeur eine der jedesmaligen Kriegslage entsprechende selbständige Aufgabe zu geben, in die er, die Leitung des Ganzen in der Hand behaltend, möglichst wenig eingriff, so die Tätigkeit der Unterführer am besten ausnutzend. Stieß er mit einer Brigade auf stärkeren Widerstand, so leitete er die andere gegen einen schwachen Punkt des Feindes. Mit der Reserve gab er den Nachdruck, wo er ihn nach erkannter Lage für nötig hielt. Die Notwendigkeit vereinigter Artilleriewirkung wurde damals noch nicht in dem Maße bewertet wie jetzt, die überlegene Feuerwirkung des Zündnadelgewehrs bedingte nicht die Unterstützung durch die Artillerie in der heutigen Ausdehnung, sie wurde sogar mehrfach zur Bekämpfung der überlegenen gegnerischen Artillerie ausgenutzt. Der glückliche Verlauf der Gefechte der Division Goeben in diesem Feldzuge wurde wesentlich durch diese Art der Verwendung der Kräfte unterstützt. In erster Linie aber war er die Folge der hervorragenden kriegerischen Eigenschaften des Führers, der zu Anfang immer vorn sich schnell ein Bild der Lage machte und dann in seltener Ruhe und bewunderswürdiger Tatkraft mit geradezu unbedingter Sicherheit das Richtige traf, der durch keine noch so unerwartete Gegenmaßregel oder Wendung zu erschüttern und niemals um neue Hilfsmittel verlegen war, den vorgefaßten Zweck zu erreichen.

Es war ein anderes Verhältnis als im vorausgegangenen Feldzuge von 1864. Jetzt handelte es sich nicht mehr um Kriegsgewöhnung der Truppe nach langem Frieden, um das notwendige Beispiel des Führers in ungewohnter Gefahr, um kleine Erkundungen und Überfälle, im höchsten Falle um Führung eines Infanteriekörpers im Verbande. Nunmehr galt es, die Führung einer Gefechtseinheit im Rahmen einer größeren Heeresabteilung zu verwirklichen.

Mit dem Zwecke war der Kriegsmann gewachsen. Wohl teilte er unerschrocken die Gefahr mit den Seinen, die in unbedingtem, begeistertem Vertrauen seiner Führung zum Siege folgten, aber er suchte die Gelegenheit zur Kühnheit nicht mehr, als es etwa ein besonderer Zweck erheischte. Im Vordergrund stand die Not-

wendigkeit, Ruhe und Übersicht zu behalten, die Bewegungen und den Kampf von sicherem Standpunkt aus zu leiten.

Der oft unter schwierigen Verhältnissen verlaufende Bewegungskrieg verlangte in höherem Maße als in Schleswig die unaufhörliche Sorge für das Wohl der Truppe, der sich der Führer in aufopferndster Weise widmete, auch auf diese Weise seine Untergebenen in Hingebung an sich fesselnd. Wo es irgend möglich war, erleichterte er den schwer belasteten Infanteristen an heißen und anstrengenden Tagen durch Fahren des Gepäcks, oder er ließ die Fußkranken nachfahren, die auf diese Weise um so eher wieder gefechtsfähig wurden. Was in dem meistens armen Gebirgslande, oft unter den schwierigsten Verhältnissen, an Verpflegung aufzutreiben war, fand sich gewiß bei der Division Goeben, die oft noch anderen aushelfen konnte. Jeder mögliche Verlust wurde durch ausgiebige Deckung im Gelände und Zurückhaltung vor starken Stellungen vermieden, den Verwundeten die größte Sorgfalt erwiesen. Dafür durfte der General auch in Marsch und Kampf fordern, was irgend zu leisten war, wie er es mit untrüglichem, kriegerischem Augenmaß erwog.

Es erschien zweckmäßig, die Gründe der so ungemein großen Erfolge, die nachfolgend kurz erwähnt werden, vorauszunehmen.

In hellem Lichte zeigte sich der bewährte Führer in dem nächsten der eintretenden Zusammenstöße mit dem Feinde, dem Gefecht von Kissingen am 10. Juli.

Die Main-Armee hatte am 6. Juli die Gegend von Fulda erreicht und befand sich hier nach den eingegangenen, nicht sehr genauen und zuverlässigen Nachrichten zwischen dem VIII. Bundeskorps, das nordwestlich bei Lauterbach, und dem VII. Bundeskorps (Bayern), das südöstlich in der Rhön bei Bischofsheim gemeldet wurde. Am 7. Juli (Ruhetag) beriet das Oberkommando mit dem General v. Goeben die weiter zu ergreifenden Maßregeln. Es galt, die Lage zwischen den beiden feindlichen Korps dahin auszunutzen, daß man sich erst gegen das eine wandte, um es zu schlagen oder zum Rückzug zu veranlassen, und dann die Hand gegen das andere frei zu haben. Als das Nächstliegende wurde von Goeben nunmehr, da die Bayern sich zurückzogen, empfohlen, gegen das VIII. Bundeskorps vorzugehen, um die rechte Flanke und den Rücken frei zu bekommen. Als indessen festgestellt wurde, daß auch das VIII. Bundeskorps auf Gelnhausen im Abmarsch sei, beschloß das Oberkommando, wieder gegen die Bayern zu marschieren.

Wir sehen, daß auch in der Art, wie Goebens Rat bewertet wurde und in die Wagschale fiel, ein anderes Verhältnis obwaltete als im Feldzug von 1864. Jetzt war seine bei jeder wichtigen Entscheidung eingeholte Ansicht bestimmend geworden und blieb es während des ganzen Feldzuges. Seine klare Übersicht der jedesmaligen Lage, sein schnell zur Tat reifender Entschluß beherrschten auch die Verhältnisse im großen mit zwingender Gewalt.

Der nunmehr durch die Rhön gegen die Fränkische Saale, wohin sich die Bayern

zurückgezogen hatten, angetretene Vormarsch der Main-Armee führte die inzwischen wiederum durch das Bataillon Lippe verstärkte Division Goeben auf Kissingen, während die Division Beyer rechts von ihr auf Hammelburg vorging, das Korps Manteuffel ihr folgte. Man hatte zuerst die Bayern in einer Stellung hinter der Saale erwartet, die auch bei Poppenhausen beabsichtigt war, dann aber aufgegeben wurde, um die Saale-Übergänge in großer Ausdehnung von der Gegend von Neustadt bis Hammelburg zu besetzen.

Als die am 10. Juli früh bei der Division Goeben eingegangenen Nachrichten besagten, daß Kissingen vom Feinde stark besetzt sei, entschloß sich der Divisionskommandeur sofort zum Angriff und ließ die am Anfang befindliche Brigade Kummer gegen die Stadt vorgehen. Die auf dem rechten Saale-Ufer gelegene Vorstadt wurde genommen. Die Übergänge der nicht zu durchschreitenden Saale bei Kissingen waren zerstört, die Straßenbrücke stark verbarrikadiert, sie wurden von Infanterie und Geschützen verteidigt. Ohne sich an dieser Stelle in ein schwieriges, verlustreiches Gefecht einzulassen, befahl der Divisionskommandeur sofort der der Brigade Kummer folgenden Brigade Wrangel, die Saale unterhalb Kissingen „irgendwo und irgendwie" zu überschreiten.*) Eine schwache Seitenabteilung von zwei Bataillonen der Brigade Wrangel unter Oberst v. der Goltz war gegen den nächsten Übergang oberhalb Kissingen bestimmt und mit der Deckung der offenen linken Flanke beauftragt worden. In dem „irgendwo und irgendwie" lag eine so zweifellos treibende Kraft, über den Fluß zu gelangen, daß die kriegsgewohnten Truppen der früheren Brigade Goeben — jetzt Wrangel — einen nicht völlig zerstörten Steg bei der Lindes-Mühle unterhalb Kissingen zu Einem überschritten, unter dem feindlichen Feuer von den jenseitigen Höhen, gegen welche die Batterien der Brigade ins Gefecht traten, wiederherstellten und sich von dort mit den vordersten Abteilungen unter Deckung gegen die besetzten Höhen sofort zum erfolgreichen Angriff gegen die linke Flanke der Besatzung von Kissingen wandten. Auch Teile der Brigade Kummer konnten infolge dieses sich fühlbar machenden Druckes auf den Feind die verbarrikadierte Saalebrücke bei der Stadt überschreiten. Nach erbittertem Kampfe wurden gegen 1° Nachmittags der Ort und der zuletzt noch hartnäckig verteidigte außerhalb gelegene Kirchhof genommen.

Nach einer Gefechtspause, in der die bei der Art des Vorgehens und dem Häuserkampf gänzlich durcheinander geratenen Truppenteile einigermaßen geordnet wurden, befahl der Divisionskommandeur nunmehr einen Angriff der ganzen Division gegen die neue Stellung, welche der Feind auf den hinter der Stadt zu beiden Seiten der nach Nüdlingen-Münnerstadt führenden Straße gelegenen Höhen besetzt hatte. Die Brigade Kummer, der das Infanterie-Regiment der herangezogenen

*) Der Brückentrain war der Division zuerst genommen, dann ihr nachgesandt worden, ohne daß darüber eine Mitteilung an sie erfolgt wäre. Er gelangte später oberhalb Kissingen bei der linken Seitenabteilung zur Verwendung.

Reserve überwiesen wurde, ging zu beiden Seiten der Straße, die Brigade Wrangel rechts von ihr flankierend längs des die Straße begleitenden Höhenzuges vor. Der Feind wich vor diesem kräftig und entschlossen durchgeführten Angriff und zog sich auf Nüdlingen zurück. Die bewaldeten Höhen jenseits Kissingen am Abschnitt von Nüdlingen befanden sich im Besitz der Division Goeben, die in dem stattgehabten Kampfe Truppen verschiedener bayerischer Divisionen, hauptsächlich der 3. und 2. in größerer Gesamtstärke wie die eigene, gegenüber gehabt hatte. Weiter dem weichenden Feinde zu folgen, hielt der Divisionskommandeur für nicht tunlich, da an der Straße zwischen Kissingen und Schweinfurt starke feindliche Truppen (4. Division) gemeldet worden waren, auf deren Vorgehen in die rechte Flanke, ja in den Rücken der Division er gefaßt sein mußte.

So wurde die Brigade Wrangel mit dem Infanterie-Regiment der Reserve in der errungenen Höhenstellung belassen, die durch Vorposten gedeckt wurde, die Brigade Kummer nach Kissingen zurückgezogen und dieser die Deckung nach der rechten Flanke übertragen.

Die früher erwähnte linke Seitenabteilung unter Oberst v. der Goltz hatte oberhalb Kissingen das linke Saale-Ufer gewonnen und dort später im Verein mit der links abgebogenen Avantgarde des Korps Manteuffel feindliche Abteilungen gefesselt, die demnächst ebenfalls zurückgenommen wurden.

Der Kampf schien beendet. Die Truppen ruhten nach dem heißen und anstrengenden Tage und suchten sich Verpflegung zu verschaffen.

Da wurden gegen Abend die Vorposten der Brigade Wrangel, bei denen durch ein Versehen an dem entscheidenden Punkte eine Lücke entstanden war, durch die von Münnerstadt über Nüdlingen vorrückende 1. bayerische Division überraschend angegriffen und zurückgeworfen. Die vom General v. Wrangel diesem neuen Angriff gegenüber erbetene Unterstützung lehnte Goeben sehr ruhig und freundlich ab mit dem Bemerken, der General sei schon durch das Infanterie-Regiment der Reserve und das Bataillon Lippe verstärkt worden, die Truppen bei Kissingen seien soeben todmüde in die Quartiere eingerückt, er würde mit seinen braven Truppen wohl dem Angriff zu widerstehen imstande sein, könne aber über die inzwischen über die Saale gegangenen Bataillone des Obersten v. der Goltz wieder verfügen. Gleichzeitig versicherte sich jedoch der Divisionskommandeur der Unterstützung des Generals v. Manteuffel, dessen Gros auf Kissingen vormarschierte.

Die Ruhe des Generals v. Goeben in dieser schwierigen Lage, in der seine Vortruppen nach überstandenem Kampfe von einer dritten bayerischen Division aufs neue angegriffen wurden, während eine vierte Division in der rechten Flanke gemeldet wurde, deren Eintreffen nur infolge einer fehlenden Zeitangabe auf dem betreffenden Befehl zum Eingreifen nicht erfolgte, ist sehr bezeichnend für ihn. Er hielt es in der schwierigen Lage seiner Division nicht für angebracht, die noch zu seiner Ver-

fügung stehenden Truppen zu verausgaben und ihre Ruhe ohne äußerste Not zu stören. Den für viele andere naheliegenden Gedanken, unter Umständen über die Saale zurückzugehen, hat er, wie ein späteres Gespräch über diesen Gefechtsmoment feststellte, überhaupt nicht gefaßt. Er hat sich das Bedenkliche seiner Lage keineswegs verhehlt, aber ruhig ausgehalten und auf sein gutes Glück vertraut, ohne auch nur einen Augenblick die Fassung zu verlieren, so auch über diesen schwierigen Augenblick hinwegkommend. Sicher hätte er übrigens auch Mittel und Wege gefunden, einem etwaigen Vorgehen der in der rechten Flanke gemeldeten bayerischen Division entgegenzutreten, gegen die schon Deckungsmaßregeln ergriffen waren, wie er ja die Vorbereitungen zur Unterstützung durch das Korps Manteuffel schon getroffen hatte.

Soweit die kurze Schilderung des Gefechts erkennen läßt, wurden durch das Geschick und die Tatkraft der Führung mit einfachen Mitteln große Erfolge erreicht. Abgesehen von einer Brigade der 3. bayerischen Division, die der Division Beyer bei Hammelburg gegenübergestanden hatte, und wenigen Bataillonen, auf welche die Avantgarde des Korps Manteuffel gestoßen war, hatte die Division Goeben alle Teile der bayerischen Armee an diesem Tage gefesselt und siegreich bekämpft. Wie in Schleswig die Brigade Goeben trat auch jetzt bei allen Kämpfen von Bedeutung und Entscheidung die Division Goeben in den Vordergrund.

Nun wurde sie nach dem Gefecht bei Kissingen als Reserve zurückgehalten und die anderen Heereskörper der Main-Armee bei dem angeordneten Vormarsch auf Schweinfurt in die vordere Linie gezogen, damit auch diese zum Erfolge kämen.

Da trat eine Wendung der Dinge ein, die wiederum die Division Goeben an die Spitze brachte und zu neuen Siegen führen sollte. Die Division war am 11. Juli gegen Mittag eben im Begriff abzumarschieren, um den in Richtung auf Schweinfurt vorgerückten Teilen der Armee zu folgen, als ein verstümmeltes Telegramm des Generals v. Moltke beim Oberkommando eintraf, welches erkennen ließ, daß Waffenstillstandsverhandlungen im Gange wären und infolgedessen die Besitznahme der Länder nördlich des Mains politisch wichtig sei. Unter Goebens Mitwirkung beschloß das Oberkommando unter diesen Umständen von der so günstige Erfolge versprechenden Verfolgung der von ihrer Rückzugslinie abgeschnittenen Bayern abzulassen, rechts gegen das VIII. Bundeskorps abzumarschieren und sich in Besitz von Frankfurt a. Main zu setzen. Das bedingte eine völlige Änderung der getroffenen Anordnungen. Die Division Goeben setzte sich sofort in der neu einzuschlagenden Marschrichtung auf Hammelburg in Bewegung, die schon gegen Schweinfurt im Vormarsch befindlichen Heereskörper wurden angehalten, um ihr zu folgen.

So hatte das Kriegsglück, das ihn begleitete, den tatendurstigen Führer wieder weit voraus in die vorderste Linie gebracht. In schnellen Märschen führte er die Division trotz großer Hitze und schwierigem Gelände über den Spessart in Richtung auf Aschaffenburg vor, bereit, anzugreifen, was er fände.

Schon am 13. Juli erfolgte bei Laufach ein Zusammenstoß mit Teilen des VIII. Bundeskorps, das sich in der Gegend von Frankfurt a. Main, Hanau und Aschaffenburg befand. Mit der Husarenschwadron der Avantgarde der Brigade Wrangel weit voraus reitend, stieß General v. Goeben an dem genannten Tage bei Laufach plötzlich auf vorgeschobene Abteilungen der mit der Eisenbahn nach Aschaffenburg beförderten hessischen Division. Die Brigade Kummer war südlich auf Waldaschaff vormarschiert, die der Brigade Wrangel folgende Reserve noch weit zurück. In einem bedenklichen Augenblick, als die Husaren von überlegener feindlicher Kavallerie zurückgedrängt wurden, griff Goeben persönlich ein und hielt das weitere Vordringen des Feindes durch Besetzung des Bahndammes mit abgesessenen Husaren und Mannschaften der Stabswache auf, bis die Infanterie heran war. Die vorgeschobenen feindlichen Abteilungen zogen sich darauf zurück. Die durch die sengende Hitze und den beschwerlichen Marsch durch den Spessart sehr ermüdeten Truppen der Brigade Wrangel gingen bei Laufach zur Ruhe über. Die Vorposten waren noch nicht ausgesetzt, als am späten Nachmittag und demnächst am Abend heftige Angriffe von zwei hessischen Brigaden hintereinander auf die bei Laufach Stellung nehmende Brigade Wrangel erfolgten. Beide Angriffe wurden mit Hilfe der Wirkung des Zündnadelgewehrs glänzend abgeschlagen, so daß die Hessen sich wieder nach Aschaffenburg zurückzogen. General v. Goeben hatte es nicht für nötig befunden, die anderen in gleichem Maße ermüdeten Teile der Division eingreifen zu lassen. Selbst die nahe südlich des Gefechtsfeldes befindliche Brigade Kummer war nicht herangezogen worden.

Am 14. Juli kam es bei Aschaffenburg zu einem Gefecht von größerer Ausdehnung. Auf die Nachricht, daß dieser Ort vom Feinde stark besetzt sei, hatte General v. Goeben, der in Voraussicht des an dem wichtigen Main-Übergange zu erwartenden stärkeren Widerstands frühzeitig die nötigen Anordnungen getroffen hatte, die Division am Morgen des 14. Juli vorwärts Laufach zusammengezogen. Er ging dann mit der Brigade Kummer südlich längs der Eisenbahn, mit der Brigade Wrangel, der die Reserve folgte, nördlich auf der Chaussee gegen Aschaffenburg vor. Die vom Feinde — Österreicher und Hessen in der Stärke von etwa einer Division — östlich dieses Ortes auf dem rechten Main-Ufer genommene Stellung wurde von der vereinigt vorgeführten, kräftig vordringenden Division trotz teilweise überlegener Artilleriewirkung genommen. Aschaffenburg und die Mainbrücke wurden durch die südlich umfassende Brigade Kummer frühzeitig besetzt und dadurch Teile des Feindes vom Rückzuge abgeschnitten. Eine zu nördlicher Umfassung angesetzte Abteilung der Division kam bei dem schnellen Verlaufe des Gefechts ebensowenig wie die Reserve zur Geltung. Schon um 1° Nachmittags war der Feind aus allen seinen, teilweise recht starken Stellungen verdrängt. Die vorzügliche Leitung des Gefechts wird im Generalstabswerk besonders hervorgehoben.

Alle diese Erfolge hatte die Division Goeben allein errungen, ohne auf Unterstützung durch die nachfolgenden Divisionen, die weit von ihr entfernt waren, rechnen zu können. Ohne Zaudern hatte der entschlossene Führer nach vorwärts gestrebt, den Feind mit seinen tapferen Westfalen zurückgeworfen und den wichtigen Main-Übergang bei Aschaffenburg dem Feinde entrissen. Der Oberbefehlshaber, der dem letzten Gefechte voller Bewunderung für die Leistungen der Division beigewohnt hatte, nahm am nächsten Tage bei einem gemeinschaftlichen Mahle Veranlassung, dem General v. Goeben seinen Dank dafür auszusprechen, „daß er mit der Division in sieben Tagen ohne einen Ruhetag, zwanzig Meilen unter den größten Anstrengungen in Rhön und Spessart zurückgelegt, in drei Gefechten unter seiner ausgezeichneten Führung den Feind geschlagen und die Vereinigung der beiden feindlichen Armeekorps durch diese Siege verhindert habe". Und Goeben antwortete darauf kurz, er verdanke seine Erfolge seinen umsichtigen Offizieren und seinen braven Truppen. Er besaß, so sehr er sich seiner prächtigen Erfolge freute, gleich Moltke in vollem Sinne die Größe der Bescheidenheit. Aber was der alte kriegsergraute Oberbefehlshaber sagte, war der sprechende Ausdruck aller, welche den Führer dieser siegreichen Division hatten wirken sehen.

Die Folge der Kämpfe der Division Goeben waren die Besetzung von Frankfurt a. Main durch diese und der Abmarsch des VIII. Bundeskorps in südlicher Richtung durch den Odenwald. Die übrigen Teile der Main-Armee waren nach Hanau und Aschaffenburg nachgezogen worden. In dieser Aufstellung verblieb die Main-Armee bis zum 20. Juli, an welchem Tage General v. Manteuffel für den zu anderweitiger Verwendung bestimmten General v. Falckenstein das Oberkommando übernahm, während die Truppen des Generals v. Manteuffel als Division Flies unter den Befehl dieses Generals traten. Der neue Oberbefehlshaber zog sofort Goeben zur Beratung über die weiteren Bewegungen heran, die zu einem Vormarsch in Richtung Miltenberg führten, da eine Vereinigung des VIII. mit dem VII. Bundeskorps in der Gegend von Würzburg vermutet wurde. Die Division Goeben war durch die oldenburgische Brigade Weltzien verstärkt worden, so daß sie schließlich beim Eintreffen vor Würzburg fast die Stärke eines Armeekorps erreichte. Am 23. Juli gelangte die Division bis in die Gegend von Amorbach-Walldürn; die beiden anderen Divisionen befanden sich links von ihr bei Miltenberg und Hundheim. Bei letzterem Ort hatte ein Gefecht mit Teilen der badischen Division stattgefunden, die demnächst über die Tauber zurückgegangen war. Man hatte so die Fühlung mit dem VIII. Bundeskorps wieder erlangt und vermutete es nach den eingegangenen Nachrichten hinter der Tauber, von Tauberbischofsheim flußabwärts bis zum Main, während sich die Bayern nach dem Main nordwärts von Wertheim, wo die Tauber in den Main mündet, gezogen hatten. Eine beabsichtigte Offensive beider Bundeskorps durch den Spessart auf Frankfurt a. Main wurde durch das Vorgehen der

Main-Armee gegen das VIII. Bundeskorps und die langsame wenig planvolle Ausführung der beabsichtigten Bewegungen vereitelt.

Nachdem der wichtige Übergang über Tauber und Main bei Wertheim schon in der Nacht vom 23. zum 24. Juli von Vortruppen der Division Flies besetzt war, rückte die Main-Armee an letzterem Tage gegen die untere Tauber vor. Der linke Flügel, Division Flies, befand sich etwa 5 km von Wertheim, der rechte Flügel, Division Goeben, etwa 10 bis 15 km von den Tauber-Übergängen bei Werbach und Tauberbischofsheim entfernt.

Der Oberbefehlshaber beabsichtigte an diesem Tage keinen Angriff auf das hinter die Tauber zurückgegangene VIII. Bundeskorps. Er wollte die linke Flügeldivision Flies über die Tauber vorschicken und dort gegen die Bayern Aufstellung nehmen, von der in der Mitte befindlichen Division Beyer den Tauber-Übergang bei Werbach besetzen lassen, die am weitesten von dem Fluß entfernte rechte Flügeldivision Goeben aber zurückhalten. Mit Rücksicht auf die große Hitze und die beschwerlichen Märsche sollten um Mittag Quartiere bezogen werden. Ehe diese Absichten aber bis zum General v. Goeben durchgedrungen waren, hatte dieser schon einen selbständigen Entschluß gefaßt. Seine Kavallerie-Patrouillen hatten gemeldet, daß die unmittelbar vor seiner Aufstellung liegenden Tauber-Übergänge bei Werbach und Tauberbischofsheim nur schwach besetzt, dahinter aber Truppenbewegungen, wie es schien rückgängige, zu bemerken seien. Der General hielt es für durchaus notwendig, diese Übergänge in die Hand zu bekommen, und beschloß, seine Truppen dagegen in Bewegung zu setzen, und zwar ließ er die Brigade Weltzien, die er begleitete, auf Werbach, die Brigade Wrangel auf Tauberbischofsheim vorgehen, die rückwärts befindlichen Teile, Brigade Kummer und Reserve Tresckow, zog er der Brigade Weltzien nach. Diese Bewegungen führten zu den Gefechten bei Werbach gegen die badische Division und bei Tauberbischofsheim gegen die württembergische, demnächst auch die österreichisch-nassauische Division. Bei Werbach gelang das Vordringen leicht, die badische Division zog bald ab. Bei Tauberbischofsheim aber stieß die Brigade Wrangel, deren zur Flankierung südlich abgesandte Seitenabteilung zu spät eingriff, auf erheblich überlegene Kräfte, die ihr das Behaupten des gewonnenen Übergangs durch mehrfache heftige Angriffe streitig zu machen versuchten. Als General v. Goeben erst spät von der schwierigen Lage der Brigade Wrangel erfuhr, sandte er sofort die Brigade Kummer zu ihrer Unterstützung ab. Doch brauchte diese nicht mehr einzugreifen. Die Brigade Wrangel hatte in seltener Ausdauer und Tapferkeit bei durchaus ungenügender Artillerie-Unterstützung allein die schwierige Lage überwunden, alle Angriffe der feindlichen Truppen abgeschlagen und diese zum Rückzuge genötigt.

Bei nachträglicher Kenntnis der Dinge fällt es auf, daß der sonst so sehr auf Flankierung und Umfassung bedachte Divisionsführer nicht einen größeren Teil seiner Kräfte auf den am meisten südlich gelegenen Übergang bei Tauberbischofsheim

gerichtet, sondern diese nach links geschoben hat. Er muß die feindlichen Hauptkräfte dort vermutet, vielleicht auch geglaubt haben, daß der Gesamtlage nach der eigene Schwerpunkt nach links zu legen sei und anderseits die Kräfte der Brigade Wrangel unter diesem bewährten Führer bei Tauberbischofsheim genügen würden. Man darf auch nicht vergessen, daß es sich zunächst nur darum handelte, von den Tauber-Übergängen Besitz zu ergreifen, daß sich der Kampf erst daraus entwickelte, und daß der General genügende Kräfte zurückgehalten hatte (Brigade Kummer und Reserve Tresckow), um, wo erforderlich, den Nachdruck zu geben. Von der Schwierigkeit der Lage der Brigade Wrangel, die nicht vorauszusehen war, erhielt er aber erst spät Nachricht. Eine Bitte um Unterstützung, namentlich durch Artillerie, hatte ihn nicht erreicht.

Der kriegserfahrene Führer der Division wird schon gewichtige Gründe für seine Handlungsweise gehabt haben, bedingt durch die so oft bei der Main-Armee herrschende Unklarheit der Lage, denn die ihr zugehenden Nachrichten waren bei der geringen Zahl der Kavallerie und den Bewegungen in Feindesland durchaus nicht so zahlreich und genau, als oft angenommen wird.

Jedenfalls hatte die Division Goeben durch schnelles Erfassen der Lage und kräftiges Zugreifen gegen erheblich überlegene Kräfte wieder eine wichtige Entscheidung herbeigeführt. Die vom VIII. Bundeskorps stark besetzte Tauber-Linie war genommen, der schon eingeleitete Vormarsch der Bayern durch den Spessart aufgegeben worden. Die beiden feindlichen Korps zogen sich in der Richtung auf Würzburg zusammen.

Am 25. Juli stieß die Division Goeben, auf dem rechten Flügel des gemeinsamen Vormarsches der Main-Armee gegen die westlich Würzburg stehenden, die Vereinigung erstrebenden beiden feindlichen Bundeskorps vorgehend, bei Gerchsheim auf das in starker Stellung versammelte gesamte VIII. Bundeskorps. Ohne auf die beabsichtigte Unterstützung der Division Beyer rechnen zu können, die sich gegen die bayerische Armee wenden mußte, überwand die Division den starken ihr entgegentretenden Widerstand, indem der Divisionskommandeur sich nach Einleitung des Gefechtes durch die Brigade Kummer in der Front zurückhaltend verhielt, die Reserven zur Unterstützung der besonders gegen die weit überlegene feindliche Artillerie schwer kämpfenden Brigade Kummer heranzog und das Eingreifen der rechts herausgeschobenen Brigade Wrangel gegen die linke feindliche Flanke in waldigem Gelände abwartete. Durch die letztere wurden gegen Abend der glückliche Ausgang des schwierigen Kampfes und der Rückzug des Feindes auf Würzburg herbeigeführt. Wäre das Antreten der Division von Tauberbischofsheim nicht erst um 1° Nachmittags befohlen worden, so hätte eine in der Nacht nicht mehr ausführbare Verfolgung bei der eingetretenen Unordnung und Verwirrung des Feindes noch größere Erfolge zeitigen können. „Dem VIII. Bundeskorps war es mithin an zwei aufeinander folgenden Tagen nicht gelungen, dem Vordringen der Division Goeben erfolgreichen Widerstand entgegen-

zusetzen, obgleich das Korps dieser Division an Kopfzahl um mehr als das Doppelte, an Kavallerie um das Dreifache, an gezogenen Geschützen um das Vierfache überlegen war."*)

Die Tatkraft des Führers war durch diese starken Leistungen in keiner Weise vermindert. Sehr ungern ertrug er den für seine Division für den 26. Juli angesetzten Ruhetag. Er hatte an diesem Tage mit vollem Recht eine Fortsetzung des Vormarsches der vereinigten Main-Armee gegen den im Rückzug nach dem Main befindlichen Feind erwartet. Als am 26. Juli der Kanonendonner des links von ihm gegen die Bayern sich entwickelnden Gefechtes der beiden anderen Divisionen der Main-Armee bei Roßbrunn hörbar wurde, stellte er dem Oberbefehlshaber persönlich vor, wie notwendig das Vorgehen seiner Truppen sei, die völlig schlagfertig wären und eines Ruhetages nicht bedürften. Er erwartete von einem solchen Vorgehen, das auf den linken Flügel des Feindes stoßen würde, große Erfolge und eine Beeinträchtigung des feindlichen Rückzuges auf das rechte Main-Ufer. Das Oberkommando blieb bei seiner Ansicht von der Notwendigkeit einer abwartenden Stellung der Division Goeben in Erwartung eines Vorbrechens des VIII. Bundeskorps gegen diese. Ein solches war dem kühnen Führer, der dies Korps an zwei Tagen hintereinander geschlagen hatte, nichts weniger wie einleuchtend. Fast schien es, als ob man ihn absichtlich zurückhalten wollte, nachdem er am 24. Juli gegen die Absichten des Oberbefehlshabers so entschieden aus der schon damals beabsichtigten Zurückhaltung selbständig herausgetreten war. Die Ereignisse lehrten wie Recht er hatte. Das VIII. Bundeskorps war am 26. Juli schon Vormittags über den Main zurückgegangen, ohne auf den Kampf der Bayern Rücksicht zu nehmen. Diese aber hatten ohne Schwierigkeiten ebenfalls das rechte Main-Ufer gewinnen können. Es gelang auf diese Weise beiden Bundeskorps, jenseits des Mains bei Würzburg, gestützt auf dessen Befestigungen, nochmals in starker Stellung der Main-Armee gegenüberzustehen. Nur die Verhandlungen zu dem dann sich daran anschließenden Waffenstillstand ersparten der Main-Armee die Durchführung eines schon eingeleiteten erneuten Angriffs auf diese gewiß nicht leicht zu überwindende Stellung.

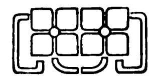
Goebens Verhalten in diesem letzten Zeitabschnitte der Feindseligkeiten zeigte wieder den scharfen Blick und die unbesiegbare Tatkraft des aus diesem Feldzuge so glänzend hervorgehenden Führers. Und doch schrieb er am Schluß der Kämpfe: „Es sind wohl Momente gewesen, in denen wir mehr, ja viel noch hätten erreichen können . . . . das Höchstmögliche wird aber im Kriege fast nie erreicht." Wie bescheiden, wie wenig geneigt, die errungenen reichen Lorbeeren zu überschätzen, wie klar über das Wesen des Krieges!

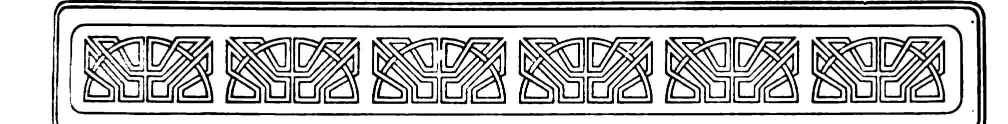
---

*) „Der Feldzug von 1866", redigiert von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes. S. 673.

Im Feldzuge von 1866 war Goeben zu einem in seltener Weise erfahrenen und durchgebildeten Führer herangereift, der die ihm unterstellte Gefechtseinheit in wechselvollen Kämpfen mit immer gleichbleibender Kühnheit meisterhaft handhabte und weiteren seiner harrenden Aufgaben in vollstem Maße gewachsen war. Wenn die überlegene Bewaffnung der Infanterie, die Beschaffenheit der Unterführer ebenso wie die ausgezeichnete Tapferkeit und Ausdauer der Truppen, nicht zuletzt auch das Glück ihn bei seinen in beispielloser Weise hervortretenden Erfolgen, wie er selbst am ersten zugab, auf das wirksamste unterstützten, so ist anderseits nicht zu verkennen, daß die Artillerie an Zahl und Ausrüstung mit gezogenen Geschützen erheblich zurückstand und er meist gegen Übermacht zu kämpfen hatte. Zweifellos fiel seine ganz hervorragende kriegerische Begabung, sowohl was Einsicht als was Tatkraft betraf, entscheidend in die Wagschale. Er war nicht nur im Rahmen seiner Division, sondern weit über diesen hinaus, in von hoch und niedrig unbestritten anerkanntem hohem Maße die Seele des Feldzuges der Main-Armee gewesen. (Schluß folgt.)

Frhr. v. Falkenhausen,
General der Infanterie z. D.





Einführung des Armeeoffiziers in die Verhältnisse der Seekriegführung.

Mit dem allmählichen Ausbau der deutschen Marine gewinnt das Zusammenwirken von Heer und Flotte, sei es ein unmittelbares oder nur mittelbares, ideelles, an strategischer Bedeutung. Die Erwägung, daß die in Land- und Seemacht vereinigte militärische Kraft einheitlich zur Erreichung des strategischen Hauptziels ausgenutzt werden muß, wird ein verständnisvolles Hand in Hand arbeiten nicht nur bei der Oberleitung beider Waffen, sondern je nach der Kriegslage unter Umständen auch an verschiedenen anderen Kommando- und Verwaltungsstellen bedingen, so daß eine allgemeine intellektuelle Vorbereitung für solche Fälle sowohl bei der Armee als auch in der Marine schon seit mehreren Jahren für erforderlich gehalten und gefördert wird. Der Seeoffizier hat bei dieser Bestrebung, die Dienstverhältnisse seiner Landkameraden kennen zu lernen, eine Hilfe in der infanteristischen und landungsartilleristischen Ausbildung, die zu den Grundlagen seiner praktischen Marineerziehung gehört, und die im späteren Dienstleben durch Landungsmanöver und Expeditionsdienst, oft auch durch Dienst in Küstenbefestigungen weiter gepflegt wird.

Solche, wenn auch bescheidenen Einblicke in den Wirkungsbereich des Kameraden der Schwesterwaffe fehlen im allgemeinen dem Armeeoffizier, der deshalb in dieser Hinsicht zumeist auf den Weg der theoretischen Belehrung und des gelegentlichen Anschauungsunterrichts angewiesen bleiben wird. Es scheint nun, als ob die Menge neuartiger Begriffe und Unterschiede, die das Seeleben aufweist, vom Landbewohner nicht ohne weiteres assimiliert werden kann, daß die mechanische Aufnahme der vielen neuen Tatsachen verwirrend wirkt und eine systematische Angliederung an das Bekannte erschwert. In erhöhtem Grade muß dieser Nachteil der Unübersichtlichkeit auftreten, wenn die Belehrung den monographischen Besprechungen der Fachpresse über einzelne Marine-Tagesfragen entnommen wird, weil hierbei eine Reihe stillschweigender Voraussetzungen angenommen wird, die dem Nicht-Seemann nicht ohne weiteres geläufig sind. Aus diesen Erwägungen heraus ist im nachstehenden versucht worden, dem Armeeoffizier die für das Verständnis der Schwesterwaffe wesentlichen Grund-

anschauungen in systematischer Weise vor Augen zu führen, in der Art, daß die Wirkungsart und die Leistungsfähigkeit der Seekriegsmittel aus dem Wesen der sie bedingenden Umstände heraus erklärt und ebenso die taktischen und strategischen Formen der Seekriegführung als notwendige Ergebnisse dieser allgemeinen Grundverhältnisse dargestellt werden. Diese Betrachtungsweise ist bei den einzelnen Hauptstoffgebieten bis zu den modernen aktuellen Fragen hinauf durchgeführt, durch welche die Leistungs- und Wirkungsgrenzen sowie auch die Entwicklungsrichtung der Seekriegsmittel am besten erkannt werden. Aus leicht erklärlichen Gründen konnte die Lösung dieser aktuellen Fragen nur allgemein, nicht für die eigene Marine im besonderen, behandelt werden, was aber für die vorliegende Aufgabe von keiner wesentlichen Bedeutung sein kann, da es sich nicht um eine ins einzelne gehende Beschreibung unserer eigenen Marineeinrichtungen, sondern um Erklärung der allgemeinen Seekriegsverhältnisse handelt. Der Gang der Betrachtungen soll der sein, daß zunächst die auf die Verhältnisse des Seekrieges einwirkenden äußeren Umstände, sodann die Gefechtseinheit des Seekrieges, das Kriegsschiff und seine Haupteigenschaften, und schließlich die kriegsmäßige Verwendung der Seekriegsmittel in der Schlacht und bei den übrigen Hauptoperationen behandelt werden.

I. Die äußeren Einflüsse, welche die Verhältnisse des Seekrieges gestalten.

Als solche müssen im wesentlichen angesehen werden: 1. Der Operationsschauplatz, 2. der Stand der Technik, 3. die Beanspruchungen und Einflüsse der Volkswirtschaft und der staatlichen Finanzkraft.

Eins der Haupthindernisse, das sich dem Landoffizier beim Studium der Seekriegsverhältnisse entgegenstellt, besteht darin, daß die klassischen Werke über die Theorie des Krieges, die von Landoffizieren geschrieben sind, stillschweigend ihren allgemeinen Betrachtungen über den Krieg die Verhältnisse des Landkrieges zugrunde legen und die Unterlagen des Seekrieges gar nicht berücksichtigen. Will dann der durch solche Werke vorgebildete Landoffizier diese Lehren, die er als allgemeine Axiome zu betrachten gewöhnt wurde, auf den Seekrieg anwenden, so beginnen sofort die Schwierigkeiten. Daß Märsche sich im allgemeinen auf Straßen vollziehen müssen, daß das Operationsgelände die verschiedensten Deckungen darbietet, daß der Grund und Boden für die Waffenträger unmittelbar gangbar ist und andere Grundanschauungen mehr, sind für den Landkriegstheoretiker so triviale Axiome, daß sie nirgends besonders erwähnt werden. Clausewitz z. B. baut seine strategischen und taktischen Folgerungen auf diese Grundideen auf, ohne letztere besonders hervorzuheben. Für den Seekrieg treffen aber viele dieser allgemeinen Grundlagen nicht zu; auch die jedem Landoffizier geläufigen, auf das Studium des Clausewitzschen Werkes gegründeten Folgerungen sind daher auf den Seekrieg nicht ohne weiteres anwendbar. Aus dieser Erwägung ergibt sich, daß man die Fundamentalunterschiede der Land- und Seekriegführung

trotz ihrer Trivialität einmal systematisch durchdacht haben muß, wenn man das Wesen der Seekriegführung verstehen will. Man wird dann die taktischen und strategischen Formen des Seekrieges als natürliche Folgen dieser verschiedenen Grundverhältnisse erkennen und nicht in ihnen willkürliche oder unverständliche Abweichungen von gewohnten Regeln erblicken.

Die wesentlichsten Unterschiede der Seekriegführung werden nun durch den Operationsschauplatz des Seekrieges bedingt; diese Verhältnisse sollen deshalb zunächst betrachtet werden.

Der Operationsschauplatz.

Die für die Kriegführung ausschlaggebenden Unterschiede des Operationsschauplatzes des Seekrieges beruhen letzten Endes auf zwei Eigenschaften des Meeres, den eigentümlichen Gangbarkeitsverhältnissen und der ebenen Oberflächengestaltung.

Die allernatürlichste Eigenschaft des Geländes, auf dem sich der Landkrieg abspielt, ist die unmittelbare Gangbarkeit für den Waffenträger, den einzelnen Infanteristen, das Pferd des Kavalleristen, das einzelne Geschütz; diese Einheiten können sich je nach Bedarf in tiefe oder breite Gruppen von verschiedener Dichtigkeit (geschlossene, zerstreute Ordnung) und numerischer Stärke zusammenschließen; auch die möglichen Kombinationen der drei Waffengattungen sind verschiebbar. Das Meer dagegen ist für die Waffen des Seekrieges nicht unmittelbar, sondern nur durch Vermittlung des schwimmenden Schiffsgefäßes begehbar; dadurch wird für den Seekrieg eine natürliche Gefechtseinheit, das Kriegsfahrzeug, geschaffen. Die Erwägung, daß Umstände eintreten können, unter denen eine solche Gefechtseinheit allein auf sich selbst angewiesen ist, zwingt dazu, sie offensiv und defensiv so auszustatten, daß sie sich jedem möglichen Gegner gegenüber zu sichern vermag. Bei Betrachtung des Kriegsschiffes soll näher dargelegt werden, daß diese Sicherungsmittel sehr mannigfaltiger Natur sein können; hier möge der Hinweis genügen, daß also das einzelne Kriegsfahrzeug naturnotwendig eine „Welt im Kleinen“, eine auf seine eigenen Hilfsmittel beschränkte, abgeschlossene Einheit bildet und die darauf untergebrachten Waffen eine gegebene, im Gefecht und selbst im ganzen Kriege unveränderliche Gruppierung darstellen.

Ferner folgt aus dem Umstand, daß die Waffen des Seekrieges einer schwimmenden Unterlage bedürfen, daß zu ihrer Bekämpfung nicht nur, wie im Landkriege, die Vernichtung der Waffen selbst und ihrer Bedienung taktisches Ziel ist, sondern daß Waffen samt Personal in viel radikalerer Weise unschädlich gemacht werden können, wenn das Schiff, das die Waffen trägt, zum Sinken gebracht wird. Es ergibt sich hieraus die Notwendigkeit, nicht nur die einzelnen Waffen des Seekrieges, sondern auch die Schwimmfähigkeit des Schiffes als Waffenträger zu schützen.

Ist einerseits der Operationsschauplatz des Seekrieges für die Waffen und ihre Bedienung nur mittelbar betretbar, so ist anderseits die Gangbarkeit des Meeres für das Schiff, auf dem die Waffen in bestimmter Zusammensetzung vereinigt sind, viel



ausgedehnterer Art, als die des festen Landes für die Landtruppen. Das Schiff ist — im allgemeinen, auf hoher See — weder an besonders vorbereitetes Gelände (Straßen) gebunden, noch auch bestehen die Beschränkungen für die einzelnen Truppengattungen auf See; die Tiefgangsbeschränkungen haben einen anderen Charakter. Der Grundsatz: „Getrennt marschieren, vereint schlagen" hat also für den Seekrieg keine Gültigkeit; „Heerwürmer" gibt es zur See nicht; die Flotte ist im Gegenteil in Marschformation massierter, als in Gefechtsformation; der Übergang aus der einen in die andere Ordnung vollzieht sich in wenigen Minuten. Da der eigenen und der gegnerischen Flotte diese schnelle Formationsänderung möglich ist, so kann man dabei nicht von „Vorteilen der Seekriegführung" sprechen; es ist vielmehr richtiger zu sagen: Die Probleme liegen für den Flottenführer auf anderem Gebiete, als für den Landstrategen; das die Landstrategie so intensiv beherrschende Problem der Vereinigung der Marschdispositionen für große Heeresmassen mit ihrer Versammlung an taktisch entscheidendem Ort ist in dieser Form im Seekriege unbekannt.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Gangbarkeitsverhältnisse auf dem Meere ist die im Vergleich zu den Truppenbewegungen an Land größere Beweglichkeit der Schiffe, die den Besitzer ausgedehnter Küstenstrecken schon so oft zur Verteilung stärkerer Landstreitkräfte an der gefährdeten Küste gezwungen sowie willkommene Basisveränderungen für an Küsten operierende Heere ermöglicht hat.

Nimmt man die Tagemarschleistung einer Truppe zu rund 25 Kilometern, die einer modernen Flotte zu 600 bis 800 Kilometern an, so ergibt sich also für die Beweglichkeit der Seestreitkräfte eine mehr als zwanzigfache Überlegenheit, die selbst dem mobilmachungsmäßigen Eisenbahntransport gegenüber immer noch etwa das Doppelte beträgt. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß bei diesen Geschwindigkeitszahlen die erheblich größere räumliche Ausdehnung des Meeres als Kriegsschauplatz, wie auch in der Eigenschaft als zu überbrückender Raum nicht die Rolle spielt, wie ähnliche Entfernungen im Landkriege. Dagegen übt diese Raumausdehnung allerdings einen gewissen Einfluß auf das Nachrichtenwesen zur See aus; Fälle wie das Passieren der französischen und englischen Flotte am 25. Mai 1797 im Mittelmeer auf wenige Meilen Entfernung ohne Sichtung oder Ahnung von der Nähe des Gegners sind im Landkriege wohl im allgemeinen ausgeschlossen. Allerdings ist diese Spurlosigkeit der Seewege doch keine so unbedingte, als es für den Nichtseemann den Anschein haben mag. Nelson sowohl, als auch kürzlich die amerikanische Flotte auf ihrer Weltreise, haben die Erfahrung gemacht, daß über Bord geworfene Gegenstände, Kisten u. dgl. oft über den ganzen Weg einer Flotte oder einzelner Schiffe Auskunft geben; und die Entwicklung der Funkentelegraphie auf Handelsschiffen, an Küstenpunkten und auf den Kriegsfahrzeugen wird voraussichtlich in einem Zukunftskriege eine Ausnutzung der „Nachrichtenlosigkeit des Meeres", wie sie noch im amerikanischen

Sezessionskriege für den südstaatlichen Handelszerstörer „Alabama“ möglich war, ausschließen.

Wenn nun zur Analysierung der zweiten eingangs erwähnten Haupteigenschaft des Meeres als Seekriegsschauplatz, der ebenen Oberflächengestaltung, übergegangen wird, so lassen sich daraus zwei Fundamentalfolgerungen ableiten: das Fehlen von Wertobjekten auf dem Meere und die gute Übersichtlichkeit, die wieder in weiterer Folge Geländebedeckungen auf See unmöglich macht.

Das Fehlen von Wertobjekten auf dem Meere selbst, wie solche auf dem festen Lande vorhanden sind, hat die heutzutage durch internationales Recht gesicherte Freiheit des Meeres begründet; Eigentumsrechte an der offenen See gibt es, abgesehen von einzelnen mittelalterlichen, heute veralteten Ansprüchen, nicht; eine Besitzergreifung des Meeres im Sinne der Okkupation feindlichen Gebietes ist im Seekriege nicht mittelbares Ziel der strategischen Operation. Anderseits hat aber auch der Sieger in der Seeschlacht, nach Vernichtung der feindlichen Streitmacht, noch nicht, wie im Landkriege, den Zugang zum feindlichen Lande gewonnen; er kann dieses also nicht ohne weiteres besetzen, sondern er ist damit erst bis zur Landgrenze des feindlichen Landes, der Küste, gelangt und beherrscht nur den Zwischenraum zwischen der eigenen und der feindlichen Landesgrenze, ein Begriff, der im Landkriege im allgemeinen überhaupt fehlt. Dieser dem Seekriege eigentümliche Umstand bringt es mit sich, daß grundsätzlich mit zwei aufeinander folgenden Seekriegs-Abschnitten zu rechnen ist: der Periode der Gewinnung der Seeherrschaft und der ihrer Ausnutzung, die wiederum im Ansetzen des Landkrieges oder im Krieg gegen den feindlichen Seehandel bestehen kann. Diese Verhältnisse sollen im letzten Abschnitt dieses Aufsatzes genauer behandelt werden.

Die andere Fundamentalfolgerung aus der Eigenschaft der ebenen Oberflächengestaltung des Meeres, die Übersichtlichkeit, muß sich naturgemäß hauptsächlich bei geringer Entfernung vom Feinde, d. h. auf taktischem Gebiet, geltend machen. Abgesehen von bestimmten Witterungsverhältnissen reicht die Übersicht über das Gefechtsfeld bis zur Grenze der natürlichen Sichtweite, und zwar nicht nur für den Schlachtenleiter, den Flottenführer, sondern auch für alle Unterführer, in gewissem Grade sogar für die Truppe selbst. Alle Vorgänge bei der eigenen Partei und beim Gegner, soweit sie sich auf ein und demselben Gefechtsfeld abspielen, werden also unmittelbar und sofort allen Beteiligten bekannt. Die packenden Schilderungen Ssemenows in seiner Beschreibung der Seeschlacht bei Tsushima 1905 lassen deutlich den ungeheuren Eindruck erkennen, den die große Wirkung der japanischen großkalibrigen Geschosse, der „Koffer“, wie sie Ssemenow nennt, und die verhältnismäßige Harmlosigkeit der russischen Treffer auf die Besatzungen ausübte. Unter den auf den Schlachtenausgang ausschlaggebend einwirkenden Imponderabilien wird daher die Nervenstärke im Seekriege eine besonders hervorragende Stellung beanspruchen.

Was die Schlachtenleitung anlangt, so folgt aus der erwähnten Möglichkeit, das Gefechtsfeld zu übersehen, daß die Seetaktik noch heute mit den Verhältnissen der alten Landkriegführung zur Zeit Friedrichs des Großen und noch früherer Epochen rechnen kann, wo der Schlachtenleiter vom „Feldherrnhügel" aus persönlich den Gang der Schlacht verfolgen und leiten konnte. Die Entwicklung der Seestreitkräfte ging eben nicht auf Vermehrung der Zahl, sondern auf Verstärkung der Gefechtskraft der Gefechtseinheit aus, bei ungefährer Beibehaltung der früher üblichen numerischen Stärke; gegenüber den in der Ruderschiffszeit und den in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts üblichen Flottenstärken sind die modernen Flotten sogar numerisch schwächer. Das Telephonhäuschen des modernen Heerführers, das viele Kilometer hinter der Gefechtsfront als Zentralnachrichtenstelle und oberste Kommandostelle fungiert, wird im Seekriege in absehbarer Zukunft kein Gegenstück bekommen.

Allerdings ist eine Gefechtskiellinie von 30 bis 40 Schlachtschiffen etwa 12 Kilometer lang; aber bei Stellung des Flottenchefs in der Mitte dieser Linie läßt sich unter normalen Wetterverhältnissen im Formationsgefecht der Überblick über das Ganze bewahren; wie der Flottenchef in den Seeschlachten der Seglerzeit meist in der Mitte seiner Flotte, oft sogar auch etwas aus der eigenen Linie herausgerückt, weiter von der feindlichen Linie ab, stand, um die Leitung in der Hand zu behalten, so wird diese Stellung in der Mitte wohl auch bei modernen größeren Flotten, eben des besseren Überblicks wegen, die Regel bilden. Daß Togo in der Schlacht bei Tsushima an der Spitze seiner Kiellinie stand, erklärt sich durch die geringe Länge seiner Schlachtlinie, die nur aus zwölf Schiffen bestand. Eine Stellung außerhalb der eigenen Gefechtslinie, gewissermaßen der Stellung auf einem „Feldherrnhügel" vergleichbar, wird ein moderner Flottenchef nicht wählen; das Fiasko des italienischen Admirals Persano bei Lissa 1866, der sich kurz vor Beginn der Schlacht auf den außerhalb der Schlachtformation stehenden „Affondatore" begab, hat den Fehler solcher Handlungsweise deutlich gezeigt: die Schlachtenleitung entfiel mit diesem freiwilligen Rücktritt aus der Hauptschlachtlinie seinen Händen.

Die Gefährdung des Führers, die mit dieser Eingliederung seines Standortes in die Gefechtslinie verbunden ist, bildet allerdings einen taktischen Nachteil, der aber unzweifelhaft durch die Möglichkeit persönlichen Überblicks und schneller Entscheidung bei taktischen Situationsänderungen aufgewogen wird. Für die Unterführer bringt diese Möglichkeit, dem Gang der Schlacht im großen zu folgen, in weit höherem Grade als in der Landschlacht die Verpflichtung, selbständig im Sinne der großen Ideen des Flottenchefs zu handeln, wo taktische Lagen dies gestatten. Taten, wie die Nelsons bei St. Vincent 1797, der als Kommandant aus der Linie brach und dadurch den Durchbruchsversuch einer spanischen Schiffsabteilung erfolgreich vereitelte, wodurch der Ausgang der Schlacht entscheidend beeinflußt wurde, werden in modernen Landschlachten wohl kaum taktisch gleichwertige Analogien finden, während

die moderne Seeschlacht diese erhöhten Anforderungen an die Geistesgegenwart der Unterführer noch durchaus in demselben Grade wie zu Nelsons Zeiten stellt.

Die Übersichtlichkeit des Gefechtsfeldes zur See hat noch eine weitere grundsätzliche Verschiedenheit der Seetaktik zur Folge. Die Arbeit mit Reserven, deren richtiges Einsetzen ja in der Landschlacht das Hauptproblem des Taktikers darstellt ist im Seegefecht unmöglich; eine Unsicherheit über Stärke und Aufstellung der Reserven, somit ein überraschendes Auftreten an bedrohten Punkten läßt sich zur See nicht erreichen. Auch der Begriff der Gefechtsfront und die damit zusammenhängenden Folgerungen des Landtaktikers, die das Schlagen mit verkehrter Front, die Bedrohung von Flanke und Rücken zu so ausschlaggebenden Momenten stempeln, existieren in der Seetaktik nicht; die Flankenbedrohung in der sogenannten „T"-Stellung, in der die gesamte Flottenbreitseite der schmalen Seite (Spitze oder letztes Schiff) einer Gefechts-Kiellinie zugekehrt ist, ist zwar auch im Seegefecht der taktische Hauptvorteil, nach dem beide Parteien streben, er kann aber nie durch überraschendes Auftreten von Reserven, sondern nur durch Bewegungen der ganzen Flotte im Laufe der Schlacht errungen werden. Die Richtung, in der sich das Gefecht abspielt, spricht im Seegefecht nur insofern mit, als die Stellung zu Sonne und Wind die Artillerie beeinflußt oder navigatorische Hindernisse zu befürchten stehen. Dadurch, daß die ganze Streitmacht im Seegefecht vom Beginn der Schlacht an eingesetzt werden muß, wird die Dauer des Seegefechtes im Verhältnis zu der des Landgefechtes erheblich abgekürzt; die bisherigen modernen Seeschlachten lassen den Schluß zu, daß die Zukunfts-Entscheidungsschlacht in wenigen Stunden erledigt sein wird; in der Schlacht bei Tsushima war nach dem japanischen Schlachtbericht der Schlachtenausgang bereits nach der ersten halben Stunde entschieden.

In Fachschriften, welche die Frage der Reserven im Seekriege behandeln, wird zuweilen den modernen Torpedobootsstreitkräften der Charakter einer taktischen Reserve beigelegt, weil dieser Schiffstyp voraussichtlich nicht sofort mit dem Schlachtschiffsgros eingesetzt werden, sondern auf günstige Angriffsgelegenheit zu warten haben wird; auch bei Tsushima treten ja die Torpedoboote erst nach der Tagschlacht in eigentliche Tätigkeit, weil von ihnen unter dem Schutze der Dunkelheit und demoralisierten Schlachtschiffen gegenüber ein größerer Erfolg erwartet werden konnte, als bei einer Verwendung in der Tagschlacht selbst. Indes ist doch dieses Warten auf die günstigste Angriffszeit grundsätzlich nicht der Arbeit mit Reserven in der Landschlacht gleichzusetzen; es ist eher der Verwendung der Kavallerie vergleichbar, die auch ihrem Charakter nach für besondere Gefechtslagen aufgespart wird, ohne daß sie dadurch mit den Infanteriemassen, die der Führer zunächst zurückhält und allmählich ins Gefecht bringt, in der erwähnten Hinsicht auf eine Stufe gestellt werden kann.

Die vorstehend geschilderten Eigentümlichkeiten des Seekriegsschauplatzes können als Hauptunterschiede, welche die Seekriegführung ihrem innersten Wesen nach be-

einflussen, angesehen werden; einige sekundäre Unterschiede sollen noch in späteren Abschnitten gestreift werden.

Der Stand der Technik.

Der Stand der Technik hat das Seekriegsmaterial und seine Verwendungsart im Laufe der Zeiten sehr erheblich beeinflußt, weil das materielle Element im Seekriege eine größere Rolle spielt als im Landkriege. Das soll nicht heißen, daß die persönlichen Eigenschaften im Seekriege eine geringere Bewertung beanspruchen, sondern lediglich, daß die Medien, durch welche sich diese Eigenschaften betätigen, vom materiell-technischen Standpunkt betrachtet, im Seekriege wirkungsvoller, von intensiverer Stärke sind. Der menschlichen Kraft fällt nur die Inbetriebsetzung der unmittelbar wirksamen Kräfte, der Anstoß zu; die Kräfte selbst sind maschinelle, chemische und andere, welche die Menschenkraft um das Vielfache, oft hundert- und tausendfache übersteigen. Daß die Technik auf die Seekriegführung einen so starken Einfluß ausüben kann, ist letzten Endes in den eingangs geschilderten physikalischen Verhältnissen des Meeres begründet. Das Erfordernis, die Kampfmittel auf Schiffen aufzustellen, und die verhältnismäßig leichte Beweglichkeit der Schiffe, auch bei erheblichen Größen- und Gewichtsverhältnissen, ermöglichen die Anwendung so gewichtiger Waffen, wie sie zu Lande auch bei Bahntransporten und im Belagerungskriege wegen der Transportschwierigkeiten ausgeschlossen sind.

Die ursprüngliche Kampfweise des Seekrieges, bei der das Schiff lediglich „fahrbarer Untersatz" war und die Seekämpfe nach Art der Landkriegführung durch Enterung und Handgemenge entschieden wurden, genügte schon zur Zeit der Ruderschiffskämpfe sehr bald nicht mehr und wurde durch Einführung maschinenartig wirkender Offensivwaffen zu steigern gesucht. Die Verwendung der Katapulte und Balliste sowie der verschiedenen Brandwaffen auf den Trieren der Griechen und den Penteren der Römer, die Verwendung des Moments des ganzen Schiffskörpers zum Rammstoß, die allmähliche Verstärkung und Vergrößerung des Ruder-Kriegsschiffes zu relativ kolossalen Dimensionen, sodann die Einführung der Kanone als Hauptwaffe der Galeere zeigen die Art dieser technischen Einflüsse auf Kriegsschiffbau und Seetaktik schon in den ältesten Zeiten. Die durch solche technische Neuerungen bedingten Veränderungen der Kriegführung waren keine bloßen graduellen Steigerungen schon früher angewandter Kampfmittel, sondern revolutionäre Umwertungen der Seetaktik und zum Teil auch der Seestrategie.

Das gleiche gilt von den Verbesserungen des Schiffstyps und der Artillerie in der Segelschiffszeit. Der die taktische Entwicklung so einschneidend beeinflussende Übergang von der Gruppentaktik zur Kiellinientaktik in der Mitte des 17. Jahrhunderts war beispielsweise eine Folge der technischen Vervollkommnung der Segel- und Manövriereigenschaften und der Artilleriewirkung der Segel-Kriegsschiffe. Das letzte Jahrhundert mit seinem Übergang zum Eisen- und Stahlschiffbau, zum Dampf-

und Panzerschiff und zu den rapiden Steigerungen der Waffenwirkungen führt diese Abhängigkeit der Seekriegführung vom Stand der Technik in deutlichster Klarheit vor Augen.

Zum Teil handelt es sich bei diesen Einflüssen um Erfindungen und Fortschritte der *allgemeinen* Technik, die sich die Kriegstechnik zunutze macht. Es hat z. B. die Handelsschiffahrt zunächst die Vergrößerung der Schiffsdimensionen verwertet und betrieben und ist dem Kriegschiffsbau, der heute noch nicht über 30 000 Tonnen-Schiffe hinausgekommen ist (englischer Linienschiffskreuzer Lion) mit 60 000 Tonnen großen Schiffen (Olympic) noch erheblich überlegen. Zum anderen Teil stellt aber auch die Front Forderungen materieller Art, und das stimulierende Element, das die nationale Technik zur Lösung solcher lediglich durch das Kriegsbedürfnis diktierten Aufgaben antreibt, ist dann das internationale Übertrumpfungsbestreben, das der eigenen Kriegsrüstung nach Qualität und Quantität Vorteile zu erringen sucht. So hat das Kriegsbedürfnis die Forderung nach Störungsfreiheit der Funkentelegraphie aufgestellt; die Panzerplattenfrage, die Kalibersteigerungen der Artillerie, die Sprengstoffverbesserungen gehören zu diesen Problemen, an denen die allgemeine Technik kein unmittelbares Interesse hat, die aber nichtsdestoweniger im Interesse der Landesverteidigung bei allen Seemächten eifrig gefördert werden.

Daß diese rastlosen Verbesserungen des Kriegsmaterials auch auf die Verwendung der Seestreitmittel entsprechenden Einfluß ausüben müssen, folgt aus dem Grundsatz, daß die taktische Verwendung der Waffen die denkbar günstigste sein soll; neue Schiffstypen und Waffenwirkungen erfordern also neue taktische Formen, und wenn der Wechsel dieser Waffen und ihrer Wirkungen ein so rapider und einschneidender ist, wie dies angedeutet und durch einige Beispiele erläutert wurde, so muß naturgemäß auch der Wechsel der taktischen Formen im Seekriege ein starker sein. Das bezieht sich auf die Taktik im großen wie im einzelnen: die Ruderschiffstaktik war eine gänzlich andere als die Segelschiffstaktik, und zwischen Trafalgar und Tsushima ist gleichfalls — trotz vieler Parallelen in dem allgemeinen Grundgedanken der Taktik — was ihre *Formen* betrifft, ein sehr erheblicher Unterschied im großen wie im einzelnen.

Noch die jetzige Generation war Zeuge von dem Entstehen einer ganzen Reihe neuartiger Waffen und Hilfsmittel der Seekriegführung: des Torpedos, der Mine, des Torpedobootes, des Unterseebootes, der Funkentelegraphie und mancher anderen das taktische Gebiet wesentlich beeinflussenden materiellen Neuerung. Auch die Landtaktik hat nun allerdings mit mehreren solchen Materialneuerungen zu rechnen; diese charakterisieren sich aber doch — verglichen mit den Änderungen der Seekriegsmittel — mehr als graduelle Steigerungen ein und desselben Waffentyps: die drei Waffen, das Gewehr des Infanteristen, die Stoßkraft der Kavallerie, die Art der artilleristischen Wirkung, sind nur dem Grade nach entwickelt, nicht ihrem Wesen nach geändert

worden, während die Entwicklung der Seetaktik der letzten 50 Jahre typische wesentliche Umwälzungen durchgemacht hat. Die Rammtaktik von Lissa (1866) ist etwas grundsätzlich anderes, als die Herbeiführung der Entscheidung durch artilleristisches Ferngefecht am Yalu (1894) und im japanisch-russischen Kriege; die Steigerung der Torpedoschußweiten, die bereits den wirksamen artilleristischen Schußweiten recht nahe gerückt sind, wird bei weiterer Entwicklung voraussichtlich radikale seetaktische Änderungen herbeiführen, und wie auf dem Gebiete der Gefechtstaktik, so sind auch auf dem des Aufklärungswesens und in weiterer Konsequenz auch auf dem Gebiet der Seestrategie solche einschneidenden Änderungen infolge der materiellen Entwicklungen relativ häufige Erscheinungen.

Auch diese Möglichkeit, den Fortschritten der Technik rasch zu folgen und solche Fortschritte in schneller Folge zu fordern, hängt eng mit den schon erwähnten eigentümlichen Grundverhältnissen des Seekriegsschauplatzes und ihrer unmittelbaren Folgerungen zusammen. Während die häufigere Änderung des Gewehrmodells, der artilleristischen Ausrüstung eines Heeres und andere Neuerungen beim Landheer an der Notwendigkeit scheitern, kostspielige Neubeschaffungen für die ganze Masse der Landstreitmacht bereitzustellen, ermöglicht die eingangs geschilderte Trennung der Gesamtflotte in einzelne selbständige natürliche Gefechtseinheiten, jedem Neubau oder wenigstens jeder Gruppe von Schiffsneubauten die technischen Neuerungen einzuverleiben, die seit dem letzten Bau sich als wünschenswert erwiesen und zur Frontreife entwickelt haben; die Fronterfahrungen jeder Gefechtseinheit bilden die Basis, auf der die Verbesserungen schon für das nächste Schiff sich aufbauen; auch bei sogenannten Schwesterschiffen werden in Einzelheiten solche technischen Verbesserungen angebracht, wenn auch die langwierigen Vorbereitungen der charakteristischen Hauptmerkmale, wie Maschinensystem und Hauptarmierung, zuweilen eine an sich bereits als wünschenswert erkannte Abweichung vom ursprünglichen Plan verbieten, um Kosten und Bauzeit nicht in unzulässigem Maße zu vergrößern.

Eine Folge dieser schnellen technischen Wandlungen und der ihnen entsprechenden Verschiedenheiten der einzelnen Gefechtseinheiten der Seestreitkräfte, ist der Mangel an Homogenität einer modernen Flotte, der sich trotz aller gegenteiligen Bestrebungen nie vermeiden lassen wird. Jede Flotte, wenn ihr auch nur die Schiffe unter 20 Jahren Lebenszeit zugeteilt werden, wird aus hochmodernen, technisch vollkommenen und aus relativ veralteten Schiffen zusammengesetzt sein. Das Bestreben, „alles was schießen kann", alle Kräfte, die noch geeignet scheinen, dem Feind in der Entscheidungsstunde Abbruch zu tun, zusammenzufassen, kämpft hier mit dem Bemühen, die Leistungsfähigkeit des modernsten Schiffsmaterials nicht durch Versetzen mit alten Schiffen zu hemmen. Das Widerstreben des russischen Flottenchefs, Admirals Rojestwenski, die älteren Schiffe des Nebogatowschen Geschwaders seiner Flotte anzugliedern, eine Maßnahme, die besonders der russische Kapitän Klado in Wort und Schrift vertrat

und die russische Zentralleitung schließlich adoptierte, zeigt jenen Zwiespalt der Meinungen und seine unheilvollen Folgen.

Die schnellen Änderungen der Seetaktik, die durch das gekennzeichnete Anschmiegungserfordernis an die technischen Verbesserungen bedingt werden, haben auch einen bedeutsamen Einfluß auf die Art der taktischen Wirkung. Jeder neue Seekrieg wird voraussichtlich neue, im Ernstfall noch nicht erprobte Waffenwirkungen bringen. Solche erstmalige Waffenwirkungen haben z. B. im russisch-japanischen Seekriege eine ausschlaggebende Rolle gespielt: der Minenkrieg bei Port Arthur wurde in einer bis dahin nicht geahnten Schärfe und Ausdehnung geführt und hatte beiderseits erhebliche Erfolge zu verzeichnen; aber den schon erwähnten japanischen schweren Granaten, den „Koffern", konnten die Russen nichts gleichwertiges entgegensetzen, und ihre Defensivmittel waren diesen Geschossen gegenüber unzureichend. In der Zukunftsseeschlacht wird die Wirkung des Unterseebootes eine solche Neuheit darstellen, vielleicht auch die der Luftschiffe und Flugzeuge; selbst die gewaltige Verstärkung der Artillerie- und der Torpedowirkung wird neue Momente in den Seekrieg hineintragen, deren moralische und materielle Gesamtwirkung sich an der Hand von Friedensversuchen auch nicht annähernd einschätzen läßt. Aus diesem Grunde spielt das Element der Überraschung in Seeschlacht und Seekrieg eine überragende Rolle, zumal da, wie bereits erwähnt, die Entscheidungen bei Änderung taktischer Lagen schnell, oft in Sekunden, getroffen werden müssen, wenn dem Feinde nicht unter Umständen ein entscheidender Vorteil überlassen werden soll.

Die Beanspruchungen und Einflüsse der Volkswirtschaft und der staatlichen Finanzkraft.

Die starke Abhängigkeit der Seekriegführung von der Technik und ihrer rastlosen Entwicklung auf der einen Seite und die Bedeutung des materiellen Elements für den Seekrieg auf der anderen bedingen recht erhebliche laufende Ansprüche an die nationale Finanzkraft zur Beschaffung und Kriegsbereithaltung des Seekriegsmaterials. Im Gegensatz zu den Verhältnissen der Landkriegführung tritt besonders die relativ starke Abnutzung der Seekriegsmittel in Erscheinung. Nimmt man eine Flotte von 38 Linienschiffen, 20 großen Kreuzern und dem sonstigen Flottenzubehör — die gesetzlich festgelegte Zukunftsstärke unserer Flotte — an und rechnet das voll ausgerüstete große Schiff zu rund 50 Millionen Mark (Beschaffungskosten der modernen Dreadnought-Schiffe), so müssen diese fast drei Milliarden Mark in 20 Jahren — der gesetzlich festgelegten Lebensdauer eines großen Kriegsschiffes — amortisiert werden, d. h. der Beschaffungswert der Flotte vermindert sich buchmäßig in jedem Jahre um 145 Millionen Mark, wobei nur die großen Schiffe angesetzt sind. Unter Einrechnung der übrigen Schiffe und Marineanlagen wäre diese Zahl erheblich höher, weit über 200 Millionen anzusetzen. Während also die Marine jedes Jahr rund 400 Millionen Mark erfordert, wird mehr als die Hälfte dieser Summe jährlich in Gestalt von alten Schiffen und sonstigen veralteten Marineeinrichtungen ausrangiert. Das sind

allerdings rohe Zahlen; sie lassen aber doch den im Vergleich zu den Armeeverhältnissen recht hohen Materialverschleiß erkennen. Wenn die Kriegstüchtigkeit, nicht der nominelle Buchwert eingeschätzt wird, ist die Wertverminderung noch höher, da natürlich ein zehn Jahre altes Schiff, wenn es auch noch gesetzlich zum vollwertigen Flottenbestand gehört, doch nicht mehr vollen Kriegswert besitzt. Die Rivalität der Seemächte in bezug auf technische Übertrumpfung bei jedem Schiffsneubau sorgt dafür, daß die allgemeine Gefechtsstärke eines jeden neuen Schiffes die seiner Vorgänger in der eigenen wie in den fremden Marinen übertrifft, so daß also gewissermaßen die Wertverminderung der ursprünglichen Kriegsstärke bei jedem Schiff bald nach der Bauvollendung einsetzt. Mit dieser Ungleichmäßigkeit des Gefechtswertes muß, wie schon früher erwähnt, die Seekriegführung rechnen.

Außer diesen relativ höheren Beschaffungs- und Amortisationskosten der Seestreitmittel stellt auch die Notwendigkeit, das Flottenmaterial in stetem Bereitschaftszustand zu halten, erhebliche Anforderungen an den Staatssäckel. Diese Kriegsbereitschaft ist viel größer als die einer Armee; der Flotten-Aufmarsch darf nur etwa so viel Stunden dauern, als der Aufmarsch einer modernen Armee Tage erfordert. Alle Seemächte ersten Ranges haben die modernsten, in erster Linie für die Kriegführung geeigneten Seestreitkräfte stets in Dienst und bemühen sich, sie so kriegsbereit wie möglich zu halten, so daß nach Ausspruch der Mobilmachung wenige Stunden genügen, die volle Kriegsbereitschaft herzustellen. Die zeitweise z. B. in England angeordneten teilweisen Probemobilmachungen haben gezeigt, daß die erzielten Schnelligkeiten tatsächlich nur nach Stunden rechnen.

Diese starke Beanspruchung der staatlichen Finanzkraft zum Zwecke der Erhaltung der Flotte in hohem Bereitschaftszustand ist nötig, weil bei der früher geschilderten raschen Überbrückungsmöglichkeit des zwei Staaten trennenden Seeraumes die Bedrohung der Küsten und der Seeinteressen eines Volkes durch die feindlichen Seestreitkräfte weit überraschender eintreten kann als eine Bedrohung der Landseite. Der ohne Kriegserklärung erfolgte japanische Torpedobootsangriff auf die russischen Schiffe vor Port Arthur am 9. Februar 1904 und im Gegensatz dazu die zeitraubende Versammlung und Vorschiebung der beiderseitigen Heeresmassen veranschaulichen diesen Unterschied der Kriegführung zu Lande und zur See sehr deutlich.

Die erwähnte Bereitschaft fordert nun nicht nur ein Fahrtbereithalten der Kriegsschiffe, sondern intensivstes kriegsmäßiges Inübunghalten des gesamten Flottenapparates. Die Kriegserfahrung der letzten, modernen Seekriege hat gezeigt, daß die von einer Flotte erwarteten Höchstleistungen nur erreicht werden, wenn die Handhabung der Schiffe und ihrer Waffen im Frieden in möglichst kriegsmäßiger Weise sehr energisch geübt wurde. Die schlechten Leistungen der Chinesen 1894 und der spanischen Schiffe 1898 sind zum größten Teil auf solche Unterlassungssünden zurückzuführen. Die mit diesen Übungen verbundenen Ausgaben, die bei den starken, hierbei in Be-

regung zu setzenden Kräften recht erheblich sind, müssen geopfert werden, wenn anders nicht die Beschaffungskosten des Seekriegsmaterials unnütze Vergeudung des Nationalvermögens bedeuten sollen. Schießübungsmunition, Kohlen für die Fahrtübungen, die Abnutzung der Waffen und Schiffseinrichtungen erfordern bei jeder größeren Marine jährlich viele Millionen, wobei Deutschland insofern noch günstig gestellt ist, als die Kosten für das Personal — infolge der allgemeinen Wehrpflicht — verhältnismäßig gering sind.

Eine unmittelbare Folge der geschilderten Bereitschaftsverhältnisse ist es auch, daß der Unterschied zwischen Friedens- und Kriegsfuß für die Seemacht lange nicht so einschneidend ist wie für die Armee. Die allerdings schon in Friedenszeiten stärker angespannte Finanzkraft wird in einem reinen Seekriege trotz erheblicher Mehrausgaben für Hilfsschiffe aus der Handelsmarine doch kaum je solche Mehrbeanspruchungen zu erwarten haben, wie sie ein Landkrieg erfahrungsmäßig stellt. Verschiedene, auf den letzten Kriegserfahrungen aufgebaute Berechnungen schätzen die unmittelbaren Kriegsausgaben in einem modernen Kriege zwischen Großmächten auf etwa sechs Milliarden Mark jährlich, also das Achtfache des deutschen Friedensheeresbudgets, ein; solche Steigerungen würde ein Seekrieg voraussichtlich nicht erfordern, zumal da er, abgesehen von der voraussichtlich kürzeren Kriegsdauer, auch in personeller Beziehung nicht annähernd die Volkswirtschaft eines Landes durch Entziehung von Arbeitskräften so schädigt wie der Landkrieg. Ein Nachschub von Reserven, die in jedem Landkrieg während der ganzen Dauer des Krieges den Abgang in der Front ersetzen müssen, ist unter den Verhältnissen des Seekrieges ausgeschlossen. Meist wird nicht das Personal, sondern in erster Linie das Material einer Flotte gefechtsunfähig; dieses ist aber infolge der langen Bauzeit moderner Kriegsschiffe im Laufe eines Krieges nicht ersetzbar. Jedenfalls ist der Ersatz für gefechtsunfähig gewordenes Personal der Flotte ganz gering. Die letzten Seekriege bestätigen diese Tatsache.

Diesen mäßigen Ansprüchen an die Personalzahlen stehen aber gesteigerte Anforderungen an die Qualität und Vorbildung gegenüber. Die meist komplizierten, verschiedenartigen maschinellen Einrichtungen — auf einem modernen Kriegsschiff befinden sich weit über 100 verschiedene Maschinen — bedingen auch in den niederen Graden ein technisch geschultes Personal. Es genügt auch nicht, den einzelnen Mann der Schiffsbesatzung lediglich für einen engumgrenzten Posten vorzubilden; denn da das Kriegsschiff „eine Welt für sich" darstellt und im Gefecht von außen keine Personalergänzung erhalten kann, so muß für weitgehende gegenseitige Ersatzmöglichkeit innerhalb des einzelnen Schiffes gesorgt werden. Daraus ergibt sich eine Vielseitigkeit der Ausbildung, die im Landheer ihresgleichen nicht findet.

Auch die allgemeinen Lebensbedingungen an Bord eines Kriegsschiffs weichen in so vielerlei Hinsicht vom Landleben ab, daß eine gewisse Vorbildung wenigstens eines Teils der Schiffsbesatzung durch den Zivilberuf oder durch eine besondere seemännische

Schulung in Schiffsjungeninstituten oder während der — diesenfalls verlängerten — Dienstzeit erforderlich wird. Diese hohen Anforderungen stempeln den Marinedienst zu einem Spezialdienst, der eine Verkürzung der Ausbildungszeit — wie sie die Einführung der zweijährigen Dienstzeit darstellt — nicht verträgt. In den meisten älteren Marinen bilden langfristige Dienstzeiten die Regel, und auch in der deutschen Marine spielen aus den angeführten Gründen die Kapitulanten-, die Schiffsjungen- und die verschiedenen (drei-, vier-, fünf- und sechsjährigen) Freiwilligen-Institutionen eine für die Gesamtleistung bedeutsame Rolle.

Die Ansprüche an die intellektuelle Ausbildung des Seeoffizierkorps werden durch die berührten Verhältnisse gleichfalls gesteigert. Der moderne Seeoffizier, der alle Zweige des Schiffsdienstes theoretisch und praktisch in dem erforderlichen Maße beherrscht, muß außer einer abgeschlossenen höheren Schul- und einer die verfügbare Zeit sehr sorgfältig ausnutzenden Fachvorbildung noch während seiner Offiziersdienstzeit durch Spezialkurse und Sonderkommandos ausgebildet sein. Trotzdem aber ist eine weitgehende Arbeitsteilung, Zerlegung des Dienstes in eine Reihe von Spezialfächern, nötig. Der Typ des reinen Frontoffiziers ist die Ausnahme, der Spezialist die Regel. Die „Technisierung" des gesamten Offizierkorps, die durch die erwähnten zahlreichen maschinellen Bordeinrichtungen bedingt ist, hat bei der englischen und amerikanischen Marine zu einer Verschmelzung der Ausbildungsunterlagen für Seeoffiziere und Maschineningenieure geführt, die zwar in der deutschen Marine als zuweitgehend nicht mitgemacht wurde; indes besteht auch bei uns für die Seeoffizierausbildung neuerdings das Ausbildungsziel, daß der Offizier die maschinellen Einrichtungen, mit denen er zu arbeiten hat (Artillerie, Torpedowaffe, Funkspruchapparate), nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch kennen und damit persönlich umzugehen gelernt haben muß. Er muß also den Betrieb dieser Einrichtungen persönlich beaufsichtigen und auch unter den erschwerenden Umständen des Gefechts selbständig leiten können. Anderseits will die deutsche Ausbildungsorganisation durch die Beibehaltung der Betriebsingenieurlaufbahn als Sonderberuf sich für den Betrieb der großen Schiffsmaschinen und der vielen für den allgemeinen Schiffsbetrieb nötigen maschinellen Einrichtungen die erhöhte technische Berufserfahrung sichern, die eben nur in lebenslangem, „von der Pike" an beginnendem technischem Dienst erworben werden kann.

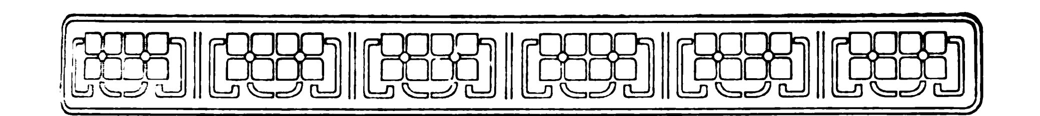
Zusammenfassend läßt sich wohl der Unterschied zwischen den Ansprüchen, die von der Marine und dem Landheer an die Volkswirtschaft des Landes gestellt werden, am besten dahin charakterisieren, daß diese Anforderungen — personelle wie materielle — von seiten der Marine mehr qualitativer, beim Heer mehr quantitativer Natur sind.

Im nächsten Abschnitt soll versucht werden, die modernen Formen des Seekriegsmaterials und der Seekriegführung von den vorstehend geschilderten Grundverhältnissen abzuleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Glatzel,
Kontreadmiral z. D.





Über das Entstehen von Führerentschlüssen.

(Fortsetzung.)

II.

Die großen Führerentschlüsse im Böhmischen Feldzug 1866.

Moltke mochte es mit Recht noch für ein verzweifeltes Unternehmen halten, bei der Darstellung eines ganzen Feldzuges „die inneren Beweggründe, die Schwankungen in der Meinung, das sukzessive Fortschreiten der Entschlüsse"*) ans Licht des Tages zu ziehen und das allmähliche Herauswachsen des „leitenden Gedankens" zu beobachten und festzustellen.

Zu Moltkes Zeit fehlte eben jeglicher Stoff: die Briefe und Tagebücher lagen noch wohlverschlossen in den Geheimfächern; die Schreiber lebten noch.

Heute, wo besonders über die neueren Kriege glaubwürdiger Memoirenstoff reichlich vorliegt, mag das Beginnen nicht mehr so aussichtslos erscheinen.

Gerade über 1866 ist halbamtliches und privates Material in einer Üppigkeit emporgeschossen, die den Versuch rechtfertigt, im geschichtlichen Zusammenhang der Ereignisse den großen Führerentschlüssen, die schließlich zu Königgrätz führten, von ihren Uranfängen an durch alle einzelnen Phasen und Krisen nachzugehen und alle Reibungen und Einflüsse äußerer und innerer Art nachzuprüfen, die hemmend und fördernd auf die einzelnen Entschlüsse einwirkten.

Das Interesse eines solchen Versuches würde noch größer sein, wenn er die Entschlüsse auf beiden Seiten umfassen könnte.

Auf preußischer Seite ist alles amtliche Material ohne Einschränkung bereits verwertet.

Was an privaten Mitteilungen preußischen Ursprungs vorliegt, mag noch so subjektiv gefärbt sein — alles ist durch illustre Unterschriften, wie Kronprinz Friedrich, Prinz Friedrich Karl, Moltke, Blumenthal, Voigts-Rhetz, Stosch, Wartensleben usw. verbürgt, alles kann unter sich und mit Urkunden verglichen und auf den historischen Wert geprüft werden, ist also auf diesem Wege als Geschichtsquelle verwertbar. Dazu treten in sich geschlossene Werke von psychologischem Geschichtswert, wie Lettow-

*) Vgl. VIII. Jahrgang, 1911, 4. Heft, Seite 559.

Vorbeck (jetzt Cämmerer), Verdy (Im Hauptquartier der Zweiten Armee), Foerster (Prinz Friedrich Karl).

Ganz anders auf österreichischer Seite.

Hier kann an die Führerentschlüsse ein gerechter Maßstab wohl noch nicht gelegt werden.

Das Generalstabswerk leidet unter den natürlichen Folgen seines zu frühen Erscheinens. Neuer amtlicher Quellenstoff liegt über den wichtigsten Zeitraum vom 27. Juni bis 3. Juli 1866 noch nicht vor. Die jüngsten Arbeiten des österreichischen Generalstabes umfaßten in Einzelschriften nur die Ereignisse vor der Hauptentscheidung und die Operationen von Königgrätz bis zur Donau. Vorläufig ist es müßig, argwöhnisch nach Gründen zu fahnden, warum der Arbeitsplan der kriegsgeschichtlichen Forschung den erwähnten Zeitraum übersprang.

Für alle privaten Veröffentlichungen fehlt daher vor allem der Maßstab, der allein ihnen geschichtliche Geltung verleihen kann, die Möglichkeit der Nachprüfung an amtlichen Stücken.

Der Hauptzeuge, oder genauer gesagt, der Angeklagte ist in stiller Größe schweigend ins Grab gestiegen. Was wohlmeinende Freunde des stummen Helden bis heute beibringen konnten, dem fehlt leider vielfach noch der Name des Gewährsmannes. Beweisstücke ohne Unterschrift sind wie anonyme Briefe; sie können Stimmung machen, aber nicht Geschichte.

So bleibt für die heutige Betrachtung des großen Dramas zunächst nur die preußische Bühne offen.

Operative Schlachtanlage von Königgrätz.

Die operative Schlachtanlage zu Königgrätz ist kurz gesagt: doppelte Umfassung aus der Tagemarschentfernung. Dieses sein künstlerisches Ideal entwickelt Moltke in folgenden Sätzen:*) „War die Armee schon vor der Schlacht konzentriert an den Gegner herangerückt, so bedingt jede neue Trennung behufs Umfassung oder Umgehung des Feindes einen Flankenmarsch im Bereich seiner taktischen Wirkungssphäre.

Ungleich günstiger gestalten sich die Verhältnisse, wenn am Schlachttage die Streitkräfte von getrennten Punkten aus gegen das Schlachtfeld selbst konzentriert werden können; wenn die Operationen also derart geleitet werden, daß von verschiedenen Seiten aus ein letzter kurzer Marsch gleichzeitig gegen Front und Flanke des Gegners führt. Dann hat die Strategie das beste geleistet, was sie zu erreichen vermag und große Resultate müssen die Folge sein."

Das „Glück des Tüchtigen" hat es gewollt, daß Moltke die Erfüllung seines Ideals bei seiner ersten Feldherrnbetätigung unerwartet in den Schoß fiel. Aber es war ein langer dornenvoller Weg bis zu jener glückbringenden Mitternachtsstunde des 2. Juli.

*) Kriegslehren, 2. Teil, Seite 107 ff.

Schwierigkeiten der „vorbereitenden Strategie“ 1866.

Wer den Band 1866 der Militärischen Korrespondenz durchblättert, der mag die ganze Summe der unverdrossenen, entsagungsvollen Arbeit Moltkes ermessen, die Verdy unter dem Begriff „vorbereitende Strategie“ vereinigt.

Skizze 2.

Sein erster Plan war Versammlung der Hauptmacht in der Lausitz und sofortige energische Offensive mit zusammengehaltenen Kräften nach Böhmen.

Die durch Moltke in bisher ungekannter Weise geförderte Vorbereitung von Mobilmachung und Aufmarsch würde Preußen einen erheblichen Zeitvorsprung vor Österreich gesichert haben. Alle militärischen Stimmen, wie Moltke, Roon, Prinz Friedrich Karl, drangen auf Ausnutzung dieses Vorteils. Bismarck unterstützte sie, denn sie entsprachen seiner Politik. Aber der König wollte in dem „Bruderkrieg“ das „Odium der Aggression“ nicht auf sich laden. Auch der Kronprinz sprach sich in schärfster Weise hiergegen aus.

Aufmarsch in weiter Ausdehnung hat zunächst nur defensiven Zweck. (Erster leitender Gedanke Moltkes.)

So muß Moltke wochen- und monatelang zusehen, wie Österreich sich rüstet. Ende März scheint der Gegnerstaat in seinen Kriegsvorbereitungen so weit voran zu sein, daß Preußen alle Angriffspläne begraben muß; fortan handelt es sich für Preußen nur mehr um strategische Abwehr.

Nur eine Erwägung vermag Moltke zu beruhigen: noch haben drüben die Truppenbewegungen nicht begonnen. Österreich hat einen einzigen Schienenstrang nach Böhmen, Preußen deren fünf bis an die Grenze; hieraus errechnet Moltke, daß Preußen in 25, Österreich erst in 45 Tagen vom Ausspruch der Mobilmachung an gerechnet, seinen Aufmarsch vollenden kann.

Mitte April muß Moltke feststellen, daß der preußische Vorsprung im Aufmarsch nur noch kostbare 14 Tage betragen wird; auch dieser Vorsprung ist nur dann zu erzielen, wenn alle fünf Schienenwege ausgenutzt werden; diese enden auf dem weiten Bogen von 60 Meilen von Zeitz bis Neiße. „Strategischer Aufmarsch“ könne die Ausladung in so weit getrennten Gruppen nicht genannt werden; sie sei lediglich die unvermeidliche erste Etappe zum Aufmarsch, dieser selbst könne nur durch Fußmarsch, durch Konzentration nach vorwärts ins Feindesland, also durch Offensive vollendet werden.

Wieder vergehen Wochen und Wochen, der ersten partiellen Mobilmachung vom 5. Mai folgen weitere. Ende Mai beginnen schließlich die Aufmarschtransporte, am 10. Juni sind sie im allgemeinen vollendet, mit einem Vorsprung von nur noch fünf Tagen vor den Österreichern. Vergeblich beantragt Moltke wenigstens diesen kleinen Rest des ursprünglichen großen Vorsprungs zur — vielleicht noch kampflosen — Vereinigung nach vorwärts auszunutzen; die schwachen feindlichen Kräfte, die damals in Böhmen standen, hätten sie nicht hindern können.

Aber immer noch fürchtet der König das geschichtliche Odium.

So gehen auch die sauer errechneten fünf Tage verloren. Die Armee steht mit Gewehr bei Fuß in ihrer „Verzettelung“.

Und Moltke hört Vorwürfe von allen Seiten: Voigts-Rhetz, der Stabschef Friedrich Karls tadelt die Zerrissenheit der Aufstellung und weist auf die Gefahr der Vereinigung hin. Blumenthal meint, man hätte sich in der Masse bei Görlitz versammeln müssen, da hier der Offensivstoß zu erwarten sei, und Steinmetz fürchtet für Schlesien, das man sicher verlieren werde.

In aller Ruhe beantwortet Moltke diese Klagen; er sagt Voigts-Rhetz, daß er der letzte sei, der die Verzettelung wünschte, und Blumenthal, daß er, Moltke, schon 1865 Görlitz als Mittelpunkt des Aufmarschgebietes bezeichnet habe; „man dürfe nicht mit Wünschen und Hoffnungen, sondern müsse mit gegebenen Größen rechnen". Und Steinmetz antwortet er: „Wir können Schlesien nicht in Schlesien, sondern nur in Böhmen verteidigen."

Vereinigung auf der Grundlinie zum Zweck des Angriffs stößt auf neue Schwierigkeiten.

Moltkes Bestreben in der zukunftsbangen Zeit vom 10. bis 19. Juni ging dahin, wenigstens auf der Grundlinie die einzelnen Gruppen einander zu nähern.

Die Agentennachrichten über den Feind haben in diesen Tagen ein Bild*) geschaffen, wonach die Hauptmasse der österreichischen Armee sich um Olmütz sammelt, während eine kleinere Gruppe, etwa ein bis zwei Korps, im nordwestlichen Böhmen steht; Grenzschutzabteilungen sind vorgeschoben. Diese Gruppierung deutet auf eine österreichische Offensive nach Schlesien, was auch tatsächlich Benedeks Plan war.

Im Stabe des Kronprinzen will man dieser Gefahr durch eine Linksschiebung der Armee begegnen. Moltke stemmt sich anfangs dagegen; denn der rechte Heeresflügel ist in seiner Vormarschrichtung festgelegt, er muß bei Ausbruch der Feindseligkeiten in Sachsen einrücken. Die übermäßige Ausdehnung der Heeresfront würde sich noch vergrößern. Zunächst wird der von Blumenthal schon selbständig eingeleitete Abmarsch telegraphisch untersagt, dafür die Zweite Armee um zwei Armeekorps verstärkt; dann stellt Moltke zur Erwägung, ob die Entsendung eines Korps an die Neiße genügen würde. Blumenthal ist hiermit nicht zufrieden; er veranlaßt den Kronprinzen, unmittelbar an den König zu schreiben, worauf der Linksabmarsch der Zweiten Armee genehmigt wird. In dieser Angelegenheit ist ein gewisses Schwanken Moltkes wohl kaum zu leugnen. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß er erst kurz zuvor**) sich das Recht, im Namen des Königs Befehle zu erlassen, erkämpft hatte. Es widerstrebte seinem Wesen, so junge Rechte sogleich hartnäckig geltend zu machen. So begnügte er sich, darauf zu bestehen, daß auch die Erste Armee der Zweiten nördlich des Gebirges ostwärts nachrückt, da sie im Falle einer österreichischen Angriffsoperation nach Schlesien in Böhmen nichts zu suchen hätte. Damit wird zwar eine allzugroße Trennung zwischen den beiden Hauptarmeen vermieden, wohl aber entsteht eine — später fühlbare — Lücke zwischen der Ersten und Elbarmee, die am linken Elbufer verbleiben mußte.

---

*) Vgl. Skizze 23 zu Moltkes „Taktisch-strategischen Aufsätzen".

**) Korr. Seite 195.

Bei dem Entstehen dieses Entschlusses zum Linksabmarsch sind unzweifelhaft bereits persönliche Faktoren mit am Werke: der begreifliche Ehrgeiz Blumenthals für seinen hohen Herrn, dessen Armee ursprünglich nur 90 000 Mann gegen 130 000 des Prinzen Friedrich Karl betrug. Die Tagebucheinträge Blumenthals vom 10. und 11. Juli lassen hierüber kaum einen Zweifel: „Die verschiedenen Schreiben von uns haben es nun doch bewirkt, daß wir weiter vorgehen, um Schlesien zu decken; wir ziehen dann die ganze preußische Armee hinter uns her. Wie sich das immer sonderbar dreht; in der nächsten Woche werden wir schon 110 000 Mann, und später wohl noch mehr haben."

Auch Stosch (Oberquartiermeister der Zweiten Armee) schreibt unterm 12. Juni: „Spaßhaft, daß wir jetzt die große Armee werden und Friedrich Karl hinterher klappt, das tut auch dem Kronprinzen sehr wohl, und bei solcher Betrachtung wirft er den Blick immer sehr vergnügt in die Runde."

Dieser triumphierenden Genugtuung steht die von Moltke*) hervorgehobene Selbstverleugnung des Prinzen Friedrich Karl gegenüber, der dem König sogar anbietet, persönlich unter die Befehle des (jüngeren) Kronprinzen zu treten.

Kaum sind die Flankenmärsche nördlich der Grenze eingeleitet, da tritt endlich die gewaltsame Lösung der monatelangen politischen Spannung ein — durch den Bundesratsbeschluß vom 14. Juni.

Kriegsausbruch in sehr ungünstiger militärischer Lage.

Der 15. Juni gehört noch den diplomatischen Fragen an die feindseligen Mittelstaaten. Nach ihrer Verneinung ergehen die Kriegserklärungen an die gegen Preußen votierenden Kleinstaaten und die telegraphischen Einmarschbefehle an Beyer, Vogel-Falckenstein, Manteuffel und Herwarth. Prinz Friedrich Karl erhält Weisung, sich mit Teilen zum Eingreifen gegen Sachsen bereit zu halten; er unterbricht sofort seine Linksschiebung. Die Kluft zwischen der Ersten und Zweiten Armee ist dadurch auf sieben Märsche angewachsen.

So ist gerade im kritischen Augenblick, ohne Moltkes Schuld, eine höchst ungünstige Ausgangslage für die Kriegseröffnung nach Böhmen entstanden.

Am 16. früh rücken preußische Truppen in Kurhessen, Hannover und Sachsen ein, am 18. Juni ohne Schwertstreich bereits in den Hauptstädten Dresden und Hannover, am 19. in Kassel. Die mobilen Streitkräfte dieser Staaten waren südwärts ausgewichen.

Moltke erachtete daher Flanke und Rücken des Hauptheeres bereits so gut wie frei; von den „buntscheckigen Gegnern am Main" hielt er nicht allzuviel, und nun wandte sich seine Tatkraft vornehmlich dem Hauptkriegsschauplatze zu.

Ungewißheit.

In einem Schreiben**) an Stülpnagel (Oberquartiermeister der Ersten Armee) vom 18. Juni spiegelt sich die volle Ungewißheit der Lage. Über den Verbleib der

---

*) Korr. Nr. 95. — **) Lettow-Vorbeck, II., Seite 99.



sächsischen Armee ist nichts bekannt. Die Gerüchte von dem Einrücken bayerischer und österreichischer Truppen in Sachsen sind nicht bestätigt. „Es ist schwer, schon jetzt zu entscheiden, ob die Erste Armee die Zweite, oder die Zweite Armee die Erste unmittelbar verstärken soll. Das hängt davon ab, ob die Österreicher ihre Hauptkräfte gegen Schlesien oder die Lausitz wenden. Wir wissen, daß das 4. und 6. österreichische Korps noch heute gegenüber Glatz und Oberschlesien stehen, daß das 2. zum 1. nach Nordböhmen herangezogen ist (diese Nachricht war falsch; das 2. Korps stand auf Grenzschutz gegenüber Oberschlesien), aber trotz aller Kundschafter nicht, ob das 3., 8. und 10. Korps abgerückt sind. Notwendig muß mehr Licht abgewartet werden."

Wenige Stunden nach Abgang dieses Schreibens wurde Licht.

„In den süddeutschen Blättern erzählten die Berichterstatter aus Wien von den sich nach Böhmen hinwälzenden Heeressäulen der Österreicher."*) (Diese Nachricht war verfrüht, denn erst am 19. begannen die einleitenden Bewegungen zum Abmarsch von Olmütz nach Josefstadt.)

Über die Sachsen verlautete, daß sie nicht, wie befürchtet, nach Franken, sondern nach Böhmen abgezogen waren.

Das wichtigste aber war, daß Bismarck, wie er sich ausdrückte, „seinen König über den Graben hatte". Der letzte Anlaß war die amtliche Erklärung des österreichischen Bevollmächtigten im Bundesrate, daß der Kaiser infolge des preußischen Vorgehens gegen Sachsen, Hannover und Kurhessen mit seiner vollen Macht diesen Regierungen beistehen, und demgemäß mit Aufbietung aller militärischen Kräfte unverzüglich handeln werde.

Entschluß zur Vereinigung nach vorwärts durch Offensive. (Zweiter leitender Gedanke Moltkes.)

Daraufhin ließ sich König Wilhelm überzeugen, daß der Kriegszustand zwischen Österreich und Preußen erklärt sei, und daß der Vorwurf des ersten Angriffs damit Österreich zufalle.

Noch am gleichen Tage (19. Juni) erging der Drahtbefehl**) zunächst an das Oberkommando der Zweiten Armee: „Gemeinsame Offensive nach Böhmen befohlen. I. Armeekorps morgen den 20. auf Landeshut in Marsch setzen. Bei Neiße verbleibt ein Korps. Schriftliche Ordre morgen."

Dieser Sonderbefehl sollte zunächst weitere Bewegungen nach Osten hin hemmen. Das war zu spät. Die Neiße-Stellung war schon erreicht. Am 20. Vormittags traf die versprochene Ordre ein.***) Nun mußten die Korps der Zweiten Armee den Weg der letzten Tage „bei außergewöhnlicher Hitze" wieder zurückmarschieren. Verdy erzählt, daß es an Bemerkungen aus der Truppe nicht fehlte.

---

*) Friedjung II, Seite 9.

**) Korr. Nr. 128.

***) Korr. Nr. 140.

Erste Rollenverteilung an die Armeen: Erste Armee Offensive, Zweite Armee Lauerstellung.

Der schriftliche Befehl, der gleichlautend auch an das Oberkommando der Ersten Armee ergangen war, wies zunächst nur dem Prinzen Friedrich Karl, dem auch die Elbarmee unterstellt wurde, die Offensive nach Böhmen zu; die Zweite Armee sollte das I. Armeekorps zur allenfallsigen Verstärkung der Ersten Armee auf Landeshut in Bewegung setzen, ein Korps (VI.) an der Neiße zurücklassen, die beiden übrigen Korps (Garde und V.) so bereitstellen, daß ihre Versammlung in kürzester Zeit bei Landeshut oder Neiße, nötigenfalls die Offensive aus der Grafschaft Glatz möglich wäre.

Blumenthal ist mit dem Plan „vollkommen einverstanden", der der Zweiten Armee eine, wenn auch zunächst abwartende, dann aber entscheidende Rolle zu versprechen scheint: Angriff in Flanke und Rücken des Gegners.

Aber auch Prinz Friedrich Karl ist hochzufrieden; die Zuteilung der Elbarmee, dann die Aussicht auf die Mitwirkung des I. Armeekorps machen seine Heeresgruppe wieder unbedingt zur Hauptarmee. Und nun vollends die ihm zugedachte operative Rolle: „Erste Armee Hauptstoß, Zweite Armee Nebenoperation" — so schreibt er mit Genugtuung in sein Tagebuch. Dem Nachrichtenoffizier der Zweiten Armee erläutert der Prinz am 21. diesen Gedanken dahin, daß es ihm genüge, wenn die Zweite Armee ihm nur zwei österreichische Korps vom Leibe halte, dann blieben eventuell immer noch fünf gegen ihn selbst.

Falsches Bild von der Lage.

Das Bild von der österreichischen Kräfteverteilung ist beim Großen Hauptquartier und den Armee-Oberkommandos in diesen Tagen immer noch irrig; man glaubt, nach dem Einmarsch im nordwestlichen Böhmen auf vier Korps — das 1., 2., 3. österreichische und die Sachsen — zu treffen; tatsächlich standen dort nur das 1., eine Brigade des 3. und die Sachsen.

Dagegen hatten auf österreichischer Seite die Kundschafter vorzüglich gearbeitet. Sowohl die Verschiebung an die Neiße, als der Rückmarsch waren erkannt und pünktlich gemeldet worden.

Am 19. war Benedek von Wien aus veranlaßt worden, seine Angriffsoperation nach Oberschlesien aufzugeben und nach Böhmen abzurücken.

Nach einleitender Gruppierung am 20. kommen die Marschbewegungen am 21. in Fluß.

Zweite Rollenverteilung an die Armeen. Auch Zweite Armee soll Einmarsch erkämpfen, Erste Armee durch rasches Vorgehen die Krisis der

Ob Moltke sogleich hiervon erfuhr, ist nicht bekannt; erst unterm 23. schreibt er:*) „Die Österreicher sind in vollem Marsch nach Norden." Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Moltke die Nachricht schon am 22. hatte; hieraus würden sich das Telegramm (Korr. Nr. 135) und der schriftliche Befehl vom 22. (Korr. Nr. 136) erklären: „Seine Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in Richtung auf Gitschin suchen."

Dieses Telegramm traf die Zweite Armee noch mitten in den Rückmärschen;

*) Korr. Nr. 129.

Zweiten Armee abkürzen. (Der zweite leitende Gedanke ist abgeändert.)

selbst wenn in den nächsten Tagen die Halbrechtsschiebung fortgesetzt wurde, mußte immerhin zunächst eine Lücke von 60 km zwischen den beiden Armeen bestehen bleiben, in der überdies das Riesen-Gebirge jede direkte Querverbindung ausschloß.

Gerade aus dieser, von Moltke nicht verschuldeten, ja sogar beklagten Trennung ergab sich — nicht als „tiefgelehrte Kombination, sondern als verständig angeordnete Abhilfe einer ungünstigen, aber notwendig gebotenen, ursprünglichen Situation"*) der konzentrische Einmarsch in Böhmen und aus diesem wieder im weiteren Verlaufe die für das Endergebnis, Königgrätz, bedeutungsvolle Tatsache, daß noch am Vorabend der Entscheidung die Armeen in einer „strategisch ungefährlichen, taktisch vorteilhaften Trennung" zur Umfassung aus der Tagemarschentfernung bereit standen. Das war wiederum das Glück des Tüchtigen!

In dem Schreiben, das Moltke seinem Drahtbefehl folgen ließ (Korr. Nr. 136/137), erscheinen die Rollen, die bisher beiden Armeen zugewiesen waren, gegenseitig vertauscht: „Da der schwächeren Zweiten Armee die schwierige Aufgabe des Debouchierens aus dem Gebirge zufällt, so wird, sobald nur erst die Verbindung mit der Elbarmee bewirkt ist, der Ersten Armee um so mehr obliegen, durch ihr rasches Vorgehen die Krisis abzukürzen."

Erste Armee muß angetrieben, Zweite Armee eher verhalten werden. Persönliche Gründe.

In diesem letzten Satze schimmert Moltkes Personalkenntnis durch. Den Kronprinz, Blumenthal, den alten Steinmetz kennt er als Draufgänger; während er hier zur Vorsicht mahnt,**) beginnt er bei der Ersten Armee schon jetzt ganz sachte zu treiben. Er kennt den Prinzen Friedrich Karl von 1864 her so genau, wie Goeben, der damals über ihn schrieb: „Der Prinz hat manche gute, hat blendende Eigenschaften; aber er ist, wie sich mehr und mehr herausstellt, schwankend, schwer zu einem definitiven Entschluß zu bringen, dabei auf diesen, jenen und den dritten hörend."

Dazu kam, daß Voigts-Rhetz, wenn er auch mit der Zeit das volle Vertrauen des Prinzen gewann, von Anfang an nicht der Mann seiner Wahl war; er hatte um Blumenthal und Verdy gebeten, und es war wohl eine Enttäuschung für ihn, daß diese dem Kronprinzen zugeteilt wurden. Am mißlichsten war, daß Voigts-Rhetz Moltke mit offener Ablehnung gegenüberstand, so daß dieser mit seinen Schreiben sich nicht an den Generalstabschef, sondern an den Oberquartiermeister Stülpnagel zu wenden pflegte. Es liegt nahe und ist menschlich begreiflich, daß Voigts-Rhetz Weisungen, die auf dem Umweg über ein viel jüngeres Organ seines Stabes an ihn herantraten, mit einer gewissen Zurückhaltung aufnahm. Das schlimmste war,

---

*) Taktisch-strategische Aufsätze, Seite 279.

**) „Das V. Armeekorps", so schreibt Moltke am 24. (!) „hat bei Nachod eine schwere Aufgabe: die Flankendeckung der ganzen Armee. Es kann leicht kommen, daß Steinmetz nördlich auf Braunau ausweichen muß. Das Generalkommando müßte die Aufnahme sichern. Sorgen Sie nur für die richtige und korrekte Führung!" (Korr. Nr. 139.)

daß hierdurch Stülpnagel als **zweiter Berater** des Armeeführers gewissermaßen legitimiert wurde. Die Wirkung dieses Verhältnisses auf die Entschlüsse des Prinzen mußte dem Parallelogramm der Kräfte entsprechen.

Vorzeitige Konzentration der Ersten Armee vor Reichenberg.

Schon am 21. hatte der Prinz Bedenken; er wollte auf Reichenberg erst vorgehen, wenn Herwarth auf gleicher Höhe mit ihm angekommen wäre; auch das Eintreffen des I. Armeekorps wollte abgewartet werden; denn bei Jungbunzlau hätten sich, einer allerdings unverbürgten Nachricht zufolge, 135 000 Österreicher konzentriert.

Neues Bild vom Gegner bei Moltke. Prinz Friedrich Karl hält an einem anderen Bilde fest.

Am 23. erhielt Prinz Friedrich Karl das Schreiben Nr. 137, das den bedeutungsvollen Satz enthielt: „Es ist nach allen hier vorhandenen Nachrichten durchaus unwahrscheinlich, daß die Hauptmacht der Österreicher in den allernächsten Tagen schon im nördlichen Böhmen konzentriert stehen könnte.“*)

Der Prinz und sein Stab schlossen sich offenbar dieser völlig veränderten Auffassung von der Lage nicht an, zumal am 20. Juni sein Nachrichtenbureau von Truppentransporten von Pardubitz in Richtung Reichenberg gehört hatte.**)

Nun, ein Armeeführer am Feinde hatte immerhin das Recht, sich für besser orientiert zu halten, als der grüne Tisch in Berlin, und ein anderes Bild — ein anderer Entschluß! Darüber läßt sich nichts sagen.

Aber schon am 23. Abends war der Prinz, wie aus einem Brief an den König hervorgeht, vollkommen im klaren, daß südlich Reichenberg nur schwache österreichische Kavallerie stehe, und daß auf einen Widerstand stärkerer Kräfte erst an der Iser zu rechnen sei. Diese Kenntnis hätte sofort den Entschluß auslösen müssen, in **einem** Zuge bis Turnau vorzugehen, Ellbogenfreiheit zu gewinnen, in die feindlichen Postierungen Bresche zu legen für die strategische Aufklärung durch das Kavalleriekorps.***)

Statt dessen drängte der Prinz 100 000 Mann in den Gebirgstälern um Reichenberg zusammen und staute die Massen auch von rückwärts her auf, so daß in Bälde die von Moltke befürchtete „Kalamität“ eintrat, die in Verpflegungs- und Bewegungsschwierigkeiten sich äußern mußte.

An den König telegraphierte der Prinz, daß er ohne das I. Armeekorps und ohne die Elbarmee zu schwach zu sein befürchte, um den österreichischen Streitkräften in Böhmen entgegenzutreten.

---

*) Dieses Schreiben hatte (nach Lettow, II, Seite 119 ff.) Moltke mit beweglichen Worten an Stülpnagel begleitet: „Es steht zu hoffen, daß die Vorteile der Initiative, wie in Hessen, Sachsen und Hannover, so auch **in Böhmen** uns zufallen werden; ich denke, Sie werden auf Kolonnenteten Stoßen und **Gelegenheit zu schönen** Gefechten haben. Vielleicht meldet Ihnen schon Ihre Avantgarde, daß die **Konzentration** so bedeutender Kräfte gegen Reichenberg nicht erforderlich sein wird, die — außer, wenn sie unmittelbar zur Entscheidungsschlacht führt — an und für sich eine Kalamität ist. Ich glaube nicht, daß die Österreicher dort sehr stark sein werden. . . .“

**) Foerster, II. Seite 4.

***) Der Prinz hatte eine solche Verwendungsart großer Kavalleriemassen im Auge. Foerster, II. Seite 25 ff.

Am 24. kamen Agentennachrichten, die nur zu deutlich den Stempel der Unwahrheit trugen; hiernach würde am 25. die ganze österreichische Armee sich nördlich Olmütz zur Invasion nach Schlesien bereithalten. Unter anderem meldete dieser Agent die Kavallerie-Division Edelsheim bei Königinhof, während die Erste Armee doch mit dieser seit mehreren Tagen in Gefechtsfühlung stand!

Bedeutsam dagegen war die Drahtantwort des preußischen Gesandten in London auf eine Anfrage des Armee-Oberkommandos: „Times-Korrespondent datiert letzten Bericht vom 19. aus Olmütz und erwähnt, daß er den nächsten Bericht aus Trübau senden wird.“ Also Hauptquartier Benedeks demnächst in Böhmisch-Trübau — das stimmte doch durchaus zu dem Moltkeschen Bilde, an das man nicht glauben wollte! Gleichwohl blieb der Prinz dabei, auf die Elbarmee warten zu wollen; er machte auch noch Versuche, das I. Armeekorps für sich zu bekommen. Und so befahl er für den 25. einen Ruhetag — bei der engen Versammlung einen Hungertag mehr für Mann und Roß!

Moltke gelingt es, Prinz Friedrich Karl zu überzeugen.

Am 26. frühmorgens vor dem Abreiten erreichte den Prinzen endlich das am 23. von Berlin abgegangene Schreiben Moltkes an Stülpnagel (Korr. Nr. 140), das die Antwort auf das Telegramm des Prinzen vom 23. Nachmittags brachte: „Das I. Armeekorps ist von Seiner Majestät der Zweiten Armee zugeteilt, die Möglichkeit einer direkten Verstärkung des linken Flügels der Ersten Armee war für den Fall in Aussicht genommen, daß schon hinter Reichenberg die Hauptmacht der Österreicher versammelt stünde. Dies scheint nun doch keineswegs der Fall.“ Übrigens rücke ja das I. Armeekorps und nicht bloß dieses, sondern die ganze Zweite Armee auf Arnau. Es sei sogar zu befürchten, daß sie einen allzu großen Teil der gegnerischen Armee, die im Vormarsch von Olmütz nach dem nördlichen Böhmen begriffen sei, auf sich ziehen werde. Nur kräftiges Vorgehen der Ersten Armee könne die Zweite degagieren. 100 000 Mann mit dem Prinzen Friedrich Karl an der Spitze und eine Reserve von 50 000 Mann (Herwarth!) einen Tagemarsch dahinter haben die größten Chancen des Sieges.

Moltke hatte das richtige Wort und den richtigen Ton gefunden; die Wirkung trat sofort ein; der Tagebucheintrag des Prinzen lautet: „Am 26. sehr früh von Reichenberg aufgebrochen. Die ausgegebenen Befehle steckten meiner Armee nur ein sehr beschränktes Ziel, dies genügte mir nicht....“

Der Gedanke, daß „die Zweite Armee seit drei Tagen in Gefahr und nichts geschehen sei, um ihr zu helfen“, wirkte auf das tiefe Pflichtgefühl des Prinzen wie ein Sporn, — am Nachmittag war Turnau, der wichtige Gebirgsausgang und Iser-Übergang in preußischen Händen — ohne Kampf! Clam-Gallas hatte die Bedeutung dieses Punktes nicht erkannt, erst der Kronprinz von Sachsen wies darauf hin, — da war es zu spät; der österreichische Versuch, Turnau wiederzugewinnen, scheiterte in dem unglücklichen Nachtgefecht von Podol.

Am 26. Abends standen die Teten der Ersten Armee endlich da, wo sie schon vor drei Tagen hätten stehen können und sollen.

Wie ganz anders war der rücksichtslose Vorwärtsdrang in den gleichen Tagen im Stabe des Kronprinzen von Preußen. Hohenlohe erzählt: „Als Blumenthal den Kronprinzen beim Vortrag über den Einmarschbefehl pflichtgemäß auf die Gefahr aufmerksam machte, wenn Benedek über die einzelnen Korps mit vereinter Macht herfiele und sie nacheinander vernichtete, antwortete der Kronprinz: „Halten Sie mich für ein kleines Kind, daß Sie mir das erst sagen? Das habe ich längst erkannt. Doch was liegt an einer Armee? Steht doch ganz Preußen auf dem Spiele! Wird meine Armee geschlagen, so kehre ich lebend nach Schlesien nicht zurück."

Vorwärtsdrang bei der Zweiten Armee.

Und Blumenthal schaut nicht rechts noch links, sondern geradeswegs auf sein Marschziel Gitschin. Ein Telegramm, das er am 23. aus Glatz erhält, wonach die Österreicher in seiner linken Flanke an drei Punkten die Grenze überschritten hätten, in die Grafschaft Glatz eingedrungen und um 12⁰ schon bis Mittelwalde gekommen seien, erklärte er kurzweg als eine Tartarennachricht.

Beide, der Kronprinz und Blumenthal haben sogar, wie Friedrich der Große, den „Mut des ehrenvollen Unterganges". Prinz Friedrich Karl will um jeden Preis die Sicherheit eines „eklatanten Erfolges". (Foerster, II, S. 38.)

Der mühelose Erfolg der Erkundung gegen die Iser und die eingelaufenen Gefechtsmeldungen hatten den Prinzen am 26. Abends belehrt, daß nicht vier bis fünf Korps, sondern nur zweiundeinviertel ihm gegenüberstanden (Foerster, II, S. 48). Der Umstand aber, daß ihm der Feind die Vormarschrichtung auf Gitschin kampflos freigab, daß dieser vielmehr nach Süden, auf Münchengrätz abzog, daß dort Geländeverstärkungen beobachtet wurden, führten im Stabe des Prinzen zu der Vermutung, daß Benedek und die Hauptkräfte im Anmarsch (aus Richtung Pardubitz?) auf Jungbunzlau seien.

Prinz Friedrich Karl verliert durch ein falsches Bild Moltkes leitenden Gedanken aus dem Auge. Abermalige Konzentration (vor Münchengrätz).

Im Schreiben Nr. 137 vom 22. Juni hatte Moltke geschrieben: „Wenn sich auch Gelegenheit geben sollte, die Österreicher in geteiltem Zustande mit überlegenen Streitkräften anzugreifen und den Sieg in anderer Richtung zu verfolgen, so bleibt dennoch die Vereinigung aller Streitkräfte für die Hauptentscheidung stetig im Auge zu behalten."

Dieser Satz liest sich heute wie eine Vorahnung der nächsten Ereignisse bei der Ersten Armee. Prinz Friedrich Karl wollte die Isergruppe angreifen; hierfür hielt er sich, da die Elbarmee noch nicht mitwirken konnte, am 27. noch für zu schwach und befahl für diesen Tag nur Bereitstellung der Ersten und Elbarmee. Den Angriff setzte er erst für den 28., 9⁰ Vormittags an.

Foerster meint, daß der Prinz den Vormarsch über Gitschin zur Vereinigung

mit der Zweiten Armee deshalb unterbrach, weil er die Lage der kronprinzlichen Armee noch gar nicht als gefährdet kannte. Was Einzelheiten betrifft, muß dies zugegeben werden, da Nachrichten über Nachod und Trautenau am 27. Abends noch nicht vorlagen. Aber der Prinz und seine Berater mußten doch noch die ernsten Worte Moltkes im Kopfe haben, der schon am 22. von einer Krisis bei der Zweiten Armee sprach, die nur ein rasches Vorgehen der Ersten Armee (Richtung Gitschin, mit dem linken Flügel am Gebirgsfuß) abkürzen könne, und der am 23. die Befürchtung äußerte, daß die Zweite Armee sogar einen allzu großen Teil der gegnerischen Kräfte auf sich ziehen werde. Nur ein kräftiges Vorgehen der Ersten Armee könne die Zweite unterstützen. Freilich, gerade dieser eindringlichste Satz stand nicht in dem offiziellen Schreiben an das Armee-Oberkommando selbst, sondern in dem halbamtlichen an Stülpnagel. Es ist menschlich verständlich, wenn der berufene erste Berater des Prinzen dieser Mahnung, die weder an ihn noch an den Prinzen gerichtet war, nicht das Gewicht beimaß, das sie verdiente. In den Briefen Voigts-Rhetz' steht hiervon nichts.

Wenn wir diesen ursächlichen Zusammenhang nicht gelten lassen wollen, so bleibt wohl nur die Annahme übrig, daß die irrige Vermutung, Benedek sei im Anmarsch von Süden her auf Jungbunzlau, schuld war an dem Entschluß, den Weitermarsch auf Gitschin zu unterbrechen — also wieder ein falsches Bild! Das schlimme Ergebnis war, daß die Erste Armee weitere zwei Tage (am 27. und 28.) an die Iser gebannt blieb.

Krisis bei der Zweiten Armee.

Inzwischen trat am 27. bei der Zweiten Armee die von Moltke schon seit Tagen befürchtete „Krisis" ein.

Wer das Bild der Stellungen am Abend des 27. Juni, wie es Skizze 2 gibt, auf sich wirken läßt, der muß den Eindruck haben, daß es am 28. sogar zu einer Katastrophe für die Zweite Armee kommen konnte.

Das I. Armeekorps war durch den unglücklichen Entschluß Bonins für den 28. völlig ausgeschaltet, das VI. Armeekorps konnte vor dem 29. Mittags unmöglich eingreifen. Zwischen diesen beiden Flügelkorps waren die mittleren (Garde und V.) weit vorausgeraten und dicht am Feinde. Auf österreichischer Seite genügte ein Nachtmarsch*) zu einer für die isolierten preußischen Korps höchst bedrohlichen Kräftegruppierung: 8. und dahinter 6. Korps lassen Steinmetz, 4. Korps läßt die Garde frontal gegen sich anlaufen; 10. und 3. Korps gehen der Garde, 2. Korps geht Steinmetz in Flanke und Rücken.

Selbst wenn man so weit gehen wollte, der österreichischen Infanterie wegen ihrer veralteten Bewaffnung und der ungeeigneten Massenstoßtaktik gegenüber dem

*) In der Skizze durch Pfeilstriche angedeutet.

Hinterlader sogar die Möglichkeit abzusprechen, Flanke und Rücken frontal beschäftigter, preußischer Truppen anzugreifen, so würde doch wohl dem Flanken- und Rückenfeuer der österreichischen Artillerie eine entscheidende Wirkung zugemessen werden müssen.

Lediglich Fehler der Aufklärung und Verbindung sowie Fehler der Führung*) auf österreichischer Seite haben zusammengewirkt, um die Krisis der Zweiten Armee nicht zur Katastrophe werden zu lassen.

Am späten Abend des 27. war der Kronprinz von dem Gefechtsfelde Nachod nach Hronow gekommen — in froher Siegerstimmung. „Das Diner", schreibt Stosch, „zu dem sich um 10⁰ Abends das Hauptquartier versammelte, war das schönste Freudenmahl meines Lebens". „Der Kronprinz brachte einen kernigen Toast auf den Sieger von Nachod und sein braves Armeekorps aus."**) „Alles war in schönster und gehobenster Stimmung." (Stosch.)

Da traten unter die frohe Tafelrunde mit ernsten Gesichtern die Nachrichtenoffiziere beim I. Armeekorps, Major v. d. Burg und Hauptmann Mischke. Den tragischen Ausgang des Tages von Trautenau kannten sie noch nicht; Burg war um 5⁰ Nachmittags abgeritten, als eben die Kampfgruppe Clausewitz im Zurückgehen war. Angesichts dieser schlimmen Wendung hatte Burg es unternommen, die 1. Garde-Division***) zur Hilfe heranzuholen, unter der Bedingung, daß Bonin sich bei Trautenau und Parschnitz unter allen Umständen halten solle.

Burg hatte die 1. Garde-Division erst 7⁰ Abends, völlig erschöpft, um Eipel getroffen; an eine Hilfeleistung bei Tageshelle war nicht mehr zu denken. Wenn Burg daher auch mit einem für das I. Armeekorps ungünstigen Gefechtsabschluß rechnete, so nahm er doch an, daß Bonin seiner Zusage gemäß noch bei Trautenau stünde. Von dessen, durch nichts gebotenen nächtlichen Rückzug nach Liebau hatte Burg keine Ahnung.

Schwerer Entschluß des Kronprinzen, durch Siegerstimmung erleichtert.

Durch Armeebefehl waren das I., Garde- und V. Armeekorps angewiesen, am 28. die Linie Arnau—Königinhof—Gradlitz bestimmt zu erreichen. Das I. Armeekorps hatte heute unglücklich gekämpft; aus eigener Kraft konnte es morgen Arnau nicht erreichen. Das V. Armeekorps hatte seinen Gegner abgewiesen und stand mit

---

*) Wer — abgesehen von der unseligen Zusammensetzung des österreichischen Hauptquartiers — an den Führungsfehlern in diesen Tagen die Schuld trug, ist bis heute nicht erwiesen.

**) Verdy, „Im Hauptquartier der Zweiten Armee 1866", Seite 94.

***) Diese Division hatte, im Anmarsch von Schömberg über Parschnitz auf Eipel, von 1⁰ bis 3⁰ Nachmittags mit dem Anfang bei Parschnitz, unmittelbar in der rechten Flanke des österreichischen Angreifers bereit gestanden. Ihr Kommandeur hatte Bonin in diesen Stunden mehrmals seine Hilfe angeboten, war aber stets, zuletzt in bestimmtem Tone, abgewiesen worden. So ist es aus menschlichen Gründen erklärlich, wenn Hiller-Gärtringen, der heldenhafte Draufgänger von Chlum, damals achtlos auf wenige Kilometer an der österreichischen Umfassungskolonne vorbeimarschierte, die den Tag entschied.

Auch die angebotene Mitwirkung der 2. Garde-Division bei Nachod war am gleichen Tage von Steinmetz abgelehnt worden.

ihm in Gefechtsfühlung; daß der Feind hier verstärkt wurde, war bereits bekannt. Das Korps konnte ohne Verstärkung kaum wieder angreifen, zumal da es in seiner linken Flanke äußerst gefährdet war. Nur das Gardekorps in der Mitte hatte keinen Feind vor sich; der 2. Garde-Division war bereits befohlen, Steinmetz am 28. zu unterstützen, sobald sich aus Richtung Skalitz Kanonendonner vernehmen ließe; die 1. Garde-Division sollte in Gegend Kostelet zur Verfügung bleiben, denn auch aus Richtung Königinhof (Marschziel der Garde) mußten feindliche Kräfte erwartet werden.

War unter solchen Umständen der leitende Gedanke Moltkes — Offensive zur Vereinigung beider Armeen nach vorwärts — überhaupt noch zu retten?

Die Lage forderte vom Oberkommando der Zweiten Armee jedenfalls einen sehr schnellen Entschluß, der den neuen Verhältnissen Rechnung trug. Der Entschluß wurde ohne Zögern gefaßt und in den Befehl umgesetzt, der das ganze Gardekorps anwies, mit dem frühesten in Flanke und Rücken des Gegners von Trautenau anzugreifen. Für die Unterstützung des V. Armeekorps werde anderweitig gesorgt werden.*)

Wenn wir die Tragweite dieses Entschlusses an den bereits geschilderten Möglichkeiten (S. 64) messen, wird er uns als äußerst ernst und schwerwiegend erscheinen. Wenn wir aber die einzelnen inneren Faktoren prüfen, so bedünkt uns ihr Produkt als so selbstverständlich wie $2 \times 2 = 4$.

Ein verantwortungsfreudiger junger Feldherr, der Sohn des Kriegsherrn selbst, heute überdies in froher Siegerstimmung, an seiner Seite ein einziger**) kühner Berater, dem er unbedingt vertraute, stolze Freude an dem Geiste der Truppe und an der, heute erstmals glänzend bewährten, weit überlegenen Infanteriebewaffnung,***) und schließlich vielleicht Unkenntnis der wahren Lage bei Trautenau. Und doch darf wohl angenommen werden, daß, selbst wenn dem Kronprinzen der fluchtähnliche Rückzug des I. Armeekorps noch vor seinem Entschluß bekannt geworden wäre, sich an diesem nichts geändert hätte. Was das Mißgeschick bei Trautenau betrifft, so glaubte man zunächst an feindliche Überlegenheit als Grund für den unentschiedenen Kampf. Mißstimmung richtete sich in der Nacht vom 27./28. nur gegen die Garde, „die weder

*) Hierzu war bereits während des Gefechts eine Brigade des VI. Armeekorps vorbefohlen worden; am 28. früh wurde der ganze Rest des VI. Armeekorps Steinmetz unterstellt, hätte aber am 28. schwerlich helfen können.

**) Blumenthal duldete keinen zweiten Berater neben sich, nicht einmal der Oberquartiermeister kam zu Wort. Stosch („Denkwürdigkeiten", Seite 84) erzählt, wie er zum „hinterlistigen Diplomaten" geworden sei, um hier und da seine Ansichten auf Umwegen (durch Verdy und Burg) Blumenthal und damit dem Kronprinzen beizubringen.

***) Stosch („Denkwürdigkeiten", S. 86) schreibt: Man sah, der Feind war schon in Kolonnen vorgegangen, aber unser mörderisches Feuer hatte ihn niedergeworfen, — ein oft grausiger Anblick, aber stolz für uns. Unsere Verluste waren verschwindend klein, es war klar, daß der Feldzug für uns siegreich sein mußte.



rechts noch links half und, wie es scheint, unentschlossen ruhig in der Mitte blieb."*) (Blumenthal, „Tagebuch", S. 31.)

Schwere Stunden nach dem Entschluß.

Die ganze Schwere des Entschlusses vom 27./28. Nachts sollte dem Kronprinzen und seinem Stabe erst am 28. Vormittags bewußt werden, „dem schwersten Tage des ganzen Feldzugs", wie Stosch ihn nennt. Er begann mit dem drückenden Bewußtsein, daß man in der unruhvollen Nacht übersehen hatte, Steinmetz mitzuteilen, er könne am 28. auf die 2. Garde-Division nicht rechnen. Wie nun, wenn er doch angriff? Und der Kühne tat es wirklich, obwohl er inzwischen die neue Sachlage erfahren hatte, obwohl die ganze Bereitstellung seiner Kräfte auf den entscheidenden Flankenangriff der Garde aufgebaut war, obwohl ein frisches Korps gegenüberstand, und obwohl ein Angriff in die linke Flanke durch ein weiteres Korps (das 2.) drohte!

Immer schwüler wurde die Stimmung, während der Armeestab von der Höhe von Kostelетz aus mit banger Sorge die Pulverdämpfe auf den deutlich sichtbaren Gefechtsfeldern von Soor und Skalitz verfolgte. Die letzte Reserve, eine Garde-Kavallerie-Brigade, war Steinmetz zu Hilfe geschickt worden. Dem Armeeführer blieb das unangenehme Gefühl, weder rechts noch links mehr helfen zu können.

Und gerade hier trafen zwei unerfreuliche Nachrichten ein: Langensalza, dann Custozza!

Am tiefsten sank die Stimmung, als ein englischer Gast im Stabe, Colonel Walker, auf den der Kronprinz große Stücke hielt, Staubwolken, die ein Gewitterwind nordwärts trieb, als fliehende Kolonnen ausdeutete! Erst nach peinlichen Stunden kam die Erlösung: die Siegesnachrichten von Soor und Skalitz. Diesen frohen Tatsachen gegenüber konnte das Bekanntwerden von Bonins „unglaublichem" Verhalten nicht mehr Sorge, sondern nur kräftige Ausdrücke der Mißbilligung auslösen, — und beim Kronprinzen den kühnen Entschluß einer Nachtfahrt ohne Eskorte — nach Trautenau! Auch dieses Wagnis gelang dem Frohgemuten!

Moltke, in schwerer Sorge um die Zweite Armee, treibt die Erste Armee neuerdings an.

Drohender als an die Jungsiegfriednatur des Kronprinzen trat an Moltke die ernste Sorge heran, als ihn die Nachrichten vom 27. Abends erreichten.

Die gewagte, aber einzig mögliche Abhilfe der fatalen Ausgangslage, die er als verantwortlicher Ratgeber dem König vorgeschlagen — die Vereinigung nach vorwärts —, war in schwerer Gefahr, fehlzuschlagen.

Wenn auch Moltke, gerade weil er die große Unterlegenheit der österreichischen Infanteriebewaffnung und Angriffstaktik sehr wohl kannte (Korr. Nr. 91), an eine Katastrophe bei der Zweiten Armee ursprünglich nicht dachte, so war ihm am 28. Mittags angesichts der üblen Botschaft von Trautenau und des Fehlens jeder Nachricht über die Garde, etwas schwül zu Mute, so daß er neuerdings an die

*) Gründe hierfür siehe Fußnote ***) zu Seite 65.

Erste Armee mit Mahnungen herantrat, die in Ausdruck und Form an Schärfe zunahmen.

Am 28. Juni, 1° Nachmittags, teilte Moltke dem Oberkommando der Ersten Armee telegraphisch die kritische Lage der Zweiten Armee mit, soweit sie ihm bekannt war, und fügte die Mahnung für die Erste Armee an: „Das vollständige Debouchieren der Zweiten Armee wird durch Vorrücken der Ersten Armee wesentlich erleichtert*) werden.“ (Korr. Nr. 142.)

Deutlicher wurde der Ton im Telegramm an Stülpnagel vom 29. Juni, 6[35] Vormittags (Korr. Nr. 143):

„Der Kronprinz mit nur drei Korps hat die Gebirgsdefileen hinter, das 10., 4., 6. und 8. österreichische Armeekorps vor sich, das 2. in der linken Flanke.

Es scheint mir durchaus nötig, daß die Erste Armee ihn degagiert, welche fünf Korps stark, nur dem 1. und 3.**) österreichischen und dem sächsischen Korps gegenüber hält. (!)

Die Gelegenheit, eine so große Übermacht geltend zu machen, wird vielleicht nicht wieder geboten.“

Unmittelbar nach Aufgabe dieses Telegramms scheint Moltke irgendeine Nachricht aus dem Oberkommando der Ersten Armee erhalten zu haben, wonach die Erste Armee immer noch um Münchengrätz stand, und sogar an ein südliches Vorgehen gegen den andauernd bei Jungbunzlau vermuteten Benedek gedacht wurde.

Darum folgte der Depesche an Stülpnagel eine Stunde später folgendes kategorische Telegramm (Korr. Nr. 144) an den Prinzen selbst: Berlin, 29. Juni, 7[30] Vorm. „Seine Majestät erwarten, daß die Erste Armee durch beschleunigtes Vorrücken die Zweite Armee degagiert, welche trotz einer Reihe siegreicher Gefechte dennoch sich augenblicklich noch in einer schwierigen Lage befindet.“***)

Bei der Ersten Armee führt ein Widerstreit der Meinungen zu einem Kompromiß.

Prinz Friedrich Karl war nach dem Fehlschlagen seines konzentrischen Angriffs auf die Austro-Sachsen, der nur noch die Nachhut traf, am 28. Juni mit seiner Armee — wieder 100 000 Mann auf einer Quadratmeile! — um Münchengrätz verblieben, obwohl ihm bekannt war, daß feindliche Kolonnen am Frühmorgen des 28. auf Fürstenbruck — also Richtung Gitschin — abgezogen waren. Sein Stabschef Voigts-Rhetz freilich vertrat am 28. Abends und noch am 29. früh die Meinung, daß der Feind nur mit einem kleinen Teil nach Sobotka, mit der Masse aber auf Jungbunzlau zurückgegangen sei, zur Vereinigung mit dem immer noch dort vermuteten Benedek. Diese gegenteilige Anschauung des berufenen Ratgebers mochte wohl den Prinzen veranlaßt haben, die Verfolgung und damit den vom Großen Hauptquartier gewünschten Weitermarsch am 28. Nachmittags nicht mehr einzuleiten.

*) Das Wort „erleichtert“ war im Telegrammtext ausgeblieben.

**) Tatsächlich war nur eine Brigade des 3. Korps zur Stelle.

***) Die Eintreffzeiten dieser drei Telegramme siehe weiter unten.

Unglücklicherweise hatte der Prinz am 28. Nachmittags mitten in seinen Beratungen für den nächsten Tag ein Telegramm des Königs*) selbst erhalten: „Ich wünsche Dir Glück zum raschen Fortschreiten und glücklichen Gefechten. Gleichfalls Sieg Nachod. Spreche meine Anerkennung aus." Mit Genugtuung mochte man sich wohl im Armeestabe sagen: der König ist mit dem raschen Fortschreiten der Ersten Armee zufrieden — mögen andere weniger zufrieden sein!

So wurde beschlossen, auch am 29. zunächst die Armee mit Front gegen Jungbunzlau bereit zu halten.

Nach den Erhebungen Foersters erhielt der Prinz Moltkes Telegramm Nr. 142 erst am 29. Morgens zwischen 7° und 8°. Der Prinz reagierte sofort. Obwohl von den auf Jungbunzlau entsandten Aufklärungsoffizieren noch keine Nachricht vorlag, beschloß er, „den 29. nicht untätig verstreichen zu lassen".

Zwischen 8° und 9° Vormittags war aber auch ein Telegramm Blumenthals vom 28. Abends aus Reinerz angekommen, wonach die Österreicher auf Josephstadt zurückgeschlagen seien, die Elblinie von der Zweiten Armee erreicht sei und wenn möglich morgen überschritten werde.**)

Dort bei der Zweiten Armee stand also scheinbar alles gut; die Erste Armee um Münchengrätz war genau so weit von dem Vereinigungspunkt Gitschin entfernt wie der rechte Flügel der Zweiten Armee in Arnau. Voigts-Rhetz konnte daher wohl nicht recht verstehen, warum Moltke so drängte.

Da zudem Voigts-Rhetz immer noch die österreichische Hauptmacht bei Jungbunzlau voraussetzte, so entstand am 29. bis 9³⁰ Vormittags ein Kompromißbefehl, der etwa die Hälfte der Ersten Armee noch am 29. auf Gitschin vorschob, die andere Hälfte und die ganze Elbarmee aber gegen Jungbunzlau bereit hielt.

Endlich, am 29. Vorm., ringt der Entschluß zu beschleunigtem Vormarsch mit allen Kräften auf Gitschin sich los. Gründe für diesen Entschluß.

Erst nach Ausgabe dieses Befehls — wahrscheinlich noch Vormittags***) — trafen die Moltkeschen Telegramme Nr. 143 und 144 ein.

Dazu trat — 1° Nachmittags — noch ein Telegramm des Kronprinzen, ab

---

*) Foerster, II, Seite 54.

**) Durch die Fassung dieses Telegramms (Foerster, II, Seite 55) erreichte Blumenthal ungefähr das Gegenteil von dem, was er wünschte; daß auch er eine schnelle Vorwärtsbewegung der Ersten Armee ersehnte, ergibt sich aus einem Brief an Moltke aus Eipel vom 29. Juni, 5° Vormittags: „Jedenfalls werden wir die Elbe heute und auch wohl morgen nicht überschreiten können, wenn der Prinz Friedrich Karl nicht endlich weiter vorrückt. Er kann gar nicht so viel gegen sich haben, da wir hier das österreichische 6., 8., 10. und drei Brigaden des 4. Korps vor uns haben. Ich bin überrascht von der Langsamkeit, mit der die Erste Armee vorrückt und ein Fühlungnehmen an dieselbe fast unmöglich macht."

Hätte Blumenthal telegraphiert: „Benedek selbst mit mindestens vier Armeekorps hier gegen uns, können Elbe zunächst nicht überschreiten" — so würde die Depesche wohl mehr im Sinne seiner Wünsche gewirkt haben.

***) Die genauen Eintreffzeiten konnte Foerster anscheinend nicht feststellen.

Liebau 29. Juni, 5[20] Vormittags: „Die Zweite Armee ist nur bis Trautenau und Skalitz vorgekommen und kann daher vor dem 30. die Elbe nicht überschreiten."

Da zudem Voigts-Rhetz durch die inzwischen eingekommenen Fehlmeldungen aus Richtung Jungbunzlau von seiner irrigen Auffassung bekehrt wurde, so konnten die beiden sehr bestimmten Befehle aus dem Großen Hauptquartier endlich am 29. Nachmittags den Entschluß reifen lassen, nunmehr mit der gesamten Armee auf Gitschin vorzugehen. In diesem Sinne schrieb Stülpnagel noch am 29., 5[0] Nachmittags an Moltke. Der Kompromißbefehl wurde aufgehoben und alles nach Osten in Bewegung gesetzt. Auch der Prinz ritt 5[45] Nachmittags von Münchengrätz nach Sobotka ab. Auf dem Marsche — zwischen 8[0] und 9[0] Abends — holten ihn durch einen glücklichen Zufall*) zwei wichtige Depeschen ein: zunächst ein Telegramm Blumenthals: „Nach aufgefangenem Armeebefehl Benedeks haben wir gegen uns bei Jaromer das 6., 8. und drei Brigaden des 4. Armeekorps, bei Pilnikau das schon halb vernichtete 10. Wir können wahrscheinlich die Elbe nicht überschreiten, wenn die Erste Armee nicht vorrückt. Unser rechter Flügel heute bei Pilnikau."

Die zweite Depesche stammte vom König selbst, ab Berlin 29. 6. 12[0] Mittags: „Da die Zweite Armee heute bei Arnau und Königinhof über die Elbe geht, so wiederhole ich den Befehl durch General v. Moltke, daß die Erste Armee, aber möglichst noch heute, den Vormarsch gegen Gitschin machen muß. Sofort Antwort." — Durch die sofort verlangte Vollzugsmeldung erhielt dieser sehr eindringliche Befehl des Königs noch eine besondere Schärfe.

Der Überbringer, Rittmeister v. Kaphengst, schildert den Eindruck dieser Depesche auf den Prinzen: „Der Prinz las sie staunend, dann aber sagte er strahlenden Auges: Das freut mich, daß ich Moltkes Plan schon eingeleitet, der morgen zur Ausführung gelangen soll." In seinem Tagebuche bemerkte der Prinz zu der Depesche des Königs: „Glücklicherweise waren meine Befehle zum Vormarsch auf Gitschin schon alle gegeben." Der Prinz hatte den Ton der drohenden Ungnade erkannt.

Die Depesche ist wohl auch schuld, daß dem Prinzen, wie er im Tagebuch schreibt, während des Marsches immer klarer wurde, „er müsse, wenn möglich, einen Teil der bei ihm befindlichen Division noch weiter schleppen".

Der Gefechtslärm, der erst in der Nähe von Sobotka hörbar wurde, und die ersten Nachrichten über das Abendgefecht von Gitschin machten die Nachtruhe kurz und führten nach dreistündiger Marschpause zum Weitermarsch auf Gitschin.

Aufnahme der Verbindung mit der Zweiten Armee ist alleinherrschender Ge-

Auch in Gitschin wirkte der „Sporn" noch nach. Während zwar die Verfolgung des abgezogenen Feindes sehr bald wieder einschlief und sowohl die Ausnutzung des Sieges, als weitreichende Aufklärung durch das Kavalleriekorps unterlassen wurde,

*) Der Trainsoldat, der die Depeschen von der Endstation Reichenberg nachbringen sollte, hatte sie auf der Landstraße verloren. Ein Kavallerieoffizier fand sie. Rittmeister v. Kaphengst brachte sie auf dem Umweg über Ober-Bautzen dem Prinzen nach. (Foerster, II, Seite 61, Fußnote 3.)

danke. Verfolgung und Aufklärung unterbleiben.

blieb die Sorge um Aufnahme der Verbindung mit der Zweiten Armee eine äußerst rege. Schon am frühen Morgen wurde „das 1. Garde-Dragoner-Regiment auf Arnau und Neuschloß entsendet, um durch einen tüchtigen Ritt die Verbindung mit dem Kronprinzen noch heute und — hierauf wurde Wert gelegt — früher als von der Zweiten Armee aus geschah — aufzunehmen".*) Gegen Abend wurde zum gleichen Zweck noch das ganze 2. Garde-Dragoner-Regiment entsendet, „um Hauptmann Graf Häseler (als Verbindungsoffizier) zum Kronprinz zu geleiten". Er kam am 30. früh dort an.

Krisis bei der Zweiten Armee überwunden. Nach kurzem Stillstand vor der besetzten Elblinie erwacht der Vorwärtsdrang von neuem, wird aber von Moltke gedämpft. Erstes Anzeichen eines neuen leitenden Gedankens.

Inzwischen konnte bei der Zweiten Armee, seit dem Doppelsieg Skalitz—Soor, die Krisis als beseitigt gelten. Drei österreichische Armeekorps waren durch den Hinterlader „dezimiert und impressioniert". Gegen Steinmetz freilich konnten auch am 29. noch drei frische Korps (2., 3., 4.) vereinigt werden. Bei dem herrlichen Überlegenheitsgefühl machte sich aber niemand mehr Sorgen, am wenigsten der alte Steinmetz selbst, der am 29. mit der gleichen Unbekümmertheit abermals ein frisches Korps angriff und warf, wie an den beiden Tagen vorher.

Am 29. waren alle vier Korps der Zweiten Armee mit den Anfängen vor der Elbe vereinigt: das Ruhebedürfnis der Truppen und der Anblick der beherrschenden Stellungen auf den südlichen Uferhöhen wirkten zusammen, daß die energische Führung der Zweiten Armee nicht auch sofort an die Erzwingung der Elbübergänge dachte, sondern hierzu zunächst Nachrichten über das endliche Herankommen der Ersten Armee abwartete.

Die letzte Depesche (Korr. Nr. 145), die Moltke in Berlin aufgab (29. 6., 8^{34} Abends), sollte Blumenthal versichern, daß „die Erste Armee jedenfalls heranmüsse; dies sei heute zweimal befohlen worden". Bedeutungsvoll ist der zweite Satz des Telegramms: „Wenn die feindliche Hauptmacht hinter der Elbe zwischen Josephstadt und Pardubitz konzentriert ist, steht die Zweite Armee besser, wo sie jetzt ist, als bei Gitschin."

Das ist das erste Aufblitzen des — am 3. Juli durchgeführten — operativen Schlachtgedankens; Moltke will die Armeen nicht in einer Linie zusammenfließen lassen; ihm genügt die operative Fühlung, die taktische Trennung will er aufrechterhalten, um vielleicht die Umfassung aus der Tagemarschentfernung zu ermöglichen.

Es sollte sich in den nächsten Tagen erweisen, daß es ebenso schwer sei, die Zweite Armee anzuhalten, wie es schwierig war, die Erste Armee vorwärts zu schieben.

Schon am 30. — an dem ersten Rasttag seit sechs Gefechts- und Marschtagen — kanonierte sich Steinmetz mit seinem Gegenüber und zog sogar das schwere Geschütz der

*) Foerster, II, Seite 64.

Festung Josephstadt auf seine Biwaks; und im Stabe des Kronprinzen genügte die Nachricht, daß die Fühlung mit der Ersten Armee durch die Garde-Dragoner aufgenommen sei, und daß das I. Armeekorps keinen Feind vor sich habe, um sogleich die Frage des Elbübergangs wieder lebhaft zu erörtern! Das I. Armeekorps konnte ja die feindliche Stellung von der Flanke aufrollen und so den anderen Armeekorps über die Elbe helfen.*)

Zentralleitung vom grünen Tische aus war im Juni 1866 eine Notwendigkeit. Moltkes Auffassung über das Verhältnis zwischen Großem Hauptquartier und Armee-Oberkommandos.

„Es ist immer sehr mißlich, positive Befehle aus der Ferne zu geben. Ist die höchste militärische Autorität nicht bei der Armee, so muß sie dem Führer freie Hand lassen. Der Krieg läßt sich eben nicht vom grünen Tisch aus führen, die oft augenblicklichen Entschlüsse können nur an Ort und Stelle nach den dort zu beurteilenden Verhältnissen gefaßt werden.“**)

Nach diesen seinen eigenen Worten mußte Moltke es wohl für ein gefährliches, verantwortungsvolles Wagnis halten, den ganzen Juni über fünf große, selbständige Heeresgruppen von seinem Berliner Schreibtisch aus zu lenken. Das Unternehmen erinnerte in fataler Weise an den berüchtigten Hofkriegsrat. Der Erfolg aber bewies, daß das Wagnis notwendig war, solange die norddeutschen Verhältnisse nicht einigermaßen geklärt und solange nicht die „nächste Gefahr für das offene Berlin“ beseitigt, d. h. die Hannoveraner aus dem Felde geschlagen waren.

Die Hauptschwierigkeit für die Zentralleitung war, das richtige Maß der Selbständigkeit für die einzelnen Armeeabteilungen zu finden. Es zeigte sich, daß Moltke, aus seiner eigenen Großzügigkeit heraus, zu Anfang das Maß zu weit nahm, und die ehrgeizigen Armeeführer und Chefs ihm in diesem Streben nur zu bereitwillig entgegenkamen. Es sei hier nur an den von Blumenthal selbständig eingeleiteten Linksabmarsch an die Neiße erinnert. Gerade dieser Fall gab Moltke Anlaß, Blumenthal auseinanderzusetzen, wie er sich das Verhältnis zwischen Großem Hauptquartier und Armee-Oberkommando dachte (Korr. Nr. 89): „Schließen Sie aus meinem heutigen Telegramm (Korr. Nr. 88) nicht etwa, daß es die Absicht sei, die Operationen der Armee, sobald sie dem Feind gegenüber begonnen, durch Bestimmungen von oben zu beschränken. Mein ganzes Streben wird darauf gerichtet sein, das zu verhindern. Aber die allgemeinen Direktiven, ob eine Armee offensiv oder defensiv verfahren, ob sie vorgehen soll oder ausweichen muß, können nur von Seiner Majestät erteilt werden, denn die Bewegungen der einen Armee müssen notwendig im Zusammenhang mit denen der anderen stehen.“ In den Befehlen Nr. 136/137 führte Moltke des weiteren aus: „Die Armee-Oberkommandos haben von dem Augenblick an, wo sie dem Feinde gegenüber getreten sind, die ihnen anvertrauten Heeresabteilungen nach

*) Verdy, a. a. O. Seite 113/114.
**) Kriegslehren, 1. Teil, Seite 42.

eigenem Ermessen und nach Erfordernis der Sachlage zu verwenden, dabei aber stets auch die Verhältnisse der Nebenarmee zu berücksichtigen. Durch fortgesetztes Vernehmen untereinander wird die gegenseitige Unterstützung ermöglicht sein."

Irrtümliche Auffassung von der Lage bei den Armeestäben, Schwierigkeiten der Verbindung zwischen den Armee-Oberkommandos, auch persönliche Reibungen stellten sich dem von Moltke erhofften glatten Verlauf entgegen. So zwangen ihn bald die Ereignisse*), selbst die Zügel straffer zu nehmen oder da und dort den „Sporn" zu gebrauchen.**)

Solche Eingriffe des Großen Hauptquartiers in die Selbständigkeit der Armee-Oberkommandos waren immer dann notwendig, wenn es galt, die Bewegungen und Kriegshandlungen mehrerer Heeresgruppen zu einem gemeinsamen Kriegsziel zusammenzufassen, ihnen die Rollen zuzuweisen und je nach dieser Rolle das Kraftmaß ihres Handelns zu steigern oder zu vermindern.

Zur Überraschung so mancher Zweifler, vielleicht auch Moltkes selbst, ergab sich die Tatsache, daß der Mann am grünen Tische die Lage bei den einzelnen Armeen, besonders auch die gegnerischen Verhältnisse vielfach besser und oft auch früher übersah, als der Armeeführer am Feinde. Die Fäden des Agentenwesens liefen eben alle in Berlin zusammen, und die Kavallerieaufklärung versagte.

Auch Benedek mußte größtenteils wichtige Nachrichten erst aus Wien beziehen.

Während die Verbindung der Armee-Oberkommandos mit dem Großen Hauptquartier Berlin meist sicher funktionierte, war die Querverbindung zwischen den Armeestäben häufig unterbrochen. Die Zentrale mußte vielfach einspringen und den Armeeführern mitteilen, was sie von ihren Nachbarn unmittelbar nicht erfahren konnten.

So erhielten die Erste und Zweite Armee in den wichtigen Tagen vom 26. bis 29. Juni nur spärliche und dann verspätete gegenseitige Nachrichten, weil zwischen den Endstationen und den Hauptquartieren weite Landstrecken von Ordonnanzen zurückzulegen waren. Prinz Friedrich Karl erhielt sogar die Meldung von dem Gefecht der ihm unterstellten und kaum einen Tagemarsch entfernten Elbarmee bei Hühnerwasser erheblich später als Moltke in Berlin!

Zumal die Drahtverbindungen zwischen Vogel v. Falckenstein, Beyer, Manteuffel waren meist nur auf dem Umweg über Berlin möglich.

Auch im eigenen Lande riß die direkte Verbindung zwischen Benedek und der

*) Auch auf den Nebenkriegsschauplätzen war dies des öfteren der Fall, z. B. in der Frage des Bahntransports der Manteuffelschen Truppen, wo aus dem „Vorschlag Moltkes" „der Befehl des Königs" werden mußte, um den Kriegszweck — Umzingelung der Hannoveraner — zu erreichen.

**) Solche „stärkere Hilfen" sind schon äußerlich zu erkennen, wenn in Moltkes Direktiven Ausdrücke wie „Seine Majestät befehlen" oder „erwarten", oder „es ist der Wille Seiner Majestät" usw. erscheinen. Am stärksten wird das Mittel, wenn Moltke den König bittet, einen Befehl persönlich zu zeichnen.



Isergruppe mehrfach ab, zu einer Zeit, wo noch keine preußische Patrouille böhmische Drähte durchschnitten hatte, während Wien sowohl mit Benedek wie mit Clam-Gallas und dem Kronprinzen von Sachsen stets verbunden blieb.

Des Rätsels Lösung liegt in der Tatsache, daß die radialen Telegraphenlinien, die von den einzelnen Heeresgruppen nach der gemeinsamen Zentrale laufen, eigenes Land und von der Etappe beherrschtes, ruhiges Gebiet durchziehen, und daß ihr Betrieb durch Verstärkung des Personals besonders organisiert ist, während querlaufende Drahtleitungen auf dem Kriegsschauplatze selbst — auch im eigenen Lande — allen möglichen Störungen durch Truppen (eigene und feindliche) und durch Einwohner unterworfen sind und der Stationsbetrieb in Kriegszeiten durch Kopflosigkeiten und Überlastung der Stationsbeamten (Tag- und Nachtdienst!) zu leiden hat.

Alle diese Umstände, die wahrscheinlich niemand vorher sah, rechtfertigten das Verfahren Moltkes, das Große Hauptquartier bis zur Kapitulation der Hannoveraner in Berlin zu belassen. Nun erst war der Rücken völlig frei, und nun war der Platz der Obersten Heeresleitung beim Hauptheere selbst.

Eine Zeit gewaltiger Anspannung aller Geisteskräfte lag hinter Moltke, als er am 30. Morgens seinen Arbeitstisch in Berlin verließ, um mit der Eisenbahn den böhmischen Kriegsschauplatz zu erreichen.

Wer die Nummern 120 bis 145 mit den Nummern 205 bis 298 der Militärischen Korrespondenz 1866 tageweise zusammenhält, der mag die Summe der Verstandesarbeit ermessen, die der Sechsundsechzigjährige in diesen 14 Tagen und Nächten erledigte.

Ganz besonders in den letzten Tagen, wo die Krisis in Böhmen mit jener von Langensalza zeitlich zusammenfiel, war die Anspannung aufs höchste gestiegen, bis der Morgen des 29. Juni drei Siegesbotschaften aus Böhmen (Skalitz, Soor und Münchengrätz) und die Nachricht von der Waffenstreckung der Hannoverschen Armee brachte.

Gerade dieses letzte Ereignis konnte Moltke daran denken lassen, das nervenaufregende Blind- und Simultanspiel an fünf Schachbrettern aufzugeben und sich seinem Hauptpartner gegenüber an einen Tisch zu setzen, um die letzten entscheidenden Züge offen zu spielen.

Verlegung des Großen Hauptquartiers auf den Kriegsschauplatz. Unterwegs führt ein neues Bild zu einer neuen „Aushilfe".

„Kurz vor Abreise von Berlin war die telegraphische Nachricht eingegangen, daß die Zweite Armee in den Besitz der oberen Elblinie gelangt sei" (Korr. S. 239).

Der Wortlaut der Meldung der Zweiten Armee vom 29. Abends ist nicht bekannt. Nach Verdy (a. a. O. S. 112) war Steinmetz' Sieg (Verdy sagt, „soweit ich mich entsinne") gegen Abend noch nicht bekannt geworden. Der als Nachrichtenoffizier zum V. Armeekorps entsandte Hauptmann v. Hahnke war durch österreichische Patrouillen aufgehalten worden. Immerhin wurde beim Oberkommando der Zweiten

Armee damit gerechnet, daß das V. und VI. Armeekorps ihre Marschziele Gradlitz und Skalitz erreichten (S. 211). „An Seine Majestät den König konnte nunmehr der volle Erfolg, den die bisherigen Operationen gehabt hatten, berichtet werden. Zu vereinigtem Handeln bereit, standen die gesamten Streitkräfte an der Elbe."

Hiernach ist es wohl möglich, daß das Telegramm etwas summarisch vom Besitz der Elblinie sprach; tatsächlich war dies nur beim I. Armeekorps der Fall; bei der Garde hatte die Vorhut Hand auf den Elbübergang Königinhof gelegt. Auf den beherrschenden Höhen gegenüber lag aber in verstärkter Stellung ein der Zahl nach sicherlich weit überlegener Feind. Von der Ersten Armee war seit dem Passieren von Turnau (27. früh) keine Nachricht eingelaufen. Nach fünf heißen Marsch- und Gefechtstagen herrschte überdies ein berechtigtes Ruhebedürfnis. So darf wohl angenommen werden, daß auch diese Eindrücke in dem Drahtbericht an den König sich wiederspiegelten.

Wie Moltke sich die österreichische Kräfteverteilung in der Nacht vom 29. zum 30. Juni dachte, wissen wir bereits aus der Wiedergabe von Nr. 143 der Korrespondenz:

Fünf (tatsächlich 5¾) Armeekorps in starker Stellung gegenüber den vier Armeekorps des Kronprinzen,

drei (tatsächlich 2¼) Armeekorps vor den fünf Armeekorps des Prinzen Friedrich Karl zurückgehend.

Wenn die Erste Armee nicht scharf nachdrängte, konnte ein energischer Führer — und Benedek stand bei Moltke in diesem Rufe (Korr. S. 207) — gegenüber der Zweiten Armee immer noch eine erdrückende Überlegenheit anhäufen.

Um zu verhüten, daß auf solche Art der Feind in allerletzter Stunde die innere Linie ausnütze, mußte die Erste Armee dem vor ihr zurückweichenden Gegner hart an der Klinge bleiben; sollten Teile exzentrisch nach Süden ausweichen, so konnte die Elbarmee diese weiter verfolgen; Prinz Friedrich Karl jedoch mußte unbedingt zur Hauptentscheidung in Richtung Königgrätz heran.

Die Zweite Armee mußte inzwischen, ohne ihrerseits neue Kämpfe herauszufordern, sich im Falle feindlichen Angriffs auf den nördlichen Elbuferhöhen behaupten.

Erwartete der Feind — ohne die Zweite Armee anzugreifen — in seinen guten Stellungen das Herankommen der Isergruppe, dann mußte sich binnen 24 Stunden sein bisheriger „strategischer Vorteil in den taktischen Nachteil des Umfaßtseins verkehren". In der ungünstigsten Form der Verteidigung, in einer Hakenstellung, mit Front nach Nord und West, mußte der Feind den gleichzeitigen umfassenden Angriffen der Ersten und Zweiten Armee erliegen, deren Fronten im vorschreitenden Gefecht mit ihren inneren Flügeln sich im rechten Winkel berührten.

Im Sinne des Vorstehenden mochte Moltke während der Bahnfahrt dem Könige vorgetragen haben.

Der Niederschlag solcher Erwägungen ist eine Depesche, die unterwegs auf der



Station Kohlfurt am 30. Juni 12[45] Nachmittags an beide Armee-Oberkommandos ausgegeben wird (Korr. Nr. 146): „Die Zweite Armee hat sich am linken Ufer der oberen Elbe zu behaupten, ihr rechter Flügel bereit, sich dem linken der vormarschierenden Ersten Armee über Königinhof anzuschließen. Die Erste Armee rückt ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz vor. Größere feindliche Streitkräfte in der rechten Flanke dieses Vormarsches soll General Herwarth angreifen und von der feindlichen Hauptmacht abdrängen."

Das Stellungsbild vom Gegner, das Moltke sich am 29. Abends geschaffen hatte (Korr. Nr. 145), hat sich durchaus verändert; damals glaubte er den Feind bereits zwischen die Elbfestungen zurückgegangen, nun mußte er ihn noch im Elbebogen vermuten — ob in der Absicht des Angriffs auf die Zweite Armee oder einer Verteidigungsschlacht mit zwei Fronten, war noch ungewiß. Der neuen Auffassung folgte sofort die neue „Aushilfe", die der Ersten Armee den unaufhaltsamen Angriff, der Zweiten zunächst Lauerstellung, aber Bereitschaft zum konzentrischen Angriff zuwies.

Kurz nach Eintreffen des Kohlfurter Telegramms trat am Morgen des 1. Juli an das Oberkommando der Zweiten Armee eine schwere Versuchung heran. In der Nacht zum 1. Juli hatte der Feind die rechten Elbuferhöhen geräumt. Alle österreichischen Heerteile waren südwärts — anscheinend in Richtung Königgrätz — abgezogen. Naturgemäß wollte Blumenthal sofort mit allen Kräften nachgehen, um zunächst die Vereinigung mit der Ersten Armee, die ja doch bisheriges Operationsziel war, mit seinem rechten Flügel in der Gegend von Miletin zu bewirken.

Und nun kam der Befehl: Die Zweite Armee solle die Elbe nicht überschreiten, sondern sich am linken Ufer behaupten! Unwillkürlich drängte sich die Frage auf: Würde Moltke diesen Befehl auch gegeben haben, wenn er gewußt hätte, daß der Gegner nicht mehr mit einem Angriff drohte, sondern abgezogen sei? Es lag nahe, diese Frage zu verneinen.

Überdies war der Depeschentext verstümmelt angekommen; er lautete: „Die Zweite Armee hat sich »Anlehnung« (statt »am«) linken Ufer zu behaupten." Völlig unverständlich wurde der Sinn dadurch ja nicht, aber vielleicht konnte man sich des unbequemen Befehls am einfachsten entledigen, indem man ihn als unverständlich erklärte.

Am Abend des 30. noch hatte Blumenthal folgende Drahtmeldung entworfen: „Verbindung mit der Ersten Armee heute Mittags 3[0] hergestellt. Am 1. Juli Übergang des I. Armeekorps über die Elbe und Marsch auf Miletin. Die anderen Korps folgen am 2. Juli."

Wahrscheinlich wollte Blumenthal Moltkes Bescheid auf diese Meldung abwarten; aus irgend welchen Gründen war sie aber erst am 1. Juli befördert worden und traf Moltke Nachmittags in Schloß Sichrow; sie rief natürlich große Unruhe hervor, was aus zwei kurz nacheinander aufgegebenen Telegrammen Moltkes hervorgeht:

Ab 1^{15} Nachmittags: „Nach gestrigem Chiffrentelegramm soll sich Zweite Armee am linken Ufer der oberen Elbe behaupten. War dasselbe noch nicht eingegangen oder welche Gründe haben zum Beschluß geführt, mit ganzer Armee auf rechtes Ufer zu gehen?“ (Korr. Nr. 148.)

Hierauf ab 4^{30} Nachmittags: „Ich gehe heute Abend nach Gitschin. Erste Armee hat morgen, vielleicht auch übermorgen Ruhe. Besprechung mit einem Ihrer Offiziere wünschenswert.“ (Korr. Nr. 149.)

Nach diesen nicht mißzuverstehenden Telegrammen war Blumenthal wohl mit sich zufrieden, daß er den Versuchungen widerstanden hatte und im operativen Gehorsam verblieben war. Hierzu hatte wohl das Eintreffen Häselers, des Verbindungsoffiziers der Ersten Armee, beigetragen; er hatte mitgeteilt, daß Prinz Friedrich Karl am 1. und 2. Juli zu rasten beabsichtige.

So begnügte sich das Oberkommando der Zweiten Armee, am 1. Juli nur die Vorhut des I. Armeekorps über die Elbe zu schieben und bei Königinhof und Gradlitz Vortruppen auf die südlichen Höhen vorzutreiben — leider keine oder nicht ausreichende Kavallerie!

Besprechung in Gitschin am 1. Juli Abends.

„In der offenbaren Besorgnis, daß trotz der getroffenen Anordnungen ein Zusammenwirken der Armeen gefährdet sei“ (Korr., S. 241), hatte sich Moltke mit Podbielski und Wartensleben am 1. Juli Abends zu der Besprechung mit Offizieren der Armeestäbe nach Gitschin vorausbegeben.

Neuerdings Vermutung, daß Benedek in Stellung zwischen Königgrätz—Josephstadt zurückgegangen sei.

Von der Zweiten Armee konnte niemand mehr rechtzeitig kommen; auch eine direkte Meldung Blumenthals über den Abzug der österreichischen Korps aus den Stellungen südlich der Elbe scheint noch nicht eingetroffen zu sein. Von der Ersten Armee fand sich nicht der Chef selbst, sondern Stülpnagel bei Moltke ein.

Moltke überzeugte sich zunächst, daß bei der Ersten Armee der Kohlfurter Befehl unweigerlich befolgt war und alle Truppen am 1. Juli abermals einen kleinen Tagemarsch gegen Königgrätz vorgeschoben worden waren — und zwar, obwohl der Prinz am Abend vorher gemeldet hatte: „Erste Armee gänzlich erschöpft, bedarf mehrtägiger Ruhe.“

Dieses Ruhebedürfnis trägt wohl die Schuld, daß die Fühlung mit dem Feinde durch diesen Marsch nicht wieder gewonnen wurde, obwohl am Abend die gegenseitigen Biwaks kaum 15 km auseinanderlagen und allenthalben Kavallerie vorgeschoben war!

Die Besprechung kam übrigens über einen akademischen Charakter nicht hinaus, da man bei der Ersten Armee infolge des Unterbleibens von Verfolgung und Aufklärung keinerlei Anhaltspunkte über den Verbleib der feindlichen Hauptmacht, ja nicht einmal über die Teile des Gegners hatte, mit denen man am 29./30. noch im Gefecht gestanden.



Neu war Moltke nur, daß nach „übereinstimmenden Eindrücken Stülpnagels und anderer maßgebender Persönlichkeiten die österreichische Armee durch die in den letzten Tagen erlittenen Schläge, insbesondere durch die ungeheure Einbuße an Gefangenen derart erschüttert erscheine, daß vorerst nicht mehr an einen ernsten Widerstand zu denken sei,*) geschweige denn an einen Angriff, wie Moltke ihn in Kohlfurt noch vorausgesetzt hatte.

„Wenn man auch diesen, an persönlich erlebte Dinge sich knüpfenden Eindruck vielleicht nicht vollkommen mitfühlen konnte, so berechtigte es doch zur Ansicht, daß der Feind diesseits der Elbe nicht mehr anzutreffen sein werde."*)

Da (nach Lettow II, S. 384) Stülpnagel sich erst nach der Rückkehr Häselers aus dem Hauptquartier der Zweiten Armee nach Gitschin begab, darf angenommen werden, daß Stülpnagel durch Häseler auch schon von dem nächtlichen Abzug der Österreicher aus den Stellungen gegenüber der Zweiten Armee erfahren hatte und diese wichtige Nachricht Moltke nicht vorenthielt.

Nach alledem kam Moltke wohl zu der Überzeugung, daß die Voraussetzungen des Kohlfurter Befehls nicht mehr gegeben waren; er war vielmehr zu dem Bilde zurückgekehrt, das er sich schon am 29. Juni geschaffen hatte (Korr. Nr. 145). Hieran knüpften sich auch Erörterungen der nächsten Maßregeln, deren Inhalt Wartensleben (a. a. O. S. 26) skizziert. Hiernach waren drei Hauptmöglichkeiten ins Auge zu fassen: entweder

a) Frontalangriff und Durchbruch der Stellung Königgrätz—Josephstadt, oder

b) Flankenmarsch an ihr vorüber in der Richtung auf Wien, um den Feind herauszumanövrieren, oder

c) Beschäftigung der Front und Umfassung von Norden und Süden her.

Moltke erklärte jeden Entschluß für verfrüht; zunächst mußten sichere Unterlagen durch umfangreiche Erkundungen beider Armeen gewonnen werden. Bis dahin mußte die Zweite Armee in ihren Stellungen bleiben, um ein „unnötiges Hin- und Herschieben von Truppen" zu vermeiden. Ein Befehl erging nach dieser Abendbesprechung nicht; Moltke wollte die für den 1. Juli früh festgesetzte Ankunft des Königs abwarten.

Zusammenkunft des Oberkommandos der Ersten Armee mit dem Großen Hauptquartier in Gitschin am 2. Juli Vormittags. Vor-

Am 2. Juli früh war Prinz Friedrich Karl von seinem Hauptquartier Kamenitz über Gitschin dem König entgegengefahren und hatte dort Besprechungen mit diesem und hierauf mit Moltke.**)

Der Prinz hatte eine hochbedeutsame Nachricht mitgebracht, eine am 2. Juli

*) Wartensleben, Erinnerungen, Seite 25.

**) Voigts-Rhetz scheint nur beim König, nicht aber bei Moltke gewesen zu sein; in einem Briefe vom 23. Dezember 1867 erzählt er, daß er am 2. Juli 1866 Abends Moltke erst nach langem Suchen fand, da sein Quartier nirgends bekannt gewesen sei. (!)

5⁰ Morgens eingegangene Vorpostenmeldung (ab Cerekwitz 1. Juli, 11^{45} Abends): „Bei Lipa ein österreichisches Lager, durch Feuer deutlich zu erkennen. Nach Einwohner-aussagen sind heute (1. Juli) von 8⁰ Vormittags bis 3⁰ Nachmittags österreichische Truppen aus einem Lager bei Groß-Bürglitz nach Lipa durchmarschiert."

trag Moltkes erörtert auch einen unwahrscheinlichen Fall.

Eine Kolonne von sieben Marschstunden = 28 km Länge: also mindestens ein Armeekorps!*) Es haben demnach starke Kräfte vom 1. zum 2. Juli noch diesseits der Elbe genächtigt.

Diese Meldung war Anlaß, erstmals den bisher für völlig unwahrscheinlich gehaltenen, aber, wenn gegeben, „sehr glücklichen" Fall in die Erörterungen einzubeziehen, „daß die Österreicher auf dem rechten Ufer, die Elbe im Rücken, die Bataille annähmen".**)

Moltke wird ohne Zweifel in seinem Vortrag***) darauf hingewiesen haben, daß gerade in diesem neuen Fall die Armeen — in Sonderheit die Zweite Armee — gar nicht besser stehen könnten, als in Nr. 145 der Korrespondenz am 29. Juni empfohlen, und von Kohlfurt aus angewiesen worden war: „Die Zweite Armee mit ihrem rechten Flügel bereit, sich dem linken, der vormarschierenden Ersten Armee über Königinhof anzuschließen.

Leider war vorerst an einen solchen Glücksfall nicht zu glauben; denn man konnte unmöglich annehmen, daß die eigene Aufklärung in so unglaublicher Weise versagte, noch daß der Feind einen so unglaublichen Fehler mache.

Das Oberkommando der Zweiten Armee war zunächst nur durch einen Offizier und durch ein Schreiben Blumenthals vertreten, in dem er erstmals von dem „unbelästigten Abzug" seines Gegners spricht und die Ansicht äußert, daß die Hauptmasse der Benedekschen Armee sich bei Kolin, Kuttenberg usw. konzentrieren und hinter der Elbe aufstellen werde.

Prinz Friedrich Karl kam auf sein ceterum censeo zurück und verlangte gerade auf Grund des neuen, noch unwahrscheinlichen Falles zunächst die Vereinigung aller Armeen.

Dritter leitender Gedanke. Aufrechterhaltung der Trennung auch unter den neuen Voraussetzungen, und obwohl kampflose Vereinigung möglich.

Aber Moltke blieb fest bei seinem — nunmehr dem dritten — leitenden Gedanken: Aufrechterhaltung der Trennung der Armeen, ein Gedanke, der für den wahrscheinlichen wie für den unwahrscheinlichen Fall in gleicher Weise paßte. Welcher von beiden Fällen vorlag, sei schleunigst zu klären. Beide Armeen mußten daher zunächst die bisher versäumten Erkundungen nachholen.

Befehl des Großen Hauptquartiers vom 2. Juli Nachmittags.

Der König stimmte Moltke zu, und so erging Nachmittags (die Ausgabestunde ist in der Korrespondenz bei Nr. 151 nicht angegeben) ein Befehl an beide Armeen.

---

*) Voigts-Rhetz schreibt unterm 4. Juli („Briefe", Seite 9): Ich konnte daraus auf eine Stärke von 35 000 Mann mit ihren Parks und Kavallerie schließen.

**) Foerster, II, Seite 69.

***) Gehalten vor dem König, in Anwesenheit des Prinzen Friedrich Karl in den letzten Vormittagsstunden des 2. Juli.



Ein grollender Unterton zieht durch den ersten Satz: „Es kommt für die nächsten Operationen vor allem darauf an, Kenntnis von der augenblicklichen Aufstellung der feindlichen Hauptmacht zu erhalten, da trotz einer Reihe glücklicher Gefechte die Fühlung mit dem Gegner verloren gegangen ist."

Für den 3. Juli wird befohlen (verkürzt):

„Elbarmee geht auf Chlumetz, versichert sich der Elbübergänge von Pardubitz abwärts. Erste Armee erreicht Linie Neubidschow—Horitz; linker Flügel erkundet über Sadowa gegen Linie Königgrätz—Josephstadt.

Sollten vorwärts dieser Linie größere Streitkräfte des Gegners sich noch befinden, so sind solche mit möglichster Überlegenheit sofort anzugreifen.

I. Armeekorps geht auf Cerekwitz zur Beobachtung gegen Josephstadt und deckt den Rechtsabmarsch der Zweiten Armee, falls dieser befohlen wird. Die übrigen Korps der Zweiten Armee verbleiben am 3. Juli noch am linken Elbufer, Erkundung gegen Aupa und Mettau.

Die Meldungen über Terrainverhältnisse und Stand des Feindes sind sofort hierher zu richten."

Der ganze Befehl beruht also auf dem wahrscheinlicheren der beiden erörterten Fälle.*) Daher die Verschiebung der Elbarmee nach Süden, um bei Pardubitz überzugehen und die feindliche Stellung von Süden her zu umfassen. Die Erste Armee sollte morgen nur gegen die starke Front vorfühlen und feindliche Nachtruppen zurückwerfen; ihr würde die undankbare Aufgabe des Frontalangriffes zugefallen sein. Der Zweiten Armee endlich war der entscheidende Angriff von Norden her zugedacht; sie sollte morgen den schwierigen Angriffsweg, der über zwei Flußabschnitte führt, erkunden.

Moltkes Direktive geht über das nächstliegende noch hinaus und streift noch folgende Möglichkeiten:

1. daß der geplante konzentrische Angriff auf die zwischen Königgrätz und Josephstadt vorausgesetzte Hauptmacht auf allzu große Schwierigkeiten stößt, also aufgegeben werden muß;

2. daß die österreichische Armee jene Gegend überhaupt schon verlassen hat. (Vermutung Blumenthals.)

In beiden Fällen würde der allgemeine Vormarsch auf Wien fortgesetzt werden. Im Fall 1 würde wohl der Flankenmarsch den Gegner aus seiner unangreifbaren Stellung herauslocken. Im Fall 2 würden die Armeen zunächst in tiefer Gliederung, die Elbarmee als Heeresvorhut, den Österreichern in Richtung Wien gefolgt sein.

*) Feind in Stellung Königgrätz—Josephstadt gedacht.



Blumenthal in Gitschin. Auch er bemüht sich vergeblich, zunächst die Vereinigung durchzusetzen.

Erst nach Ausgabe des Befehls für den 3. Juli und nachdem das Oberkommando der Ersten Armee Gitschin verlassen hatte, trafen Blumenthal und Verdy dortselbst ein (Deutsch-Prausnitz—Gitschin = etwa 50 km).

Blumenthal gibt für seine Fahrt nach Gitschin in seiner Niederschrift vom 6. Juli 1866 einen unmöglichen Beweggrund an:*) „Am 2. Juli Morgens erhielten wir die sonderbare Disposition, wonach wir am 3. mit den beiden Armeen auf beiden Elbufern rekognoszieren sollten. Das war mir doch zu stark .... Ich setzte mich daher um 10° Morgens in den Wagen und fuhr mit Verdy die sieben Meilen nach Gitschin."

Um 10° Vormittags, als Blumenthal Deutsch-Prausnitz verließ, war der Befehl, der die Rekognoszierung anordnete, in Gitschin noch gar nicht verfaßt.

Nach Verdy wäre die Fahrt „zur Klärung der Ansichten" unternommen worden. Er denkt sich, daß der Kronprinz selbst Blumenthal hierzu autorisiert habe, da mündliche Besprechungen die etwa auseinandergehenden Ansichten (z. B. die Frage der Überschreitung der Elbe zur unmittelbaren Vereinigung beider Armeen) jedenfalls schneller zu klären vermöchten, als dies auf schriftlichem Wege zu ermöglichen war; es erscheine auch nicht ausgeschlossen, daß eine unmittelbare Aufforderung seitens des Generals v. Moltke noch erfolgt ist. Stosch (S. 91) nennt als Zweck der Fahrt „bei Moltke persönlich die Ansicht unseres Hauptquartiers zu vertreten, daß man mit der ganzen Armee das rechte Elbufer zu gewinnen habe".

Nach allem vorangegangenen wären auch psychologische Motive für die Reise denkbar. Blumenthal wünschte bei den Beratungen über die nächste Zukunft die Interessen der eigenen Armee durch das Gewicht seiner Persönlichkeit zu vertreten, mit anderen Worten: ein Gegengewicht zu schaffen gegen Prinz Friedrich Karl und seinen Stab; sein hoher Herr, der Kronprinz, durfte gerade bei der Rollenverteilung für die große Entscheidung nicht zu kurz kommen.

Blumenthal wurde vom König empfangen und, wie Verdy erzählt, auch nach seinen Ansichten über die Fortführung der Operationen befragt. Blumenthal selbst berichtet, wie der König seine Ideen aufnahm: „Er lächelte freundlich dazu und dachte vielleicht nicht, daß ich es im Ernste meine." Ein Beweis, daß der König wohl auch anderen Stimmen sein Ohr lieh, daß aber einzig und allein Moltke das Ohr des Königs besaß.

Verschiedenheit allgemeiner Anschauungen.

In der Unterredung zwischen Blumenthal und Moltke bildete — neben der Frage der Rekognoszierungen, deren Schwierigkeit Moltke zugab, ohne sie aufzugeben, — der Wunsch der Zweiten Armee, zunächst die Vereinigung mit der Ersten durchzuführen, den Hauptgegenstand. Auch Blumenthal erschien der Moltkesche Gedanke fremdartig, da doch seit dem Abzuge des Feindes die Vereinigung kampflos möglich war.

*) Blumenthal, „Tagebuch", Seite 32.

Die Meinungsverschiedenheit zwischen Moltke einerseits und, man darf wohl sagen, allen übrigen leitenden Persönlichkeiten anderseits, bezog sich keineswegs allein auf den vorliegenden Fall — sie war in allgemeinen Anschauungen begründet.

Prinz Friedrich Karl, dessen grundsätzliches Massieren vor jedem, auch nur vermuteten Zusammenstoß nicht nur zu den „Kalamitäten" von Reichenberg und Münchengrätz führte, sondern auch eine, die Gesamtoperation gefährdende Langsamkeit der Vorbewegung seiner Armee verschuldete, — und Blumenthal, der gleich dem Prinzen am 2. Juli mit fanatischem Eifer die grundsätzliche Vereinigung beider Hauptarmeen vor der Entscheidung vertrat, — sie beide sind Bekenner einer Scheinlehre, Anhänger der mißverstandenen Napoleonischen Theorie vom Zusammenhalten der Massen.

Es muß zugegeben werden, daß Napoleon selbst zu den Legendenbildungen über seine Kriegsweise durch seine Schriften beitrug. Er hatte in seinen Bulletins und Commentaires so oft davon gesprochen, wie er stets seine Massen zusammengehalten habe, so daß man sich den Kaiser schließlich gar nicht mehr anders vorstellte, als an der Spitze eines mächtigen Karrees, querfeld durch Europa ziehend, — etwa so, wie Meissonnier auf seinem berühmten Bilde von 1812 ihn erfaßt hat.*)

Von der legendären Marschform des „bataillon carré de 200 000 hommes" war nur ein Schritt zu jener anderen Scheinwahrheit, wonach Napoleon grundsätzlich die Vereinigung vor der Schlacht, Moltke sie auf dem Schlachtfelde suchte.

Napoleon bleibt, wie Moltke, in der Trennung und greift aus den Operationen heraus umfassend, ja auch doppelt umfassend an, überall da, wo er sich zweifellos in der Überlegenheit glaubt, wie bei Marengo, Ulm, Jena—Auerstädt, Pultusk, Eylau, Allenstein—Jonkendorf, Landshut—Eggmühl, Tudela, Smolensk und Bautzen; und umgekehrt strebt Moltke wie Napoleon die Massenversammlung vor der Schlacht an, wo ihm die eigene Überlegenheit zur Entscheidung nicht ohne weiteres gesichert erscheint, wie am 17. August 1870 vor Gravelotte—St. Privat, dann bei Damvillers und Beaumont.*)

Damals, am 2. Juli 1866, sah Moltke mit vollem Recht den Vorteil der augenblicklichen Lage in der Aufrechterhaltung der Trennung der beiden Heeresgruppen. Das Bewußtsein der numerischen, moralischen und waffentechnischen Überlegenheit erlaubte es ihm, das gewagtere, aber größeren Erfolg versprechende Mittel der Umfassung aus den Operationen heraus zu wählen. Er vertrat diesen Gedanken mit der Kraft der Überzeugung gegen alle und jeden. Daß aber der geniale Gedanke zur Ruhmestat, zum weltgeschichtlichen Ereignis wurde, das verdankt Moltke, verdankt Preußen einzig und allein dem, der alle Einwände mit „freundlichem Lächeln" totschwieg, — dem Kriegsherrn selbst!

„Wir fußten alle", sagt v. der Goltz,**) „auf älteren Anschauungen, die in der

*) Aus dem im Jahrgange 1911, 4. Heft, Seite 557 erwähnten Vortrag des Verfassers.

**) Deutsche Rundschau 1911, Seite 324.



örtlichen Vereinigung, im Zusammensein der Massen, und nicht in ihrem Zusammenwirken zur Stunde der Entscheidung das Heil im Kriege suchten. Über sie erhob sich nur ein einziger Mann, Moltke." Und König Wilhelm, der als einziger an Moltke glaubte!

Der Königliche Befehl vom 2. Juli Nachmittags enthielt wohl zwei Stellen, die klar genug beweisen konnten, daß das Große Hauptquartier nunmehr das Zusammenwirken aller Armeen in der Schlacht in die eigene Hand zu nehmen gewillt war — darum: „Alle Meldungen sofort nach Gitschin."

Nunmehriges Verhältnis zwischen Großem Hauptquartier und Armee-Oberkommandos.

„Ebendorthin Befehlsempfänger beider Armee-Oberkommandos."

Wohl konnte und wollte nach wie vor initiatives Handeln den einzelnen Armeen innerhalb ihrer Rollen zugestanden werden, aber nicht mehr das früher von Moltke selbst empfohlene „gegenseitige Vernehmen" der Armee-Oberkommandos. Beim Oberkommando der Zweiten Armee scheint diese Ansicht auch geherrscht zu haben. So schreibt Verdy:*) „Bis daß die Befehle des Großen Hauptquartiers die gemeinschaftlichen Bewegungen aller Armeen regelten, waren einseitige Anordnungen von größerer Tragweite ausgeschlossen, insofern nicht die Bewegungen des Gegners selbständige Entschlüsse erforderlich machten."

Die nächsten Ereignisse bei der Ersten Armee bewiesen jedoch, daß es sich empfohlen hätte, auf das nunmehr geltende Verhältnis zwischen Großem Hauptquartier und Armee-Oberkommandos im Befehl selbst oder in Erläuterungen von Chef zu Chef ausdrücklich hinzuweisen.

Einwände gegen den Befehl vom 2. Juli.

Auch dieser Befehl fand, wie die meisten vorangegangenen, manchen Widerspruch bei den führenden Geistern in den Armeestäben. Stiehle (Nachrichtenoffizier des Großen Hauptquartiers bei der Elbarmee) klagte über Verpflegungsschwierigkeiten, die unbedingt einen Rasttag forderten; die Erste Armee gefiel sich — und dies läßt sich nachfühlen — sehr wenig in der undankbaren Rolle des Frontalangriffes gegen eine wahrscheinlich unangreifbare Stellung; die Zweite Armee fürchtete mit Recht, im Falle des Flankenangriffs von Norden her auf große Schwierigkeiten zu stoßen (zweimaligen Kampf um Flußübergänge), und im Falle des Vormarsches auf Wien besorgte man neben der Ersten Armee keinen Raum zu haben,**) also „hinterherklappen" zu müssen, (wie es der Ersten Armee bei der Operation nach Oberschlesien zugedacht war) und vielleicht zur Entscheidung zu spät zu kommen.

Den neuen Fall — den Glücksfall, daß Benedek die Entscheidung vorwärts der Elbe annehme — hatte Moltke, wie wir wissen, zwar in seinem Vortrag vor dem König erörtert, in seine Direktive jedoch als zu unwahrscheinlich nicht aufzunehmen gewagt.

Der Glücksfall tritt ein.

*) a. a. O., Seite 122.

**) Brief Blumenthals an Moltke vom 1. Juli 8[0] Abends (Lettow II, S. 386).

Und gerade dieser Fall trat ein, — wieder das Glück des Tüchtigen! Denn nun standen die Armeen in ihrem Verhältnis zum Feinde genau so, daß ein letzter kurzer Marsch gegen Front und Flanke des Feindes die Vereinigung auf dem Schlachtfelde herbeiführte.

Moltke schrieb hierüber an Treitschke:*) „Die Vereinigung von zwei bis dahin gesonderten Armeen auf dem Schlachtfelde halte ich für das höchste, was strategische Führung zu erreichen vermag. Es lag daher im Plane des Feldzugs, die anfangs unvermeidliche Trennung jetzt freiwillig noch ferner aufrechtzuerhalten und das unmittelbare Zusammenwirken bis zu dem Augenblicke zu verschieben, wo man auf die Hauptmacht des Gegners stoßen würde."

Dreimal in wenigen Tagen, am 29., am 30. Juni und am 2. Juli mußte Moltke seinen Gedanken verteidigen, jedesmal waren die Voraussetzungen dazu andere, die Maßregel paßte eben auf alle, sie war niemals auf das schließliche Endziel, das niemand ahnen konnte, „prämeditiert", sondern stets ein „spontaner Akt" im „System der Aushilfen".

Moltke erkannte auch jederzeit an, daß es ein unerhörter Glücksfall für ihn war, daß auf österreichischer Seite — und zwar tatsächlich in letzter Stunde — der für alle Welt unerwartete Entschluß gefaßt wurde, sich mit dem Rücken am Fluß zu schlagen. (Wie es auf der Gegenseite zu diesem Entschlusse kam, entzieht sich solange der kritischen Erörterung, als die amtlichen Stimmen hierüber schweigen.)

Schlußakt in Kamenitz, Gitschin und Königinhof.

Der größte Glücksfall aber war es, daß Moltke trotz einer Reihe von Hemmungen und Reibungen, gerade noch — buchstäblich in der „zwölften" Stunde — Zeit fand, sein Ideal durch einen letzten kurzen Befehl zu verwirklichen, und daß dieser Befehl trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren noch rechtzeitig sein Ziel erreichte.

Es ist ein Schlußakt von hochdramatischer Spannung; der sich in drei Szenen, zu Kamenitz, Gitschin und Königinhof vor unseren Augen entrollt.

Kamenitz.

Die wichtige Vorpostenmeldung über die Anwesenheit stärkerer Kräfte noch diesseits der Elbe, hatte den Prinzen Friedrich Karl noch vor der Abfahrt nach Gitschin veranlaßt, einen Offizier seines Stabes, den Generalstabsmajor von Unger, auf Erkundung auszusenden.

Nach Schloß Kamenitz zurückgekehrt, fand der Prinz zwischen 6° und 7° Abends zu seiner freudigen Überraschung die bekannten Meldungen v. Heisters und v. Ungers vor, die nicht nur das kaum Geglaubte bestätigten, sondern darüber hinaus die Anwesenheit von mindestens vier Armeekorps zwischen Bistritz und Elbe feststellten!

„Sollten vorwärts der Linie Königgrätz—Josefstadt größere Streitkräfte des Feindes sich noch befinden, so sind solche mit möglichster Überlegenheit sofort anzu-

*) Allgemeine Zeitung, München, 5. Mai 1891.

greifen." So lautete der Befehl, und nun war dieser Fall in vollem Umfange gegeben.

Solange man im Armeestabe mit nur vier österreichischen Korps rechnete, konnte man auch an die eigene Überlegenheit glauben. Der Prinz hatte demnach nicht nur das Recht, sondern die Gehorsamspflicht zum Angriff.*) Es wäre sogar im Sinne des Befehls gewesen, sofort, also noch am 2. Juli Abends anzugreifen, um den Gegner festzuhalten, seinen Abzug zu verhindern.

Hierüber konnte man freilich verschiedener Ansicht sein, zumal die über die Bistritz vorgeschobene österreichische Avantgarde nicht gerade auf einen Abzug hindeutete, sondern sogar an feindliche Angriffsabsichten denken ließ.

Ein anderes aber mußte sofort geschehen; die Worte des Befehls: „Meldungen sind sofort hierherzurichten" mußten ungesäumt vollzogen werden. Unger mußte sogleich nach seiner Meldungserstattung auf ein frisches Pferd, auf das beste des prinzlichen Marstalls, gesetzt werden, und er mußte dieses beste Pferd zuschanden reiten, in einem Galopp die 12 km nach Gitschin jagen, um möglichst bald dem Kriegsherrn und seinem Generalstabschef, die seit 48 Stunden vergeblich ersehnte Gewißheit zu bringen — noch dazu diese frohe Gewißheit, daß nicht mehr an die schwierigen Probleme des Frontangriffs gegen eine Festungs- und Flußlinie oder des Herausmanövrierens aus dieser Stellung gedacht werden mußte, daß vielmehr jener „unwahrscheinliche aber sehr glückliche Fall" gegeben sei.

Eine solche Botschaft war ein gutes Pferd wert. Um 7^{30} Abends konnte sie in Gitschin sein; um diese Zeit**) waren Blumenthal und Verdy noch in Gitschin anwesend. Wie einfach, sicher und reibungslos wäre hierdurch die Mitwirkung der Zweiten Armee am 3. Juli gewährleistet worden!

Aber leider — der Melderitt unterblieb; damit war allen den Schwierigkeiten, Friktionen und Gefahren, die im Laufe der Nacht vom 2. zum 3. und des 3. Juli selbst sich dem rechtzeitigen Eingreifen der Zweiten Armee entgegenwarfen, Tür und Tor geöffnet.

„Schon nach der Berichterstattung des Majors v. Unger hatte Voigts-Rhetz zuerst der Möglichkeit Ausdruck gegeben, daß (nicht nur vier Armeekorps, sondern) die ganze österreichische Armee noch zwischen Elbe und Bistritz stehen könnte. Der Prinz hatte ihm beigestimmt."***)

Wie Voigts-Rhetz das Bild vom Gegner am 2. Juli, 7^{0} Abends sah, hat er in seinem Briefe vom 4. Juli niedergelegt:†) „Dieses Korps (das von 8^{0} Vor-

*) Vgl. „Schlachterfolg", Seite 178.

**) Verdy (Seite 130) erzählt: „Als General Blumenthal mit mir die Rückfahrt antrat, fing es bald an dunkel zu werden." Sonnenuntergang am 2. Juli 8^{20} Abends, also Beginn der Dämmerung an jenem Regentag etwa gegen 9^{0}.

***) Foerster, II, Seite 72.

†) Briefe, Seite 9.



mittags bis 3° Nachmittags durch Cerekwitz, Richtung Lipa marschiert war) blieb bei Lipa auf halbem Wege zwischen Horitz und Königgrätz stehen. Graf Clam-Gallas und die Sachsen, sowie General Kalik (richtig Ringelsheim) war auch in dieser Richtung marschiert. Benedek mußte dort sein, denn er war während des Gefechts bei Gitschin*) gesehen worden. Aus diesen Elementen konnte ich auf die Absicht der Österreicher schließen, sich vor der Elbe noch einmal zu schlagen, und mußte voraussetzen, daß sie, um gegen eine Niederlage gesichert zu sein, alle verfügbaren Kräfte heranziehen würden."

Dieser richtige Gedanke führt zwingend weiter zu der Erwägung, daß die Erste und Elbarmee, wollten sie allein angreifen, auf überlegene Kräfte stoßen würden.

Von dem Moment an, wo man zu dieser Schlußfolgerung gelangte, durfte ein isolierter Angriff der Ersten Armee nicht befohlen werden. Moltke hatte, wie sich aus dem Zusammenhang ergibt, bei dem Befehl zum Angriff ganz unzweifelhaft nur an das Zurückwerfen von Nachtruppen gedacht. So, wie man in Kamenitz die Lage jetzt ansah, mußte unbedingt die Mitwirkung der Zweiten Armee, die dem Gegner noch dazu in Flanke und Rücken stand, herbeigeführt werden.

Wäre das Große Hauptquartier noch in Berlin gewesen, dann gab es nur einen Weg: Prinz Friedrich Karl mußte den Kronprinzen unmittelbar und schleunigst zur Mitwirkung auffordern.

Nun war aber das Große Hauptquartier nicht mehr 500, sondern nur noch 12 km entfernt; in das Hauptquartier des Kronprinzen war mehr als doppelt so weit, der Weg dahin führte überdies zum Teil durch gefährdetes Gebiet. Was lag da näher, als die unbedingt notwendige Mitarbeit des Kronprinzen auf dem naturgemäßen Wege über das Große Hauptquartier herbeizuführen? Dieser Vorschlag konnte der Meldungserstattung unmittelbar folgen. Mit der Abfassung des Versammlungsbefehls für den 3. hatte es dann durchaus keine Eile.

Voigts-Rhetz scheint diese gesunde und richtige Auffassung der Sachlage gehabt zu haben. Lettow**) berichtet hierüber: „Als Prinz Friedrich Karl die Absicht aussprach, den Kronprinzen zur Unterstützung des von ihm geplanten Angriffs aufzufordern, sagte ihm Voigts-Rhetz: Eure Königliche Hoheit, ich bin sicher, daß die Zweite Armee darauf hin nicht kommen wird und bitte um die Erlaubnis, mich ins Große Hauptquartier begeben und einen Königlichen Befehl zum Eingreifen der Armee des Kronprinzen erwirken zu dürfen."

Wann dieser Vorschlag erfolgte, steht nicht fest. Tatsächlich wurde die Zeit von

*) Voigts-Rhetz blieb hiernach noch am 4. Juli steif und fest dabei, daß die Erste Armee in den Tagen vor Gitschin Benedek selbst sich gegenüber gehabt habe.

**) II, Seite 402, Fußnote. Lettow nennt seinen Gewährsmann, einen Offizier des Armeestabes, nicht; damit kann die Nachricht noch nicht als verbürgt gelten. Foerster erwähnt diese immerhin bedeutsame Notiz nicht.



etwa 7^0 bis 9^{45} Abends auf die Abfassung des Armeebefehls für den 3. und des Schreibens an den Kronprinzen verwendet. Wahrscheinlich äußerte Voigts-Rhetz seine Ansicht und Bitte erst nach Expedierung des Briefes nach Königinhof; andernfalls würde die Einladung an die Zweite Armee unterblieben sein oder im Sinne des Voigts-Rhetzschen Vorschlags gelautet haben. Als geschichtliche Tatsache mag gelten, daß der Prinz dem Vorschlag seines Generalstabschefs zustimmte.

Dem Prinzen Friedrich Karl können nach seiner Sinnesart, seinem Verhältnis zum König und zu Moltke nur die ritterlichsten Motive unterstellt werden.

Vielleicht läßt sich seine Handlungsweise psychologisch erklären: der feinfühlige Prinz hatte in den letzten Tagen unter dem drückenden Gefühl gestanden, daß seine Entschlüsse mehrfach als zögernd, als zu wenig initiativ befunden wurden. Die Aussprache mit dem König und Moltke, so herzlich sie wohl auch war, mochte dieses Gefühl nicht völlig verwischt haben. Gerade, wenn z. B. das Verhalten der Ersten Armee vor Reichenberg und Münchengrätz nicht mehr zur Sprache kam, mag dem Prinzen ein nachsichtiges Schweigen nur zu beredt erschienen sein. So war er mit dem festen Vorsatz nach Kamenitz zurückgekehrt, nun einmal unter den Augen seines königlichen Oheims Initiative um jeden Preis zu zeigen. Hätte er sich damit begnügt, sogleich Voigts-Rhetz mit Vorschlägen nach Gitschin zu schicken, so mußte er wohl fürchten, neuerdings den Eindruck zu erwecken, als fielen ihm selbständige Entschlüsse schwer. So war es ein männlicher und seinem edlen Ehrgeiz entsprechender Gedanke: „Ich will zuerst selbständig gehandelt haben, dann mag Voigts-Rhetz zum König gehen und mit den Nachrichten über den Feind zugleich meine Anordnungen melden."

Unter diesem Gesichtspunkt konnte dem Prinzen ein Versammlungsbefehl und das bloße Aussprechen einer Angriffsabsicht für den nächsten Morgen noch nicht genügen; darin lag noch kein selbständiges Handeln, denn bis der Prinz am nächsten Morgen vielleicht tatsächlich den Angriff aus seiner Bereitstellung heraus befehlen wollte, konnte längst ein nächtlicher Befehl des Großen Hauptquartiers sein Handeln bestimmen. So kam der Prinz auf den Gedanken, auch den Kronprinzen zur Mitwirkung einzuladen, also unter Ausschaltung des beim Heere anwesenden Oberbefehlshabers selbständig eine Aktion des Gesamtheeres zu veranstalten. Voigts-Rhetz sollte nur noch die nachträgliche Königliche Sanktion erbitten.

Das war zweifellos Initiative, sogar in einem Grade, daß sie über die Befugnisse eines Armeeführers hinausging, seitdem der König in Gitschin die oberste Leitung auf dem Kriegsschauplatze, ja dicht vor dem Schlachtfelde, selbst übernommen hatte.

Der Befehl an die eigene und an die unterstellte Elbarmee kam wohl im großen und ganzen den Absichten der Heeresleitung entgegen.



Erheblich anders muß über das Einladungsschreiben*) an den Kronprinzen und dessen Beförderung geurteilt werden. Zunächst fehlte ein wesentlicher Punkt in der Orientierung über den Feind, die Tatsache, daß Unger mehrere Armeekorps an der Bistritz festgestellt hatte. Auch die subjektive Auffassung des Oberkommandos der Ersten Armee, daß man es möglicherweise mit der Gesamtmacht Benedeks zwischen Bistritz und Elbe zu tun haben könne, durfte nicht fehlen. Nicht glücklich war die Bitte um Entsendung „eines Armeekorps oder mehr".**) Wenn überhaupt, so mußte um die Unterstützung durch die ganze Armee gebeten werden, und zwar in dringlichster Weise.

Wenn nur das geschah, um was der Prinz den Kronprinzen bat — wenn also in den für die Erste Armee so kritischen Mittagsstunden des 3. Juli nicht der schlachtentscheidende Flankenangriff der gesamten kronprinzlichen Armee eintrat, sondern nur ein bis zwei Armeekorps sich mit der „Sicherung des linken Flügels der Elbarmee in Richtung Josephstadt" begnügten, dann endete der Tag in einem unentschiedenen Ringen, vielleicht sogar mit einem österreichischen Siege.

Selbst wenn Moltke noch mit verspäteten Befehlen an die Zweite Armee nachhalf, so kam es doch am 3. Juli nicht mehr zu dem Königgrätz, das die Geschichte kennt.

Am besten wäre das Schreiben wohl Unger selbst zur Überbringung anvertraut worden; er konnte aus Eigenem die Mitteilungen über den Feind ergänzen, war auch sicherlich über die Auffassung seines Armeeführers orientiert. Statt dessen wurde der Brief einem der zehn Ordonnanzoffiziere, Leutnant v. Normann, zur Beförderung übergeben; ob dieser in der Lage war, den Inhalt zu erläutern und wirksam zu vertreten, hat sich nicht erwiesen; seine Schicksale und der Ausgang seiner Mission werden später zu betrachten sein.

Gitschin.

Um 9^{45} Abends war Leutnant v. Normann abgefertigt; nun erst machte sich Voigts-Rhetz auf den Weg nach Gitschin. Es mochte etwa 10^{30} sein (12 km zu 4 Minuten Fahrzeit), als er Gitschin erreichte.

Über das, was sich hier zwischen 10^{30} Abends und 12^{0} Mitternachts abspielte, liegen vier Berichte vor, wovon der Bericht Voigts-Rhetz' den drei von König Wilhelm, Moltke und Wartensleben stammenden in wesentlichen Punkten widerspricht.

Für eine klare Urteilsbildung ist es wohl unumgänglich, die vier Referate hier nebeneinander zu stellen.

Graf Wartensleben-Carow, 1866 Major im Generalstabe des Großen Hauptquartiers, schrieb seine Erinnerungen im Winter 1866/67 nieder. Die einschlägigen

*) Lettow, II, Seite 408.

**) Die Worte „oder mehr" sind von Prinz Friedrich Karl eigenhändig eingefügt (Mitteilung des Hauptmanns im Großen Generalstabe Foerster).

Stellen lauten: „Endlich begab sich Voigts-Rhetz nach Gitschin, um die — abweichend von dem dort am 2. Mittags erlassenen Befehl — getroffenen Maßregeln zu melden und die Mitwirkung der Zweiten Armee durch einen zu erwirkenden Königlichen Befehl noch sicherer zu stellen.

Es war Abends nach 10°, als General Voigts-Rhetz bei Moltke erschien, und ich wurde zu dieser Besprechung zugezogen, da ich im Nebenzimmer wohnte. Moltke war höchst erfreut über die, wie es mir schien, sich eröffnende Gelegenheit zur Entscheidungsschlacht mit versammelten Kräften. Die Überzeugung, daß, wenn der Feind wirklich dort sich stelle, uns ein glänzender Sieg bevorstehe, war bei ihm eine so feste, daß, als in einer der kritischen Stunden des 3. Juli (bei der lange vergeblichen Erwartung des Eintreffens der Zweiten Armee) der König den General um seine Ansicht über den Stand der Schlacht befragte, dieser in seinem gewohnten ruhigen Tone erwiderte: „Majestät, ich glaube, daß in wenigen Stunden der Feldzug für uns gewonnen sein wird." Nach dieser Abschweifung kehre ich zu jener Nachtstunde zurück.

Das Ergebnis aus den Voigts-Rhetzschen Mitteilungen war für Moltke ein sehr einfaches: Befehl an die Zweite Armee mit allen Kräften unverzüglich zur Unterstützung der Ersten Armee in deren Flanke aufzubrechen. Es durfte nur die allgemeine Marschrichtung angegeben werden; alles andere mußten die Verhältnisse an Ort und Stelle bestimmen. Der Vortrag des Generals beim König war demgemäß ein kurzer, ebensoschnell der Entschluß des Königs; der demnächst abgefaßte Befehl — ich hatte die Ehre ihn zu redigieren — gleichfalls sehr kurz, war um 11¾ Abends zur Absendung bereit. Er wurde in drei Exemplaren geschrieben. Das eine nahm Voigts-Rhetz mit, mit den beiden anderen ritt bald nach Mitternacht der Flügeladjutant Oberstlieutenant Graf Finckenstein ab."

General v. Voigts-Rhetz stellt den Vorgang in einem Schreiben an den Prinzen Friedrich Karl vom 23. Dezember 1867 wie folgt dar: „Wenn Eure Königliche Hoheit auch während der Kampagne geruhten, mir alle eingehenden Nachrichten mitzuteilen, so habe ich in den Akten doch manches gefunden, was mir neu war. So z. B. die Rückantwort Blumenthals auf Euer Königlichen Hoheit Einladung zur Teilnahme an der Schlacht und die Zeitbestimmung des Einganges jener wichtigen Depesche, die schwarz auf weiß die Voraussetzung: „Die Zweite Armee werde nicht ohne Allerhöchsten Spezialbefehl kommen", rechtfertigt und den Beweis liefert, von wie hoher Wichtigkeit es war, daß Eure Königliche Hoheit mich persönlich an Seine Majestät sandten, um eine Abänderung der dem Kronprinzen für den 3. Juli erteilten Befehle herbeizuführen und die Teilnahme an der Schlacht zu bewirken. Die Erste Armee und die Elbarmee waren nach der ihnen gegebenen Disposition bereits im Marsch. Seine Majestät hatten, nach dem erfolgten Vortrage von mir, Sich Allerhöchst mit allem einverstanden erklärt und den Angriff der Österreicher bereits gestattet, also

befohlen. Der Befehl an die Zweite Armee zum Marsch, wie sie ihn später ausführte, um die österreichische Flanke anzugreifen, war Allergnädigst gestattet. Schließlich geruhten Seine Majestät die Frage an mich zu richten, ob ich mit General v. Moltke bereits gesprochen hätte. Ich mußte dies verneinen, worauf Seine Majestät diese Unterredung noch anordneten und hinzufügten, daß, wenn Moltke ihn noch sprechen wolle, er ihn bis ½ 12 erwarten werde. Es war keine leichte Aufgabe, den General inmitten der Nacht zu finden, da sein Quartier nirgend bekannt war. Nach langem Suchen gelang dies und ich teilte Moltke alles mit, was Euer Königlichen Hoheit bekannt ist. Der General sah sofort die Größe, das unerwartete Glück des Moments ein und erklärte sich mit allen Anordnungen einverstanden, die ja auch später nach den Dispositionen ausgeführt wurden. Der General, den ich im Bette fand, kleidete sich auf meinen Vorschlag schnell an und ging dann zu Seiner Majestät. Inzwischen verabredete und entwarf ich mit Wartensleben, der im Hause einquartiert war und hinzukam, den Befehl an den Kronprinzen und bat ihn, Sorge zu tragen, daß er in duplo geschrieben und durch zwei Adjutanten, wie Ihr Befehl, abgesandt werden möge.

Täuscht mich meine Erinnerung nicht, so ist der Befehl in der Fassung, jedenfalls aber nach dem Inhalte so abgegangen, wie Wartensleben ihn in meiner Gegenwart niederschrieb. Ich bin zurückgekehrt, ohne Moltke noch einmal gesehen zu haben, der längere Zeit bei Seiner Majestät verblieb, und da, nach dem bereits erteilten Befehle des Königs, es nicht nötig war, den General noch zu erwarten. Also: als Seine Majestät mich zu entlassen geruhten, hatte Allerhöchstderselbe Seine Befehle bereits definitiv erteilt, hatte befohlen, daß der Kronprinz marschierte, hatte alle früher für den 3. erteilten Befehle aufgelöst.

Die Sache liegt eben so, daß Seine Majestät mit dem ihm eigenen scharfen militärischen Blick die Anordnungen, die Eure Königliche Hoheit getroffen hatten, auszuführen befahl, und daß er Eurer Königlichen Hoheit Einladung an den Kronprinzen in einen Allerhöchsten Befehl verwandelte. Der König übersah die allgemeine Lage blitzschnell und entließ mich dementsprechend mit der Warnung: „Vor allem provozieren Sie nicht!“ Dies mit Rücksicht darauf, daß die Schlacht im Zentrum nicht zu früh begonnen werden sollte, um den Flügeln das Herankommen zur rechten Zeit zu ermöglichen. Später hat der König, was Eure Königliche Hoheit so treffend als allein ihm zustehend bezeichnen, den persönlichen Befehl zum Beginn der Schlacht gegeben, die er dann weiter leitete, was ja auch Seine Sache war. Also dem König und Eurer Königlichen Hoheit gebührt die Konzeption und Ausführung dieses großen Weltereignisses . . . .“

König Wilhelm erzählt in einem am 4. Juli 1866 geschriebenen Briefe:*) „. . . Um 10³⁰ (Abends) traf Voigt-Rhetz wieder bei mir ein, um die Ausbeute

*) Berner, „Kaiser Wilhelm des Großen Briefe, Reden und Schriften“. II, Seite 131.



der Rekognoszierungen des Tages zu melden. (Folgt Schilderung dieser.) ... Es wurde mir daher vorgeschlagen, den günstigen Umstand, daß die feindliche Armee sich diesseits der Elbe schlagen zu wollen scheine, zu benutzen und ihr die Schlacht anzubieten ... Erst um Mitternacht hatte ich mit General Moltke alles festgestellt ..."

Hiernach steht nur fest, daß Voigts-Rhetz Meldungen überbrachte. Wer dem König Vorschläge machte, ist nicht gesagt; mag immerhin schon Voigts-Rhetz Vorschläge gemacht haben, so ist bei des Königs Grundsätzen doch nur die eine Annahme möglich, daß es nicht Voigts-Rhetz', sondern Moltkes Vorschläge waren, auf Grund deren der König „alles feststellte".

Moltke endlich kam auf die Angelegenheit in einem Aufsatz vom Jahre 1881 „Über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I." zu sprechen, der von seinem Neffen als Anhang zu dem populären Werk des Feldmarschalls über den Krieg 1870/71 herausgegeben wurde. Die gleiche Schilderung, nur in etwas verkürzter Form, hat der Feldmarschall 1891 kurz vor seinem Tode Treitschke zur Verfügung gestellt, der sie in der Münchner Allgemeinen Zeitung veröffentlichte: „.... Noch am Abend dieses Tages (2. Juli 1866) wurde dem Prinzen Friedrich Karl bekannt, daß das ganze österreichische Heer an der Bistritz aufmarschiert stehe, und der erhaltenen Weisung entsprechend, ordnete er alsbald die Versammlung der Ersten und Elbarmee nahe dem Feind gegenüber, in aller Frühe des folgenden Morgens an.

Mit der Meldung hierüber traf Abends 11° General v. Voigts-Rhetz in Gitschin beim König ein, welcher ihn zu mir herüberschickte.

Diese Nachricht beseitigte alle Zweifel und nahm mir einen Stein vom Herzen. Mit einem „Gott sei Dank!" sprang ich aus dem Bett und eilte sogleich zum König, der am Marktplatz gegenüber wohnte.

Auch Seine Majestät hatte sich auf seinem niedrigen Feldbett bereits zur Ruhe gelegt. Er erklärte sich nach meiner kurzen Auseinandersetzung der Sachlage völlig einverstanden, am folgenden Tage mit Heranziehung aller drei Armeen die Schlacht zu schlagen, und befahl mir, die nötigen Ordres an den Kronprinzen zu erlassen, welcher nunmehr die Elbe zu überschreiten hatte.

Die ganze Verhandlung mit Seiner Majestät wird kaum mehr als 10 Minuten gedauert haben. Zugegen war niemand sonst.

Das ist „der Kriegsrat" von Königgrätz.

Podbielski und Wartensleben lagen mit mir in demselben Quartier. Die Befehle an die Zweite Armee wurden sogleich aufgesetzt und schon um Mitternacht in doppelter Ausfertigung auf zwei verschiedenen Wegen abgeschickt. Die eine, welche Voigts-Rhetz mitnahm, gab dem Prinzen Friedrich Karl Kenntnis von allem Angeordneten, die andere ging direkt nach Königinhof."

Von den vier Darstellungen hat nur die des Königs Anspruch auf den höheren Quellenwert einer unmittelbar nach den Ereignissen niedergelegten Aufzeichnung. Die drei übrigen müssen auf ihren Wert als Geschichtsbeweise an den Charaktereigenschaften und an dem Grade von Objektivität gemessen werden, die den Persönlichkeiten nach ihrer damaligen Dienststellung zugebilligt werden muß.

Am wenigsten persönlich beteiligt ist zweifellos Wartensleben. Seine Darstellung deckt sich in den Hauptsachen mit jener Moltkes.

Daß Moltke 1881 von dem vollen Inhalt des Voigts-Rhetzschen Briefes Kenntnis hatte, ist nicht anzunehmen; dessen Briefe wurden erst 1906 veröffentlicht, wohl aber mochte Moltke da und dort von ähnlichen Darstellungen und Gerüchten gehört haben, wonach in einem angeblichen nächtlichen Kriegsrat zu Gitschin außer Moltke noch andere Persönlichkeiten eine gewichtige Rolle gespielt hätten. Darum sind seine Ausführungen auch in die Form einer „Berichtigung" gekleidet. Jede Berichtigung hat naturgemäß etwas Persönliches, Subjektives — man muß eben notgedrungen von sich selbst sprechen. Die Art, wie Moltke dies tut, ist von vorbildlicher Vornehmheit und Zurückhaltung. Hätte Voigts-Rhetz († 1877) die Moltkeschen Ausführungen noch lesen können, so würde er sicherlich, wie seinerzeit Blumenthal nach der ominösen Briefangelegenheit*) haben bekennen müssen: „Ich habe es von ihm nicht anders erwartet, da ich weiß, welcher vollkommene Gentleman er ist."

Und nun zu Voigts-Rhetz.

„Voigts-Rhetz gehörte, ebenso wie Prinz Friedrich Karl, als Stratege zu den Repräsentanten derjenigen strengen und durchaus praktischen Generalstabsschule, die unter General v. Reyher (Vorgänger Moltkes) ihren Höhepunkt hatte. Er stand zu Moltke in keinen näheren Beziehungen und wollte ebensowenig wie Blumenthal seine überragende Größe anerkennen."**)

Zu einer Art von scharfer persönlicher Gegensätzlichkeit zwischen Voigts-Rhetz und Moltke war es in einem Ministerrate vom 25. Mai 1866 gekommen. Prinz Friedrich Karl schreibt darüber: „Voigts-Rhetz, der gleich nach Moltke das Wort ergriff (aus einer Art Eitelkeit?), machte ein Exposé, das ich nicht verstand, das aber die Aufstellungen Moltkes widerlegen sollte, mit denen ich einverstanden bin."

Am deutlichsten kennzeichnet Stosch die Stimmung Voigts-Rhetz' gegen Moltke in einem Briefe***) vom 26. Mai 1866 (nach dem erwähnten Ministerrate): „Dagegen (gegen Moltkes Kriegsplan) sprach zunächst Vogits-Rhetz, sehr lange, mehr um seine *bekannte Animosität gegen Moltke* geltend zu machen, als um eigene Pläne vorzubringen. Die weite Aufstellung und die Teilung der Front durch die

*) Blumenthal, „Tagebücher", Seite 49/50.
**) Foerster, a. a. O. II, Seite 23.
***) Stosch, „Denkwürdigkeiten", Seite 75.

Elbe seien zu tadeln, eine Konzentration bei Görlitz vorziehbar; da aber Seine Majestät mit Moltke einverstanden sei, sei er es auch."

Die bleibende Folge dieses für Moltke peinlichen Auftritts war die, daß Moltke, wie schon erwähnt, sich während des ganzen Feldzugs mit Erläuterungen zu den Direktiven usw. niemals an Voigts-Rhetz, sondern an Stülpnagel wandte. Daß hierdurch die animose Stimmung Voigts-Rhetz' gegen Moltke sich nicht besserte, ist menschlich begreiflich.

Der Brief Voigts-Rhetz', in dem er die Vorgänge in Gitschin abweichend von Moltke schildert, ist ein Weihnachtsbrief (23. Dezember 1867), diktiert von Gefühlen dankbarer Verehrung und von dem Bedürfnis, dem Prinzen Angenehmes zu sagen, vielleicht die „Wolken zu verscheuchen", die seit dem 3. Juli 1866 seine Stirne umdüsterten.

Hier spielt die Frage der Rivalität zwischen den beiden fürstlichen Armeeführern herein; sie zu leugnen, wäre ebenso müßig wie geschichtlich aussichtslos.

Herzog Ernst von Koburg-Gotha, der mit Prinz Friedrich Karl am Tage nach Königgrätz zusammentraf, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten*): „Die Ereignisse des vorhergehenden Tages hatten auf der Stirne des trefflichen Prinzen einige dunkle Wolken zusammengezogen, von denen seine Freunde behaupteten, daß sie selbst in späteren Jahren und durch die Fülle von höchsten Kriegstaten, die nur je ein Feldherr zu verzeichnen gehabt, doch niemals ganz zu verscheuchen gewesen wären. Prinz Friedrich Karl hat den berühmten und merkwürdigen Gang der taktischen Ereignisse des 3. Juli stets als den Zug eines bösen Schicksals für seinen eigenen Ruhm und Ehrgeiz angesehen. Daß nach den glänzendsten Taten seiner Armee schließlich der Kronprinz es war, der gleichsam den ganzen Erfolg auf sich gezogen, blieb für Friedrich Karl ein drückender Gedanke."

Kleinliche Eifersucht lag dem Prinzen wie dem Kronprinzen fern, aber Ehrgeiz besaßen sie beide.

Freytag-Loringhoven gibt einer seiner Clausewitz-Studien den Titel: „Der Ehrgeiz ist eine wesentliche Führereigenschaft". Und Clausewitz bedauert einmal, daß die deutsche Sprache „den Seelendurst nach Ruhm und Ehre so ungerecht behandle, indem sie ihn in „Ehrgeiz" und in „Ruhmsucht" durch zwei unwürdige Nebenvorstellungen herabzusetzen strebt."

„Echter Ehrgeiz ist ohne innere Vornehmheit nicht denkbar."**) Dieser, der echte, der vornehme Ehrgeiz, der dem Prinzen das „Verlangen gab, mehr zu wollen als die Gefährten", ließ ihn auch nicht zufrieden werden mit seinem geschichtlichen Anteil an Königgrätz.

---

*) Foerster, a. a. O. II. Seite 95.

**) Frhr. v. Freytag-Loringhoven, a. a. O.



Noch am Vorabend der Schlacht, als er den Kronprinzen einlud, sich mit einem oder mehr Korps an den Ereignissen des 3. Juli zu beteiligen, hatte Prinz Friedrich Karl wohl unzweifelhaft dem Kronprinzen eine Nebenrolle, sich selbst die Hauptrolle zugedacht. Aber noch in der gleichen Stunde hatte er seinem Generalstabschef zugestimmt, als dieser die Absicht aussprach, beim König die Mitwirkung der ganzen Zweiten Armee zu beantragen. Von dieser Stunde an wußte der Prinz, daß über Nacht die Rollenverteilung sich durchaus ändern würde. So ist die Stimmung begreiflich, in der er schreibt: „Die Rollen zur Schlacht hatte ich ja selbst verteilt. Mir war nach Lage der Dinge die wenigst dankbare zugefallen, gewissermaßen aus eigener Wahl. Ich begriff diese Rolle, und wäre lieber der Blücher als der Wellington von Sadowa gewesen.“

Im Dezember 1867 hatte der Prinz sich in einem Briefe an Voigts-Rhetz beklagt, daß in den kriegsgeschichtlichen Darstellungen des Feldzuges 1866 die Tatsache völlig übergangen sei, daß er durch Voigts-Rhetz den König um die Mitwirkung der ganzen kronprinzlichen Armee gebeten hatte.*) Das Schreiben Voigts-Rhetz' vom 23. Dezember 1867 ist die Antwort auf diesen Brief; in dem begreiflichen Bestreben, den Prinzen zu trösten und ihm zum Christfest ein „Wohlgefallen“ zu bescheren, ging Voigts-Rhetz soweit, daß er seinem Prinzen — auf Kosten Moltkes — die „Konzeption und Ausführung des großen Weltereignisses“ zuerkannte.

Der Hergang in jener entscheidungsschweren zwölften Stunde läßt sich unter Berücksichtigung aller persönlichen Momente vielleicht, wie folgt, wieder aufbauen:

Voigts-Rhetz war im Einverständnis mit dem Prinzen oder unterwegs aus eigener Erkenntnis, daß eine halbe Maßregel nicht vorgeschlagen werden dürfe, dazu gelangt, beim König die Mitwirkung der ganzen Armee des Kronprinzen zu beantragen.

Daß Voigts-Rhetz nicht zu Moltke, sondern unmittelbar zum König sich begab, erklärt sich aus dem erwähnten Verhältnis zwischen beiden Männern, vielleicht auch aus dem Hochgefühl Voigts-Rhetz' von der Wichtigkeit seiner Mission und aus der begreiflichen Eitelkeit, einmal eigenhändig „am sausenden Webstuhl der Zeit“ ein Schiffchen durchzuwerfen.

Daß der König den Ausführungen Voigts-Rhetz' sofort zustimmte, ist selbstverständlich; waren es doch im Grunde die gleichen Vorschläge, die Moltke schon während der Bahnfahrt vor Aufgabe der Kohlfurter Depesche und wiederholt am gleichen Vormittag des 2. Juli bei seinem Vortrag erörtert hatte — bei der Besprechung jenes „unwahrscheinlichen, aber sehr glücklichen Falles“, daß Benedek vorwärts der Elbe sich schlagen würde. Der König erinnerte sich wohl sofort auch an die Ausführungen seines Chefs, daß in diesem Falle ein einfacher Marschbefehl an alle

*) Nach einer Mitteilung des Hauptmanns Foerster.

drei Armeen genügen würde, um sie aus ihrer gegenwärtigen Aufstellung — mit den Fronten senkrecht zueinander, den Feind zwischen sich — mit einem kurzen Marsch in die doppelte Umfassungsschlacht hineinzuführen.

Darum unterbrach der König Voigts-Rhetz mit der bedeutsamen Frage nach Moltke. Wenn ein König fragt: Waren Sie schon bei Moltke?, so heißt das: Sie hätten vorher zu Moltke gehen sollen! Solche Fragen sind die Höflichkeit der Könige.

Es ist kaum anzunehmen, daß von der Umgebung des Königs niemand das Quartier Moltkes kannte, das am Marktplatz gegenüber lag. In der diesbezüglichen Bemerkung Voigts-Rhetz' tritt nur die geringe Freude zutage, daß der König ihn noch zu Moltke schickte.

Auch für Moltke, ebenso wie für den König, genügte die Mitteilung der Meldung Ungers, die ihm nun seit vier Stunden vorenthalten geblieben war, um mit einem Gott sei Dank! aus dem Bett zu springen. Auch des Vorschlags Voigts-Rhetz', „sich anzukleiden", bedurfte er wohl nicht.

Bevor Moltke sich zum König begab, bat er wahrscheinlich Voigts-Rhetz, seine Mitteilungen über den Feind und über die bereits befohlene Versammlung der Ersten Armee auch dem im Hause wohnenden Generalquartiermeister v. Podbielski und dem diensthabenden Generalstabsoffizier Graf Wartensleben zu wiederholen, um diese beiden Befehlsziffern vorbereiten zu können, während er dem König vortrug.

Es wäre ein ganz natürlicher Vorgang, wenn tatsächlich Wartensleben die beiden ersten Sätze des Befehls nach Diktat Voigts-Rhetz' niedergeschrieben hätte, weil ja augenblicklich nur dieser ihren Inhalt liefern konnte; sie lauten:

„Den bei der Ersten Armee eingegangenen Nachrichten zufolge ist der Feind in der Stärke von etwa drei Korps, welche jedoch noch weiter verstärkt werden können, bis über den Abschnitt der Bistritz bei Sadowa vorgegangen, und ist dort ein Renkontre mit der Ersten Armee morgen in aller Frühe zu erwarten.

Die Erste Armee steht befohlenermaßen morgen, den 3. Juli, früh um 2° mit zwei Divisionen bei Horitz, mit einer bei Milowitz, einer bei Cerekwitz, mit zwei bei Pianek und Brískan, das Kavalleriekorps bei Gutwasser."

Der Vortrag Moltkes beim König konnte der Sachlage entsprechend sehr kurz sein. Der unerwartete Fall war eingetreten; zu den für diesen Fall erörterten Maßnahmen war die Zustimmung der Königs bereits seit zwölf Stunden erteilt. Zu ihrer Durchführung genügte beinahe ein Kommando: „Ganze Zweite Armee — vorwärts marsch!"

In sein Quartier zurückgekehrt, brauchte Moltke den beiden Befehlsziffern, die schon zu Papier lagen, nur die nachstehende dritte anzufügen: „E. K. H. wollen sogleich die nötigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der Ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu können und dabei sobald als möglich eingreifen. Die heute



Nachmittag unter anderen Verhältnissen gegebenen diesseitigen Anordnungen sind nun nicht mehr maßgebend."

Drei Hände schrieben gleichzeitig die Reinschrift. Der Befehl trägt den Ausgabevermerk 11⁰ Abends; wahrscheinlich war auch das Datum mit den ersten Ziffern schon im voraus geschrieben worden, während Moltke beim König war. Nach Wartensleben waren die Abschriften 11⁴⁵ expeditionsbereit. Das Schreiben an Bonin, das Finckenstein mitgegeben wurde, enthält die Ausgabezeit 12⁰ Nachts. Da Voigts-Rhetz eine Abschrift mitbekam, so stimmt weder seine Angabe, Moltkes Rückkehr nicht mehr abgewartet zu haben, noch seine Zeitnotiz (Briefe, S. 13), wonach er ½12 Uhr wieder in Kamenitz gewesen sein will; es muß wohl heißen 12½ Uhr.

Abschließend darf wohl gesagt werden: selbst wenn Moltke wirklich in jener Nacht, wie Voigts-Rhetz es darstellt, die Rolle des fünften Rades gespielt hätte, so würde doch immer vor der Geschichte das Verdienst der „Konzeption" des Schlachtgedankens von Königgrätz **dem** zukommen, dessen Genius die Idee der freiwilligen Trennung der Armeen erfaßte, und **dem**, der als Einziger diese Idee verstand und sie gegen Friedrich Karl und Blumenthal mit seinem Königlichen Willen deckte: Moltke und dem König.

In diesem Zusammenhang darf noch ein Umstand nicht vergessen werden, den Wartensleben mit Recht hervorhebt. In Reichenberg und Sichrow war in des Königs Umgebung so manche Stimme (z. B. Roon) laut geworden, die das Vorwärtshasten des Großen Hauptquartiers nicht guthieß, solange diese Körperschaft nicht völlig formiert war, und sogar einige wichtige Glieder des militärischen Hauses fehlten (z. B. der Chef des Ingenieurkorps und der Generalinspekteur der Artillerie). Hätte der König sich zurückhalten lassen, und wäre er am 2. Juli noch nicht in Gitschin gewesen, dann würde Voigts-Rhetz wohl kaum, etwa Moltke zuliebe, dorthin gekommen sein, und es würde bei der unglücklichen „Einladung" an den Kronprinzen sein Bewenden gehabt haben. „Was dann die Folgen gewesen wären oder wenigstens hätten sein können", schreibt Wartensleben, „wenn die Erste und Elbarmee allein dem Benedekschen Heere gegenübergestanden hätten, — das wird insbesondere jeder mitfühlen, welcher die kritischen Stunden dort an Ort und Stelle mit durchlebt hat."

Dem Pflichtgefühl des Königs ist es zu danken, daß diese schwerste Prüfung dem preußischen Heere erspart blieb.

Königinhof.

Längs der Straßen von Gitschin und Kamenitz über Miletin nach Königinhof spannten sich in jener finsteren Regennacht vom 2. zum 3. Juli bedeutungsvolle Schicksalsfäden von bedenklicher Zerreißbarkeit; an ihnen hingen die kriegerischen Geschicke Preußens und Österreichs.

Wir wollen zuerst Blumenthal und Verdy auf der nächtlichen Heimfahrt begleiten. Ohne Kenntnis der neuen Lage, die seit 7⁰ in dem benachbarten Kamenitz

bekannt war, hatten sie etwa um 9° Gitschin verlassen. In Miletin (nach rund 20 km, also etwa um 10[30]) erwies sich der Wagen als reparaturbedürftig. Die beiden Herren nahmen inzwischen am Abendessen des Divisionsstabes Manstein teil. Als später Verdy nach dem Wagen sah, traf er im Dunkeln den Leutnant v. Podbielski (den späteren Staatssekretär). Die Herren, von früher bekannt, tauschten jüngste Erlebnisse aus. Nach Jahren erst stellte sich heraus, daß Podbielski, der von dem Befehlsempfang in Kamenitz zurückkam, damals den Befehl des Oberkommandos der Ersten Armee in der Tasche hatte, also von der völlig neuen Sachlage auf Grund der Ungerschen Erkundung bereits wußte. Leider kamen die Herren auf diese hochwichtige Sache nicht zu sprechen.

Es mochte wohl Mitternacht vorüber sein, als Blumenthal und Verdy die Fahrt „in tiefster Finsternis unter anhaltendem Regen“ fortsetzten. Das Passieren der Vorposten der Garde verursachte unliebsamen Aufenthalt, da gewissenhafte Posten sie wegen Unkenntnis der neuesten Losung anhielten. Unweit Königinhof überholte sie Leutnant v. Normann mit dem bekannten Einladungsschreiben. Er weigerte sich natürlich es abzugeben, da es an den Kronprinzen persönlich gerichtet war und ritt voraus.

Herr v. Normann erzählt:*) „In Königinhof kam ich etwa 12½° an und ließ mich sofort beim Kronprinzen melden. Dieser empfing mich im Bett liegend, las das Schreiben durch und sagte, ich möchte fast behaupten, wörtlich: »Ich werde den Prinzen Friedrich Karl nicht mit Teilen, sondern mit meiner ganzen Armee unterstützen.« Darauf befahl der Kronprinz Blumenthal zu rufen, sagte, ich solle auf ein Antwortschreiben warten, und entließ mich sehr gnädig. Nach langem Warten, wohl gut eine Stunde, erhielt ich das Antwortschreiben und ritt wieder ab.“

Dieses Schreiben enthielt eine runde Absage auf die Einladung des Prinzen; über das I. Armeekorps habe Seine Majestät selbst im Befehl vom 2. Juli Nachmittags bereits verfügt, das VI. Armeekorps sei mit der befohlenen Rekognoszierung beauftragt, das Gardekorps und V. Armeekorps haben nach der Disposition Seiner Majestät in ihren Stellungen zu verbleiben.

Hiernach ist eines klar: Blumenthal hat den Kronprinzen umgestimmt. In seinem Tagebuch schreibt Blumenthal unterm 6. Juli:**) „Am 3. Juli 2° Morgens kam ich erst aus Gitschin nach Königinhof zurück. Nachdem ich den Kronprinzen geweckt, ihm alles mitgeteilt und mich aufs Bett gelegt hatte, wurde ich durch einen Abgesandten des Prinzen Friedrich Karl geweckt, der dem Armee-Oberkommando 2 schrieb, er sei bei seiner Rekognoszierung jedenfalls sehr bedroht und bäte, wir sollten ihm zu Hilfe kommen. Ich schlug es schriftlich ab und sagte, es könne nur das I. Armee-

*) Lettow, II, Seite 411/412.

**) „Tagebücher“, Seite 33.

korps und die Kavallerie ihn unterstützen, da wir zur Sicherung unserer eigenen Rekognoszierung die übrige Armee auf dem linken Elbufer brauchten."

Daß Blumenthal vor Normann in Königinhof gewesen sein will, ist wohl ein Irrtum.*) Der Zeuge Verdy stellt den Sachverhalt richtig: als Normann Blumenthal zum Kronprinzen rufen sollte, war der General noch unterwegs.

Über die Gründe, die für Blumenthal maßgebend waren, den Kronprinzen zur Absage zu bestimmen, enthält Blumenthals Tagebuch weiter nichts. Später — 1897 — von Lettow befragt, begründete Blumenthal die Absage lediglich „durch die in Gitschin erhaltenen Befehle".**)

Den gleichen Gedanken führt Verdy***) weiter aus: „Für General v. Blumenthal lag infolge seiner Unterredungen in Gitschin und in bezug auf den mitgebrachten Befehl der oberen Heeresleitung die Sache anders, als sie der Kronprinz in diesem Augenblick ansehen mußte. Daß auch der Generalstabschef des Kronprinzen am liebsten sofort der Ansicht beigestimmt hätte, mit sämtlichen Kräften auf das rechte Ufer zu gehen, liegt nach allem bereits mitgeteilten auf der Hand, umsomehr, als er gerade diesen Gedanken soeben in Gitschin persönlich vertreten hatte. Aber dort hatte er auch persönlich die ausdrückliche Weisung erhalten, daß unsere Armee noch nicht auf das rechte Elbufer gehen sollte (mit Ausnahme des I. Armeekorps), sondern daß dieselbe diejenigen Rekognoszierungen auszuführen hätte, auf Grund deren die Oberste Heeresleitung dann die weiteren Entschlüsse fassen wollte.

Hatte sich nun wesentliches zugetragen, was gestattete, von dem Befehl des Großen Hauptquartiers für den 3. Juli selbständig abzuweichen? Diese Frage muß entschieden vom Gesichtspunkte Blumenthals aus mit nein beantwortet werden. In dem Befehl Seiner Majestät war in bezug auf die Erste Armee gesagt: Größere Streitkräfte des Feindes, welche diese noch vor sich fände, sollten sofort mit möglichster Überlegenheit angegriffen werden.

Nun schien dieser vorhergesehene Fall einzutreten, aber ebenso war es auch vorgesehen, daß gleichviel, ob dies geschähe oder nicht, die Zweite Armee für den 3. Juli eine besondere Aufgabe durchzuführen hatte: die Rekognoszierungen und das Verbleiben an der Elbe. Ein Abweichen von den Befehlen des Großen Hauptquartiers im Sinne des vom Prinzen Friedrich Karl gestellten Antrages wäre daher ein völliges Durchkreuzen der Absichten der Obersten Heeresleitung gewesen, Absichten, welche der Kronprinz jetzt erst durch Blumenthal in ihrem ganzen Umfange erfuhr, sowie er auch jetzt erst den am Nachmittag gegebenen Befehl Seiner Majestät

*) Später gab Blumenthal als Ankunftszeit „1/24 Uhr Morgens" an. Vergl. Kaiser Friedrich, von Marg. v. Poschinger, II, Seite 167.

**) Lettow, II, Seite 412.

***) Verdy, a. a. O., Seite 136/137.



des Königs für den 3. Juli erhielt. Die Absicht einer Unterstützung, welche der Kronprinz seinem prinzlichen Vetter mit freudigem Herzen hatte bringen wollen, konnte von ihm unter den obwaltenden Umständen mithin nicht aufrechterhalten werden."

Hiernach ist es klar, daß in der Hauptsache die unglückliche Fassung des Einladungsschreibens Schuld an der Ablehnung war. Wäre in diesem Schreiben oder mündlich durch den Überbringer — ebenso wie durch Voigts-Rhetz in Gitschin — die Auffassung des Oberkommandos der Ersten Armee vertreten worden, daß es sich wohl nicht nur um eine stärkere Nachhut, die die Erste Armee allein mit Überlegenheit hätte angreifen können, sondern vielleicht um die ganze Benedeksche Hauptmacht handle, so würde Blumenthal wohl zweifellos dem Entschluß des Kronprinzen, den dieser Normann mitgeteilt hatte, ohne weiteres zugestimmt haben. Statt dessen war in dem Schreiben zwar von „sehr bedeutenden feindlichen Kräften an der Straße Horitz—Königgrätz" und von „stärkeren feindlichen Truppenmassen, die von Josephstadt her auf das rechte Elbufer übergegangen seien", die Rede. Daß von Josephstadt her am 2. Juli nichts auf das rechte Elbufer überging, das wußte man bei der Zweiten Armee besser als bei der Ersten. Es blieben also nur die „sehr bedeutenden Kräfte" an der Kaiserstraße, — und diese waren während Blumenthals Anwesenheit in Gitschin, als ein Korps, als das 3. österreichische Armeekorps angesprochen worden, das von Groß-Bürglitz über Cerekwitz auf Lipa gegangen war. Dieses Korps konnte eine Nachhut sein, oder, wie Fransecky meinte, die Bestimmung haben, Furagierungen für die Festung Königgrätz zu decken. Ein einziges feindliches Korps war für die Zweite Armee kein Anlaß, von den strikten Befehlen des Königs abzuweichen. Die Erste und Elbarmee waren stark genug, dieses Korps vor sich herzutreiben oder durch Umfassung von Süden her zu vernichten.

Daß dies die herrschende Ansicht im Stabe der Zweiten Armee war, erzählte auch Finckenstein nach seiner Rückkehr dem Grafen Wartensleben.*)

Der Kronprinz selbst spricht in seinem Tagebuche**), das er nach dem Kriege aus Notizen und Briefen zusammenstellte, weder von der spontanen Zusage gegenüber Normann, noch von der späteren Absage an den Prinzen Friedrich Karl.

Man hat auch nach Gründen persönlicher Art für die Absage gesucht.

Blumenthal war von Gitschin unter dem bestimmten Eindruck heimgekehrt, daß der König zwar andere Meinungen anhöre, für sein Handeln aber nur auf seinen auserwählten, ihm allein verantwortlichen Ratgeber höre und gewillt sei, dessen Vorschlägen unbedingte Geltung zu verschaffen. Blumenthals Tagebuch (S. 33) ist ein Beleg dafür, daß er in tiefgehender Mißstimmung Gitschin verließ.

*) Wartensleben, a. a. O., Seite 30.
**) Poschinger a. a. O., II, Seite 188.

„Das Oberkommando machte mir keinen angenehmen Eindruck. Eine Masse von wichtige Gesichter machenden Nichtstuern ist mir immer odiös, namentlich, wenn sie mit herablassender Freundlichkeit Glück wünschen, alles anzuerkennen scheinen, aber doch einzelnen Tadel über Dinge durchblicken lassen, von denen sie absolut nichts verstehen."

Der ganze Mißerfolg seiner Mission, die Unannehmlichkeiten der langen, ermüdenden Wagenfahrt mit ihren fatalen Zwischenfällen, hatten ihn gründlich verärgert. Auch die Zumutung des Prinzen Friedrich Karl, seine Aktion nur mit Teilen zu unterstützen, mußte ihn verdrießen; eine halbe Maßregel — das war keine Rolle für seinen hohen Herrn, den Kronprinzen von Preußen.

Solche Stimmungen mochten ja vorhanden sein, ausschlaggebend für den Entschluß war sicher nur die oben erwähnte sachliche Erwägung. Blumenthal war viel zu großzügig angelegt, um das Allzumenschliche aufkommen zu lassen in einem Moment, wo es die große preußische Sache galt.

Zwischen 2° und 3° Morgens war Normann mit dem Absageschreiben abgeritten. Um 4° traf Graf Finckenstein glücklich in Königinhof ein; er hatte durch Regen und Finsternis auf schlechten Wegen 36 km in drei und einer halben Stunde zurückgelegt. Die über Kamenitz gegangene Zweitschrift des Moltkeschen Befehls wurde durch Leutnant von Britzke gleichfalls um 4° Morgens in Königinhof abgegeben.*)

Das war ein doppelter Glücksfall. Immerhin hing die weltgeschichtliche Entscheidung des 3. Juli an den unsicheren Geschicken zweier einsamer Reiter, in dunkler Regennacht, im Feindesland und in Feindesnähe.

In bemerkenswert kurzer Zeit — etwa in einer Stunde — legte Blumenthal den Befehl für den Vormarsch der Zweiten Armee nieder, der die Weisung des Königs in Vollzug setzte. Diese Schnelligkeit ist umso anerkennenswerter, als man auch jetzt noch von dem von Moltke kurz skizzierten Bilde — „drei österreichische Korps, die auch noch verstärkt werden könnten, im Angriff gegen die Erste Armee" — in keiner Weise überzeugt war. So erzählt der Kronprinz in seinem Tagebuche,**) daß er noch während des Vormarsches „nicht recht an die Möglichkeit einer größeren Unternehmung glaubte, weil er nicht voraussetzen konnte, daß die Österreicher eine Schlacht, mit dem Rücken gegen die Elbe gelehnt, annehmen konnten."

Erst auf der Höhe von Choteborek, als sich in gewaltiger Ausdehnung Pulverdämpfe und Mündungsfeuer und brennende Dörfer zeigten, da sagte Blumenthal zum Kronprinzen: „Das ist die Entscheidungsschlacht!"

*) Mitteilung des Hauptmanns Foerster.
**) Poschinger a. a. O., II, Seite 188.

Indessen vergingen da drüben auf dem Roskoshügel*), dem Standpunkt des Großen Hauptquartiers und des Oberkommandos der Ersten Armee noch bange Stunden des Wartens. Die Frage, ob Finckenstein glücklich ankam, lastete wohl seit Normanns Rückkehr (die Zeit ist nicht bekannt, aber er hatte auf dem Heimritt etwa zwei Stunden Vorsprung vor Finckenstein) doppelt schwer auf den Gemütern. Etwa um 9° Vormittags meldete sich Finckenstein zurück; er brachte das befreiende Wort, das erlösend und anfeuernd bis in die vordersten Linien lief: Der Kronprinz kommt!

Der dünne Schicksalsfaden war glücklicherweise nicht gerissen. Moltkes Schlachtgedanke war gerettet.

Rückblick.

Generalfeldmarschall Frhr. v. der Goltz sagt:**) „Im Kriege entwickelt sich nicht alles folgerichtig, sondern oft sprungweise und eigenwillig . . .“

Dieses Wort könnte auf den Feldzug geprägt sein, der zu Königgrätz führte.

Schon die getrennte Aufstellung der preußischen Heeresgruppen im Moment des Kriegsbeginnes lag außerhalb von Wunsch und Willen der Heeresleitung.

Auch der getrennte Einmarsch der Armeen war nur eine notwendige Folge der „Verzettelung.“ Napoleon würde ihn vielleicht post festum in einem bulletin als einen weit vorausbedachten Plan bezeichnet haben. Moltke nennt ihn nur eine verständige Abhilfe einer fatalen Situation.

Die ersten Tage der Einmarschoperation sind beherrscht von Sorge, es möchte dem Gegner gelingen, die innere Linie zu nützen, mit versammelter Kraft die eine preußische Gruppe zu schlagen, bevor die andere herankam. Dieser Sorge gelten die wechselnden Maßnahmen, die die Armeen bald anhielten, bald antrieben, — Maßnahmen, die vielfach auf Widerstände, oft auch persönlicher Art stoßen.

Das Glück half mit. Nach einer Reihe von Einmarschkämpfen, als nur noch ein Tagemarsch die inneren Flügel der Armeefronten trennt, hebt noch einmal die ernste Sorge ihr Haupt, die Zweite Armee steht dicht vor einer zweifellosen Übermacht, sie wird angehalten — aus Sorge.

Doch der Gegner nützt die letzte Stunde nicht, er zieht ab, die Fühlung geht verloren, und die Zweite Armee wird dennoch festgehalten, diesesmal, um ihr bei der Ungeklärtheit der Lage unnütze Märsche zu sparen.

Wo ist der Feind? Diese Frage erfüllt 48 bange Stunden. Alles dringt in Moltke, doch jetzt, wo nichts mehr die Vereinigung der Armeen hemme, die Versammlung des Gesamtheeres vor der Entscheidungsschlacht durchzuführen, wie es doch die Meisterregeln der Kriegskunst forderten.

---

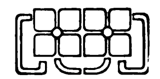
*) 2 km nordwestlich von Sadowa.

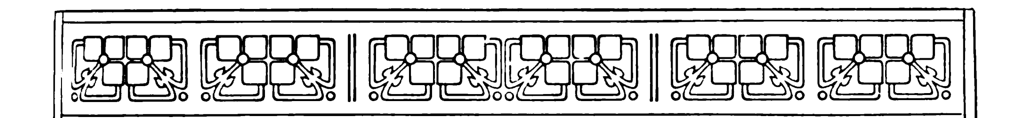
**) Deutsche Rundschau 1911, Seite 327.

Aber der einsame Genius findet, daß gerade die geringe räumliche Trennung und die Stellung der Armeen zu einander — derart, daß ihre Fronten nach kurzem Marsch geradeaus sich nahezu im Scheitel eines rechten Winkels berühren — als Ausgangslage auf mehrere wahrscheinliche Fälle passe, auch auf den unwahrscheinlichen, den günstigsten, auf den er nicht zu hoffen wagt, daß der Feind in der Mitte zwischen den schlagbereiten Fronten stünde und stehen bliebe.

Und gerade dieser Fall tritt ein. Moltke erfährt die glückliche Tatsache als letzter in allerletzter Stunde. Aber sein letzter Entschluß ist leicht: er nennt ihn selbst die frohe Erlösung aus „quälenden Zweifeln".

Wenninger,
Oberst, Kgl. bayerischer Militärbevollmächtigter in Berlin
und stellvertr. Bevollmächtigter zum Bundesrat des Deutschen Reiches.





Die Bibliothek des Großen Generalstabes.

Ihre Entwicklung und Neukatalogisierung.

Mit der Neukatalogisierung der Bibliothek des Großen Generalstabes ist zu Beginn dieses Jahres ein Werk zum Abschluß gebracht worden, das für die Militärwissenschaft nicht ohne Bedeutung ist. Anfänglich nur für die Dienstzwecke des Preußischen Generalstabes bestimmt, hat die Bibliothek mit ihrem Wachstum ihre Aufgaben erweitern und Verleihungen auch außerhalb des Generalstabes eintreten lassen können. Heute nimmt diese umfangreichste deutsche Militärbibliothek die Stelle einer allgemeinen Militärbibliothek ein, indem sie Offizieren und Forschern ein anderswoher oft nicht zu beschaffendes Quellenmaterial an die Hand gibt. Eine Darstellung der Entwicklung der Bibliothek, ihrer Neukatalogisierung und heutigen Einrichtungen dürfte daher wohl einem allgemeinen Interesse begegnen, für unsere Militärbibliotheken aber auch von praktischem Wert sein.

Ursprung und Entwicklung.

Ursprung und Entwicklung der Bibliothek sind mit der Geschichte des preußischen Heeres und Generalstabes eng verbunden. Die Bibliothek ist aus der alten Plankammer hervorgegangen, die seit König Friedrich I. im Schlosse zu Potsdam bestand und zur Aufbewahrung von wissenschaftlichen Hilfsmitteln der Kriegführung: von Manuskripten, Karten, Büchern und Instrumenten, diente. Diese Plankammer stand daher von Anfang an in enger Beziehung zu dem Organ der Kriegsleitung, dem damaligen General-Quartiermeisterstabe, dem sie im Jahre 1803 durch König Friedrich Wilhelm III. unmittelbar unterstellt wurde.

Als der Große Generalstab bei der Heeresreorganisation im Jahre 1808 als zweite Division des Kriegsministeriums eine stehende Behörde in Berlin wurde, konnte auf die Dauer eine räumliche Trennung von der in Potsdam befindlichen Plankammer nicht bestehen bleiben. Im Anschluß an die Neueinteilung des Generalstabes, des nunmehrigen zweiten Departements des Kriegsministeriums, am 31. Januar 1816 wurde daher eine Teilung der Plankammer in eine alte und eine neue vorgenommen, wobei auf Anordnung des damaligen Chefs dieses Departements, Generals v. Grolman, in der alten Plankammer in Potsdam alles verblieb, „was



durch die Länge der Zeit unbrauchbar geworden war", während in die neue Plankammer übernommen wurden:

a) Alle vorhandenen noch brauchbaren Karten und Aufnahmen;
b) alle vorhandenen Materialien zur kriegerischen Landesbeschreibung;
c) alle vorhandenen Denkschriften über Befestigung, Verteidigung und Angriff der Länder;
d) alle vorhandenen Materialien zur Kriegsgeschichte.

Nach diesen Gesichtspunkten geordnet, wurde das vorhandene Material alsdann auf die entsprechenden Abteilungen des Generalstabes: die drei Kriegstheater und die Kriegsgeschichtliche Abteilung, verteilt, wobei letztere hauptsächlich die auf die Kriegsgeschichte bezüglichen Bücher und Urkunden erhielt, die hier zu einer Bibliothek und einem Archiv zusammengestellt wurden.

General v. Grolman ließ es indessen bei dieser Sichtung und Ordnung des Materials nicht bewenden, sondern war vielmehr sogleich auf die Vervollständigung des sehr „unvollkommenen" Bestandes bedacht, indem er zu dessen Ergänzung die Mitwirkung der Gesandtschaften und Regierungen sowie die Eröffnung der Archive abgetretener Länder usw. erwirkte, so daß er bei seinem Ausscheiden aus seiner Stellung am 10. Mai 1819 bezüglich der Bibliothek berichten konnte: „Die Bibliothek ist mit den besten und neuesten kriegsgeschichtlichen Werken vermehrt, und ihr anfänglicher magerer Bestand bereits fast versechsfacht worden." Immerhin belief sich dieser im Jahre 1820 erst auf 900 Bände.

Die Bibliothek blieb für die Folge der Kriegsgeschichtlichen Abteilung angegliedert, deren jeweiliger Chef ihre dienstliche Vertretung und wissenschaftliche Leitung übernahm, während ein Beamter des Generalstabes die Verwaltung und das Ausleihegeschäft besorgte.

Große Verdienste um die Fortentwicklung der Bibliothek hatte der Major (spätere Generalmajor) Wagner, der von 1816 bis 1843 Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung war und als solcher von 1823 an das Militär-Wochenblatt redigierte. Dieser nahm auch die erste Katalogisierung vor, die am 3. November 1830 zum Abschluß gelangte, und deren geschriebener Katalog folgende Einteilung aufwies:

I. Band. Die alten Kriege und die Kriege der neueren Zeit bis zum Jahre 1792.
II. Band. Die Kriege von 1792 bis auf die neueste Zeit.
III. Band. Geschichte.
IV. Band. Biographien und Memoiren.
V. Band. Die Kriegskunst und deren Hilfswissenschaften.
VI. Band. Reisebeschreibungen, Geographie, Topographie, Erd- und Länderbeschreibung, politische Schriften, Journale und Antiquitäten.

Nacheinander haben dann die Chefs der Kriegsgeschichtlichen Abteilung, zum Teil später hochverdiente Generale, wie die Majore v. Höpfner, v. Roon, Gerwien,

v. Fransecky, Olléch, Stiehle, Petersen, v. Quistorp, v. Verdy du Vernois u. a. die Geschicke der Bibliothek geleitet und für ihren weiteren Ausbau Sorge getragen, so daß sich ihr Bestand im Jahre 1857 schon auf 6800 Werke in 11 000 Bänden belief, darunter zahlreiche Werke der fremdländischen Literatur, die damals noch durch Vermittlung der Militärattachés der Gesandtschaften im Auslande erworben wurden.

Als im Jahre 1857 Generalmajor v. Moltke an die Spitze des Generalstabes trat, wandte er auch der Bibliothek sein besonderes Interesse zu. Bisher war der Inhalt der Bibliothek noch nicht veröffentlicht worden, nur hatte man im Militär-Wochenblatt (Extra-Beiheft pro 1856) ein Repertorium derjenigen Werke herausgegeben, die der Bibliothek in dem Zeitraum vom 1. Januar 1850 bis zum 1. Januar 1856 zugewachsen waren und deren Zahl sich auf 1044 belief. Um jedoch die Benutzung der Bibliothek auch weiteren Kreisen zu ermöglichen, hielt General v. Moltke die Herausgabe eines gedruckten Katalogs ihres Gesamtbestandes für notwendig und erteilte hierzu am 30. Juli 1859 den Befehl. Am 7. Mai 1861 lag der erste gedruckte Katalog, verbunden mit dem ersten Nachtrage, in einer Auflage von 300 Exemplaren vor, zu dem schon im Jahre 1865 ein zweiter Nachtrag erscheinen mußte. Das System dieses Katalogs gliederte sich folgendermaßen:

Erste Abteilung.

Militärische Werke.

A. Militärgeschichtliche Werke.
B. Heerwesen.
C. Militärwissenschaften.
D. Marine.
E. Militär-Zeitschriften.
F. Verschiedene Schriften militärischen Inhalts.

Zweite Abteilung.

Nichtmilitärische Werke.

A. Geschichte.
B. Geographie.
C. Mathematische Wissenschaften.
D. Naturwissenschaften.
E. Staatswissenschaften.
F. Literatur und Sprachen.
G. Zeitschriften.
H. Vermischte Schriften.

In den folgenden Jahren hat die Bibliothek eine bedeutende Erweiterung erfahren, teils durch Schenkungen, teils durch vermehrte Anschaffung, die durch den auf

3600 ℳ erhöhten Etat möglich wurde. Dazu brachten die Ereignisse des Jahres 1866 der Bibliothek einen erheblichen Zuwachs, indem ihr ein Teil der Kurhessischen Generalstabsbibliothek und der Bibliothek der Hannoverschen Generalstabs-Akademie überwiesen wurde. Für die Bibliothek reichten infolgedessen die bisherigen Einrichtungen nicht mehr aus. Am 28. Februar 1870 erhielten sie und das Kriegsarchiv ihren ersten gemeinschaftlichen Vorstand in dem Major im Nebenetat des Großen Generalstabes Frhrn. v. Meerheimb; und im Frühjahr des Jahres 1871 siedelte sie aus den engen Räumen des alten Ordenspalais in der Behrenstraße, des jetzigen Militärkabinetts, in das neuerbaute Generalstabsgebäude am Königsplatz über.

Der siegreiche Feldzug 1870/71 brachte der Bibliothek wiederum eine bedeutende Vermehrung. Die in Metz erbeutete Bibliothek*) der École d'application de l'artillerie et du génie mit 5000 Werken in 18 700 Bänden wurde ihr im Jahre 1872 mit der Bestimmung überwiesen, daß sie für die Zukunft ungeteilt beim Generalstabe verbleiben sollte. Diese École d'application war 1802 auf Napoleons Anordnung durch Vereinigung der unter Ludwig XIV. gegründeten Ingenieurschule in Mézières mit der Artillerieschule in Châlons entstanden. Ihre rühmlichst bekannte Büchersammlung umfaßte daher einen Zeitraum von mehr als anderthalb Jahrhunderten französischen Geisteslebens. Als Fachbibliothek enthielt sie besonders französische Schriften der Artillerie- und Ingenieurwissenschaften jener Zeit in seltener Vollständigkeit, daneben aber auch eine große Zahl hervorragender geschichtlich-geographischer, mathematischer und naturwissenschaftlicher Werke, darunter viele wertvolle Kupferwerke, zum Teil Geschenke Napoleons I., Louis Philipps und Napoleons III. Ihrer Zusammensetzung nach bildete diese Sammlung also nicht nur eine große Bereicherung, sondern auch eine wesentliche Ergänzung der Generalstabsbibliothek, die hierdurch einen enzyklopädischen Charakter erhielt.

Eine so große Vermehrung machte eine Neukatalogisierung notwendig, die vom Obersten Frhrn. v. Meerheimb vorbereitet und durch den zum Generalstabe kommandierten Premier-Lieutenant Budde (späteren Chef der Eisenbahn-Abteilung und Eisenbahnminister) durchgeführt wurde. Der 1878 in 800 Exemplaren herausgegebene Katalog weist 16 420 Werke in 51 000 Bänden nach und ist in 11 Abteilungen gegliedert:

A. Wissenschaften im allgemeinen.
B. Kriegskunst und Kriegswissenschaften.
C. Geographie.
D. Geschichte.
E. Philosophie und Glaubenslehre.
F. Mathematik und Naturwissenschaften.

*) Vgl. Deutsche Rundschau, 1875: „Die Metzer Bibliothek in Berlin" von Oberst Frhr. v. Meerheimb.

G. Staatswissenschaften.
H. Bauwesen.
J. Schöne Künste.
K. Sprachen und Literatur.
L. Zeitschriften.

Zu diesem Katalog erschien im Jahre 1884 der erste Nachtrag, dem 1893 der zweite folgte, nachdem 1892 die Privatbibliothek des Legationsrates Theodor v. Bernhardi, die 1450 Werke aus allen Wissenschaftsgebieten umfaßte, der Generalstabsbibliothek von dessen Erben als Geschenk überwiesen war.

Inzwischen hatten sich auch Änderungen in dem dienstlichen Verhältnis der Bibliothek vollzogen. Unter dem 18. November 1875 war vom Chef des Generalstabes der Armee die Abzweigung der Bibliothek und des Kriegsarchivs von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung als ein selbständiges Ressort verfügt. Mit dem Ausscheiden des Obersten Frhrn. v. Meerheimb im Herbst 1880 wurde diese Verfügung jedoch wieder aufgehoben, und Bibliothek und Kriegsarchiv wurden wieder der Kriegsgeschichtlichen Abteilung unterstellt. Nachfolger des Obersten Frhrn. v. Meerheimb war der Major im Nebenetat des Großen Generalstabes Knorr, dem im Jahre 1885 der Hauptmann im Nebenetat des Großen Generalstabes (jetzige Generalleutnant) v. Leszczynski folgte. Am 2. August 1896 wurde die Kriegsgeschichtliche Abteilung in zwei Abteilungen zerlegt und hierbei die Bibliothek der Kriegsgeschichtlichen Abteilung 2 zugeteilt, der sie noch heute untersteht.

Als im November 1896 Oberst v. Leszczynski Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung 2 wurde, erhielt die Bibliothek in dem Obersten z. D. Burchardi ihren ersten besonderen Vorstand. Er begann auf Anweisung des Abteilungschefs sogleich mit der Anlegung eines der Bibliothek bislang noch fehlenden alphabetischen Katalogs und vollendete diese umfangreiche Arbeit im Jahre 1900. Hierdurch war einmal ein für die Bibliothek unentbehrliches Hilfsmittel geschaffen, anderseits aber auch die Unterlage für einen neuen systematischen Katalog gewonnen, dessen Herstellung in Aussicht genommen werden mußte, als die Bibliothek durch weiteren Zugang, darunter auch das Vermächtnis des Oberstleutnants Max Jähns (741 Werke), einen immer größeren Umfang erhielt, so daß sich ihr Bestand im Sommer 1901 auf 74 060 Bücher belief.

Die im Herbst 1902 begonnenen Arbeiten für den vorliegenden neuen Katalog erstreckten sich zunächst auf die Herstellung des Katalogmanuskripts in Zettelform, das durch Auszug aus dem alphabetischen Zettelkatalog gewonnen wurde. Diese von Oberst Burchardi unternommene Arbeit wurde nach dessen Tode im August 1903 von seinem Nachfolger, Oberst (jetzt Generalmajor) v. Scheffer, fortgeführt und im Frühjahr 1905 vollendet. In den folgenden Jahren wurde dann unausgesetzt an der Vervollkommnung dieses Manuskriptes gearbeitet, und zwar von August 1907 an unter Mitwirkung einer fachmännisch gebildeten Kraft, die die Königliche Bibliothek zu Berlin

in der Person des Oberbibliothekars Dr. P. Hirsch und später des wissenschaftlichen Hilfsarbeiters J. Kramer dem Generalstabe bereitwilligst zur Verfügung stellte.

Am 21. April 1909 übernahm der Unterzeichnete die Geschäfte als Vorstand der Bibliothek. Bei der Fortsetzung der Katalogarbeiten und in seinen Bestrebungen, auch die sonstigen Bibliothekseinrichtungen zu verbessern, wurde er in dankenswertester Weise durch die Ratschläge unterstützt, die ihm durch die Bibliotheksabteilung des k. und k. Kriegsarchivs zu Wien, durch die Königlich Bayerische Armeebibliothek, sowie durch die Professoren Dr. Wolfstieg, Bibliothekar des Hauses der Abgeordneten, und Hauptmann a. D. v. Scharfenort, Bibliothekar der Kriegsakademie, u. a. zuteil wurden. Es gelang auf diese Weise in verhältnismäßig kurzer Zeit die Katalogisierung durchzuführen. Hierzu wurden allerdings sämtliche Bücher einer erneuten Prüfung und Sichtung unterzogen, die Titelaufnahmen in völligen Einklang mit ihnen gebracht und den Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der Preußischen Bibliotheken vom 10. August 1908 angepaßt, ein neues Katalogsystem geschaffen und die Bücher in dieses eingeordnet. Im Dezember 1910 konnte mit der Drucklegung des Katalogs begonnen werden, die also etwa ein Jahr in Anspruch genommen hat. Gleichzeitig mit ihr wurde die Umsignierung und Umstellung des Bücherschatzes vorgenommen, so daß in wechselseitiger Kontrolle eine völlige Übereinstimmung des Katalogs mit dem Bücherbestand erreicht und der Katalog mit seinem Erscheinen auch sogleich benutzbar wird.

Die Neukatalogisierung.

Was nun die Neukatalogisierung im besonderen betrifft, so ist eine solche für jede große Bibliothek ein Unternehmen, das viel Zeit und Mühe erfordert und eine Umwälzung bedeutet, die ihren Betrieb hemmt oder gar zum Stillstand bringt. Es handelt sich nicht nur darum, die Bücher mit neuen Etikettes zu bekleben und in neuer Reihenfolge aufzustellen, sondern es muß auch der ganze Bücherbestand einer wissenschaftlichen Durcharbeitung unterzogen werden, wobei jedes Buch auf seinen Inhalt und Wert zu prüfen ist. Denn im Lauf der Zeit sammelt sich auf jeder Bibliothek viel Minderwertiges an, was nur einen ephemeren Wert besaß und für die Folge nur Platz für den Zuwachs fortnehmen würde. „Eine Bibliothek ist aber kein Raritätenkabinett" noch ein Speicher für alle Erzeugnisse des Büchermarktes, und es muß deshalb bei dieser Gelegenheit ausgemerzt werden, was seinen wissenschaftlichen Wert verloren hat. Zahlreiche Bücher finden sich ferner, die sich sozusagen verlaufen haben, d. h. versehentlich in Abteilungen geraten sind, denen sie ihrem eigentlichen Inhalt nach nicht angehören. Meistens wird der Bibliothek auch das Kleid nicht mehr passen, das ihr vor Zeiten angelegt wurde; das Katalogsystem gestattet keine Entwicklung mehr, es enthält keine Abteilungen für neue Wissenschaftszweige, oder die weitere Signierung stößt auf Schwierigkeiten. Endlich bedarf die Titelaufnahme der Bücher der Verbesserung unter Berücksichtigung der Fortschritte der Bibliothekswissenschaft, wenn nicht eine völlige Neuaufnahme erforderlich scheint, was in den meisten Fällen vorzuziehen ist.

Bei der Generalstabsbibliothek lagen die Verhältnisse besonders schwierig, da seit dem Erscheinen des letzten Katalogs 34 Jahre, seit dem letzten Nachtrag fast 20 Jahre vergangen sind. Infolge der Einrichtung, daß zahlreiche Schriften von vorübergehendem Wert für die Abteilungen zum Verbrauch angeschafft werden, von diesen aber teilweise wieder in die Bibliothek zurückfließen, hatte sich hier im Laufe der Zeit eine große Masse von Unbrauchbarem, besonders von Torsos aller Art und überflüssigen Dubletten angesammelt, die bei dieser Gelegenheit abgestoßen werden mußten. Die Katalogisierung hatte lange Zeit hindurch in Händen von Subalternbeamten gelegen, die häufig wechselten, und denen es an den notwendigen wissenschaftlichen Kenntnissen gebrach. Hierdurch waren sowohl bei der Titelaufnahme der Bücher, als auch bei ihrer Einreihung in die Bibliothek zahlreiche Fehler und Verschiedenheiten entstanden, die zum Teil schon der Katalog vom Jahre 1878 aufweist, und die sich im Laufe der Zeit noch vermehrt hatten. Dazu leistete das System dieses Katalogs der entstehenden Unordnung noch Vorschub dadurch, daß es nur wenige Hauptabteilungen ohne Unterabteilungen enthielt, in denen die Bücher alphabetisch nach Verfassernamen geordnet waren. Da zudem die Numerierung keine springende war, wuchs diese bis zu fünfstelligen Zahlen mit dreistelligen Exponenten an. So war im Laufe der Jahre in der Katalogisierung ein Zustand entstanden, der das Einordnen wie das Auffinden der Bücher gleichermaßen erschwerte und die reichen Schätze der Bibliothek teilweise unzugänglich machte.

Die Arbeiten der Neukatalogisierung bewegten sich daher hauptsächlich in drei Richtungen: Sichtung des Büchermaterials, Neuaufnahme der Buchtitel und Neuordnung der Bücher nach einem neuzuschaffenden Katalogsystem.

Sichtung des Büchermaterials.

Für die Sichtung des Materials war der Grundsatz maßgebend, daß die Bibliothek im allgemeinen nur gedruckte und lithographierte Bücher, die für sie von Wert sind, enthalten solle. Es wurden daher alle Handschriften an das Kriegsarchiv und die nicht zu Werken gehörigen Karten nebst Erläuterungen an das Kartenarchiv abgegeben. Gänzlich ausgeschieden wurden Werke, die ihren Wert für die Bibliothek verloren hatten, darunter zahlreiche Dubletten und alle Bücher belletristischen Inhalts. Sie wurden teils makuliert, teils verkauft oder gegen andere Bücher umgetauscht.

Ausgenommen von dieser Sichtung wurden die Bücher der früheren École d'application de l'artillerie et du génie zu Metz, da diese nach einem Befehl Seiner Majestät Kaiser Wilhelms des Großen vom 15. Februar 1871 ungeteilt beim Großen Generalstabe verbleiben soll, sowie die aus dem Vermächtnis des Oberstleutnants Jähns stammenden Werke, die als solche, einem ausdrücklichen Wunsche gemäß, im Katalog kenntlich gemacht sind.

Die in der Bibliothek zahlreich vorhandenen Sammelbände, d. h. Buchbinderbände, in denen oft Werke aus den verschiedensten Wissenschaftsgebieten vereinigt waren, und die meist unter dem Titel des ersten Werkes ohne Nennung der übrigen

katalogisiert waren, sind auseinandergenommen worden. Sie blieben nur in Ausnahmefällen, wie bei Sammlungen von Verordnungen usw. bestehen. Durch dieses Auseinandernehmen der Mischbände ist der Katalog der Bibliothek um manch selbständiges Werk bereichert worden.

Katalogisierung.

Der sonach in der Bibliothek verbleibende Bücherbestand wurde neukatalogisiert. In den gedruckten Katalog wurden jedoch aus Gründen der Raumersparnis usw. nicht aufgenommen: 1.) Alle Dubletten (sie werden in den Handexemplaren der Bibliothek handschriftlich geführt); 2.) die Flugschriften aus der Zeit Friedrichs des Großen, die in großer Zahl vorhanden sind und eine umständliche Titelaufnahme notwendig machten; 3.) die lithographierten Lehrbücher der früheren École d'application zu Metz. Über die beiden letzteren Kategorien liegt auf der Bibliothek ein handschriftlicher Katalog aus.

Titelaufnahme der Bücher.

Die Aufnahme der Buchtitel folgt im allgemeinen den Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der Preußischen Bibliotheken, doch waren Abänderungen schon durch ihre Übertragung auf einen Fachkatalog geboten. Es wurde hier ein Modus gefunden, der sich den Bestimmungen des Preußischen Ministerialerlasses „betreffend Beschleunigung der Vergleichungsarbeiten für den Gesamtkatalog vom 18. April 1910" nähert. Die Buchtitel sind hiernach in allen unwesentlichen und für die alphabetische Einordnung gleichgültigen Dingen in der Weise gekürzt worden, daß weder der Sinn des Titels noch seine wesentlichen bibliographischen Bestandteile leiden.

Die Titelaufnahme enthält: a) Verfasserangabe, b) Sachtitel, c) Auflagebezeichnung, d) Bandzählung, e) Erscheinungsvermerk, f) Format.

Zu a) Der Name des Verfassers wird an die Spitze gestellt und im allgemeinen später nicht mehr wiederholt. Die Vornamen werden nur mit Anfangsbuchstaben, die mit Ch, Ph und Th beginnenden mit den beiden ersten Buchstaben wiedergegeben. Ausgeschrieben werden die Vornamen von weiblichen Verfassern und von Verfassern gleichen Namens, bei denen auch die Anfangsbuchstaben ihres Vornamens übereinstimmen. Bei anonymen und pseudonymen Werken wurde, wenn irgend möglich, der Verfasser ermittelt und sein Name in Klammer ausgeworfen; bei Pseudonymen unter Beibehalt desselben innerhalb des Sachtitels. Bei diesem Verfahren fanden sich zahlreiche, teils anonym, teils unter dem Verfasser erschienene Werke, darunter besonders auch Originale und Übersetzungen, die bisher als verschiedene Werke geführt waren, zusammen. Bei Adelsprädikaten ist von in v. und Freiherr in Frhr abgekürzt; die Zusätze „der" und „dem" sind wegen der Möglichkeit der Verwechslung ausgeschrieben, ebenso die höheren Adelsprädikate: Graf, comte usw. Deutsche Namen bei russischen Titeln werden in deutscher Form ausgeworfen und im Titel in der Form der Transkription (s. u.) wiederholt. Von allen anderen Formen wird im alphabetischen Register auf die gebräuchliche verwiesen. Bei Uniformbildern usw. wird der Maler bzw. Zeichner ausgeworfen; wenn dieser nicht zu ermitteln war, der Stecher,

und wenn auch dieser unbekannt blieb, der Verleger. Bei Werken mehrerer Verfasser wurden nur die beiden ersten angegeben, die übrigen durch u. a. angedeutet.

Zu b) Der Sachtitel (Haupttitel) ist im allgemeinen vollständig und wörtlich wiedergegeben. Bei sehr langen Titeln wurden Angaben von nebensächlicher Bedeutung fortgelassen und dies durch drei Punkte angedeutet. Eine Bezeichnung der Titelarten, ob Haupttitel, Nebentitel, Kopfstitel u. dgl., findet nicht statt. Bei Werken ohne Titel und bei den noch bestehenden Sammelbänden von Verordnungen, Uniformbildern u. dgl. sind Titel fingiert worden. Bei einigen anderen, aus traditionellen Gründen noch bestehen gebliebenen Sammelbänden wurde auch so verfahren, daß sie unter dem Titel der ersten Schrift aufgenommen und die übrigen Schriften als „angebunden“ bezeichnet wurden.

Die frühere Gepflogenheit der Bibliothek, die Titel nach Möglichkeit zu kürzen, hatte häufig den Inhalt der Bücher nicht erschöpfend wiedergegeben; das Verfahren, den Titel ohne Ansicht des Buches wieder zu vervollständigen, hatte zu Entstellungen geführt. Die genaue Aufnahme des Sachtitels hat daher zahlreiche Bücher ihrem eigentlichen Inhalt nach wieder kenntlich gemacht und manche damit als neue Quellen aufgetan.

Zu d) Die früher übliche Zählung der Buchbinderbände wurde nach heutigem bibliothekarischen Brauch durch eine Zählung der bibliographischen Bände ersetzt, z. B.: Bd. 1. 2. auch in dem Falle, wenn das Werk in einem Bande gebunden ist.

Zu e) Im allgemeinen wurde nur ein Erscheinungsort angegeben, ausgenommen, wenn bei mehrbändigen Werken die Erscheinungsorte wechseln. Wenn Erscheinungsort und Jahr nicht auf dem Titelblatt angegeben waren, wurden sie nach Möglichkeit ergänzt (s. u.). Wenn dies nicht möglich war, wurde o. O. u. o. J. gesagt.

Zu f) Die Buchformate mußten durch die ganze Bibliothek einer Prüfung unterzogen werden, um sie mit den heutigen Formatmaßen in Einklang zu bringen. Die Bücher werden nunmehr nach der Höhe des Einbanddeckels als Oktav (8°) bis zu 25 cm, als Quart (4°) bis zu 35 cm Höhe und als Folio (2°), wenn über 35 cm, bezeichnet.

Zur Aufnahme der Bücher ist ferner noch folgendes zu bemerken:

Verleger und Drucker sind nicht angegeben. Beigabenvermerke fallen fort. Eine Seitenzählung findet nicht statt.

Mit der Originalausgabe sind unter derselben Signatur auch die weiteren Ausgaben vereinigt; wenn der Titel sich ändert, mit dem Zusatz: Dass. u. d. T. (Unter dem Titel). Den Auflagen schließen sich die Übersetzungen in alphabetischer Reihenfolge der Sprachen an. Ist ein Werk nicht in der Originalsprache vorhanden, so werden die Übersetzungen in alphabetischer Reihenfolge der Sprachen, das Deutsche jedoch stets voran, aufgeführt. Wenn die Auflagen keine Zählung haben, wird die spätere Auflage als N. (neue) Aufl. bezeichnet.

Bei mehrbändigen Werken mit Haupttiteln und Sondertiteln wird zunächst das Werk mit dem Haupttitel aufgenommen; am Schlusse der Aufnahme folgen mit Bezug auf die Bandzählung die Sondertitel.

Sammel- und Serienwerke sind, wenn der überwiegend größere Teil einer Sammlung vorhanden ist, als solche aufgenommen und wie mehrbändige Werke behandelt worden. Wenn nur einzelne Teile vorhanden waren, wurden diese als selbständige Werke behandelt, doch wurde in diesem Falle der Haupttitel des Werkes der Aufnahme in Klammer hinzugefügt. Von den einzelnen Teilen eines Sammel- und Serienwerkes sind im allgemeinen Hinweise nach den einschlägigen Gebieten gemacht worden, wobei der Signatur des Hauptwerkes die Nummer des betreffenden Bandes usw. zugesetzt wurde.

Noch im Erscheinen begriffene sowie unvollendet gebliebene Werke werden als solche im Katalog nicht besonders kenntlich gemacht, sondern davon lediglich das auf der Bibliothek Vorhandene aufgeführt, denn die Bibliothek kann auch von wichtigen Werken oft nur diejenigen Teile anschaffen, die für den Generalstab Interesse haben.

Ausschnitte kommen ziemlich häufig vor, da die Bibliothek die für den Generalstab wichtigen Aufsätze aus Büchern und Zeitschriften sammelt; sie werden wie selbständige Werke behandelt mit dem in Klammer gesetzten Zusatz: (Aus —). Inzettel sind dagegen nur in Ausnahmefällen bei besonders wichtigen Schriften gemacht worden.

Von der Auflagebezeichnung einschließlich an sind nach bisheriger Gepflogenheit alle Angaben in deutscher Sprache gemacht worden. In Klammer wurden die auch im Buchtitel eingeklammerten Angaben, bibliographische Ergänzungen sowie alle redaktionellen Bemerkungen gesetzt.

Die Schreibweise der Wörter entspricht derjenigen auf dem Buchtitel. Abkürzungen fanden innerhalb des Sachtitels nur bei den von Völker- und Ländernamen abgeleiteten Adjektiven und bei Benennung von Truppenteilen statt. Bezüglich des Gebrauchs der Majuskeln und Minuskeln bei fremdsprachlichen Werken ist im allgemeinen nach den Instruktionen für die alphabetischen Kataloge verfahren; ebenso bei der Transkription fremder Schriftarten, der jedoch eine abgekürzte Verdeutschung des Sachtitels in Klammer hinzugefügt wurde. Werke in orientalischen Sprachen sind in deutscher Übersetzung aufgenommen.

Das Katalogsystem.

Für einen Bibliothekskatalog ist nicht Wissenschaftlichkeit, sondern praktische Brauchbarkeit das höchste Gesetz. Aus diesem Grunde gibt es auch kein allgemeines für alle Zwecke passendes Katalogsystem, vielmehr wird jede Bibliothek nach ihren besonderen Aufgaben ihren Bücherbestand nach Umfang und Inhalt zu gliedern haben. Es kommt hierbei darauf an, so viele Stoffgebiete zu schaffen und Zusammengehöriges derartig zu vereinigen, daß das Material für den Gebrauch bereit liegt. Diese Aufgabe ist nicht leicht und keineswegs in jeder Beziehung erfüllbar, da die Anforderungen der Benutzer an einen Bibliothekskatalog sehr verschieden und zahlreiche Bücher in mehrere

Gebiete einschlägig sind. Es ist ein ebenso großer Fehler, zu wenige Abteilungen zu bilden, wie zu viele, da im ersteren Falle zahlreiche Bücher nicht einen ihrer Eigenart entsprechenden Platz finden, im letzteren Falle aber Bücher mit umfassenderem Inhalt schwer einzuordnen sind. Kunst der Einteilung ist es, hier die richtige Mitte zu finden.

Dementsprechend hat sich das vorliegende Katalogsystem nach den dienstlichen Bedürfnissen des Generalstabes und nach der Eigentümlichkeit des Bücherschatzes entwickelt. Dies hat zunächst zu einer völligen Trennung der militärischen und der nicht militärischen Werke geführt, so daß der Katalog hiernach in zwei Hauptteile zerfällt. Den I. Teil eröffnen die alle Wissenschaften umfassende: Allgemeine Abteilung A und die alle militärischen Fächer begreifende Abteilung B: Kriegswesen im allgemeinen. Dann folgen die Abteilungen C: Wehr- und Heerwesen und D: Truppenwesen, welche die militärische Organisation und den militärischen Dienst, hauptsächlich in bezug auf das Landheer enthalten. Aus diesem großen Gebiet sind ihrer Wichtigkeit entsprechend die Militärrechtskunde (K), das Militärerziehungs- und Bildungswesen (L), das Militärsanitätswesen (M) sowie die Marine (N) herausgeschält und zu selbständigen Abteilungen gemacht worden.

In der Abteilung E Kriegführung sind Strategie, Taktik, Landesverteidigung, Generalstabsdienst als die eigentliche Domäne des Generalstabes vereinigt. Ihr schließen sich die Hilfswissenschaften der Kriegführung: das Waffenwesen (F), das Militäringenieurwesen (G), Kartenwesen, die Feldkunde und Militärgeographie (H) sowie das Verkehrswesen und die Militärtechnik (J) an.

Den Beschluß des I. Teils bilden die militärhistorischen Fächer: die Kriegsgeschichte (O), die Heeres- und Truppengeschichte (P) und die militärischen Lebensbeschreibungen, Denkwürdigkeiten und Briefe (Q).

In dieser Einteilung kommt die Rücksicht auf das praktische Bedürfnis zur Geltung. In der Abteilung Kartenwesen ist das Arbeitsmaterial der Landesaufnahme vereinigt und zu diesem Zweck auch die mathematische Geographie aus den mathematischen Wissenschaften herübergenommen worden. Die Militärgeographie ist als eine selbständige Wissenschaft behandelt und dem verwandten Gebiete des Kartenwesens und der Feldkunde angegliedert. Ihr sind aus der Geographie alle diejenigen Werke überwiesen worden, die vom militärischen Gesichtspunkt aus geschrieben sind. Auch Verkehrswesen und Militärtechnik bilden ihrer wachsenden Bedeutung entsprechend eine selbständige Hauptabteilung, die dadurch geschaffen wurde, daß das hierher Gehörige aus anderen Gebieten, z. B. das Eisenbahn- und Telegraphenwesen aus Rechts- und Staatswissenschaften und den technischen Wissenschaften, herausgenommen wurde. Die Eisenbahn-Abteilung und die Technische Sektion der 2. Abteilung finden hier das von ihnen zu benutzende Material. Die Lostrennung der Kriegsgeschichte von der allgemeinen Geschichte dürfte dem streng wissenschaftlichen Standpunkt nicht entsprechen, sie ist aber aus Zweckmäßigkeitsgründen erfolgt, um denjenigen Stoff in übersichtlicher

Weise zu vereinigen, der bei kriegsgeschichtlichen Studien, besonders von den Kriegsgeschichtlichen Abteilungen, benutzt wird. Es sind das diejenigen Geschichtswerke, die die kriegerischen Vorgänge und ihre operativen und taktischen Erscheinungen betonen. Der Kriegsgeschichte mußten naturgemäß die sie ergänzenden Abteilungen: Heeres- und Truppengeschichte, sowie militärische Lebensbeschreibungen usw. angeschlossen werden.

Der II. Teil des Katalogs umfaßt die nichtmilitärischen Wissenschaften. In den Abteilungen R bis T sind Geschichte und Geographie dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft gemäß vereinigt worden; sie enthalten die allgemeine Geschichte mit ihren Hilfswissenschaften und die Staatengeschichte und Landeskunde, welche die einzelnen Länder nach der historischen und geographischen Seite behandeln. Es folgen die Abteilungen U: Rechts- und Staatswissenschaften, V: Mathematische und Naturwissenschaften, W: Bau- und Ingenieurwesen, X: Sprachwissenschaften und Literatur, Z: Religionswissenschaft, Philosophie, Pädagogik, Kunst.

Diese 24 Hauptabteilungen sind nach Bedarf in Unterabteilungen gegliedert worden. Bei den Hauptabteilungen C bis N, P und Q enthalten die Unterabteilungen a bis q das Allgemeine aus dem betreffenden Gebiete und die deutschen Einrichtungen, die Unterabteilungen r bis z das die fremden Staaten Betreffende. Durch diese Scheidung dürfte die Übersicht wesentlich erleichtert sein.

Bei Anordnung der Folge der Haupt- und Unterabteilungen wurde nach dem bibliothekarischen Grundsatz verfahren, daß stets vom Allgemeinen zum Besonderen geschritten wird und die Anordnung, wenn man sie sich schematisch dargestellt denkt, sowohl in horizontaler wie in vertikaler Richtung eine Abstufung vom Übergeordneten zum Untergeordneten zeigt.

Im Vergleich zu dem alten Katalog unterscheidet sich dieses System durch eine reichere Gliederung und damit durch eine feinere Differenzierung des Bücherbestandes. Die dem alten Katalog eigentümlichen Abteilungen: Statistik, Zeitungen und Zeitschriften sind aufgelöst und alle statistischen Schriften, soweit sie nicht diese Wissenschaft als solche betreffen, zu ihrem Fach gestellt worden. Ebenso ist mit den Spezialzeitungen und Zeitschriften verfahren, während die allgemeinen Zeitungen usw. der Allgemeinen Abteilung überwiesen wurden.

Das Einordnen der Bücher.

Für das Einordnen der Bücher in das Katalogsystem war nicht der Titel, der häufig irreführt, sondern der wahre Inhalt der Bücher maßgebend, was vielfach eine eingehende Prüfung notwendig machte und zu einer nicht unbedeutenden Verschiebung in der Gruppierung gegen den früheren Katalog führte. Innerhalb einer jeden Abteilung wurden die Bücher chronologisch nach dem Erscheinungsjahr der ersten Auflage geordnet; alphabetisch wurden nur gesammelte Werke, Biographien und ähnliche Gebiete im Interesse des Auffindens geordnet. In der Abteilung P: Heeres- und Truppengeschichte war für die Einordnung die Armeeeinteilung maßgebend.

Zum Zwecke der chronologischen Ordnung wurde das fehlende Erscheinungsjahr nach Möglichkeit auf bibliographischem Wege ergänzt. War die Richtigkeit des ermittelten Erscheinungsjahres zweifelhaft, so wurde ein Fragezeichen hinzugefügt; konnte der Zeitpunkt des Erscheinens nur ungefähr festgestellt werden, so wurde eine runde Jahreszahl mit vorgesetztem c. (circa) angegeben. Wenn von einem Werk eine spätere Auflage oder eine Übersetzung vorhanden war, wurde, wenn immer möglich, das Jahr der 1. Auflage bzw. des Originals ermittelt und der Titelaufnahme in Klammer hinzugefügt. Wenn das Erscheinungsjahr nicht festgestellt werden konnte, wurde das Buch nach der vorhandenen Auflage eingeordnet. Bei gleichem Erscheinungsjahr war die alphabetische Reihenfolge entscheidend.

Um die Ermittlung der Literatur zu erleichtern, enthält der Katalog zahlreiche allgemeine wie Spezialhinweise. Durch allgemeine Verweisungen sind verwandte Gebiete miteinander verbunden; sie sind in Klammer der Überschrift der Abteilung, von der verwiesen wird, hinzugefügt. Spezialhinweise, die in die kürzeste und zweckdienlichste Form gebracht wurden, sind nach der bibliothekarischen Regel im allgemeinen bei allen Sammelwerken und Werken mit Untertiteln gemacht worden; sie finden sich aber auch bei einzelnen wichtigen Werken, die in mehrere Gebiete einschlagen, was durch die Eigenart des Büchermaterials und die besonderen Zwecke der Bibliothek bedingt war.

Die Umsignierung und Umstellung des Bücherbestandes.

Die schwierige und zeitraubende Arbeit der Umsignierung und Umstellung des Bücherbestandes konnte durch Heranziehung genügender Hilfskräfte in der verhältnismäßig kurzen Zeit von etwa 5/4 Jahren bewältigt werden. Die Umsignierung wurde durch die Verwendung einer Stempelvorrichtung gefördert, die Buchstaben und Zahlen zugleich druckt und leicht verstellbar ist, nach dem Muster eines Stempels wie er bei der Bibliothek des Abgeordnetenhauses in Gebrauch ist und auch von A. Graesel in seinem Handbuch der Bibliothekslehre empfohlen wird. Die verhältnismäßig kleinen in Blockschrift gehaltenen und mit einem Rand eingefaßten Typen treten auf dem elfenbeinfarbigen Papier des Etikettes deutlich hervor, so daß dieses ebenso leserlich wie gefällig wirkt.

Für die Aufstellung der Bücher galt als Grundsatz, der Katalogeinteilung entsprechend alles Zusammengehörige auch räumlich zu vereinigen und Ausnahmestellungen, die bisher zahlreich vorhanden waren, aber das Auffinden und Einstellen der Bücher erschwerten, nach Möglichkeit zu vermeiden. Durch Erweiterung der Bibliotheksräume und Ausstattung auch der Korridore und der Vorhalle mit Repositorien (System Lipmann) gelang es im allgemeinen, eine eingliedrige Aufstellung der Bücher zu erzielen an Stelle der früheren vielfach dreigliedrigen Aufstellung, die die Benutzung behinderte und zu Beschädigung und Verstellung der Bücher Anlaß gab. Der Umzug innerhalb der Bibliothek vollzog sich, da er allmählich erfolgen konnte, verhältnismäßig leicht.

Bestand und Einrichtungen der Bibliothek.

Nach dem vorliegenden Katalog, der in 1350 Exemplaren erscheint, zählt die Bibliothek etwa 35 000 Werke in etwa 86 000 Bänden. Sie ist seit dem Jahre 1880 im ersten Stock des nordwestlichen Flügels des Generalstabsgebäudes (Eingang 8 an der Moltkebrücke) untergebracht und verfügt über einen Raum von 720 qm Bodenfläche und 957 qm Ansichtsfläche der Bücherrepositorien, sowie mehrere Bodengelasse. Ein Teil ihres Bücherbestandes ist indessen den Abteilungen des Generalstabes zur Benutzung überlassen und wird dort aufbewahrt. Zu den neuesten Einrichtungen der Bibliothek gehört auch die Schaffung eines Lese- und Arbeitsraumes, der den Benutzern die Möglichkeit eines längeren ungestörten Aufenthalts zu Studienzwecken auf der Bibliothek gewährt.

Der Etat der Bibliothek wird jährlich aus dem Dispositionsfonds des Großen Generalstabes besonders festgesetzt; er betrug für das laufende Jahr 13 550 Mark. Dieser kommt jedoch der Bibliothek nicht voll zugute, da daraus auch diejenigen Bücher und Zeitschriften beschafft werden, die den Abteilungen zum Verbrauch überwiesen und daher nicht katologisiert werden.

Das Personal der Bibliothek besteht aus einem Offizier als Vorstand und fünf Beamten des Großen Generalstabes, sowie mehreren beschäftigten pensionierten Offizieren.

Von sonstigen Einrichtungen der Bibliothek ist noch zu erwähnen ein handschriftlicher Zeitschriftenkatalog, der im Jahre 1909 nach einem Muster der Königlich Bayerischen Armeebibliothek angelegt wurde und alle wichtigen Aufsätze der militärischen Zeitschriftenliteratur seit Januar 1909 nachweist. Er hat eine systematische Einteilung entsprechend der des Bücherkatalogs, in welche die Aufsätze unter Angabe von Verfasser, Titel und Zeitschrift in der Folge ihres Erscheinens eingetragen werden. Da seiner Bearbeitung etwa 150 vom Generalstabe gehaltene Zeitungen und Zeitschriften zugrunde liegen, dürfte er auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch machen können und in mancher Frage ein willkommenes Hilfsmittel sein.

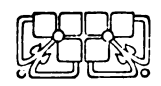
Noch sei ein neuerdings von der Meisterhand des Professors Richard Knötel für die Bibliothek in dankenswerter Weise hergestelltes Exlibris erwähnt, das künftighin den Büchern zum Schmuck gereichen soll, gleichzeitig aber auch einem praktischen Zweck dient, indem es als eine Art Büchernationale alle näheren Angaben über das betreffende Buch enthält und so das früher hierzu benutzte Titelblatt einem bibliothekarischen Grundsatz entsprechend schont.

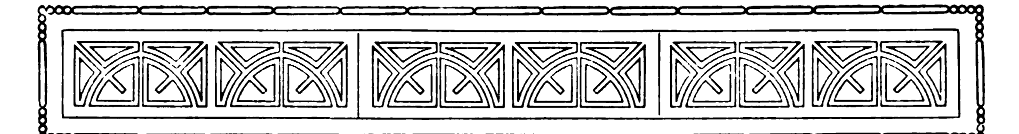
Aus der neuen Bibliothekordnung seien zum Schluß noch folgende Bestimmungen über die Benutzung der Bibliothek angeführt: „Die Bibliothek dient in erster Linie den dienstlichen Zwecken des Generalstabes, demnächst steht ihre Benutzung den Behörden und Offizieren der Armee und Marine, sowie endlich auch Zivilbehörden und Zivilpersonen frei. Letztere bedürfen jedoch hierzu einer besonderen Erlaubnis des Bibliotheksvorstandes. Die Bibliothek ist für die Entleihung und Rückgabe von

Büchern an allen Werktagen von 9° Vormittags bis 3° Nachmittags geöffnet. Die Entleihung darf nur gegen einen Empfangsschein erfolgen. Die Leihfrist beträgt 4 Wochen."

Die Generalstabsbibliothek hat somit eine gründliche Neuorganisation ihres Bestandes und Betriebes erfahren. Ihre Schätze sind neu geordnet und durch einen Katalog zugänglich gemacht worden, der in seiner Anordnung zugleich als ein wissenschaftliches Quellen- und Nachschlagewerk gelten kann. Man darf hoffen, daß auf der so geschaffenen breiten Grundlage der weitere Ausbau der Bibliothek leicht und sicher vonstatten gehen wird. Harnack nennt die großen Bibliotheken „Zentralinstitute der Wissenschaft" und „gewaltige Reservoire, aus denen die Forschung im Lande gespeist wird." Möchte die Generalstabsbibliothek an dieser Kulturaufgabe ihren Anteil haben und sich namentlich unserer Militärwissenschaft weiterhin nützlich erweisen.

Buddecke,
Major, zugeteilt dem Großen Generalstabe.





Neue taktische Anschauungen im französischen Heere und ihre Bedeutung.

In der Militärliteratur Frankreichs macht sich neuerdings eine Strömung bemerkbar, die auf eine sich vollziehende Umwandlung der bisherigen taktischen Anschauungen im französischen Heere hinzudeuten scheint. Bekanntlich läßt sich die „national-französische" Fechtweise folgendermaßen charakterisieren: tief gestaffelter Vormarsch in schmaler Front unter dem Schutze starker, selbständig operierender Vorhuten — im Armeeverbande: einer Heeresvorhut —, Fesselung des Gegners auf der ganzen Front mit möglichst schwachen Teilen und Durchbruch mit der Masse der zurückgehaltenen Kräfte gegen die als schwach erkannte Stelle des Feindes.

Die Anhänger der neuen Strömung, meist jüngere Offiziere, wenden sich teilweise gegen das gesamte französische Kampfverfahren, teilweise gegen Einzelheiten in der Durchführung. Die neuen Anschauungen verdienen besondere Beachtung, weil der Herd der Bewegung im Generalstabe zu suchen ist. Die im Oktober 1911 vom französischen Kriegsminister angekündigte Umarbeitung des Exerzier-Reglements und der Felddienst-Ordnung, die in Frankreich auch Grundsätze für das Gefecht enthält, steht mit den neuen Strömungen offenbar im Zusammenhang.

Im folgenden soll versucht werden, diese Strömungen zu bewerten.

Hebung des Offensivgeistes.

In erster Linie wirft man der französischen Fechtweise Mangel an Offensivgeist vor und will den Gedanken rücksichtslosen Angriffs in der Armee stärken. Diese Absicht vertritt der Oberstleutnant Montaigne vom Generalstabe in einem sehr klar geschriebenen Buch: „Etudes sur la guerre". Aus dem Vergleich der deutschen und französischen Vorschriften zieht der Verfasser seine Schlüsse, die, kurz gefaßt, auf folgendes hinauslaufen:

„Alle deutschen Maßnahmen, alle Bewegungen, angefangen vom Aufmarsch der Armee bis herab zu dem Verhalten der schwächsten Patrouille, tragen den Gedanken des rücksichtslosen Angriffs in sich und damit den Willen zum Siege, dessen Ziel die Vernichtung des Gegners ist. Ziel der französischen Schule ist dagegen nicht in erster

Linie, den Gegner zu vernichten, sondern ihn vielmehr taktisch gewissermaßen zu übervorteilen. Daraus ergibt sich, daß von vornherein die französische Fechtweise dem stärkeren Willen der deutschen unterlegen sein muß. Die Deutschen haben nur ein Ziel im Auge: Vormarsch geradeaus auf den Feind; Angriff, wo er sich packen läßt; festhalten in der Front; vernichten durch Umfassung. Den Franzosen fehlt dieser Gedanke des rücksichtslosen Angriffs. Er ist ihnen zu brutal und führt zu sehr ins Ungewisse. Sie wollen erst genaue Nachrichten über den Gegner haben, bevor sie sich zum entscheidenden Angriff entschließen. Daher wird nicht von vornherein alles zu einem vernichtenden Stoße angesetzt. Der Franzose hält die Korps seiner Armee eng zusammen und führt sie tief gestaffelt und in schmaler Front vor, um nach jeder beliebigen Richtung »manövrieren« zu können. Damit begibt er sich aber den Deutschen gegenüber schon der Freiheit des Handelns. Er ist daher von vornherein im Nachteil und tappt im Dunkeln. Nur selten wird es bei dem französischen Verfahren gelingen, die rechte Stunde und den rechten Ort für den Hauptangriff zu finden, und vor allem wird der Entschluß dazu den Führern stets schwer werden."

Ganz ähnliche Gedanken, wie Montaigne, aber in noch eindringlicherer Form, vertritt ein ungenannter Verfasser in einer Reihe von Aufsätzen, „La crise de l'offensive“ betitelt, die in der France militaire erschienen sind. Die wichtigsten Stellen seiner Ausführungen sind folgende: „Der Offensivgeist erstirbt bei uns. In uns tragen wir ihn zwar noch immer als altüberbrachtes Rassenerbteil, aber weder unsere militärische Erziehung, noch unser Kampfverfahren ist offensiv. Wir sind Gelehrte geworden. Was wir lernen ist lediglich, uns mit unendlicher Wissenschaft zu wappnen (nous „parons“ avec infiniment de science). Die wahre Offensive ist einfach und brutal. Sie ist gewagt und von vornherein beabsichtigt (préconçu). Unsere Art zu operieren ist kompliziert, langsam, ausgeklügelt. Wir behaupten, offensiv zu sein, sind in Wirklichkeit aber weit davon entfernt. Gründe hierfür sind: zu gelehrte Reglements, der »Fetischismus« der Nachrichten, die man abwartet, ehe man Entschlüsse faßt, und die übertriebene Vorliebe (adoration) für künstlich durchgeführte Manöver. Hierüber vergessen unsere gelehrten Truppenführer die einzige Kunst, die sie wirklich meistern müßten: die Kunst zu wagen.

Die Taktik der Deutschen ist immer noch dieselbe wie 1870. Gegen die von ihnen mit Sicherheit zu erwartende Umklammerung wollen wir »manövrieren«. Dies Verfahren hat uns immer, bei Weißenburg, Spichern, Wörth und Sedan, dazu gezwungen, am Ende Karree zu formieren.

Unsere Methode ist es, uns in jeder Lage zu sichern. Das ist die Theorie nichts zu wagen. Ohne genaue Nachrichten über den Gegner ist niemand dazu zu bewegen, einen Entschluß zu fassen. Für uns bedeutet Krieg führen, die Kunst ihn ohne Gefahren und Wagnis zu führen.

Wenn wir wirklich uns zum Angriff entschließen, dann tun wir es erst nach dem Feinde. Wir warten vorsichtig den Angriff des Gegners ab, um ihn dann »siegreich abzuschlagen« (pour riposter victorieusement). Was wir brauchen, ist ein Verfahren, nicht so viele wie es Taktiklehrer gibt. Wollte der Himmel, daß dieses Verfahren ebenso einfach, ebenso brutal wäre wie das der Deutschen!"

Um in der meistgelesenen französischen Militärzeitung derartig scharf und schonungslos gegen die herrschenden taktischen Ansichten vorgehen zu können, dürfte der Verfasser Gesinnungsgenossen hinter sich haben, zu deren Sprachrohr er sich macht. Interessant ist endlich noch, daß der Verfasser die Schuld dieser Taktik des Abwartens und Zögerns der Kriegsakademie und dem Kriegsspiel beimißt. Die Kriegsakademie erzöge ihre Offiziere zu Gelehrten, nicht zu praktischen Offizieren, und das Kriegsspiel wirke direkt verderblich. Es steigere nur noch die verhängnisvolle Sucht zum Abwarten von Nachrichten über den Gegner, da der Leitende immer viel zu genaue Angaben über den Feind mache, wie man sie im Ernstfalle doch nur selten bekäme.

Ähnliche Gedanken bringt ein ungenannter Verfasser in einem Artikel des Journal des sciences militaires vom Juli 1911 zum Ausdruck. Er warnt davor, mit dem Angriff zu warten, bis es zu spät wäre. Durch Staffelung auf den Flügeln und defensive Abwehr könne man sich niemals gegen die drohende Umfassung schützen. Man müsse ihr von vornherein offensiv begegnen und die weite Trennung der gegen Front und Flanke angesetzten feindlichen Kräfte frühzeitig zu einem kraftvollen Vorstoß gegen den einen oder anderen Teil des Feindes ausnützen.

Als wertvolles Zeugnis für die neue, offensive Richtung sind zwei soeben in Buchform erschienene, gut geschriebene Vorträge anzusehen, die der Oberst de Grandmaison (Chef der 3. Abteilung des französischen Generalstabes) im Februar d. Js. vor den Offizieren des Generalstabes gehalten hat. Abgesehen von ihrem hohen sachlichen Interesse verdienen diese Vorträge deshalb besondere Beachtung, weil sie vom Verfasser, der gleichzeitig Lehrer an dem neuerrichteten Lehrkursus für Stabsoffiziere (centre des hautes études) ist, auch vor den dort kommandierten Offizieren gehalten worden sind und bereits im Frühjahr 1911 durch einen Streitfall, den sie zur Folge hatten, in der Presse großes Aufsehen erregten. Zur Bewertung der neuen Anschauungen ist es notwendig, den Hergang des Streitfalles kurz wiederzugeben. Nach Zeitungsnachrichten soll er sich folgendermaßen ereignet haben: Grandmaison wandte sich in seinem Vortrage in scharfer Weise gegen die herrschende französische Fechtweise; der Generalissimus Michel, der dem Vortrage beiwohnte, unterbrach den Redner und erklärte, daß die geäußerten Ansichten im Widerspruch zu den Vorschriften ständen; darauf trat der damalige Chef des Generalstabes, General Laffon de Ladébat, für seinen Untergebenen ein und betonte, daß er die Anschauungen des Vortragenden völlig billige.

Lasson wurde bald nach dem Zwischenfall seiner Stellung als Chef des Generalstabes enthoben und zwar auf Grund seines Verhaltens. Bald darauf wurde er jedoch unter Übergehung geeigneter Anwärter und ohne zuvor ein Armeekorps befehligt zu haben, in den Obersten Kriegsrat berufen. Damit haben die neuen taktischen Anschauungen auch dort Einlaß gefunden und in der Person Lassons einen Vertreter an einflußreicher Stelle gewonnen.

Während Montaigne in dem oben erwähnten Buche sich im wesentlichen darauf beschränkt, die Übelstände, die das französische Verfahren in sich berge, aufzudecken, stellt sich Grandmaison in offenen Gegensatz zu den Reglements. Folgendes sind, kurz zusammengefaßt, seine Ansichten.

„Unsere Taktik hat sich im Laufe der letzten Jahre zu einem Kampfverfahren ausgebildet, das zum wahren Offensivgedanken im direkten Widerspruch steht. Die übertriebene Sucht, sich zu sichern und Nachrichten über den Feind abzuwarten, hat den Drang nach vorwärts untergraben. Bei uns will der Führer wissen, was der Feind tut. Dann erst will er mit Gegenmaßnahmen antworten. So ertötet der tastende Vorbereitungskampf fast völlig den Gedanken einer von Anfang an beabsichtigten Offensive. Unsere moralische Unterlegenheit kommt daher, daß wir von vornherein unseren Willen dem des Gegners unterordnen und dadurch die Offensive auf das moralische Niveau der Defensive herabdrücken. Statt einen festen Entschluß zu fassen und ihn in die Tat umzusetzen, sehen wir nur die Notwendigkeit, uns nach allen Seiten decken zu müssen, und schwächen uns durch Absendung von Detachements. Den Gedanken, daß der beste Schutz im Angriff liegt, haben wir vergessen. Um den Feind anzugreifen, muß man sich darauf beschränken, ganz allgemein festzustellen, wo er ist, und dann auf ihn losgehen. Nur dadurch zwingt man ihm seinen Willen auf.

Das Problem der Offensive ist, so vorzumarschieren, daß alle Korps der Armee mit allen Teilen an derselben Schlacht teilnehmen können. Das Gros unserer Kräfte müssen wir bereits auf Grund unsicherer Nachrichten über den Gegner einsetzen. Daraus ergibt sich: Vormarsch in mehreren selbständigen Kolonnen in einer so breiten Front, daß diese etwa der späteren Gefechtsfront entspricht. (Die Gefechtsfront des Armeekorps, 6 bis 8 km, kann je nach Auftrag oder Gelände, verbreitert oder verringert werden). Jede Kolonne sichert sich durch eine eigene, schwache Vorhut. Man darf den Deutschen nicht die Zeit lassen, in aller Ruhe ihren Angriff vorzubereiten. Wir müssen diesem mit einer sofortigen (immédiat) kühnen Offensive zuvorkommen und dazu nicht — wie bisher — zuerst nur schwache Teile einsetzen, sondern die Hauptmasse unserer Kräfte. Diese Offensive muß dann rücksichtslos durchgeführt werden, ohne jeden Hintergedanken, ohne Besorgnis vor einem etwaigen Mißerfolg, ohne Scheu, selbst das letzte Bataillon einzusetzen. Die geringste Zurückhaltung bei diesem Angriff nimmt ihm seine Wirksamkeit. Es gibt kein deutsches und französisches

Verfahren. Es gibt nur das Verfahren derjenigen, die angreifen und siegen, und das der anderen. Möchten wir niemals zu den »anderen« gehören!"

Den Gedanken rücksichtsloser Offensive bringt Grandmaison auch in der Verwendung der Reserven zum Ausdruck. Die Art und Weise, wie er diese verwendet wissen will, steht wieder im scharfen Gegensatz zu den Vorschriften. Diese verlangen eine Dreiteilung der Angriffstruppen in: 1.) möglichst schwache Teile zur Vorbereitung, 2.) einen Teil zur Entscheidung, 3.) einen Teil zur Vollendung und Ausnutzung des Erfolges oder zur Aufnahme bei einem Mißerfolg (weit zurückgehaltene Reserven). Die Reserve soll also erst nach gefallener Entscheidung eingesetzt werden. Grandmaison sagt dagegen über die Verwendung der Reserven folgendes: „In großen Verhältnissen eine Reserve für alle Fälle weitab vom Kampffelde zur Verfügung des Führers zurückhalten zu wollen, ist ein Unding. Sie wird überall zu spät kommen. Eine Reserve größerer Verbände ist nicht »eine Birne für den Durst«, die für jede mögliche Aufgabe bereitgehalten wird. Je größer die Verbände sind, desto früher muß die spätere Verwendung der Reserve überlegt und vorbereitet sein. Auch hierbei muß gewagt werden (c'est un nouveau risque à courir). Die Reserve ist dazu da, auch wirklich in Tätigkeit zu treten, sich am Angriff, wenn nötig bis auf den letzten Mann, zu beteiligen. Beim Angriff ist es nicht ihre Aufgabe, schwache Punkte zu stützen, sondern die starken zu verstärken. »Sie an falscher Stelle zu verwenden, kann ein Fehler sein; sie überhaupt nicht zu verwenden, ist ein Verbrechen.« Fast immer wird man sie hinter einem oder beiden Flügeln, bisweilen sogar seitwärts gestaffelt folgen lassen müssen (réserves extérieures)."

Grandmaison will die Armee in einer Breite vormarschieren lassen, die der Gefechtsfront der beteiligten Armeekorps entspricht. Allerdings empfiehlt er im Verlaufe des Kampfes eine „seitliche" Staffelung, während bisher die Reserve meist hinter der Mitte oder hinter dem Flügel gehalten wurde. Der Hauptdruck soll auch bei dem Verfahren Grandmaisons immer gegen die feindliche Front gerichtet bleiben.

Gefecht der Vorhuten und der Heeresvorhut. Anwendung von Detachements.

Alle die Stimmen, die sich für rücksichtslose Offensive aussprechen und die Taktik des Abwartens bekämpfen, wenden sich auch gegen die Art und Weise, in der in Frankreich die Vorhut verwendet wird.

Sie sehen im selbständigen Kampfe der Vorhut naturgemäß einen Hauptgrund für das Zögern des Führers. Oberstleutnant Montaigne schildert in dem oben erwähnten Buche die Verschiedenartigkeit des Zwecks der französischen und deutschen Vorhut und neigt der deutschen Auffassung zu. Er sagt hierüber etwa folgendes: „Der deutsche Führer will, ohne weitere Ergebnisse der immerhin ungewissen Aufklärung abzuwarten, angreifen. Dazu setzt er die Vorhut persönlich an. Anders auf französischer Seite. Hier hat der oberste Führer noch keinen bestimmten Plan. Er will seinen Entschluß erst nach den Ergebnissen der Nachrichten fassen,

die ihm zum Teil das Gefecht der Vorhut, zum Teil sogar erst das des Gros liefern soll. Die Vorhut ist daher kein Werkzeug des Kampfes in der Hand des höheren Führers, sondern sie arbeitet selbständig. Ihre Hauptaufgabe ist es, dem Führer möglichst lange völlige Freiheit des Handelns zu gewähren."

Noch schärfer gegen die Selbständigkeit der Vorhut wendet sich ein ungenannter Verfasser (Oberstleutnant Z. . . .) in der France militaire. „Nach dem Reglement hat der Führer, solange nur seine Vorhut eingesetzt ist, noch die Freiheit, den Kampf anzunehmen oder nicht. Was soll das Wortgeklingel? Will man sich schlagen, dann ist die Vorhut nur der zuerst eingesetzte Teil des Gros, weiter nichts."

Auch für Grandmaison ist die Vorhut nur ein Werkzeug in der Hand des Führers für den späteren Angriff. Sie soll grundsätzlich offensiv verwendet werden und den Feind überall anpacken, wo er sich zeigt. Die schwach zu haltenden Vorhuten müssen möglichst bald von dem Gros unterstützt werden. Ein Verweigern des Kampfes, sobald die Vorhut einmal eingesetzt ist, hält er für gänzlich ausgeschlossen.

Gegen die Heeresvorhuten, die bekanntlich nach französischer Fechtweise der in schmaler Front und tiefer Staffelung vorrückenden Armee mit großem Abstande vorausmarschieren sollen, sind in letzter Zeit wiederholt Stimmen laut geworden. Man hält ihre Anwendung für gefährlich. So ist Hauptmann Brossé (Journal des sciences militaires vom 15. 3. 1910) der Ansicht, daß die Heeresvorhut gezwungen sei, Frontausdehnungen anzunehmen, die zu ihrer Stärke in keinem Verhältnis stehen. Sie würde daher in kurzer Zeit nur noch aus gänzlich zusammenhangslosen Detachements bestehen. Der Verfasser schließt seinen Artikel mit folgender Schlußfolgerung: „Eine Heeresvorhut darf nur eine vorgeschobene Staffel des Gros sein, die mit diesem in enger Verbindung operiert. Ohne ängstlich erscheinen zu wollen, kann man behaupten, daß in dem normalen Gelände unserer zukünftigen Schlachten, angesichts eines entschlossen zupackenden, in breiter Front vormarschierenden Gegners, jede Heeresvorhut, die mehr als einige Stunden Vorsprung hat, Gefahr läuft, vereinzelt vernichtet zu werden, ohne daß aus dem Opfer, das sie bringt, auch nur der geringste Nutzen für das Gros erwächst."

Derselben Ansicht ist Major Mordacq (Revue militaire générale 1909). Er hält die Lehre der Heeresvorhuten für einen der Irrtümer, die die Kriegsakademie begangen habe.

Seine Ausführungen sind kurz folgende: „Der Führer kann und darf keine Nachrichten über den Feind abwarten, bevor er die Offensive ergreift, da er sie in der Regel überhaupt nicht bekommt. Hat er einmal seinen Plan gefaßt, darf er nur noch einen Gedanken haben: mit vereinten Kräften auf den Feind loszugehen. Napoleon konnte Heeresvorhuten noch mit großem Erfolge anwenden. Bei der Frontbreite einer heutigen Armee dagegen ist eine Heeresvorhut nicht mehr imstande, eine wirklich wertvolle Aufklärung zu schaffen. Entweder läuft sie Gefahr, vor

Ankunft der Unterstützung vernichtet zu werden, oder sie verleitet den Führer dazu, den Kampf in ungewollte Bahnen zu lenken und bewirkt dadurch gerade das Gegenteil von dem, was sie erreichen sollte: Wahrung der Operationsfreiheit. Die Aufgabe, dem Führer die Freiheit des Handelns zu erhalten, erfüllt weit besser die Kavallerie, gestützt auf weit vorgeschobene gemischte Detachements. Wenn diese Detachements vom Gegner vernichtet werden, so bedeutet dies für die Armee einen weit geringeren Verlust."

Daß Grandmaison als Vertreter des Vormarsches in breiter Front und rücksichtsloser, sofortiger Offensive Heeresvorhuten für falsch hält, bedarf kaum der Erwähnung. Sie verlieren für sein Verfahren jegliche Berechtigung.

Die Entsendung von **kleinen Detachements** aller Waffen ist eine Erscheinung der französischen Fechtweise und wurde in den letzten Jahren von den Franzosen grundsätzlich angewendet. Auch hiergegen werden gewichtige Stimmen laut. General Michel, Generalissimus der französischen Armee bis zum Juli 1911, rügt in seinen Bemerkungen zu den von ihm geleiteten Armeemanövern von 1910 die grundsätzliche Verwendung solcher Detachements. Er warnt vor der Neigung, seine Kräfte in Detachements zu zersplittern. „Es kann Fälle geben, in denen die Entsendung eines Detachements vorteilhaft, ja sogar notwendig wird, aber es wäre ein Fehler, die Anwendung zum Schema machen zu wollen." Michel sieht in dem „Mißbrauch" von Detachements den Hauptgrund für die übertriebenen Frontausdehnungen, die die großen Manöver von 1910 gezeigt hätten.

Angriffsverfahren.

Wenn die Meinungsverschiedenheiten über Form und Durchführung des Angriffs auch nicht so tiefgehend sind, wie die vorbesprochenen Strömungen, und wenn sie auch zum Teil mit den Forderungen der Vorschriften vereinbar sind, so beweisen doch auch sie, daß augenblicklich in der französischen Armee über viele taktische Fragen gestritten wird.

Entsprechend der schon erwähnten Dreiteilung der Angriffstruppen unterscheidet das französische Angriffsverfahren drei völlig voneinander getrennte Vorgänge: den Vorbereitungskampf (la préparation), den entscheidenden Angriff (l'action décisive) und die Vollendung (l'achèvement). Im Vorbereitungskampf soll der Gegner mit einem Mindestmaß von Kräften auf der ganzen Front gefesselt, geschwächt und zum Einsetzen seiner Reserven gezwungen werden; der entscheidende Angriff soll als gewaltiger Massenangriff geführt werden und die Entscheidung gegen den als schwach erkannten Punkt der feindlichen Linie suchen. Die Vollendung besteht aus dem Einsatz der Reserve des Führers, sei es für unvorhergesehene Fälle, sei es zur Verfolgung oder zur Aufnahme.

a) Vorbereitungskampf (combat de préparation).

Um den Gegner auf der ganzen Front mit einem Mindestmaß von Kräften zu fesseln, greift man nur die feindlichen Stützpunkte an und scheut hierbei selbst große Ausdehnungen nicht.

Gelegentlich einer Besprechung der Manöver des Jahres 1910 sagt beispielsweise ein Artikel des Temps, man habe Divisionen gesehen, die im Gelände weit ausgedehnt, infolge der Schwäche der einzelnen Gruppen einen wenig einheitlichen Eindruck gemacht hätten. In der Vorbewegung und beim Zurückgehen schienen die schwachen Kampftruppen vereinzelt zu sein und nicht zu einem Ganzen zu gehören. In ähnlicher Weise spricht sich ein Manöverartikel der France militaire aus: „Wenn sich die Kräfte zersplittern und das Angriffsfeld in viele Abschnitte geteilt wird, dort einem Unterführer ein Gehölz, einem anderen ein Gehöft, einem dritten eine Höhe zum Angriff zugewiesen wird, führt das im Manöver und im Kriege zur Anarchie. Der Führer ist ein seltener Vogel; es kann nicht 36 auf das Kilometer geben." Der Grund für ein derartiges Verfahren ist teilweise in einem Erlaß des damaligen Kriegsministers Brun vom 10. März 1910 zu suchen. Von dem Bestreben ausgehend, das enge Zusammenarbeiten von Infanterie und Artillerie, auf das man in Frankreich bekanntlich schon seit längeren Jahren besonderen Wert legt, noch zu stärken, besagt der Erlaß, daß diejenigen Truppen aller Waffen, die zeitweilig für denselben Gefechtszweck Verwendung finden, auf dem Gefechtsfelde einem gemeinsamen Führer unterstehen sollen.

Michel weist an zahlreichen Beispielen nach, auf welche Schwierigkeit die Anwendung derartiger Kampfgruppen (groupements momentanés) gestoßen ist, und zu welcher falschen Auffassung die neue Bestimmung geführt hat. Die Kommandierenden Generale hätten schon am Abend vor dem Gefecht Abteilungen der Korpsartillerie den Divisionen, die Divisionskommandeure ihren Brigaden je eine Abteilung zugeteilt. Bisweilen sei die ganze Divisionsartillerie auf die Brigaden verteilt gewesen. Der Führer einer Division habe auf diese Weise beim Gefecht keine Batterie mehr zu seiner Verfügung gehabt. Ein Brigadekommandeur weise für den Angriff auf ein Dorf seinerseits je eine Batterie seinen beiden Infanterie-Regimentern zu. So ginge die Zersplitterung der Artillerie bis hinunter zu den Batterien.

Inzwischen ist durch den Entwurf zum Exerzier-Reglement für die Feldartillerie vom 8. September 1910 die Frage der Unterstellung der Artillerie unter den Befehl des Führers der Infanterie vom rein artilleristischen Standpunkte aus geregelt. Es heißt darin: „Das Zusammenarbeiten der beiden Waffen bedeutet für die Artillerie nur eine Unterordnung hinsichtlich des Gefechtsauftrages und hebt nicht die gewöhnlichen Kommandoverhältnisse auf, die allein der Führung das Mittel in die Hand geben, die Kräfte einheitlich zu gleichem Gefechtszweck zusammenzufassen. Indessen können gewisse Umstände (große Frontausdehnung, bedecktes oder durchschnittenes Gelände, exzentrischer Angriff) dazu zwingen, die zu demselben Angriff verwendete Infanterie und Artillerie vorübergehend zu einer taktischen Einheit unter gemeinsamen Befehl (»Kampfgruppe«) zusammenzufassen. In diesem Ausnahmefall muß der Befehl zur Unterstellung ausdrücklich von der Führung gegeben werden."

Wie aus einem im Journal des sciences militaires soeben erschienenen Artikel des bekannten Artilleriegenerals Perçin hervorgeht, ist die Fassung des neuen Reglements für die Artillerie in diesem Punkte lediglich auf Antrieb der die neue Vorschrift redigierenden Kommission geschehen, die sich zu 85 v. H. aus Artilleristen zusammensetzte. Der Generalstab wurde hierbei nicht um Rat gefragt, und gegen die Einwendungen eines Offiziers des Großen Generalstabes und Mitgliedes der Kommission wurde der jetzige Wortlaut festgelegt. Der Gedanke der zeitweiligen Unterstellung der Artillerie unter den Befehl eines Infanterieführers ist in Artilleriekreisen auf den erbittertsten Widerstand gestoßen. Wie Perçin meint, ist der wahre Grund dieses Widerstandes darin zu suchen, daß sich die Artillerie als Spezialwaffe ansieht, die sich nicht durch „irgendwen" befehligen lassen könne. „Sie will sich wohl den Befehlen des Divisionskommandeurs unterordnen; diese Unterstellung ist immer reglementsmäßig gewesen. Aber einem Regiments- oder Brigadekommandeur der Infanterie zu gehorchen, ist eine Neuerung, die anzunehmen der Artillerist sich nicht entschließen kann." Die Manöver des Jahres 1911 hätten dies deutlich gezeigt. Perçin schließt seinen Artikel mit dem Bemerken, daß Streitigkeiten, wie sie sich infolge dieser Frage im letzten Manöver zwischen Artilleristen und Infanteristen, Führern und Ausführenden ereignet hätten, bei den Herbstübungen 1912 nicht wieder vorkommen dürften. Er bittet den Kriegsminister, dieser „Anarchie" ein Ende zu machen und der Armee durch einen besonderen Erlaß bekannt zu geben, daß das Reglement für die Artillerie nur ein Entwurf sei, und daß die endgültige Fassung der Nummer, die die Unterstellung der Artillerie behandelt, im Einklang mit dem Erlaß vom 10. März 1910 gebracht werden würde. Perçin vertritt somit die Notwendigkeit der Unterstellung der Artillerie zur Bildung von Kampfgruppen, wie es dieser Erlaß vorsah.

Gegen das Auflösen der großen Verbände in kleinere Gruppen beim Vorbereitungskampf machen sich in der Literatur gewichtige Stimmen geltend, vor allem die des Generals Langlois, des Hauptvertreters der Massenverwendung von Infanterie und Artillerie. Im Aprilheft der Revue militaire générale von 1911 spricht sich Langlois auf das schärfste gegen derartig verzettelte Angriffe aus, wie sie die Armeemanöver von 1910 gezeigt hätten. Er ist der Ansicht, daß Teilangriffe von Regimentern oder Brigaden, unterstützt durch Bruchteile von Artillerie, die schlimmste Art der Zersplitterung der Kräfte bedeuteten und unfehlbar zu empfindlichen Teilniederlagen führen müßten. Langlois ist ein entschiedener Gegner der modernen Artillerieverwendung, die er für verhängnisvoll hält, und beschwört den Generalissimus Michel, die gefährlichen Keime, die seit einiger Zeit im Heereskörper Wurzel gefaßt hätten, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Auch das übermäßige Ausscheiden von Artilleriereserven, auf das das neue Exerzierreglement so großen Wert legt, verwirft er auf das entschiedenste und zeigt an einem Beispiel aus den Armeemanövern 1910 (14. September), wie nach

bereits zweieinhalbstündigem Kampfe von je zehn Abteilungen das rote Armeekorps erst fünf, das blaue sogar erst vier eingesetzt habe. Der mandschurische Krieg habe bewiesen, wie teuer den Russen eine derartige Verzettelung der Batterien, der Mißbrauch zusammenhangsloser Kampfgruppen und das fortwährende Ausscheiden von Artilleriereserven zu stehen gekommen wäre.

Auch Grandmaison spricht sich gegen Kampfgruppen aus. Seiner Ansicht nach muß an den normalen Gefechtseinheiten und Kommandostellen festgehalten werden. Die Zerstückelung der großen Kampfeinheiten in sich selbst überlassene Gruppen hält er für eine große Gefahr.

b) Entscheidender Angriff („action décisive“).

Auch über die Form des entscheidenden Angriffs gehen die Ansichten in Frankreich heute mehr denn je auseinander. Die Klagen, daß jeder Führer in seinem Befehlsbereich hierin Privattaktik treibe, sind in letzter Zeit besonders laut geworden. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß das französische Reglement in bezug auf Kampfform und Kampfverfahren große Freiheit läßt, der Franzose aber bestrebt ist, bestimmte Formen zu suchen.

Bekanntlich legen die französischen Vorschriften beim Entscheidungskampf das Hauptgewicht auf die ununterbrochene Vorwärtsbewegung der Massen und den dadurch erzeugten moralischen Eindruck auf den Feind. Das Feuer dient lediglich dazu, das Vorwärtsdringen zu ermöglichen. Es ist also von untergeordneter Bedeutung*).

Die Entscheidung wird durch den Gewaltstoß geschlossener Truppenverbände gesucht, die in tiefer Gliederung durch ihren unaufhörlichen Druck (poussée) die Schützenlinie nach vorn drängen sollen. Nirgends im Reglement findet sich die klar ausgesprochene Forderung, daß der letzte Stoß erst unternommen werden kann, wenn die Feuerüberlegenheit im vollen Umfange erkämpft worden ist.

Allerdings sucht man beim Massenstoß in neuester Zeit der feindlichen Feuerwirkung mehr und mehr Rechnung zu tragen, wie überhaupt der französische Infanterist dazu erzogen wird, den Hauptwert auf geschickte Ausnutzung des Geländes bei der Vorbewegung zu legen, auf das „sich unsichtbarmachen“, wie Montaigne es treffend bezeichnet. Die Form des entscheidenden Angriffs hat daher wesentliche Änderungen erfahren.

Man hat theoretisch und praktisch daran gearbeitet, die dichten Stoßtruppen, wie sie noch zur Zeit Langlois' und Bonnals üblich waren, in lichtere Formen aufzulösen. Ein Vergleich eines Massenstoßes (Durchbruchs) einer Infanterie-Division zu zwölf Bataillonen, wie Bonnal sich ihn in seinem „Projet d'instruction sur la

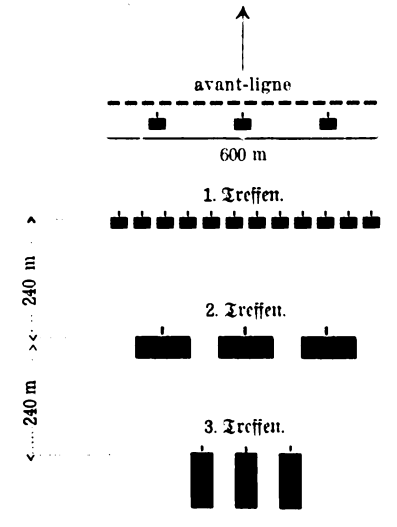
*) Règlement sur le service des armées en campagne, 130: Attaque décisive. „Mais le feu ne suffit pas; il faut pousser l'attaque à fond et donner l'assaut en lançant finalement toute la masse sur les positions de l'adversaire“. Règlement sur les manœuvres de l'infanterie 193, 241: „le feu n'a qu'un but: préparer la reprise du mouvement en avant qui seul est décisif et irrésistible“.



tactique des trois armes" denkt (vgl. Textskizze 1), und eines im Armeemanöver 1910 von drei bis vier Regimentern durchgeführten Durchbruchs, wie ihn Zeitungsnachrichten etwa erkennen ließen (vgl. Textskizze 2), zeigt dies deutlich.

Textskizze 1.

Massenstoß einer Infanterie-Division zu zwölf Bataillonen (nach General Bonnal).



Auf der Textskizze 1 befindet sich in vorderster Linie, als sogenannte avant-ligne ein Regiment; die drei Bataillone nebeneinander in dichten Schützenlinien mit einer Gesamtfrontbreite von 600 m entwickelt, von jedem Bataillon sind drei Kompagnien in erster Linie. Dahinter folgen als:

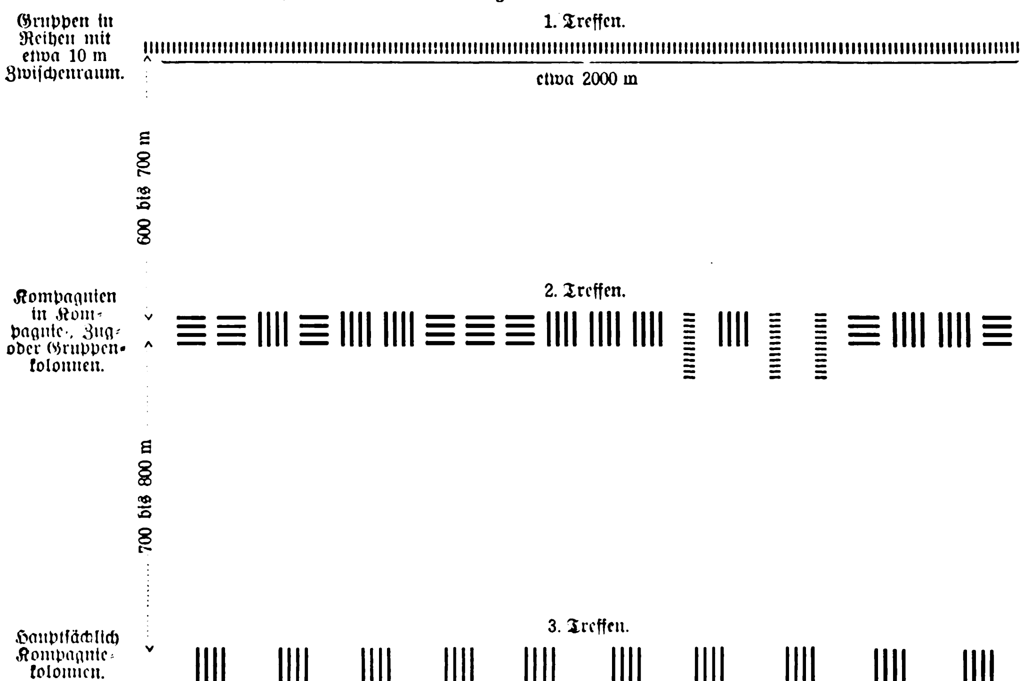
erstes Treffen: ein Regiment; die zwölf Kompagnien in Kompagniekolonnen in einer Linie nebeneinander;

zweites Treffen, mit 240 m Abstand vom ersten: ein Regiment; die Bataillone nebeneinander in Doppelkolonnen;

drittes Treffen mit 240 m Abstand vom zweiten; ein Regiment in Versammlungsformation, die Bataillone nebeneinander in Tiefkolonnen.

Textskizze 2.

Durchbruch von drei bis vier Regimentern im Armeemanöver 1910.



Auf der Textskizze 2 sind die im ersten Treffen befindlichen Truppen vollständig entwickelt. Allerdings hat man, um sie zum ununterbrochenen Vorgehen besser in der Hand zu behalten, vorerst die Bildung von Schützenlinien vermieden. Das zweite Treffen ist das stärkste. Es hat den eigentlichen Stoß zu führen. Das dritte Treffen zeigt wieder lichtere Formen. Es dient dem Führer als Manövriertruppe für unvorhergesehene Fälle.

Bemerkenswert sind vor allem die größere Frontbreite und die größeren Treffenabstände des Angriffs. Auch in den Armeemanövern von 1911 zeigten die Massenangriffe durchweg lichte Formen.

Die Militärliteratur der letzten Jahre ist besonders reich an Aufsätzen und Büchern, in denen alle möglichen Formationen vorgeschlagen werden, um beim Durchschreiten der Artillerie- und Infanterie-Feuerzone Verluste zu vermeiden.

Nach den Bestimmungen des „Règlement sur les manœuvres de l'infanterie" Ziff. 21 bis 23 (les exercices d'évolutions ont pour objet d'exercer les différentes unités à se mouvoir à rangs serrés avec souplesse, rapidité et bon ordre sur tous les terrains) und auf Grund eines besonderen Erlasses des Generals de Lacroix vom Jahre 1909 werden seit Jahren die Bewegungen für den Stoß zurückgehaltener starker Kräfte zum Hauptgegenstand der Übungen großer Verbände auf den Truppenübungsplätzen gemacht. Ohne Zweifel hat man daher in Frankreich im gedeckten und überraschenden Vorführen starker geschlossener Kräfte eine große Gewandtheit erreicht.

Trotz aller Bemühungen, der feindlichen Feuerwirkung durch Annahme lichterer Formen zu begegnen, bleibt indessen die Art, in der der entscheidende Angriff geführt werden soll, noch immer die des Massenstoßes. Diesen reglementarischen Anschauungen gegenüber macht sich augenblicklich von neuem eine starke Strömung geltend, die schon vor Abfassung des jetzigen Reglements im General Négrier einen bedeutenden Vertreter fand. Dieser verwarf im Hinblick auf die Erfahrungen des Burenfeldzuges jeden Angriff geschlossener Massen und hielt einzig und allein die Feuerwirkung für entscheidend. De Lacroix, Generalissimus von 1907 bis 1909, vertrat dieselben Ansichten an maßgebender Stelle, konnte sich aber damit nicht bei der Armee durchsetzen. Er sah nicht in der Stoßkraft der Reserve das Entscheidende, sondern in der Entfaltung höchster Feuerkraft der Schützenlinien. Der Anstoß zum Sturm sollte von der vorderen Linie gegeben werden, die stets auf höchster Feuerkraft zu erhalten wäre. Die gleichen Ansichten hat Hauptmann Buat in einer Studie: „L'attaque décisive" (1909 erschienen) klar zum Ausdruck gebracht. Die Schlußfolgerung seiner Arbeit ist kurz folgende: „In Anbetracht der modernen Waffenwirkung ist kein Angriff möglich ohne unbedingte artilleristische und infanteristische Feuerüberlegenheit. Der Flügelangriff hat die meiste Aussicht auf Erfolg, da er dem Angreifer gestattet, eine überlegene Zahl von Geschützen und Gewehren einzusetzen. Die feindliche Stellung

wird durch die Schützenlinie genommen. Das System, dicke Massen in offenem Gelände hinter einem dünnen Schleier von Schützen vorgehen zu lassen, war schon zur Zeit Napoleons veraltet und unmöglich."

Dieselben Anschauungen vertritt General Brun d'Aubignoc, der im Frühjahr 1911 in einem Rundschreiben an die Kommandeure der von ihm befehligten 24. Infanterie-Division folgendes sagte: „Der entscheidende Angriff darf nicht ein Massenstoß in tiefen Kolonnen sein. Er muß im Gegenteil den Charakter des Feuerkampfes tragen. Je näher man dem Feinde kommt, um so dichter müssen die Schützenlinien werden. Die nachfolgenden Kolonnen sind nicht zum Stoß bestimmt. Sie sollen nur die Schützenlinien auffüllen. Gestürmt wird durch die Schützenlinien". Ein ungenannter Verfasser äußert sich in der France militaire (2. 10. 1909) folgendermaßen: „Es gibt nur eine Kampfform: die Schützenlinie. Unsere Infanterie muß einsehen, daß der Angriff kein Massenstoß ist, sondern ein Feuer, das vorgetragen wird (un feu qui marche)." Es ließen sich noch viele gleichlautende Stimmen anführen.

Ob diese Fechtweise im französischen Heere Boden findet, ist trotz ihrer zahlreichen Vertreter sehr fraglich. Man ist in Frankreich der Meinung, daß ein zäher, stundenlanger Feuerkampf dem lebhaften Temperament des französischen Soldaten wenig günstig liege, während das in kurzen Feuerstößen (rafales) zusammengefaßte Feuer entschieden mehr dem französischen Charakter entspreche. Daß die gefechtsmäßige Schießausbildung der französischen Infanterie lückenhaft sei, wird in der französischen Militärliteratur selbst oft behauptet. „Die Schießausbildung könnte besser sein. Wir haben immer den Fehler begangen, sie nicht genügend zu fördern." (France militaire 10.12.1910) Den Grund für die mangelhafte Gefechtsausbildung sucht General Coupillaud in dem Mangel an Exerzier- und Truppenübungsplätzen. (Temps 10. 11. 1910) Auf Erhöhung der Mittel für diese Plätze und die Schießstände wirken Presse und Parlament hin, bisher ohne größeren Erfolg. Aber selbst bei peinlicher Durchführung der Gefechtsausbildung ist es doch fraglich, ob die Franzosen ein Angriffsverfahren aufgeben wollen, das in so hohem Maße ihrer nationalen Eigentümlichkeit, ihrem Drang nach vorwärts, ihrem „élan" entspricht.

c) Flügel- und Flankenangriff. Umfassung.

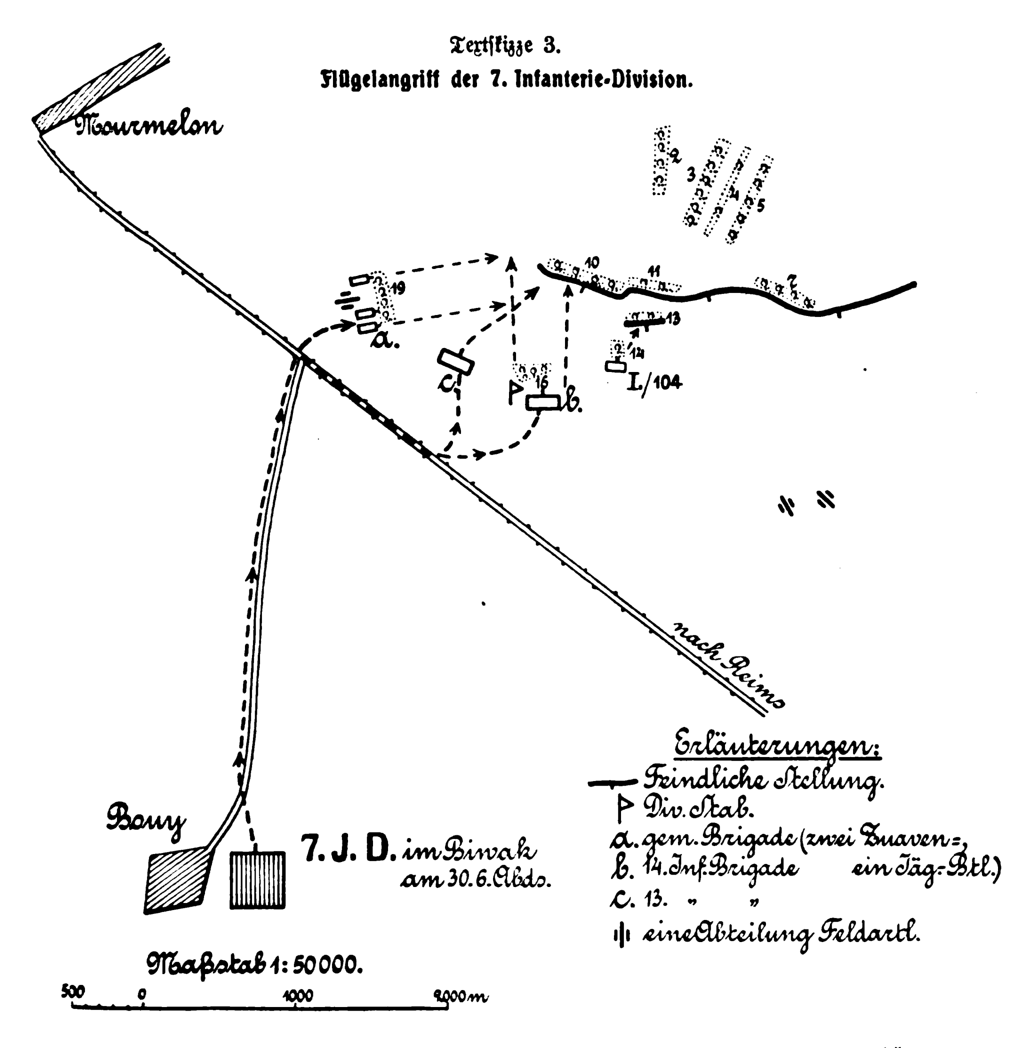
Es ist nur folgerichtig, daß alle Stimmen, die für höhere Bewertung der Feuerwirkung eintreten, den umfassenden Flügelangriff für besonders wirksam halten, ohne jedoch dabei den Durchbruch zu verwerfen. Das Streben nach umfassender Feuerwirkung ist wohl auch der Grund dafür, daß Zeitungsnachrichten zufolge bei den Übungen geschlossener Infanterie-Divisionen auf den großen Übungsplätzen in diesem Jahre anscheinend mehr Gewicht auf umfassende Flügelangriffe gelegt worden ist. Eine nähere Betrachtung dieser Übungen, sowie die Manövererfahrungen der letzten Jahre zeigen jedoch, daß diese Angriffe keine ausgesprochene Umfassung darstellen, sondern nur erhöhten Nachdruck auf den Flügel legen. In Form und Durchführung gleichen

sie völlig dem Durchbruchsverfahren. Als Beispiel hierfür sei ein im Sommer 1911 im Lager von Châlons ausgeführter Flügelangriff der verstärkten 7. Infanterie-Division angeführt.

Die bei Bouy bereitgestellte Division erhält den Auftrag, bei Tagesgrauen den feindlichen rechten Flügel anzugreifen, der bei Gehölz 10 steht; spätere Richtung des Angriffs: Gehölz 2, 3, 4, 5.

Die Division nahm in der Nacht mit einem Bataillon das vom Feinde besetzte Gehölz 13 und stellte sich im übrigen in der aus der Textskizze 3 ersichtlichen Weise zum Angriff bereit. Die 14. Infanterie-Brigade (b) griff die Nordwestecke des Gehölzes 10 an, die 13. und gemischte Brigade (c und a) führten den entscheidenden Stoß.

Textskizze 3.
Flügelangriff der 7. Infanterie-Division.

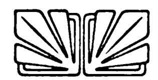


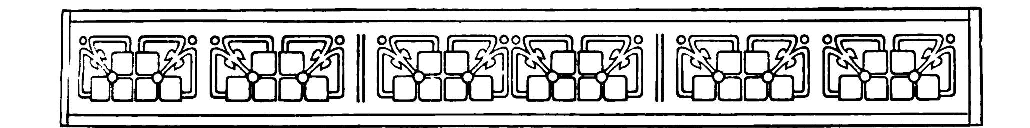
Die Franzosen verwerfen den operativen Gedanken, den Gegner von seinen rückwärtigen Verbindungen in einer für ihn ungünstigen Richtung abzudrängen. „Wo der deutsche entscheidende Angriff die Vernichtung des Gegners bezweckt, ihm den Rückzug abschneidet, sucht der unsrige (notre »effort« principal) Breschen in der feindlichen Linie, Stellen, wo der Widerstand schon gebrochen ist oder die gegnerischen Truppen wanken, und ist bestrebt, sich unbemerkt in die feindliche Stellung hineinzuschleichen (se glisser sournoisement dans la position ennemie)."*) Einen getrennten Anmarsch der gegen Front und Flanke des Feindes angesetzten Kräfte hält man in Frankreich für äußerst gefährlich. Man befürchtet, daß der Gegner diese Trennung zum Vorstoß ausnutzt und den Angreifer so in zwei Teile spaltet.

Die hier angeführten Stimmen lassen erkennen, daß sich in Frankreich ein Umschwung in den taktischen Anschauungen anbahnt, und daß man bestrebt ist, mit der Unsicherheit und Verschiedenartigkeit der Auffassung zu brechen, über die General Coupillaud im Temps vom 10. November 1910 schreibt: „Mangels einer einheitlichen Leitung fehlt bei uns die einheitliche taktische Anschauung (unité de doctrine), auf die gerade die Deutschen stolz sind als den Ursprung aller Kraft und Stärke; Kriegsakademie und Generalstab sind die Vermittler dieser Lehre."

Der Umschwung in den Anschauungen äußert sich im ganzen in einer stärkeren Betonung der Offensive, in der Beseitigung der bestehenden Unsicherheit in den Anschauungen und im Streben nach einer einheitlichen Lehre und Durchführung des Gefechts. Die leitende Stelle scheint dem neuen Geiste entgegenkommen zu wollen. Der Erlaß des Kriegsministers über die demnächstige Neubearbeitung des Exerzier-Reglements für die Infanterie und der Felddienst-Ordnung kündigt an, daß die neuen Vorschriften in den Grundsätzen allgemeiner, in der Anwendung der Grundsätze genauer gehalten und vor allem von einem ausgesprochen offensiveren Geiste getragen sein werden als die alten Vorschriften.

*) Montaigne a. a. O., Seite 161.





Milizheere.

(Fortsetzung.)

2. Die französischen Freiwilligen von 1791 bis 1794.

Als die Machthaber der französischen Revolution gegen Ende des Jahres 1789 erkannten, daß die Behandlung der königlichen Familie, die Verletzung der Feudalrechte deutscher Fürsten im Elsaß, und endlich die Emigrantenfrage das Eingreifen fremder Mächte wahrscheinlich machten, wandten sich ihre Blicke naturgemäß den Streitkräften des Landes zu.

Die alte Armee.

Das Heer des königlichen Frankreich zählte am 1. Januar 1789 nach dem Friedensetat 236 000 Mann.*) Es setzte sich zusammen aus der auf dem Werbesystem beruhenden Linie und aus Provinzial-Milizen, deren Stärke auf dem Verwaltungswege festgesetzt wurde, und die sich durch Auslosung aus allen tauglichen zwanzigjährigen Franzosen ergänzten. Im Kriegsfalle konnte Frankreich etwa 295 000 Mann ins Feld stellen.**)

Das alte stehende Heer war nach Ausbruch der Revolution völlig aus den Fugen gegangen. Zwischen den Offizieren, als den Vertretern des Adels, und den aus dem Bürgertum hervorgegangenen Mannschaften gähnte eine tiefe Kluft. Beide standen sich als zwei auf den Tod verfeindete Klassen gegenüber. Das Offizierkorps war in sich völlig gespalten. Ein großer Teil seiner royalistisch gesinnten Mitglieder wanderte aus und trat in die an den Grenzen sich bildenden Emigrantenkorps ein. Die zurückbleibenden Offiziere gingen in bezug auf Indisziplin und Untergrabung jeder Autorität ihren Leuten mit sehr schlechtem Beispiel voran, das sich allerdings am meisten an

*) De Cardenal. „Recrutement de l'armée en Périgord 1789—1800." 1911. — Rousset gibt in „les volontaires 1791—1794" die Friedensstärke auf etwa 173 000, die Kriegsstärke auf 211 000 Mann an. Die Milizen beziffert er im Frieden auf 55 000, im Kriege auf 76 000 Mann. „Die Geschichte der Kriege in Europa seit 1792" und „Bonapartes erster Feldzug 1796" von Major Kuhl, auf deren Angaben die nachstehende Entwicklung des Heeres vielfach fußt, nennen übereinstimmend etwa 170 000 Mann als Friedensstärke des stehenden Heeres. Trotzdem ist mit Rücksicht auf die neueren Forschungen hier de Cardenal zugrunde gelegt worden.

**) De Cardenal a. a. O.

ihnen selbst rächte. Unteroffiziere und Mannschaften traten zu politischen Klubs zusammen, in denen sie, von fanatischen Agitatoren dauernd und erfolgreich zur Empörung gegen ihre Vorgesetzten aufgereizt, verabredeten, ihre Waffen niemals gegen das Volk zu gebrauchen. Nachdem französische Garden sich am 14. Juli an der Einnahme der Bastille beteiligt hatten, erreichten die allgemeine Verwirrung und Zuchtlosigkeit bald einen so hohen Grad, daß zahlreiche Regimenter ihre Offiziere fortjagten und die Mannschaften zu Hunderten die Fahnen verließen.

Da setzte der Konvent am 2. Oktober 1789 eine Kommission von zwölf Mitgliedern zur Beratung einer Wehrverfassung ein. Zum ersten Male wurde hier der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht von Dubois-Crancé zum Ausdruck gebracht. „Man muß" — so führte er aus — „eine Konskription einführen, aber eine wahrhaft nationale Konskription, die das zweite Haupt des Reiches (also nur den König ausgenommen) wie den letzten Bürger umfaßt. Jeder Mann muß bereit sein, auszurücken, wenn das Vaterland in Gefahr ist. Sowie die Stellvertretung geduldet wird, ist alles verloren. Nach und nach werden sich die Reichen der persönlichen Dienstpflicht zu entziehen suchen, und die Armen allein diese für ein freies Volk so edle Aufgabe übernehmen." Aber sein Gedanke drang nicht durch. Diese Konskription entsprach nicht den neuen Begriffen von Freiheit und Bürgerrecht. Das Dekret vom 16. Dezember 1789 bestimmte, daß für die Linien-Armee die bisherige Ergänzung durch freiwilligen Eintritt beibehalten werden sollte, weil sie allein eines freien Volkes würdig erschien.*) Immer weiter griff die Auflösung des Heeres um sich. Im Oktober 1790 fehlten 30 000 Mann an der etatmäßigen Stärke des Heeres, außerdem 1900 Offiziere.**) Wenn einsichtige Männer die Gefahr solcher Anarchie im Heere für den Fall eines Krieges auch richtig einschätzten, so überwog im allgemeinen bei der herrschenden revolutionären Begeisterung des Volkes die Freude darüber, daß die bisher festeste Stütze royalistischer und aristokratischer Anschauungen der neuen Idee nicht standgehalten hatte.

Die Nationalgarde.

In der Nationalgarde glaubte man ein unerschöpfliches Reservoir für eine beliebig große Armee zu haben, die allen kriegerischen Ereignissen gewachsen sei. Diese Formation, eigentlich eine Reserve der Linien-Armee, war entstanden aus den städtischen Bürgerwehren, die sich bei Ausbruch der Revolution zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutze des Eigentums überall gebildet hatten. Ursprünglich also gegen die Revolution gerichtet, gerieten sie bald in deren Fahrwasser. Als der aus dem nordamerikanischen Befreiungskriege bekannte General Lafayette am 15. Juli 1789 zum Befehlshaber der Pariser Miliz ernannt wurde, erkannte er mit sicherem Blick den ungeheuren Kräftezuwachs, der sich der Nation bot, sobald es gelang, alle

*) Major Kuhl. „Bonapartes erster Feldzug 1796." 1902.
**) Klaeber. „Marschall Bernadotte." 1910.

jene Bürgerwehren zu einer gemeinsamen Organisation zusammenzufassen. Er gab daher der Pariser Miliz den Namen Nationalgarde, der dann auf die Bürgerwehren des ganzen Reiches überging. Ihre Listen wiesen im Juni 1790 die ungeheure Zahl von 2 571 700 wehrfähigen Bürgern auf. Allmählich trat die Nationalgarde an die Stelle der bisherigen Provinzial-Miliz, die im Jahre 1791 abgeschafft wurde. Daß die Summe der wirklich felddienstfähigen Franzosen an die obige Zahl auch nicht annähernd heranreichte, daß aber auch diese wirklich gesunden Leute ohne jede Ausbildung, ohne Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung waren, kurz, daß der Nationalgarde jede Kriegsvorbereitung fehlte, alles dies änderte an den Wegen und Zielen der äußeren Politik der revolutionären Machthaber nicht das mindeste. Die Notwendigkeit einer Reorganisation der gesamten Heeresmacht wurde von ihnen aber anerkannt. Zunächst verloren am 1. Januar 1791 alle Infanterie- und Kavallerie-Regimenter ihre bisherigen Benennungen und wurden gleichmäßig durchnumeriert. Die Armee zählte danach:

1.) 111 Infanterie- (einschließlich elf Schweizer-) Regimenter;
2.) 14 Bataillone leichter Infanterie (Jäger);
3.) 62 Kavallerie-Regimenter;
4.) 8 Artillerie-Regimenter.*)

Selbst bei vollen Sollstärken hätte diese Armee für den bevorstehenden Feldzug keinesfalls genügt. Der Präsident der Militär-Kommission Lameth wies aber außerdem am 28. Januar 1791 noch nach, daß die im letzten Oktober gemeldeten 30 000 Fehlstellen sich vermehrt hätten. Ein Zurückgreifen auf die Nationalgarde war nicht mehr zu umgehen. Diese war inzwischen in Bataillone zu fünf Kompagnien formiert, von denen je acht bis zehn zu einer Legion vereinigt wurden.

Die ersten Freiwilligen „les auxiliaires“.

Aus dieser großen Masse zog man nach und nach, zunächst in Form von Freiwilligen-Bataillonen, die erforderliche Verstärkung der Linien-Armee. Da nun das alte Heer auf dem Werbesystem beruhte, so konnte unter den jetzigen Verhältnissen von einem Zwange, also einer Aushebung, keine Rede sein. Der Konvent entschloß sich daher zur Anwerbung von 100 000 Freiwilligen auf drei Jahre. Davon sollten 75 000 Mann auf das Landheer, der Rest auf die Marine entfallen. Am natürlichsten wäre es gewesen, mit diesen „auxiliaires“ zunächst die Lücken des stehenden Heeres auszufüllen, und das war auch geplant. Aber die Debatten der Nationalversammlung förderten solchen leidenschaftlichen Haß gegen jeden Zwang und jede Dienstverpflichtung zutage, daß man von einer Einstellung der „auxiliaires“ überhaupt absah und sie auf die Departements verteilte, um sie erst im Mobilmachungsfalle einzuziehen und dann mit ihnen die Linie auf den Kriegsetat zu bringen.

Die Flucht des Königs im Juni 1791 und deren politische Folgen drängten die

*) Kuhl, a. a. O.



Reorganisation des Heeres mehr und mehr in die Bahnen des Zwanges, wenn die Freiwilligkeit dem Namen nach auch solange als möglich bestehen blieb.

Neue Aufgebote.

Am 13. Juni*) erfolgte eine „conscription libre“ derart, daß von 20 Nationalgardisten ein Mann zum Dienst mit der Waffe zu stellen war. Der erste noch schüchterne Schritt auf dem Wege zur Dienstpflicht war getan. Eine Woche später wurden alle Nationalgarden aufgeboten, „die das Vaterland verteidigen und die Verfassung aufrecht erhalten wollten“. Am 3. Juli setzte der Konvent die Zahl der Auszuhebenden auf 26 000, am 22. auf 71 000 und im August auf 101 000 Mann fest. Aus diesen „Muß-Freiwilligen“ des ganzen Reiches, wie man sie jetzt schon nennen kann, sollten zunächst 169 Bataillone gebildet werden. Ihre Formierung vollzog sich zum Teil leidlich schnell. Bis Ende September war sie bei 60 Bataillonen beendet.**) Die Aufstellung der übrigen 109 Bataillone stieß indessen auf große Schwierigkeiten. Eine beträchtliche Anzahl fiel überhaupt ganz aus, weil viele Freiwillige sich der übernommenen Dienstverpflichtung entzogen. Die im Anfang hell auflodernde Begeisterung der Masse war schon verraucht, sobald die Anstrengungen und Gefahren der Wirklichkeit nur in greifbare Nähe traten. Trotzdem stieg die Zahl der Freiwilligen-Bataillone allmählich auf viele Hunderte.***) Sie entstanden teils durch Konvents-Dekrete, meist aber auf Anordnung einzelner Körperschaften oder Persönlichkeiten in den Departements. Oft ahnte die Regierung nicht, wie viele Bataillone überhaupt vorhanden waren. Unabhängig hiervon bildeten sich auch eine Anzahl Freikompagnien, die am 31. Mai 1792 in der Zahl von 54 auf die im Felde stehenden Armeen verteilt wurden.

Zustände in den Freiwilligen-Bataillonen.

Den revolutionären Strömungen entsprechend mußten den Freiwilligen manche Zugeständnisse gemacht werden, deren sich die Soldaten des Heeres nicht erfreuten, und die den Stempel der Unzweckmäßigkeit an der Stirn trugen. So wählten sie ihre Offiziere selbst, bezogen eine höhere Löhnung und waren berechtigt, nach Ablauf jedes Feldzuges, als dessen Endtermin alljährlich der 1. Dezember angenommen wurde (!), die Fahne zu verlassen, wenn sie zwei Monate vorher gekündigt hatten! Die für alle militärischen Vergehen angedrohten Strafen waren auffallend gering und standen in scharfem Gegensatz zu denen des Heeres. Desertion war mit Verlust des Bürgerrechts und des Anspruchs, in Linie oder Nationalgarde zu dienen, beides auf die Dauer von zehn Jahren, bedroht. Außerdem konnte (mußte nicht) der Deserteur zur Tragung der Kosten seiner Ausrüstung verurteilt werden. Durch alle solche Vorrechte der Freiwilligen wurden natürlich dem Heere die besten Kräfte entzogen. Verächtlich sahen die Freiwilligen auf dieses als den Hort unwürdiger Knecht-

*) Die Daten vieler Konvents-Dekrete werden in den Quellen verschieden angegeben.

**) Die Bataillone (neun Kompagnien) zu 574 Köpfen.

***) Die Angaben über die Höchstzahl der Freiwilligen-Bataillone schwanken. General Scherer nennt „über 1000“.

schaft herab, und bitterer gegenseitiger Haß war die Folge. Immer wiederholte Mahnungen erfahrener Generale, namentlich des neuen Kriegsministers Narbonne,*) die Freiwilligen dem Heere einzufügen, verhallten ungehört. Der Wert der Freiwilligen-Bataillone war sehr verschieden. Solche, die Offiziere und Unteroffiziere aus den früheren Provinzial-Milizen entnommen hatten, leisteten im allgemeinen gute Dienste. In der Mehrzahl der Bataillone drängten sich aber unfähige „Patrioten" mit den unlautersten Mitteln in die Stellen der Offiziere, deren hohe Zahl zu den oft lächerlich geringen Mannschaftszahlen in keinem Verhältnis stand. Natürlich herrschte bei den Mannschaften solcher Bataillone grobe Unordnung und Indisziplin.

Am leichtesten und schnellsten vollzog sich die Aufstellung der Freiwilligen-Bataillone in Paris, demnächst in den Departements der Mosel und Meurthe. Reibungen traten aber überall ein. Immer wieder weigerten sich viele der bereits eingestellten Leute, der Fahne zu folgen, und erkauften sich Stellvertreter. Bauern erklärten sich für unabkömmlich bei der Landarbeit, Bürger suchten sich durch schleunige Heirat vom Dienst zu befreien. Greise, Kinder und Kranke mußten zurückgewiesen werden. Die den Departements obliegende Bekleidung und Ausrüstung kam nicht vom Fleck, die Verpflegung gab Anlaß zur Unzufriedenheit. Viele der mit Einquartierung bedachten Bürger murrten und reizten die erhitzten und trunkenen Leute zu Gewalttätigkeiten und Widerstand auf. Wüste Szenen waren an der Tagesordnung. Als nach Besichtigung eines Bataillons des Allier-Departements der Kommandeur den Mannschaften aus triftigen Gründen den Urlaub abschlug, verließ der dritte Teil von ihnen eigenmächtig den Standort. Die eigentümliche Folge war, daß die übrigen Leute auch Urlaub erhielten. In dem entsprechenden Bericht des Divisions-Kommandeurs, der dringend um Erweiterung seiner Strafbefugnisse bat, heißt es: „Diese Hallunken haben bereits ihren Chefs, die sie zum Exerzieren antreten lassen wollten, in der frechsten Weise den Gehorsam aufgekündigt." Eine für den 4. Oktober angesetzte Besichtigung des 1. Bataillons Seine-et-Oise mußte verschoben werden, da so viele Freiwillige die Fahne verlassen hatten, daß die Kompagnien zu schwach waren. Sehr viel langsamer und schwieriger noch gestaltete sich die Aufstellung der Bataillone am Oberrhein und an der Schweizer Grenze. Aus Colmar berichtete der General Wimpffen am 30. Dezember 1791, daß die dortigen Freiwilligen noch lange nicht im Felde verwendbar seien. Der Wahl der Offiziere durch die Mannschaften und deren Mobilisierung durch die Departements gab er die Hauptschuld für die unerfreulichen Zustände, da die eine zur Indisziplin, die andere zur Unordnung und zu Unterschleifen führen müsse. Der Bericht schloß: „Wenn man mir die größte Belohnung zugesichert hätte, um etwas recht Konfuses zu schaffen, so würde ich kaum

*) Seit 6. Dezember 1791 der Nachfolger des bisherigen Kriegsministers Duportail. Rascher Wechsel der Kriegsminister ist typisch für jene Zeit. Einige walteten nur während weniger Wochen ihres Amtes.

Ähnliches haben leisten können." Gewiß waren bei einzelnen Bataillonen die Zustände besser, aber von den Freiwilligen der rheinischen Departements wird berichtet,*) daß auf ein günstiges Urteil über diese zehn ungünstige kämen. Am schlimmsten lagen die Verhältnisse im Innern des Landes und im Norden. Von den zehn Bataillonen der 14. Militär-Division**) war bis Ende Januar 1792 — also nach sieben Monaten — noch kein einziges eingekleidet, und nur zwei von ihnen hatten Waffen. Die Disziplin war hier besonders schlecht. Ein Offizier, der den Unwillen seiner Untergebenen erregt hatte, wurde von diesen degradiert. Die höheren Vorgesetzten sahen darin nur eine Warnung für die übrigen Offiziere, sich den Leuten gegenüber mehr Reserve aufzuerlegen. In Compiègne, wo General Vietinghoff den Befehl über eine Anzahl von Bataillonen führte, liefen von den Departements-Direktoren die bittersten Klagen ein und gipfelten in der Bitte, diese Bataillone in die Grenzfestungen zu verlegen und ihnen dort Disziplin beizubringen. Als aufrührerische Bewegungen auf dem platten Lande mit ihnen unterdrückt werden sollten, berichtete Vietinghoff dem Kriegsminister, er könne wegen völliger Disziplinlosigkeit der Freiwilligen die Ordnung nicht wiederherstellen.

Die Gironde treibt zum Kriege.

Unterdessen trieb in Paris die Partei der Girondisten das Volk mit stets wachsender Leidenschaft dem Kriege entgegen durch die Vorspiegelung, daß die seit zwei Jahren errungene Freiheit und die eben eingeführte Verfassung durch die auswärtigen Mächte bedroht seien. Tatsächlich war genau das Gegenteil der Fall. Die Gironde wollte den Krieg um jeden Preis, um die monarchistische Verfassung von 1791 zu beseitigen. Mit der Gefahr eines Krieges fand man sich leicht ab in der Hoffnung, daß man die Völker, denen man die Freiheit bringe, zu Freunden haben werde.

Schon lange vor Ausbruch des Krieges war die Aufstellung dreier Armeen beschlossen worden.***) Der Jahreswechsel fand sie an den Grenzen. Die Nord-Armee unter Rochambeau stand in Flandern, die des Zentrums unter Lafayette an der Maas, die Rhein-Armee unter Luckner im Elsaß. Der Kriegsminister Narbonne bereiste noch im Dezember die Landesgrenzen, prüfte den Zustand der Heere und erklärte dem Konvent am 11. Januar 1792, daß trotz ziemlich zahlreicher Ausschreitungen übermütiger Leute der Geist in der Armee gut sei. Die nötigen Verfügungen für schnellere Ausrüstung und Bewaffnung seien jetzt ergangen, und man dürfe daher mit Vertrauen in die Zukunft blicken. Er schlage aber vor, die im stehenden Heere inzwischen auf die hohe Zahl von 51000 angewachsenen Fehlstellen

*) Rousset a. a. O.

**) Zu ihr gehörten die Departements de l'Eure, de Calvados, de la Manche et de l'Orne.

***) Außerdem wurde im April 1792 eine vierte (Süd-) Armee unter General Montesquiou gebildet, um mit ihr Savoyen zu besetzen.

mit Freiwilligen zu decken, und ferner, an Stelle der bisherigen Wahl der Offiziere durch die Mannschaften ihre Ernennung durch den Staat zu beschließen.

Solche Zugeständnisse an den verhaßten Militarismus waren unmöglich. Die Nationalversammlung beschloß, die dem stehenden Heere fehlenden 51000 Mann dadurch aufzubringen, daß sie alle Bürger vom 18. bis 50. Lebensjahre aufforderte, sich dort für zwei bis drei Jahre anwerben zu lassen. Daß sich unter den Verhältnissen, wie sie oben geschildert, bis zum Juni noch 27000 Mann für das stehende Heer meldeten, ist wunderbar genug, aber seine Lücken wurden doch nur zur Hälfte gefüllt.

Der Krieg wird erklärt.

Als unter dem Drucke des Ministeriums Dumouriez der widerstrebende König am 20. April 1792 den Krieg an Österreich erklärt hatte, verfügte die Nationalversammlung im Mai die Aufstellung von 46 neuen Freiwilligen-Bataillonen, obgleich von den alten 169 Bataillonen noch etwa 70 ihre Formation nicht beendet hatten. Gleichzeitig wurde die Kopfstärke aller 214 Bataillone von 574 auf 800 Köpfe erhöht. Man wiegte sich in dem Glauben, auf diese Weise eine Freiwilligen-Armee von mehr als 170000 Mann geschaffen zu haben. Tatsächlich waren jene unausgebildeten, undisziplinierten Menschenmassen ohne alles, was zum Kriege nötig ist, noch nicht halb so stark.

Beiderseitige Stärken.

Das stehende Heer Frankreichs betrug am 1. Juni 1792 etwa 178000 Mann, von denen aber nur wenig mehr als 90000 auf die im Felde stehenden Armeen verteilt waren,*) während der Rest als Besatzung von Festungen und bei den Ersatzformationen Verwendung fand. Bei den Feldarmeen befanden sich ferner die Freiwilligen-Bataillone mit etwa 84000 Mann.**) Eine Schilderung des Krieges von 1792 sagt:***) „Man kann nicht umhin, die fast naive Keckheit zu bewundern, mit der Dumouriez zum Kriege trieb. . . . Die französische Armee war in der übelsten Verfassung. Zahlreiche Offiziere waren ausgewandert, in den Truppenteilen mischten sich Anhänger des Königs und der Republik. Die Truppen waren bei der allgemeinen Gärung im Innern des Landes kaum entbehrlich, die Mannszucht war schlecht, und es fehlte an Kriegsmaterial. Von den Generalen genoß nur Lafayette ein allgemeines Ansehen."

*)

	Stehendes Heer	Freiwillige	Zusammen
Nord-Armee	23 000	21 000	44 000
Zentrums-Armee	23 200	22 000	45 200
Rhein-Armee	21 000	16 000	37 000
Seit April:			
Süd-Armee	23 400	25 000	48 400
	90 600	84 000	174 600

**) In der revue d'histoire 1907, la manœuvre de Valmy, Seite 217, sind andere Stärken angegeben, nämlich Nord-Armee 52 634, Zentrums-Armee 50 000, Rhein-Armee 49 000 Mann.

***) VII. Jahrgang 1910. 1. Heft: „Der Feldzug von 1792" von Major v. Borries.

Überraschend gering waren die Anstrengungen der Verbündeten in bezug auf die Stärke ihrer Armeen. Während Österreich von seiner 270000 Mann betragenden Gesamtmacht wenigstens fast ein Drittel, nämlich 80000 Mann, gegen Frankreich verwendete, stellte Preußen, das durch ein am 7. Februar abgeschlossenes Bündnis an die Seite des Kaiserstaates getreten war, von 212000 Mann nur wenig über ein Fünftel, nämlich 45000 Mann ins Feld. Beide Armeen waren durchaus Repräsentanten des stehenden Heeres und ergänzten sich teils durch Werbung, teils durch Aushebung. Österreichs Heer hatte seit dem Siebenjährigen Kriege nur gegen die Türken gekämpft. Neuerungen wesentlicher Art in organisatorischer oder taktischer Hinsicht waren nicht erfolgt. Die Armee Friedrichs des Großen stand noch auf der Höhe ihres Ruhmes, aber übertriebene Formenbewertung, ein überaltertes Offizierkorps, unrichtiges Ersatzwesen und schädliche Heereswirtschaft machten sich bereits in nachteiliger Weise fühlbar. Beide Mächte hatten seit einem Jahre gerüstet und lebten der festen Zuversicht, daß der offensiv zu führende Krieg als ein glänzender Siegeszug in der feindlichen Hauptstadt seinen Abschluß finden werde.

Operationsplan der Verbündeten.

Eine österreichische Armee*) sollte die französische Nord-Armee in Flandern beschäftigen, eine zweite**) nach Überschreitung des Rheins im Breisgau gegen das Elsaß vorgehen. Zwischen beiden fiel der preußischen Armee unter dem Herzog von Braunschweig die Aufgabe zu, von Koblenz aus moselaufwärts „die Offensive zu ergreifen." Dabei sollte sie aber nicht den Feind aufsuchen und schlagen, sondern im Geiste damaliger Zeit kunstvolle Manöver ausführen. Schüchtern und vorsichtig wurden ihr geographische Ziele gesteckt, um die Trennung feindlicher Kräfte aufrecht zu erhalten. Auf diese Weise hoffte man sich allmählich nach Paris hin zu manövrieren, das — wie aber aus dem Operationsplan nicht erkennbar ist — das eigentliche Ziel des Krieges darstellte.

Beginn der Feindseligkeiten.

Ehe der Aufmarsch der Verbündeten am Rhein zustande kam, unternahmen die Franzosen im April und Juni mit der Nord- und Zentrums-Armee zwei Einfälle in Belgien, die völlig scheiterten, obgleich die Österreicher in ihrer gewohnten breiten Kordonstellung ihnen nur ganz schwache Kräfte entgegenstellen konnten. Linie und Freiwillige wurden beim ersten Zusammenstoß mit dem Feinde von Paniken ergriffen, fluteten in wildester Auflösung über die Grenze zurück und beschuldigten ihre Führer des Verrats. Die Linie zeigte sich hier nicht besser als die Freiwilligen, aber eben deshalb, weil ihr Geist nicht mehr der eines festgefügten Heeres war, sondern mehr und mehr die revolutionären Tendenzen der Freiwilligen in sich aufgenommen hatte. Ähnlich waren die Zustände bei der Rhein-Armee. Über sie schrieb der Generaladjutant Vieusseux am 15. Mai: „Wir besitzen in der Tat sehr viel Zuversicht, wenn

---

*) Unter dem Herzog zu Sachsen-Teschen.

**) Unter dem Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg.

wir glauben, daß unsere Truppen einem disziplinierten und kriegsgewohnten Feinde gewachsen seien. . . . Es ist geradezu unverständlich, wie die Nationalversammlung allen Capricen dieser wütenden Soldateska nachgeben kann, um damit der Insubordination Tür und Tor zu öffnen. Diese angeblichen Patrioten sollten sich doch selbst einmal unter die betrunkenen und wütenden Soldaten begeben, die jeden, der sie zur Ordnung anhalten will, mit dem Strange bedrohen, außerdem die Bürger beleidigen, rauben und plündern, anstatt den Gesetzen Achtung zu verschaffen; sie würden dann voraussichtlich andere Saiten aufziehen." General Lamorlière, der Nachfolger Luckners im Kommando der Rhein-Armee,*) berichtete am 9. Juni über die Disziplinlosigkeit und offene Revolten in zwei Freiwilligen-Bataillonen der Rhein-Armee. Wenige Tage später meuterte ein drittes. General Kellermann, auch ein späterer Armeeführer, beurteilte die Freiwilligen der Rhein-Armee sehr sachlich, aber sehr ungünstig und trat warm für ihre Verschmelzung mit der Linie ein. Verhältnismäßig günstig hatte bei Beginn der Formierung der Süd-Armee deren Führer, General Montesquiou, über die Freiwilligen-Bataillone berichtet. Zwei Monate später sah er sich zu dem Geständnis genötigt, daß diese Leute wohl für eine Unternehmung von kurzer Dauer, nimmermehr aber für den schweren Dienst eines anhaltenden Feldzuges zu gebrauchen seien.

Eigenmächtige Aushebung der Generale.

Als bis zum Juli 1792 die bisher getroffenen Maßnahmen zur Verstärkung nicht genügten, ordneten die Generale der Rhein-Armee aus eigener Machtvollkommenheit an, daß in den dortigen Departements der sechste aller Aktivbürger in das Heer einzustellen sei. Ende dieses Monats hieß der Nationalkonvent diese Eigenmächtigkeit gut und empfahl sie den Generalen anderer Armeen zur Nachahmung. Immer mehr verstärkte sich der bisher nur mehr oder weniger versteckt angewandte Zwang.

„Das Vaterland in Gefahr".

Am 11. Juli 1792 erklärte der Konvent „das Vaterland in Gefahr". Damit legte er allen waffenfähigen Bürgern eine dauernde Dienstverpflichtung auf und schaffte die mit soviel Jubel begrüßte Einrichtung der Freiwilligen tatsächlich ab. „Es bedurfte aber bereits eines starken moralischen Antriebes, um den Zudrang zur Truppe zu steigern. Im September 1792 soll man auf diese Weise im ganzen über 300 000 Mann verfügt haben. Ein Teil der Bataillone war in Ermangelung der Gewehre mit der Pike, »der Waffe der Freiheit, die wenig kostet und schnell herzustellen ist«, bewaffnet. Der innere Wert war zweifellos geringer als bei den Bataillonen von 1791. Die Mannschaften raubten und plünderten im eigenen Lande."**) Nachdem man mit den neuen Rekruten zunächst die Erhöhung der Kopfstärke der Bataillone auf 800 Mann durchgeführt hatte, schritt man zu Neuformationen. Bei

*) Im Oberkommando der Armeen trat ein ewiger Wechsel ein. Die Nord-Armee hatte in den Jahren 1792 bis 1794 über 20 Führer; ähnlich war es bei den andern Armeen.

**) Kuhl, a. a. O. Der Herr Verfasser weist darauf hin, daß diese Zahlen über die Aushebungsstärken mit großer Vorsicht aufzunehmen sind.

Soissons wurden 42 Bataillone aufgestellt, die den Namen „Föderierte“ erhielten. Ihr Führer, General Duhoux, schrieb am 21. August an den Kriegsminister, daß 600 Mann erklärt hätten: „Wir wollen nicht mehr im Lager liegen, wollen keinen Reis und kein Kommißbrot, wir fordern 20 Sous pro Tag oder wir verlassen den Dienst.“ Als Duhoux mehrere Tage später in Reims einige Bataillone besichtigte, wurde er plötzlich von Freiwilligen umringt, des Verrates angeklagt und beschuldigt, sie zur Schlachtbank zu führen. Der General gab seinem Pferde die Sporen und floh nach Châlons.

Die Verbündeten überschreiten die Grenze

Der Aufmarsch der Verbündeten war nach mehrfachen Abänderungen erst mit Ausgang des Juli beendet. Langsam und zögernd überschritten sie die Grenze. Die französischen Heere blieben demgegenüber im allgemeinen stehen, zogen nur auf der Grundlinie stärkere Kräfte, die Ardennen-Armee, bei Sedan zusammen, um mit ihr den zwischen Maas und Mosel erwarteten Offensivstoß der Verbündeten aufzufangen.

In Paris überstürzten sich indessen die Ereignisse. Am 10. August stürmte der Pöbel zum zweiten Male die Tuilerien. Der König wurde in Haft genommen. Die Jakobiner rissen die Herrschaft an sich, das entsetzliche Wüten der Revolution begann. Nur höchste Eile im Vormarsche der Verbündeten hätte dem König vielleicht noch Rettung bringen können, aber der Herzog von Braunschweig entschloß sich zur Belagerung der ganz unbedeutenden Festung Longwy. Da trat am 19. August der die Zustände des französischen Heeres grell beleuchtende Fall ein, daß der Armeeführer Lafayette zum Feinde überging, weil er seine persönliche Sicherheit durch die eigenen Mannschaften gefährdet sah. Dumouriez trat an seine Stelle.

Dem Falle Longwys am 23. August folgte am 2. September der von Verdun, dessen aus vier Freiwilligen-Bataillonen bestehender Besatzung freier Abzug gewährt wurde.*) Als sie am folgenden Tage zu Teilen der Armee Dumouriez' stieß, bot sie ein Bild völliger Auflösung. Unter dem Rufe „Verrat“ feuerten die Leute ihre Gewehre in die Luft, warfen sie dann fort, verweigerten jeden Gehorsam und wollten sich den Preußen auf Gnade und Ungnade ergeben. Sie insultierten ihre Offiziere und verließen in großen Haufen die Fahnen.

In Châlons, wo Luckner um diese Zeit eine größere Zahl von Freiwilligen-Bataillonen aufstellte,**) waren die Zustände ebenfalls trostlos. Als der General dreien dieser Bataillone befahl, zur Verstärkung Dumouriez' nach St. Ménéhould abzurücken, befolgten zwei von ihnen den Befehl überhaupt nicht, das dritte kam am nächsten Tage in voller Auflösung nach Châlons zurück. Luckner selbst schrieb am

*) Chuquet. „Les guerres de la révolution“. Valmy, S. 66 u. ff. Es waren die Bataillone Mayenne-et-Loire, de l'Allier, de la Charente-Inférieure und d'Eur-et-Loir.

**) Luckner war zuletzt Führer der Zentrums-Armee gewesen. Da man ihm aber in Paris nicht traute, berief man ihn aus seiner Stellung ab und gab ihm die wenig einflußreiche Stellung eines Generalissimus in Châlons.

16. September an Dumouriez: „Ich kann Ihnen nicht sagen, ob Sie Verstärkung erhalten werden, da die Truppen sich in einem Augenblick zum Abmarsch entschließen, um bald darauf wieder das Abrücken zu verweigern." Als die Ernennung des ebenfalls in Châlons tätigen Generals Labourdonnaye zum Führer der Nord-Armee bevorstand, bat er den Kriegsminister, ihn frühzeitig zu benachrichtigen, da man schon einen Oberstleutnant erwürgt und ihm das gleiche Schicksal angedroht habe. Er schloß: „Wenn es nicht gelingt, die Pariser*) Freiwilligen in Ordnung zu bringen, so sind wir verloren, und unser Unglück ist nur durch die Disziplinlosigkeit herbeigeführt worden."

Valmy.

Die Operationen des Herzogs von Braunschweig richteteten sich von Verdun aus gegen die Argonnen, die er mit den Hauptkräften nördlich umging. Sie führten dazu, daß am 20. September 80 000 Verbündete zum Angriff gegen die bei Valmy stehenden Franzosen angesetzt wurden. Nur des letzten entscheidenden Stoßes hätte es bedurft, um den Feind zu vernichten, der sich, an Zahl unterlegen, mit verwandter Front zwischen zwei verbündeten Armeeteilen, also in einer verzweifelten Lage befand, die dem Herzog von Braunschweig allerdings nicht als Verdienst anzurechnen ist. Aber es fehlte diesem Führer der Wille zum Siege. Er hielt den Angriff an und begnügte sich mit der zu so traurigem Ruhm gelangten Kanonade von Valmy, die zum Grabgeläute preußischen Waffenruhms wurde. Es folgte nun der Rückzug der Verbündeten auf der Vormarschstraße zur Maas, die man am 5. Oktober glücklich erreichte. Bei zielbewußter Führung und richtigem Ineinandergreifen der einzelnen französischen Heeresteile wäre es leicht gewesen, die Verbündeten einzukreisen und ihnen eine Katastrophe zu bereiten. Zum Glück war die französische Führung der verbündeten ebenbürtig.

Offensive der Franzosen.

Während Dumouriez nun mit dem linken Flügel zur Offensive gegen den Herzog von Sachsen-Teschen in Richtung Lille schritt, erhielt die neugebildete Mosel-Armee unter Kellermann den Auftrag, die weitere Verfolgung der Verbündeten zu übernehmen, Verdun und Longwy zurückzuerobern. Gleichzeitig stieß General Custine mit Teilen der Rhein-Armee**) über die Grenze vor und nahm Speyer, Mainz, schließlich auch Frankfurt in Besitz.

Die Zuchtlosigkeit hält an.

Trotz aller dieser Erfolge änderte sich die Zuchtlosigkeit in der französischen Armee nicht. Kriegsminister Servan bezeichnete nach Valmy die Freiwilligen noch als eine zusammengelaufene Masse von heruntergekommenen Individuen, Kindern und Greisen, die nur zu einem kleinen Teil für den Dienst tauglich seien. Als Heilmittel gegen die sich stets erneuernden Meutereien schlug er der Nationalversammlung strengere Strafen für die Rädelsführer vor.

General Biron, auch einer der Führer der Rhein-Armee und ein sehr sachlicher Beurteiler der Freiwilligen, sah in der Wahl der Offiziere die Wurzel allen Übels.

*) Die in Châlons formierten Bataillone setzten sich meist aus Parisern zusammen.

**) Sie erhielten die Bezeichnung Vogesen-Armee.

Diesen gewählten Offizieren sprach er jede Energie und jeden Einfluß auf die Untergebenen ab und warf ihnen vor, oft selbst gerade den Anlaß zur Indisziplin zu geben. Namentlich auf den Märschen mache sich das fühlbar. Die Kolonnen verlängerten sich ins unendliche, und an ihrem Ende kämen die größten Exzesse vor. In den Quartieren seien Diebstahl und Mißhandlung der Einwohner an der Tagesordnung. Custine, anfangs ein Verteidiger der Freiwilligen, sah sich in Speyer gezwungen, mehrere Plünderer und Meuterer erschießen zu lassen. Montesquiou, schon früher von seiner Begeisterung für die Freiwilligen geheilt, schrieb am 3. Oktober dem Kriegsminister, daß jene Bataillone ein Krebsschaden für die Armee seien, daß sie das durchzogene Land gebrandschatzt und unter größtem Tumult ihre sofortige Entlassung gefordert hätten, die er ihnen habe bewilligen müssen. Ein später durch Konventsbeschluß veröffentlichter Bericht des Deputierten Aubry klagte über die völlige Disziplinlosigkeit dieser Bataillone der Süd-Armee, die hauptsächlich ihren Grund in dem Wahlsystem der Offiziere habe. Aber auch der Verletzung fremden Eigentums und grober Exzesse anderer Art wurden sie angeklagt.

Der Rückzug der Verbündeten führte zunächst bis Luxemburg. Dann trennten sich die Preußen von den Österreichern, überschritten bei Koblenz den Rhein und bezogen Quartiere an der Lahn. Die Österreicher, unter dem Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg, blieben in der Linie Arlon—Luxemburg—Grevenmacher stehen und traten mit unter den Befehl des in Belgien stehenden Herzogs zu Sachsen-Teschen.

Dumouriez' Offensive gegen diesen äußersten rechten Flügel der Verbündeten war erfolgreich. Am 6. November siegten seine Freiwilligen-Scharen bei Jemappes, allerdings mit dreifacher Überlegenheit an Zahl,*) über Österreichs alte Armee, die sich über Brüssel auf Aachen zurückzog. Dumouriez folgte bis Lüttich, eroberte dann Antwerpen und Namur.

Custines Vorstoß nach Frankfurt hatte unterdessen die Preußen zu neuer Offensive angeregt. Am 2. Dezember nahm der Herzog von Braunschweig die Stadt wieder in Besitz, worauf Custine das ganze rechte Rhein-Ufer räumte.

Die französische Mosel-Armee unter Beurnonville griff Mitte Dezember, von Saarlouis über Hermeskeil ausholend, den linken Flügel des Fürsten zu Hohenlohe-Kirchberg umfassend an, wurde aber geschlagen und flutete in völliger Auflösung auf Saarburg zurück.

Ende Dezember bezogen Freund und Feind Winterquartiere.

Bei dieser Unternehmung der Mosel-Armee erscheinen ihre inneren Zustände in einem besonders trüben Lichte. Beurnonville hatte schon wenige Tage nach der am 15. November erfolgten Kommando-Übernahme um Erweiterung seiner Strafbefugnisse gebeten, da Freiwillige und Liniensoldaten die gröbsten Exzesse begingen und Feind

*) 42 000 Franzosen gegen 14 000 Österreicher.

wie Freund brandschatzten. Täglich desertierten bis zu 150 Freiwillige, so daß Anfang Dezember der Armee 2000 Mann fehlten. Daß unter diesen Umständen die noch immer 20 000 Mann starke Armee Beurnonvilles von nur 10 000 Österreichern mit schweren Verlusten abgeschlagen wurde, ist erklärlich. Ein Brigadekommandeur, General Labarolière, bat am 12. Dezember um seinen Abschied, da er seinen ehrlichen Namen nicht durch die ihm unterstellten Truppen schänden lassen wolle, die der Feind mit Recht als eine Bande von Räubern und Dieben betrachte. Bestätigt wurden diese Angaben der Generale durch die verschiedenen Kommissare, namentlich durch Carnot le jeune, der dann zur Rhein-Armee reiste und dort ähnliche Verhältnisse vorfand. Die Freiwilligen wiesen ganze Scharen Untauglicher auf, es fehlte an Waffen und Bekleidung, und die Kommmandeure der Bataillone waren nach Carnots Ansicht völlig untauglich.

Von Custines Heeresteil berichtete ein Kommissar des Konvents, daß zahlreiche Freiwillige mit gefälschten Pässen heimlich desertierten, viele aber auch ostentativ die Fahne verließen, indem sie ihre Generale beschimpften, ihnen vorwarfen, sie zur Schlachtbank geführt zu haben, und behaupteten, nur zur Verteidigung der Grenzen verpflichtet zu sein. Auch von der Armee Dumouriez' strömten nach Aussage zweier anderer Konventsdeputierter ganze Scharen von Deserteuren nach Paris.

Diese bei allen Armeen stets wachsende Fahnenflucht war in doppelter Hinsicht eine Gefahr für den Staat. Vor dem Feinde wurden die Armeen immer schwächer, und das von Truppen entblößte Innere des Landes war der Willkür jener plündernden Deserteure preisgegeben. Erschwert wurde die Lage der Regierung dadurch, daß jenes unsinnige Dekret, das den Leuten gestattete, nach vorausgegangener Kündigung bei „Schluß des Feldzuges" am 1. Dezember den Dienst zu verlassen, noch zu Recht bestand. Viele hatten hiervon Gebrauch gemacht, und ein Appell an ihr Ehrgefühl, unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen der Fahne treu zu bleiben, war wirkungslos verhallt.

Ergebnisse des Feldzuges 1792.

Trotz aller dieser Mißstände im französischen Heere schloß das Jahr 1792 mit großen Erfolgen für seine Fahnen. Fast alle Verbündeten waren bis an den Rhein gedrängt, im Süden waren den Franzosen Savoyen, Genf und Nizza zugefallen. Der alte Wunsch, Frankreichs Grenzen bis zum Rhein und bis an die Alpen auszudehnen, schien der Erfüllung nahe. Aber nicht die Tüchtigkeit des französischen Heeres hatte diesen Erfolg gezeitigt, vor allen Dingen nicht der Geist der Revolution, der in den Freiwilligen-Bataillonen seinen beredtesten Ausdruck fand, und jetzt nach siegreichem Ausgang des Krieges von den Jakobinern immer lauter gepriesen wurde. Die wahren Gründe hierfür lagen auf gegnerischer Seite. Ungenügende Vorbereitungen, unrichtige Auffassungen vom Wesen des Krieges, Mattherzigkeit und Unentschlossenheit in der oberen Führung, und nicht zuletzt Zwistigkeiten innerhalb der Koalition waren die Gründe für die Mißerfolge der Verbündeten.

Während der üblichen Winterruhe beider Heere an den Grenzen reiften in Paris die Dinge der Katastrophe entgegen. Am 21. Januar 1793 fiel das Haupt Ludwigs XVI. Damit hatte der Krieg, sofern er auf die Rettung des Königs abzielte, seinen Zweck verloren. Aber nicht mehr der Wille der Verbündeten, sondern der Frankreichs, und zwar speziell der Wille der Jakobiner, gab dem Kriege Zweck und Ziel. Diese Partei bedurfte des Krieges, um sich selbst zu erhalten. So wuchs er sich aus zum Angriffskriege der Revolution, um, wie die Phrase lautete, allen Völkern, die sich dem Despotismus zu entziehen wünschten, Beistand zu leisten. Am 1. Februar erging die Kriegserklärung an England und Holland, am 7. März an Spanien.*)

Die Beschaffenheit des Heeres entsprach diesen kühnen Plänen durchaus nicht. Der Linien-Infanterie fehlten Ende Januar etwa 40 000 Mann, den anderen Waffen der Linie verhältnismäßig ebensoviel. Von den bestehenden 517 Freiwilligen-Bataillonen wiesen 382 im Durchschnitt 241 Fehlstellen auf. Die Stärke der übrigen Bataillone war nicht zu ermitteln, aber noch ungleich geringer und sank stellenweise bis auf 100 Mann. Solange jenes Dekret, das den Leuten das Recht gab, am 1. Dezember nach Hause zu gehen, zu Recht bestand, war der Fahnenflucht kein Einhalt zu tun. Zunächst galt es also, das nötige Menschenmaterial zur Auffüllung der gelichteten Reihen zu beschaffen, und dazu gehörte Zeit. Für die Schlagfertigkeit des Heeres wäre daher ein später Beginn der Feindseligkeiten erwünscht gewesen. Trotzdem wurden sie von den Franzosen in den ersten Februartagen eröffnet, da man die mangels jeglicher Rüstungen noch bestehende Wehrlosigkeit Hollands ausnutzen wollte.

Die „Réquisition“.

Daß unter solchen Umständen die nötigen Mannschaften nur durch Freiwilligenaufgebote und noch dazu mit der erforderlichen Eile aufzubringen waren, erschien ausgeschlossen. Die weitere Ausdehnung der Dienstverpflichtung war unvermeidlich. Das Gesetz vom 24. Februar blieb aber von dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, den Dubois-Crancé von neuem vergeblich aufnahm, noch weit entfernt. Es bestimmte, daß jeder unverheiratete Bürger vom 18. bis 40. Lebensjahre so lange zum Dienst mit der Waffe verpflichtet sei, bis die Zahl von 300 000 Mann erreicht sei. Eine Reihe von gesetzlichen Ausnahmen befreite aber auch jetzt noch ganze Gattungen von Bürgern, z. B. die Verwaltungs- und Kommunalbeamten, die Arbeiter in Waffen- und Pulverfabriken, von der Dienstpflicht. Außerdem war die Stellvertretung gestattet. Von den geforderten 300 000 „réquisitionnaires“ sollten 100 000 zur Verstärkung der Linien-Armee, 200 000 zur Vervollständigung der Frei-

*) England stellte anfangs nur 5000 Mann ins Feld, nahm dann aber noch 29 000 Mann deutscher Kontingente in Sold. Holland beteiligte sich mit 15 000 Mann. Engländer und Holländer fanden Verwendung auf dem belgischen Kriegsschauplatz.

willigen-Bataillone dienen, die eigentlich schon seit dem Juli 1791, sicher aber, seitdem „das Vaterland in Gefahr“ erklärt worden war, diesen Namen in stets wachsendem Maße zu Unrecht führten. Die Aufbringung der Mannschaften stieß auf erhebliche Schwierigkeiten, vielfach sogar auf offenen Widerstand und gab in der Vendée den Anlaß zu dem weiter unten erwähnten royalistischen Aufstande. Man sah sich genötigt, die Wehrpflicht auf den Zeitraum vom 16. bis 45. Lebensjahre auszudehnen. Die Ergebnisse dieser „réquisition“ werden auf etwa 180 000 Mann geschätzt.*)

Am 21. Februar war vom Konvent ein anderer, ebenfalls sehr wichtiger Schritt beschlossen worden, nämlich die Verschmelzung der Linie und der Freiwilligen. Von ihrer praktischen Durchführung mußte aber unter dem Zwange der kriegerischen Ereignisse noch für lange Zeit abgesehen werden.

Operationen bis zum Falle von Mainz am 22. Juli.

Von den französischen Hauptkräften standen die Nord-Armee in Belgien, die Mosel-Armee an der Saar, die Rhein-Armee in und bei Mainz.**) Der Konvent beabsichtigte eine Offensive gegen Holland, während sich die an Saar und Rhein stehenden Teile zunächst auf die Defensive beschränken sollten. Demgegenüber waren die Heere der Verbündeten mit den Hauptkräften auf dem rechten Rhein-Ufer von Wesel bis Karlsruhe verteilt.***) Nur auf dem rechten Flügel und bei Arlon-Trier hatte man einzelne Heeresgruppen auf das linke Ufer vorgeschoben. Paris blieb das Hauptziel der Verbündeten, aber zunächst wurde die Wiedereroberung der Niederlande und der Festung Mainz beschlossen.

Anfang Februar stieß Dumouriez mit der Nord-Armee gegen Holland vor, wurde aber durch die Gegenoffensive des rechten Flügels der Verbündeten sehr bald zurückgedrängt und am 18. März bei Neerwinden vom Herzog von Coburg geschlagen. Ende des Monats waren die Trümmer seines Heeres wieder auf französischem Boden und sammelten sich in der Gegend von Valenciennes. Die siegreichen Verbündeten marschierten demgegenüber an der Grenze in Linie Menin—Mons—Namur auf.†) Angeregt durch die Erfolge des rechten Flügels hatten der Herzog von Braunschweig Ende März bei Bacharach, Wurmser bei Ketsch den Rhein überschritten. Mainz wurde von ihnen belagert und Custines Armee, soweit sie nicht in der Festung eingeschlossen war, bis in die Weißenburger Linien zurückgedrängt. Von hier aus unternahm der französische General nach dem Eintreffen von Verstärkungen mit der Rhein- und Mosel-Armee gemeinsam mehrere Vorstöße rheinabwärts gegen die Verbündeten. Sie führten nicht zum Ziel. Mainz kapitulierte am 22. Juli.

*) Kuhl, a. a. O.

**) Einschließlich der Armeeabteilung Custines, der „Vogesen-Armee“.
Außerdem standen stärkere Korps in Savoyen, Nizza, der Vendée und gegen Spanien.

***) Im Süden standen ferner noch 30 000 Mann sardinischer Truppen und 9000 Österreicher westlich Turin den Franzosen gegenüber.

†) Holländer und Engländer auf dem äußersten rechten Flügel.

Innere Zustände des französischen Heeres.

Schon auf dem Vormarsch nach Holland waren von den Freiwilligen der Nord-Armee viele Ausschreitungen begangen worden. Die Desertion stand in vollster Blüte. Die Niederlage bei Neerwinden brachte die nur noch lose zusammenhängende Masse zur völligen Auflösung. „Unmittelbar vom Schlachtfelde flohen 6000 Nationalfreiwillige unter Ausschweifungen aller Art der französischen Grenze zu, und die Desertion der völlig entmutigten, indisziplinierten Haufen nahm in den nächsten Tagen so überhand, daß Dumouriez in dem Lager bei Löwen kaum noch 20 000 Mann alter Linientruppen bei der Fahne versammelt sah."*) Mehrere Konventsdeputierte bestätigten das pflichtvergessene Verhalten der Freiwilligen im Gegensatz zur Linie und berichteten, daß jene „Feiglinge" alle ihre Generale des Verrats beschuldigten, nur um ihr eigenes Tun zu rechtfertigen. Zweifellos wäre die französische Nord-Armee in ihrem jetzigen Zustande keines Widerstandes fähig gewesen, wenn die Verbündeten sie verfolgt hätten. Der Weg nach Paris lag offen vor ihnen. Statt ihn mit allen Kräften einzuschlagen, und damit nicht nur die ganze „réquisition" unwirksam zu machen, sondern die Revolution überhaupt niederzuringen, zersplitterten sie ihre Kräfte durch Belagerung kleiner Festungen, wie Condé und Valenciennes.**)

Das ganze Chaos in Frankreichs Heer und Regierung wird dadurch am grellsten beleuchtet, daß Dumouriez mit seinem siegreichen Gegner, dem Herzog von Coburg, in Unterhandlungen eintrat zu dem Zweck, beide feindlichen Heere zu vereinigen und sie gemeinsam gegen den Pariser Konvent zu führen: ein Gegenstück zur Handlungsweise Lafayettes, das diese aber weit hinter sich läßt und den so oft gehörten Ruf „Verrat" erklärt. Als Dumouriez bei den Freiwilligen seiner Armee mit diesem Plan nicht durchdrang, mußte er schleunigst fliehen. Sein Verhalten rief erneute Anstürme der rasenden Jakobiner gegen das stehende Heer wach, das, der Parteinahme für Dumouriez verdächtig, nach ihrer Ansicht am besten aufzulösen gewesen wäre. Um so höher stieg ihre Vorliebe für die weiter nach Kräften aufgehetzten Freiwilligen. Kommissare der Exekutivgewalt, meist dem Klub der Kordeliers angehörig, die an Gewalttätigkeiten die Jakobiner noch überboten, säten durch Überredung und Flugblätter Haß und Mißtrauen zwischen Offiziere und Soldaten. Die ersteren wurden der Unzufriedenheit mit den republikanischen Einrichtungen, eines ausschweifenden Lebens, der Gleichgültigkeit gegen ihre Untergebenen und des Verrats bezichtigt. Auch für die vielen Desertionen wurden sie verantwortlich gemacht. Diese Agitatoren forderten am lautesten die Auflösung der Linie und auch die Ausstoßung aller Adligen aus dem Heer.

Da fand diese geschmähte Armee im General Kellermann einen erfolgreichen Verteidiger. Er wies nach, daß sie noch immer der zuverlässigste Bestandteil der franzö-

*) Geschichte der Kriege in Europa seit 1792, Teil II, S. 26.

**) Später auch Le Quesnoy, Landrecies, Dünkirchen, Maubeuge und andere.

sischen Streitkräfte sei, und daß alle bisherigen Freiwilligen-Formationen in bezug auf Verwendbarkeit im Kriege nicht an sie heranreichten, obgleich auch sie bei den augenblicklichen Zuständen als ein vollwertiges Kriegsinstrument nicht anzusehen sei. Lebhaft unterstützt wurde er hierin von mehreren Kommissaren der Nord-Armee, die den Freiwilligen Feigheit, Desertion und Plünderung vorwarfen, die Stellvertretung und das Wahlsystem der Offiziere als die Hauptgebrechen der Freiwilligen bezeichneten. Kellermann forderte dringend die praktische Ausführung der bereits als notwendig anerkannten Verschmelzung beider Heeresteile, wenn drohendes Unheil abgewendet werden sollte.

In der Tat war Frankreich in der zweiten Hälfte des Juli in ernster Gefahr. Außer Mainz waren auch Condé und Valenciennes gefallen, die Nordgrenze war vom Feinde überschritten, die Ostgrenze bedroht. In der Vendée loderte heller Aufruhr, Marseille und Lyon hatten sich ebenfalls erhoben, und Toulon war von den Engländern in Besitz genommen. Zur Beschwörung aller dieser Gefahren reichten die vorhandenen Truppen auch nicht annähernd aus. Die Ergebnisse der „réquisition“ hatten enttäuscht. Von den 180 000 Mann, die statt der geforderten 300 000 zur Einstellung gelangten, war wieder ein volles Drittel nicht felddienstfähig. Die Desertionen dauerten fort, obgleich am 15. August das unselige Kündigungsrecht zum 1. Dezember jedes Jahres aufgehoben und das Verlassen der Fahne bei Todesstrafe verboten war. Auch Krankheiten trugen noch zur Verringerung der Heeresstärke bei.

Die „levée en masse“.

Da entschloß sich der Konvent zu einem durchgreifenden Mittel, der „levée en masse“. Das Gesetz vom 23. August 1793 lautete: „Bis zu dem Augenblick, in dem alle Feinde vom Boden der Republik vertrieben sein werden, sind alle Franzosen dauernd militärpflichtig. Niemand kann sich in dem Dienst, zu dem er ausgehoben ist, vertreten lassen. Die öffentlichen Beamten bleiben auf ihren Posten. Die Aushebung soll allgemein sein. Die unverheirateten Bürger und die Witwer ohne Kinder vom 18. bis 25. Jahre rücken zuerst aus.“

Tatsächlich wurde hiermit die allgemeine Wehrpflicht, wenn auch nur für die Dauer des Krieges, eingeführt. Die Militärpflichtigen sollten sich nach den Hauptorten der Distrikte begeben, um dort in Bataillone formiert zu werden. Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung der „levée en masse“ lagen den Departements ob, die aber natürlich nicht in der erforderlichen Weise vorbereitet waren. „Die Lauter-Linie starrt von Piken, Sensen und Heugabeln,“ so berichtet ein Deputierter der Rhein-Armee. Daß die Regierung da aushalf, wo es am meisten nottat, konnte nur einem kleinen Teil zugute kommen. Hervorgehoben zu werden verdient, daß sich im ganzen Lande „sociétés populaires“ bildeten, die nicht nur der Regierung ihre Unterstützung in moralischer Beziehung liehen, sondern sich auch der ihrer Ernährer beraubten Familien in materieller Hinsicht annahmen. Mit den durch die „levée en masse“ gewonnenen Mannschaften wollte man die vorhandenen



Truppenteile der Linien-Armee und die Freiwilligen-Bataillone ergänzen. Das konnte sich naturgemäß nur allmählich vollziehen und dauerte bis in den Oktober 1794. Die Beteiligung der einzelnen Departements war recht verschieden. Zweifellos kamen zahlreiche Züge begeisterter Vaterlandsliebe vor, und der erste Eindruck der Erhebung war, wie Generale und Kommissare übereinstimmend berichteten, gewaltig. Die von den Deputierten angeführten Truppenstärken bestanden zum Teil allerdings nur in ihrer Phantasie. Sofort aber machte sich überall der Mangel an allen materiellen Hilfsmitteln fühlbar, und eine allgemeine Ernüchterung war die Folge. Im Bereich der Nord-Armee blieben die Zahlen der Ausgehobenen zum Teil weit hinter den Erwartungen zurück. So stellte das Aisne-Departement statt 12 000 bis 15 000 nur 1200 Mann. In den Distrikten Charleville und Sedan liefen wegen Mangel an Verpflegung 700 bis 800 Mann wieder nach Hause. Der Führer der Mosel-Armee meldete am 7. September, daß die Aushebung nicht den erhofften Erfolg haben werde. Bei der Rhein-Armee kamen von 6000 Mann, die nach Lauterburg bestimmt waren, nur 300 an. Die Fahnenflucht nahm dort so überhand, daß einige Bataillone sich völlig auflösten. Gegen Ende September schrieb der Armeeführer, General Landremont, daß seine „supponierte Armee von 150 000 bis 200 000 Mann" in Wahrheit nur 31 000 Mann stark sei.

Schädigend wirkte auf die Ergebnisse der Aushebung ferner ein, daß die Dekrete der Nationalversammlung seit Anfang des Jahres einander überstürzt hatten. Oft erschienen neue Dekrete, ehe die vorhergehenden wirksam geworden waren. Da sie diesen oft widersprachen, war völlige Verwirrung die Folge.

Die gesamten unter den Waffen stehenden Streitkräfte Frankreichs sollen sich am 15. Oktober 1793 auf 603 545 Mann belaufen haben.*)

Weiterer Verlauf und Ergebnis des Feldzuges 1793.

Unterdessen war an kriegerischen Ereignissen folgendes eingetreten. Rhein- und Mosel-Armee hatten nach ihren vergeblichen Entsatzversuchen von Mainz Anfang August zusammen 20 000 Mann an die Nord-Armee abgegeben, die nun im Verein mit der Ardennen-Armee nach Norden vorstieß und am 8. September Dünkirchen durch den Sieg bei Hondschoote, einen Monat später Maubeuge durch glücklichen Angriff bei Wattignies entsetzte. Als nach diesen Erfolgen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz für dieses Jahr Ruhe eintrat, gab die Nord-Armee an die anderen Heere wieder stärkere Kräfte ab.

Die Mosel-Armee war Mitte September trotz ihrer zahlreichen Abgaben an die Nord-Armee offensiv vorgegangen, wurde aber am 14. bei Pirmasens geschlagen. Wieder nutzten die Verbündeten den Sieg nicht aus, sondern erbaten sich Befehle vom Wiener Kriegsrat. Als diese nach einem Monat eintrafen, ordneten sie die Eroberung Landaus und des Elsaß an. Wieder wurden geographische Ziele gesteckt, wo

*) Rousset, a. a. O.

es sich nur um Vernichtung des vor kurzer Zeit geschlagenen Feindes handeln konnte. Der Vormarsch der Verbündeten führte am 13. Oktober zur siegreichen Erstürmung der Weißenburger Linien, aber der aus diesem Sieg gezogene Nutzen bestand nur darin, daß man sich nun an die Belagerung von Landau heranwagte.

Alle Mißerfolge auf französischer Seite spornten den Pariser Konvent nur zu höheren Leistungen an. Nachdem mit den durch die „levée en masse" freigewordenen Festungsbesatzungen die Mosel-Armee, jetzt unter Hoche, auf 40 000, die Rhein-Armee unter Pichegru auf 60 000 Mann verstärkt war, wurde beiden der Entsatz von Landau befohlen. Zwar erlitt Hoche, isoliert vorgehend, am 29. und 30. November bei Kaiserslautern eine Niederlage, aber seine Verluste wurden rasch ausgeglichen, und nun ging er mit der Rhein-Armee gemeinsam zu erneuter Offensive vor, die den gewünschten Erfolg hatte. Die Österreicher unter Wurmser wichen am 30. Dezember über den Rhein, die Truppen des Herzogs von Braunschweig nach Aufhebung der Belagerung von Landau bis in die Gegend westlich Mainz zurück.

Für die Verbündeten war das Ergebnis des Feldzuges von 1793 die Besitznahme der Niederlande und die Wiedererwerbung der Festung Mainz. Der Erreichung des Hauptzieles Paris hätte nichts im Wege gestanden. Man hatte darauf verzichtet.

Die „levée en masse" vor dem Feinde.

Über das Verhalten der durch die „levée en masse" gewonnenen Elemente vor dem Feinde lauteten die Berichte der Generale und Deputierten übereinstimmend ungünstig. Von Teilen der Nord-Armee berichteten zwei Kommissare noch Ende September, daß sie vor Ablauf von Monaten im Felde nicht zu verwenden seien. Die Leute hätten kein Vertrauen zu den Offizieren und weigerten sich, zu kämpfen. Ein Divisions-Kommandeur, General Elie, berichtete, daß mehrere Bataillone sich aus Versehen gegenseitig beschossen hätten. Ferner schilderte er, wie ein nächtlicher Überfall des Feindes auf einen vorgeschobenen Posten eine völlige Panik im Biwak hervorgerufen habe. Nachdem es ihm endlich bis Tagesanbruch gelungen, einen Teil seiner Division wieder einigermaßen zu sammeln, habe sich beim ersten Erscheinen des Feindes die regellose Flucht wiederholt. Namentlich das Verhalten der Offiziere, die fliehend ihre Epauletten fortwarfen, um nicht erkannt zu werden, verdiene den schärfsten Tadel.

Das gleiche Bild bot die Rhein-Armee, deren Führer am 10. September berichtete: „Von allen Leuten, die bei meiner Armee angekommen sind, sind nur noch die besseren Elemente vorhanden, während sich die große Mehrzahl wie gemeine Feiglinge benommen hat und teils geflohen, teils zum Feinde übergegangen ist. Ich bin sehr froh, diese Leute los zu sein, denn mit ihnen würde ich einer Niederlage kaum entgangen sein." In den Kämpfen um die Weißenburger Linien wurden die Österreicher von Deserteuren förmlich überlaufen. Sechs Deputierte berichteten gemeinsam über jene Kämpfe: „Nach der Niederlage vom 13. sind hier mehr als



6000 Mann über zwölf Stunden weit geflohen, und wir wissen nicht, ob sie sich wieder bei den Fahnen befinden."

Nur das immer wieder vom Konvent ausgehende ungestüme Drängen nach vorwärts, das die Entladung der gärenden Kräfte nach innen verhüten sollte, gab den französischen Generalen den Mut, die unausgebildeten, jeder militärischen Zucht und Ordnung baren Scharen des Volksaufgebotes stets von neuem zum Angriff vorzutreiben.

Die Freiwilligen-Bataillone in der Vendée.

Die Vendée*) war in den ersten Monaten des Jahres 1793 das einzige größere Gebiet Frankreichs, in dem die antirevolutionären Kräfte noch die Oberhand hatten. Die feudale Ordnung der Dinge, überall sonst in Frankreich verhaßt, hatte hier ihren ursprünglichen Sinn und den Charakter früherer Tage bewahrt. Das Land gehörte dem niederen Adel, der es, in kleine Meiereien zerteilt, den Pächtern überließ, und mit diesen in engen persönlichen Beziehungen lebte. Das geistige Leben der katholischen Bewohner wurde von schlichten, ehrenwerten Priestern geleitet. Die Ideen der Revolution hatten hier nur Mißtrauen und Widerwillen erregt. Als im März die Aushebung der 300 000 Mann (réquisition) bekannt wurde, scharten sich die Bauern um ihre Edelleute und andere volkstümliche Männer zusammen und widerstanden, namentlich begünstigt durch das unübersichtliche Knickgelände, den schwächlichen Unterdrückungsversuchen der vom Konvent gesandten Nationalgarden, die ebenso wüste Haufen waren, wie die Bauern der Vendée selbst. Da gleichzeitig Dumouriez die Niederlande räumte, und Custine von Mainz zurückging, so wurden die Linientruppen an den Grenzen gebraucht. An ihrer Stelle sandte der Konvent zur Unterdrückung des Aufstandes einige mit allen Schandtaten der Revolution befleckte Freiwilligen-Bataillone nach der Vendée, deren Verhalten auf den Geist der schon dort stehenden Freiwilligen von übelstem Einfluß war. Eine Niederlage folgte denn auch der anderen.**) Ein Konventsdeputierter berichtete, „daß 200 oder 300 Freiwillige vor etwa 150 mit Heugabeln und Knütteln bewaffneten Briganten die Flucht ergriffen und dabei Gewehre und Tornister fortwarfen". Andere Berichte bestätigten, daß die Freiwilligen nicht bei der Fahne bleiben wollten und sich „entsetzlich feige" benahmen. 4000 Mann liefen auf die bloße Nachricht vom Anmarsch der „Briganten" aus vortrefflicher Stellung fort. Mehrere andere Abteilungen von viel größerer Stärke lösten sich nach den ersten Schüssen des Feindes völlig auf. An einer Stelle schlugen 30 Rebellen 900 Freiwillige in die Flucht. Zwei Deputierte schilderten den Ernst der Lage mit folgenden Worten: „Unsere Truppen bestehen zum größten Teil aus schlecht

*) Es war das Land, das südlich der Loire zwischen Poitiers, Tours, Rochelles und Nantes in wellenförmiger, von Gräben und Knicks durchzogener Ebene von Osten her nach dem Meere zu sanft abfällt. Die Kämpfe griffen aber auch auf das nördlich der Loire gelegene Land über.

**) Am 24. Mai bei Fontenay le Comte, dann bei Thomars und am 10. Juni bei Saumur.

bewaffneten Landleuten und Pariser Maulhelden, die auf die wenigen brauchbaren Elemente den gefährlichsten Einfluß ausüben. Der Feind wird infolge unserer steten Niederlagen täglich kühner, und der Krieg verlängert sich in Besorgnis erregender Weise...... Die Kühnheit der Briganten wächst mit jedem Tage und streift zuweilen an Tollheit. Wenn sie nicht angegriffen werden, so gehen sie sofort zum Angriff über. Sie scheinen aus unseren Niederlagen und dem kläglichen Verhalten unserer Truppen ein unbegrenztes Selbstvertrauen geschöpft zu haben."

Mit den bisherigen Mitteln wurde man dieses Aufstandes nicht Herr. Der Konvent versuchte daher in einigen Hauptorten die Aufstellung von 12 000 bis 18 000 Mann starken Korps, deren stärkstes in La Rochelle dem General Biron unterstellt wurde. Bei Übernahme des Kommandos fand er aber keine einheitliche Truppe, sondern etwa 90 auf eigene Faust abenteuernde Abteilungen, die sich der Einwirkung des Generals ebenso geschickt entzogen, wie einem Kampfe mit dem Feinde. Um so stärker war die Desertion. In einer Nacht liefen zwei Bataillone mit ihren Offizieren einfach davon. Für die herrschende Disziplin ist kennzeichnend, daß in einem Falle ein höherer Offizier sich weigerte, mit seiner Truppe den befohlenen Vormarsch gegen den Feind anzutreten, wenn die Gesamtstärke der Abteilung nicht von 4000 auf 6000 Mann erhöht würde. Daß die Agenten einzelner Deputierter des Kriegsministers die Freiwilligen-Bataillone zum Ungehorsam und zur Plünderung aufreizten, verschlimmerte diese Zustände noch sehr erheblich. Vendéebauern und Konventsoldaten waren in bezug auf militärische Unbrauchbarkeit für einen längeren Feldzug einander gleich. Im Gegensatz zu den Freiwilligen ist aber bei den um die heimatliche Scholle kämpfenden Landleuten eine tollkühne Tapferkeit anzuerkennen, die in zahlreichen glücklichen Überfällen und auch in größeren, durch ungestümen Angriff erkämpften Siegen zum Ausdruck kam. Die Freiwilligen waren oft nur mit Geld zum Vormarsch zu bestimmen, griffen niemals an, sondern wandten sich, sobald der Feind erschien, mit dem Rufe: „Verrat, rette sich wer kann" zur Flucht und warfen die Waffen fort.

Obwohl es gelang, den Vendéern im Juni bei einem mißglückten Angriff auf Nantes schwere Verluste beizubringen, mußte der Konvent sich doch zu noch weiteren Schritten entschließen, wenn er den Aufstand niederwerfen wollte. Im September wurden die mit militärischen Ehren ausmarschierte Besatzung von Mainz und mehrere andere Abteilungen, durch das Aufgebot der Nationalgarden aller Nachbarbezirke verstärkt, im ganzen 70 000 Mann Linientruppen und 100 000 Freiwillige,*) zum konzentrischen Angriff auf die Vendée angesetzt. Jedes lebende Wesen, das man antraf, wurde nun vertilgt. Dörfer und Wälder gingen in Rauch auf. Die fehlerhaften Anordnungen des an Stelle von Biron mit der Niederwerfung des Aufstandes beauftragten Rossignol

*) Nach Sybel.

und anderer Führer ermöglichten den tapferen Vendéern noch zahlreiche Siege,*) deren einer ihnen über 100 Geschütze einbrachte. Aber während ihre eigenen Heerhaufen nicht nur jeder militärischen Organisation, sondern auch aller älteren Führer entbehrten, und nach Hause liefen, sobald die unmittelbare Gefahr wieder einmal abgewehrt war, verstärkte der Konvent seine Truppen stets von neuem. Als der unendlich viel Stärkere mußte er schließlich den Sieg davontragen, namentlich als Ende des Jahres tüchtige Männer an die leitenden Stellen des Heeres traten. Am 12. Dezember wurde das Insurgentenheer bei Le Mans vernichtet, 15 000 Mann wurden getötet. Im Norden der Loire war dadurch die Ruhe hergestellt. Südlich des Flusses genügten nun die Blutgerichte, um mit weiteren 15 000 Opfern den Aufstand wenigstens vorläufig zu ersticken.

Die „levée en masse“ erfüllte sowohl in numerischer Hinsicht, namentlich aber in bezug auf inneren Wert die in sie gesetzten Erwartungen nicht. Trotzdem stellte sie mit ihren nachstehend aufgeführten Zahlen**) doch eine ansehnliche Gesamtleistung des Staates dar und führte zur zweifellosen numerischen Überlegenheit Frankreichs gegenüber den Verbündeten. Um mit den vorhandenen Massen aber zu siegen, mußten die Armeen durch tatsächliche Verschmelzung der Freiwilligen mit der Linie zu lenkbaren und kampffähigen Kriegsinstrumenten umgestaltet werden.

Die Verschmelzung der Linie mit den Freiwilligen wird tatsächlich durchgeführt.

General Scherer, Divisionskommandeur im Oberrhein-Departement, hatte in einer Denkschrift nachgewiesen, daß jede der allmählich entstandenen Freiwilligen-Formationen an innerem Wert geringer gewesen war als die vorhergehende, daß die Zahl der brauchbaren Offiziere und auch die Begeisterung der Mannschaften stets abgenommen hatten. Er forderte von neuem die Auflösung der Freiwilligen-Bataillone und ihre Einstellung in das stehende Heer. Nicht die Zahl der Bataillone, schrieb er, — es sollen mehr als 1000 gewesen sein — verbürge den Sieg, sondern ihr Wert. Schließlich wies er auf die durch Wegfall überflüssiger Stäbe eintretenden Ersparnisse hin.***) Zahlreiche Deputierte hatten sich im gleichen Sinne geäußert. Aus diesen Gründen hatte der Konvent am 22. November 1793 das Dekret über die tatsächliche Einstellung der Freiwilligen-Bataillone in die Linie erlassen. Die praktische Durchführung fiel naturgemäß zum größten Teil in das Jahr 1794, wenn auch im Hinblick auf den Konventsbeschluß vom 21. Februar 1793†) an einzelnen Stellen schon mit der Reorganisation begonnen worden war, so daß zeitweise die alten Regimenter der Linien-Armee und die Freiwilligen-Bataillone neben der neuen Formation

*) Am 17. und 19. September bei Coron und Beaulieu (etwa 40 km westlich Saumur), im Osten am 19. und 21. September bei Torfou und Montaigu, am 23. September bei St. Fulgent, am 27. Oktober bei Laval, am 22. November bei Autrain.

**) Meist aus: Kuhl a. a. O.

***) Scherers Denkschrift gelangte erst am 13. Dezember zur Vorlage. Die in ihr dargelegten Gründe waren aber maßgebend für das Dekret des Konvents vom 22. November.

†) S. S. 147.

bestanden. Es wurde nunmehr je ein Bataillon des Heeres mit zwei Freiwilligen-Bataillonen zu einer 2437 Mann starken Halbbrigade vereinigt, zu der noch je eine Artillerie-Kompagnie mit sechs vierpfündigen Geschützen trat. Jedes Bataillon zählte acht Füsilier-Kompagnien und eine Grenadier-Kompagnie. In bezug auf Besoldung, Bekleidung, Ernennung und Beförderung von Offizieren und bezüglich der Strafbestimmungen fand eine völlige Gleichstellung mit den bisherigen Truppenteilen der Linie statt. Die Linien-Infanterie sollte zu 196, die leichte zu 14 Halbbrigaden formiert werden; tatsächlich erreichte man nach Abschluß der Formation aber die Zahl von 209 Linien- und 42 leichten Halbbrigaden, so daß die Gesamtstärke der französischen Infanterie annähernd 600 000 Mann betragen haben wird.

Lag die Hauptbedeutung der Heeresorganisation auch bei der Infanterie, so erstreckte sie sich doch auch auf die anderen Waffen. Die bestehenden 29 schweren Reiter-Regimenter wurden zu vier Eskadrons mit zusammen 695 Mann, 54 leichte zu sechs Eskadrons mit zusammen 1402 Mann formiert. Die Gesamtstärke der Kavallerie betrug danach mehr als 95 000 Mann. Die Artillerie blieb in acht Regimenter eingeteilt. Die seit April 1792 errichteten 40 Kompagnien „leichter Artillerie“ wurden in neun Regimenter formiert. Zu den seit dem 15. Dezember 1793 bestehenden zwölf Sappeur-Bataillonen traten jetzt die bisher zur Artillerie gehörigen Mineur-Kompagnien. Hiernach würde die ganze französische Armee über 700 000 Mann stark gewesen sein. Da man aber noch eine große Anzahl der Freiwilligen-Bataillone beibehalten mußte, weil ihre Mannschaften in dem angegebenen Rahmen des Heeres keinen Platz fanden, so soll im März 1794 die Stärke auf 947 000 Mann angewachsen sein, von denen man 720 000 Mann für verwendbar im Felde hielt.

Ein Glück für Frankreich war es, daß jetzt in dem Kriegsminister Carnot ein rechtschaffener, sachkundiger Mann mit ungeheurer Arbeitskraft die Leitung des Heeres übernahm. Unter ihm erhielten die neuen Truppenteile allmählich doch ein etwas festeres Gefüge. An die Spitze der Verbände traten Offiziere, die in der mehrjährigen Schule des Krieges zu tüchtigen Männern und Führern herangereift waren*) und alle Vorteile der Jugendlichkeit in ihre neue Stellung mitbrachten. Stürmischer Ehrgeiz beseelte sie ebenso wie die Mannschaften des Heeres, zu dessen höchsten Ehrenstellen der Weg für jeden offen war. Das Hochgefühl der kriegerischen Errungenschaften der Vorjahre ließ die geschickt geschürte Begeisterung wieder hell auflodern, und trotz aller Spaltungen des Augenblicks war die Einheitlichkeit in Heer und Volk in bezug auf den äußeren Feind erhebend.

Dieses Heer stand im Anfang des Jahres 1794 einer Koalition gegenüber, die durch kein wahres gemeinsames Interesse verbunden war, in der gegenseitiges Mißtrauen, Zerfahrenheit auf politischem und militärischem Gebiet, unheilbare Schwer-

*) Souham, Moreau, Macdonald, Reynier u. a.

fälligkeit und die Methodik eines überlebten Zeitalters miteinander wetteiferten, um jeden kriegerischen Erfolg zu verhindern. Dazu kam, daß die nur auf den eigenen Nutzen bedachte Kriegführung aller Staaten jede auf das Ganze gerichtete, energische Operation im Keime erstickte, und daß schließlich den Verbündeten die Geldmittel knapp wurden. Unter diesen Umständen führte die Erkenntnis von der Schwierigkeit eines Niederringens der französischen Volkskraft nicht zu einer erhöhten Anspannung ihrer Kräfte, sondern es machte sich gerade im Gegenteil ein allgemeines Nachlassen bemerkbar, für das die Vergeltung nicht ausblieb. Dem Namen nach hielt man auf verbündeter Seite für den Feldzug 1794 am Vormarsch auf Paris fest, strebte aber zunächst nach der beliebten „Basis", die man sich wieder durch zeitraubende Belagerung zahlreicher Grenzfestungen zu schaffen suchte. Frankreich dagegen wollte die Niederlande und möglichst auch Mainz zurückerobern.

Verlauf und Ergebnis des Feldzuges 1794.

Auf dem belgischen Kriegsschauplatz kam es zunächst nur zu wechselvollen und ziemlich ergebnislosen Kämpfen,*) bis die französische Nord-Armee, auf Carnots Rat um 50 000 Mann von der Mosel-Armee verstärkt, unter Jourdan die Offensive ergriff. Während sie dann Charleroi belagerte, wurde ihr Hauptteil in einer Schutzstellung bei Fleurus am 26. Juni vom Herzog von Coburg angegriffen, der aber auf die Nachricht vom Falle der Festung das durchaus nicht ungünstig verlaufende Gefecht abbrach und damit verloren gab. Hiernach war die endgültige Eroberung der Niederlande durch Frankreich nicht mehr aufzuhalten. In exzentrischem Rückzuge marschierten die Verbündeten teils über Bonn und Cöln auf das rechte Rhein-Ufer, teils über Nymwegen bis östlich der Yssel und nach dem Haag.

Noch kläglicher verlief der Feldzug für die Verbündeten am Rhein. Ein zur Unterstützung der „Offensive" des Herzogs von Coburg in der Pfalz unternommener Vormarsch Möllendorffs mit 60 000 Preußen kam nicht über Landstuhl hinaus. Auf die Nachricht von Jourdans Sieg bei Fleurus ging die Armee sofort wieder über den Rhein zurück. Ein Vorstoß des Fürsten zu Hohenlohe von Mannheim auf dem linken Ufer rheinaufwärts gelangte bis in die Weißenburger Linien, die im Juni erfolgreich von ihm verteidigt, bei einem vier Wochen später erfolgenden Angriff des Feindes aber geräumt wurden.

Das Gesamtergebnis des Jahres 1794 war also, daß die Franzosen wieder in den Besitz der Niederlande gelangt, in Holland einmarschiert und am Rhein bis an die Wälle von Mainz vorgerückt waren. Wie im Jahre 1792, so hatte Frankreich auch dieses Ergebnis in erster Linie der Minderwertigkeit seiner Gegner zu verdanken.

Kann man der französischen Armee von 1794 auch eine hohe kriegerische Begeisterung nicht absprechen, waren ihre Handlungen auch alle getragen von dem Beifall des ganzen Volkes, und erhielten sie dadurch eine überraschend große Kraft, so war es doch um die inneren Zustände des Heeres noch traurig bestellt.

*) Am 11. Mai bei Courtrai, am 17. und 22. Mai bei Tourcoin und Tournai.

Die Indisziplin ist nicht auszurotten.

Zwar hatten die Beschwerden der drei Feldzugsjahre sowohl in der Linie als bei den Freiwilligen die schlechtesten Elemente jeder Art schon abbröckeln lassen. Was unter den Fahnen der neuen Truppenteile focht, hatte bereits Beweise von besserer Gesinnung und Kriegsbrauchbarkeit gegeben. Die Verbände waren lenkbarer geworden, und das in den Mannschaften erwachende Vertrauen zu den Offizieren erhöhte die Leistungen der Truppen vor dem Feinde. Aber selbstverständlich konnte die Indisziplin, die hier jahrelang geradezu gezüchtet worden war, noch lange nicht ausgerottet werden. Die Fälle der Widersetzlichkeit, des Aufruhrs, sogar des tätlichen Angriffs auf Vorgesetzte waren noch zahlreich genug. So wurde bei Landrecies am 21. April 1794 der Divisionsgeneral Goguet von einem fliehenden Soldaten erschossen, den er zu seiner Pflicht zurückführen wollte.*) Einige Tage später meuterte die ganze Halbbrigade des Generals Marceau, dem Bernadotte gerade noch rechtzeitig zu Hilfe kam, um ihn den Händen der Meuterer zu entreißen und die Rädelsführer festzustellen. Bernadottes eigene Halbbrigade versagte am 22. April im Gefecht so völlig, daß nur durch sein persönliches kräftiges Eingreifen eine Panik verhindert wurde.

Die Desertion zehrte weiter als eine gefährliche Krankheit am Heereskörper**), und der Plünderung war kein Einhalt zu tun. Bourdeau bestätigt letzteres mit den Worten:***) „Die Plünderung, die unter dem Kaiserreich einen so großen Maßstab annehmen sollte, war schon eine der Plagen der Revolution. Die Armeen von 1794 machen darin trotz ihrer Disziplin keine Ausnahme. Die Armeerepräsentanten mußten, um die Auflösung zu verhindern, ihre Zuflucht zu drakonischen Maßnahmen nehmen." Gouvion St. Cyr, ein begeisterter Freund der Revolutionsheere, sagte von der Armee von Mainz 1794/95, daß ihre Disziplin, abgesehen von der Plünderung, intakt geblieben sei.

Trotz alledem darf man aber behaupten, daß Frankreich durch die Verschmelzung der Linie und Freiwilligen den einzigen Weg beschritten hat, der schließlich unter „dem ersten Konsul und anderen ausgezeichneten Generalen" doch aus dem Abgrunde anarchischer Zustände herausführte und die Möglichkeit für einen weiteren gedeihlichen Ausbau des Heeres gewährte.

Betrachtungen.

Wenn auch eine Anzahl von Freiwilligen-Bataillonen bis in das nächste Jahr bestanden haben mag, so kann am Schluß des Jahres 1794 die ganze Einrichtung der Freiwilligen als abgeschafft, die Reorganisation der Armee als vorläufig abgeschlossen bezeichnet werden. Die Erfolge des Feldzuges von 1792 hatten die Erwartungen selbst vieler Franzosen weit übertroffen. Daß bei der damaligen, von den Jakobinern beherrschten Stimmung des Volkes dessen Masse im Gegensatz zu den

---

*) Klaeber, a. a. O., Seite 41. Bernadotte setzte durch, daß die Truppe den Täter auslieferte.

**) De Cardenal, a. a. O., Seite 333 und Bourdeau, „Les armées du Rhin au debut du directoire", Seite 150 u. ff.

***) a. a. O., Seite 141.

Generalen das Hauptverdienst hierfür den Freiwilligen beimaß, darf nicht überraschen. Eigentlich hätte man also gerade in jener Zeit am meisten auf den Fortbestand der Freiwilligen-Bataillone rechnen können. Das Gegenteil trat ein. Immer lauter und lauter ertönte der Ruf mutiger erfahrener Männer nach Einstellung der Freiwilligen in das stehende Heer, und im Februar des folgenden Jahres wurde diese vom Konvent beschlossen, wenn auch der Beginn der Operationen die praktische Durchführung der Verschmelzung noch einige Zeit hinausschob. In diesem Konventsbeschluß vom Februar liegt ein vollgültiger Beweis für die Unzulänglichkeit der Freiwilligen. Grundsätzlichen Wert erhält er namentlich dadurch, daß ein günstigerer Boden für Milizformationen als das damalige Frankreich mit seiner Nationalversammlung nie und nirgendwo zu finden sein wird.

Der spätere Verlauf der Begebenheiten hat diesen Generalen und Kommissaren recht gegeben, die unter Einsatz ihres Kopfes in zahlreichen Berichten die Dinge mutig beim wahren Namen nannten und stets von neuem auf die in der Anarchie des Heeres liegende Gefahr hinwiesen. Nachdem im kommenden Frühjahr Preußen, Spanien und England vom Kriegsschauplatz abgetreten waren, führte das Jahr 1795 die französischen Heere in raschem Siegeszuge bis tief nach Süddeutschland hinein. Allerdings folgten 1796 auf dem deutschen Kriegsschauplatz noch einige Rückschläge, aber südlich der Alpen hatte der große Meister der Schlachten bereits seine unübertroffene Siegeslaufbahn begonnen und damit ein neues Zeitalter des Krieges begründet. Die Bataillone, mit denen Napoleon seine Schlachten schlug, mit denen er Frankreich der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes entgegenführte, waren zum großen Teil hervorgegangen aus den Freiwilligen der Jahre 1791 bis 1794. Auch bei ihnen blieb die Disziplin für alle Zeiten der wunde Punkt, den Napoleon wohl erkannte und zu bessern bestrebt war, den er aber nicht heilen konnte, da die ununterbrochene Folge seiner Feldzüge ihm nicht die nötige Zeit ließ.

Es ist begreiflich, wenn man heute in Frankreich das Andenken auch dieser Freiwilligen in möglichst hellem Lichte erscheinen lassen will. Das französische Kriegsministerium hat daher seit einer Reihe von Jahren eine Anzahl von Offizieren beauftragt, unter Benutzung der Departements-Archive Material für eine einheitliche Geschichte der Rekrutierung des Heeres in der Revolutionszeit zu sammeln, hat ihnen auch die hauptsächlichsten Gesichtspunkte und den Arbeitsplan vorgeschrieben. Die besten dieser Arbeiten erscheinen unter der Schriftleitung der „Section historique“ des Generalstabes im Druck. In ihnen geben die großen Ereignisse in der Hauptsache den Rahmen ab für die Beschreibung der Rekrutierung in den einzelnen Departements. Auf dieser liegt also der Schwerpunkt, und sie ist in allen Phasen mit großer Gründlichkeit geschildert. Eine wohltuende Sachlichkeit ist diesen Darstellungen eigen. Sie geben, bisweilen allerdings mit einer gewissen Reserve, die Hauptnachteile der Freiwilligenformationen zu und erkennen an, daß Soldaten sich eben nicht improvisieren

lassen. Natürlich ist das Bestreben nicht zu verkennen, durch wohlwollende Beleuchtung mancher Zustände und durch Anführung zahlreicher Beispiele von Opfermut und Vaterlandsliebe den Leser mit den Freiwilligen auszusöhnen. Die Verfasser sehen auch als Offiziere des republikanischen Frankreichs den Verlauf der Revolution und das Verhalten ihrer Landsleute, namentlich die so oft beklagte Fahnenflucht, häufig mit ganz anderen Augen an, als wir dies vermögen. Auch Briefe von Offizieren und Freiwilligen werden herangezogen, die natürlich im allgemeinen kein ungünstiges Licht auf ihren Truppenteil werfen. Sie alle aber sind nicht in der Lage, die in Roussets „volontaires“ zusammengestellten Berichte zahlreicher, an verantwortlicher Stelle stehender Männer zu entkräften.

Außer obigen Schriften ist in der ebenfalls vom französischen Generalstab redigierten „revue d'histoire“ — Februarheft 1910 — ein Artikel erschienen: „Les soldats de la révolution et de l'empire“. Auch er bezweckt in seinem ersten Teil, den Ruf der Freiwilligen von 1791 bis 1794 aufzubessern, und wendet sich gegen den Vorwurf der Indisziplin und der Plünderungssucht innerhalb der Revolutionsheere. Natürlich gerät der Verfasser des Artikels bei seinem Bestreben in schroffen Widerspruch zu Roussets „volontaires“. Um den unbequemen Zeugen zu entkräften, sagt er: „Als Rousset seine »volontaires« schrieb, war er nicht im Besitz aller Originalstücke, die wir heute kennen; er hat die Neigung, die Ereignisse nach seinen persönlichen Ansichten darzustellen.“

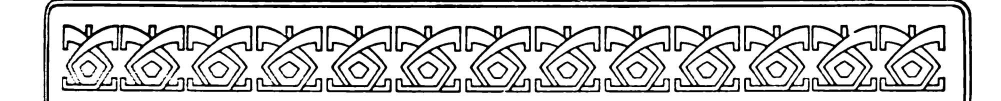
Rousset ist allerdings den Freiwilligen nicht wohlgesinnt, sonst hätte er das Buch nicht geschrieben, aber sein Übersetzer, der ehemalige Reichstagsabgeordnete Carl Braun, sagt mit Recht in seinem Vorwort: „Kriegsminister, Höchstkommandierende, Generalstabsoffiziere, Feldmarschälle, Divisions- und Brigade-Generale, Mitglieder der legislativen Versammlung, Konventsmitglieder, Volksvertreter bei der Armee, Zivilkommissare, Delegierte des Konvents, des Wohlfahrtausschusses und der Exekutivgewalt, Spezialagenten der einzelnen Minister — alle erscheinen hier als Zeugen, um Rede und Antwort zu stehen und ein unverdächtiges und unwiderlegliches Zeugnis abzulegen. Fürwahr, das sind klassische Zeugen; denn in jener Zeit, als sie handelten und sprachen, war die Verantwortlichkeit für Wort und Rat und Tat keine eitle Fiktion; vielmehr setzte man seinen Kopf dafür ein, und viele haben den Einsatz verloren.“ Rousset selbst sagt, ebenfalls mit Recht: „Alle diese Zeugnisse, die jeder einzelne getrennt und für sich abgegeben, und die nach Ursprung und Verschiedenheit der Situationen sich so sehr unterscheiden, zeigen doch im ganzen die merkwürdigste Übereinstimmung in dem Ergebnis.“ Demgegenüber stützt der Verfasser des Artikels sich selbst auf eine Anzahl von Memoiren und Briefen von Generalen, aber auch von Freiwilligen. Die in Betracht kommenden Generale haben ihre Memoiren meist lange Zeit nach den Kriegen geschrieben. Sie hatten alle Ursache, mit dem Verlauf der Dinge seit der Revolution zufrieden zu sein, da er ihnen, abgesehen von oft erheblichen materiellen Vorteilen,

Ruhm und hohe Ehrenstellen gebracht hatte. Es ist menschlich natürlich, daß solche Männer einer großen Zeit die Vergangenheit in einem verklärten Lichte sehen, und es entspricht dem französischen Nationalcharakter, wenn „gloire“ und „patriotisme“ — zur Ehre der Verfasser sei es gesagt — in diesen Memoiren eine recht große Rolle spielen. Sie vermögen aber nimmermehr die dienstlichen Berichte zu entkräften, die in jener Zeit selbst von den in höchsten Kommandostellen stehenden Generalen, von deren Unterführern und zahlreichen Kommissaren der Regierung erstattet worden sind, und die mit den Memoiren zum Teil in unvereinbarem Widerspruch stehen. Die Berichte der Freiwilligen, meist an die Angehörigen in der Heimat gerichtet, sind allerdings zur Zeit der Ereignisse geschrieben. Patriotismus und Republikanismus werden hier noch viel häufiger betont, als bei den Generalen. Die in den Briefen zum Ausdruck kommende Begeisterung trägt aber nur zu oft den Stempel großer Jugendlichkeit des Verfassers an der Stirn. Die ausgesprochenen Urteile beschränken sich außerdem meist auf den engen Wirkungskreis des Unteroffiziers oder des gemeinen Soldaten. Sie können deshalb nie, auch wenn sie für diesen engen Kreis richtig sein sollten, als eine Widerlegung der Ausführungen Roussets angesehen werden. Das gilt namentlich von den Urteilen über die Disziplin. Diesen gegenüber stehen die von Rousset angeführten und unwiderlegbaren Berichte berufener Männer mit weitem Gesichtskreise auf hoher Warte. Daß es zu jeder Zeit, auch in den Revolutionsheeren, tüchtige und in jeder Beziehung achtungswerte Männer gegeben hat, wird niemand bestreiten wollen. Aber es kommt auf den Geist der Armee im ganzen an, und über diesen haben die Generale ein zuverlässigeres Urteil als einige Freiwillige, die, als sie ihre Briefe schrieben, möglicherweise erst vor kurzem den Kinderschuhen entwachsen waren.

Zum Schluß seien einige Worte des Feldmarschalls Grafen v. Moltke angeführt, die dieser in der Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874 sprach und die trotz aller neuer „Originalstücke“ der revue d'histoire für immer ihren Wert behalten:

„Es schwebt immer noch ein gewisser Nimbus um die Volontaires von 1791; aber, meine Herren, es gibt auch eine unparteiische Geschichte derselben, geschrieben von einem Franzosen nach den Akten des Kriegsministeriums. Ich widerstehe der Versuchung, Ihnen sehr pikante Zitate vorzuführen, ich müßte das ganze Buch zitieren. Auf jedem Blatte finden Sie, wie nutzlos, wie kostspielig, und welche Geißel für das eigene Land diese Formationen gewesen sind. Erst nach dreijährigen bitteren Erfahrungen hat man sich überwunden, nicht mehr die Armee unter die Volontaires, sondern die Volontaires in die Armee einzustellen. Als dann ein Mann wie der erste Konsul und andere ausgezeichnete Generale sich an die Spitze setzten, da haben freilich diese Volontaires ganz Europa siegreich durchzogen, aber, meine Herren, es waren eben Soldaten geworden.“ (Fortsetzung folgt.)

v. Zimmermann,
Oberstleutnant und Abteilungschef, zugeteilt dem Großen Generalstabe.



Die Überraschung als Mittel zum Siege.

Die Überlegenheit der Zahl ist nach Clausewitz das allgemeinste Prinzip des Sieges.*) Das Streben, sich ihrer zu versichern, muß daher in jeder kriegerischen Handlung zum Ausdruck kommen, die nicht auf bloße Abwehr, sondern auf die Vernichtung des Gegners hinzielt. Es gibt sich kund schon in der Politik, soweit sie die Vorbereitung auf den Krieg zum Gegenstande hat. Die Entwicklung des Heerwesens aller Großmächte und deren Bündnisverträge mit befreundeten Staaten legen davon Zeugnis ab. Nicht minder klar ist das Bemühen, beim Entscheidungskampf der Stärkere an Zahl zu sein, im Kriege selber zu erkennen, sofern die Führer ihr Handwerk verstehen. „Es gibt in Europa viele gute Generale", hat Napoleon einmal gesagt, „aber sie sehen alle zuviel. Ich sehe nur die Massen." So wie der große Korse haben alle bedeutenden Feldherren über den Wert der Zahl gedacht.

Trotzdem aber hat in der Übermacht an sich nur selten die sichere Gewähr für den Sieg gelegen. Sind doch gerade die glänzendsten Waffenerfolge, die die Kriegsgeschichte kennt, zum großen Teil von einer Minderheit errungen worden. Soweit das nicht auf einem augenfälligen Unterschied des inneren Wertes der Truppen beruht, ist es ein Verdienst der besseren Führung. Diese kann also den Nachteil der zahlenmäßigen Unterlegenheit ausgleichen, indem sie sich, „da, wo das absolute Übergewicht nicht zu erreichen ist, ein relatives auf dem entscheidenden Punkt verschafft."**)

Das ist aber nur möglich, wenn es glückt, dem Feind an diesem Punkt zuvorzukommen, ihm also die Annahme und Durchführung des Kampfes trotz einer für ihn ungünstigen Verteilung der Kräfte aufzuzwingen. Das Mittel dazu ist die Überraschung. Sie liegt denn auch, wie Clausewitz***) sagt, „mehr oder weniger allen Unternehmungen zugrunde." Es versteht sich von selbst, daß vornehmlich der Schwächere darauf angewiesen ist, im Kriege sein Heil bei ihr zu suchen.

Friedrich der Große hat die Schlesischen Kriege sämtlich mit einer überraschenden Offensive eingeleitet. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges fiel er sogar mit solcher

*) Vom Kriege, 3. Buch, 8. Kapitel. **) Clausewitz, a. a. O. ***) a. a. O., 9. Kapitel.



Plötzlichkeit in Sachsen ein, daß seine eigenen Unterführer erst unterwegs erfuhren, um was es sich handelte. Den Feldzug von 1757 begann er mit einer Reihe von Scheinmanövern, durch die er den Feldmarschall Browne lange Zeit über seine wahren Absichten zu täuschen und in Sicherheit zu wiegen wußte.

Auch von der taktischen Überraschung machte er häufig Gebrauch. Wie er sich 1745 durch den Überfall von Hohenfriedeberg aus schwieriger Lage gerettet hatte, so verdankte er 1757 die ruhmvollen Siege von Roßbach und Leuthen zum großen Teil der Schnelligkeit des entscheidenden Angriffs. Bei Liegnitz fiel drei Jahre später sein Gegner Laudon gleichfalls einer Überraschung zum Opfer. Sie war in diesem Falle freilich vom König nicht vorausbedacht, sondern beruhte auf der geschickten Ausnutzung eines glücklichen Zufalls.

Auch Napoleon strebte stets danach, seinen Gegnern zuvorzukommen, gleichviel ob er die absolute Überlegenheit der Zahl auf seiner Seite hatte oder nicht. Der für den Herbst des Jahres 1805 geplante Angriff auf England sollte damit eingeleitet werden, daß Villeneuve die britische Flotte unter Nelson durch eine Scheinunternehmung gegen Westindien von dem bedrohten Mutterlande abzöge. Dann sollte die französische Flotte unerwartet umkehren und die Beförderung der Landarmee nach England decken. Die Nachricht von dem Abschluß der dritten Koalition verhinderte den Kaiser freilich, die Ausführung des kühnen Planes zu unternehmen. Aber was zur See gegen England nicht gelungen war, das glückte bald darauf desto besser zu Lande gegen Österreich. Der Vormarsch der Franzosen von der Nordsee an den Oberrhein verlief so schnell, daß der Feind nicht imstande war, seine verzettelten Kräfte rechtzeitig auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz in Deutschland zu vereinigen. Eine dem Kaiser günstige Verkettung von Verdienst und Glück führte bald darauf zum Untergange Macks bei Ulm.

Auch in den späteren Feldzügen Napoleons spielt, wie vorher schon beim Alpenübergang im Jahre 1800, der Überraschungsgedanke eine große Rolle, wenn auch mit verschiedenem Erfolg. Zu Beginn des Herbstfeldzuges von 1813 stand der Kaiser in der strategischen Abwehr, von drei feindlichen Heeresgruppen bedroht. Sie vereinzelt mit örtlicher Überlegenheit zu schlagen, war nur möglich, wenn die Verbündeten sich überraschen ließen. Dreimal versuchte Napoleon denn auch, seinen gefährlichsten Gegner Blücher durch einen plötzlichen Vorstoß zu vernichten, aber jedesmal vergebens. Der Führer der Schlesischen Armee hatte Feind und Kriegslage richtig beurteilt und Napoleons Angriffe erwartet. Die Stärke seiner Reiterei hatte die Aufklärung erleichtert. So war es ihm in jedem Falle möglich geworden, dem Stoße rechtzeitig auszuweichen. Auch im nächsten Jahre suchte der Kaiser den Erfolg in plötzlichen Angriffen auf die getrennten Gruppen der Verbündeten. Wenn er damit auch den Feldzug nicht gewann, so blieb er im Gefecht doch häufig Sieger. Insbesondere beruhten seine Erfolge bei Champaubert, Montmirail und Etoges auf der überraschenden



Geschwindigkeit, mit der er die Schlesische Armee in ihrer Verzettelung überfiel. Dabei war ihm die Gunst der Lage im voraus ebensowenig bekannt gewesen wie Friedrich dem Großen bei Liegnitz. Der Zufall hatte also auch hier der Entschlossenheit die Wege geebnet.

Im Dänischen Kriege von 1864 verhieß die Eigenart des an starken Abschnitten reichen Kriegsschauplatzes den Verbündeten eine Reihe langwieriger Kämpfe. Ein plötzlicher Vorstoß des Prinzen Friedrich Karl über die Schlei sollte diesen vorbeugen und den Feind schon in der Danewerkstellung vernichten helfen. Der Plan mißglückte zwar, aber es ist bezeichnend, daß bald darauf bei Düppel der Überraschungsgedanke in ähnlicher Form von neuem auftaucht. Durch einen unerwarteten Übergang bei Ballegaard hoffte man den Feldzug mit einem Schlage zu beenden. Die Ungunst des Wetters ließ es jedoch nicht zur Ausführung des Unternehmens kommen.

Zu Beginn des Krieges mit Österreich sehen wir Moltke immer wieder auf die baldige Eröffnung der Feindseligkeiten hindrängen, um den Gegner möglichst unvorbereitet zu treffen. Hier waren politische Hemmnisse daran schuld, daß dieser richtige Gedanke bei der Eröffnung des Krieges nicht ausgeführt wurde. Es bedurfte einer Reihe von Fehlern auf feindlicher Seite, um schließlich in der denkwürdigen Nacht vom 2. zum 3. Juli dennoch eine Lage zu schaffen, die bei entschlossenem Zugreifen eine überraschende Entscheidungsschlacht mit siegreichem Ausgange möglich machte.

Im Gegensatze zu 1866 kam die Politik dem späteren Feldmarschall im Sommer 1870 zu Hilfe. Bismarcks Emser Depesche beschleunigte den Ausbruch des unvermeidlichen Krieges so, daß den Franzosen keine Zeit blieb, Österreich zum Bundesgenossen zu gewinnen. Die überlegene Bereitschaft des deutschen Heeres konnte im vollen Umfange ausgenutzt werden.

Auch der Verlauf des Krieges selbst ist reich an Ereignissen, die bald auf deutscher bald auf französischer Seite die Absicht erkennen lassen, dem Gegner durch schnelles Handeln zuvorzukommen oder gar durch bewußte Täuschung seine Überraschung vorzubereiten.

Wir sehen — um nur wenige Beispiele anzuführen —, wie die Franzosen einen plötzlichen Einfall über den Oberrhein planen, wie später Mac Mahon den ebenso vergeblichen Versuch macht, mit der Armee von Châlons aus unbemerkt*), also überraschend, die Gegend von Montmédy zu erreichen und sich dort mit Bazaine zu vereinigen. Wir sehen ferner in den Kämpfen gegen die französische Republik, wie von beiden Seiten darauf hingearbeitet wird, die Aufmerksamkeit des Gegners von den bedrohten Punkten abzulenken.

*) Moltke, Geschichte des deutsch-französischen Krieges. 2. Aufl. S. 72.

Ende Dezember 1870 verbreitete die Zeitung „le Français“ die Nachricht, Bourbaki sei von Bourges zur Besichtigung von Verteidigungsanlagen nach Nevers abgereist. In der Tat aber hatte schon am 23. die Beförderung seiner Armee von der Loire nach der Saone begonnen. Erst am 5. Januar erhielt das deutsche Hauptquartier von der veränderten Kriegslage eine zuverlässige Nachricht.

Auf ähnliche Weise, wie sich die Franzosen hier für die geplanten Unternehmungen gegen Belfort und die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere den Vorteil der Überraschung zu sichern suchten, verfuhr fast um dieselbe Zeit Prinz Friedrich Karl, der den General Chanzy in den Winterquartieren östlich von le Mans überfallen wollte. Die Befehle zum Vorgehen wurden am 2. Januar vertraulich ausgegeben. Zugleich verbreitete man unter den Landeseinwohnern die Nachricht, daß die Truppen spätestens nach zwei Tagen wieder in die verlassenen Quartiere zurückkehren würden. Chanzy erhielt infolgedessen erst am 9. Januar Abends die Gewißheit, daß die ganze Zweite Armee gegen ihn in Anmarsch war. Überfallen ließ er sich allerdings trotzdem nicht.

Es wäre leicht, die Zahl der Beispiele für vollendete oder nur geplante Überraschungen beliebig zu vermehren. Die Kriegsgeschichte aller Zeiten, bis in die jüngste Vergangenheit hinein, bietet dafür Stoff in Menge. Schon der kurze Hinweis auf die bereits erwähnten Feldzüge genügt indes, um darzutun, daß einerseits das Streben nach Überraschung in der Tat allgemein ist, anderseits aber die erwarteten Erfolge nur selten im vollen Umfange erreicht worden sind, oft sogar nur mit Hilfe eines günstigen Zufalls.

Clausewitz bezeichnet die Überraschung als ein Produkt aus den Faktoren Geheimnis und Schnelligkeit*). Danach kommt es also zunächst darauf an, dem Feinde die geplante Unternehmung so lange zu verbergen, bis es für seine Gegenmaßregeln zu spät geworden ist. Das kann auf zweierlei Weise geschehen: indem man zu verhüten sucht, daß er überhaupt Nachrichten erhält, also durch Verschleierung, oder indem man falsche Vorstellungen von der Lage in ihm erweckt, also durch Täuschung.

Die zweite Grundbedingung des Erfolges ist die Schnelligkeit des Operationsverlaufes. Zwischen ihr und der Geheimhaltung des Planes besteht eine Wechselbeziehung, die Clausewitz durch seinen Vergleich aus der Rechenkunst in der Tat ganz treffend bezeichnet hat. Das Produkt bleibt gleich, wenn man den einen Faktor verkleinert und den andern dementsprechend größer macht. Je schwieriger also die Verschleierung oder Täuschung ist, desto schneller muß gehandelt werden, und je langwieriger der Operationsverlauf ist, desto mehr kommt auf seine Geheimhaltung an.

Daraus folgt, daß die Überraschung am ehesten glücken wird, wo nur kurze Entfernungen und geringe Reibungen zu überwinden sind, also bei näherer Berührung

*) a. a. O., 3. Buch, 9. Kapitel.



mit dem Feinde und in kleinen Verhältnissen. Diese sind denn auch in der Tat das Gebiet, wo sie in der Kriegsgeschichte am häufigsten und klarsten in die Erscheinung tritt. Die Kolonialfeldzüge unserer Tage mit ihren zahlreichen Überfallgefechten sind dafür ebenso bezeichnend wie die Kämpfe an den rückwärtigen Verbindungen im deutsch-französischen Kriege. In Zukunft wird gerade im Etappengebiete die Aussicht, dem Feind durch überraschende Angriffe Schaden zuzufügen, den Unternehmungsgeist noch mehr beleben als bisher, denn die Zufuhrlinien der Massenheere sind leicht verwundbar, während anderseits die Bedeutung eines geordneten Nachschubs mit dem Anwachsen der Armeen gestiegen ist.

Dennoch ist klar, daß etwas wirklich Entscheidendes nicht hier, sondern nur im Kampf mit der feindlichen Hauptmacht zu erreichen ist. Auch in der Gegenwart wird man deshalb ein so erfolgverheißendes Mittel wie die Überraschung nicht auf ein enges Anwendungsgebiet beschränken dürfen, sondern darüber nachdenken müssen, wie man sich seiner auch in großem Maßstabe mit Erfolg bedient.

Schon aus volkswirtschaftlichen Gründen kommt es heutzutage mehr noch als in der Vergangenheit darauf an, die Waffenentscheidung schnell herbeizuführen. Das legt den Gedanken nahe, den Feind schon mit der Eröffnung des Feldzuges zu überraschen. Die Bedingungen dafür haben sich jedoch im Laufe der Zeiten sehr zuungunsten des Angreifers verändert.

Friedrich der Große hatte zwar in seinen Kämpfen um Schlesien das geschichtliche Recht auf seiner Seite. Gleichwohl sind seine Feldzüge, wie alle Kriege jener Zeit, Kabinettskriege, von einem Berufsheer geführt. Der Entschluß zum Losschlagen war damals schneller gefaßt und ausgeführt als in der Gegenwart. Das lag nicht nur daran, daß man seine politische Tragweite leichter übersehen konnte, sondern auch in rein militärischen Gründen. Der ganze Heeresapparat war kleiner und einfacher. Die Reibungsflächen waren also, wenn nur die Schulung gut war, bei weitem nicht so groß wie in den Massenheeren unserer Zeit. Die Mobilmachung war weniger verwickelt und griff nicht nennenswert in das allgemeine Wirtschaftsleben ein. Der internationale Nachrichtendienst ging im Tempo des berittenen Kuriers oder der Postkutsche. Es ist klar, daß alle diese Umstände einem Staate, der plötzlich den Frieden brach, von großem Vorteil werden mußten.

Trotzdem hat der Vorsprung, den der König auf diese Weise gewonnen hatte, an sich in keinem Falle genügt, den Feldzug von vornherein zu seinen Gunsten zu entscheiden. Dem ersten Siege ist stets noch ein langes, gefahrvolles Ringen gefolgt, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht möglich gewesen war, den Lebensnerv der feindlichen Macht überraschend zu treffen. Eine verlorene Schlacht hatte im 18. Jahrhundert, als die Heere noch nicht das Volk in Waffen waren, bei weitem nicht so tiefgreifende Folgen wie zur Zeit der allgemeinen Wehrpflicht. Heutzutage wirkt der Krieg viel unmittelbarer auch auf den Teil des Volkes ein, der nicht handelnd daran

beteiligt ist. Die Empfänglichkeit für moralische Eindrücke und die Schnelligkeit ihrer Verbreitung sind bei allen Kulturvölkern gewachsen, und die weitgehende internationale Interessenverkettung hat dahin geführt, daß die Wirkungen einer Katastrophe schwerer als ehemals örtlich zu begrenzen sind. Dadurch ist die Bedeutung der größeren Waffenentscheidungen zu Beginn eines Feldzuges erheblich gestiegen. Daß man das allgemein ganz richtig erkannt hat, beweisen die vielfachen Erörterungen in der Tagespresse über die Frage der Feldzugseröffnung ohne vorherige Kriegserklärung. Das Streben nach überraschenden Anfangserfolgen ist daher heute noch mehr gerechtfertigt als zur Zeit des Großen Königs. Aber mit der Tragweite dieser Erfolge ist auch die Schwierigkeit gewachsen, sie zu erreichen.

Bei der Entscheidung über Krieg und Frieden spielen heute die persönlichen Wünsche und Empfindungen der Regenten und leitenden Staatsmänner eine geringe Rolle gegenüber den nationalen oder volkswirtschaftlichen Notwendigkeiten. Diese aber werfen ihre Schatten weit voraus. Ein Krieg, den sie verursachen, entsteht nicht von heute auf morgen. Dazu kommt, daß die Mobilmachung das gesamte Wirtschaftsleben stört und darum schon in ihren Anfängen nicht verborgen bleiben kann. Sie erfordert außerdem bei noch so guter Vorbereitung ziemlich lange Zeit. Der ebenso hellhörigen wie geschwätzigen Presse können daher die verdächtigen Anzeichen gar nicht entgehen. In Zeiten politischer Spannung sehen wir deshalb auch immer wieder, daß blinder Lärm viel häufiger ist als verspätete Warnungen. Mag die Eisenbahn eine rasche Versammlung starker Truppen noch so sehr erleichtern: der indiskrete Telegraph ist immer noch schneller als sie. Die Möglichkeit, mit großen Heeresmassen völlig überraschend in das Gebiet einer benachbarten Macht einzudringen, ist damit aus der Welt geschafft. Nur wenn man die Grenzkorps auf Friedensfuß zu einem solchen Vorstoß verwenden wollte, könnte man darauf rechnen, selbst einem durch die Gewitterschwüle vor dem Kriege gewarnten Feinde eine Überraschung zu bereiten. Es würde aber eine sehr freudige Überraschung sein. Im günstigsten Falle hätte man einen kurzen Augenblickserfolg mit einer langen, folgenschweren Störung der Gesamtmobilmachung und des Aufmarsches zu bezahlen.

Die Erfahrungen, die Frankreich 1870 mit einer ähnlich gedachten Maßregel gemacht hat, ermuntern nicht zu weiteren Versuchen. Es sei darauf hier etwas näher eingegangen, weil die Betrachtung dieser Ereignisse mit voller Deutlichkeit die Reibungen erkennen läßt, die einer überraschenden Feldzugseröffnung schon vor mehr als vierzig Jahren entgegenstanden.

Die Franzosen hofften Deutschlands Überlegenheit an Zahl durch die Schnelligkeit ihres eigenen Angriffs aufzuwiegen. Ein plötzlicher Vorstoß über den Rhein bei und unterhalb Straßburg sollte die Streitkräfte Süddeutschlands von Preußen trennen, wenn sie, wie man annahm, die starke Stromlinie und den Schwarzwald zu verteidigen suchten. Den ersten Strich durch diese Rechnung machte die Tatsache,

daß man in Deutschland an eine so fehlerhafte Verzettelung der Kräfte gar nicht dachte; den zweiten die Erfahrung, daß der Grad der Kriegsbereitschaft und die Leistungsfähigkeit des französischen Eisenbahnnetzes den Anforderungen des Operationsplanes nicht genügten. Man hätte, um diesen auszuführen, die Hauptkräfte im Elsaß versammeln müssen, konnte aber auf den vorhandenen Schienenwegen zunächst nur 100 000 Mann nach Straßburg befördern; 150 000 mußten bei Metz ausgeladen und von dort herangezogen werden. Um den Aufmarsch zu beschleunigen, schob man die Truppen an die Grenze, ohne das Ende der Mobilmachung abzuwarten. Die Folge davon war eine grenzenlose Unordnung. Tausende von Ersatzmannschaften überfüllten die Sammelstellen und Bahnhöfe. Sie konnten nicht zu ihren Truppenteilen abgehen, weil deren zeitweilige Aufenthaltsorte daheim nicht bekannt und die Eisenbahnen verstopft waren. Mangelhaft oder gar nicht ausgerüstet, erreichten die Leute, zum Teil nach langen Irrfahrten, verspätet ihr Ziel. „Den Korps und Divisionen fehlten die Trains, die Lazarette und fast das gesamte Verwaltungspersonal."*) Für die Verpflegung im Versammlungsgebiet war nichts vorbereitet worden. Karten hatte man nur von Deutschland, aber nicht vom eigenen Gebiet. „Zahllose Anforderungen, Klagen und Beschwerden liefen beim Kriegsministerium in Paris ein, das schließlich den Truppen überlassen mußte, sich zu helfen wie sie konnten. ›On se debrouillera‹, hoffte die zentrale Behörde."*)

Aber das Chaos entwirrte sich keineswegs von selbst. Als der Kaiser den Beginn der Operationen befahl, stellte sich heraus, daß die Armee gar nicht imstande war, anzutreten, und „so drängte sich allmählich der Gedanke auf, daß statt des beabsichtigten Einbruchs in Feindesland man sich im eigenen zu verteidigen haben werde".*)

Die Ausführung des ganzen Planes war in der Menge der Reibungen erstickt. Nicht dem Feinde, sondern sich selbst hatte man eine böse Überraschung bereitet.

Wie aussichtslos das Unternehmen schließlich geworden war, beweist auch die Tatsache, daß man im deutschen Hauptquartier längst von ihm erfahren hatte. Die am 22. Juli befohlene Zurückverlegung des Aufmarsches der Zweiten Armee zeigt, daß Moltke schon auf den Angriff gefaßt war, als die Franzosen noch gar nicht an seine Ausführung denken konnten. Auch die Wahrung des Geheimnisses war also mißglückt.

Weit größer noch als die Reibungen, die bei einer schnellen Feldzugseröffnung zu Lande überwunden werden müssen, sind die Hindernisse, die dem Gelingen eines überraschenden Einfalles auf dem Seewege entgegenstehen.

Schon der zweite Überfall der Engländer auf Kopenhagen im Jahre 1807 glückte nur infolge ganz außergewöhnlicher Umstände. Die dänische Flotte war nicht kampfbereit und lag untätig in einem Hafen mit enger Ausfahrt. Die Masse der Landarmee war zur Deckung der Grenze in Holstein versammelt. Teile von ihr zum

*) Moltke a. a. O.

Schutz der Hauptstadt heranzuziehen, war unmöglich, weil die Engländer den Belt beherrschten. Unter diesen Umständen kam es also auf Geheimhaltung des Unternehmens gar nicht an. Selbst wenn es damals schon Telegraphen gegeben hätte und die Dänen auf diesem Wege von dem bevorstehenden Überfall frühzeitig benachrichtigt worden wären, hätte ihnen das nicht viel geholfen. Die Bedingungen lagen für den Angreifer so günstig, daß der Erfolg gar nicht ausbleiben konnte. Das Unternehmen gelang denn auch trotz des schlechten Wetters, das den Engländern mehrere Tage die Landung verwehrte und dem Verteidiger die Vorbereitung der Abwehr erleichterte.

Auch der Erfolg des strategischen Überfalles zur See, mit dem die Japaner im Jahre 1904 den Krieg gegen Rußland eröffneten, ist auf eine Verkettung von Umständen zurückzuführen, die in einem Zukunftskriege zwischen europäischen Großmächten ganz undenkbar wären. Die Japaner hatten eine dem Verständnis ihrer Gegner nur schwer zugängliche Sprache und Schrift, die mißtrauische Zurückhaltung einer Rasse von junger Kultur und eine verschwiegene Presse. Dergleichen gedeiht nicht auf dem Boden Europas, den ein dichtes Netz von Eisenbahnen und Telegraphen überspannt und dessen Bewohner trotz ihres Nationalbewußtseins ein gut Teil Weltbürgertum in sich tragen. Wenn es aber gilt, den Schleier des Geheimnisses über militärische Maßnahmen zu breiten, ist solche Abgeschlossenheit von unschätzbarem Wert. Die Japaner haben sie denn auch gründlich ausgenutzt. Die stumpfe Sorglosigkeit des Feindes kam ihnen zu Hilfe, nicht minder aber der Umstand, daß es für Rußland in der Tat sehr schwierig war, die von seinen kriegerischen Machtquellen weit entlegenen Küstengebiete ausreichend zu schützen. Den Japanern war es daher möglich, „von einer Gesamtmobilmachung abzusehen und die Divisionen des Heeres nacheinander zu mobilisieren und abzusenden".*) Sie konnten das, weil ihre nächste Aufgabe nach der Landung nur darin bestand, sich in dem neutralen Korea eine gesicherte Operationsbasis zu schaffen. An eine Landung im Gebiet eines europäischen Staates müßte sich dagegen unmittelbar der Vernichtungskampf gegen eine größere Streitmacht anschließen, die vergleichsweise schnell versammelt sein könnte. Die Möglichkeit, die Einfalltruppen in kleinen Transportstaffeln zu landen, ist also hier nicht gegeben. Man müßte von vornherein mit starken Kräften an der feindlichen Küste auftreten. Schon die Mobilmachung einer größeren Landungsarmee könnte aber nicht verborgen bleiben, noch weniger die Bereitstellung der zahlreichen Transportschiffe, die dem überseeischen Handel entzogen werden müßten. Unerwartet könnte allenfalls nur der Angriff auf die feindliche Kriegsflotte erfolgen, vor deren Vernichtung oder Lahmlegung an keine größere Landungsoperation zu denken wäre. Auch diese Aufgabe ist aber nicht so leicht und schnell zu lösen, wenn dem Angreifer nicht sträfliche Nachlässigkeit beim Feinde zu Hilfe kommt. Im ostasiatischen Kriege

*) Generalleutnant v. Janson: „Der Überfall über See als Feldzugseinleitung." Berlin 1909, S. 137.



war das der Fall, und trotzdem ist es den Japanern niemals gelungen, die russische Flotte in Port Arthur bis zur wirklichen, materiellen Unmöglichkeit jedes Handelns lahmzulegen. Die Aussichtslosigkeit eines plötzlichen Einfalles über See in das Gebiet einer europäischen Großmacht kann also nicht schlagender bewiesen werden als durch die Ereignisse im fernen Osten. Die lange Dauer der Vorbereitungen und die Notwendigkeit einleitender Flottenkämpfe schließen die Überraschung bei einer Landung großen Stiles aus. Das war schon im amerikanischen Sezessionskriege so. Der Plan der Nordländer, im Frühjahr 1862 eine starke Truppenmacht über See nach Ostvirginien zu führen, war bei den Konföderierten schon bekannt, als seine Ausführung noch in den Kinderschuhen steckte.

Eine überraschende Feldzugseröffnung im Sinne Friedrichs des Großen ist also heutzutage weder zu Lande noch über See mehr denkbar, wenn die warnenden Vorzeichen des Krieges sorgsam beachtet werden.

Näher scheint die Möglichkeit zu liegen, dem Gegner nach Ausbruch des Krieges durch unerwartete Schnelligkeit der Mobilmachung und des Aufmarsches zuvorzukommen.

Die Überraschung in diesem Sinne hängt aber von Faktoren ab, deren Maximalgröße der bedrohte Feind im voraus annähernd berechnen kann. Die Schnelligkeit der Mobilmachung und des von geographischen und verkehrstechnischen Umständen mit bedingten Aufmarsches läßt sich eben selbst bei geschicktester Vorbereitung und völlig planmäßigem Verlauf nicht über ein bestimmtes Maß hinaus steigern. Auch mit dem Zeitpunkt des Operationsbeginnes wird man daher den Gegner nur dann überraschen können, wenn er es, wie die Franzosen 1870, nicht verstanden hat, schon im Frieden die gegebenen Bedingungen der eigenen und der fremden Kraftentfaltung richtig zu beurteilen und aus ihrem Vergleich die rechten Schlüsse zu ziehen. Die Denkschriften des Feldmarschalls Moltke zeigen, wie gründlich sich dieser schon lange, ehe der Krieg in greifbare Nähe gerückt war, mit solchen Studien beschäftigt hat. Sein Vorbild ist heute längst zum Gemeingut aller Großmächte geworden. Es wäre deshalb bedenklicher Optimismus, wenn eine von ihnen darauf rechnen wollte, den Gegner beim Operationsbeginn schlecht vorbereitet zu finden.

Schon eher darf man darauf hoffen, den Feind mit der Art der Kräfteverteilung beim strategischen Aufmarsch zu überraschen. Da dieser, wie schon angedeutet ist, von der politischen Lage, der Gestaltung der Grenze und dem Ausbau des Eisenbahnnetzes stark beeinflußt werden muß, kann der Gegner zwar aus dem sorgsamen Studium dieser Verhältnisse gewisse Wahrscheinlichkeitsschlüsse ziehen. Indessen verlassen alle diese Erwägungen leicht den Boden der nüchternen Wirklichkeit, besonders, wenn sie sich auf einen Staat beziehen, der im Kriege nach mehreren Seiten Front zu machen hat und sich frei entschließen kann, wohin er den Schwerpunkt seiner Kraftentfaltung legen will. Dazu kommt, daß die in den letzten Jahrzehnten zu

großer Stärke ausgebauten Grenzbefestigungen der meisten europäischen Staaten die Verschleierung der einleitenden Heeresbewegungen sehr erleichtern, und daß, sobald die planmäßigen Transporte das Bahnnetz nicht mehr voll in Anspruch nehmen, eine plötzliche Verschiebung selbst stärkerer Heeresteile noch in letzter Stunde möglich ist. Mit der Beendigung des Aufmarsches tritt daher die Kriegshandlung in ein Stadium ein, wo das im Frieden gesammelte, ohnehin lückenhafte Nachrichtenmaterial ganz den Dienst versagt. Erst von diesem Zeitpunkt ab ist der Krieg im vollen Sinne des Wortes „das Gebiet der Ungewißheit" und somit auch der Überraschung.

Wer nach einer solchen strebt, muß, wie schon ausgeführt worden ist, vor allem auf die Wahrung des Geheimnisses bedacht sein. Diese wird, soweit sie auf der Abwehr der feindlichen Erkundung beruht, heutzutage in mancher Hinsicht leichter sein als ehemals. Die weittragenden modernen Waffen zwingen die feindlichen Aufklärungsorgane, aus einer Entfernung zu beobachten, die durch die verbesserten Ferngläser nur unvollkommen ausgeglichen werden kann. Auf dem Gefechtsfelde fehlen die verräterischen Rauchwolken und bunten Uniformen. Die Geländebenutzung und die Ausbildung im indirekten Schießen sind in allen Armeen sehr gefördert worden. Beides erschwert dem Gegner die Erkundung sehr, und ist man trotzdem erkannt worden, so erleichtern es die Schnellfeuerwaffen, stärker zu erscheinen, als man ist. Wie gering die Ergebnisse der frontalen Aufklärung aus allen diesen Gründen heutzutage sind, hat schon der Burenkrieg gezeigt: es sei nur auf die Gefechte bei Magersfontein und Colenso (11. und 15. Dezember 1899) hingewiesen. Der russisch-japanische Krieg hat die dort gemachten Erfahrungen bestätigt.

Die enge Belegung des Straßennetzes mit marschierenden Kolonnen wird in einem europäischen Zukunftskriege schon während der Operationen ähnlich schwierige Verhältnisse für die frontale Erkundung schaffen, wie sie sich in Südafrika und Ostasien während des Gefechts gezeigt haben. Besondere Abwehrmaßregeln gegenüber der feindlichen Aufklärung werden also meist auf die nicht angelehnten Flügel oder Flanken beschränkt werden können.

Diesen Umständen, die die Verschleierung als Vorbereitung überraschenden Handelns begünstigen, stehen aber andere gegenüber, die der Wahrung des Geheimnisses zuwider sind. Die weitgehende Verwendung technischer Nachrichtenmittel im Heeresdienst macht es dem bedrohten Feinde zweifellos leichter als ehemals, eine herannahende Gefahr noch in letzter Stunde durch schnelle Gegenmaßregeln zu beschwören. Die gesteigerte Waffenwirkung kommt in erster Linie der Verteidigung zugute. Sie begünstigt also das zähe Standhalten der zunächst mit dem Angriff überraschten Heeresteile bis zu dem Zeitpunkt, wo die Hauptmacht ihre Entwicklung beendet oder sich dem vernichtenden Stoße der feindlichen Überlegenheit entzogen hat.

Von großer Bedeutung sind auch die Fortschritte auf dem Gebiete des Luftverkehrs. Nicht nur in kleinen Verhältnissen, sondern vor allem bei der strategischen

Aufklärung über weite Räume werden Luftschiff und Flugzeug das frühzeitige Erkennen der feindlichen Operationen und ihres vermutlichen Zweckes erleichtern. Für den bedrohten Teil liegt darin eine große Herabsetzung der Gefahr, für den Angreifer die Aufforderung, diese Erkundungsorgane des Gegners, ebensowie seine Kavallerie, von vornherein mit allen Mitteln zu bekämpfen. Wo ihre Vernichtung mißlingt, wird man häufig gezwungen sein, die entscheidenden Bewegungen zur Nachtzeit auszuführen. So werden sie nicht nur der Sicht von oben, sondern auch der Aufklärungstätigkeit der feindlichen Patrouillen nach Möglichkeit entzogen.

Auch in diesem Zusammenhang ist noch einmal an die Schwierigkeit zu erinnern, die in der Beaufsichtigung der Presse liegt. Schon im amerikanischen Sezessionskriege waren Indiskretionen von dieser Seite häufig. Aus dem Feldzuge von 1870 ist bekannt, daß die Meldungen englischer Blätter viel dazu beigetragen haben, der deutschen Heeresleitung zur Klarheit über Mac Mahons Abmarsch auf Sedan zu verhelfen. Bei der umfassenden Ausdehnung und Organisation des heutigen Zeitungswesens wird man weniger als je auf langes Verborgenbleiben geheimer Absichten rechnen können. Anderseits ist aber auch nicht zu bestreiten, daß gerade die Nachrichtengier eines Teils der Berichterstatter die Handhabe dafür bieten kann, falsche Angaben zur Täuschung des Gegners in Umlauf zu setzen.

Demselben Zweck der Irreführung haben zu allen Zeiten Scheinbewegungen und Gefechte gedient. So einfach aber der ihnen zugrunde liegende Gedanke ist, so schwierig ist seine Ausführung. Clausewitz*) schreibt darüber: „Solche Handlungen, wie die Anordnung von Gefechten, so weit durchzuführen, daß sie auf den Feind einen Eindruck machen, erfordern schon einen beträchtlichen Aufwand von Zeit und Kräften, und zwar um so mehr, je größer der Gegenstand ist. Weil man diese gewöhnlich nicht daran geben will, darum sind die wenigsten der sogenannten Demonstrationen in der Strategie von der beabsichtigten Wirkung.“ Wohin es aber anderseits führen kann, wenn man auf dies vielumstrittene Mittel ganz verzichtet, zeigt die Schlacht bei Sandepu.

Kuropatkin wollte hier den linken Flügel der Japaner umfassen, setzte aber die dafür bestimmten Truppen zum Angriff an, ohne die Aufmerksamkeit des Feindes durch Vorgehen in der Front zu fesseln und die dort bereitgestellten Kräfte zu binden.**) So wurden die Blicke des Gegners von vornherein auf den entscheidenden Punkt gelenkt. Immer neue Truppen, zum Teil weither von der Mitte und dem rechten Flügel herangeholt, wurden daraufhin auf dem linken Flügel der Japaner eingesetzt, bis dort die Gefahr beschworen war. Das Ergebnis der mehrtägigen Schlacht war für die Russen ein völliger Mißerfolg. Hätte Kuropatkin mit

---

*) Vom Kriege, 3. Buch, 10. Kapitel.

**) Das I. sibirische Armeekorps sollte auf dem rechten Flügel der russischen Zweiten Armee Heikoutai angreifen. Erst wenn dieses Dorf genommen wäre, sollte das benachbarte VIII. Armeekorps gegen Sandepu vorgehen.



der Umfassung einen Angriff auf die Front verbunden, so wäre sie wahrscheinlich gelungen, denn die Japaner haben, wie es scheint, von der Bedrohung ihres linken Flügels durch die ganze Zweite Armee zunächst überhaupt nichts geahnt. Sie hätten also ihre Reserven vermutlich zum großen Teil in der Front eingesetzt und dadurch dem Erfolg der unerwarteten Umfassung Vorschub geleistet.

Daß der umfassende Angriff das beste, ja oft das einzige Mittel zur Vernichtung des Feindes ist, wird durch die Kriegsgeschichte aller Zeiten bestätigt.*) Klar ist auch, daß sein Erfolg stets in mehr oder minder augenfälliger Weise auf Überraschung beruht, denn ein Feind, der die Gefahr zur rechten Zeit erkennt und keine Mittel sieht, sie abzuwehren, wird sich ihr einfach durch den Rückzug entziehen. Ganz ohne Beschäftigung der Front oder eines Teils von ihr ist aber eine solche Überraschung gewiß nur in seltenen Ausnahmefällen denkbar. Sie würde, wie bei Roßbach und Leuthen, völliges Lahmliegen der feindlichen Aufklärung und obendrein sehr günstige Geländeverhältnisse voraussetzen.**) Schein- oder Nebenangriffe werden daher auch in Zukunft immer wieder unternommen werden, wo man dem Gegner zuvorkommen will. Vielleicht wird sogar die angestrebte Täuschung leichter gelingen als in früheren Zeiten, weil es heute schon mit schwächeren Kräften möglich ist, ein Angriffsgefecht so weit durchzuführen, daß es Eindruck auf den Gegner macht. Einerseits beruht das auf dem, was schon an anderer Stelle***) über die gesteigerte Schwierigkeit der frontalen Aufklärung gesagt ist, denn diese fällt hier dem Verteidiger zur Last. Dazu aber kommt, daß dieser selbst beim Beginn des Kampfes in der Front meist nur schwache Kräfte entwickelt haben wird.

Unter allen Umständen bleibt natürlich das Gelingen von Täuschungsversuchen mindestens ebenso ungewiß, wie das des Strebens nach Verschleierung. Man wird also nach dem Rechenexempel von Clausewitz gut daran tun, die Bürgschaft für den Erfolg geplanter Überraschungen vor allem in möglichster Erhöhung des Schnelligkeitsfaktors zu suchen.

Besonders viel kommt dabei auf die Einschränkung der störenden Reibungen an. Manche von diesen sind freilich jeder menschlichen Einwirkung entzogen, so vor allem das Wetter, dessen Ungunst schon manchen Überraschungsplan zuschanden gemacht hat.†) Um so mehr ist geboten, wenigstens den Hemmungen entgegenzuarbeiten, die nicht auf höhere Macht zurückzuführen sind. Es leuchtet ein, daß dies um so leichter sein muß, je einfacher die geplante Unternehmung ist. Wo aber die Einfachheit aufhört und die Künstelei anfängt, darüber läßt sich keine allgemein gültige Regel aufstellen.

Friedrichs des Großen Seitenabmarsch vor dem entscheidenden Angriff bei Leuthen wäre wohl sicher von der Kritik als ein gekünsteltes Manöver verurteilt

*) Vgl. Jahrgang 1909, Heft 3 und folgende Hefte, Graf Schlieffen „Cannae".

**) Vgl. dazu: Bernhardi „Taktik und Ausbildung der Infanterie", S. 113 ff.

***) Vgl. Seite 170.

†) Vgl. Seite 163.

werden, wenn er mißlungen wäre. Der Erfolg indessen hat dem König recht gegeben. Als aber die Verbündeten bei Austerlitz den Franzosen gegenüber etwas Ähnliches versuchten wie er, war das Ergebnis kein glänzender Sieg, sondern eine schwere Niederlage. Der Grund für den so verschiedenen Ausgang beider Unternehmungen lag natürlich vor allem in der obersten Führung. Die Persönlichkeit des größten Feldherrn der Zeit fiel bei Leuthen für das Gelingen, bei Austerlitz für das Mißglücken des Planes entscheidend ins Gewicht. Aber es ist auch nicht zu leugnen, daß in der Dreikaiserschlacht das Mißverhältnis zwischen den technischen Schwierigkeiten des Umgehungsmanövers und der geringen Beweglichkeit des verbündeten Heeres viel zu dessen Niederlage beigetragen hat. Wer also durch überraschendes Handeln dem Feinde zuvorkommen will, wird stets zu erwägen haben, ob die Wahrscheinlichkeit des Gelingens innerhalb der Grenzen liegt, die von der Beschaffenheit der Truppen gezogen werden.

Bei improvisierten Armeen sind diese Grenzen naturgemäß besonders eng. Der Unionsgeneral Mac Dowell wollte im Juli 1861 von Washington aus mit vier Divisionen eine vereinzelte feindliche Brigade überraschend angreifen, die von Manassas nach Fairfax C. H. vorgeschoben war. Das Unternehmen hatte alle Aussicht auf Gelingen, und doch mißglückte es völlig. Schon am ersten Tage versagten die Truppen, obwohl man ihnen nur die bescheidene Marschleistung von 16 km zugemutet hatte. An keine Strapazen gewöhnt, wurden sie durch die Wirkung der Hitze, des Staubes und der kriegsmäßigen Belastung schnell erschöpft. Jede Wasserstelle hielt eine Menge von Durstigen fest, die einfach Reih und Glied verließen. Als man am zweiten Tage in großer Auflösung vor der feindlichen Stellung bei Fairfax ankam, war diese natürlich längst geräumt.

Das Beispiel ist nicht nur insofern lehrreich, als es zeigt, wieviel darauf ankommt, daß der Führer seine Truppen richtig beurteilt. Es beweist zugleich, daß selbst in solchen Fällen, wo die Kriegslage eine Überraschung des Feindes offenbar begünstigt, zu ihrem Gelingen mehr gehört als ein schneller, kräftiger Entschluß. Das gilt um so mehr, je größere Massen zu bewegen sind. Gerade heutzutage kommt daher besonders viel darauf an, nicht nur tatkräftige Männer an der Spitze der Armee zu haben, sondern dieser selbst auch ein besonders hohes Maß von Spannkraft und Beweglichkeit zu geben. Nur dann wird man imstande sein, das Glück mit schnellem Griffe festzuhalten, wenn es vorbeihuschen will. Die Fähigkeit, überraschend und damit erfolgreich zu handeln, ist also zum großen Teil eine Frucht der vorbereitenden Arbeit, eines Verdienstes, das mit zäher, geduldiger Hingebung schon im Frieden erworben sein muß. Sie beruht auf der Tüchtigkeit des ganzen Heeres vom General bis zum Troßknecht, auf der Güte seines lebenden und toten Materials und seiner Organisation, im letzten Grunde also auf dem kriegerischen Wert des ganzen Volkes und seiner Wehrverfassung. Die Bedeutung des kühnen Wagemutes, der frisch zugreifenden Entschlossenheit

soll gewiß nicht unterschätzt werden. Aber sicher ist auch, daß selbst in der Faust eines Helden ein Schwert zerbricht, das nicht mit Fleiß und Schweiß geschmiedet ist.

Die Forderungen, die sich daraus für die vorbereitende Friedensarbeit ergeben, sind mit der Zeit immer höher geworden. Dasselbe gilt von den Ansprüchen, denen die Führung genügen muß, wenn sie nicht durch mangelhafte Beherrschung des verwickelten Heeresapparates Reibungen hervorrufen soll, die schnelles, überraschendes Handeln verhindern.

Die Bedingungen des Erfolges haben sich seit unserm letzten großen Kriege so verändert, daß wohl niemand behaupten kann, sie ganz genau zu kennen. Die Erfahrungen, die im Burenkriege, in Ostasien und Südwestafrika gesammelt worden sind, haben für europäische Verhältnisse nur beschränkten Wert. Die technischen Kriegsmittel sind vermehrt und vervollkommnet worden. Ihr richtiger Gebrauch fordert Sonderkenntnisse, die auch der umfassendste Geist nicht bis ins einzelne zu beherrschen vermag. Nur ein wohldurchdachtes System der Arbeitsteilung kann diese Schwierigkeiten überwinden, die Schnelligkeit und Sicherheit großer Operationen bis zur Grenze des Erreichbaren steigern helfen. Aber eben die große Zahl der Zwischenglieder ist es wiederum, die neue Möglichkeiten der Reibung schafft. Bei dem Mangel an Kriegserfahrung in der Bewegung so großer Massen, wie sie die Gegenwart fordert, wird es daher trotz allen Studiums und aller Arbeit nicht an mancherlei Störungen des geplanten Ablaufs der entscheidenden Truppenbewegungen fehlen. Dies Los trifft aber im Kriege Freund und Feind in gleicher Weise. Nicht absolute Vollkommenheit, sondern die relativ bessere Leistung gewährt die Aussicht auf den angestrebten Vorsprung und den Sieg.

Bei all seiner Wichtigkeit und allen seinen Ansprüchen an die Geisteskraft bleibt aber das Streben nach Beseitigung der verzögernden Reibungen innerhalb des eigenen Heeresapparates der Wirkung nach doch nur ein mechanisches Mittel zum Erfolge. Dem unabhängigen Willen des Feindes ist damit nicht beizukommen. Gerade er aber pflegt im Kriege die schönsten Pläne zunichte zu machen, wenn man nicht mit ihm rechnet. Daraus folgt, daß jeder Überraschungsversuch um so bessere Aussicht auf Gelingen hat, je mehr man vom Gegner weiß.

Wie wichtig aus diesem Grunde die ununterbrochene Aufklärung ist, sei hier nur angedeutet, denn diese Erkenntnis ist längst Gemeingut geworden. Weniger weit ist dagegen die Einsicht verbreitet, daß das Ergebnis aller Erkundungstätigkeit, während der Operationen wie im Gefecht, in hohem Grade von gründlicher Kenntnis der feindlichen Heereseinrichtungen und der Kampfweise des Gegners abhängt. Zum wenigsten trägt man dieser Tatsache in der Friedensausbildung noch nicht genügend Rechnung. Es reicht nicht aus, wenn von Zeit zu Zeit schriftliche oder mündliche Belehrungen über den Gegenstand erlassen werden. Die Truppe bedarf auch in dieser Hinsicht der praktischen Schulung auf den Übungsplätzen und im Manöver, sonst wird ihr im

Kriege der Weg vom Wissen zum Können zu schwer. Das Kaisermanöver des Jahres 1910 hat gezeigt, daß der Mangel an praktischer Vertrautheit mit den bei unsern westlichen Nachbarn so beliebten vorgeschobenen Stellungen ein großes Hindernis für den schnellen Verlauf der Angriffsbewegungen war. Das muß um so mehr zu denken geben, als die französische Taktik auch im übrigen von dem Streben durchtränkt ist, den Gegner mit allerlei Mitteln irrezuführen und zu täuschen. Es sei zum Verständnis dafür nur an den weitgehenden Gebrauch von Seitenkolonnen und vorgeschobenen Detachements in den großen Manövern erinnert, oder auch an den Grundsatz des retour offensif im Gefecht. Man sagt von Marius, daß er die römischen Legionen planmäßig an den Anblick gefangener Germanen gewöhnt und dadurch erreicht habe, daß seine Krieger bei Aquae Sextiae und Vercellae dem schreckhaften Eindruck des Feindes nicht, wie vordem bei Arausio, erlagen. Durch theoretische Beschreibung des Gegners hätte er das schwerlich fertig gebracht. Die Sache mag historisch sein oder nicht, lehrreich ist sie auf alle Fälle. Es genügt, zur Nutzanwendung für unsere Zeit darauf hinzuweisen, daß die Engländer im Burenkriege und unsere eigenen Truppen in Südwestafrika bisweilen selbst plumper List zum Opfer gefallen sind, bevor sie den Gegner gründlich kannten.

Das Beispiel aus dem alten Rom verdient aber auch noch aus anderen Gründen Beachtung. Es enthält einen Hinweis auf das, was Clausewitz die selbständige geistige Wirkung der Überraschung nennt. „Wo sie — sagt er — in hohem Grade gelingt, sind Verwirrung, gebrochener Mut beim Gegner die Folge, und wie diese den Erfolg vervielfachen, davon gibt es große und kleine Beispiele genug."*)

Die vielen Fälle von Panik, von denen die Kriegsgeschichte erzählt, bestätigen die Richtigkeit dieser Behauptung. Es handelt sich dabei durchaus nicht immer nur um Katastrophen von örtlich eng begrenzten Folgen. Die schmachvollen Kapitulationen einer Reihe von preußischen Festungen im Jahre 1806 beweisen zur Genüge, wie weit sich die Wirkung unerwarteter Niederlagen über das Schlachtfeld hinaus erstrecken kann.

Mehrere Lehren sind daraus für die vorliegende Betrachtung abzuleiten. Zunächst, daß es bei aller Siegeszuversicht, so berechtigt und nötig sie sein mag, nicht wohlgetan ist, sich des Gedankens an mögliche Mißerfolge ganz zu entschlagen. Je weniger man sich von ihnen überraschen läßt, desto leichter wird man ihre schädlichen Folgen eindämmen. Darum muß jeder Soldat der Armee mit dem Gedanken vertraut sein, daß Rückschläge möglich sind, zugleich aber auch die feste Überzeugung im Herzen tragen, daß es nur des unverzagten, festen Willens bedarf, um dennoch zu siegen. Auch das aber läßt sich nicht auf theoretischem Wege allein, sondern nur im Bunde mit der Praxis erreichen. Nicht nur der Angriff muß geübt werden, nein, auch der Rückzug, und vor allem der Übergang aus ihm zu neuem Ringen um die

*) Vom Kriege, 2. Buch, 9. Kapitel.

Palme des Sieges. Das ist der gesunde Gedanke, den — neben weniger glücklichen — der schon erwähnte retour offensif unserer Nachbarn enthält.

Als zweite Lehre ist zu beherzigen, daß, wie Clausewitz sagt, „die geistige Wirkung der Überraschung das Eigentümliche hat, das Band der Einheit gewaltig aufzulockern, so daß leicht jede einzelne Individualität dabei zum Vorschein kommt". Mit anderen Worten: es gilt, nicht nur die moralische, sondern auch die physische Widerstandskraft des einzelnen gegenüber der zersetzenden Wirkung überraschender Eindrücke zu stählen.

Darin liegt nicht nur eine große und schwere Anforderung an die militärische Erziehung, sondern auch eine solche an Elternhaus, Schule und Presse. Wer die wehrhafte Jugend ängstlich vor jedem rauhen Lufthauch zu bewahren sucht, sie lehrt, den Härten und Bitternissen des Lebens auszuweichen, statt sie zu überwinden, wer sie gar verleitet, sich dem Opiumrausche unerfüllbarer Träume vom ewigen Frieden hinzugeben, der tut die Arbeit unserer Feinde. Der „volle kriegerische Manneswert", jenes Erziehungsideal des verewigten Prinzen Friedrich Karl, muß auch das unsere bleiben, damit wir innerlich gewappnet sind, wenn einst die rauhe Wirklichkeit die Schwärmer plötzlich weckt.

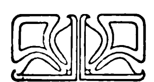
So führt auch diese psychologische Betrachtung zu dem Schlusse, daß es die überlegene Tüchtigkeit des ganzen Volkes in Waffen ist, die den Ausschlag gibt, wenn es gilt, uns selbst vor der Überraschung zu bewahren und mit ihr im Bunde den Feind zu schlagen. Alles andere ergibt der Krieg von selbst. Allgemeine Rezepte für die Ausführung sind wertlos, denn Strategie und Taktik werden allezeit ein „System der Aushilfen" bleiben. Die Kräfte zusammenhalten — nicht räumlich, wie die Verbündeten bei Roßbach, sondern führungstechnisch, wie es uns Moltke gelehrt hat — und entschlossen handeln, das ist die einzige Regel, die für alle Fälle gültig bleibt.

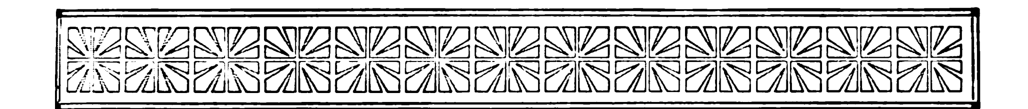
Wessen Geist klar und wessen Herz stark genug ist, daran festzuhalten, dem hilft das Kriegsglück auch über die Folgen der Fehler hinweg, die selbst der Tüchtigste macht. Der wird erfahren, daß „die geistige Wirkung, die die Überraschung mit sich führt, für den, der sich ihres Beistandes erfreut, oft die schlechteste Sache zu einer guten macht".*)

Die kühne Tat nur sichert den Vorsprung und mit ihm den Sieg.

*) Clausewitz, a. a. O.

Deutelmoser,
Hauptmann und Kompagniechef
im 7. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 69.





Die Ansichten der Japaner über den Kampf um befestigte Feldstellungen.

Nach den Erfahrungen des mandschurischen Krieges kann es nicht wundernehmen, daß im japanischen Heere Kämpfen um befestigte Feldstellungen große Wichtigkeit beigemessen wird. Alljährlich findet auf einem der großen Truppenübungsplätze eine „besondere Pionier-Übung" statt, an der außer zwei bis drei Pionier-Bataillonen auch Truppen anderer Waffengattungen teilnehmen. Dabei wird stets auch eine befestigte Feldstellung ausgebaut und angegriffen. Bei diesen Übungen sind der General-Inspekteur der Ausbildung*) und der Inspekteur der Pioniere zugegen. Die gesammelten Erfahrungen werden von ihnen allen höheren Kommandostellen mitgeteilt; diese sorgen dann innerhalb ihrer Befehlsbereiche dafür, daß sie der allgemeinen Truppenausbildung zugute kommen.

Dazu werden Übungen aller drei Waffen, und zwar meistens in den Monaten Februar, März und April abgehalten, da vom Mai ab die jungen Reispflanzen gesetzt werden und das Betreten der Felder nicht mehr zulässig ist. Die Witterung ist in jener Jahreszeit rauh und vielfach regnerisch. Da sich die Haupttätigkeit der Truppen in der Nacht abspielt, so sind die mehrtägigen Übungen meist recht anstrengend und schon dadurch eine ausgezeichnete Erziehung für den Krieg.

Die Rekruten, die in Japan erst am 1. Dezember bei den Regimentern eintreten, können zu diesen Übungen noch nicht herangezogen werden. Die meist kriegsstark formierten Verbände — bei Garnisonübungen etwa zwei bis drei Bataillone Infanterie, eine bis zwei Eskadrons, zwei bis drei Batterien, zwei Pionier-Kompagnien — werden aus alten Mannschaften zusammengestellt. Auch Train- und Sanitätsformationen fehlen nicht. Die Japaner halten das richtige Zusammenarbeiten

*) Seit dem Jahre 1898 besteht in Japan eine „General-Inspektion der Ausbildung", die dem Kaiser unmittelbar untersteht und für die gleichmäßige Ausbildung und fortschreitende Entwicklung der verschiedenen Waffengattungen verantwortlich ist. Ihr unterstehen die „Inspektionen" der Kavallerie, der Feld- und der Fußartillerie und der Spezialtruppen sowie die höheren Armeeschulen mit Ausnahme der Kriegsakademie. Der General-Inspekteur — z. Zt. General Asada — hat das Recht, Truppen zu besichtigen.

der Stäbe und Truppen — auch hinter der Front — im Kriege nur dann für gewährleistet, wenn es im Frieden fortgesetzt geübt wird.

Die reglementarischen Grundsätze für den Kampf um befestigte Feldstellungen gleichen sich im deutschen und japanischen Heere fast völlig. In der Praxis ergeben sich jedoch einige Verschiedenheiten.

Auch die japanischen Vorschriften besagen, daß der Verteidiger „nur eine Stellung, diese aber mit allen Mitteln verstärken soll". Trotzdem neigt man zuweilen dazu, zwei Linien hintereinander zu befestigen oder über die Hauptstellung hinaus wenigstens stellenweise noch Schützengräben vorzuschieben. Mit dem Begriff langer zusammenhängender Verteidigungslinien hat man, wie bei uns, gebrochen. Man kennt nur noch gruppenweise Anlagen. Die Feldbefestigungsvorschrift empfiehlt in der Hauptsache „Bataillonsgruppen" oder „Stützpunkte" und „Feldschanzen" für je eine Kompagnie. Auf die Möglichkeit wechselseitiger Flankierung der einzelnen Gruppen wird größter Wert gelegt.

Die Feldartillerie macht auch in Verteidigungsstellungen von „fast verdeckten"*) und „offenen" Feuerstellungen zu direktem Feuer häufiger als wir Gebrauch. Durch tieferes Einschneiden im Gelände und gute Maskierung der Geschütze soll eine frühzeitige Entdeckung verhindert werden. Die Staubentwicklung beim Schuß ist durch Auslegen von Matten oder durch Besprengen des Bodens vor den Geschützmündungen zu beschränken.

Die Profile der Schützen-, Deckungs- und Verbindungsgräben sind von der größten Mannigfaltigkeit, je nach Geländegestaltung, Bodenbeschaffenheit und der für die Arbeiten verfügbaren Zeit. Ganz besonderen Wert legt man auf den Einbau zahlreicher Schulterwehren, die bei schwer zu bearbeitendem Boden gern aus Sandsäcken hergestellt werden. Zahlreiche Ausfallstufen werden in die vordere Grabenwand eingeschnitten, um das Vorbrechen zum Gegenangriff zu erleichtern.

Die Maschinengewehre werden zur Abgabe von Flankenfeuer hauptsächlich an den ausspringenden Winkeln der Feuerlinie eingebaut. Unmittelbar neben sie stellt man Scheinwerfer, damit die Gewehre bei Nacht ihr Feuer auf beleuchtete Ziele richten können.

Außer den taktischen Anforderungen kommen auch die Rücksichten auf Hygiene und möglichste Bequemlichkeit der Truppen in der Stellung voll zu ihrem Recht. Dem Abzuge des Wassers aus den Gräben wird große Sorgfalt gewidmet. Gegen Feuchtigkeit und Kälte werden die Wände der Unterstände mit Zeltbahnen oder Reisstroh bekleidet. Holzkohlenfeuer, deren Rauchentwicklung gering ist, dienen zum

*) Das neue Exerzier-Reglement für die Feldartillerie vom 19. 2. 1911 hat die „fast verdeckte" Feuerstellung noch beibehalten.

Wärmen der Mannschaften. Im Kriege erhielten diese auch Hohlkugeln mit einer glühenden Holzkohle zum Wärmen der Hände. Peinliche Sauberkeit herrscht auf den Verbandplätzen und in den Latrinen. Bei den langdauernden Übungen wird die Beköstigungsportion erheblich erhöht und für genügenden Schlaf der Mannschaften bei Tage gesorgt.

Mit Rücksicht auf den reichen Anbau verbieten sich häufig größere Aufräumungsarbeiten im Vorgelände; im allgemeinen begnügt man sich damit, Entfernungsmarken anzubringen. Außerdem stellt man Masken und Scheinanlagen her, die die Japaner ja auch in der Mandschurei mit großem Erfolge verwerteten. Das Versetzen von Geländemarken, die für den Angreifer wichtig sind, während der Nacht gilt als ein gutes Täuschungsmittel.

Besonderer Wert wird auf die zweckmäßige Anlage von Hindernissen gelegt. Als das wirkungsvollste gilt noch vom Kriege her ein mindestens 10 m breites, und nicht weiter als 20 bis 30 m vor der Feuerlinie gelegenes Drahthindernis. Sein Nachteil ist der, daß es die Lage der Stellung verrät, wenn es nicht äußerst geschickt angeordnet ist. Deshalb wird auf seine Maskierung die allergrößte Sorgfalt verwendet. Für den Verkehr der eigenen Patrouillen läßt man in ihm schmale, im Zickzack geführte Gassen frei, die gegen feindliche Patrouillen durch spanische Reiter gesperrt werden können. Vor und hinter dem Drahthindernis werden Tretminen ausgelegt. Wo die Zeit zur Anlage von Drahthindernissen fehlt, legt man Drahtschlingen, mit denen vor Port Arthur gute Erfahrungen gemacht wurden.

Die Befestigungsarbeiten werden nach denselben Grundsätzen ausgeführt wie bei uns. Die Pioniere sollen möglichst nur mit den technisch schwierigen Bauten — Eindeckungen, Hindernisse usw. — betraut werden. Es wird betont, daß die Arbeit von Anfang an schnell und unverdrossen gefördert werden muß, da erfahrungsgemäß die zur Verfügung stehende Zeit meist überschätzt wird. Zuerst sind die wichtigen, dann die nebensächlichen Anlagen herzustellen.

Die einleitenden Maßnahmen des Angriffs auf eine befestigte Feldstellung tragen den Stempel größter Bedachtsamkeit. Das im deutschen Exerzier-Reglement für die Infanterie (Ziffer 376a) empfohlene Verfahren, schon bei Tage Infanterie-Abteilungen an die feindliche Stellung heranfühlen zu lassen, um den Feind zur Besetzung derselben zu veranlassen und dadurch die eigene Erkundung zu erleichtern, findet sich in den japanischen Vorschriften nicht. Der Angreifer marschiert außerhalb des Schußbereichs der Stellung auf, leitet eine eingehende Erkundung ein und verschiebt, wenn keine absolute Notwendigkeit zum Angriff bei Tage vorliegt, die weitere Annäherung der Infanterie auf die Dunkelheit.

Die Erkundung wird sehr zahlreichen Offizierpatrouillen der Pioniere und der

Infanterie übertragen. Ihre Haupttätigkeit fällt in die Nacht. Die besondere Aufgabe der Infanterie-Offizierpatrouillen ist die Erkundung des Angriffsgeländes in bezug auf die Möglichkeit gedeckten Vorgehens, der Übergänge über Flüsse und Sumpfniederungen und der ungefähren Lage der ersten Angriffsstellung. Die Pionierpatrouillen haben die feindliche Stellung selbst zu erkunden. Es wird ihnen anempfohlen, von tiefgelegenen Punkten aus zu beobachten, ob sich nicht Teile der Stellung gegen den Nachthimmel abheben; sehr oft wird die charakteristische Silhouette der Drahthindernisse zum Verräter.

Unter dem Schutze der im Angriffsfelde befindlichen Patrouillen wird dann die Infanterie in der Dunkelheit „je nach der Lage in geschlossener oder geöffneter Ordnung" an die erste Angriffsstellung herangeführt. In völliger Lautlosigkeit, geleitet durch Winke mit weißen Flaggen oder durch Signale mit abgeblendeten Laternen, gehen die Kompagnien vor. Kurz vor der ausgesuchten Stellung wird gehalten; Zug- und Gruppenführer kriechen vorsichtig so weit vor, bis sie geeignete Punkte zur Feuerabgabe gefunden zu haben glauben.

Das Festlegen der Stellung geschieht häufig durch Leinen mit weißen Papierstreifen oder durch Streuen von Kalk. Unteroffiziere und Posten bleiben dann in ihr, während die Zugführer zurückkriechen, um die Mannschaften möglichst gedeckt vorzuführen. Die hierbei angewandten Formationen sind durchaus verschieden. Bei sehr dunkeln Nächten werden, um ein Verlaufen der Leute zu verhindern, die Kompagnien in Reihen- oder Zugkolonnen an einen Flügelpunkt der Stellung herangeführt, die Züge schwenken dann nacheinander im Haken ein, gehen an der Stellung entlang und machen in ihr Front.

Sodann beginnt das Ausheben der Schützengräben.

Während so die Infanterie sich in ihre erste Angriffsstellung vorschiebt, ist weiter rückwärts auch die Artillerie des Angreifers in Stellung gegangen.

Bezüglich der Notwendigkeit der Anlage von „Angriffsstellungen" für die Infanterie, ihrer Zahl und der Stärke ihres Ausbaues scheint ein Unterschied in der deutschen und in der japanischen Auffassung zu bestehen, der auch in den Vorschriften zum Ausdruck kommt. Ziffer 380 des deutschen Exerzier-Reglements für die Infanterie bezeichnet es als vorteilhaft, wenn die zur Eröffnung des Feuerkampfes ausersehene Stellung so nahe an der feindlichen liegt, daß von ihr aus direkt zum Sturm geschritten werden kann; es sollen also erste Feuerstellung und Sturmstellung zusammenfallen.

Auf Grund ihrer Kriegserfahrungen rechnen die Japaner nicht mit der Möglichkeit eines so schnellen, gleichsam abgekürzten Verfahrens. Ihre Vorschriften fordern, daß man sich einer befestigten Feldstellung durch Ausbau **mehrerer** Angriffsstellungen nähert. In der Militärliteratur und in Kritiken wird dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß der Angreifer die Schanzarbeiten als „einen vorwärts getragenen Schild"

ansehen muß, und daß es im Kampf um befestigte Feldstellungen unzutreffend sei, infolge des Spatengebrauchs ein „Verblassen des Angriffsgedankens“ zu befürchten.

So sehen wir denn, daß sich der Angreifer sofort mit Energie an den Ausbau der Stellung macht, aus der er den Feuerkampf eröffnen will. Gewöhnlich steht sie bald an Stärke der Profile und an Zahl der Schulterwehren und Eindeckungen der des Verteidigers nur wenig nach. Die zur Virtuosität ausgebildete Fähigkeit aller Waffengattungen in der Herstellung von Erdarbeiten bringt es zuwege, daß im Laufe einer Nacht Stellungen entstehen, die in der Tat „Stützpunkte“ für das weitere Fortschreiten des Angriffs werden. Eine solche Stärke ist dem vom regsten Offensivgeist durchdrungenen Verteidiger gegenüber aber auch dringend geboten.

Dieser enthält sich während des Anmarsches des Angreifers größerer Unternehmungen, um ihm das frühzeitige Erkennen der Stellung zu erschweren. Auch die Verteidigungsartillerie eröffnet das Feuer noch nicht. Nur geschickt im Gelände versteckte Patrouillen versuchen die ersten vortastenden Aufklärungsorgane des Angreifers unschädlich zu machen.

Das zurückhaltende Verfahren des Verteidigers ändert sich, sobald der Angreifer seine Truppen bereitgestellt hat und mit der Erkundungstätigkeit in größerem Umfange beginnt. Unter dem Schutze der Dunkelheit und unterstützt durch die bessere Kenntnis des Geländes fallen zahlreiche starke Patrouillen des Verteidigers über die des Angreifers her. Die Scheinwerfer treten in Tätigkeit; aus Maschinengewehren und von Schießgestellen aus werden die Anmarschwege unter Feuer genommen. Dort, wo sich der Angreifer unvorsichtig und allzu kühn vorwagt, brechen kleinere oder größere Abteilungen aus der Stellung überraschend auf ihn los. Die Regsamkeit des Verteidigers zwingt den Angreifer zum Vorschieben starker Sicherungen während der Einrichtung der ersten Feuerstellung und zu steter Kampfbereitschaft der arbeitenden Abteilungen.

Nur in besonders günstigem Gelände wird die Infanterie des Angreifers am Morgen nach dem Ausbau der ersten Feuerstellung sofort weiter vorgehen können. Gewöhnlich ruht sie, während nunmehr die Artillerie die Stellung des Verteidigers unter Feuer nimmt. Erst am Abend des zweiten Tages beginnt das Vorarbeiten von neuem. Mit der Annäherung an den Feind wird die Ausführung von Erdarbeiten immer schwieriger. Die Benutzung von Sandsäcken tritt in den Vordergrund und wird zur Notwendigkeit, je mehr man sich der Sturmstellung nähert. Dabei wird häufig davon abgesehen, die mit dem 25 bis 30 kg schweren Sandsack belasteten Mannschaften vorspringen zu lassen. Von der letzten Feuerlinie bis zur Sturmstellung wird eine Kette von Leuten gebildet, die sich im Abstande von drei bis fünf Schritt, die kleinsten Falten des Geländes ausnützend, auf den Rücken legen. Dann werden die Sandsäcke von hinten her vorgereicht und von dem vordersten Mann aufgeschichtet. Sobald genügend Deckung vorhanden ist, kriechen die Leute vorsichtig vorwärts und

verteilen die Säcke, so daß eine Brustwehr entsteht, die als Deckung für die nun beginnenden Erdarbeiten dienen kann. Natürlich ist eine starke Sicherung des Arbeitskopfes und der liegenden Mannschaftskette durch vor- und seitwärts herausgeschobene Patrouillen erforderlich. Auch zwingt das Licht der Scheinwerfer oft zur Unterbrechung der Arbeit oder zu besonderen Schutzmaßnahmen, unter denen Erzeugung von dickem Qualm durch Abbrennen von feuchtem, mit Petroleum getränktem Gras, Stroh und Heideboden als besonders wirksam gilt.

Das Vorgehen in die Sturmstellung und das Festsetzen in ihr ohne wirksamste Unterstützung durch die Angriffsartillerie wird für unmöglich gehalten. Das japanische Reglement schreibt daher vor, daß „ehe die Infanterie die Sturmstellung besetzt hat, die Artillerie unter dem Schutze der Dunkelheit Stellungswechsel nach vorn vornehmen muß". Gewöhnlich wird übrigens jetzt auch die Artillerie des Verteidigers so weit vorgebracht, daß sie den Angriff aus nächster Nähe direkt beschießen kann. Oft finden, ebenso wie dies im Kriege geschah, Teile von ihr in der Infanterielinie Aufstellung.

Ist es dem Angreifer trotz des Feuers und der unablässigen Vorstöße des Verteidigers gelungen, sich in der Sturmstellung festzusetzen, so richtet er seine Anstrengungen nunmehr auf die Zerstörung der Hindernisse. Als wichtiger Grundsatz wird dabei betont, daß man sich zuerst über deren Stärke und Beschaffenheit vollkommen klar werden müsse. Eine eingehende Erkundung setzt daher ein. Im übrigen erwartet man eine gründliche Zerstörung der Hindernisse nur von Sprengungen der Pioniere. Als sicherstes Verfahren gilt das Hinüberwerfen langer, ausgehöhlter und mit etwa 150 Sprengkörpern geladener Bambusstangen über die Drahtflächen; dadurch werden breite Gassen geschlagen, die im Augenblick des Sturmes noch mit Drahtscheren erweitert werden können. Astverhaue sowie die hölzernen Pfähle der Drahthindernisse versucht man nach Übergießen mit Petroleum zu verbrennen. Die Unterstützung und Sicherung der Zerstörungstrupps hat durch Maschinengewehrfeuer aus rückwärtigen oder flankierenden Stellungen zu erfolgen. Der Verteidiger setzt nunmehr alles daran, die zerstörten Hindernisse wiederherzustellen; Leuchtpistolen und Strohfeuer sorgen für Beleuchtung an Stelle der wohl längst zerschossenen Scheinwerfer. Sind solche noch vorhanden, so sollen sie jetzt im Innern der Gräben aufgestellt werden, um das Einschleichen feindlicher Patrouillen an schwachen Punkten der Stellung zu erschweren.

In diesen letzten Phasen des Kampfes, wo nur noch 100 m oder noch geringere Entfernungen die Gegner trennen, tritt auch die Handgranate in ihr Recht.

Im allgemeinen gilt wie bei uns das Morgengrauen als die geeignetste Zeit für die Durchführung des Sturmes. Man scheut sich jedoch keineswegs, ihn auch in völliger Dunkelheit auszuführen, besonders wenn es sich um Fortnahme schwächerer vorgeschobener Stellungen handelt, oder wenn die Möglichkeit besteht, gleichzeitig mit zurückgeworfenen Abteilungen des Verteidigers in die Stellung einzudringen.

Hinter einem dichten Schleier von Patrouillen, in geschlossener Ordnung, meist der Zugkolonne, das ungeladene Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr „zum Sturm rechts", gehen die Kompagnien lautlos und langsam — 60 bis 70 Schritt in der Minute — gegen die Gassen in den Hindernissen vor. Haben die vordersten Sicherungsabteilungen das Hindernis erreicht, so werfen sie sich hin. Unter dem Schutz ihres Feuers suchen Pioniertrupps mit Drahtscheren und kleinen Sprengladungen die Gasse zu verbreitern. Durch das geöffnete Hindernis stürmt die Kolonne hindurch und wirft sich, jenseits aufmarschierend, in fest geschlossener Masse lautlos auf den Feind.

Der Verteidiger wartet den Angriff nicht in seinen Gräben ab. Ist es dem Angreifer trotz des heftigen Feuers der Geschütze, Maschinengewehre und Schützen, trotz der Explosionen von Handgranaten und Tretminen gelungen, durch das Hindernis vorzudringen, so wirft sich ihm der Verteidiger mit dem Bajonett entgegen. In dem schmalen, kaum 20 bis 30 m breiten Raum zwischen Graben und Hindernis fällt die Entscheidung.

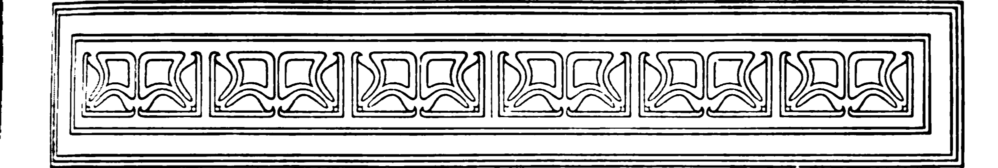
Siegt der Angreifer, so begnügt er sich zunächst mit dem Besitz der Stellung. Er richtet sie schnell in verwandter Front zur Verteidigung her, um gegen Rückschläge gesichert zu sein. Auf Gegenangriffe verzichtet der japanische Verteidiger niemals, wenn er noch irgendwelche Reserven hat. Er weiß, daß dafür jetzt der günstigste Augenblick ist. Der Angreifer hat schwere Verluste erlitten, seine Verbände befinden sich in großer Unordnung; auch wird seine Spannkraft nach den Anstrengungen der vergangenen Tage und Nächte in dem Augenblick nachlassen, wo das schwerste Stück Arbeit getan ist.

Der Angreifer zieht daher seine Reserven, die unterdessen in die Sturmstellung gefolgt waren, sofort in die eroberte Stellung nach. Artillerie und Maschinengewehre eilen ebenfalls dorthin vor. Die Verbände werden geordnet; aber erst mit vollem Tageslicht setzt die Verfolgung ein.

Häufig wird es dem Angreifer nicht gleich beim ersten Anlauf gelingen, die feindliche Stellung zu nehmen. Unter großen Verlusten und in Unordnung wird er zurückfluten, heftig verfolgt vom nachstürmenden Verteidiger. In dieser Lage werden ihm seine „Angriffsstellungen" unschätzbare Dienste leisten. Mit ihrer Hilfe wird es ihm gelingen, wieder Halt zu machen und sich zu neuem Angriff zu sammeln. So wirken sie dann tatsächlich wie „ein Schild, den der Angreifer vor sich herträgt".



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71.



Cannae.

(Fortsetzung.)

Die Schlacht von Gravelotte — St. Privat.

Von der französischen Armee verbrachten die Nacht vom 16. zum 17. August die drei Divisionen des 4. Korps bei Doncourt, zwei Divisionen des 3. und die 1. Division (Tixier) des 6. zwischen St. Marcel, Villers aux Bois und der Römerstraße, die übrigen achteinhalb Divisionen, je zwei des 3. und 6., die zweieinhalb des 2. Korps und die zwei der Garde zwischen Rezonville, Gravelotte, dem Nordrand des Bois des Ognons und der Höhe südlich Rezonville. Skizze 3.

Fast unmittelbar gegenüber zogen sich die deutschen Vorposten von der Mance-Schlucht quer durch das Bois des Ognons am Nordrand des Bois de Vionville halbwegs zwischen Rezonville einerseits, Flavigny—Vionville anderseits den Tronviller Büschen zu, die sie nördlich umschlossen. Dahinter standen die 25. Division im Bois des Ognons, die 16. an der Straße Gorze—Rezonville, das III. Korps bei Vionville, das X. bei Tronville mit einer Seitendeckung gegen Mars la Tour. Noch während der Nacht wurden in Marsch gesetzt das IX. Korps auf die Höhe westlich Gorze, das XII. über Thiaucourt, das Gardekorps über Beney, St. Benoit und Chambley nach Mars la Tour. Unmittelbar hinter dem IX. Korps sollten über die Mosel folgen das VII. auf Gravelotte, das VIII., Gorze westlich lassend, auf Rezonville.

Bazaine glaubte es am 16. mit der Ersten und Zweiten deutschen Armee zu tun gehabt zu haben und war überzeugt, daß zu diesen Feinden am 17. die Dritte Armee hinzutreten würde. Diese Annahmen beruhten nicht auf den Einbildungen eines schwarzsehenden Geistes: die drei deutschen Armeen konnten sehr wohl bis zu jenem Tage zwischen Mosel und Maas vereinigt sein. Aber wenn man sich auch nur an die unbestrittenen Tatsachen hielt, daß die französische Armee am 16. zurückgewichen war, daß der Feind nahe gegenüberstand, und daß Verstärkungen von der Mosel her für ihn im Anmarsch waren, mußte sich Bazaine einer Überlegenheit wenn nicht an Zahl, so doch an Leistungsfähigkeit gegenüber glauben. Es ist daher

erklärlich, daß er nicht angreifen wollte. Das war ihm am 16. mißlungen und mußte ihm am 17. vollends mißlingen. Er wollte auch nicht stehen bleiben, denn er mußte gewärtig sein, rechts und links umfaßt, in nordöstlicher Richtung zurückgetrieben zu werden. Er konnte auch nicht seine Armee rechts- oder linksum machen lassen, um in überlanger Kolonne an der feindlichen Front entlang über Conflans nach Verdun oder über Gravelotte nach Metz abzumarschieren. Er würde bald zum Stehen gebracht und sich in der gleichen Lage wie vorher befunden haben.

Günstigere Bedingungen ergaben sich für einen Abmarsch über Briey. Auf dem Wege dorthin entfernte er sich ziemlich senkrecht von dem Feinde. Rechts und links der großen Straße Gravelotte—Briey konnten noch zwei Wege über Homecourt und über Moineville benutzt und dadurch eine wesentliche Kürzung der Marschkolonnen gewonnen werden. Immerhin blieben sie noch so lang, daß, um sie etwaigen Angriffen des Feindes zu entziehen, bereits am Abend des 16. aufgebrochen werden mußte. Das war aber nicht möglich. Bis auf das 4. Korps, das seine Haltung einigermaßen bewahrt hatte, waren die Truppen teils nahezu aufgelöst, teils durcheinandergekommen, alle in der entmutigten und niedergedrückten Stimmung einer geschlagenen Armee. Aus dem wirren Haufen in der Nacht oder auch am Morgen des 17. drei schmale Marschkolonnen zum Rückzug über die Orne zu bilden, war unmöglich. Geschah es aber erst im Laufe des Tages, so hätte eine teils unmittelbare teils über Conflans angesetzte Verfolgung zu dem von Moltke gewünschten Abdrängen gegen die luxemburgisch-belgische Grenze geführt. Aber wenn auch die Verfolgung sehr spät eingeleitet wurde, ganz ohne wiederholte Nachhutgefechte wäre es doch nicht abgegangen, und was hätte es wohl genützt, die bereits entmutigte und erschütterte Armee durch einen fluchtähnlichen Rückzug vollends zugrunde zu richten, auf einem weiten Umweg nach Chalons gelangen zu lassen und sie dort mit Mac Mahons Heerestrümmern zu vereinigen, während 450 000 Deutsche auf dem näheren Wege ziemlich gleichzeitig zum Entscheidungskampfe dort zu erscheinen vermochten. Solche Aussichten waren für Bazaine nicht verlockend. Da war es doch besser, den linken Flügel aus der drohenden Umfassung von Rezonville über Gravelotte hinter die Mance-Schlucht zurückzuziehen und aus der Front Gravelotte—Doncourt eine Rückwärtsschwenkung der Mosel zu auszuführen. Auf dem Höhenrücken östlich des Mance-Baches und westlich der Schlucht von Montveau fand sich eine »position inexpugnable«, in der ohne jedes Bedenken ein Angriff abgewartet und abgewiesen werden konnte. War das geschehen, konnte man mit einer nochmaligen Rückwärtsschwenkung hinter den Metzer Befestigungen die wohlverdiente Ruhe finden. Der Versuch, in einem Zuge die Doppelschwenkung zu machen, hätte wahrscheinlich zu einer völligen Auflösung der Armee geführt. Ein Halt in der starken Stellung mußte gemacht, die Ordnung wiederhergestellt und eine Schlacht geschlagen werden. Das war als das mindeste von einer Armee zu verlangen, die offiziell am 16. einen glänzenden Sieg

gewonnen hatte. Der kurze Rückzug wurde mit der Notwendigkeit der Munitions- und Lebensmittelergänzung überzeugend erklärt, und ganz ernstlich gemeldet, daß über dem abgewiesenen und vernichteten Feind hinweg der befohlene Marsch nach Chalons angetreten werden würde. So lauteten die offiziellen Absichten. Tatsächlich war der Rückzug nach Metz wenn nicht schon früher, so doch seit dem 16. Abends beschlossene Sache. Schwerlich mußte dieser Rückzug unter allen Umständen zum völligen Untergang führen.

Mehr als 100 Jahre früher, 1757, war die österreichische Armee des Prinzen Karl von Lothringen durch eine blutige Schlacht nach Prag zurückgeworfen und dort eingeschlossen worden. Großen Schrecken hatte die Nachricht in Wien hervorgerufen. Bei näherer Prüfung der Verhältnisse erkannte man jedoch den Vorteil dieser Einschließung einem fluchtähnlichen Rückzug gegenüber. Prinz Karl wurde angewiesen, Durchbruchsversuche zu unternehmen, sie aber nicht gelingen zu lassen. Da hinreichende Vorräte vorhanden waren, sollte der Prinz in Prag bleiben und nur sorgen, den größten Teil der preußischen Armee vor der Festung festzuhalten. Gegen den kleinen Rest hoffte man ein genügendes Entsatzheer aufzubringen. Die Schlacht von Kolin bewies die Richtigkeit der Spekulation.

Allerdings lagen 1870 die Dinge etwas anders wie 1757. In Paris war nichts von der Tatkraft Maria Theresias, an der Spitze des Entsatzheeres nichts von der klugen Berechnung des Grafen Daun zu spüren und statt der wenigen preußischen Bataillone, die bei Kolin verbluteten, wird auch nach der Einschließung von Metz noch immer ein deutsches Heer von 250 000 Mann im Felde stehen. Als aber noch eine französische Armee in einer Festung eingeschlossen werden mußte, stellten sich doch Verhältnisse heraus, die denen des Juni 1757 nicht ganz unähnlich waren, zu deren Ausnutzung Moltke gegenüber freilich die Männer fehlten.

Man muß also der Kritik recht geben, daß es für Bazaine sicherlich das beste gewesen wäre, mit seinen 160000 Mann die 450000 Deutsche einfach auf das Haupt zu schlagen. Da er sich aber dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte, und da er weder an die luxemburgisch-belgische Grenze gedrängt, noch als gänzlich geschlagener Feldherr in Chalons von dem gleichfalls total geschlagenen Mac Mahon aufgenommen werden wollte, so war der Rückzug nach Metz immer noch als ein erträgliches Auskunftsmittel zu betrachten.

Aber war es noch möglich, dieses Auskunftsmittel anzuwenden? War die französische Armee, der man den Abmarsch über Briey nicht zumuten durfte, imstande, den Rückzug in die uneinnehmbare Stellung auszuführen? Schwerlich, wenn der Feind am nächsten Morgen vorgehen sollte. Eine Panik, eine jähe Flucht, so meinte Bazaine, wäre entstanden. Glücklicherweise rührte sich der gefürchtete Feind den ganzen 17. über nicht und so blieb Zeit, „die Armee zu retten".

Eine Garde-Division und das 2. Korps wurde an der deutschen 25. Division

vorüber durch Gravelotte, die andere Garde-Division und das 3. Korps über Malmaison, das 4. über Verneville auf den Höhenrücken jenseits des Mance-Baches geführt. Das 6. Korps soll als Nachhut bis Verneville folgen. Da jedoch dort keine geeignete Stellung zu finden ist, wird es auf den rechten Flügel zurückgenommen. Die gesamte Bewegung ist äußerst schwierig, Regimenter müssen sich erst zu Regimentern, Brigaden zu Brigaden, Divisionen zu Divisionen zusammenfinden. Die einzelnen Marschkolonnen können nicht anders als sich in den verschiedensten Richtungen kreuzen. Die Nacht ist schon längst hereingebrochen, als die letzten Truppen ihr höchstens 10 km entferntes Ziel erreichen, ohne in irgendeiner Weise durch den Feind gestört worden zu sein. Am nächsten Tage werden stehen: das 6. Korps auf einem Höhenrücken zwischen Roncourt und der Kuppe 321, etwa 1000 m südlich von St. Privat; das 4. von Höhe 322 nördlich der Eisenbahn bis Montigny la Grange, das 3. links anschließend bis zur Straßenbiegung östlich St. Hubert; das 2. von dort bis Rozerieulles, die Brigade Lapasset bei Jussy und Ste. Ruffine, die Garde bei Plappeville.

Skizze 6.

Bazaine war es geglückt, nicht nur seine Armee aus einer höchst bedenklichen Lage zu ziehen, sondern auch in eine Stellung zurückzubringen, in der er nun seinerseits dem Feinde eine recht schwierige Aufgabe zu stellen vermochte.

Skizze 3.

Moltkes erster Gedanke nach Eingang der Nachricht vom 16. war der erneute Angriff und die Verfolgung gewesen. Auf beiden Flügeln mußte die ganz nahe liegende Rückzugslinie, mochte sie über Conflans auf Verdun oder über Gravelotte auf Metz führen, erreicht, der Besiegte auf Briey oder Diedenhofen abgedrängt werden. Mit solchen Absichten stieß jedoch der Generalstabschef auf den entschiedenen Widerstand des Oberkommandos der Zweiten Armee, dessen kühne Unternehmungslust durch den übel angebrachten Frontalangriff von gestern Abend sichtlich gelitten hatte. Die Schwierigkeit der Lage, der mißliche Zustand der durch einen zwölfstündigen Kampf mitgenommenen Truppen stellte sich in lebhaften Farben dar. An den weit überlegenen Feind durften sich die schwachen Reste des III. und X. Korps nicht heranwagen. Es war schon bedenklich, wenn sie gezwungen wurden, Widerstand zu leisten. Alles mußte vermieden werden, was den Feind zum Angriff „reizen" könnte.

Das wird schwerlich auch die Ansicht des Generals v. Alvensleben gewesen sein. Dem war es am 16. darauf angekommen, den Feind, den er angepackt hatte, festzuhalten, bis andere zu dessen Vernichtung herankamen. Einen Rückzug Schritt vor Schritt selbst auf Verdun wollte er in den Kauf nehmen. Auch am 17. hätte er wohl nötigenfalls einen Rückzug nicht gescheut, wußte er doch, daß auf einer Seite das Garde- und XII., auf der anderen das VII., VIII. und IX. Korps in Anmarsch begriffen waren, um die Verfolgung bald in eine entschiedene Niederlage zu verwandeln.

Solche Gründe kamen indessen nicht zur Geltung. Den Einwendungen des

Oberkommandos und den Vorstellungen erprobter und besonnener Generale wie Goeben vermochten die phantastischen Einfälle des greisen Heißsporns nicht standzuhalten. Moltke mußte einsehen, daß sein Plan in sich zusammenfiele, wenn diejenigen, welche ihn ausführen sollten, ihre Mitwirkung versagten, und schlug dem König vor, den Angriff auf den 18. zu verschieben.

Um 1^{45} Nachmittags wird folgender Befehl erlassen: „Die Zweite Armee wird morgen den 18. um 5^{0} früh antreten und mit Echelons vom linken Flügel zwischen dem Yron- und Gorze-Bach (im allgemeinen zwischen Ville sur Yron und Rezonville vorgehen. Das VIII. Armeekorps hat sich dieser Bewegung auf dem rechten Flügel der Zweiten Armee anzuschließen. Das VII. Armeekorps wird anfangs die Aufgabe haben, die gesamten Bewegungen der Zweiten Armee gegen etwaige Unternehmungen von der Seite von Metz zu sichern."

Die für den Vormarsch gezogenen Grenzen, Yron- und Gorze-Bach, waren bereits nach Westen dadurch überschritten, daß das linke Flügelkorps der Zweiten Armee auf Hannonville dirigiert war. Es empfahl sich, diese geringe Verbreiterung des für sechs Korps äußerst schmalen Raumes beizubehalten, und von der Grundlinie Gorze—Hannonville aus die befohlene Linksvorwärts-Staffelung bereits am 17. Nachmittags einzuleiten. Jeder Feldherr, der ernstlich siegen will, benutzt den vorhergehenden Tag, die Nacht, den Morgen, um sich für die Schlacht in ein möglichst günstiges Verhältnis zu setzen. In einem günstigen Verhältnis zum Feinde wird sich aber die Zweite Armee nicht befinden, wenn sie bei Gorze—Hannonville stehen bleibt. Sie weiß dort z. B. nicht, ob der Feind nicht seit dem 17. früh mit dem 4. Korps über Briey im Rückzug begriffen ist, und wenn sie auch durch die Kavallerie in Erfahrung bringt, bis wohin der Feind am Mittag, am Nachmittag, am Abend gelangt ist, so steht sie doch zu weit entfernt, um am 18. die Gunst der Lage bis zu der von Moltke angestrebten Abdrängung gegen die luxemburgisch-belgische Grenze ausnutzen zu können. Es war daher durchaus geboten, mit den sechs Korps noch am 17. bis Conflans—Rezonville vorzurücken. Dann konnte am 18. der rechte Flügel dem etwa über Briey abziehenden Feinde unmittelbar, der linke aber in der Richtung auf Longuyon, Montmedy, Stenay umfassend folgen.

Zu früher Morgenstunde des 17. mochten allerdings das III. und X. Korps kaum imstande gewesen sein, zum Angriff vorzugehen. Es war nötig, zunächst die arg gelichteten Verbände zu ordnen, Munition herbeizuschaffen, die Bespannung der Batterien zu ergänzen. Gegen Mittag aber, als der Rückzug des Feindes nicht mehr zweifelhaft war, hätte wohl, schon um die Truppen den Eindrücken des Schlachtfeldes zu entziehen und den Verdurstenden das Wasser zu verschaffen, das ihnen auf der Hochfläche von Vionville und Tronville fehlte, ein kurzer Marsch nach vorwärts gemacht werden können. Ebenso konnte den im Anmarsch begriffenen Korps das Tagesziel weiter gesteckt werden. Denn alle den Truppen heute zugemuteten Anstrengungen

Skizze 4. werden ihnen morgen in der Schlacht zugute kommen. Völlig innerhalb der Grenzen der Ausführbarkeit hätte es gelegen, wenn am 17. erreichten: das Gardekorps über Hannonville Conflans, das XII. über Mars la Tour Jarny, das X. von Tronville Brouville, das III. von Vionville St. Marcel, das IX. von Gorze Flavigny, das VIII. von östlich Gorze Rezonville, das VII. über Ars den Nordrand des Bois des Ognons und des Bois de Vaux, die Garde, 5., 6. und 12. Kavallerie-Division über das Garde- und XII. Korps hinaus mit den Spitzen Briey und Auboué. Man würde dann erfahren haben: der Feind hat die Orne nicht überschritten, aber hinter der Mance-Schlucht, östlich von Gravelotte, steht er mit beträchtlichen Kräften. Versucht er morgen noch über Briey abzumarschieren, so wird er zwischen den Straßen Gravelotte, Verneville, Ste. Marie, Auboué und Ste. Ruffine, Amanvillers, St. Privat, Montois zu finden sein. Beabsichtigt er über St. Privat, Amanvillers, Châtel St. Germain und Ste. Ruffine nach Metz zu gehen, so wird er zwischen den nämlichen Straßen mit der ganzen Armee oder mit Arrieregarden stehen. Auf dem Höhenrücken zwischen dem Mance-Bach und der Schlucht von Montveau wird also die französische Armee, was sie auch ursprünglich beabsichtigt haben mag, Stellung nehmen oder bereits genommen haben. Ihr linker Flügel hält die Höhen bei Point du Jour und Rozerieulles. Wie weit sich der rechte ausdehnt, ist unbekannt, weil am Abend des 17. noch nicht alle Truppen die ihnen angewiesenen Plätze erreicht haben können und weil von einer Stellung mindestens ein Flügelpunkt eine durchaus veränderliche Größe ist. Wer das aus der Kriegsgeschichte nicht wußte, hatte es in der Schlacht vom 16. lernen können. Am Morgen dieses Tages war der rechte französische Flügel bei Rezonville festgestellt. Am Nachmittag trat er bei Mars la Tour, Kavallerie noch weiter westlich jenseits des Yron-Baches auf. Am 18. hat der rechte französische Flügel bei Roncourt gestanden. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, hätte es nicht genügt, St. Privat und Roncourt besetzt zu finden. Es mußte auch festgestellt werden, daß Montois nicht besetzt und daß in Malancourt keine zurückgehaltene Staffel vorhanden sei. Und wenn die Kavallerie, was nicht ganz leicht war, dies alles am Morgen des 18. herausgefunden hatte, so mußte sie immer noch die Garantie übernehmen, daß nicht etwa im Laufe des Tages diese Orte doch noch besetzt würden.

Um für alle Möglichkeiten gerüstet zu sein, mußte daher deutscherseits angenommen werden: die gesamte französische Armee, 150 000 Mann, steht in der Höhenstellung östlich des Mance-Baches von Ste. Ruffine bis zur Orne bei Montois und ist entschlossen, hartnäckigen Widerstand zu leisten. Liegt hier eine Überschätzung des Gegners nach irgendeiner Richtung vor, so kommt sie dem Angreifer zugute. Unter dieser Annahme werden, dem Moltkeschen Befehl entsprechend, am 18. vorgehen, die Garde von Conflans über Briey auf Moyeuvre la Grande, das XII. Korps von Jarny längs der Orne über Auboué auf Montois, das X. von Bruville über Giraumont auf Ste. Marie, das III. von St. Marcel über Doncourt, Jouaville,

Batilly, St. Ail und über Habonville auf St. Privat, das IX. über Caulre und Verneville auf Amanvillers, das VIII. über Malmaison und Gravelotte auf Moscou und Point du Jour.

Enger, schmaler, geschlossener konnte die Armee wohl nicht marschieren. Auf jedes Korps kam nur eine Frontbreite von höchstens 3 km, und doch war die Gesamtbreite der Armee so ausgedehnt, und die linken Flügelkolonnen konnten nötigenfalls so leicht noch weiter nördlich ausholen, daß eine Überflügelung und Umfassung des Feindes links und auch rechts gewährleistet war. Diese Umfassung war noch zu vervollständigen durch die Garde-, 5., 6. und 12. Kavallerie-Division, die links auf beiden Ufern der Orne der Infanterie vorauseilten und durch die 1. und 3., die Metz abzuschließen und erforderlichenfalls die Straße nach Verdun bei Ste. Ruffine und Moulins unter Feuer zu nehmen hatten.

Bei dem Vorgehen mußten die Korps den Marsch in nur einer Kolonne aufgeben. Diese Formation war beim Vorrücken vom Rhein zur Saar und von der Saar zur Mosel durch den Mangel an durchgehenden Straßen geboten gewesen. Jetzt aber, nahe dem Feinde, mußten, soweit möglich, nicht nur von jedem Korps, sondern auch von jeder Division, sogar von jeder Brigade besondere Kolonnen gebildet werden, die auch ohne gebahnte Wege nebeneinander mit größeren oder geringeren Zwischenräumen sich durch das Gelände zu arbeiten hatten, um ohne wesentlichen Zeitverlust nach Bedarf zum Gefecht entwickelt zu werden.

Da tatsächlich der Feind seinen rechten Flügel nur bis Roncourt ausdehnte, so wäre er rechts von zwei bis drei Korps überflügelt worden. Diese wären weiter marschiert: das X. über Marengo und Bronvaux, das XII. über Marange (Maringen) und die Garde auf Semécourt, die Kavallerie auf Woippy.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Feind, wenn sich diese Umfassung entwickelt, die uneinnehmbare Stellung bis auf den letzten Mann verteidigen wird. Er wird suchen über Saulny, Lorry und Châtel St. Germain zu entkommen. Das wird ihm desto schwerer werden, je ungestümer nicht nur der deutsche linke, sondern auch der rechte Flügel vorwärts drängt.

Beträchtliche Marschleistungen wären zur Ausführung dieses Planes erforderlich gewesen. Sie hätten erspart werden können, wenn die Erste Armee am 15., 16. oder 17. zu einem Übergang über die Mosel unterhalb Metz zu verwenden gewesen wäre. Sie wurden aber dadurch vergrößert, daß die Zweite Armee am 17. nicht über die Linie Hanonville—Gorze vorging. Auch am 18. geschah nichts, um durch Schnelligkeit des Entschlusses und Raschheit der Bewegungen die verlorene Zeit wieder einzubringen. Fünf Stunden waren erforderlich, um anzumarschieren, zu halten, aufzumarschieren, abzubrechen und mit dem IX. Korps Caulre, dem XII. Jarny zu erreichen. Aber noch nicht hatte das Gardekorps hinter dem XII. herum, einem Befehl des Oberkommandos entsprechend, Doncourt erreichen können.

Skizze 5.

Ein Entschluß mußte nun gefaßt werden. Die Sicherheit des Sieges hatte bisher in einem starken linken Flügel gelegen, mit dem der feindliche rechte überragt werden konnte, er mochte sich so weit ausdehnen, wie er wollte. Diese Sicherheit stellte das Oberkommando dadurch in Frage, daß es das III. und X. Korps sowie die Kavallerie-Divisionen nach Napoleonischem Muster als Reserven hinter der Mitte folgen ließ, sie somit von jeder nützlichen Verwendung nahezu ausschloß, und den linken Flügel, der nach Moltkes Befehl die Entscheidung bringen mußte, um eben so viele Korps verkürzte. Um anstatt der Gewißheit wenigstens die Wahrscheinlichkeit des Sieges zu behalten, mußten die vier Korps: VIII., IX., Garde und XII. den Raum zwischen der Straße Metz—Verdun und der Orne in der Hoffnung ausfüllen, daß der rechte feindliche Flügel nicht bis zu diesem Fluß reichen würde. Da dem VIII. Korps der Vormarsch über Gravelotte, Malmaison zufiel, so war für die Zweite Armee gegeben, daß das IX. Korps von Caulre auf Verneville, Amanvillers, eine Garde-Division von Doncourt über Jouaville und Habonville auf St. Privat, die andere über Batilly und Ste. Marie auf Roncourt, das XII. längs der Orne über Coinville und Auboué auf Montois und Malancourt marschierten. Dieser Marsch würde dem Moltkeschen Befehl der Staffelung links und der darin liegenden Rechtsschwenkung entsprochen und innerhalb zwei bis drei Stunden wenigstens den Rückzug des französischen rechten Flügels gebracht haben.

Durch welche Meldungen, Beobachtungen oder Berechnungen auch immer getäuscht, nahm den rechten feindlichen Flügel Moltke bei Montigny la Grange, das Oberkommando bei la Folie an. Eine Armee von 150 000 Mann zwischen Point du Jour und la Folie aufzustellen, war schlechterdings unmöglich. Nur eine Nachhut mochte sich auf diesem engen Raum befinden. Um diese zurückzuwerfen, konnte der bisher beabsichtigte Vormarsch der Zweiten Armee beibehalten werden. Dem Großen Hauptquartier wie dem Oberkommando schien es aber sich nicht mehr zu verlohnen, um einer Nachhut willen die große Rechtsschwenkung mit dem linken Flügel an der Orne auszuführen. Das VIII. Korps wurde daher angewiesen, die Front Point du Jour—la Folie, das IX. und Gardekorps die rechte Flanke anzugreifen und zu diesem Zweck, das eine von Caulre, das andere von Doncourt auf Verneville zu marschieren. Dort an einem Punkte versammelt, ohne die Möglichkeit sich zu entwickeln, sollten sie wahrscheinlich durch die „Wucht ihrer Masse“ die Entscheidung in dem bevorstehenden Nachhutgefecht geben. Das XII. Korps sollte auf Ste. Marie folgen. Es schlug diese Richtung mit einer Division ein, blieb aber mit der andern wohlweislich an dem rechten Orne-Ufer.

Skizze 6. Der Kommandierende General des IX. Korps, v. Manstein, hatte seit dem Übergang über den Rhein dauernd hinter andern Korps her marschieren, ab und zu eine Reservestellung einnehmen müssen. Noch am 16. war er durch die Erste Armee von dem ihm bestimmten Mosel-Übergang abgedrängt worden. Nur gerüchtweise

hatte er von Siegen gehört, die andere weit ab erfochten hatten. Jetzt endlich war er vorn, voll Begierde, sich seines Beuteanteils am Kampf und Sieg zu bemächtigen. Und nun hatte das Oberkommando gesagt, der Feind sei zum Teil auf Metz, zum Teil nach Nordwesten im Abzug. Keine Zeit war zu verlieren. Als er nach raschem Ritt atemlos auf der Höhe westlich Verneville anlangte und durch sein Glas die weißen Zelte eines französischen Lagers bei Montigny la Grange erblickte, rief er voll Befriedigung: „Alle sind sie noch nicht weg; für die ist die Straße noch nicht frei, jetzt kochen sie ab.“ Das war also der auf Briey abziehende Feind, soweit er überhaupt noch zu erreichen war. Was sich weiter nördlich befand, hatte sich dem Angriff schon entzogen, sofern nicht das Garde- und XII. Korps noch rechtzeitig zufaßten. Das IX. Korps mußte jedenfalls den ihm in die Hände gefallenen Feind so schnell wie möglich angreifen, festhalten und vernichten. Die zwei Vorhutbataillone der 18. Division werden auf dem ihnen angewiesenen Weg nach la Folie belassen, die Artillerie der Division und das Korps jedoch auf den von Amanweiler nach Verneville abfallenden Höhenrücken batterieweise von rechts nach links eiligst vorgeschickt, Batterien, die mit ermüdeten Pferden nicht schnell genug galoppierten, mit harten Worten angelassen. Der Feind bei Montigny und südlich läßt nicht lange mit seinem Feuer auf sich warten. Das war vorauszusehen. Aber völlig überraschend ist es, daß auch südwestlich Amanweiler französische Batterien, zuletzt auf nicht mehr als 600 m das Feuer eröffnen. Daß die äußersten linken deutschen Batterien herumgeschwenkt werden, kann nicht viel helfen. „Von vorn, links und halb im Rücken nicht nur von einem furchtbaren Granat-, Schrapnell- und Mitrailleusenfeuer, sondern auch von einem mörderischen Schnellfeuer zahlreicher Schützenschwärme überschüttet, erlitt die Artillerie von Anfang an ungeheure Verluste.“

Die zwei Vorhutbataillone, durch drei Kompagnien verstärkt, werden bei Chantrenne durch den rechten Flügel des 3. französischen Korps völlig in Anspruch genommen und konnten ebensowenig wie sechs bei Verneville noch im Aufmarsch begriffene Bataillone der bedrängten Artillerie irgendeine Unterstützung, drei nach dem östlichen Teil des Bois de la Cusse vorgeschobene Bataillone aber nur eine sehr unbedeutende gewähren. Es schien, als ob nur ein geringer Stoß nach vorwärts nötig sei, um die dürftigen deutschen Kräfte durch eine alles vernichtende Überlegenheit zu erdrücken. Dennoch wollte der Kommandierende General ausharren, den Artilleriekampf fortführen, so gut es ginge, bis die Garde zu seiner Linken erscheinen würde. Dann sollte der Angriff ausgeführt werden, ganz wie ihn das Oberkommando befohlen hatte, nur daß die verlängerte Front nicht nur von dem VIII. Korps, sondern auch von der 18. Division, die Flanke von der in eine Reservestellung im Bois de la Cusse gerufenen 25. Division und dem Gardekorps angegriffen würde. Bis zur Ausführung solcher Absichten den Kampf der Korpsartillerie gegen den sie ringsumgebenden Feind durchzuführen, war aber doch nicht möglich. Eine französische Schützenlinie, bisher

durch eine Höhe verdeckt, bricht vor. Vier Geschütze gehen verloren. Der Rest der Korpsartillerie wird trotz des Verlustes an Mannschaften und Pferden durch die Aufopferung eines Bataillons gerettet. Da aber die Franzosen ihren Erfolg auszubeuten unterlassen und nicht weiterrücken, wird in der allgemeinen Lage kaum etwas geändert. Die elf Vorhutkompagnien bei Chantrenne decken die rechte Flanke gegen die 1. Division (Montaudon) des 3. Korps. Westlich Champenois führen vier Batterien den Kampf gegen siebzehn französische bei Montigny und Amanweiler weiter. Links halten die 25. und drei Bataillone der 18. Division als trefflicher Kugelfang das Bois de la Cusse besetzt. Die hessischen Batterien stehen nördlich der Eisenbahn im Feuer gegen die Artillerie der 1. Division (Cissey), der rechten des 4. Korps. Die Höhen in der Mitte behaupten einige Kompagnien. Ungefähr die Hälfte der Infanterie ist in erster Linie verwendet, die andere hält sich teils im Bois de la Cusse, teils bei Verneville bereit, mit der Garde zum entscheidenden Angriff vorzugehen.

Diese war auf die Nachricht, der rechte feindliche Flügel stehe nicht bei la Folie sondern nördlich Amanweiler, nicht nach Verneville marschiert, sondern auf Habonville abgebogen. Als die 1. Garde-Division dort anlangte, fand ihr Kommandeur, der General v. Pape, die schon während des Marsches eingegangenen Meldungen bestätigt, daß die feindliche Front nicht bis Amanweiler, sondern über St. Privat bis Ste. Marie reiche. Es wäre für die Division das Natürliche und Gebotene gewesen, die Front des IX. Korps zu verlängern, zwischen Bois de la Cusse und St. Ail aufzumarschieren und den von St. Privat bis Ste. Marie stehenden Feind zunächst mit Artillerie anzugreifen. Dann hätte die 2. Garde-Division links ausbiegen, Ste. Marie von Westen her umfassen, das XII. Korps nicht auf dieses Dorf, sondern auf Coinville und Auboué marschieren, dem Feinde bequem in den Rücken kommen und die Schlacht leicht entscheiden können.

General v. Pape hatte sich jedoch von General v. Alvensleben erzählen lassen, die Wirkung des Chassepots und der Mitrailleusen sei wesentlich unterschätzt worden. Ein Angriff auf eine französische Front sei äußerst schwierig. Man sei darauf angewiesen, zu manövrieren. Diesen guten Rat wollte der General in ausgiebiger Weise befolgen, Ste. Marie umgehen, über Montois auf Malancourt weitermarschieren und die Franzosen im Rücken angreifen.

Er ließ daher die Division in die von nördlich Habonville nach Auboué streichende Schlucht einbiegen, um später auf Montois abzuschwenken. Das schienen die Franzosen nicht dulden zu wollen. Sie gingen mit Schützenlinien von südlich St. Privat auf St. Ail—Habonville vor. Um seine Flanke zu decken, schob General v. Pape die Artillerie zuerst der Division, dann auch des Korps zwischen Habonville und St. Ail gegen St. Privat, seine vier Vorhutbataillone über St. Ail gegen das nur schwach besetzte Ste. Marie heraus.

Die neun Garde-Batterien waren der französischen Artillerie südlich St. Privat an und für sich vollständig gewachsen. Zunächst ohne jede Unterstützung an Infanterie, dann mit einer solchen von zwei Bataillonen, konnten sie sich aber der feindlichen, in Ackerfurchen verdeckten Schützen, nur schwer erwehren, hielten sich infolgedessen in großer Entfernung und erzielten in stundenlanger Kanonade nur den Vorteil, daß der Feind seine nicht allzu reichliche Munition unnütz verschwendete.

Währenddessen hätte die 1. Garde-Division die Umgehung wenigstens so lange fortsetzen sollen, bis sie Ste. Marie von Westen und Nordwesten, die Vorhut von Süden angreifen konnte. War dies geglückt, so stand die Division zum weiteren Angriff gegen den rechten Flügel der französischen Stellung zwischen Roncourt und St. Privat, die inzwischen herangerückte 2. Garde-Division zu einem solchen gegen St. Privat—Eisenbahn nördlich Amanweiler bereit. Die ganze feindliche Front zwischen Roncourt und Montigny la Grange konnte angegriffen und das XII. Korps ungehindert über Coinville und Auboué, Montois und Malancourt die entscheidungbringende Umfassung vornehmen.

Diese einfache dem Moltkeschen Befehl entsprechende Entwicklung wurde verdorben durch das Oberkommando, das die 3. Garde-Infanterie-Brigade dem IX. Korps überwies und dadurch den beabsichtigten Angriff auf die Front südlich St. Privat sehr schwächte. Durch das Generalkommando des Gardekorps, das den Umgehungsmarsch der 1. Garde-Division bereits südwestlich Ste. Marie zum Stehen brachte, und durch den General v. Pape, der sich aus „politischen Gründen" von der 2. sächsischen Division Nehrhoff die Unterstützung der 47. Brigade für den Angriff auf Ste. Marie erbat, obgleich er zwölf eigene Bataillone hinter sich hatte. Der Angriff von Süden und Westen unternommen, durch sächsische und zwei Gardebatterieen vorbereitet, gelingt beim ersten Anlauf. Aber ein zweckmäßiger Aufmarsch der 1. Garde-Division ist verhindert, der rechte Flügel des XII. Korps für eine Umgehung zu weit nach Süden gerückt.

Die aus Ste. Marie geworfenen französischen Bataillone werden durch Truppen aus der Front St. Privat—Roncourt verstärkt, beide aber durch die Vorhut der 1. Garde-Division (Garde-Füsiliere, Garde-Jäger) an der Ostfront von Ste. Marie, durch die 47. Brigade und einige sächsische Batterien an der nach Homecourt abfallenden Schlucht, durch die 45. Brigade in den Büschen östlich Auboué abgewehrt und ziehen sich in der Richtung der Hauptstellung zurück.

Skizze 7.

Die 45. Brigade in den Büschen von Auboué bildet somit den linken Flügel, die 47. Brigade nordwestlich Ste. Marie den rechten Flügel des XII. Korps. Zwischen beiden sammeln sich die sächsischen Batterien, zwei Infanterie-Brigaden sind noch im Anmarsch. Die Infanterie der 1. Garde-Division ist in und dicht um Ste. Marie, die 4. Garde-Brigade bei St. Ail versammelt. Zwischen St. Ail und Habonville sind die Garde-Batterien aufgefahren. Sie vermeinen, die französischen Batterien nieder-



gekämpft zu haben. Tatsächlich hatten sich diese nur aus dem Feuer zurückgezogen, um ihre knapp gewordene Munition für den entscheidenden Moment aufzuheben.

Der Aufmarsch hat sich vollständig verschoben. Nicht mehr das Gardekorps steht vor der Front, von Höhe 321 (1 km südwestlich St. Privat) bis Roncourt und nicht mehr das XII. Korps wird die feindliche Stellung überflügeln, sondern drei Garde-Brigaden und das XII. Korps versammeln sich zum Angriff auf die starke Front. Der Kronprinz von Sachsen überzeugt sich selbst, daß sein linker Flügel (45. Brigade) gerade auf das anscheinend stark besetzte Roncourt von Westen her gerichtet ist. Er will den Fehler verbessern und schickt der von Batilly her anrückenden 48. Brigade Befehl über Auboué und Montois auf Roncourt vorzugehen. Das wird nicht viel nützen. So viel Reserven wird eine in einer Verteidigungsstellung befindliche Armee von 150 000 Mann doch noch haben, um den Angriff einer Brigade auf einen Flügelpunkt abwehren zu können. Roncourt wendet überdies seine Front dem von Montois her zu erwartenden Flankenangriff zu. Es gehört nicht viel dazu, um auch noch den Raum zwischen dem Dorf und den Steinbrüchen von Jaumont zu sperren. Ein wirksamer Flankenangriff muß weiter, mindestens über Malancourt, ausholen und verlangt mehr Truppen als eine Brigade. So wie die Dinge liegen, wird also das Gardekorps die Stellung Höhe 321—St. Privat, das XII. diejenige zwischen diesem Ort und Roncourt frontal angreifen. Es gehörte das Eingreifen eines Feldherrn dazu, um den aus den Fugen gebrachten Aufmarsch wieder einzurenken.

Friedrich der Große zog in der ganz ähnlich angelegten Schlacht von Prag das zweite Treffen des linken Flügels ganz heraus, nahm noch Zieten mit 50 Schwadronen hinzu, ging den Feind völlig überflügelnd vor und entschied die Schlacht. Napoleon hätte aus Ste. Marie ein Vierzehnheiligen gemacht, hätte alle erreichbaren Kräfte rechts und links herangezogen und wäre mit weit umspannendem linkem Flügel vorgegangen. Moltke, wenn er zur Stelle gewesen wäre, das Gardekorps zwischen St. Ail und den Büschen von Auboué aufmarschieren lassen, die rechts fehlende Infanterie und die links fehlende Artillerie durch Truppen des X. Korps ersetzt, das XII. Korps auf die ihm ursprünglich zustehenden Straßen auf Montois und Malancourt wieder gebracht. Alle drei haben gesiegt oder wollten durch Überflügelung siegen.

Das Oberkommando der Zweiten Armee hielt bis zuletzt an der Überzeugung fest, der Feind wolle über Briey abziehen. Was man von ihm bei Amanweiler, St. Privat und Roncourt zu sehen bekommen hatte, waren offenbar Staffeln der großen Rückzugsarmee, die eine längere Rast hielten, um neue Kräfte für die Fortsetzung des eiligen Marsches zu sammeln. Es mußte eigentlich genügen, sie an der Ausführung des beabsichtigten Marsches zu verhindern. Dagegen war es kaum nötig, sie in Auflösung und Verwirrung nach Metz zurückzuwerfen oder vollends von der Festung abzuschneiden. Sollten die einzelnen Marschstaffeln auf ihren Ruheplätzen

verbleiben wollen, so wäre bei ihrer offenbaren Schwäche ein Frontalangriff ausreichend, sie zum Abmarsch zu bewegen. Zu Bedenken gaben nur die Hauptkräfte Veranlassung, auf die das IX. Korps anscheinend gestoßen war, und die stark genug waren, einen Durchbruch ins Werk zu setzen. Hier war der Punkt, wo die Reserven einzusetzen waren. Die 3. Garde-Infanterie-Brigade und das III. Korps werden zur Unterstützung oder zum Rückhalt heranbeordert. Auch das X. Korps soll auf das Rendezvous der großen Entscheidung folgen, wird aber noch zurückgehalten. Auf diese Maßregeln beschränkte sich die Führertätigkeit des Oberkommandos, nachdem die Absicht, mit einem wuchtigen, geschlossenen Angriff zweier Korps auf die feindliche Flanke bei Folie zu treffen, sich als gegenstandslos erwiesen hatte. Was auf dem linken Flügel zu geschehen hatte, blieb dem selbständigen Ermessen der Generalkommandos, Divisionen, ja Brigaden überlassen, die ohne Übereinstimmung in Zweck und Ziel sich mehr behindern als unterstützen werden.

Für die ganze Armee wird es also auf einen Frontalangriff herauskommen, mit dem das IX. auf das Gardekorps, dieses auf das XII. warten soll. Voll Ungeduld sieht Manstein nach dem Prinzen von Württemberg, dieser nach dem Kronprinzen von Sachsen aus. Letzterer hat mitgeteilt, daß er um 5° Nachmittags zum Angriff auf Roncourt antreten wird. Schon ist eine halbe Stunde vergangen und noch nichts ist bei Montois von den Sachsen zu sehen. Sie werden verdeckt marschieren und Roncourt nehmen, bevor die Garde sich in Bewegung gesetzt hat. Es ist die höchste Zeit, St. Privat anzugreifen. Die französische Artillerie ist ja, so meldet Prinz Hohenlohe, niedergekämpft. Man will Infanterie sehen, die sich von St. Privat nach Amanweiler bewegt. Es ist klar, der erstere ohnehin nur schwach besetzte Ort wird bereits geräumt. Wenn die Garde sich nicht bald daran macht, die reife Frucht zu brechen, so werden die Sachsen es tun und Schande über das Korps bringen, das verpflichtet ist, die schwerste Aufgabe zu übernehmen. Vom Oberkommando wird die Erlaubnis eingeholt, sofort angreifen zu dürfen. Die 1. Garde-Division soll nördlich, die 2. südlich der großen Straße gerade auf St. Privat vorgehen.

Letztere (fünf Bataillone der 4. Brigade) entwickelt sich bei St. Ail und tritt ungesäumt an. Die Taktik der französischen Schützen geht dahin, sich außerhalb der Wirkungssphäre des Zündnadelgewehrs zu halten, im Notfall zurückzugehen, aber die anrückende deutsche Infanterie mit Schnellfeuer aus den weittragenden Chassepots zu überschütten. Der Plan wird ihnen etwas verdorben durch die Artillerie der 1. Garde-Division, die wenigstens zum Teil ihr Feuer auf die feindlichen Schützen richtet, zumal wenn diese zurückgehen. Immerhin sind die Verluste der 4. Brigade, die mit zwei Bataillonen im ersten Treffen zum nachhaltigen Kampf tief gegliedert vorrückt, groß genug. Die einfachen Leute mit ihrem engen Verstande wollen nicht begreifen, daß sie König und Vaterland dadurch irgendwie dienen können, daß sie sich im zweiten oder dritten Treffen totschießen lassen. Schaden kann es zum mindesten Deutschland nicht, wenn

sie, bevor sie vom ehrlichen Soldatentod erreicht werden, noch einige Erbfeinde niederstrecken.

Nicht umsonst wollen sie sterben und eilen vorwärts, eine einzige lange Schützenlinie zu bilden. Raum genug ist zwischen der Chaussee und dem Bois de la Cusse vorhanden, und daß es nicht doch noch hier oder dort zu eng wird, verhütet das Chassepot. Die beiden Bataillone der Artilleriebedeckung schließen sich rechts an. Nördlich der Schlucht, die sich von St. Ail nach St. Privat erstreckt, gehen zweieinhalb Bataillone des Regiments Franz (2. Garde-Grenadiere), in der Schlucht und südlich ein halbes Bataillon dieses Regiments, das Regiment Königin (4. Garde-Grenadiere) und ein Bataillon Alexander (1. Garde-Grenadiere), vor. Es ist das Bestreben des Grafen Waldersee, Kommandeur des Regiments Königin, den Feind, der in der Hauptstellung auf dem Höhenrücken zwischen St. Privat und der Kuppe 321 Halt gemacht hat, rechts zu umfassen. Mit Hilfe der Artillerie gelingt der Angriff. Die Höhe 321 wird im regelrechten Sturm genommen. Der weit überlegene Feind weicht teils auf St. Privat, teils in östlicher Richtung zurück.

Skizze 8. Dort regt sich's aber bald allerorten. Reserven rücken an. Und auch von Südosten her naht ein neuer Feind zum Gegenstoß. General Cissey (1. Division des 4. Korps) hat nur seine vorderste Linie gegen die 25. Division stehen lassen, mit den Truppen der rückwärtigen Treffen geht er gegen die Höhe 321 vor. Diesen Massen wird die dünne Schützenlinie, die sich erschöpft an den eroberten Boden anklammert, nicht standhalten können. Hauptmann v. Prittwitz klimmt mit seiner Batterie den Abhang bis in die Schützenlinie hinauf, und wenn auch nur drei Geschütze auf 600 m zum Schuß kommen, so genügen doch einige wohl angebrachte Treffer, die feindlichen Kolonnen mindestens zum Stutzen zu bringen. Die zurückgebliebenen Geschütze, die übrigen Batterien der 1. Garde-Division eilen nach, und ihrem Feuer gelingt es, die Reserven wie die Division Cissey, die einen nach Marengo, die andere nach Höhe 322 zum Rückzug zu bestimmen. Die Batterien und das Bataillon Alexander decken dauernd die rechte Flanke. Der größte Teil des Regiments Königin schwenkt gegen St. Privat ab und vertreibt mit Hilfe des Halbbataillons Franz den Feind von Höhe 328. St. Privat von Süden her zu nehmen, ist den schwachen Kräften nicht möglich. Sie umgeben im Halbkreis den südwestlichen Hang und Höhe 328.

Skizze 7. Die zweieinhalb Bataillone des Regiments Franz, die den linken Flügel der 4. Garde-Brigade bilden, sind im geraden Vorgehen auf St. Privat in das stärkste Feuer des in eine weiße Pulverwolke gehüllten Dorfes geraten. Sie suchen Schutz in den tiefen Gräben und hinter den hohen Bäumen der Chaussee. In erheblicher Tiefe massieren sie sich hier. Nur ein Teil bildet eine nach Südosten gerichtete Linie. Soviel wird indessen erreicht: der Feind weicht hinter die Mauern von St. Privat zurück, wo ihm mit Infanterie nicht beizukommen ist.

Gegen die Verwendung der 1. Garde-Division nördlich der Chaussee hatte der

General v. Pape Vorstellungen erhoben. Die Division habe keine Artillerie, kein Schuß sei bisher auf St. Privat gefallen, mit dem zu kurz tragenden Zündnadelgewehr allein könne man den Feind nicht schlagen. Der Oberst v. der Becke, der zufällig zur Stelle war, erbietet sich, die Korpsartillerie des X. Korps in zwanzig Minuten herbeizuschaffen. Es wird ihm bedeutet, dazu sei keine Zeit mehr vorhanden, Artillerie auch kaum nötig, die Korpsartillerie der Garde habe seit einer Stunde die feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht, der Feind räume bereits die Stellung. Der General v. Pape wird vom Prinzen von Württemberg aufgefordert, sich mit dem Angriff zu beeilen. „Er mache immer so lange.“ Als Zielpunkt werden ihm vom Chef des Generalstabes, General v. Dannenberg, die höchsten Häuser von St. Privat bezeichnet: ganz wie man beim Brigadeexerzieren den Kirchturm von Tempelhof oder Britz als Direktionspunkt anzugeben pflegte. Hier handelte es sich aber nicht um ein Brigadeexerzieren, sondern um einen Angriff auf die Stellung St. Privat —Roncourt, die, wollte man nicht das XII. Korps abwarten, in ihrer ganzen Ausdehnung angegriffen werden mußte. Greift man nur den linken Flügelpunkt an, so wird der feindliche rechte Flügel links einschwenken und die angreifende Kolonne mit Flankenfeuer oder wenigstens mit Schrägfeuer überschütten, während doch Frontalfeuer schon reichlich genug vorhanden sein wird.

Um den befohlenen Angriff ins Werk zu setzen, wird es am einfachsten sein, mit der Vorhut als rechtem Flügel von Ste. Marie längs der Chaussee vorzugehen, mit dem in und westlich des Dorfes stehenden 4. und 2. Garde-Regiment und der südwestlich stehenden 1. Garde-Infanterie-Brigade links aufzumarschieren, wenn nötig, einen Teil als Staffel folgen zu lassen. Artillerie (die Korpsartillerie des X. Korps, die Artillerie der 2. Garde-Division und der 47. Brigade) wären auch noch zu beschaffen gewesen, nicht sowohl um St. Privat, sondern um die feindliche Schützenlinie zu beschießen und der Infanterie über den ganzen Raum wegzuhelfen, in dem sie dem Chassepotfeuer ausgesetzt sein wird, ohne vom Zündnadelgewehr Gebrauch machen zu können. Von einem solchen Aufmarsch wollte der General v. Pape nichts wissen. Die Vorhut war nun einmal bestimmt, Ste. Marie für alle Fälle besetzt zu halten, das 4. und 2. Garde-Regiment sollten als Reserven dienen. Daran war nichts zu ändern. So blieb nur die 1. Brigade übrig, um auf dem nächsten Wege die Chaussee zu überschreiten und ganz einfach auf die höchsten Häuser von St. Privat zu avancieren.

Sie hatte früher gedeckt in der Schlucht von Homecourt gestanden, war aber dann, damit alles hübsch beisammen wäre, auf die Höhen in das Fernfeuer der Chassepots und Geschütze geholt worden. Platt hatten die Mannschaften hier auf der Erde gelegen und eine ganz ansehnliche Verlustliste aufstellen können. Wie eine Erlösung aus einer unerträglichen Lage wurden nach zweistündiger Rast die Kommandos zum Aufspringen, Anmarschieren und Rechtsschwenken aufgenommen. Zum nachhaltigen

Angriff aus der Tiefe rückten vor: eine dünne Schützenlinie, vier Kompagniekolonnen, zwei Halbbataillone, vier Halbbataillone des zweiten, zwei Bataillone des dritten Treffens. Sobald das Ostende von Ste. Marie erreicht ist, werden mit halblinks-, fast mit linksum die tiefen Chausseegräben überschritten und, um nicht hinter die 4. Brigade zu kommen, wird noch ein Stück weiter marschiert, dann bataillons- oder kompagnieweise rechts eingeschwenkt. Es hat sich bald gezeigt, daß die höchsten Häuser von St. Privat als Angriffsobjekt nicht genügen. Die Brigade muß sich gegen die lange Linie weißen Rauches entwickeln, die sich von St. Privat bis Roncourt erstreckt.

Die Verluste, die während der zweistündigen Rast noch verhältnismäßig gering gewesen waren, mehren sich, sobald die Brigade sich in Marsch gesetzt, erreichen eine erschreckliche Höhe beim Überschreiten der Chaussee und nehmen während des Flankenmarsches kaum ab. Eine ungeheure Staubwolke umgibt die dichte Kolonne, in die von rechts ein unausgesetztes Schnellfeuer hereinprasselt, Granaten einschlagen, während weiße Wölkchen ihren Inhalt auf die Paradesoldaten des Potsdamer Lustgartens entladen, die unbeirrt durch die auf sie eindringenden Schrecken mit „links und rechts“ im unveränderten Gleichtakt weitermarschieren. Wenn nur aus diesem Feuer von allen Seiten so viel erhalten werden kann, um mit dem Zündnadelgewehr das Gefecht aufnehmen zu können. „Vorwärts, vorwärts“, mahnt beständig der Brigadekommandeur, General v. Kessel, „vorwärts“ schlagen die Tambours, blasen die Hornisten, und vorwärts dringen die Grenadiere. Fatal, daß durch das fortwährende Fallen der Leute immer wieder Aufenthalt geschaffen, immer wieder von neuem Vordermann und Fühlung genommen werden muß. Endlich hat man den Feind, der in der Hauptstellung haltmacht, auf Schußweite erreicht. Das Feuer kann eröffnet, in Sprüngen vorgegangen werden.

Skizze 8. Nur die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel der Stärke ist soweit gekommen. Das 2. Garde-Regiment ist auf die gefährlichste Stelle, in die Lücke zwischen der Chaussee und dem rechten Flügel der 1. Brigade eingerückt. Das 4. Garde-Regiment wird den linken Flügel verlängern. Ein Bataillon Regiments Alexander, die Regimenter Königin und Franz, das 2., 3., 1. und 4. Garde-Regiment werden so ziemlich einen Schützenschwarm bilden, der vom linken Flügel der 25. Division bis gegen Roncourt hin reicht. Auch dieses Dorf wird noch vom äußersten linken Flügel (zwei Kompagnien 1. Garde-Regiments, 1. Kompagnie Garde-Pioniere, später noch ein Halbbataillon 3. Garde-Regiments) genommen. Die ganze Linie von Höhe 321 bis Roncourt ist in den Händen der Garde. Nicht ganz nach der Reihe und tadellos sind die Truppen geordnet, sondern vielfach sind sie untereinander gemischt. Lücken finden sich hier und dort. Wenige Unterstützungstrupps und Staffeln halten dahinter.

Der Gegner ist bereits durch die Schlacht vom 16. erschüttert, hat das Vertrauen zu sich und seinen Führern verloren. Das klug ersonnene Auskunftsmittel, durch unausgesetztes Schnellfeuer den Feind zu vernichten, bevor er nahe genug her-

ankommen kann, um seinerseits von der geringwertigen Waffe Gebrauch zu machen, ist mißlungen. Jetzt ist das Zündnadel- dem Chassepotgewehr ebenbürtig, ja in der Hand wohlausgebildeter Schützen überlegen. Diesem Feinde ist dauernd kein Widerstand zu leisten. Der Artillerie ist die Munition so gut wie ausgegangen. Auch bei der Infanterie zeigen sich die Folgen des andauernden Schnellfeuers. Ein Mann nach dem andern hat seine Patronen verschossen und verläßt den Schützengraben. Marschall Canrobert glaubt unter diesen Umständen die Stellung nicht mehr lange halten zu können: die Meldung, daß von Montois und aus den Büschen von Auboué neue Massen heranrücken, beschleunigt den Entschluß. Der Abzug wird befohlen. Nur St. Privat, mit einer Verlängerung rechts längs des Weges nach Schloß Jaumont, soll von einer starken Nachhut gehalten werden. Zwei Bataillone und eine Kavallerie-Brigade, zunächst bei Roncourt belassen, ziehen sich nach Verlust dieses Dorfes in den Wald von Jaumont zurück.

Die Garde-Infanterie rückt gegen St. Privat vor. Mannshohe Umfassungsmauern aus Feldsteinen, Häuser dahinter mit verbarrikadierten Fenstern, Schießscharten und Dachluken, kniehohe Mauern zwischen Gärten und Feldern davor, Schützengräben in allen Lücken bilden eine unangreifbare Festung. Einige hundert Meter davor kommt der Angriff zum halten und wird zum stehenden Feuergefecht zwischen den gedeckten und den ungedeckt liegenden Schützen. St. Privat wird aber eingeschlossen werden, sobald die beiden deutschen Flügel vorrücken. Dazu ist aber die Garde nach den furchtbaren Verlusten, die sie erlitten, nicht mehr imstande. Reichliche Verstärkungen sind indessen vorhanden. Links rückt das XII. Korps von Auboué vor, rechts steht das X. bei St. Ail bereit. Vor diesem ist durch den Rückzug des einen Gegners nach St. Privat und Marengo, des anderen nach der Höhe 322 an der Eisenbahn eine klaffende Lücke in der französischen Schlachtordnung entstanden. Hier kann das X. Korps eindringen, durchbrechen, den einen Gegner nach Norden dem XII. Korps entgegen, den anderen nach Süden vollständig zurückwerfen. Leider ist nur das X. Korps zur Reserve bestimmt. Reserven werden aber nicht zurückgehalten, um einen zweifelhaften Sieg zur Gewißheit zu machen, sondern um sie durch alle Fährnisse und Wechselfälle der Schlacht unberührt und unbeschädigt zu erhalten! So war alle Hoffnung auf das XII. Korps zu setzen.

Es hatte anfangs mit wenigen Schüssen das Vorgehen der 1. Garde-Infanterie-Brigade unterstützt. Dann war die 47. Brigade in die Büsche von Auboué hinter die 45., die 46. hinter jene gerückt. Die 48. war auf staubiger Kalksteinchaussee über Auboué und Montois nur langsam vorwärts gekommen. Jenseits dieses Dorfes entwickelt sich die Brigade, nimmt Anschluß an die gleichfalls entwickelte 45. Brigade und beschießt das bereits von der Garde besetzte Roncourt.

Skizze 7.

Skizze 8.

Ein Ordonnanzoffizier des Generals v. Pape ist dem XII. Korps entgegengeritten, um die Unterstützung von Batterien für die 1. Garde-Brigade zu erbitten.

Auf eigene Hand erwirkt er, daß von den vorderen Brigaden fünfeinhalb Bataillone auf St. Privat abgesandt werden. Der Rest setzt den Marsch auf Roncourt fort. Aber auch die rückwärtigen Brigaden und die Masse der Artillerie nehmen allmählich die erstere Richtung an. Nach einem uralten Gesetz wenden sich Abteilungen, die zu einem selbständigen aber leichten Flankenangriff bestimmt sind, wenn irgend möglich, der Masse, der Unselbständigkeit und den Schwierigkeiten des Frontalangriffes wieder zu. So auch hier. Der größere Teil des XII. Korps drängt sich mit der Garde vor der starken Front von St. Privat zusammen. Der bei weitem kleinere Teil wendet sich zum Flankenangriff auf Roncourt, löst hier die Besatzung der Garde ab und sieht sich zu seinem Erstaunen nicht nur einem Feinde, der nördlich der Straße St. Privat—Jaumont aufmarschiert ist, gegenüber, sondern fühlt sich auch in seiner linken Flanke von dem Walde und den Steinbrüchen von Jaumont bedroht. Er flankiert nicht, sondern er wird flankiert und ist zu schwach, diese Flankierung ohne weiteres zu beseitigen.

Von der Chaussee bis zum Walde von Jaumont stehen sich zwei Fronten gegenüber. Rechts ist die eine französische Flanke vor-, links die andere zurückgebogen und hält den Südteil von St. Privat besetzt. Die wenigen Kompagnien von Königin und Franz können gegen diese nicht ankämpfen.

St. Privat wird schon seit geraumer Zeit von den Korpsartillerien der Garde und der Sachsen beschossen. Feuer ist an mehreren Stellen ausgebrochen. Die Lage der dicht gedrängten Besatzung von 14 Bataillonen wird unerträglich. Viele Mannschaften verlassen das Dorf. Lange wird es nicht mehr zu halten sein, und wenn der Feind von rechts oder links vordringt, ist die Besatzung verloren. Canrobert befiehlt den allmählichen Abzug zuerst von der Süd- und Westfront. Die über St. Privat hoch aufschlagenden Flammen wirken wie ein Fanal, das zum Sturm ruft. Die Kompagnien der Regimenter Königin und Franz folgen dem Ruf zuerst und stürmen gegen die am wenigsten geschützte Südseite bis in den Ort hinein. Die Bataillone des Regiments Franz an der Chaussee wollen nicht zurückbleiben, dringen von Westen ein und schicken Abteilungen bis zum Ausgang nach Marengo durch. Der Südteil des Dorfes ist in den Händen der Deutschen. Der Nordteil, von der Chaussee abgeschnitten, wird allein nicht mehr zu halten sein. Nun läßt General v. Pape das Signal „Schnell avancieren" geben. Aus den Leichenhügeln erheben sich die wenigen, die von den Kugeln verschont geblieben sind. Alle, Preußen und Sachsen, stürmen vorwärts. Die Westfront wird fast beim ersten Anlauf genommen. Gegen die hohen Mauern, die starken Häuser, den Kirchhof an der Nordwestecke und die Nordfront wird noch lange gekämpft. Mancher Sturmangriff wird abgeschlagen. Die Batterien, in der löblichen Absicht, nach Möglichkeit zu helfen, treffen in dem Gewühl unterschiedslos Verteidiger wie Angreifer. Erst als die bis zuletzt behaupteten Häuser von allen Seiten umzingelt sind, müssen die hartnäckigen Verteidiger den verzweifelten Kampf aufgeben.

zahlreiche Gefangene werden gemacht. Aber unter dem Schutz jener Kämpfe ist das 6. Korps ziemlich unbehelligt und unbeschädigt abgezogen.

Jetzt scheint der Augenblick gekommen, die zurückgehaltenen Reserven einzusetzen. Die 20. Division hat sich von St. Ail in Bewegung gesetzt. Unbekannt mit dem Stand der Dinge, will sie in nordöstlicher Richtung vorgehen, um nachträglich über Roncourt den entscheidenden Stoß gegen Flanke und Rücken auszuführen. Die Tatsachen lenken die Division auf St. Privat ab. Eine Brigade wird durch das Dorf vorgeschoben und übernimmt in der Höhe von Marengo die Vorposten gegen den abgezogenen Feind. Inzwischen ist die gesamte Artillerie vorgerückt. Rechts am Bois de la Cusse, nördlich der Eisenbahn, stehen die hessischen Batterien. Daran schließen sich sämtliche Garde-Batterien, mit einigen des X. Korps untermischt in der eroberten „uneinnehmbaren“ Stellung südlich von St. Privat. Nördlich des Dorfes folgen einige preußische und sämtliche sächsische Batterien bis zu den Steinbrüchen von Jaumont hin. Eine ungeheure Artillerielinie, der nichts widerstanden hätte, wenn man sie früher hergestellt hätte. Jetzt tut sie kaum dem Feinde, aber wohl der vorgeschobenen eigenen Infanterie Schaden, und sie erhält in wirksamer Weise Antwort von den französischen Batterien der Armee-Reserve bei den Steinbrüchen von Amanweiler, die ein bequemes Ziel in dem brennenden und leuchtenden St. Privat finden.

Skizze 9.

Nahe an 250 in einer Linie feuernde Geschütze bilden ein würdiges Schlußbild für einen Angriff, der mit den verfügbaren drei Armeekorps gegen Front und Flanken ausgeführt, erdrückend und vernichtend hätte wirken müssen, der aber mit zwei Brigaden, (davon eine ohne jede Artillerie) rein frontal gegenüber dem stärksten Punkt der starken Stellung unternommen, trotz aller nachfolgenden Verstärkungen zu nichts anderem führte, als daß der Feind einen bereits beschlossenen Rückzug um einige Stunden früher antritt. Ein solcher Erfolg erscheint allerdings mit den ungeheuren Verlusten zu teuer erkauft, die allein bei den am meisten beteiligten fünf Garde-Regimentern je 35 Offiziere und 1000 Mann durchschnittlich betrugen. Die unvergleichliche Tapferkeit der Truppen indessen, die trotz aller Fehler und Mängel der Führung und aller anfänglichen Überlegenheit des Feindes an Zahl und Waffen zum Ziel kommt, hat hier einen Sieg errungen, der für lange Zeiten die deutsche Armee an die Spitze aller europäischen Heere stellt. Das ist der hauptsächlichste Erfolg von St. Privat. Nicht so hoch zu schätzen ist der andere, daß nicht nur das 6. Korps, sondern damit auch die ganze französische Armee zum Rückzug aus ihrer uneinnehmbaren Stellung gezwungen wurde.

Die Lage des IX. Korps war um 5° Nachmittags, wenn es auch durch die Korpsartillerie des III. Korps verstärkt worden, ziemlich unverändert gegen früher geblieben. Auf dem rechten Flügel wehrten bei Chantrenne vier bis fünf Bataillone und vier Batterien die Umfassungsversuche der Division Montaudon (1. des 3. Korps) ab. Zehn Batterien mit wenig Infanterie behaupteten die Höhenrücken in der Mitte gegen die

Skizze 7.

Divisionen Grenier und Lorencez (2. und 3. des 4. Korps). Auf dem linken Flügel war die 25. Division im Bois de la Cusse mit der Bestimmung versammelt, zum Angriff gegen die Division Cissey (1. des 4. Korps) anzutreten, sobald sich das Gardekorps in Bewegung setzen würde. Infolge stundenlangen Artilleriefeuers hatte die 25. Division in ihrer Gefechtskraft sehr gelitten. Trotzdem war für das IX. Korps von einem Feinde nichts zu besorgen, der bisher jede Gelegenheit zu einer nennenswerten Offensive unbenutzt hatte vorübergehen lassen. General v. Manstein bat indessen um Verstärkung. Sie wurde ihm in Gestalt der 3. Garde-Brigade gewährt, damit aber auch die Deckung seiner linken Flanke in bedenklicher Weise geschwächt. Nach Ausscheiden dieser Brigade blieb für den Angriff auf die starke Höhenstellung südlich St. Privat nur die 4. Garde-Brigade übrig. Wurde sie von den eineinhalb Divisionen der Verteidigung abgewiesen, und gingen diese dann zusammen mit der Division Cissey zum Gegenangriff vor, so war die linke Flanke des IX. Korps aufs äußerste bedroht. Es wäre daher ratsam gewesen, die 3. Garde-Brigade auf dem linken Flügel zu belassen. Wie die späteren Ereignisse zeigen, würde dann wahrscheinlich diese zusammen mit der 25. Division die Division Cissey geschlagen und das 4. Korps aufgerollt haben.

Skizze 8. Dem Sinn des tapfern Generals v. Manstein entsprachen aber derartige Künsteleien nicht. Er zog einen ordentlichen, tüchtigen Frontalangriff gleichgültig ob gegen einen schwachen oder starken Feind, eine schwache oder starke Stellung, allen übrigen taktischen Bewegungen vor, und so wurde denn der 25. Division unter Zugabe von sechs Batterien der Angriff auf die Division Cissey (1. des 4. Korps), der 3. Garde-Brigade aber ohne Zuteilung eines lästigen Artillerie-Impediments der Angriff auf die beiden Divisionen Grenier und Lorencez in ihrer ungemein festen, mit Schützengräben reichlich ausgestatteten Stellung westlich Amanweiler aufgegeben. Der Angriff erfolgte nicht in bereits entwickelter Linie, sondern durch Aufmarsch während des Gefechts. Das Garde-Schützen-Bataillon, welches sich an der Spitze befand, verlor sämtliche Offiziere sowie mehr als die Hälfte der Mannschaften und wurde in der letzten Phase des Kampfes von einem glücklich verschont gebliebenen Fähnrich geführt. Die Verluste der übrigen Bataillone, zwei Regiments Alexander (1. Garde-Grenadiere), drei Regiments Elisabeth (3. Garde-Grenadiere) waren, wenn auch recht erheblich, doch etwas geringer und nahmen nach rechts je nach dem Eintreffen in den Bereich des Chassepot-Schnellfeuers ab. Die sechs Bataillone behaupteten sich indessen trotz

Skizze 9. aller Verluste angesichts der feindlichen Feuerlinie. Als sie nach Eintritt der Dunkelheit von neuem vordrangen, hatten sie die Genugtuung, die Stellung geräumt zu finden. Sie war nicht mehr haltbar erschienen, nachdem das 6. Korps den Rückzug angetreten hatte, und die rechte Flanke des 4. bedroht war.

Skizze 6. Nur im lockeren Zusammenhang mit der Zweiten Armee schlug die Erste ihre Schlacht. Sie hatte den Auftrag, mit dem VIII. Korps die Front des Feindes

zwischen Folie und Point du Jour, mit dem VII. dessen linke Flanke zwischen Point du Jour und Ste. Ruffine anzugreifen. Die letztere Aufgabe wurde erleichtert durch die Höhen südöstlich der Steinbrüche von Point du Jour, aber erschwert durch den vor der anzugreifenden Flanke gelagerten Wald von Vaux. Nur wenige steile und schmale Wege führten die Höhe hinauf und durch das dichte Unterholz des Laubwaldes hindurch. Infanterie könne, so wurde gemeldet, nur in Reihen, Artillerie gar nicht die zweifelhaften Pfade benutzen.

Hätte das Oberkommando sich an die Schlacht von Jena, an die Gangbarmachung des Landgrafenberges und an Napoleon erinnert, der mit der Fackel in der Hand die Arbeiten selbst leitete, so würde wohl das Unmögliche möglich gemacht worden sein. Zeit wäre hinreichend vorhanden gewesen, um die Napoleonischen Leistungen zu überbieten. Wäre es auf diese Weise gelungen, Batterien durch den Wald auf die Höhe zu bringen und mit ihrer Unterstützung den befohlenen Angriff gegen die Flanke in Übereinstimmung mit dem Angriff gegen die Front zu unternehmen, so würde die Schlacht auf diesem Flügel in nicht zu langer Zeit entschieden worden sein. Von solchen abenteuerlichen Unternehmungen hielt sich jedoch das Oberkommando ganz fern. Da der Angriff auf die feindliche linke Flanke zu viele Schwierigkeiten bot, so beschränkte es sich hier auf die von Moltke nur für den Anfang empfohlene Verteidigung. Sechs Bataillone, eine Schwadron, eine Batterie wurden bei Ars gelassen, um die deutschen Verbindungen gegen ein Vorgehen der Franzosen im Mosel-Tal zu schützen, fünfeinhalb Bataillone bis an den Rand des Waldes von Vaux vorgeschickt. Der Rest des VII. Korps blieb auf dem rechten Mance-Ufer südlich Gravelotte. Er konnte von dort bei dem Frontalangriff mitwirken, welchen das VIII. Korps von Gravelotte—Malmaison aus durch die tiefe Schlucht, den Mance- und den Genivaux-Wald den Abhang hinauf gegen die französische Stellung Point du Jour—Leipzig zu unternehmen hatte.

Um einem solchen Angriff zu begegnen, hatte die 1. Division (Vergé) des 2. Korps längs der großen Straße von der südlichen Biegung südöstlich der Steinbrüche von Point du Jour bis östlich St. Hubert einen beinahe durchlaufenden Schützengraben ausgehoben und stark besetzt. Dahinter stand die 2. Division (Bastoul) des gleichen Korps und rechts schlossen sich bis Leipzig die Divisionen Aymard (4.), Metmann (3.) und Nayral (2.) des 3. Korps an. Über die Stellung hinaus war Infanterie in die Wälder auf beiden Seiten der großen Straße und nach St. Hubert vorgeschoben. Es fehlte nicht an Deckungen, an einem freien Schußfeld und an Infanterie, und es würde auch nicht an Artillerie gefehlt haben, wenn nicht der Grundsatz, starke Reserven dieser Waffe zurückzuhalten, vorgeherrscht hätte. So wurde es der Artillerie des VII. südlich und des VIII. Korps nördlich von Gravelotte leicht, die französischen Batterien im wesentlichen zum Schweigen und Abfahren zu bringen. Auf die Artillerie sollte sich, so lautete die Anweisung des Großen Hauptquartiers, der Kampf beschränken, bis das IX. Korps weiter nördlich sich fühlbar machen würde. Da aber

die französischen Schützen sich verdeckt genähert hatten, und mit ihrem Feuer die Batterien belästigten, so mußte wohl oder übel zum Angriff geschritten werden. Ein, zwei, drei Bataillone wurden abgeschickt, um auf und zunächst der großen Straße vorzugehen. Verstärkungen nährten das entbrannte Gefecht und verbreiterten allmählich die Front. So gelang es im heißen Kampfe in den Mance-Wald einzudringen, unter großen Verlusten den östlichen Rand zu erreichen und sich dort rechts bis zu den Steinbrüchen von Point du Jour, links auf die Entfernung von 1 km von der großen Straße festzusetzen. Es gelang ferner im blutigen Kampfe das unmittelbar vor der feindlichen Stellung gelegene St. Hubert zu nehmen.

Skizze 7. Wenn jetzt vom Walde von Vaux her „turniert" wird, haben wir die Höhe, war der Gedanke des auf dem rechten Flügel kommandierenden Brigadekommandeurs. Solche Ideen erschienen dem General v. Steinmetz völlig ungereimt. In seinen Augen war nicht nur die Artillerie niedergekämpft und St. Hubert genommen, sondern auch der gesamte Feind geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Es blieb nur noch die Aufgabe der Verfolgung übrig. Um sie zu lösen, sollten eine Infanterie-Brigade, die Artillerie des VII. Korps und die südwestlich Malmaison haltende 1. Kavallerie-Division über Gravelotte durch die Mance-Schlucht vorgehen und den fliehenden Feind in die Schlucht von Chatel St. Germain werfen. Durch das Gewühl der auf der Chaussee sich vorwärts drängenden Truppen gelangen nur vier Batterien bis zum jenseitigen Rand der Schlucht. Zwei von ihnen kommen nicht zum Abprotzen, verschwinden wieder. Nur die Batterien Hasse und Gnügge vermögen das Feuer zu eröffnen, und es in wirksamer Weise auch gegen neu auftretende Mitrailleusen zu unterhalten. Doch die reitende Batterie Hasse erleidet ungeheure Verluste. Schließlich ist nur ein Geschütz übrig, zu dessen Bedienung der Batteriechef und der einzige verschonte Offizier mit zugreifen müssen. Als sämtliche Protzkasten geleert, erhält die Batterie von Gravelotte aus Befehl zurückzukommen. Unmöglich! Denn sämtliche Pferde liegen am Boden. Der Abteilungskommandeur führt neue Gespanne zu, und es gelingt, Geschütze und Protzen, die verwundeten Mannschaften auf den Kasten, im Schritt durch die Schlucht zurückzuführen. Die Batterie Gnügge kann sich, gedeckt durch die Gartenmauern von St. Hubert noch länger halten.

Von der Kavallerie-Division gelingt es nur dem an der Spitze befindlichen Ulanen-Regiment Nr. 4 den jenseitigen Schluchtrand zu erreichen und südlich der Straße aufzumarschieren. Eine Attacke auf die feuerspeienden Schützengräben erschien ausgeschlossen. Nachdem ein angemessenes Verlustquantum in einer wenig gedeckten Aufstellung erduldet worden war, wurde der Rückzug auf einem steilen Waldpfade angetreten, und teils am Abend, teils in der Nacht der Anschluß an die Division bei Mogador gefunden. Die Infanterie-Brigade brachte es zu einem regelrechten Aufmarsch nicht. Die einzelnen Kompagnien, Züge, ja Gruppen eilten dorthin, wo sie in der vordersten Linie Platz zu finden hofften, stürmten auf eigene Hand gegen die

feindliche Feuerlinie vor, wurden abgewiesen, kamen aber doch ein erhebliches Stück über den Waldrand vor und konnten sich, bunt durcheinandergemischt, auf 300 bis 400 m vor den feindlichen Schützengräben niederwerfen. Damit trat ein Stillstand im Gefecht ein.

Wie sollte der Kampf erneuert und fortgesetzt werden! Eine Brigade des VIII. Korps stand noch hinter Gravelotte in Reserve. Von ihr mußte jedoch ein Regiment zur Sicherung gegen das französische 3. Korps abgegeben werden, das ebenso, wie es die rechte Flanke des IX., so auch durch den Genivaux-Wald die linke Flanke des VIII. Korps bedrohte. Mit dem letzten Regiment rückte der General v. Goeben bis nahe an St. Hubert heran. Damit aber einen Umschwung der Dinge hervorzubringen, war nicht zu erwarten. Nur von der Flanke her konnte eine Erleichterung kommen. Auf dem äußersten rechten Flügel war allerdings der General v. der Goltz mit der 26. Infanterie-Brigade von Ars vorgegangen, hatte Jussy genommen, gegen die starke Stellung Ste. Ruffine—Rozerieulles aber nicht weiter vordringen können, denn auch eine Brigade des I. Korps auf dem rechten Mosel-Ufer ihre Schützen bis zum Roten Haus, Moulins gegenüber, vorschob. Obgleich somit beide Brigaden der hauptsächlichsten Rückzugsstraße nach Metz ganz nahekamen, hatten sie doch keinerlei Wirkung auf die Ereignisse bei Moscou und Point du Jour. Um hier zu einem Abschluß zu kommen, schien dem General v. Steinmetz nichts weiteres übrig zu bleiben, wie das II. Korps einzusetzen, das um 2° früh von Pont-à-Mousson abmarschiert und um 5° Nachmittags mit der 3. Division bei Rezonville eingetroffen war.

Bevor sich diese in Bewegung zu setzen vermochte, erfolgte ein französischer Gegenangriff. Batterien aus der Reserve geholt, leiteten ihn ein, dann ging die Infanterie vor. Die vorgeschobenen deutschen Abteilungen wurden zurückgeworfen, aber an dem Feuer, das aus dem Waldrand und von den Mauern von St. Hubert entgegenschlug, kam der Angreifer bald zum Stehen. Hinter der deutschen Front aber unter allen Abteilungen und einzelnen Mannschaften, die führerlos weiter rückwärts von fern den plötzlichen Schlachtenlärm vernahmen, entstand eine Panik. Im wirren Haufen drängte sich die erschreckte Menge nach Gravelotte zurück. Sie hatten den schützenden Ort und die Franzosen noch kaum ihre Schützengräben wieder erreicht, als die 3. Division antrat und sich durch das Gewühl von Menschen, Pferden und Fahrzeugen durcharbeitete. Die Vorhut (Jäger Nr. 2, Regiment Nr. 54) drang, auf der Höhe angekommen, noch etwas über die frühere Linie hinaus und kam mit kleinen Abteilungen in der Mitte bis unmittelbar an die Chausseebiegung östlich St. Hubert, rechts bis zu den Steinbrüchen von Point du Jour auf 150 m an die feindlichen Schützengräben heran. Links gegen Moskau wurden die Gartenmauern von St. Hubert nicht weit überschritten. Hinter diese Linie und in diese Linie hinein drängte sich das Gros der 3. Division. Bald in seine Urbestandteile aufgelöst,

Skizze 8.

vermischte es sich mit den untereinander gemengten Abteilungen des VIII. Korps.
Skizze 9. Inzwischen war die Dunkelheit vollständig eingetreten. Die Stellungen des Feindes zeichneten sich nur ab durch die brennenden Gehöfte von Point du Jour und Moskau. Auch die Franzosen vermochten ihre Gegner nicht zu sehen, sondern nur zu hören. Sobald sich auf deutscher Seite eine Bewegung vernehmen ließ, flammte das Feuer des Verteidigers wieder auf, und wurde nicht nur von den vorderen, sondern zum empfindlichen Schaden dieser mit fast noch größerem Eifer von den rückwärtigen Abteilungen des Angreifers beantwortet.

Skizze 10. Um einigermaßen Ordnung zu schaffen, wurden die Truppen des VIII. Korps nach Gravelotte zurückgeschickt, und als auch damit die Verwirrung nicht beseitigt war, kam man auf den Einfall, auch noch die 3. Division durch die 4. ablösen zu lassen. Das Feuer, das die dadurch veranlaßten Bewegungen hervorriefen, verstummte erst nach geraumer Zeit. Es konnten Gefechtsvorposten ausgestellt werden, deren Linie sich von Jussy am Nordrand des Bois de Vaux zur Südwestecke der Steinbrüche, dann in geringer Entfernung längs der Chaussee hinzog, um sich nördlich um St. Hubert herum nach dem Südteil des Bois des Genivaux zurückzubiegen.

Da über den Ausgang des Gefechts der Zweiten Armee Nachrichten nicht eingelaufen waren, so erregte der Stand der Dinge bei der Ersten Armee im Großen Hauptquartier nicht geringe Besorgnisse. Die allgemeine Stimmung ging dahin, man müsse am 19. in starker Stellung bei Gravelotte den vorauszusehenden Angriff des Feindes festen Mutes abwarten. Moltke wußte jedoch den König zu überzeugen, daß die Wiederaufnahme des Angriffs geboten sei, wenn sich überhaupt noch ein Kampf als nötig erweisen sollte. Er hatte richtig gesehen.

Auf französischer Seite hatte sich ein ähnlicher Prozeß wie auf deutscher vollzogen. Wie hier das VIII. Korps und die 3. Division nach Gravelotte zurückgegangen waren, so hatten dort die Kämpfer, welche die Schützengräben bei Point du Jour und Moskau so lange verteidigt, nach Einbruch der Dunkelheit erst einzeln, dann truppweise und in immer größeren Abteilungen ihre Plätze verlassen. Sie waren durch neue Truppen ersetzt worden, die ebenso wie die ihnen gegenüberstehende 4. Division der Erneuerung des Kampfes harrten. Sie sollten nicht lange warten.

Bazaine war bereits in sein Quartier zurückgekehrt, als ihm ein Adjutant Canroberts den Rückzug des 6. Korps meldete. Er tröstete den verzweifelten Unglücksboten mit der Versicherung, daß das Mißgeschick seines Vorgesetzten den bereits beschlossenen Rückzug der Armee nur um zwölf Stunden beschleunige. Die seit dem Morgen von dem Generalstab ausgearbeiteten und bereitgehaltenen Befehle wurden ohne Aufschub ausgegeben. Sie waren bestimmt, die Armee in „die zweite Stellung" zurückzuführen, und zwar das 2. Korps nach Longeville zwischen dem St. Quentin und der Mosel, das 3. nach Scy, Lessy und Lorry, das 4. nach Plappeville und le Sansonnet, das 6. von dort bis zum Fort Moselle, die Garde, die Kavallerie, die

Artillerie-Reserve in den engen Raum innerhalb der umschließenden Korps. Der Zugang zu Metz stand offen. Jenseits sperrte nur das I. Korps den Weg in die Freiheit. Dieses Hindernis über den Haufen zu werfen, hätte, wie General v. Goeben meinte, nicht schwer sein können. Allein mit dem ganzen deutschen Heere einschließlich der Dritten Armee hinter sich, hätte dieser Durchbruch in die Freiheit nur zu einer Einschließung spätestens am Rhein geführt.

Der Rückzug wurde seitens des 2. und 3. Korps noch in der Nacht angetreten. Als es Tag wurde, waren nur noch schwache Abteilungen zurückgeblieben. Zwischen ihnen und den deutschen Vortruppen kam es noch bei Point du Jour und an den Steinbrüchen zu kurzen Feuergefechten.

Durch eine der blutigsten Schlachten war also nur ein bereits beschlossener Rückzug um zwölf Stunden beschleunigt worden. Daß er aber überhaupt früher oder später angetreten wurde, war doch nur der Überzeugung Bazaines, seiner Generale und seiner Armee zu verdanken, daß auch in einer uneinnehmbaren Stellung der „brutalen Offensive" dieses Gegners ein dauernder Widerstand nicht zu leisten sei.

Die Generation von 1870 lebte von Napoleonischen Überlieferungen. Was sie von sich als strategischen Schatz aus den Feldzügen des großen Kriegsmeisters geborgen hatte, war aber nicht der Periode seiner großen Siege von Marengo bis Friedland, sondern der Zeit des nachrussischen Niedergangs entnommen. Daß Ulm durch eine großartige Umgehung, Jena durch breite, umspannende Flügel, Austerlitz und Friedland durch Angriffe auf eine, Marengo durch solche auf beide Flanken gewonnen worden waren, blieb unbeachtet. Dagegen wurde die Einbildungskraft mächtig angeregt durch den riesenhaften Angriff bei Leipzig am 16. Oktober gegen die feindliche Mitte und durch die wiederholten Versuche bei Waterloo, die englische Front zu durchbrechen. Daß gerade diese Angriffe mißlungen waren und das tragische Ende des korsischen Helden herbeigeführt hatten, wurde über ihrer Großartigkeit vergessen. Seitdem galt als unumstößliche Bedingung des Sieges die Massenbildung vor der Schlacht. In tiefen, gedrängten Kolonnen sollte marschiert, in schmalen, tiefen Massen die Armee versammelt werden.

Was in dieser Hinsicht 1870 geleistet wurde, ist staunenswert, und fand schon damals die bewundernde Anerkennung eines Goeben. Acht Korps der Ersten und Zweiten Armee, eine Viertelmillion Soldaten, rücken in schmaler Front eng geschlossen gegen die Saar. Es schien, daß unter dem dröhnenden Tritt dieser Riesenphalanx alles zermalmt werden müßte, was sich ihr entgegenzustellen wagen sollte.

Ein französisches Korps bleibt dessenungeachtet auf den Höhen des linken Ufers stehen. Um diesen Vorwitz zu bestrafen, greift die Vorhut der Ersten Armee an. Die Stellung ist zu stark, das entgegenschlagende Schnellfeuer zu verheerend, um den Angriff gelingen zu lassen. Verstärkungen sollen herangeholt werden. Aber von der schmalen Massenfront sind nur wenige Bruchstücke abzubröckeln, die nach und nach

dem Frontalangriff zugeführt, an der Schwierigkeit der Aufgabe nicht viel ändern können. Ein kommandierender General nach dem anderen übernimmt den Oberbefehl, aber jeder steht dem Problem ziemlich ratlos gegenüber. Erst spät am Abend erscheint, weniger durch eine Absicht als durch den Zufall geführt, eine Division in Flanke und Rücken des Feindes und zeigt unbewußt den versammelten Feldherren, wie seit den Tagen des Leonidas starke Stellungen bewältigt worden sind. Für jeden, der sehen wollte, war zu erkennen: die Massenbildungen führen lediglich zu Angriffen gegen die Front mit unzureichenden Kräften, zu aufeinanderfolgenden, immer schwächer werdenden Stößen, die nahezu wirkungslos bleiben.

Nach dem Siege von Spicheren sollte verfolgt werden. Aber vier volle Tage sind nötig, um den Riesenknäuel einigermaßen zu entwirren und die beiden Armeen über die Saar zu bringen. Inzwischen hatte der abgedrängte und zersplitterte Feind Zeit gehabt, sich zu sammeln und sich in geordnetem Rückzuge dem säumigen Verfolger zu entziehen. Beim weiteren Vormarsch wurde das Übermaß an Massenbildung zwar etwas herabgesetzt, das System der schmalen Front, der tiefen Gliederung, des Korps hinter Korps aber beibehalten. Diesem System ist nicht zum geringsten Teile die Ungeheuerlichkeit zuzuschreiben, daß am 16. August von zehn Korps ein einziges der feindlichen Hauptarmee entgegengeschickt wird und daß am 18. eine Armee von fünf Korps den entscheidenden Angriff auf eine uneinnehmbare Stellung mit drei Brigaden unternimmt.

Dieser Art von Kriegführung war Moltke bereits längst vor 1866 entgegengetreten. Er wies nach, daß die zusammengedrängten Massen, welche den Sieg bringen sollen, weder untergebracht, noch ernährt und was das schlimmste ist, nicht bewegt werden können. Er berechnete die Länge der Marschkolonne einer Division, eines Korps und fand, daß letzteres für den Anmarsch auf das Schlachtfeld und die Entwicklung dort ziemlich den ganzen Tag gebrauchen würde, nur allmählich, nie mit seiner ganzen Kraft eingesetzt werden könne, und daß auf ein etwa folgendes Korps für diesen Tag nicht mehr zu rechnen sei. Er verlangt daher für jedes Korps mindestens eine gesonderte Straße.

Die Korps sollen sich also nicht auf einer oder wenigen Straßen hintereinander folgen, sondern auf mehreren, ihnen an Zahl mindestens gleichkommenden, annähernd parallel laufenden Straßen nebeneinander marschieren. Die Größe des Zwischenraumes zwischen den Parallelstraßen hängt von der Beschaffenheit des Wegenetzes ab und beträgt in kultivierteren Ländern auf größeren Entfernungen erfahrungsmäßig durchschnittlich 7 bis 8 km. Eine Armee von beispielsweise sechs Korps wird somit mindestens in sechs Kolonnen mit 7 bis 8 km Zwischenraum und nahe an 50 km Frontbreite vorgehen. Aufmarschiert wird ein Korps in gegenwärtiger Zusammensetzung und Munitionsausrüstung bei Annahme von 6 km Frontbreite, eine Feuerkraft entwickeln können, die überbieten zu wollen unnütz sein wird.

Für eine rasche Entwicklung sind indessen die Marschkolonnen, wie Moltke berechnet hatte, noch immer zu lang und werden jetzt nach wesentlicher Vergrößerung der Korps erst recht zu lang sein. Während des weiten Vormarsches lassen sie sich nicht verkürzen. Bei Annäherung an den Feind müssen sie aber, der Einteilung in Divisionen und Brigaden entsprechend, in zwei oder womöglich in vier Kolonnen geteilt werden, welche Nebenwege benutzen oder, wo sich solche nicht finden, querfeldein vorwärts zu kommen suchen.

Mit einer solchen Armee von sechs Korps wollte Moltke den Feldzug 1870 eröffnen, in sieben Kolonnen und 50 km Frontbreite die Saar zwischen Merzig und Saargemünd überschreiten, den als schwächer anzunehmenden Feind aufsuchen und schlagen. Als es sich herausstellte, daß die französische Armee in Lothringen in größerer Stärke und in kürzerer Zeit als angenommen, aufmarschieren könnte, wartete Moltke die Vollendung des Aufmarsches ab, um erst mit acht oder zehn Korps vorzugehen, sich die Überlegenheit zu sichern und durch die größere Breitenausdehnung die Umfassung der feindlichen Flanken sicherzustellen. Denn der Sieg, den er gewinnen wollte, sollte, um vernichtend zu wirken, nicht allein durch einen Angriff auf die Front, sondern vor allem, wie schon bei Königgrätz, durch Angriffe auf beide Flanken erzielt werden. Diese Flankenangriffe werden erleichtert, wenn der Gegner sich schmal, tief, massiert und zum nachhaltigen Kampfe bereit, aufstellt. Im Grunde entscheidet aber doch die breitere Front, welche eine Überflügelung ermöglicht und naturgemäß die größere und zahlreichere Armee zur Voraussetzung hat.

Sich die größere Armee zu verschaffen, ist somit die erste Aufgabe des Feldherrn. Sie zu erfüllen, wurde Napoleon leicht, da er als mächtigster der Herrscher seiner Zeit leicht das weitgrößte Heer aufzustellen vermochte. Ging ihm im Verlaufe eines längeren Feldzuges die volle Überlegenheit verloren, so ließ er, wie nach Preußisch-Eylau oder Aspern, eine Pause eintreten, brachte seine Streitkräfte wieder auf die normale Höhe und setzte dann in gewohnter Weise den Krieg gegen die betörten Gegner fort. Moltke verfügte nicht über so reichliche Hilfsquellen, aber er hielt die Kräfte, die er hatte, zusammen, setzte es durch, daß trotz aller gegenteiligen Ratschläge und Bestrebungen Observationsarmeen weder 1866 am Rhein, noch 1870 in Schlesien aufgestellt wurden, und daß der Krieg auf die tatsächlich vorhandenen Feinde beschränkt, nicht auf die möglichen ausgedehnt wurde. Das war schon an und für sich eine Tat, die zur Entscheidung wesentlich beigetragen hat. Denn Bazaine hätte sich am 16. August schwerlich zurückgezogen, wenn er nicht das Eingreifen der offenkundigen großen deutschen Überlegenheit stündlich erwartet hätte und erwarten mußte. Mit dem größeren und stärkeren Heere den Feind in Front und Flanken anzugreifen, ist also verhältnismäßig leicht. Alle Bemühungen, dieses größere Heer aufzustellen und es auf einem Kriegsschauplatz zu vereinigen, können aber fehlgehen. Dann sieht sich der Feldherr einem überlegenen Feinde gegenüber, und muß, so lautet der einfache Rat, wenigstens an der entscheidenden Stelle der stärkere sein.

Napoleon erklärte für die entscheidende Stelle die Front, und versammelte dort, als er im Herbste 1813 auf die Minderheit beschränkt war, alle seine immerhin nicht unerheblichen Kräfte. Ein heroischer, übermenschlicher Angriff, ein vernichtender Durchbruch soll gemacht werden. Von ihm hängt die Zukunft ab, durch ihn soll entschieden werden, ob „le monde va tourner encore une fois“.

Der monströse Angriff fällt in sich zusammen, wie so viele seiner Vorgänger zusammengefallen sind. Und nun geschieht das Unausbleibliche. Der Mann, der nicht umfassen wollte, wird von beiden Seiten umfaßt, zusammengedrückt, eingeschlossen und wäre vernichtet worden, wenn nicht die blasse Furcht dem Schrecklichen eine Hintertür geöffnet hätte. So viel ist gewiß, wer — er mag der stärkere oder der schwächere sein — nicht beide Flanken umfassen will, wird oder kann auf beiden Flanken umfaßt werden, und wer sich mit dem Angriff auf eine Flanke begnügen will, läuft Gefahr, auf der anderen Seite umfaßt zu werden.*) Hannibal verstärkte daher bei Cannae nicht die Front, sondern setzte sie bis auf ein Drittel der gegnerischen Stärke herab. Das hatte freilich zur Folge, daß diese schwache Front durch den übergroßen Druck der feindlichen Masse zurückgedrängt wurde. Um so leichter hatten es aber die überragenden karthagischen Flügel, vorzugehen, gegen die entgegenkommenden römischen Flanken einzuschwenken und Rückzug wie Verfolgung schnell zum Stehen zu bringen.

Friedrich der Große sah sich mit seiner kleinen Armee starken Stellungen und breiten Fronten gegenüber. Ein Angriff auf diese würde ihm eine Niederlage noch sicherer als Napoleon gebracht haben. Er umging die Stellungen, um sich gegen eine Flanke oder gar gegen den Rücken des Feindes zu wenden. Dieser suchte seine Kräfte nach der bedrohten Seite zu entwickeln. Der König sah sich, als er glücklich die Umgehung ausgeführt, einer neuen Stellung gegenüber, deren Front bei Kolin zu breit, bei Kunersdorf zu stark und deren Flanken hier wie dort unangreifbar waren. Auch bei Leuthen führte die Umgehung vor eine neue Front, die aber so schmal und tief war, daß sie, wenn auch mit vieler Mühe, von beiden Seiten umfaßt werden konnte. Bei Zorndorf hatten die Russen, im Rücken bedroht, einfach kehrt gemacht und stellten dem Angreifer eine ebenso starke Front wie vorher entgegen. Wesentlich der Kavallerie war es zu danken, daß die Front, und erst eine, dann die andere Flanke angegriffen, im mühsamen, langen Ringen der hartnäckige Feind zurückgedrängt werden konnte. Entscheidender war die Prager Schlacht, in welcher der Sieg dadurch hauptsächlich herbeigeführt wurde, daß, um eine Umfassung zu ermöglichen, die linke Hälfte der Schlachtlinie bis zur äußersten Verdünnung auseinandergezogen wurde.

Das Beispiel von Leuthen und Zorndorf nachzuahmen, hat für ein Millionenheer einige Schwierigkeit. Sich an einem nebeligen Dezembermorgen aufzumachen

*) Eine feindliche Flanke kann sicher angelehnt und unangreifbar sein. Gegen die Gefahr von dort angegriffen zu werden, muß der Angreifer trotzdem Vorkehrung treffen.

und mit einigen zwanzig Korps den feindlichen Flügel zu umgehen, ist nicht jedermanns Sache. Aber an Cannae und Prag mag sich der Schwächere halten, wenn er den Satz Napoleons „Der Stärkere siegt" widerlegen und den Gegner trotz dessen Überlegenheit vernichten will.

Auch heute noch kann wie bei Cannae die Mitte auf eine Linie mit nicht allzu zahlreichen Unterstützungen — wenn auch mit vielen Patronen — herabgesetzt werden und doch angreifen, wie es die 4. Gardebrigade am 18. August mit so großem Erfolge getan hat, auch heute können die Flügel wie bei Prag sich zur vernichtenden Umklammerung ausdehnen, und noch immer darf man hoffen, daß der Gegner wie Terentius Varro bei Cannae, Napoleon bei Leipzig, Benedek bei Königgrätz, mehr oder weniger Masse bilden wird.

Darüber darf man sich freilich kein Hehl machen: gegen solche Umfassungen und Flankenangriffe wird der Feind Gegenmaßregeln ergreifen. Dadurch wird die moderne Schlacht noch mehr als die frühere zum Ringen um die Flanken. Bei Königgrätz wollten die beiden Korps des rechten österreichischen Flügels die linke Flanke der Ersten preußischen Armee angreifen. Sie stießen auf den Widerstand der Division Fransecky. Ehe dieser überwunden war, wurden sie selbst durch die Zweite preußische Armee in der rechten Flanke bedroht. Sie gehen zurück, um die Flanke ihrer Armee zu decken. Diese Defensivflanke wird durch die 1. Gardedivision zurückgedrängt, welche aber ihrerseits dem umfassenden Stoß der österreichischen Reserve weichen muß, bis sie von der Vorhut des I. Korps aufgenommen wird und nun in der Front Widerstand leistet, während das VI. Korps sich gegen die rechte Flanke der vordringenden Österreicher wendet. In die Rückzugsgefechte greift dann noch die Erste Armee von der bisherigen Front her flankierend ein. Ähnlich verhielt es sich auf dem südlichen Flügel.

Am 16. August weist das III. Korps das 2. französische durch einen Angriff gegen Front und Flanke zurück. Es wird von der Garde und einem Teil des 6. Korps aufgenommen. Der andere Teil des letzteren, zwei Divisionen des 3. sowie das 4. Korps gehen staffelförmig gegen die linke deutsche Flanke vor. Sie werden nacheinander durch die Halbbrigade Lehmann, die 20. Division und die Halbdivision Schwarzkoppen zum Rückzuge bestimmt. Der 18. August hätte ein ähnliches Bild gezeigt, wenn die Franzosen auf dem rechten Flügel mit ihren Reserven offensiv geworden wären. So beschränkte sich die Umfassung und Gegenumfassung auf die Flankierung des äußersten sächsischen Flügels durch die französischen Abteilungen im Walde von Jaumont.

In diesem Ringen um die Flanken siegt derjenige, dessen letzte Reserve sich nicht hinter der Mitte der Front, sondern auf dem äußersten Flügel befindet. Dorthin kann sie nicht erst gebracht werden, wenn der Adlerblick des Feldherrn im Toben der viele Quadratmeilen umspannenden Schlacht den Punkt der Entscheidung erkannt hat,

sondern dorthin muß sie bereits durch den Anmarsch zur Schlacht, durch den Vormarsch von den Ausladestationen, ja durch den Eisenbahntransport geführt werden.

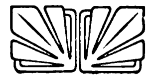
Ob gerade bei Königgrätz die große Umzingelungsschlacht geschlagen werden würde, war nicht vorauszusehen. Daß aber das VIII. Korps rechts, das VI. links die Entscheidung geben würden, war bereits zu erkennen, als ersteres die sächsische Grenze überschritt und letzteres nach Mähren hinein demonstrierte.

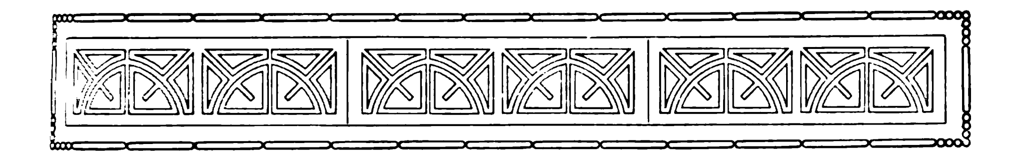
Zu solchen Umfassungen und zu solchem Ringen um die Flanken braucht es, so wird versichert, gar nicht zu kommen. Der Feind wird seine Reserven zusammennehmen, mit dieser Masse die zu einem nichts zusammengeschmolzene Front durchstoßen und alles kurz zu Ende bringen. Das wäre der Plan des Terentius Varro, der ihm so übel bekam.

Man stelle sich wieder Königgrätz vor. Dort war es doch gewiß nicht nötig, den größten Teil der Ersten Armee vor der Mitte der österreichischen Stellung zu massieren und der feindlichen Artillerie als Kugelfang anzubieten. Es war auch nicht gerechtfertigt, noch einen Teil der Elb-Armee gegen die Front zu verwenden. Zwei Korps der Ersten Armee hätten vollauf genügt, die ganze Front an der Bistritz und weiter über Benatek hinaus zu decken. Das übrigbleibende Korps mochte der Elb-Armee zugeteilt werden. Unternahm dann Benedek seinen angedrohten Massenangriff gegen die Bistritz und warf er wirklich die beiden preußischen Korps zurück, so hätten vier Korps von Norden, drei von Süden gegen die Flanken geführt, die unvermeidliche Katastrophe noch früher und wirksamer als in Wirklichkeit gebracht.

Mit der Napoleonischen Massentaktik waren die Deutschen an die Saar und an die Mosel vorgegangen. Im nachhaltigen, wohlgenährten Kampfe sollten sie mit Stoß auf Stoß die feindliche Stellung zum Einsturz bringen. Das auszuführen, versuchten sie denn auch bei Gravelotte und trugen einen gänzlichen Mißerfolg davon. Bei St. Privat aber sehen die tiefen Kolonnen lange Linien vor sich, denen sie nicht beikommen können. In kürzester Zeit ist die seit Jena verurteilte Lineartaktik von Infanterie und Artillerie, wenn auch in roher Form, wiederhergestellt. Linie kämpft gegen Linie und in diesem Kampfe siegt diejenige, die als die längere die feindliche Flanke umklammern kann. Instinktmäßig war man zu der alten Kampfweise zurückgekehrt, die Friedrich der Große mit den Worten empfohlen hatte: „Attaquieret sie brav mit unsere schwere Kanonen, mit Kartätschen beschossen und sodann ihnen die Flanke gewonnen“.

Graf Schlieffen,
Generalfeldmarschall.





Goeben.

Sein Werdegang zum Feldherrn.

(Schluß.)

Der Höhepunkt. 1870/71.

Beim Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 berief den General v. Goeben das Vertrauen seines Allerhöchsten Kriegsherrn im Alter von 53 Jahren als Kommandierenden General an die Spitze des an der Saar dem Feinde unmittelbar gegenüberstehenden VIII. Armeekorps, in dem er früher lange Jahre als Chef des Generalstabes gewirkt hatte. In der höchsten Kommandostellung des Heeres zog er in den großen Kampf, der ihn auf die Höhe seiner glänzenden kriegerischen Laufbahn führen sollte. Jetzt traten an ihn als Führer eines ausschlaggebenden Heeresteils die Aufgaben des großen Krieges heran, für den er sich in den Vorstufen der Kämpfe von 1864 und 1866 in so reichem Maße vorgebildet hatte.

Der General sollte, nachdem er unter erschwerenden Verhältnissen die Überführung des Korps in den Kriegszustand bewerkstelligt und den schwierigen Grenzschutz gegen den zuerst überlegen vordringenden Feind geleitet hatte, gleich zu Beginn des Krieges in seine Führertätigkeit treten. Beim Vormarsch gegen die Saar am 6. August 1870 war er, seinem Korps voraus erkundend, am Nachmittage bei Saarbrücken eingetroffen, als die Division Kameke den Angriff gegen die Spicherer Höhen unternommen hatte und sich bei der geringen, weit auseinandergezogenen Truppenzahl der stark besetzten Stellung gegenüber bald in großer Bedrängnis befand. General v. Goeben war in der Lage, mit der nach Saarbrücken vorbeorderten Avantgarde der 16. Division als erster helfend einzugreifen. Er übernahm als ältester anwesender General sofort das Kommando, erkannte, während sich die 14. Division in dem Kampfe um den Roten Berg verblutete, sogleich die Waldungen auf dem rechten Flügel der feindlichen Stellung als den unter der aufgezwungenen dringenden Lage zu erstrebenden schwachen Punkt und befahl den Truppen seines Armeekorps sowie auch den gleichzeitig eingetroffenen Spitzen der 5. Division nach Vereinbarung mit deren Führer nach dorthin vorzugehen.

Wenn auch mit großen Verlusten und unter Überwindung von Gegenangriffen des Feindes drangen die preußischen Abteilungen an dieser Stelle erfolgreich vor und nahmen am Abend die hartnäckig bestrittene Hochfläche in Besitz. Infolge des Eintreffens des älteren Kommandierenden Generals des VII. Armeekorps auf dem Schlachtfelde mußte General v. Goeben an diesen das Kommando abgeben und konnte eine weitere Tätigkeit nicht entfalten. Da die der Gesamtlage nach zweifellos erfolgreichste Einwirkung der 13. Division gegen die linke Flanke der feindlichen Stellung am Kaninchenberg versagte, war die von General v. Goeben gewählte Angriffsstelle die entschieden günstigste. Hätte er den Befehl behalten und hier eine größere Zahl von Truppen verwenden können, so würde der Sieg möglicherweise früher und mit geringeren Opfern erkämpft worden sein. Jedenfalls hatte der Kommandierende General des VIII. Armeekorps einen entscheidenden Einfluß auf die günstige Wendung der Dinge ausgeübt und konnte sich mit Genugtuung der Teilnahme an diesem ersten wichtigen Erfolge des Feldzuges erfreuen.

Bald hatte Goeben Gelegenheit mit Moltke zusammenzutreffen, der ihn in die weiteren Absichten der Heeresleitung einweihte und diese mit ihm besprach. Noch mehr wie früher sind diese beiden Männer, die sich in gegenseitigem Vertrauen und hoher Wertschätzung so nahe standen, in diesem Feldzuge bei wichtigen Veranlassungen in Verbindung getreten und haben Eindrücke und Ansichten ausgetauscht.

An dem Schlachttage der Ersten Armee vor Metz — 14. August — hatte das VIII. Armeekorps keinen Anteil. Auch an der Schlacht vom 16. August waren nur eine Infanterie-Brigade und einige Batterien des Armeekorps beteiligt, die zur Unterstützung des bedrängten III. Armeekorps von dem für dieses Korps über die Mosel herzustellenden Übergang vorgesandt worden waren. Sie wurden vom Kommandierenden General nicht begleitet, wie er ausgesprochen hat, um dem bei ihnen befindlichen Divisionskommandeur die Ehre des Tages zu lassen.

Bei einer Besprechung mit Moltke auf dem Schlachtfelde von Vionville am 17. August früh riet Goeben von dem zuerst noch für diesen Tag beabsichtigten Angriff ab, weil die Truppen, die am 16. gekämpft hatten, zu erschöpft, für den 18. August mehr Kräfte zur Hand wären und der Angriff erst am Nachmittage des 17. hätte erfolgen können. Dann aber, meinte er, wäre ein Erfolg nicht mehr auszubeuten gewesen. Man müsse ganze Siege erfechten, nicht halbe wie bisher, solche aber wären die, welche nicht völlig ausgenützt werden könnten. Wir wissen, daß diese Ansicht, deren Richtigkeit die Vorgänge des 18. August bestätigten, an maßgebender Stelle beachtet wurde.

Die erwähnte Besprechung hatte dem General v. Goeben volle Klarheit über die Auffassungen und Absichten der Obersten Heeresleitung für den 18. August verschafft. Als an diesem Tage der Kampf seitens der Ersten Armee begann, übersah der General die Lage sehr bald dahin, daß auf dem seinem Armeekorps zufallenden Teile des

Kampffeldes ein Vordringen durch die Waldungen zu beiden Seiten der Straße Gravelotte—Point du Jour angebracht und nötig sei, ein Angriff auf die ungemein starke Hauptstellung des Feindes bei Point du Jour aber unverhältnismäßige Opfer kosten würde. Sowohl der Kriegslage im großen wie der im einzelnen nach war für sein Armeekorps die von der Obersten Heeresleitung für die Erste Armee vorgeschriebene abwartende Rolle besonders am Platze.

Wir haben im Feldzuge von 1866 gesehen, wie der damalige Divisionskommandeur grundsätzlich vermied, an den vom Feinde stark besetzten und kräftig verteidigten Stellen vorzudringen, wie er immer wieder Mittel suchte und fand, durch Einwirkung auf die schwachen Punkte ohne große Verluste zum Erfolge zu gelangen. Wenn dies zur Zeit der Überlegenheit des Zündnadelgewehrs geschah, wie viel mehr war es jetzt notwendig, wo man die überlegene verheerende Wirkung des Chassepotgewehrs kennen gelernt hatte und sich anderseits von der eigenen Artillerie eine viel größere Wirkung als damals versprechen konnte.

Auch hier am 18. August erwartete der General der ganzen Lage nach ein kräftiges Vordringen des linken Flügels der Zweiten Armee, um die Entscheidung im großen zu bringen, im Rahmen der Ersten Armee aber eine Einwirkung des neben ihm kämpfenden VII. Armeekorps auf die feindliche linke Flanke. So hielt er, nachdem er unter dem Schutze einer starken Artilleriewirkung die 15. Division zu beiden Seiten der großen Straße entwickelt und diese sich in den Besitz der vorliegenden Wälder, demnächst auch des vorgeschobenen Stützpunkts St. Hubert gesetzt hatte, die 16. Division in Reserve. Als es dann am Nachmittage notwendig wurde — zur Unterstützung des verlustreichen Kampfes und um feindlichen Vorstößen zu begegnen — links der Chaussee noch eine Brigade in den Kampf treten zu lassen und die Artilleriestellung zu verstärken, blieb dem Kommandierenden General nur noch die durch den Kampf am 16. August sehr geschwächte 32. Infanterie-Brigade. Der Oberbefehlshaber der Ersten Armee hatte eine der Goebenschen ganz entgegengesetzte Auffassung der Lage; er glaubte eine Zeitlang irrtümlicherweise die Franzosen schon im Rückzuge und hielt es für nötig, an dieser Stelle die volle Kraft einzusetzen. Auf sein Drängen hatte General v. Goeben, der im übrigen das vom Armeeführer beliebte Eingreifen in den Befehlsbereich der Unterführer kräftig zurückwies, noch zwei Bataillone der 32. Infanterie-Brigade in das auflösende Waldgefecht hineingeworfen. Schließlich setzte er sich gegen Abend an die Spitze der noch vorhandenen vier Bataillone und führte sie nach dem Gehöfte von St. Hubert vor, wo eine große Anzahl von Kompagnien verschiedenster Regimenter vor dem verheerenden Feuer, das von den Schützengräben bei Point du Jour das Vorgelände beherrschte, Schutz gesucht hatte. Der General, dem der für seine Persönlichkeit seltsame Vorwurf nicht erspart worden ist, er habe sich zu spät nach vorn begeben, überzeugte sich an Ort und Stelle bald von der Richtigkeit seiner Ansicht, daß hier an ein Vorwärtskommen nicht zu denken sei.

Er brachte Ordnung in die Besetzung von St. Hubert, zu der er die herangeführten frischen Truppen verwandte, und steuerte einer durch zurückgehende führerlose Abteilungen entstandenen augenblicklichen Verwirrung, als ein kräftiger Gegenangriff der Franzosen erfolgte. Dieser wurde von den Truppen der vorderen Linie mit voller Ruhe zurückgewiesen, unterstützt durch zurückstehende, von dem General vorgeführte Abteilungen. Goeben konnte daher sehr böse werden, wenn in Verallgemeinerung einer in der hinteren Linie eingetretenen stellenweisen Unordnung von einer „Panik des VIII. Armeekorps" gesprochen wurde. Auch dem noch am späten Abend auf der großen Straße von Gravelotte aus vorgehenden II. Armeekorps gelang es nicht, die Stellung von Point du Jour zu nehmen. Wohl aber entstand durch dessen Eingreifen bei völliger Dunkelheit ein mehrfaches Beschießen preußischer Abteilungen untereinander, dem General v. Goeben mit anderen Generalen nur mit Mühe Einhalt tun konnte.

Der Tag von Gravelotte hatte zum ersten Male in diesem Feldzuge den Führer an der Spitze des versammelten Armeekorps gezeigt. Nicht im raschen leichten Siegeslauf wie in den Gefechten des Feldzuges von 1866, sondern in schwerem verlustreichem Ringen um den festesten Schlüsselpunkt der starken feindlichen Stellung. Klar hatte der Kommandierende General die Lage übersehen, so sparsam als möglich seine Truppen eingesetzt und, so viel an ihm lag, Verluste vermieden. Er hatte schon am 18. April am Alsensund gezeigt, daß er, so schwer es ihm wurde, seine angeborene Kühnheit unterdrücken konnte, wenn das Wohl des Ganzen und seiner Truppen es erforderte. So schrieb ihm am 18. August die neben der Kühnheit wohnende Besonnenheit und Einsicht vor, sich auf diesem Teil des Schlachtfeldes zurückzuhalten. Hat doch auch Moltke später zugegeben, daß das Hineinwerfen des II. Armeekorps an dieser Stelle besser unterblieben wäre.

Auch in dem auf die Schlacht am 18. August folgenden Zeitabschnitt hatte der Kommandierende General des zu den Einschließungstruppen von Metz gehörenden VIII. Armeekorps weiter Entsagung zu üben. Wohl eilten seine Gedanken den auf Sedan, Paris und in die Vogesen marschierenden Truppen nach, und er verfolgte ihre Bewegungen oft schmerzerfüllten Herzens, während er an die Festung gefesselt war. Aber das hinderte keinen Augenblick, daß er sich mit unermüdlicher Tätigkeit den mannigfachen und schwierigen Aufgaben widmete, die bei der Einschließung an ihn herantraten. Was der Krieg auch fordern mochte, er war überall am Platze. Unermüdlich richtet er sich in den oft wechselnden Stellungen des Armeekorps mit Sorgfalt ein, immer selbst besichtigend und bessernd, um auf alle Möglichkeiten vorbereitet zu sein. Stets schont er die Truppe und verhindert jeden unnötigen Verlust, dabei zu kleinen Unternehmungen anfeuernd, wo sich die Gelegenheit bietet. Groß ist seine Sorge für die in dieser schweren Zeit vielfach gefährdete Gesundheit der Truppen. Die Verpflegung, die er unermüdlich herbeischaffen läßt, ist

so reichlich, daß das Korps, wieder wie seine Division im Feldzuge von 1866, mehrfach an andere Korps, selbst an das Hauptquartier abgeben kann.

Zu Ende der Einschließung, in den ersten Tagen des Oktober, als es in Metz immer ruhiger wird, schreibt er vertraulich an Moltke, es könnten jetzt ganz gut ein bis zwei Armeekorps von Metz weggezogen werden, um anderwärts wirksamer verwendet zu werden. Sein Scharfblick erkennt, wie wichtig es wäre, diese Kräfte direkt an die Loire marschieren zu lassen, so schon damals voraussehend, was später geschah. Übrigens wurde nicht lange darauf wenigstens eine Division von Metz nach Paris nachgezogen, jedenfalls mit auf Goebens Anregung hin, die Moltke, nach seiner Antwort an ihn, von großem Wert gewesen ist.

Endlich erfolgte Ende Oktober die Übergabe von Metz, bei der der Kommandierende General des VIII. Armeekorps — wieder bezeichnend für seine Sinnesart — sich durch den ältesten Divisionskommandeur vertreten ließ. Er wollte wohl mit Freuden die Franzosen bekämpfen, aber „die armen Kerle da als Kriegsgefangene glorios empfangen", das war nicht seine Sache. Wie es dahin hatte kommen können, daß ein solches großes Heer kriegsgefangen wurde, kann er, sich in die Lage als Oberfeldherr eines Heeres von beinahe 200 000 Mann versetzend, nicht begreifen. Das Nachforschen nach den Gründen führt ihn zu der Ansicht, daß die französischen Generale durch den kleinen Krieg, den sie in Algier, in China, in Mexiko und auch in der Krim geführt haben, und durch ihren Mangel an Studien vollständig verdorben sind, daß sie nichts vom großen Kriege, von der Handhabung großer Massen und dergl. verstehen. Und diese Betrachtungen werden einen Tag später durch einen gefangenen französischen Oberst und andere Offiziere völlig bestätigt. Niemand habe studiert, selbst nach 1866 habe man sich nicht mit Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaften beschäftigt. Im Anschluß hieran wies Goeben eine abfällige Bemerkung des alten Haudegen Barnekow über Federfuchser mit der ruhigen Erwiderung zurück, er hatte gefunden, daß die Federfuchser oft recht gute Dienste geleistet hätten.

Nach der Übergabe von Metz wurden die dort verwandten Truppen nach Westen geführt, um die Einschließung von Paris zu decken und gegen die an der Loire und im Norden der Hauptstadt geschaffenen Neubildungen in Tätigkeit zu treten. Die Erste Armee, zu der das VIII. Armeekorps gehörte, trat unter den Oberbefehl des Generals v. Manteuffel und war bestimmt, nach der Gegend nördlich von Paris gegen die dort vom General Bourbaki gebildeten Truppen zu marschieren. Goeben, der die Freude hatte, daß einem geschätzten Kriegsgefährten von 1866, dem General v. Kummer, die freigewordene 15. Infanterie-Division übertragen wurde, zog in gehobener Stimmung nach so langem Stilliegen neuen kriegerischen Taten entgegen.

Skizze 11.

Der neu ernannte Oberbefehlshaber, der unter dem General v. Goeben schon in dem letzten Teil des Mainfeldzuges gekämpft hatte, zog diesen sofort zur Beratung

15*



heran und besprach eingehend mit ihm die ganze Sachlage sowie die für die nächste Zeit zu treffenden Anordnungen. Goeben hatte sich im Jahre 1866 trotz mancher Meinungsverschiedenheiten das unbedingte Vertrauen Manteuffels erworben, der, von der überlegenen kriegerischen Begabung seines Unterführers überzeugt, von Anfang an gewillt war, ihm Platz und Stimme von Entscheidung bei den der Armee bevorstehenden Aufgaben einzuräumen.

Der Marsch der Ersten Armee führte ohne Zwischenfälle an die Oise. Vom Feinde waren Truppenansammlungen bei Amiens gemeldet. Goebens Besorgnisse, daß er zu spät kommen würde, da die französischen Entsatz-Armeen schnell gegen die Einschließung von Paris vorgehen müßten, wenn sie Erfolg haben sollten, waren grundlos gewesen. Er hatte bei den Feinden die eigene Rührigkeit und Tatkraft angenommen, von denen sie indessen weit entfernt waren, übrigens auch bei den durch die Neubildungen veranlaßten großen Hemmungen nicht den vollen Gebrauch hätten machen können. Die Erste Armee sollte ebenso wie die Zweite noch Arbeit genug bekommen.

Zunächst gleich bei Amiens. In der am 25. November erfolgten Besprechung bei der vom Oberbefehlshaber die zu treffenden Maßnahmen ganz in Goebens Hand gelegt waren, hatte dieser für sofortiges angriffsweises Verfahren gestimmt und den Vormarsch des VIII. Armeekorps am 26. November auf Amiens beschlossen, während das noch weiter zurück befindliche I. Armeekorps rechts rückwärts folgte. Am nächsten Tage wurde der Feind, der mit starken Kräften südlich und südöstlich Amiens stand, angegriffen und kräftig auf seine stark verschanzte Stellung südlich der Stadt zurückgeworfen. Um dieser gegenüber große Verluste oder Mißerfolge bei einem Angriff zu vermeiden, plante Goeben schon für den 28. November einen Linksabmarsch, als die Meldung eintraf, daß der Feind seine Verschanzungen verlassen habe. Der Eindruck der Kämpfe am Tage vorher war so groß gewesen — man glaubte sich von 100 000 Mann angegriffen —, daß die auf 45 000 Mann geschätzten französischen Streitkräfte Amiens bis auf die besetzt bleibende, sich zwei Tage später ergebende Zitadelle nördlich der Stadt, aufgaben und sich auf Arras zurückzogen. Jetzt wurde selbstverständlich vom VIII. Armeekorps frisch zugegriffen und Amiens besetzt.

Goebens Gedanken waren nunmehr sofort auf Rouen gerichtet; am 1. Dezember wurde der Marsch dorthin angetreten. Über die Anordnungen des Oberkommandos hinaus, die vorerst nur ein Heranfühlen an Rouen und eine Erkundung der Stadt verlangten, drang Goeben, der schleunigere Entscheidung für nötig hielt, feindliche Abteilungen mit den ihm zur Verfügung stehenden drei Infanterie-Brigaden vor sich hertreibend, und die Verbindung nach Le Havre bedrohend, kräftig vor. Schon am 5. Dezember konnte er seinen Einzug in Rouen halten, das er beim Abmarsch erst am 7. zu erreichen geglaubt hatte. Das frische Vordringen des VIII. Armeekorps hatte den General Briant mit 35 000 Mann veranlaßt, auf Le Havre abzuziehen.

Von Rouen aus wurden auf Goebens Vorschlag fächerartig Streifzüge auf beiden Ufern der Seine ausgeführt, die den Rückzug des Feindes bis Le Havre feststellten. Trotz der verhältnismäßigen Schwäche der hier verwendeten Truppen wurde auf diese Weise das Land auf weite Strecken hin beherrscht.

Inzwischen erforderten die Verhältnisse bei Amiens, welches nur durch eine schwache Abteilung besetzt war, die Entsendung stärkerer Kräfte dorthin. Das VIII. Armeekorps sollte deshalb, nach Ausführung eines Handstreiches gegen Le Havre, längs der Meeresküste über Dieppe nach Amiens abrücken. Der Handstreich gegen Le Havre unterblieb. Die Stellung daselbst war nach den von der vorausgesandten Kavallerie eingegangenen Nachrichten von gut bewaffneten, reichlich mit Geschützen versehenen Truppen in der Stärke von mindestens 25 000 Mann besetzt und durch neu angelegte Befestigungen erheblich verstärkt. General v. Goeben hielt es nicht für angezeigt, die gegen Le Havre verfügbaren 10 000 Mann seiner Truppen einem Mißerfolg auszusetzen. Er beließ es bei einer Erkundung und schwenkte am 12. Dezember nach Dieppe ab, um seiner Bestimmung nach von dort die Gegend von Amiens zu erreichen, wo die Bewegungen der bei Arras stehenden feindlichen Neubildungen in der Richtung auf La Fère gegen die Verbindungen der Einschließungstruppen von Paris seine Anwesenheit erheischten. Die Division Kummer hatte bereits die Richtung auf Amiens eingeschlagen. Goeben wollte mit den übrigen Teilen des Armeekorps über Abbeville nachfolgen, um dann gegen Flanke und Rücken des Feindes vorzugehen. Zu seinem Bedauern mußte er diese Pläne aufgeben, weil die Oberste Heeresleitung infolge der Besorgnisse des General-Gouvernements von Reims um die Gefährdung der Verbindungen zur Sicherung der Einschließung von Paris eine Aufstellung der Hauptkräfte der Ersten Armee bei Beauvais anordnete, um von dort aus gegen den Feind vorzugehen. Goebens Ansicht, daß die Besorgnisse des General-Gouvernements von Reims übertrieben seien, bestätigten sich. Im Einverständnis mit General v. Manteuffel hielt er es für nötig, Amiens als wichtigen Punkt besetzt zu halten. General v. Goeben sollte mit starken Teilen seines Korps und Kavalleriemassen die dort schon befindliche Brigade des I. Armeekorps verstärken und das Kommando an der Somme führen, wenn nötig den Rest seiner Truppen von Beauvais zu Unternehmungen gegen den Feind heranziehen. Die Nachrichten, daß dieser mit starken Kräften dicht bei Amiens stehe, veranlaßten bald eine Vereinigung des ganzen VIII. Armeekorps bei dieser Stadt. General v. Goeben hatte wieder die Absicht, von dort sich links zu wenden, den Feind zu umfassen und von seinen Festungen abzudrängen.

Diese Absichten führten am 23. Dezember zur Schlacht an dem Flußabschnitt der Hallue, hinter der der jetzt den Oberbefehl über die französischen Truppen im Norden führende General Faidherbe mit überlegenen Kräften in starker Stellung stand. Goeben führte sein durch die 3. Kavallerie-Division verstärktes Korps dagegen vor,

die Infanterie-Brigade des I. Armeekorps folgte zur Verfügung des Oberbefehlshabers. Die Dörfer am Flußabschnitt wurden genommen, heftige Gegenangriffe des Feindes erfolgreich abgewiesen, aber die Stellung selbst konnte ihm nicht entrissen werden. Goeben bezeichnete den Erfolg als einen halben, das heißt gar keinen. Er nahm nicht an, daß der Feind am nächsten Tage abziehen werde, da man nicht auf Fehler des Feindes rechnen, sondern auf das Schlimmste gefaßt sein müsse. Bei der Stärke der gegenüberstehenden feindlichen Truppen und der eigenen Schwäche konnte er sich keinen Erfolg von einem nochmaligen Angriff versprechen und beabsichtigte einen Abmarsch hinter die Somme und Vereinigung mit der von Mézières herangezogenen 3. Reserve-Division, um dann wieder vorzubrechen. Als jedoch General Faidherbe trotz des von ihm verkündeten Sieges vom 23. Dezember am 24. zunächst untätig stehen blieb und dann den Abmarsch auf Arras antrat, folgte General v. Goeben über Albert auf Bapaume.

Die Verhältnisse bei Rouen machten es jetzt erforderlich, den größten Teil des I. Armeekorps dort wieder zu vereinigen; auch der Oberbefehlshaber begab sich nach der unteren Seine. Der Befehl über die an der Somme stehenden Truppen wurde dem General v. Goeben übertragen. Er verfügte daselbst über das VIII. Armeekorps, die 3. Kavallerie-Division, die 3. Reserve-Division und eine Garde-Kavallerie-Brigade. Zu seiner Aufgabe gehörte die Einschließung und Belagerung der kleinen Festung Peronne, um den Franzosen diesen wichtigen Übergang und Stützpunkt zu entreißen und ihn für sich zu gewinnen. An Belagerungsmaterial waren zu diesem Zweck zunächst nur einige französische Belagerungsgeschütze aus der Zitadelle von Amiens verfügbar zu machen. Nach dem Fall von Mézières sollten auch schwere Geschütze der dortigen Belagerungstruppen herangezogen werden, doch trafen sie zu spät ein, um in Wirksamkeit zu treten.

Die Lage war Anfang Januar 1871 eine recht schwierige geworden, da General Faidherbe mit den beiden Armeekorps der französischen Nord-Armee aus der nach der Schlacht an der Hallue bei Arras—Douai eingenommenen Verteidigungsstellung vorbrach und General v. Goeben, durch die Belagerung von Peronne gefesselt, ihm nur eine geringe Truppenzahl an Infanterie und Geschützen entgegenstellen konnte.

Am 2. Januar stieß der Vormarsch Faidherbes auf die bei Bapaume stehende Division Kummer, die vorwärts der Stadt den Angriff der weit überlegenen Kräfte standhaft aushielt, jedoch am Abend nach Bapaume selbst und Gegend in eine geschlossenere Stellung zurückgenommen werden mußte. Am 3. Januar ließ General v. Goeben die rechts befindliche Division Prinz Albrecht — drei Bataillone, drei Kavallerie-Regimenter und drei Batterien — gegen die feindliche linke Flanke vorgehen, während die links stehende 3. Kavallerie-Division um den rechten feindlichen Flügel herumgreifen sollte und außerdem eine schwache Reserve zur Verfügung des Kommandierenden Generals verblieb. Die 16. Division (Barnekow) stand vor Peronne.

Diese Anordnungen hatten zunächst zur Folge, daß das am 3. Januar fortgesetzte umfassende Vordringen des Feindes gegen Bapaume eine Unterbrechung erlitt und der Kampf der Division Kummer daselbst durch das Eingreifen der Division Prinz Albrecht rechts von ihr unterstützt wurde. Die 3. Kavallerie-Division hatte sich nach weit ausgreifender Entsendung einer Kavallerie-Brigade in die rechte Flanke des Feindes mit der Zeit nach dem linken Flügel der Division Kummer herangezogen. Da hier infolge der ausgedehnten Umfassung des Feindes der Schwerpunkt lag, hatte General v. Goeben seine Reserve dorthin befohlen, und von den Belagerungstruppen von Peronne eine neue Reserve herangezogen. Gegen die immer mehr vorschreitende feindliche Umfassung setzte dann der Kommandierende General seine Reserve ein und ließ zwei vom Feinde eroberte Ortschaften noch am Abend wieder nehmen.

So wurde trotz der etwa vierfachen Übermacht des Feindes die Stellung von Bapaume, dank der hervorragenden Tapferkeit und überlegenen Kampfesweise der Truppen behauptet. Der Führer aber hatte die außerordentliche Schwierigkeit der Lage durch die umsichtige Verwendung der geringen ihm zur Verfügung stehenden Truppenzahl und durch sein Ausharren in der Gefahr überwunden, eine Niederlage vermieden.

Dem Vordringen des Feindes war ein Ziel gesetzt, die Belagerung von Peronne aufrecht erhalten worden. Trotzdem sah sich General v. Goeben zu dem Entschluß genötigt, die vorwärts der Somme gelegene Aufstellung zu räumen. Er konnte schon wegen des Mangels an Munition, deren Herbeischaffung mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, den Kampf am nächsten Tage nicht fortsetzen, wollte das aber auch nicht tun, um sich bei der erheblichen Überlegenheit des Feindes und der Fesselung einer großen Zahl seiner Truppen durch die Belagerung von Peronne nicht einer Niederlage auszusetzen, die in der Lage, in der sich die deutsche Nord-Armee befand, von unberechenbaren Folgen gewesen sein würde. Er beschloß hinter die Somme zurückzugehen und behielt diesen Entschluß auch bei, als der General Faidherbe unter dem Eindruck und infolge der Verluste des zweitägigen Kampfes bei Bapaume am 4. Januar seinen Rückzug nach den Nordfestungen antrat.

Goeben bezeichnet die Tage von Bapaume als einen schweren, schweren Kampf, an dessen günstigem Ausgang er am 3. Januar eine Stunde lang gezweifelt habe. Das Schwerste für ihn, den sieggewohnten, vorwärts drängenden Führer aber wird gewesen sein, den Befehl zu rückgängiger Bewegung zu geben. Daß er, der noch nach dem Eintreffen bei Bapaume kühne Unternehmungen gegen die feindlichen Festungen plante, sich, die entstandene schwierige Lage klar übersehend, dazu entschloß, ist wieder ein Zeichen, wie ruhig, wie zweifellos richtig er alles erwog, wie er vor keiner seiner Eigenart auch noch so widerstrebenden Maßregel zurückscheute, wenn sie ihm für den Vorteil der Sache notwendig erschien. Er faßte zwar bald wieder den Entschluß, über die Somme vorzugehen und wollte eine Flankenstellung nehmen, um sich

nicht wieder dem Angriff so erheblich überlegener Kräfte in einer Defensivstellung auszusetzen. Die Meldungen von einem erneuten Vorgehen der französischen Nord-Armee, die sich durch Zuzüge über Meer noch verstärkt hatte, nötigten ihn, auch davon Abstand zu nehmen und an der Somme zu verbleiben. Wir werden sehen, wie sich aus dieser Beschränkung, in der sich der Meister zeigte, sein größter Erfolg entwickelte.

Wenn Goeben schon vorher die Führung der Kräfte der Ersten Armee an der Somme übertragen worden war, so erhielt er infolge der Abberufung des Generals v. Manteuffel zur Süd-Armee am 8. Januar den Oberbefehl über die gesamte Erste Armee. Zu den von ihm bisher befehligten Truppen, die sich an der Somme zwischen Peronne und Amiens befanden, traten nunmehr auch die an der unteren Seine befindlichen Teile des I. Armeekorps, von welchen eine Anzahl Truppen schon nach der Somme herangezogen worden war.

Die deutsche Erste Armee hatte ihre Aufgabe der Deckung der Einschließung von Paris im Norden von Anfang an unter erschwerenden Umständen antreten müssen. Das VII. Armeekorps hatte zuerst eine andere Bestimmung bei Metz, Diedenhofen und Mézières erhalten und war dann ganz abgezweigt worden. Es trat zwar mit der Zeit eine Verstärkung durch Kavalleriekörper und die 3. Reserve-Division ein, aber die Schwäche der vorhandenen Kräfte, besonders an Infanterie, deren Gefechtsstärken durch den anstrengenden Winterfeldzug erheblich herabgegangen waren, machte sich trotzdem sehr fühlbar. Denn es galt sowohl an der unteren Seine die erheblichen feindlichen Truppenansammlungen bei Le Havre in Schach zu halten, als die allmählich entstandene und verstärkte französische Nord-Armee unter General Faidherbe an Unternehmungen gegen die deutschen Verbindungen nachhaltig zu verhindern. Das letztere erschien bald als das ungleich wichtigere, und so sehen wir schon zur Zeit der Übernahme des Oberbefehls durch den General v. Goeben an der Somme den größeren Teil der Kräfte der Ersten Armee an dieser Stelle vereinigt. Jetzt wurde der Schwerpunkt noch mehr dorthin verlegt.

Am 9. Januar erfolgte die Übergabe der Festung Peronne, wodurch die Bewegungsfähigkeit der Ersten Armee erheblich erhöht wurde. Diese Bewegungsfreiheit auszunutzen, behielt sich der Oberbefehlshaber noch vor. Vorläufig wollte er in Übereinstimmung mit dem General v. Moltke die nach den vorhergegangenen Kämpfen und Anstrengungen des Winterfeldzuges dringend einiger Ruhe bedürftige Armee in breiter Aufstellung hinter dem starken Abschnitt der Somme, gestützt auf die befestigten Punkte Peronne und die Zitadelle von Amiens bereit halten, um sie gegen ein erneutes Vorgehen Faidherbes in vorteilhafter Weise zur Verwendung zu bringen. Eine solche konnte aus dieser Aufstellung heraus erfolgen, sowohl wenn der Vormarsch des Feindes auf Peronne — in gerader Richtung auf Paris —, als wenn er auf Amiens — den linken Flügel der Aufstellung — oder schließlich auf St. Quentin

– in Umgehung des rechten Flügels der Armee — gerichtet werden sollte. Alle diese verschiedenen Möglichkeiten hatte der Oberbefehlshaber klar und sorgfältig erwogen, alle nötigen Vorbereitungen waren getroffen.

Ein Vormarsch auf St. Quentin lag, wie bekannt geworden war, im Plane von Gambetta, um dem Vorgehen von Bourbaki im Süden die Hand zu reichen und auf diese Weise einen vernichtenden Schlag gegen die Verbindungslinien der deutschen Heere vor Paris zu führen. Goeben hielt, wie naheliegt, diesen Plan für phantastisch, meinte indessen doch, daß den französischen Zivilstrategen schließlich auch dieses zuzutrauen sei.

Die am 10. Januar angeordnete Verteilung der Kräfte der Ersten Armee an der Somme war folgende:

Es befanden sich:

Die vom I. Armeekorps herangezogenen Truppen unter General v. Memerty (neun Bataillone, vier Batterien, dazu zwei Schwadronen des VIII. Armeekorps) in Amiens und Gegend;

die 15. Infanterie-Division und die Korpsartillerie des VIII. Armeekorps unter General v. Kummer zwischen Amiens und Peronne bei Bray;

die 3. Reserve-Division unter General Prinz Albrecht (Sohn) hinter der 15. Infanterie-Division bei Chaulnes;

die 16. Infanterie-Division unter General v. Barnekow bei Peronne;

die 3. Kavallerie-Division unter General Graf Groeben vorwärts der Somme bei Bapaume und Mailly;

die von der Maas-Armee zur Mitwirkung bei der Ersten Armee vorgesandte 12. Kavallerie-Division unter General Graf Lippe bei St. Quentin.

Der Vormarsch der Armee Faidherbes am 11. Januar auf Bapaume veranlaßte die 3. Kavallerie-Division, sich näher an die Somme zu ziehen, die 3. Reserve-Division wurde an die Somme westlich Peronne gezogen, die Heranführung von weiteren Truppen des I. Armeekorps (drei Bataillone, zwei Batterien mit einem Divisionsstab und einigen Kolonnen) angeordnet. Von Amiens waren Truppen nach Albert auf dem Wege nach Bapaume vorgeschoben, der Uferwechsel über die Somme war an allen besetzten Punkten in Aussicht genommen worden. Die 3. Kavallerie-Division wurde angewiesen, zum Vorgehen gegen des Feindes rechte Flanke bereit zu sein.

Für die an der unteren Seine verbliebenen Truppen des I. Armeekorps — etwa eine Division — war für den äußersten Fall in Aussicht genommen, falls sie einem feindlichen Angriff auf Rouen nicht standhalten konnten, in Richtung Paris zurückzugehen und von dort Unterstützung zu erbitten.

Der Feind war am 13. Januar bei Bapaume stehen geblieben und hatte am 14. stärkere Abteilungen gegen die Somme auf Albert vorgeschoben. Auch das Vorgehen feindlicher Abteilungen von Cambrai nach Süden in Richtung auf St. Quentin

wurde gemeldet. Am 15. Januar wurden Verschiebungen gegen die Somme von Albert gegen Amiens und Bray sowie das Vorhandensein starker feindlicher Truppenmassen südlich und südwestlich von Cambrai festgestellt.

Eine bestimmte Ansicht über die Pläne des feindlichen Oberbefehlshabers war nach den eingegangenen Meldungen noch nicht zu gewinnen. General v. Goeben war entschlossen, sowie sich die Gelegenheit bot, gegen die Flanke der feindlichen Armee vorzugehen, diese in ungünstige Lage zu versetzen und eine solche kräftig auszunutzen. Bis zum 15. Januar schien es, als ob Faidherbe sich gegen Amiens wenden wolle. Die Hauptmasse der feindlichen Kräfte befand sich in der Gegend zwischen Bapaume und Albert, eine von Cambrai in südlicher Richtung vorgegangene Abteilung von etwa 4000 Mann halbwegs zwischen dieser Festung und St. Quentin. Am 16. Januar besetzte diese Abteilung St. Quentin, die Kavallerie-Division Graf Lippe zog sich an die Somme nach Ham südlich Peronne zurück. Bei den Hauptkräften des Feindes deuteten einige Meldungen über Bewegungen von Westen nach Osten auf die Möglichkeit eines Linksabmarsches. Daß die feindlichen Truppen Albert schon am 16. Januar nachmittags geräumt hatten, war dem Oberkommando zu melden leider unterlassen worden. Die Absichten des Feindes lagen infolgedessen für dieses noch immer nicht klar. Das Vorgehen einer schwachen seitlichen Abteilung auf St. Quentin konnte eine Demonstration bedeuten, um die Aufmerksamkeit von dem anderen Flügel abzuziehen.

General v. Goeben hatte für den 17. Januar der östlich Amiens befindlichen Division Graf Groeben*) und einem Teil der Division Kummer befohlen, auf Albert vorzugehen, um die Verhältnisse auf diesem Flügel festzustellen. Als aber an diesem Tage in der Frühe beim Oberkommando die Meldung von der Räumung Alberts einging, war sich der Oberbefehlshaber sofort klar, daß der Gegner den vermuteten Linksabmarsch auf St. Quentin, das von der Seitenabteilung schon besetzt war, angetreten hatte. Er verhinderte die Ausführung der Bewegungen auf Albert und schob unverzüglich, während die Division Graf Groeben dem Linksabmarsch des Feindes nördlich der Somme folgte, die Hauptkräfte der Armee in starken Märschen nach rechts in Richtung auf St. Quentin und südlich zwischen Ham und Peronne zusammen. Sein Hauptquartier verlegte er nach Nesle westlich Ham und zog dorthin die neuen in Amiens eingetroffenen Truppenteile des I. Armeekorps (drei Bataillone, zwei Batterien unter Oberst v. Boecking) als Reserve nach.

Im Laufe des 17. Januar hatte sich die Vermutung des Oberbefehlshabers als richtig bestätigt. Der Feind war in voller Bewegung auf St. Quentin, er hatte von dort schon Teile weiter südlich vorgeschoben.

---

*) Die auf zwölf Bataillone und sechs Batterien gebrachte Abteilung Memerty vom I. Armeekorps war dem Kommandeur der 3. Kavallerie-Division, Graf Groeben, unterstellt und durch ein Kavallerie-Regiment verstärkt, von der Kavallerie-Division eine Kavallerie-Brigade, Graf Dohna, abgezweigt worden.

Für den 18. Januar befahl General v. Goeben eine allgemeine Vorbewegung gegen St. Quentin auf beiden Ufern der Somme. Er wollte, wie er dem Großen Hauptquartier meldete, sowohl bereit sein, den Feind, wenn er sich dort zur Schlacht stellte, umfassend anzugreifen, weshalb er seinen rechten Flügel bis auf die Straße La Fère—St. Quentin ausdehnte, als einen etwaigen Weitermarsch des Feindes auf Reims zu begleiten. Vom Großen Hauptquartier wurde eine Infanterie-Brigade der Maas-Armee als Unterstützung in Aussicht gestellt, die mit der Bahn von Paris nach Tergnier westlich La Fère vorgeführt werden sollte. Sie wurde der Division Graf Lippe überwiesen, die ihre weitere Mitwirkung bereitwilligst zugesagt hatte. Nach der unteren Seine wurde von Paris aus das XIII. Armeekorps entsandt, so daß von dort noch weitere Truppen des I. Armeekorps mit der Bahn nach Amiens herangeführt werden konnten.

Im Laufe des 18. Januar stieß der linke Flügel der im Vormarsch befindlichen deutschen Ersten Armee — Division Graf Groeben und Division Kummer — auf den rechten Flügel der in zwei Kolonnen von Norden nach St. Quentin und südlich marschierenden französischen Nord-Armee und hielt diesen durch die Gefechte bei Tertry und Poeuilly in der Gegend nordwestlich St. Quentin auf. Der auf Jussy südlich St. Quentin vorgehende rechte Flügel der deutschen Armee — die Divisionen Barnekow und Prinz Albrecht — sowie die noch weiter herumgreifende Division Graf Lippe hatten festgestellt, daß südlich St. Quentin stärkere feindliche Truppen ständen, ein Abmarsch nach Osten aber nicht stattgefunden habe.

Der Feind, über dessen Weitermarsch östlich St. Quentin bis dahin immer noch Ungewißheit bestanden hatte, befand sich demnach mit seinen Hauptkräften noch bei St. Quentin. General Faidherbe war durch die Maßnahmen seines Gegners sowohl am Weitermarsch nach Osten wie am Rückzug nach Norden verhindert und gezwungen, sich hier zur Schlacht zu stellen.

General v. Goeben beschloß sofort, den Gegner am 19. Januar in seiner Aufstellung umfassend anzugreifen, auch ohne die in Aussicht stehenden Verstärkungen abzuwarten. Die erreichte günstige Lage war ohne Verzug auszunutzen, es durfte keinen Augenblick gezögert werden. Der deutsche Oberbefehlshaber wußte, daß er die beiden Korps der französischen Nord-Armee gegenüber habe, die durch Zuzüge über Meer bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatten. Er scheute auch die daraus hervorgehende bedeutende Überlegenheit nicht.

Der Befehl vom 18. Januar abends zum Vorgehen am 19. Januar, der zur Schlacht bei St. Quentin führte, ordnete in einfachster, klarster und kräftigster Weise die durch die Art des Vormarsches von langer Hand vorbereitete Umfassung der bei St. Quentin festgestellten feindlichen Kräfte an. Er teilte die Armee in zwei Flügel und eine Reserve, die bei der geringen zur Verfügung stehenden Truppenzahl nur schwach ausfallen konnte.

Auf dem rechten Somme-Ufer wurde der linke Flügel unter General v. Kummer angewiesen mit der Division Graf Groeben, der 15. Infanterie-Division und der Korpsartillerie des VIII. Armeekorps gegen St. Quentin vorzugehen, alles was sich ihm entgegenstellte über den Haufen zu werfen, St. Quentin umfassend anzugreifen und zu nehmen. General Graf Groeben, dessen Division sich auf dem äußersten linken Flügel befand, hatte sich zu diesem Zweck bis auf die Straße nach Cambrai auszudehnen.

Auf dem linken Somme-Ufer wird ein Vorgehen des unter General v. Barnekow stehenden rechten Flügels — 16. Infanterie-Division und Division Prinz Albrecht — längs der Eisenbahn und der von St. Quentin nach Süden über Essigny le Grand führenden Straße angeordnet. Unterstützt werden soll diese Bewegung durch ein gleichzeitiges kräftiges Vorgehen der auf dem äußersten rechten Flügel der Armee befindlichen Division Graf Lippe und der dieser zugewiesenen 16. Infanterie-Brigade der Maas-Armee, soweit sie eingetroffen, an der noch weiter östlich von St. Quentin südlich nach La Fère führenden Straße. Auch an dieser Stelle wird auf ein möglichst weites Umfassen nach rechts hingewiesen.

Die Reserve Oberst v. Boecking — drei Bataillone, drei Schwadronen, zwei Batterien — wurde in der Mitte hinter beiden Flügeln auf der Straße von Ham nach St. Quentin in Marsch gesetzt, wo sich auch der Oberbefehlshaber befand.

Der Befehl, dessen Wortlaut vorstehend ungefähr wiedergegeben ist, war ein deutlicher Ausdruck des festen Willens des Feldherrn, nicht nur einen Sieg, sondern auch einen durchschlagenden Erfolg zu erringen.

Skizze 12.

Der Kampf entbrennt bald auf allen Punkten der vom Feinde westlich und südlich St. Quentin auf beiden Ufern der Somme eingenommenen starken Stellungen. Schon am Vormittag übersieht der Oberbefehlshaber die Lage dahin, daß eine Unterstützung des rechten Flügels Barnekow, da die dort erwartete Brigade der Maas-Armee nur mit einem Bataillon eingetroffen war, nötig sei, und sendet seine Reserve über den stehen gebliebenen Somme-Übergang von Grand Seraucourt dorthin. Mit ihr gab er den Nachdruck zum erfolgreichen Fortschreiten des erbitterten und durch fortwährende Vorstöße eines sich tapfer und hartnäckig wehrenden Feindes erheblich erschwerten Kampfes um die Stellungen südlich St. Quentin bis zum Eindringen in den Bahnhof und den südlichen Teil der Stadt. Die Division Graf Lippe hatte sich dem Vorgehen auf St. Quentin auf dem rechten Flügel angeschlossen. Ein Versuch, auf die feindliche Rückzugslinie zu drücken, wurde wegen der Besetzung der östlich der Stadt gelegenen Dörfer Harly und Homblières aufgegeben.

Als dann der Angriff des linken Flügels Kummer, dem sich starke feindliche Massen in dem Hügel- und Waldgelände westlich St. Quentin entgegenstellen, zeitweise ins Stocken gerät, setzt General v. Goeben seine sofort wieder neugebildete Reserve an der Straße Ham—St. Quentin ein, die auch hier den Angriff bis an die westliche Vorstadt von St. Quentin führt. Die Meldung, daß auf dem äußersten

linken Flügel ein Flankenstoß französischer Kräfte von der Straße von Cambrai her — einer dort zur Deckung aufgestellten Infanterie-Brigade, unterstützt durch die Reserve-Brigade auf Faidherbes rechtem Flügel — von Gricourt und Fayet her erfolgt wäre, berührt, wie einst bei Kissingen, den Feldherrn nicht, der den Sieg schon in seiner Hand weiß. Er läßt durch den Überbringer der Meldung sagen: „Ist gut, reiten Sie zurück und sagen Sie, daß wir auf der ganzen Linie kräftig vorrücken." Der Flankenangriff, gegen den der linke Flügel einen Haken bildet, wird denn auch aufgehalten und die für ihn verwendeten Truppen werden in den schon eingeleiteten Rückzug der Hauptkräfte Faidherbes mit hineingezogen.

Die Schlacht ist gewonnen. Gefangene in großer Zahl und Geschütze fallen in die Hand des Siegers, aber der Rückzug des Feindes nach Norden auf Cambrai hat infolge des dort stattgehabten Gegenangriffs nicht verhindert werden können. Die auf dem äußersten linken Flügel befindliche Kavallerie-Brigade Graf Dohna hat eine Gelegenheit zum Eingreifen gegen die Straße von Cambrai, auf die sie von vornherein hingewiesen war, nicht gefunden. Die so umsichtig angeordneten und kräftig gedachten Umfassungen auf beiden Flügeln, besonders auf dem linken, sind nicht im Sinne des Oberbefehlshabers zur Ausführung gekommen, hauptsächlich wohl, weil zu wenig Infanterie dazu verfügbar war, und weil die Kavallerie durch die großen Bodenschwierigkeiten und den Mangel an ausreichenden Schußwaffen in ihrer Leistungsfähigkeit sehr behindert wurde; übrigens waren auch, wie gesagt werden muß, deren höhere Führer damals noch nicht gewohnt, der sich darbietenden Schwierigkeiten Herr zu werden und den an sie herantretenden großen Aufgaben zu entsprechen.

Denkt man sich in jetzige Verhältnisse hinein, so hätten die Anordnungen des Oberbefehlshabers wohl den Erfolg eines Sedan in kleinerem Maßstabe beanspruchen können. Im Stabe des französischen Oberkommandos ist eine solche Lage am Nachmittage des Schlachttages vorausgesehen und deshalb der damals noch mögliche Rückzug frühzeitig angetreten worden.

Aber wenn auch, wie nach Goebens Ausspruch gewöhnlich im Kriege, nicht das Höchstmögliche geleistet wurde*) — auch die nach Moltkes Absichten am 18. August 1870 beabsichtigte doppelte Umfassung und Vernichtung des Feindes war nicht verwirklicht worden —, der Erfolg von St. Quentin war trotzdem ein großer und durchschlagender. Das Vorhaben des Feindes war glänzend verhindert worden. Die französische Nord-Armee hatte eine entscheidende verlustreiche Niederlage erlitten und war trotz ungefähr doppelter Überlegenheit an Zahl und außerordentlich tapferer Gegenwehr an den meisten Stellen sowie großer Schwierigkeiten der Jahreszeit und des Geländes zum Rückzug hinter die Nordfestungen gezwungen worden.

Auch betreffs der Verfolgung wurde nicht das Höchstmaß erreicht. Schon vor

*) Siehe I. Heft der Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, Jahrgang 1912, S. 37.

der Schlacht hatte Goeben, wie jeder große Feldherr nach durchschlagenden Erfolgen strebend, die Vernichtung des Gegners in Aussicht genommen und „auf eine energische Verfolgung mit Aufbietung aller Kräfte hingewiesen, da die Erfahrung lehrt, daß bei so schwach organisierten Streitkräften nicht sowohl der Kampf selbst als die durchgreifende Ausbeutung desselben die größten Erfolge gibt".

Eine Verfolgung unmittelbar im Anschluß an den bis zum Abend währenden Kampf ging über die Kräfte der durch die vorangegangenen starken Märsche, die sehr schwierigen Bodenverhältnisse und den heftigen Kampf gegen überlegene Kräfte aufs äußerste erschöpften Truppen. Bat doch selbst ein so außergewöhnlich harter kriegsgewohnter Führer wie General v. Barnekow, die schon für die Nacht getroffene Anordnung der Unterbringung seiner Truppen in St. Quentin und den nächsten Ortschaften nicht zu stören.

Für den 20. Januar schrieb der in der Nacht erlassene Armeebefehl vor, „um den Feind einzuholen, ehe er seine Festungslinie erreicht hätte, daß alle Truppen fünf Meilen marschieren, die Infanterie, wenn irgend möglich, die Tornister auf Wagen mitführen solle". Aber die fünf Meilen wurden nicht überall erreicht und der Feind hatte durch den frühzeitig angetretenen Rückzug, die Möglichkeit der Benutzung der nördlich von St. Quentin nach Cambrai führenden Straße und durch ganz im Gegensatz zu seinen bisherigen außerordentlich starke Marschleistungen noch in der Nacht vom 19. zum 20. Januar einen Vorsprung gewonnen, der nicht mehr einzuholen war. So entsprach die Frucht des Sieges nicht ganz seiner Bedeutung, wie so häufig im Kriege und immer aus denselben Gründen. Unterlassen war nichts an klarer Erkenntnis des Notwendigen; auch die höchste Einsicht und das stärkste Wollen können gewisse Widerstände nicht besiegen.

Der Sieg von St. Quentin beendete auch auf diesem Kriegsschauplatze den Feldzug. Der Sieger in der Größe seiner Bescheidenheit urteilte, „er glaube im allgemeinen sagen zu dürfen, daß es eine gut angelegte und gut durchgefochtene Schlacht gewesen sei". Die Nachwelt kann weiter gehen und den Entschluß, wie die sichere Ausführung der Bewegungen und Kämpfe vom 17. bis 19. Januar zu den größten kriegerischen Taten zählen. Ein Augenzeuge der Ereignisse*) schreibt: „Es war also möglich geworden, innerhalb zwei Tagen nicht allein mehr als zwei Drittel der gesamten Streitkräfte auf dem äußersten rechten Flügel der ausgedehnten Stellung der Armee zu versammeln, sondern auch bereits am dritten Tage zur Offensive überzugehen und zu schlagen."

Bewunderungswürdig sind die überlegene ruhige Beurteilung der Lage, der schnelle Übergang zum zweifellos richtigen Zeitpunkt aus der auferlegten Beschränkung zum kräftigsten Handeln, die meisterhafte Verschiebung der Truppenkörper zur Vereinigung

*) A. v. Schell, Die Operationen der Ersten Armee unter General v. Goeben. Berlin. Mittler & Sohn. 1873. Seite 111.

an der blitzschnell erkannten richtigen Stelle; ebenso die einfache zweckmäßige Verteilung der Kräfte zum Kampf, die den Schwerpunkt der geringen Mittel in großer Ausdehnung auf die Flügel legt und in der Mitte nur die schwache Reserve hält, auf diese Weise von vornherein den durchschlagenden Erfolg anstrebend; schließlich die ruhige, unbeirrte, tätige und kräftige Leitung der Schlacht. In jedem Punkte zeigte sich der in so vielen Feldzügen, so zahlreichen Gefechten und Schlachten von Stufe zu Stufe zum Feldherrn herangereifte Meister, der bei ungewöhnlicher kriegerischer Begabung in selten glücklicher Weise Erfahrungen sammeln konnte. Sein unausgesetztes Streben nach Vervollkommnung in dem Berufe, dem er von Jugend an alle seine Kräfte gewidmet, hatte die schönsten Früchte getragen. Man kann das Bedauern nicht unterdrücken, daß es einem Feldherrn von solcher Bedeutung nicht vergönnt war, noch weitere größere Taten den erreichten anzureihen.

Der Krieg gegen Frankreich war für unsern Helden nicht wie der Feldzug von 1866 ein fortlaufender, glänzender, vom Glück getragener Siegeszug gewesen, der ihn leicht von Erfolg zu Erfolg führte. Es handelte sich diesmal meist um ein schweres Ringen unter den ungünstigsten Verhältnissen mit ungenügenden Mitteln. Aber der hervorragende Führer zeigte sich gerade in solchen Lagen in den höchsten Stellungen des Heeres seiner Vergangenheit würdig und der bedeutenden Aufgaben gewachsen, die an ihn herantraten. Das Bild des fähigen und tüchtigen Kriegsmannes vervollständigte sich zu dem des alle Lagen beherrschenden Feldherrn, dessen Taten für alle Zeiten der Kriegsgeschichte angehören, zur Bewunderung und Nachahmung für die Nachwelt.

Frieden und Ausgang. 1871 bis 1880.

Wenn Goeben in einem Briefe an seine Gattin nach der Schlacht bei Spichern unter den ersten Eindrücken des beginnenden Krieges schreibt: „Du weißt, was die Leute nie glauben wollen, daß ich, so sehr ich Soldat bin und so kräftig ich das Ding anfasse, wenn es einmal da ist, doch durch und durch Friedensmann bin", so ist das allerdings schwer zu glauben bei einem Manne, der ein geborener Kriegsheld war, der das schwere Handwerk des Krieges sein ganzes Leben lang mit einer seltenen Meisterschaft ausübte und ganz darin aufging.

Der augenscheinliche Widerspruch ist nur dadurch zu erklären, daß man, wie bei vielen, besonders so bedeutenden Naturen — man denke an Goethe, selbst in gewissem Sinne an Napoleon I. — annimmt, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnten. Und dem war wirklich so.

Er war eine durch und durch leidenschaftliche Natur, selbst zu starken Zornausbrüchen geneigt; er bändigte sie durch kühle Überlegung und starke Willenskraft zu klassischer Ruhe. Heftig den Erfolg in der Schlacht erstrebend, schlägt er sich auf den Schenkel mit den Worten: „Brennt denn noch kein Dorf!" Gleichgültig hört er von

schwerer Verwundung ihm nahestehender Personen, niemals sich nach Verwundeten umsehend, um nach dem Kampfe fast ängstlich nach den Verlusten zu spähen und sie aufs tiefste zu beklagen, ohne doch einen Augenblick an ihrer bitteren Notwendigkeit irre zu werden. Er hatte am eigenen Körper und der eigenen Seele in jungen Jahren erfahren, welche Wunden und welches Leid der Krieg im Gefolge hat. Weder damals noch in späteren Jahren haben ihn diese Erfahrungen von irgendeiner noch so kühnen Unternehmung abgeschreckt. Tatendurstig drängt er vorwärts, mit äußerster Tatkraft verwirklicht er seine sorgfältig durchdachten Pläne. Aber dauernd beseelt den kühnen Führer der Gedanke, unnötige Verluste zu vermeiden und den Sieg mit möglichst geringen Opfern zu erfechten. Zu halben oder schwächlichen Maßregeln hat ihn dieser Gedanke nie verleitet. Auch in kleinen Zügen zeigt sich diese Doppelnatur. Als die Bagagen der Division Beyer im Mainfeldzuge 1866 in den engen schlechten Gebirgswegen den Vormarsch seiner Division mehrfach gehindert hatten, erklärt Goeben, daß er die hinderlichen Wagen im Wiederholungsfalle in den Graben werfen lassen würde, und als wiederum eine Stockung eintritt, läßt er die ausgesprochene Absicht zur Tat werden. Auf die dann folgende Beschwerde hin aber schickt er „seinem alten Freunde Beyer" 50 Ochsen als Beihilfe zu der mangelnden Verpflegung und macht die Rücksichtslosigkeit — denn es war eine solche, wenn sie auch wahrscheinlich notwendig war — wieder gut. In der Maßregel begegnet er, der ruhige, milde, ja weiche Mann sich mit dem starren eisernen Steinmetz. Das zeigt zur Genüge, welche Gegensätze in der Brust unseres Helden wohnten.

Aber trotz allem, ein Friedensmann war er nicht.

Das trat doch recht deutlich in die Erscheinung, als der siegreiche Oberbefehlshaber nach Beendigung des Krieges in die friedliche Tätigkeit des Kommandierenden Generals übergehen mußte. Er erfüllte alle seine Obliegenheiten mit der ihm eigenen Pflichttreue, aber man hatte doch immer das Gefühl, daß er nicht in seinem eigentlichen Elemente wäre. Er gehörte in den Krieg, auf das Schlachtfeld.

Seine Bedeutung in dieser Friedensstellung wurde dadurch nicht gemindert. Er trat nicht hervor und drängte seine Lehren nicht auf. Er sprach wenig und mischte sich nur selten in den Wirkungskreis seiner Untergebenen; so wenig, daß er selbst in seiner oft kindlich einfachen Weise als seinen Fehler bekannte, zwei ganz verschieden ausgebildete Divisionen unter seinem Befehl zu haben. Trotzdem wirkte seine beherrschende kriegerische Persönlichkeit in ihrer großen Bedeutung fast unbewußt in stärkstem Maße. In den seltenen Fällen, in denen er hervortrat, wenn er sprach, hatte jedes seiner Worte tausendfältigen Wert und hinterließ stärkeren Eindruck als sonst lange Auseinandersetzungen. Jeder wußte, der Mann, der das sagt, hat als einer der Größten sich sein Leben lang dem Kriegshandwerk gewidmet; er spricht aus einer über jeden Zweifel erhabenen Erfahrung, er hat, wo er gewirkt, den Erfolg für sich gehabt.

Unauslöschlich haftete bei jedem die Bedeutung, die er immer und immer wieder dem „Kriegsmäßigen" gab, ein Wort das er geprägt, wenn nicht erfunden hat. Leicht tritt erfahrungsgemäß nach langer Kriegszeit eine Art Rückbewegung ein zu Friedensgewohnheiten oder falschen Auffassungen über die Anforderungen des Krieges. Dagegen war der Kommandierende General unerbittlich, da konnte er scharf eingreifen und z. B. einem Kommandeur sagen lassen, er würde ihn außer Gefecht setzen, wenn er sich in so unkriegsmäßiger Weise dem Feuer aussetzte.

General v. Goeben führte gegenüber den damals üblichen sogenannten Divisions-Exerzieren, bei denen von dem Divisionskommandeur selbst angeordnete, meist in vorher bekannt gegebene Momente eingeteilte Bewegungen gegen einen von dem Führer entsprechend angewiesenen markierten Feind zur Ausführung kamen, zuerst die jetzt allgemein gewordenen Divisionsmanöver ein, bei denen der Führer die Aufgabe vom Kommandierenden General erhielt und der markierte Feind nach dessen Anweisung von seinen Organen als ein gleichwertiger Körper geführt wurde. Es entstanden auf diese Weise Übungen, die unter der gewaltigen kriegerischen Persönlichkeit des Leitenden jeden, der an ihnen mit Verständnis teilnahm, in bis dahin nicht geahnter Weise in die Wirklichkeit versetzten und jedem für sein ganzes späteres Wirken einen dauernden Eindruck hinterlassen und als Richtschnur gedient haben.

Der General sorgte schon zu einer Zeit, da diese Maßregel noch zu den seltenen gehörte, stets dafür, daß die größeren Truppenkörper ihre Übungen von den ungenügenden Exerzierplätzen in das Gelände verlegten, damit diese Übungen kriegsgemäß gestaltet werden könnten. Als einmal eine Infanterie-Brigade von drei Regimentern auf Veranlassung des Kriegsministeriums ihr Brigadeexerzieren der Kostenersparnis wegen auf einem sehr beschränkten Garnison-Exerzierplatz abhalten sollte, erklärte er auf das bestimmteste, dann würde er das Brigadeexerzieren ausfallen lassen, denn auf dem Exerzierplatz könnte es nicht nur nicht nützen, sondern nur schädlich wirken.

So wurde der Einfluß des großen Kriegsmannes, wenn auch seine Wirksamkeit äußerlich viel weniger als in anderen Armeekorps hervortrat, doch von unendlichem Wert für alle, die unter seinen Befehlen standen. Wer aber gar das Glück hatte, ihm näher zu stehen, der nahm aus dem Verkehr mit dem seltenen Manne einen wahren Schatz mit in das Leben. Und dabei sah er nicht auf Alter und Stellung, er trat jedem menschlich nahe, der mit ihm in Verbindung kam, und freute sich gerade des strebsamen jungen Aufwuchses.

Einen Offizier seines Stabes, der früher der einen Division des Korps angehört hatte, hatte er zu den Übungen der anderen Division als Zuschauer befohlen. Als ihn der Kommandierende General beim Eintreffen zu den Übungen der Division nach seinen Eindrücken fragte und dieser gewohnheitsgemäß offenherzig äußerte, er habe



die bedeutend kriegsgemäßere Ausbildung bei dieser Division gegen die andere lebhaft empfunden, gab der General diese Äußerung etwas später bei der anderen Division wieder, hinzufügend, daß er von dem Urteil dieses Offiziers sehr viel halte. Sehr zur Bestürzung des Betreffenden, als er es dann erfuhr und gewiß nach vielen Richtungen hin nicht zu vertreten, aber doch so erhebend menschlich groß in rücksichtsloser Erhabenheit über das Übliche und so bedeutsam in der Wirkung auf das Streben des so viel Jüngeren, sich so von dem Meister anerkannt zu sehen. Selbst ein so ungewöhnlicher Vorgang konnte unter Goeben nicht zur Überhebung führen.

Wer den Vorträgen des Generalkommandos beiwohnte, hatte jedesmal zu staunen über die Schärfe des Urteils, mit der der Kommandierende General in allen Fällen, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf traf. Nur ein Beispiel dafür. Es war ein Bericht zu erstatten über die in Aussicht genommene Maßregel, aus den Kavallerie-Regimentern der Armeekorps eine Kavallerie-Brigade zu bilden, damit diese an der Spitze des Korps zur Aufklärung verwendet werden und ausgesprochenermaßen gleichzeitig als Rückhalt für die vorgeschobenen Kavallerie-Divisionen dienen konnte. Beim Vortrage wurde dies als sehr zweckmäßig und geeignet dargestellt. Der Kommandierende General hörte den Vortragenden an und sagte sofort: „Nein, mein lieber Freund, das ist nichts. Dann nehmen mir die Kavallerie-Divisionskommandeure die Brigade fort, und ich habe gar nichts.“ Und als darauf, um dieser schlagenden Bemerkung gegenüber doch noch etwas zu retten, erwidert wurde, so könnten doch diese Führer nicht verfahren, da erfolgte in stillschweigender Bezugnahme auf seine Erfahrungen im Nordfeldzuge eine so drastische Antwort in dem Sinne: „Sie glauben gar nicht, was man sich von diesen Leuten zu versehen hat“, daß nichts übrig blieb, als den Bericht ins Gegenteil umzuschreiben.

Neben der Klarheit und Schärfe des Urteils zeigte sich aber auch ein warmes und wenn nötig, bis hoch hinauf festes Eintreten für die Interessen aller ihm untergebenen Personen sowie ein hoher Grad von menschlichem Wohlwollen und Herzensgüte des Generals. Während er sonst beim Vortrage nur das Wichtige und die Hauptsachen zu seiner Entscheidung vorgelegt haben wollte, ließ er sich jedes Gesuch und besonders jede Reklamation um Befreiung von der Dienstpflicht bis ins einzelne vortragen. Wo er bei traurigen Familienverhältnissen helfen konnte, trat er ein, und ging es gar nicht, dann unterstützte er aus seinen eigenen Mitteln.

Wer den General bei den Besichtigungen und Übungen begleitete, brachte von seinen Aussprüchen reiche Früchte heim.

So bemerkte er bei einem der vorher erwähnten Divisionsmanöver gegen einen markierten Feind, der Führer würde richtigere Maßregeln getroffen haben, wenn er bei Beginn des Gefechts vorn gewesen wäre. Als sich beim Zurückreiten von der Übung der Generalstabsoffizier der Division daraufhin zu bemerken erlaubte, daß es doch in der Regel für den Führer empfohlen würde, zurückzubleiben und sich nicht in

die vordere Linie zu begeben, erwiederte er: „Nein, zuerst muß man vorn sein, um einen Eindruck von der Lage zu bekommen, dann, wenn die Entwicklung angeordnet ist, zurückreiten und leiten. Ich bin zuerst immer vorn gewesen." Das wirkte aus seinem Munde ebenso überzeugend, als bei einem Stocken des Gefechts die Antwort auf die Bemerkung des Führers, er habe nur noch seine Reserve: „Ja, wozu haben Sie denn die Reserve, wenn Sie sie nicht einsetzen, wenn es nötig ist." Die früheren Ausführungen über seine Verwendung der Reserven in der Schlacht von St. Quentin gaben den Hintergrund für diese Äußerung. Einer seiner früheren Generalstabsoffiziere sagt, es sei kennzeichnend für den General, daß er im Kriege immer eine Reserve gehabt und mit ihr den Ausschlag gegeben hätte.

Bei einem Hinweis auf die große Breitenausdehnung der fechtenden Truppe sagte Goeben: „Ich bin immer breit gewesen und bin gut dabei gefahren". Auch in seinen Feldzugsbriefen weist er sowohl Steinmetz als Manteuffel gegenüber darauf hin, daß das enge Zusammenhalten der Truppen im Kriege nicht vorteilhaft wäre. Es sei besser aus breiter Grundlage seine Maßregeln zu treffen. Hierbei befand er sich ganz in Übereinstimmung mit Moltkes bahnbrechendem Verfahren, das damals nur wenigen geläufig war.

Diese Anführung einzelner herausgerissener Aussprüche soll bezwecken, die Art und Weise zu beleuchten, in der die hervorragenden Kriegserfahrungen des so hoch stehenden Feldherrn auf diejenigen zu wirken imstande waren, die das Glück hatten, ihn zu hören und von ihm zu lernen. Wer ihm näher stand, konnte immer frei heraus seine Ansicht sagen. Meist erfolgte die Antwort: „So! meinen Sie?" Im Laufe der Zeit zeigte sich dann klar ohne viele Worte, ob man etwas Gescheites oder das Gegenteil gesagt hatte.

Die Ruhe des Generals, mit der er seine Anordnungen traf, wirkte auch im Frieden ebenso erhebend, als das höchste Vertrauen erweckend. Als er im Jahre 1877 das Korps im Kaisermanöver gegen einen markierten Feind in dem Sinne führte, wie er es bei den Divisionen verlangte — er hatte dem Führer des markierten Feindes seine Maßregeln völlig überlassen — da konnte man sich eine lebhafte Vorstellung davon machen, wie dieser geborene Kriegsheld vor dem Feinde seine Schlachten und Gefechte in zwingender Weise gewann.

Noch möchte aus dem Schatz der Erinnerungen an den Feldherrn, der mit solchem Glück so große Erfolge errungen hatte, angeführt werden, daß er eines Tages zu dem Verfasser dieser Blätter sagte: „Sehen Sie, das läßt mich oft des Nachts nicht schlafen, daß ich nicht immer meinem ersten Gedanken gefolgt bin, der der kühnste war". Auf die Entgegnung, daß der General doch wahrlich mit Genugtuung auf seine Erfolge zurückblicken könne, erwiderte er abwehrend: „Nein, nein; ich hätte dann viel mehr erreichen können!" Wie ging aus diesen Worten neben der großen wahren Bescheidenheit des Meisters wieder der Wert hervor, den

der in der Kriegführung wie selten einer Erfahrene auf die Tatkraft, die Kühnheit und den Wagemut im Kriege legte. Wie muß jeder diesen Ausspruch des Helden berücksichtigen und bewahren!

Schon zu Ende des Feldzuges 1871 hatte er in den herrlichen, ihn als Mensch und Krieger gleich hochstellenden Briefen an seine Gemahlin, im Anklang an die Klage über Verminderung seiner Elastizität geschrieben: „Ich denke, daß dieses der letzte Krieg gewesen ist, an dem ich aktiv teilgenommen habe. Einige Jahre werden wir jedenfalls Frieden haben und darnach wäre es ein Fehler, mir noch ein Kommando zu geben, wäre es eine Schwäche, wenn auch nur in Mangel der Selbsterkenntnis bzw. in Eitelkeit bestehend, wenn ich eins erstrebte oder annähme. Denn jedes Ding hat seine Zeit. Und für einen höheren Befehlshaber im Kriege, Kommandierender General oder Oberbefehlshaber, ist thatkräftige Energie, ist frischer, ich möchte sagen, jugendlicher Entschluß, ist Elastizität des Körpers wie des Geistes das vor allem Notwendige. Viele andere, anscheinend höher stehende Geistes- und Verstandeseigenschaften sind viel weniger wichtig: sie muß der Chef des Generalstabes, muß überhaupt die Umgebung ergänzen und ersetzen, während jene Grundelemente nie ersetzt werden können, welche vom Kommandeur den alles belebenden und treibenden Impuls ausgehen lassen. Bisher, das kann ich sagen, habe ich noch diesen Impuls gegeben, aber in wenigen Jahren schon würde ich voraussichtlich auch traurig abschließen, wie wir das ja erlebt, und wie die Geschichte so oft es gezeigt. Zur **rechten** Zeit zurücktreten, das ist persönlich klug, das ist auch ebenso patriotisch."

Das schrieb der Sieger von St. Quentin! Danach handelte er, als er acht Jahre später, schon lange durch den Tod der in seltener innigster Weise geliebten Frau innerlich gebrochen, im Jahre 1879 seinen Abschied erbat. Sein Allerhöchster Kriegsherr aber erklärte einfach und bestimmt, ein so bewährter Führer müsse der Armee erhalten werden — und er blieb.

Nur ein Jahr noch, dann nahm ihn, den erst 64jährigen, der unerbittliche Tod hinweg aus diesem Leben. Der 80jährige Feldmarschall Moltke aber sprach in seinem edlen Sinne das schöne, bezeichnende Wort: „Warum bin ich es nicht gewesen!"

Man hatte wohl in Goeben den Nachfolger des greisen Feldmarschalls gesehen, wie er diesen schon im Herbst des Jahres 1864, als General v. Moltke für ein Armeekorps in Aussicht genommen war, hatte ersetzen sollen. Auch im Jahre 1866 hatte der Kronprinz den General v. Goeben zum Chef des Generalstabes der ihm unterstellten Zweiten Armee gewünscht.

Daß ein Mann von der Bedeutung Goebens diese hohen Generalstabsstellen in Vollendung ausgefüllt haben würde, kann mit Bestimmtheit angenommen werden. Und doch kann man dem Geschicke dankbar sein, das ihn seinen Weg geführt hat. Die Nachwelt hätte, wenn es anders gekommen wäre, zweifellos einen großen Strategen

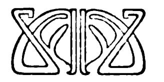
mehr gehabt. Aber einen so großen Führer und Feldherrn, an dem sich kriegerischer Geist und Sinn in dieser Weise erheben könnte, nicht.

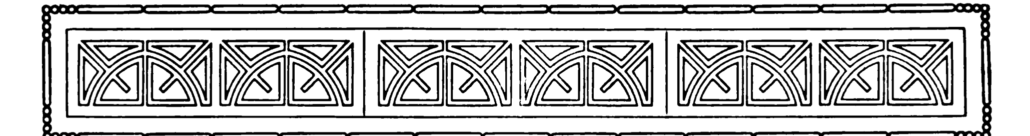
Das gerade zeichnete ihn nach seiner ganzen Laufbahn und Vergangenheit aus daß er nicht nur mit größter Geistesschärfe und Überlegung plante, sondern daß er auch mit unübertrefflicher Tatkraft und Kühnheit seine Gedanken in die Tat umsetzte und den von ihm in dem oben angeführten Briefe erwähnten „alles belebenden und treibenden Impuls“ gab. Das zeigt sich überall, wenn man seine kriegerischen Taten verfolgt. Das gab ihm die kriegerische Größe, die Bewunderung und das unbedingte Vertrauen aller, die unter seinen Befehlen zu den größten Leistungen begeistert wurden.

Als er am 13. November 1880 die Augen schloß, da lag dumpfer Schmerz auf allen, die ihn gekannt und so hoch verehrt hatten. Uns, denen es vergönnt war, bis zum Tode um ihn zu sein, beherrschte das so tief betrübende und doch so erhebende Gefühl, daß ein Großer aus dem Leben geschieden sei: einer der Größten als Held, einer der Edelsten als Mensch. Alle beseelte der Wunsch, von seinem Erbe, jeder nach seinen geringen Kräften, zu verwerten, was möglich war für den von dem Verewigten so sehr geliebten Kriegerstand und das Heer des Vaterlandes.

Der Feldmarschallstab, den der sonst so wenig für äußere Ehren Empfängliche doch wohl im stillen ersehnt hatte, konnte ihm nicht auf den Sarg gelegt werden. Geführt hat er ihn trotzdem und noch in den letzten Fieberträumen kurz vor seinem Ende hat er sich mit den großen Kriegshelden der Vergangenheit vereinigt gesehen, wie unsere germanischen Vorfahren in Walhall.

Frhr. v. Falkenhausen,
General der Infanterie z. D.





Einführung des Armeeoffiziers in die Verhältnisse der Seekriegführung.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Grundverhältnisse der Seekriegführung und ihre Abweichungen von den Unterlagen des Landkriegs gekennzeichnet worden sind, soll nun die Entwicklung der natürlichen Gefechtseinheit des Seekriegs, des Kriegsschiffs, aus den erwähnten Grundverhältnissen geschildert werden. Bevor die modernen Formen des Seekriegsmaterials besprochen werden, erscheint ein kurzer Überblick über die historische Entwicklung des Seekriegswesens im allgemeinen wünschenswert, um die Gründe für die Entstehung dieser modernen Formen verständlich zu machen.

1. Entwicklung des Seekriegswesens.

Die Seekriegsgeschichte wird nach den drei Motoren der Kriegsschiffe in die Periode der Ruder-, Segel- und Dampfschiffe eingeteilt. Diese Einteilung ist berechtigt, weil tatsächlich die Änderungen des Motors die Wandlungen des Schiffstyps und seiner Verwendung, also der Seetaktik, am stärksten beeinflußt haben.

Die ältesten genaueren Nachrichten über seekriegsgeschichtliche Vorgänge verdanken wir den griechischen und römischen Schriftstellern. Die homerischen Helden, ein Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung, benutzten das Schiff lediglich als Mittel zur Überfahrt ins feindliche Land; ihre Schiffe waren zum Segeln und Rudern eingerichtet; die Krieger ruderten selbst. Die Entwicklung eines eigentlichen Kriegsschiffs setzte ein, als die überhandnehmende Seeräuberei Gegenmaßregeln erforderlich machte. Die Seeräuberfahrzeuge waren schnelle Ruderschiffe, die das vom Winde abhängige langsamere Frachtschiff einzuholen vermochten. Die „Seeräuberjäger" mußten also auch den Geschwindigkeitsfaktor besonders ausbilden. Die Bewegung des Schiffs mittels der Riemen*) war im Mittelmeer vorteilhaft für Kriegs-

---

*) Die Holzstangen, mit denen „gerudert" wird, nennt der Seemann „Riemen" auch „Remen" (remus); mit dem (Steuer-)„Ruder" wird gesteuert.



schiffe, weil die vielen Inseln, namentlich im östlichen Becken, ebensoviele Ruhepunkte für die Besatzungen darstellten, die Dauer einer ununterbrochenen Fahrt somit keine lange war und dieser Motor von den unter Land häufig wechselnden Windverhältnissen unabhängig machte. So wurde also bei den griechischen Kriegsschiffen der ältesten Zeit die Schnelligkeit allmählich durch scharfen Bau des Schiffskörpers und Vermehrung der Riemen gesteigert. In den Seekämpfen vor den Perserkriegen, also um 700 v. Chr., legten sich die Schiffe längsseit des Gegners, und die Besatzungen fochten im Handgemenge. Hierzu war also bereits eine Einteilung der Mannschaft in Ruderer und fechtenden Besatzungsteil erforderlich. Bald erkannte man indes, daß eine wirksamere Kampfart, als die allmähliche Niederkämpfung der einzelnen Waffenträger an Bord des feindlichen Schiffs dessen Versenkung darstellte; damit setzte also die Ausbildung des Schiffstyps mit einer Ramme am Bug ein. Um diese neue Waffe taktisch günstig auszunutzen, mußte das Kriegsschiff schnell und manövrierfähig sein; beides erreichte man durch weitere Vermehrung der Riemen. Da indes dieser Vermehrung durch einfache Verlängerung des Schiffs bald Grenzen gesetzt waren, so ordnete man die Ruderreihen übereinander an, erst zwei Reihen (Dïeren) und schließlich drei Reihen übereinander (Trïeren). Diese Trïeren, mit etwa 30 Riemen auf jeder Seite und in jeder Reihe, somit im ganzen mit etwa 180 Riemen und rund 200 Mann Besatzung bildeten den Hauptschiffstyp der Flotten, mit denen die Seeschlachten der Perserkriege und des Peloponnesischen Krieges ausgefochten wurden, also der Zeit von 500 bis 400 v. Chr.

Im westlichen Mittelmeerbecken, wo die Inseln nicht so zahlreich waren und größere Seestrecken mit ungünstigeren Seeverhältnissen überbrückt werden mußten, hatte das Hauptseevolk, die Karthager, einen schwereren Ruderschiffstyp, die Pentere (Fünfreihen-Ruderschiff) entwickelt, und die Römer, die sich während der drei Punischen Kriege (264 bis 146 v. Chr.) genötigt sahen, Flotten zu bauen, nahmen diesen Typ gleichfalls an;. um jedoch ihre geringe See-Erfahrung dem seegeübteren Gegner gegenüber wettzumachen, benutzten sie eine besondere Erfindung, den Corvus (Raben), d. h. eine Art Enterbrücke, die vorn einen starken Haken hatte, mit der sie das feindliche Schiff faßten und festhielten; auf dieser Brücke stürmten die an Bord der römischen Penteren befindlichen Legionssoldaten das feindliche Schiff und kämpften dort im Handgemenge wie an Land: ein bemerkenswertes taktisches Mittel, die eigene Stärke zur Geltung zu bringen und die des Gegners (hier die größere seemännische Übung) auszuschalten. Diese Taktik der Römer wurde ermöglicht durch das Fehlen von Fernwaffen an Bord; um zu rammen, mußten die karthagischen Schiffe nahe an die römischen heranfahren, also in den Bereich des „Corvus“ kommen.

Die allgemeine Flottentaktik der Ruderschiffe bestand darin, daß sich die Schiffe nebeneinander — in „Dwarslinie“ — aufstellten, wodurch die Rammen aller Schiffe dem Feind zugekehrt wurden. Wollte man angreifen, so zog man die Flügel

der Dwarslinie vor, um die feindlichen Flügel zu umfassen; wollte man sich gegen eine solche drohende Umfassung decken, so zog man die eigenen Flügel zurück, wodurch dem Feind das Umfassen erschwert wurde. Man stellte auch zwei oder drei Dwarslinien hintereinander, die hintere Linie diente dann als taktische Reserve; wollte ein feindliches Schiff ein Schiff der vorderen Dwarslinie rammen, so setzte es sich selbst dabei dem Gerammtwerden durch die Hinterleute des angegriffenen Schiffs aus.

Allmählich verpflanzte man die Fernwaffen, die im Landkriege, besonders im Belagerungskriege bereits ausgebildet worden waren, auch auf die Ruderschiffe, baute diese dazu stärker und größer, wodurch sie aber natürlich auch unhandlicher wurden. Als diese Entwicklungstendenz zu schwerfälligen, wenn auch starken Typen geführt hatte, setzte die Reaktion ein; in der Seeschlacht bei Actium, 31 v. Chr., siegten die kleinen behenden Ruderfahrzeuge des Octavian gegen die schwerfälligen antonianischen Schiffe, indem sie schnell in den toten Winkel dicht am Gegner zu gelangen und ihn dann durch fortgesetzte Rammstöße und Feuerbrände zu vernichten suchten. Diese kleineren behenden Schiffe, nach einem Seeräubervolk in Illyrien Liburnen genannt, erwiesen sich in der Folge als so zweckmäßig, daß dieser Typ allmählich weiter ausgebildet wurde; die Galeeren des Mittelalters müssen als direkte Nachkömmlinge jener alten Liburnen angesehen werden. Die erforderliche Schnelligkeit der Galeeren wurde nicht durch Vermehrung der Riemen, sondern durch deren Verlängerung erreicht. Ein solcher fast 12 m langer Riemen konnte nicht mehr von einem Mann gehandhabt werden: es wurden also 5 bis 6 Mann an einen Riemen gesetzt; auf diese Weise konnten in einer etwa 50 m langen Galeere auf jeder Seite 25 Riemen mit insgesamt 250 Ruderern untergebracht werden; vorn im Bug hatte die Galeere 5 bis 7 Kanonen, die zur Einleitung des Gefechts dienten. Die Entscheidung der Galeerenkämpfe, z. B. in der Seeschlacht bei Lepanto, 1571 n. Chr., fiel im Enterkampf*) und Handgemenge. Die leichte Bauart dieser Galeeren erlaubte ein Rammen nicht mehr; wenn auch ein etwa 5 m langer Sporn vorhanden war, so wurde er doch meist nur als Enterbrücke benutzt.

Die Galeerentaktik war im allgemeinen dieselbe, wie die der Ruderschiffe des Altertums. Die Ruderschiffe konnten auf engem Raum sehr genau manövrieren; man konnte daher viele hundert Gefechtseinheiten bequem einheitlich leiten und so bildete sich allmählich bei den tonangebenden Taktikern der Mittelmeerstaaten die Anschauung heraus, daß das Ruderschiff der einzig mögliche Kriegsschiffstyp sei; Segelschiffe wurden daher zwar als Troß den Ruderkriegsschiffs-Flotten angegliedert, nicht aber zum Gefecht benutzt. Als indes die Entdeckung Amerikas das Aufblühen

---

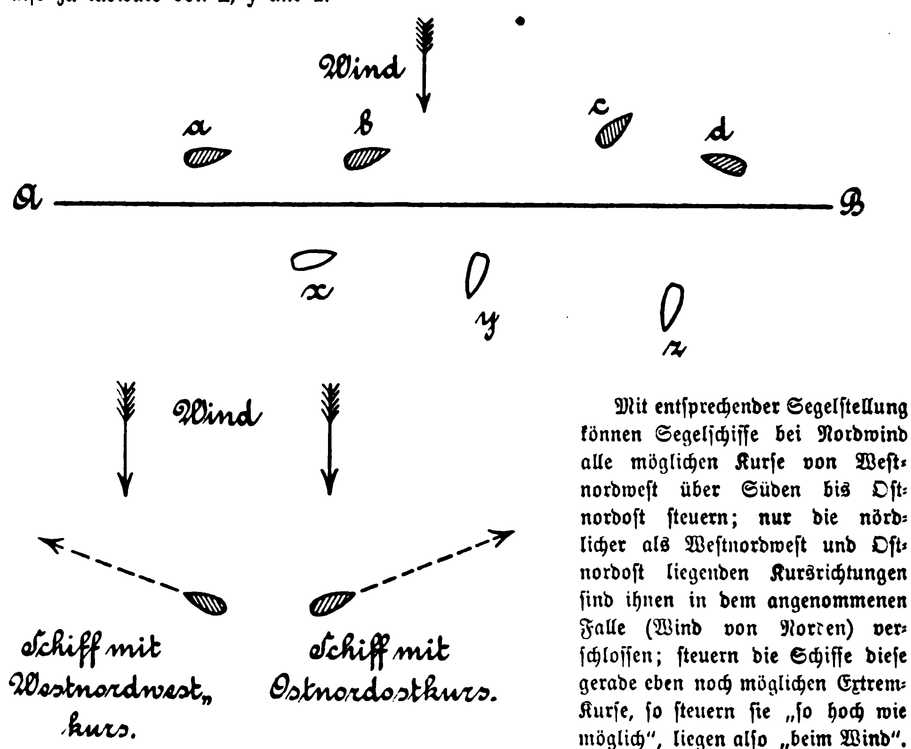
*) Enterkampf ist diejenige Kampfart, bei der sich die gegnerischen Schiffe dicht nebeneinander legen und die Besatzung des stärkeren („enternden") Schiffes auf das Oberdeck des anderen Schiffes hinüberklettert, um dort im Handgemenge zu kämpfen und das feindliche Schiff zu nehmen.

der ozeanischen Schiffahrt und den Bau stärkerer, seefähigerer Segelschiffe nach sich zog, mußten diese Anschauungen revidiert werden. Es zeigte sich in der Praxis, daß die, wenn auch schwerfälligeren, unhandlicheren, so doch offensiv und defensiv stärkeren Segelschiffe den Galeeren überlegen waren. Obwohl sich die Galeeren im Mittelmeer noch bis in die neuere Zeit hinein hielten, mußten dennoch die Seestaaten, deren Küsten gleichzeitig vom Mittelmeer und Atlantischen Ozean bespült werden, Spanien und Frankreich, ebenso wie die Seevölker mit rein atlantischen Küsten nun für die Kriegführung außerhalb des Mittelmeers auch Segelkriegsschiffe bauen. Die Taktik dieser primitiven Schiffe der ersten Seglerzeit lehnte sich zunächst an die Galeerentaktik an; die Schiffsartillerie wurde lediglich zur Einleitung des Gefechts benutzt, auf wenige 100 m Entfernung; die Gefechtsentscheidung wurde nach wie vor im Enterkampf gesucht, für den die ersten Segelkriegsschiffe mit ihren hohen Aufbauten und starken militärischen Bemannungen allein geeignet waren. Die Engländer machten sich zuerst von diesen alten Traditionen frei; ihre Flotten unter Drake und Howard manövrierten und segelten besser als die spanischen Armadaschiffe, die Philipp II. 1588 zur Bekriegung Englands in den Kanal sandte. Die englischen Schiffe wußten geschickt die spanischen Enterversuche zu vermeiden und benutzten ihre artilleristische Überlegenheit dazu, einzelne exponierte spanische Schiffe im Laufe der „Armadawoche", während ihrer Fahrt durch den englischen Kanal, im Fernkampf niederzukämpfen. Das alte System brach damals zusammen, und die Manövrierfähigkeit wie auch die Schiffsartillerie, die so gute Erfolge gezeitigt hatten, wurden nun so weiter entwickelt, daß die Schlachten etwa ein halbes Jahrhundert später schon der Hauptsache nach Artilleriekämpfe genannt werden können, wenn auch der Enterkampf während der ganzen Seglerperiode, z. B. noch bei Trafalgar 1805 im letzten Gefechtsstadium nach wie vor eine Rolle spielte. Allerdings waren diese Flotten der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch nicht homogen genug, um in geordneter Formation zu fahren und zu kämpfen. Die Kriegsschiffe waren damals zum Teil noch aptierte Handelsschiffe, ihre Segeleigenschaften differierten sehr voneinander, so daß die Seeschlachten als Gruppenkämpfe durchgeführt werden mußten; die kleineren Schiffe scharten sich um ein Admiral- oder sonstiges größeres Führerschiff, das sich einen ebenbürtigen Gegner in der feindlichen Flotte aussuchte; die Gefolgschaft der kleineren Schiffe half ihrem Admiralschiff nach Kräften; die Gefechte waren also Mêlée-Kämpfe. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts fing man an, in Kiellinie zu fechten, indem also die Schiffe einer Flotte hintereinander fuhren und ihre Breitseiten mit den Geschützmündungen der feindlichen Linie zukehrten. Die Vorteile, in solcher Linie zu fechten, wobei die Geschütze der ganzen Flottenseite ständig feuern konnten, wurden bald allgemein erkannt und die Gefechts-Kiellinie als Normalgefechtsformation von allen Segelschiffsflotten angenommen. Möglichst geschlossenes Fahren war hierbei vorteilhaft, weil dabei mehr Geschütze auf engem Raum konzentriert und außerdem

Durchbruchsversuche der feindlichen Schiffe dadurch verhindert wurden. Diese Erwägungen drängten also dazu, einen einheitlichen Schlachtschiffstyp zu wählen, und so entstand allmählich das Normal-„Linienschiff", das 74-Kanonenschiff, in dem Gefechtskraft und Segeleigenschaften in bester Mischung vereint waren; einzelne größere Typen, 100- und 120-Kanonenschiffe, wurden als Flaggschiffe benutzt, kleinere Typen von Kriegsschiffen, bei denen die Geschwindigkeit auf Kosten der Gefechtsstärke besser entwickelt wurde, — die Fregatten, Korvetten, Sloops — dienten dem Sonderzweck der Aufklärung.

In diesen Artilleriekämpfen in Kiellinienformation hatte die zu luvward*) stehende Linie einen bedeutsamen taktischen Vorteil der in Lee (unterhalb des Windes) stehenden Linie gegenüber, weil die Luvschiffe jederzeit, nach ihrem Belieben, den Leeschiffen sich nähern konnten, während die Leeschiffe, da sie nicht gegen den Wind anzusegeln vermochten, den Angriff abwarten mußten. Die Flotte, die sich in Lee befand, suchte daher den Luvvorteil noch während des Gefechts zu erreichen, steuerte also möglichst hoch „beim Wind". Wollte der im Besitz dieses

*) Kommt der Wind z. B. von Norden, so stehen alle Schiffe nördlich der zur Windrichtung senkrechten Linie A B, „zu luvward" von den südlich dieser Linie stehenden Schiffen. Das Schiff a steht also zu luvward von x, y und z.



Mit entsprechender Segelstellung können Segelschiffe bei Nordwind alle möglichen Kurse von Westnordwest über Süden bis Ostnordost steuern; nur die nördlicher als Westnordwest und Ostnordost liegenden Kursrichtungen sind ihnen in dem angenommenen Falle (Wind von Norden) verschlossen; steuern die Schiffe diese gerade eben noch möglichen Extrem-Kurse, so steuern sie „so hoch wie möglich", liegen also „beim Wind".

Vorteils befindliche Gegner seine Stellung behalten, so mußte er auch „beim Winde" steuern, und so kam es, daß die normale Gefechtsformation der Seglerflotten die möglichst geschlossene Beim Wind-Linie wurde, in der die Seglerflotten des 18. Jahrhunderts fast stets kämpften. Eine solche Gefechtslinie hat — ganz allgemein — zwei schwache Punkte vorn und hinten; die Flügelschiffe können von mehreren Schiffen gleichzeitig beschossen werden, ohne daß sie ihre volle Breitseite ausnutzen und von den anderen Schiffen unterstützt werden können, wenn die feindliche Linie den Flügel passiert und ihre Flottenbreitseite auf die schwach armierte Vorder- oder Hinterseite des Flügelschiffs konzentriert, dieses also „enfiliert". Außerdem war noch eine ähnliche Enfilierung einzelner feindlicher Schiffe möglich, wenn die eigenen Schiffe durch eine Lücke der feindlichen Linie hindurchbrachen; dann wurden die Schiffe an der Durchbruchsstelle so enfiliert und die feindliche Linie noch dazu in Unordnung gebracht; denn die abgeschnittenen Schiffe mußten den durchbrechenden ausweichen, wenn sie nicht ihr Vorgeschirr (die Segel an dem schräg vorn herausstehenden Bugspriet) einbüßen und dadurch in ihrer Bewegungsfähigkeit behindert werden wollten.

Das Durchbruchsmanöver und die Flügelumfassung waren also die taktischen Stellungsvorteile, die in der Seglerzeit erstrebt wurden. Die Entwicklung des Segelschiffs und der Segelschiffstaktik erreichte ihren höchsten Stand am Anfang des 19. Jahrhunderts, zur Zeit Nelsons. Es ist eine allgemeine Erscheinung, daß in solchen Perioden, in denen die graduelle Weiterentwicklung einer Einrichtung nicht mehr möglich erscheint, die Verbesserungen auf ein anderes Gebiet hinübergespielt werden, wodurch wieder weitere Übertrumpfungsmöglichkeiten entstehen. 1830 fuhren bereits Paketdampfer von England nach dem Mittelmeer und die Unabhängigkeit von Windrichtung und -stärke war ein zu wesentlicher Vorteil, als daß nicht der Kriegsschiffbau davon hätte Nutzen ziehen sollen. Obwohl der damalige Motor, das Schaufelrad, durch feindliches Feuer stark gefährdet war und für die Armierung auf der Breitseite wenig Raum übrig ließ, baute man zunächst doch einige Kriegsraddampfer; bald aber, in den 40er Jahren, kam der Schraubenpropeller auf, der die eben genannten Nachteile des Schaufelrades vermied. Seit 1850 wurden nur noch solche Schrauben-Kriegsdampfer gebaut. Während der Eisenschiffbau schon in den 50er Jahren einsetzte, gab der Erfolg der französischen schwimmenden Batterien gegen die russischen Küstenwerke von Kinburn 1855 den führenden Marinen Veranlassung, den Panzerschiffbau zu beginnen; selbst Marinen zweiten Ranges, wie Dänemark, bauten bereits 1861 Panzerschiffe; der dänische „Rolf Krake" machte 1864 unseren Truppen bekanntlich viel zu schaffen. Letzteres Schiff war schon nach dem Monitortyp gebaut, der sich auch im amerikanischen Sezessionskriege 1861 bis 1865 gut bewährte. Dieser Schiffstyp beschränkt die zu panzernde Bordfläche auf ein Minimum, denn der Schiffskörper ist fast ganz unter Wasser und eine Panzerung

über Wasser ist somit nur für den dünnen Streifen der Bordwand in der Wasserlinie erforderlich, außerdem für das obere Deck und einige wenige Aufbauten auf diesem Deck, von denen der Geschützturm der wichtigste ist. Dieses Prinzip der möglichsten Beschränkung des Panzers, also der Grundsatz, nicht das ganze Schiff, sondern nur die vitalen Teile, insbesondere Maschine und Kessel, sowie die Hauptartillerie stark zu panzern und sich bei weniger wichtigen Teilen mit schwächerem Panzer zu begnügen, spart viel Gewichte und wurde allmählich beim Panzerschiffbau die Regel, wenn auch der Monitortyp selbst, seiner geringen Seefähigkeit halber, keine weiteren Entwicklungsmöglichkeiten bot.

Die Hauptwaffe der ersten Panzerschiffe war noch immer das Geschütz, dessen Wirkung durch die Anwendung des Granatschusses statt des Vollgeschosses und durch Kalibervergrößerung gesteigert wurde. Daneben aber machte sich das Bestreben geltend, die alte Waffe der griechischen Triëren, die Ramme, wieder zur Geltung zu bringen. In der Seeschlacht bei der Insel Lissa im Adriatischen Meer zwischen Italienern und Österreichern 1866 gelang es dem österreichischen Flaggschiff „Ferdinand Max", das italienische Panzerschiff „Ré d'Italia" durch einen glücklichen Rammstoß zum sofortigen Sinken zu bringen. Dieser Rammerfolg faszinierte die Seetaktiker damals so, daß eine Zeitlang das Ramm-Manöver eine hervorragende Rolle in der Seetaktik spielte. Begünstigt wurde diese Ansicht durch die verhältnismäßig geringe Artilleriewirkung der damaligen Schiffe, die ein Durchlaufen der Fernfeuerzone zum Nahgefecht und Rammstoß durchaus möglich erscheinen ließ. Erst die rapide Entwicklung der Artilleriewirkung in den letzten 20 Jahren hat die Idee, statt der allmählichen artilleristischen Niederkämpfung des Gegners seine Versenkung durch den Rammstoß zu erstreben, hinfällig gemacht. Dazu kam noch die Entstehung und Ausbildung der Torpedowaffe, die ähnlich wie der Rammstoß, das Versenken des Gegners durch einen gut sitzenden Treffer ermöglichte, ohne aber das eigene Schiff in ähnlichem Grade wie beim Rammen zu gefährden. Da die Torpedos Jahrzehnte hindurch eine sehr geringe Schußweite hatten — etwa 400 m —, so war zur Anwendung dieser Waffe immer noch ein sehr nahes Herangehen der Kriegsschiffe an den Gegner nötig, das die Gefahr der Formationsauflösung und des Mêlée-Kampfes mit sich brachte. Weil die Aufrechterhaltung der Formation und die dadurch ermöglichte gegenseitige Unterstützung der einzelnen Flottenschiffe indes als taktisch günstig erstrebt wurde, so suchte man die Torpedowaffe noch in anderer Weise an den Gegner heranzubringen, indem man besondere Fahrzeuge, die Torpedoboote*) baute, die lediglich

*) Der Torpedo ist das zigarrenförmige, unter Wasser durch eigene Maschinenkraft bewegte Geschoß; das Torpedoboot ein kleines nur über Wasser fahrendes Kriegsfahrzeug, das mit Torpedos bewaffnet ist; Unterwasserboote sind Torpedoboote, die zum Angriff unter Wasser tauchen können. Die (unterseeische) Mine ist ein schwimmendes Gefäß mit einer Sprengladung, die bei Berührung mit einem Schiff detoniert; die Minen sind meist verankert, es gibt indes

zur Abgabe von Torpedoschüssen bestimmt, klein konstruiert werden konnten und billig waren, so daß ihre Anwendung in großen Massen möglich war. Ihr Schutz gegen das Feuer der großen Schiffe bestand eben in jener Kleinheit und der großen Schnelligkeit, die man diesen leichten Fahrzeugen geben konnte. Sie boten also ein schwer zu treffendes Ziel; durch entsprechenden Anstrich und Benutzung unsichtigen Wetters, der Nachtzeit oder des Pulverrauchs in der Schlacht zum Angriff, suchte man diesen Schutz noch zu erhöhen.

Das Entstehen des Torpedobootstyps brachte für die Schiffsartillerie neue Aufgaben. Um diese gefährlichen kleinen, schnellen Gegner rechtzeitig, d. h. vor Abgabe eines Torpedoschusses, unschädlich machen zu können, bedurfte man besonders schnell feuernder und leicht richtbarer Geschütze, die anderseits diesen leichtgebauten Booten gegenüber keine große Durchschlagskraft zu haben brauchten. Es entstanden die Schnellfeuerkanone und die Teilung der Schiffsartillerie in Haupt- und Nebenarmierung. Während die Hauptarmierung in der Richtung der Wirkungssteigerung gegen Schiffsziele weiter entwickelt werden mußte, erforderte die Torpedoartillerie Steigerung der Feuergeschwindigkeit und Treffwahrscheinlichkeit auf nahe Entfernungen. Die Hauptarmierung konnte nun großen Schiffen gegenüber auf zweierlei Art wirken, indem sie ihren stärksten Panzer zu durchschlagen und die dahinterliegenden vitalen Teile zu zerstören suchte oder durch einen „Geschoßhagel" gegen die weniger stark geschützten Teile. Beide Wirkungen erwiesen sich in verschiedenen taktischen Phasen als zweckmäßig, weshalb beide Richtungen entwickelt und die Hauptarmierung in die schwere Artillerie und die Mittelartillerie zerlegt wurde. Die Anwendung der Sprenggranate verstärkte die Wirkung des Granatschusses der Mittelartillerie noch beträchtlich, erhöhte also ihre Bedeutung. Diesem Entwicklungsgang folgten die Marinen aller Seemächte und der Typ des Schlachtschiffs der 90er Jahre des vorigen, sowie des ersten Jahrfünfts des gegenwärtigen Jahrhunderts war daher in allen Marinen ein ziemlich einheitlicher: vorn und hinten je ein stark gepanzerter Geschützturm mit je zwei schweren Geschützen und dazwischen die leichter gepanzerte zahlreichere Mittelartillerie; die leichte Artillerie im ganzen Schiff auf den Aufbauten und zwischen der Mittelartillerie verteilt. Alle unsere Schlachtschiffe von der Kaiser-Klasse bis zur Nassau-Klasse ausschließlich sind Vertreter dieses Normaltyps.

Die Taktik der Dampfkriegsschiffe war in den ersten Jahrzehnten keine einheitliche. Die Ansichten über den richtigsten Schlachtschiffstyp und die Flottenverwendung schwankten, wie schon angedeutet, sehr, und die geringfügigen Kriegserfahrungen mit Dampfschiffen boten wenig Anhaltspunkte. Auch in der Typen-

auch Treibminen. Vom Torpedo unterscheiden sich die Minen jetzt dadurch, daß sie keinen Motor in sich tragen. In früherer Zeit machte man diesen Unterschied zwischen „Mine" und „Torpedo" nicht, weil die ursprünglichen Torpedos auch keinen eigenen Motor besaßen, sondern von Booten oder durch besondere Vorrichtungen an das feindliche Schiff herangebracht wurden.



bestimmung drückte sich diese Unsicherheit aus; in der Zeit vor 1890 weisen die Schiffslisten der meisten Marinen ein kaleidoskopartiges Gewirre von Typen auf; erst vor etwa 20 Jahren klärten sich die Ansichten, und zwar dürfen wir ohne Überhebung behaupten, daß hierbei der deutschen Marine und in ihr wieder dem jetzigen Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts das Hauptverdienst gebührt. Unser erstes Flottengesetz von 1898 setzte fest, daß abgesehen von Torpedobooten, Schulschiffen, Spezialschiffen und Kanonenbooten, der Schiffsbestand der deutschen Flotte Linienschiffe, große und kleine Kreuzer umfassen sollte. Die im Gesetz noch erwähnten Küstenpanzerschiffe mußten damals mit aufgenommen werden, weil sie vorhanden waren. Grundsätzlich wurde aber anerkannt, daß eine wirksame Verteidigung der Seeinteressen eines Landes eine Hochseeflotte erfordere. Dieser Klärung in der Schiffstypenfrage folgten später die meisten Marinen. Linienschiffe und Torpedoboote wurden die beiden Hauptkampftypen; die Kreuzer dienten in erster Linie dem Aufklärungsdienst, der kleine Kreuzer sollte die für diesen Dienst nötige Zahl von Einheiten hergeben, der große Kreuzer diesem Schwarm kleiner Aufklärungseinheiten den erforderlichen kampfkräftigen Rückhalt gewähren.

Mit dieser Typenvereinfachung mußte auch eine Klärung der Taktik verbunden sein. Man griff auf die alten Segelschiffserfahrungen zurück. Die einfache Linie, welche die Normalgefechtsformation der Seglerflotten gebildet hatte, schien auch für die modernen Panzerschiffsflotten, deren Hauptarmierung ja auch in der Breitseite lag, die zweckmäßigste Gefechtsordnung, während die Gefechtstätigkeit der Torpedoboote und Kreuzer, also der Hilfsorgane, sich diesem Formationskampf der in Linie kämpfenden Schlachtschiffe (daher der Name Linienschiffe) anzupassen hatte. Im Anhalt an die Segelschiffstaktik sieht man auch in der modernen Flottentaktik, wie dies später noch genauer ausgeführt werden soll, den Hauptstellungsvorteil, den die Seetaktik erstrebt, in der Flügelumfassung, während allerdings das Durchbruchsmanöver der Seglerzeit heutzutage wegen der damit verbundenen Rammgefahr und Formationsauflösung nicht mehr als erstrebenswert gilt. Diese taktischen Anschauungen lagen auch dem modernsten Seegefecht, das die Seekriegsgeschichte aufzuweisen hat, dem Kampf der japanischen gegen die russische Flotte bei Tsuschima (28./29. Mai 1905) zugrunde. Beide Schlachtschiffsflotten fochten in Kiellinien; die Japaner konnten mehrfach die Spitze der russischen Linie umfassen und dabei die Spitzenschiffe durch konzentriertes Feuer „abkämmen". Die Kreuzer suchten sich in jener Schlacht ein besonderes Gefechtsfeld, während die Haupttätigkeit der japanischen Torpedoboote in die Nacht nach der Tagschlacht des 28. Mai fällt.

Die Erfahrungen dieser Seeschlacht gingen dahin, daß die Wirkung der Schiffsartillerie als genügend angesehen werden mußte, die taktische Entscheidung bereits auf mittlere Entfernungen zu bringen und auch der Wert einer hohen Verbandsgeschwindigkeit zur Erreichung des taktischen Stellungsvorteils schien durch

die Erfahrungen in dieser Schlacht erwiesen. Dadurch wurde eine Entwicklung des Kriegsschiffsbaus, die England schon vor jener Schlacht begonnen hatte und der eine umwälzende Bedeutung zuerkannt werden muß, als richtig bestätigt, der Übergang zum Dreadnought-Typ*). Diese modernste Schiffstypenentwicklung, welche die Fortbildung der Schiffswaffen und Nebentypen gleichfalls stark beeinflußt hat, soll nun etwas ausführlicher charakterisiert werden.

2. Das moderne Kriegsschiff und seine Waffen.

Um die Notwendigkeit der Entwicklung des Linienschiffs zum Dreadnought-Typ zu verstehen, muß die diesem Typ unmittelbar vorhergehende Entwicklung zunächst kurz dargelegt werden. Es handelt sich bei dem genannten Typ der Hauptsache nach um eine sprungweise Verstärkung der Artilleriewirkung und eine erhebliche Geschwindigkeitsvermehrung.

In artilleristischer Hinsicht war der unmittelbare Vorgänger des Dreadnought-Linienschiffs der schon erwähnte Typ mit vier schweren Geschützen in zwei Doppeltürmen, zwischen denen die Mittelartillerie lag. Letztere bestand zunächst aus einem einheitlichen Kaliber — etwa 15 cm bei fast allen Marinen —, dem eine Granatwirkung beim Gefechtsbeginn und eine Panzerwirkung im Entscheidungskampf zufiel; dieser Schlachtschiffstyp hielt sich ungefähr ein Jahrzehnt. Die Ausdehnung des Panzerschutzes und die Verbesserungen des Panzermaterials, sowie die Hinausschiebung der artilleristischen Gefechtsentfernungen infolge der Vergrößerung der Torpedoschußweiten zwangen dann zu einer Wirkungssteigerung der Mittelartillerie, die teilweise — wie in unserer Marine — durch einheitliches Heraufsetzen des Kalibers (17 statt 15 cm), teilweise dagegen durch Zweiteilung des Mittelartilleriekalibers erreicht wurde. Die schwere Mittelartillerie näherte sich in ihrer Wirkung immer mehr der schweren Artillerie, während die Wirkung der leichten Mittelartillerie gegen Schiffsziele an Bedeutung zurück-, die Unterstützung der leichten Antitorpedobootsartillerie durch die Mittelartillerie dagegen als deren Hauptzweck hervortrat.

Die Geschwindigkeit der Vor-Dreadnought-Linienschiffe betrug etwa 19 Knoten (= 35 km in der Stunde). Man huldigte dem Grundsatz, die verfügbaren Gewichte in erster Linie den Offensivwaffen zu widmen und erst in zweiter der Geschwindigkeit, als dem Mittel, diese Offensivwaffen in günstigster Weise zur Geltung zu bringen. Abgesehen vom Schiffskörper einschließlich Panzer, der bei allen Linienschiffen etwa zwei Drittel des gesamten Schiffsgewichts ausmacht, erfordert die Maschinenanlage nebst Brennmaterial etwa 17 vH., die Artillerie des Linienschiffs 8 bis 13 vH. des Gesamtgewichts. Kleine Geschwindigkeitserhöhungen erfordern nun

*) Sprich: Drédnoht (= Fürchte nichts); Name, der in der englischen Marine schon früher Schlachtschiffen beigelegt worden war.



eine ganz erhebliche Vergrößerung der Maschinenanlage und entsprechende Gewichtsmengen; da zudem solche geringe Geschwindigkeitsvermehrungen taktisch keinen sonderlichen Vorteil gewähren, so blieb man bei fast allen Marinen ungefähr bei dem erwähnten Geschwindigkeitsmaße. Die Logik der bisherigen Entwicklung war also etwa: Erhebliche Geschwindigkeitsvermehrungen, die dann allerdings taktisch mit Vorteil ausnutzbar gewesen wären, sind nur durch wesentliche Erhöhung des Gesamtschiffgewichts (= der Wasserverdrängung, dem sogenannten „Deplacement") erreichbar; eine solche Erhöhung ist nicht möglich (der Docks, Wasserstraßen, Kanäle usw. wegen, die alle auf weitere Vergrößerung des Schiffstyps nicht zugeschnitten waren); folglich ist es vorteilhafter, kleine verfügbar werdende Gewichte der Artillerie zuzuwenden, die mit verhältnismäßig kleinen Prozentteilen des Gesamtschiffsgewichts in ihrer Wirkung wesentlich gesteigert werden kann.

Dieser Gedankengang wurde indes durch den Übergang zum Dreadnought-Typ annulliert. Man gab den Widerstand gegen erhebliche Deplacementssteigerungen plötzlich auf, indem man die Konsequenzen (Bau größerer Docks, Erweiterung und Vertiefung der Schiffahrtsstraßen) als unvermeidliche Nachteile hinnahm. Dadurch erhielt man die Möglichkeit, zunächst die Artilleriewirkung wesentlich zu steigern. Man tat dies nicht durch bloße weitere Annäherung des schweren Mittelartilleriekalibers an das schwere Artilleriekaliber, sondern vereinigte beide Kaliber, und zwar indem man eine Hauptbatterie von 10 bis 12 schwersten Geschützen einführte. Man erreichte dadurch höchste Kraftkonzentration in der Gefechtseinheit und damit auch in der Gefechtskiellinie und ein einheitliches Kaliber für den Schiffskampf, was in schießtechnischer Hinsicht von Bedeutung war. Durch diese Kalibersteigerung wurde die Möglichkeit eines entscheidenden Artilleriekampfes auf große Entfernung gegeben; man mußte nur in der Lage sein, auch einem Gegner, der näher heranwollte, gegenüber diese günstige Entfernung festzuhalten; dazu sollte die gleichzeitig erhöhte Geschwindigkeit (21 bis 22 Knoten) dienen. War diese Möglichkeit gesichert, so konnte der Panzer von mäßiger Stärke beibehalten werden, man brauchte also der Verstärkung des Defensivvermögens keine Gewichte zu opfern.

So ungefähr kann man sich die Entstehung des modernen Schlachtschiffstyps vorstellen. Um das Odium der durch diese Typenvergrößerung bedingten Vermehrung des Rüstungsaufwands auf andere Nationen abzuwälzen, hat die englische Admiralität eine etwas andere Darstellung dieser Typenwandlung gegeben, die indes deutscherseits (im Nauticus von 1910, S. 92) richtiggestellt wurde.

Mit den erwähnten Steigerungen der Artilleriewirkung und Geschwindigkeit des Linienschiffs hängen auch die neueren Änderungen des Panzerkreuzertyps zusammen. Wird der Entscheidungskampf auf größeren Entfernungen ausgefochten, so ist dadurch die Erringung eines taktischen Stellungsvorteils, der, wie früher ausgeführt, in moderner Zeit nur in einer Flügelumfassung bestehen kann, erschwert; denn der Weg-

bogen, den die umfassenden Schiffe zurückzulegen haben, wird größer. Will man also auf diesen Stellungsvorteil nicht ganz verzichten, so wird man kampfkräftige Schiffe von erheblich größerer Geschwindigkeit, als das Linienschiffsgros sie besitzt, für diese Umfassungsbewegung bereitstellen müssen, und diesem Zweck scheint daher hauptsächlich der moderne battle-ship-cruiser (Schlachtschiffskreuzer) zu dienen, dem man jetzt solche Kampfkraft und Geschwindigkeit gibt, daß dadurch ein größeres Deplacement und höhere Baukosten bedingt werden, als sie für das eigentliche Linienschiff, das den Kern der Schlachtflotte bildet, aufgewendet werden.

Diese Geschwindigkeitssteigerungen bedingten in weiterer Folge ähnliche Erhöhungen der Maschinenleistungen beim kleinen Kreuzertyp und beim Torpedoboot, deren Deplacements sich dadurch also gleichfalls erhöhten.

Es sollen nun die Haupteigenschaften der modernen Kriegsschiffe und deren augenblickliche Entwicklungstendenzen geschildert werden, und zwar zunächst die des eigentlichen Schlachtschiffs. Seine für die militärische Verwendung wichtigsten Eigenschaften sind:

die Offensivwaffen,
die Defensivwaffen,
die Geschwindigkeit und Dampfstrecke,
die Befehls- und Verkehrsmittel.

Die Offensivmittel des modernen Linienschiffs sind die Artillerie und die Torpedowaffe. Die Hauptwaffe ist heut noch immer die Artillerie, wenn ihr auch die Torpedowaffe hinsichtlich des Wirkungsbereichs bereits recht nahe gerückt ist. Nach Nauticus 1912, S. 207, Tabelle I durchschlägt das Panzergeschoß des bisher in den meisten Marinen als schweres Artilleriekaliber eingeführten 30,5 cm-Geschützes einen Panzer von Kaliberdicke (30,5 cm) noch auf 7000 m, während die Reichweite der Torpedowaffe zu 6500 m angegeben ist. Diese Konkurrenz der Torpedowaffe, verbunden mit dem Bestreben, die Wirkung des Sprenggranatschusses der schweren Artillerie zu erhöhen, haben eine weitere Verstärkung der Artilleriewirkung erforderlich gemacht und Kaliber von 35 und noch mehr Zentimeter sind teils bereits für Neubauten vorgesehen, teils in Konstruktion. Die Erhöhung der Panzerdurchschlagskraft ist, wie hier bemerkt sei, weniger der Zweck dieser Kalibererhöhung, denn die Verbesserung der Panzerplattenfabrikation hat seit Erfindung des gehärteten Nickelstahlpanzers (1895) keine wesentlichen Fortschritte mehr gemacht.

Die Torpedowaffe, welche die erwähnte Wirkungs- und Reichweitenvergrößerung der Artillerie mitbedingt, wurde ihrerseits zu einer Wirkungssteigerung angespornt durch das Bestreben, aus einer Gelegenheitswaffe eine Nebenwaffe und womöglich eine Konkurrentin der Artillerie zu werden. Diese Wirkungssteigerung mußte in einer Vergrößerung der Sprengwirkung am Ziel bestehen, um den größeren Schlachtschiffstypen gegenüber noch die Forderung zu erfüllen, daß ein Torpedotreffer die Gefechts-

unfähigkeit des getroffenen Schiffs zur Folge haben müsse; anderseits mußte auch die Reichweite des Torpedos vergrößert werden, wenn man mit dem Torpedo bei den sich stetig vergrößernden Gefechtsentfernungen überhaupt zum Schuß kommen wollte. Bei dieser Vergrößerung der Reichweite handelt es sich nicht nur um ein längeres Laufen des Torpedos, sondern auch um gleichzeitige Geschwindigkeitssteigerung, denn selbst bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 40 Knoten (= 74 km die Stunde) würde ein Torpedo, das auf ein 6500 m entferntes Ziel abgeschossen wird, eine „Flugzeit" von mehr als 5 Minuten haben! Das sind Zeiträume, in denen das Ziel unter Umständen durch Manöver eine wesentlich veränderte Stellung gegen die beim Schuß angestellte Berechnung eingenommen haben kann. Beide Forderungen haben eine allmähliche Vergrößerung des Torpedokalibers und Verlängerung des Torpedos zur Folge gehabt. Statt des früher allgemein üblichen Kalibers von 45 cm wird jetzt das Kaliber von 53 cm bei den meisten Marinen verwendet, in Frankreich finden sogar Versuche mit einem 60 cm Torpedo statt. Der englische 53 cm Torpedo hat eine Maximalschußweite von 7000 m bei 30 Knoten Geschwindigkeit; die Sprengladung beträgt rund 110 kg. Diese Zahlen können angenähert auch für die modernen Torpedos anderer Marinen angenommen werden. Auch die Treffsicherheit der Torpedowaffe ist durch die Einführung des vom Österreicher Obry erfundenen Geradlaufapparates erheblich gesteigert.

Die Defensivwaffen des modernen Linienschiffs richten sich gegen die Artillerie- und gegen die Torpedo- (auch Minen-) Wirkung. Gegen die Artilleriewirkung dient der Vertikal- und Horizontalpanzer, der die wichtigeren über Wasser und in der Wasserlinie gelegenen Teile schützen soll, während gegen die Wirkung der Torpedos die Unterwasserteilung des Schiffskörpers in einzelne Zellen und Abteilungen, ferner bei einigen Schiffen auch eine schwache Unterwasserpanzerung (innerhalb des Schiffs) und außerdem die Torpedonetze dienen. Die Torpedonetze sollen den Torpedo vorzeitig zur Explosion bringen; es sind Drahtnetze, die an langen Spieren rings um das Schiff ausgehängt werden können und dann die Unterwasserteile schützen. Da sie aber bei hoher Fahrt aufschwimmen und in diesem Fall nicht mehr schützen, beschränkt sich ihre Verwendung auf verankerte oder langsam fahrende Schiffe. Kriegsschiffe, die unbehindert in ihrer Manövrierfähigkeit und Geschwindigkeitsausnutzung bleiben wollen, müssen sich also auf die vorerwähnten baulichen Sicherheitsvorrichtungen im Schiff selbst verlassen. Diese haben, mit dem Netzschutz verglichen, den Nachteil, daß sie die Explosion des Torpedos (oder der Mine) am Schiffsboden an sich nicht verhindern, sondern nur die Beschädigung lokalisieren können; das Vollwasserlaufen einer oder auch zweier wasserdichter Abteilungen macht im allgemeinen ein modernes Kriegsschiff noch nicht gefechtsunfähig. Abgesehen von den erwähnten Defensivmitteln dienen auch noch andere Eigenschaften demselben Zweck, die feindliche Waffenwirkung zu erschweren, so die Vermeidung scheibenartig wirkender höherer Aufbauten bei modernen

Kriegsschiffen, ein der Wasserfarbe ähnlicher Anstrich, der das Erkennen und Zielen erschwert (bei Torpedoboten, die meist Nachts ihre Haupttätigkeit entfalten werden, ein stumpfer schwarzer Anstrich), sodann die Ausnutzung der Manövrier- und Fahrteigenschaften sowie der Wetterverhältnisse zu gleichem Zweck. Die möglichst schnelle Beseitigung aller bedeutenderen Gefechtsstörungen bildet außerdem einen wichtigen Teil der Gefechtsausbildung der Kriegsschiffsbesatzungen.

Artillerie und Torpedowaffe unterscheiden sich grundsätzlich bezüglich ihrer taktischen Wirkung durch die Zeit, die eine wirkungsvolle Anwendung der Waffe erheischt: die Artillerie kann nur durch eine Reihe sich allmählich im Gefechtsverlauf summierender Einzeltreffer Erfolge erringen, die Torpedowaffe dagegen schon durch einen oder zwei gutsitzende Treffer. Daraus folgt, daß man in Gefechtslagen, in denen Artillerie und Torpedo angewendet werden können, die Torpedowirkung ihrer momentanen großen Wirkung wegen vorziehen wird; will man anderseits die Artillerie zur Entscheidung benutzen, so wird man sich hüten müssen, in den Bereich der Torpedowaffe des Gegners zu geraten. Ist nun auch, wie früher erwähnt, die Maximalreichweite des Torpedos der wirksamen Geschützreichweite schon ziemlich nahe gekommen, so bleibt doch der modernen bis zur Grenze der natürlichen Sichtweite tragenden schweren Schiffsartillerie noch ein weites Feld der vorbereitenden Wirksamkeit und da die Treffaussichten des Torpedos auf die Maximalschußweiten unter Ernstfalls-Verhältnissen immerhin selbst bei salvenartiger Verwendung gegen eine Schiffslinie noch gering sind, auch noch die Möglichkeit, die Gefechtsentscheidung auf Entfernungen herbeizuführen, auf denen die Torpedowaffe entscheidende Wirkungen nicht erwarten läßt.

Die Ausnutzung der Offensiv- und Defensivwaffen wird nun in hohem Grade beeinflußt durch die Manövrierfähigkeit und Geschwindigkeit der Kriegsschiffe. Erstere, also der Hauptsache nach das Drehvermögen, ist bei langen Schiffen, wie großen Kreuzern, schlechter, als bei kürzeren; man kann aber behaupten, daß diese Eigenschaft im modernen Flottenkampf, der sich voraussichtlich auf größeren Entfernungen abspielen wird, keine ausschlaggebende Rolle spielt; dagegen ist die Verbandsgeschwindigkeit einer Flotte, die naturgemäß durch das langsamste Schiff des Verbandes bestimmt wird, ein taktischer Faktor von erheblicher Bedeutung, und zwar wird seine Ausnutzung der Hauptsache nach zwei Zielen dienen: der Innehaltung der gewünschten Gefechtsentfernung und der Erlangung eines Stellungsvorteils durch Flügelumfassung. Hat man auch berechtigterweise beim Schlachtschiffsbau der Geschwindigkeit keine Offensiveigenschaften opfern wollen, so zeigt die durch das große Deplacement moderner Kampfschiffe ermöglichte Geschwindigkeitssteigerung und der Bau der schnellen Schlachtschiffkreuzer doch, wie alle Marinen sich bemühen, bezüglich der Flottenverbandsgeschwindigkeit auf der Höhe zu bleiben und besondere „schnelle Divisionen“ für die Flügelbedrohung den Schlachtschiffsgros anzugliedern. Ermöglicht wurden diese ständigen Steigerungen, abgesehen von den Deplacements-

erhöhungen, auch durch qualitative Verbesserungen der Maschinenanlagen. Als die Entwicklung der Kolbenmaschine qualitativ einen Höhepunkt erreicht hatte, der wesentliche Verbesserungen ausschloß, wurde die neue Möglichkeiten erschließende Turbine eingeführt und die Einführung des Schwerölmotors, um die sich die Technik heute bemüht, würde eine weitere erhebliche qualitative Wirkungssteigerung darstellen. Die heute von den modernen großen Kreuzern bereits erreichte Maximalgeschwindigkeit von 30 Knoten galt noch vor wenigen Jahren als utopisches Ziel für große Schiffe; ähnliche technische Überraschungen werden aber auch von der absehbaren Zukunft erwartet werden dürfen.

Wenn nun noch die Befehls- und Verkehrsmittel moderner Kriegsschiffe kurz charakterisiert werden, so sind damit die Hauptkriegsschiffseigenschaften, die Taktik und Strategie ausschlaggebend beeinflussen, erschöpft, wenn die Art ihrer Beeinflussung hier auch nur angedeutet werden kann. Die Befehls- und Meldeapparate innerhalb eines Kriegsschiffs dienen hauptsächlich dem Zweck, die einheitliche Leitung aller Waffen des Schiffes von der Kommandozentrale, dem Kommandoturm, aus sicherzustellen. Die Kriegserfahrung hat gelehrt, daß eine solche einheitliche Leitung der selbständigen Waffenverwendung der einzelnen Gefechtsgruppen vorzuziehen ist. Diese Leitung möglichst lange auch bei eintretenden Gefechtsstörungen personeller und materieller Art zu erhalten, ist deshalb für den taktischen Enderfolg bedeutsam; zureichender Schutz der Kommandoelemente und ihrer Leitungen sowie vielseitigste Ersatzmöglichkeit zerstörter Verbindungen wird daher von der schiffbaulichen Konstruktion und der Gefechtsausbildung angestrebt.

Die Einheitlichkeit der taktischen Verwendung aller zu einem Flottenverbande gehörigen Gefechtseinheiten kann im Seegefecht nur durch Signale erreicht werden. Die Schnelligkeit der modernen Gefechtsentwicklungen schließt Überbringung von Befehlen durch leichte Fahrzeuge während des Gefechts, wie sie in der Segelschiffszeit üblich war, heutzutage aus. Aber auch die unter Friedensverhältnissen üblichen Flaggen- und Lichtsignale sind im Gefecht vielfachen Störungen ausgesetzt; ihre Vereinfachung und Verringerung der Zahl nach im Gefecht ist daher geboten; inwieweit die drahtlose Telegraphie hier ergänzend einspringen kann, läßt sich heute noch nicht sagen. Das aber steht fest, daß auch bei der denkbar vollkommensten Gefechtssignaleinrichtung doch stets ein hoher Grad von Verständnis für die Absichten des Flottenführers bei den Unterführern und ein sinngemäßes Handeln, dieser Einsicht gemäß, auch ohne Signal, stetes Erfordernis und wichtigste Vorbedingung für den Kriegs- und Schlachtenerfolg bleiben werden.

Es wurde schon erwähnt, daß die Typenwandlungen des Schlachtschiffs ähnliche Veränderungen bei den übrigen Typen zur Folge haben. Die Geschwindigkeitserhöhung beim Schlachtschiff machte eine gleiche Steigerung der Kreuzergeschwindigkeit erforderlich, um diesen Typen die Möglichkeit zu wahren, mit dem Schlacht-

schiffgros zu operieren, ohne dieses in Ausnutzung der Maximalgeschwindigkeit, da wo nötig, zu behindern, und um anderseits die gefechtsschwächeren Typen zu befähigen, sich dem überlegenen Feuer der Schlachtschiffe zu entziehen.

Ähnliche Rücksichten sprechen bei Normierung der Geschwindigkeit des Torpedoboots mit. Hierbei bleibt zu beachten, daß ungünstige Wetterverhältnisse die Fahrt kleinerer Fahrzeuge erheblich stärker beeinflussen, als die großer Schiffe. Soll also das Torpedoboot bei unruhigen Seeverhältnissen — wie sie in unseren nordischen Meeren die Regel bilden — seine Gefechtsaufgaben erfüllen und sich anderseits auch der Verfolgung durch Kreuzer entziehen können, so braucht es einen erheblichen Geschwindigkeitsüberschuß; um diesen sicherzustellen, wird überall neuerdings das Torpedoboot vergrößert; das größere Deplacement ermöglicht relativ größere Maschinenstärken, aber auch vermehrte Seefähigkeit. Die besonderen Sturmfahrten der Torpedoboote, die ab und zu, insbesondere bei neuen Typen, zur Probe veranstaltet werden, legen Zeugnis ab für die Wichtigkeit, die dieser Eigenschaft der Seefähigkeit beigelegt wird.

Die Vergrößerung des Torpedobootsdeplacements raubt diesem Typ allerdings etwas von den ursprünglich gerade durch die Kleinheit gesicherten Defensiveigenschaften; das läßt sich aber nicht ändern, wenn die Offensivwirkung und die ja auch der Sicherheit dienende Schnelligkeit dieser Fahrzeuge auf der erforderlichen Höhe gehalten werden sollen. Die hier allmählich verlorengehende Defensiveigenschaft der möglichsten Unsichtbarkeit findet sich neuerdings in einer Abart des Torpedobootstyps, dem Unterseeboot, weiter ausgebildet. Noch haften dieser neuen Waffe erhebliche Mängel an, die ihre Verwendung stark beeinträchtigen: insbesondere ist die Geschwindigkeit selbst der modernsten Konstruktionen immer noch nicht genügend, diesen Booten ein Schritthalten mit modernen Schlachtschiffs- oder gar Kreuzerverbänden zu ermöglichen, geschweige denn ihnen die für das Angriffsmanöver so wesentliche Geschwindigkeitsüberlegenheit der Torpedoboote zu sichern. Die Verwendung der Unterseeboote ist daher auch heute noch nur in der Hafen- und Küstenverteidigung, beim Sperren navigatorischer Engen, gegen verankerte Flotten, kurz überall da denkbar, wo ein Auflauern in vorbereiteter Stellung oder ein Heranschleichen an festliegende oder nur langsam fahrende Ziele möglich ist. Die große Dampfstrecke und gute Seefähigkeit der modernen Unterseeboote gibt ihnen allerdings bereits Hochseefahrzeugseigenschaften, aber doch nur in dem Sinne, daß sie imstande sind, größere Seeräume zu überbrücken; ihr Tätigkeitsgebiet in taktischer Beziehung ist zunächst noch das soeben gekennzeichnete. Die Technik bemüht sich, diese Übelstände allmählich zu heben, insbesondere durch den Versuch, einen Einheitsmotor zu erfinden, der für Über- und Unterwasserfahrt brauchbar ist. Dadurch würden erhebliche Gewichte gespart, die dann in höherer Geschwindigkeit angelegt werden könnten. Vorläufig ist diese Frage indes noch nicht endgültig gelöst; die meisten Unterseeboote haben für die Überwasserfahrt



Schwerölmotoren (Dieselmotoren), für die Fahrt unter Wasser, bei der thermische Maschinen wegen der Entwicklung von Wärme, Verbrennungsgasen und wegen des Luftverbrauchs nachteilig sind, elektrische Akkumulatoren. Die modernsten Unterseeboote — die sogenannten E-Boote in England — sind untergetaucht 800 t schwer, etwa 54 m lang, 7 m breit und können über Wasser 16, unter Wasser 11 Knoten zurücklegen. Die neuesten französischen Boote sind noch größer (740 t über und etwa 1000 t unter Wasser) und haben eine Länge von 73 m. Aber auch die in Frankreich zur Zeit für erreichbar gehaltene Geschwindigkeit von 12 Knoten unter und 20 über Wasser genügt noch nicht annähernd, um Angriffe auf ein modernes Geschwader mit 21 bis 22 Knoten Höchst- und 15 Knoten Marschgeschwindigkeit aussichtsreich zu gestalten; hierzu wären mindestens 22 Knoten über und 16 bis 18 Knoten unter Wasser erforderlich (Nauticus 1911).

Wenn man sich auf Grund des im Vorstehenden kurz charakterisierten jetzigen Standes der Schiffstypenentwicklung und ihrer gleichfalls angedeuteten zur Zeit erkennbaren Entwicklungstendenzen ein Bild von den voraussichtlichen Veränderungen der Seekriegsmittel in absehbarer Zukunft machen will, so muß man dabei bedenken, daß, wie mehrfach ausgeführt, die Technik gerade auf dem Gebiet der mit möglichster Geheimhaltung arbeitenden Kriegsschiffskonstruktion überraschende Erfindungen produzieren kann, die ein solches Tableau wesentlich verändern. Mit dieser Einschränkung wird man sagen können, daß der Schlachtschiffstyp zunächst noch in der Richtung der Deplacementsvergrößerung, der graduellen Steigerung der Offensivstärke und der für ihre Ausnutzung wesentlichen Geschwindigkeit weiter entwickelt werden wird. Wenn auch für die schwere Artillerie kaum mehr als sechs Geschütztürme in der Mittellinie des Schiffs denkbar sind, so wird doch die Artilleriewirkung voraussichtlich durch Anordnung von drei Geschützen in jedem Turm (Drillingtürme), weitere Kalibersteigerungen (38 cm Geschütze sind schon in England geplant), Verbesserung der Feuergeschwindigkeiten sowie der Treffwahrscheinlichkeit und Vergrößerung der Munitionswirkung weiter erhöht werden. Ebenso wird eine weitere Verbesserung der Nebenartillerie nach Feuergeschwindigkeit, Treffsicherheit unter den besonderen Bedingungen, unter denen diese Artillerie zu arbeiten hat, und Wirkung am Ziel zu erwarten stehen, wodurch vielleicht auch die zur Zeit strittige Frage der Zweckmäßigkeit einer Mittelartillerie neben der schweren Bestückung einer einheitlichen Lösung zugeführt wird. Die Torpedowaffe wird möglicherweise bald eine Entwicklung erreicht haben, die ihr den Charakter der Neben- oder Gelegenheitswaffe nimmt und sie der Artillerie ebenbürtig macht, zumal da ein sehr viel weiteres Hinausschieben der Gefechtsentfernung für den Entscheidungskampf durch die namentlich in unseren Breiten häufig beschränkten Sichtigkeitsverhältnisse sich praktisch verbietet.

Die Maschinenleistung des Schlachtschiffs dürfte eine ruhige allmähliche Steigerung erfahren, eine Entwicklung, der sich aus den schon erwähnten Gründen

keine Marine wird entziehen können. Wesentliche Steigerungen der Panzerstärken sind, wegen der Tendenz, die Gefechtsentfernung zu vergrößern, nicht zu erwarten, dagegen wird dem Unterwasserschutz mit Rücksicht auf die geschilderten Torpedowirkungssteigerungen wohl allmählich größere Aufmerksamkeit als bisher zugewandt werden.

Die Entwicklung des Panzerkreuzers zum gefechtskräftigen Hilfsorgan des Schlachtschiffstyps macht seine Verwendung im nächtlichen Aufklärungsdienst wegen der Torpedobootsgefahr unzweckmäßig, jedenfalls in vorderster Linie; seine Entwicklung scheint also heut mehr von den Rücksichten auf die Verwendung in der Entscheidungsschlacht, als durch Aufklärungszwecke bestimmt; ob sich aber deshalb ein stärkerer kleiner Kreuzertyp als Rückhalt für die Aufklärungslinie abzweigen wird, oder ob ein Kreislauf: „Der Panzerkreuzer wird zum Linienschiff, der kleine Kreuzer zum Panzerkreuzer und ein neuer kleiner Kreuzer entsteht" (Nauticus 1910, S. 210) einsetzt, läßt sich noch nicht voraussehen. Für die Kriegführung in beschränkten Seegebieten, wie z. B. der Nordsee, wo die starke strategische Aufklärung, die einen kampfkräftigen Kern erfordert, gegen die taktische, in näherer Anlehnung an das eigene Schlachtschiffsgros operierende zurücktritt, scheint jedenfalls ein besonderer Zwischentyp zwischen Panzerkreuzer und kleinem Kreuzer entbehrlich, was natürlich eine langsame stetige Aufwärtsbewegung des kleinen Kreuzer-Deplacements nicht ausschließt. Unsere kleinen Kreuzer sind heut schon mehr als doppelt so groß als der ursprüngliche Typ, und die stets weiter steigenden Frontanforderungen werden sicher diese Entwicklung auch fernerhin begünstigen.

Der Ersatz des Hochsee-Torpedoboots durch das Unterseeboot wird solange nicht Platz greifen, als das Unterseeboot wegen seiner mangelnden Geschwindigkeit die den Torpedobooten zufallende Aufgabe, Schlachtschiffsverbände in Fahrt anzugreifen, nicht erfüllen kann; das kleine Küstentorpedoboot und in Gewässern mit starkem Strom, wie in den englischen Häfen, auch die Minenverteidigung wird indessen mit Vorteil schon heute durch das Unterseeboot ersetzt. Wirklich zuverlässige Abwehrmittel gegen letzteres sind bisher noch nicht gefunden; in dieser Tatsache liegt hauptsächlich die taktische und strategische Bedeutung dieser neuen Waffe in ihrem jetzigen Entwicklungszustand.

Luftschiff und Flugzeuge werden sicher auch im nächsten Seekriege bereits Verwendung finden, aber mit einiger Wirkung wohl nur in Küstennähe und als Aufklärungsmittel. Aber trotz der beschränkten Wirksamkeit der Luft- und Unterseefahrzeuge werden diese neuartigen Kriegsmittel doch aller Wahrscheinlichkeit nach die Nervenstärke der Kriegsschiffsbesatzungen auf harte Proben stellen und dadurch in längeren Kriegsperioden die materielle Entscheidung wirksam vorbereiten helfen.

Es scheint auch nicht ausgeschlossen, daß die Wirkungssteigerungen der unterseeischen Kampfmittel, des Torpedos und vielleicht auch der Mine, die Größen-

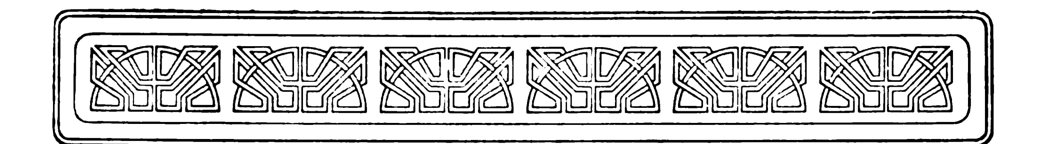
steigerung des Linienschiffs und Schlachtschiffskreuzers begrenzen werden. Das englische Sprichwort: „Too many eggs in one basket“ (Zu viel Eier in einem Korb) ist vielleicht heute schon auf die erwähnten Kriegsschiffstypen anwendbar; aber es ist nach der bisherigen Entwicklungstendenz wohl anzunehmen, daß erst die Erfahrungen des Ernstfalls eine Reaktion einzuleiten imstande sein werden.

Hiermit sollen diese Betrachtungen über das moderne Kriegsschiff und seine Entwicklungstendenzen in ihren Grundzügen abgeschlossen werden. Es sind nur wenige und abgerundete Zahlen angeführt, weil die Betrachtung nur die allgemeinen Verhältnisse bei allen Nationen berücksichtigt. Es gilt hier ganz besonders der in der Einleitung betonte Hinweis, daß nur solche Punkte behandelt werden konnten, die in der Fachpresse, z. B. den Nauticus-Veröffentlichungen, öffentlich besprochen worden sind; bei der Abhängigkeit der Kriegsschiffskonstruktionen aller führenden Seemächte voneinander gibt aber eine solche allgemeine Betrachtung ein genügend scharfes Bild, um die taktische und strategische Verwendung der modernen Seestreitmittel mit dieser Grundlage ihrem Wesen nach zu verstehen. Diese Verwendung im Gefecht und den übrigen Hauptkriegsoperationen soll das Thema des nächsten, letzten Abschnitts dieser Abhandlung bilden.

(Schluß folgt.)

Glatzel,
Kontreadmiral z. D.





Der Feld-Pionierdienst aller Waffen bei uns und in anderen Heeren.

Kriegsgeschichtliche Erfahrungen. Die Pioniertätigkeit im Zukunftskriege.

Die Pioniertätigkeit ist heutzutage im Kriege unentbehrlicher wie je. Führer und Truppen, die sie nicht zu verwerten verstehen, finden Hemmnisse auf allen ihren Bahnen und erschweren oder versperren sich sogar den Weg zum Erfolge. Pioniertätigkeit aber, die sich jenen nicht unentbehrlich zu machen, taktische Handlungen nicht zu fördern weiß, ist wie ein Körper ohne Seele und bleibt bloßes Handwerk. An mangelndem Zusammenspiel von beiden sind klug ersonnene Operationen und sonst gut eingeleitete Kampfhandlungen gescheitert. Selbst ein Napoleon, der es unvergleichlich verstand, alle Kräfte und Mittel in den Dienst seiner Krieg- und Schlachtenführung zu stellen, hat in den Maitagen 1809 auf der Lobau erfahren müssen, daß die Heeresleitung von technischen Verhältnissen abhängig werden kann, wenn sie sich allzu kühn über die von ihnen gestellten Bedingungen hinwegsetzt. Auch er hat dort einsehen müssen, daß „erst eine Brücke eine ausreichende Grundlage für die Fortführung der Kriegshandlung auf dem jenseitigen Ufer gewährt."*) Trotz dieser Lehre verdankt der Kaiser in einem anderen Falle, an der Beresina, die Rettung der Trümmer seines Heeres neben den Fehlern seiner Gegner, zum guten Teil nur der Umsicht, Selbsttätigkeit und Geschicklichkeit seiner Ingenieure und der Selbstverleugnung seiner Pioniere, nachdem er zugunsten der Artillerie seine Brückentrains geopfert hatte. Aus dem Verlaufe desselben Krieges ließe sich wie aus vielen anderen Feldzügen mit leichter Mühe nachweisen, daß Zerstörungen oder ihre Unterlassung die Gestaltung der Kriegshandlung wesentlich beeinflußt haben. Auch ist es nicht ohne Sinn, auszudenken, wie anders sich z. B. die Ereignisse des Krieges 1870/71 von den Augusttagen ab gestaltet haben möchten, wenn die französische Heerführung unseren Heeren den Moselübergang mit allen taktischen und technischen Mitteln streitig zu machen versucht haben würde. Die neuesten Erscheinungen der Kriegsgeschichte deuten

*) Neue Anleitung Feld-Pionierdienst aller Waffen (F. Pi. D.), Entwurf vom 12. Dezember 1911, Ziffer 65 2. Im folgenden bezieht sich die Nennung von Ziffern ohne weiteren Zusatz auf diese Anleitung.

ferner die Rollen an, die die Feldbefestigung und die neben und mit ihr zu verwendenden Zweige der Pioniertätigkeit in Zukunftskriegen mit Massenheeren spielen müssen. Die Japaner haben bei der Vorbereitung der Schlachten mit ausgezeichnetem Verständnis und gebührendem Erfolge davon Gebrauch gemacht. Die Russen aber hatten bei Liao yang dank ihren Befestigungen die Entscheidung zu ihren Gunsten in der Hand, als der Oberbefehlshaber im entscheidenden Augenblick den verhängnisvollen Entschluß faßte, auf den Sieg zu verzichten.

Wie es in Zukunftsschlachten auf europäischen Schlachtfeldern aussehen wird, ist daraufhin öfter mit mehr oder weniger Geschick zu schildern versucht worden. Das kann niemand bezweifeln, daß gute Vorbereitung des Schlachtfeldes fehlender gegenüber ein Mehr an Stärke bedeutet. Zur Vorbereitung gehören jedoch nicht nur etwa Schützengräben, Eindeckungen und Hindernisse, sondern alle die Arbeiten, die darauf abzielen, die eigene Übersicht und Bewegungsfreiheit zu erhöhen und die des Feindes zu mindern. Ebenso sicher muß der über offenes Feld gegen eine befestigte Stellung vorgehende Angreifer Deckungen zur besseren Verwertung seiner Waffen benutzen und sich solche notgedrungen im Erdboden künstlich schaffen, wenn ihm seine Artillerie anders den Weg nicht bahnen kann; und er gebraucht von den Pionieren erprobte, teilweise von ihnen bediente Hilfsmittel, um die seinem siegreichen Vordringen entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen oder zu überwinden. Die Kavallerie endlich ist bei ihrer Verwendung als Heereskavallerie sowohl auf dem Marsche wie bei der unmittelbaren Durchführung ihrer Aufgaben in um so höherem Maße auf Pioniertätigkeit angewiesen, je größerer Freiheit des Handelns sie bedarf, und je mehr die Ausnutzung des Verkehrsnetzes und der Verkehrsmittel beim Gegner zu deren Zerstörung herausfordert. Alle diese Beispiele zeigen, welch hoher Wert gerade für die Offensive der Pioniertätigkeit innewohnt und welche Bedeutung ihrer Förderung in der auf Pflege des Offensivgeistes gerichteten Schulung unseres Heeres beigemessen werden muß.*)

Folgerungen.

Angesichts dieser Tatsachen und Wahrscheinlichkeiten drängt sich immer wieder die Frage auf, ob die für die Ausübung der Pioniertätigkeit eigens bestimmten Truppen zahlreich genug im Heere vertreten sind, und ob die Ausgestaltung der Verkehrstruppen-Formationen die Pioniere in ausreichendem Maße für die Ausführung der ihnen obliegenden Arbeiten im Felde freigemacht hat. Die im japanischen Heere auch nach dem Kriege beibehaltene Eingliederung eines Bataillons von drei Kompagnien in den Verband jeder Division gibt in dieser Beziehung zu denken. Wenn eingewendet wird, daß ostasiatische Kriegsschauplätze andere Kraftentfaltung an Pionieren bedingen, so muß dagegen berücksichtigt werden, daß gerade die weit vorgeschrittene Kultur in Westeuropa die Wahl und Umgestaltung des Schlachtfeldes überaus erschwert. Dazu kommt, daß die Eroberung der Luft dringend

*) Vgl. VII. Jahrgang, 1910, 3. Heft: v. Beseler, „Ingenieurkunst und Offensive".

auffordert, auf neue Schutzmittel gegen die Entschleierung des Geheimnisses der eigenen Truppenverteilung, auf die Erleichterung der Truppenverschiebungen gegen die entfesselten Kräfte des Feindes zu sinnen und sich gegen Bekämpfung aus Flugzeugen einzurichten. Es liegt indessen nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, eine Lanze für die Vermehrung der Pioniere zu brechen. Wenn auf diese Frage hingewiesen worden ist, so geschah es, um bei der geringen Aussicht auf völlig befriedigende Lösung die Bedeutung jedes einzelnen Schrittes in der Förderung der Pioniertätigkeit ins rechte Licht zu rücken. Ein solcher Schritt ist seinerzeit in allen Heeren mit der Übertragung des Feldpionierdienstes auf alle Waffen innerhalb des durch ihre Bedürfnisse gegebenen Rahmens getan worden.

Der Feldpionierdienst aller Waffen seit dem russisch-japanischen Kriege.

Die Ausbildung der Hauptwaffen im Feldpionierdienst hat jedoch bis zum japanischen Kriege trotz der Lehren des Feldzuges 1877/78 überall mehr oder weniger im Argen gelegen. In Rußland ging gleichwohl eine starke Überschätzung des Wertes der Pionierkunst und ihrer Vertreter auf dem Schlachtfelde mit diesem Mangel Hand in Hand. Ingenieur- und Sappeuroffiziere wurden zu Nothelfern, deren Rat die höhere und niedere Führung bald nicht mehr entbehren zu können meinten.*) Was taktisch mit der Waffe nicht geleistet werden konnte, sollte eine Pionierkunst retten, die sich durch alles andere mehr auszeichnete als durch richtig geleitetes Verständnis für die Verwendung dieser Technik im Truppendienst. Sie erwies sich infolgedessen nicht als eine treue Helferin, sondern eher als ein Hemmschuh der Führung. Ihre beweglichen Formen versteinerten in einem unübersichtlichen Gewirr von voreinandergeschachtelten Stellungen. Das Wort „Stellung" wurde zum Losungswort. Als es im Oktober 1904 galt, in einer nach dem Kräfteverhältnis aussichtsreichen Offensive dem Gegner in schnell und tatkräftig geführtem Stoße zu Leibe zu gehen, da wälzte sich der in der Ebene vorgehende Heeresteil in kurzen Schritten von Stellung zu Stellung. Dort wurde der Schützengraben wirklich „zum Grabe des Angriffsgedankens".

Die Mißerfolge auf russischer Seite müssen zum Teil auf dies mangelhafte Verständnis der Führung und der Truppen für das Zusammenwirken von Taktik und Technik, von Kampfhandlungen mit der Waffe und Pioniertätigkeit zurückgeführt werden. Es ist darum begreiflich, daß man seit dem Kriege in allen Heeren bemüht gewesen ist, die Bedingungen dafür zu studieren, den Wert der technischen Tätigkeit richtig einzuschätzen und ihre Eingliederung in taktische Handlungen zu lehren. Hier und da sind wichtige Organisationsänderungen, wie die Unterstellung der russischen Sappeur-Bataillone unter die Armeekorps eingetreten; die Feldausrüstung mit technischen Mitteln ist verbessert und vervollständigt worden; neue technische Dienstzweige, wie die Beleuchtung des Schlachtfeldes, die Bedienung von Handgranaten sind aufgekommen, und fast überall sind die in das pioniertechnische Gebiet schlagenden Dienstvorschriften, insbesondere die

*) „Versuch einer Geschichte des 16. Sappeur-Bataillons", Ing. Journal 1/1911 und „Tätigkeit der 1. Kompagnie 6. Sappeur-Bataillons während des Krieges", Ing. Journal 5, 6, 7/1911.



für die Feldbefestigung und den Kampf um Festungen gründlich umgearbeitet worden. Überall werden bei den Manövern jetzt Aufgaben gestellt, deren Lösung an eine technische Leistung, wie einen Flußübergang, eine Stellungsbefestigung oder ihre Bekämpfung geknüpft ist. Auch bei Übungen im Kampf um Festungen, wie z. B. bei den lehrreichen Übungen in Langres und Belfort und im vorigen Jahre bei dem Sappen- und Minenangriff auf das Fort Montbérault der Festung Laon haben sich Führung und Truppen in die aus der Besonderheit derartiger Kampfhandlungen ihnen erwachsenden Aufgaben gefunden. Die Alpentruppen verschiedener Staaten sammeln fortgesetzt Erfahrungen in der Überwindung der Schwierigkeiten des Gebirgskrieges. Bei den letzten großen österreichischen Armeemanövern forderte das bergige, zum Teil unwirtliche und wegearme Gelände die Pioniertätigkeit im Angriff geradezu heraus. In dem berge- und wasserreichen Insellande Japan verläuft kaum ein Manöver ohne Kämpfe um Stellungen und Flußlinien, und in besonders befohlenen Übungen derartiger Kämpfe*) werden die letzten Kriegserfahrungen umsichtig verwertet zur Vorbereitung neuer Kämpfe auf den abschnittsreichen künftigen Kriegsschauplätzen in China, der Mandschurei und Korea. In Rußland zeichnen sich die Manöver des Militärbezirks Wilna durch augenscheinliches Streben nach kriegsgemäßer Erziehung der Truppen aller Waffen aus. Im Sommer 1910 wurde beim Kampfe um eine Flußlinie sogar mit Landminen und Handgranaten gearbeitet. Im letzten Jahre hatten die im Übungslager Grodno vereinigten Truppen Märsche durch Wälder, Übergänge über tief eingeschnittene Hohlwege und über Sumpfgelände und Angriffe auf sorgfältig befestigte Stellungen auszuführen. Nicht minder verständig sucht ein Erlaß des Oberbefehlshabers des Militärbezirks Irkutsk**) auf die Truppenausbildung für gemeinsame Kampfhandlungen aller Waffen unter breiter Ausnutzung der Pioniertätigkeit hinzuarbeiten. Der Po-Übergang im letzten Manöver und jetzt die feldmäßigen Schanzarbeiten der Italiener vor Tripolis bezeugen, daß auch sie mit Nutzen von der Pioniertätigkeit Gebrauch zu machen verstehen. Die schleunige Befestigung von Ain Sara hat ihnen allein die Festsetzung an diesem vorgeschobenen Punkte ermöglicht.

Ein kurzer Hinweis auf unsere Festungskampfübungen in Ost und West, auf Kampfhandlungen an Wasserläufen, auf Vorbereitung und Angriff von Stellungen bei unseren Manövern mag genügen als Andeutung, daß auch wir eifrigst bemüht sind, uns die letzten Kriegserfahrungen und die Ergebnisse kriegswissenschaftlicher Studien zunutze zu machen. Mit der Erkenntnis der Notwendigkeit des Feldpionierdienstes aller Waffen ist augenscheinlich das Verständnis für seine Anwendung eingezogen und das Interesse an den mit Pioniertätigkeit verbundenen Truppenübungen allgemein geworden.

---

*) Vgl. IX. Jahrgang 1912, 1. Heft: „Die Ansichten der Japaner über den Kampf um befestigte Feldstellungen", sowie Militär-Wochenblatt 1912, Beiheft 1: „Eine japanische Winterübung".

**) Mitgeteilt im „Raswjedtschik" Nr. 1077.

Anleitung F. Pi. D.

Der Einbürgerung des Feldpionierdienstes aller Waffen ist bei uns nunmehr eine neue Regelung dieses Dienstes im Heere und die Verteilung seiner Aufgaben auf die verschiedenen Waffengattungen durch die Einführung der unter dem 12. Dezember 1911 im Entwurf Allerhöchst genehmigten Dienstanleitung F. Pi. D. gefolgt. Die Anleitung unterscheidet sich sehr wesentlich von den früher gültigen Vorschriften für den Pionierdienst, denn sie faßt einheitlich alles zusammen, was an taktischen Gesichtspunkten und allgemein gültigen Bestimmungen in der Felddienst-Ordnung, den Exerzier-Reglements, der bisherigen Feldbefestigungsvorschrift u. a. verstreut darüber enthalten ist. Sie stellt die Beziehungen zwischen den taktischen Handlungen und den Pionierarbeiten im Felde in einer für alle Waffengattungen bestimmten Vorschrift klar und sichert dem Heere dadurch das Zusammenwirken aller Waffengattungen in den schwierigen Kampfhandlungen, in denen die Pioniertätigkeit neben dem Waffengebrauch unerläßlich ist. Neu in seiner Art ist der Abschnitt Überwinden und Verteidigen von Flußläufen und anderen Gewässern. Für die Kampfhandlungen dieser Art schien die einheitliche Regelung um so mehr geboten, als ihr Erfolg in großen Verhältnissen ganz allein auf dem geschickten Zusammenwirken aller im Heere vertretenen Kräfte und Kriegsmittel beruht. Ferner ist der Dienst des Scheinwerfergeräts und der Mittel für Nahbeleuchtung in die Anleitung aufgenommen, wenn auch vorderhand nur die Gesichtspunkte für ihre Verwertung beim Feldheere gegeben werden können und die Herausbildung taktischer Grundsätze und Regeln für die Fern- und Nahbeleuchtung noch der nächsten Zukunft überlassen werden muß. Die der Kavallerie allein zufallenden Aufgaben der Pioniertätigkeit sind in einem Anhang aufgenommen. Die Feldbefestigung ist dagegen als Gemeingut des ganzen Heeres im Hauptteil der Anleitung in ausreichender Ausführlichkeit behandelt. Indem endlich durch die Zusammenstellung der taktischen Grundsätze der Rahmen vorgezeichnet worden ist, in dem sich die übrige Pioniertätigkeit bewegt, erscheinen die für die Pioniertruppe unerläßlichen, allmählich neu zu bearbeitenden Sondervorschriften als Anhänge, die sich der F. Pi. D. harmonisch anzugliedern haben.

Der technischen Dienstzweige des Nachrichten- und Verkehrsdienstes ist soweit notwendig gedacht worden; ihre Aufgaben und Formen sind jedoch entsprechend der in unserem Heere durchgeführten scharfen Trennung des militärischen Verkehrswesens vom Pionierdienste in der Anleitung nicht behandelt.

Die Anleitung mußte natürlich die Art eines taktischen Lehrbuchs vermeiden und anderseits eine Gestalt erhalten, die das Wesentliche von der Form, das Große vom Kleinen trennt. Zu diesem Zwecke sind die einzelnen Zweige des Pionierdienstes entsprechend seinen verschiedenen Aufgaben in der Bewegung, im Gefecht und in der Ruhe getrennt behandelt und die Abschnitte (mit Ausnahme des für die Kavallerie bestimmten Anhangs) in „Allgemeine Grundsätze" und „Ausführungen" geteilt. Jene geben in knapper Fassung die Gesichtspunkte für die Führung, diese die zur Aus-



bildung und Anwendung nötigen Bestimmungen und Formen für die Truppe. Die Aufnahme der „Allgemeinen Grundsätze" in die Anleitung verheißt, daß „der Feldpionierdienst nun nicht mehr verknöchern und in Einübung leerer Formen ausarten kann, sondern daß er mit der Fortbildung der taktischen Anschauungen gleichen Schritt hält."*)

Vorschriften für den Feldpionierdienst der Hauptwaffen in fremden Heeren.**)

Den Gedanken der Vereinheitlichung des Pionierdienstes hat man in Rußland bereits im Herbst 1910 mit der Einführung einer Anleitung im Feldingenieurdienst für die Offiziere aller Waffen zu verwirklichen versucht. In den anderen Heeren wird der Feldpionierdienst reglementarisch wie bisher bei uns für die Infanterie, Kavallerie und Artillerie gesondert behandelt. Doch war im japanischen Heere die Notwendigkeit erkannt worden, im Exerzier-Reglement für die Infanterie die Grundsätze für Kampfhandlungen an Flüssen und um befestigte Stellungen, insbesondere auch um Ortschaften und Wälder unter Berücksichtigung der Feldpionieraufgaben ausführlicher zu erörtern. Diese Lösung ist aber deshalb nicht ganz glücklich, weil sie entweder zu teilweiser Wiederholung in den anderen Reglements und Dienstvorschriften nötigt, oder die anderen Waffen auf eine weitere Vorschrift verweist. Ähnlich steht es mit dem Verhältnis der französischen Felddienst-Ordnung zur Instruction pratique sur les travaux de campagne. Auch die russische Anleitung zeigt übrigens nicht die folgerichtige Durchführung des leitenden Gesichtspunktes, die Pioniertätigkeit auf taktische Erwägungen aufzubauen und die Vorschrift zu vereinheitlichen. Sie läßt die Anleitung für das Selbsteingraben der Infanterie und Artillerie und die sehr umfangreiche Feldbefestigungsvorschrift der technischen Truppen bestehen und begnügt sich mit der fast wörtlichen Wiederholung der in Betracht kommenden Teile des Reglements für die Gefechtsführung bei der Infanterie***) im Abschnitt Feldbefestigung, aber sie schweigt sich über die Grundsätze der Kampfhandlungen

*) Vgl. Militär-Wochenblatt 1912, Nr. 8: „Die neue Anleitung Feldpionierdienst aller Waffen".

**) Zum Vergleich sind herangezogen:

Anleitung im Feldingenieurdienst für Offiziere aller Waffen des russischen Heeres 1910;
Anleitungen für das Selbsteingraben der russischen Infanterie und Artillerie vom Jahre 1909;
Technischer Unterricht für die K. u. K. Infanterie und Jägertruppe vom Jahre 1910;
Technischer Unterricht für die K. u. K. Kavallerie vom Jahre 1910;
Instruction pratique du 24. octobre 1906 sur les travaux de campagne à l'usage des troupes d'infanterie;
Istruzione sui lavori da zappatore per la fanteria, 1895;
Japanische Feldbefestigungsvorschrift vom Jahre 1908;
ferner aus der Literatur:
Verschiedene Aufsätze des russischen Ingenieurjournals und der Mitteilungen der Kaiserlichen Kriegsakademie.
Manuel complet de fortification par E. Legrande-Girarde et H. Plessix 1909;
Klein, Étude sur le rôle du génie en campagne;
Bastien, l'Organisation du terrain sur le champ de bataille;
Rocchi, Traccia per lo studio della fortificazione campale, neue Auflage 1911 u. a. m.

***) Vom Jahre 1910.

an Flußläufen aus. Und doch würde gerade diese Art der Kampfhandlungen einer einheitlichen Regelung um so mehr bedürfen, als das russische Heer an besonderen Pontonierformationen im Armeeverbande festhält. Auf der anderen Seite kann die russische Anleitung den Eindruck nicht beseitigen, daß das Streben nach Bevormundung immer noch mehr herrscht, als sich mit innerlich gesunden taktischen Anschauungen verträgt. Wo das geschriebene Wort in so großem Ansehen steht und alles klar geregelt werden soll, wie in dieser Anleitung die Aufgaben der Offiziere aller Dienstgrade bei der Vorbereitung von Stellungen, da wird der Drang nach eigener Betätigung eingedämmt; er lenkt ein in die Bahnen buchstabengetreuer Pflichterfüllung, die auf selbständiges Denken mehr oder weniger verzichtet. Da fehlt die persönliche Note, die meines Erachtens die neue deutsche Anleitung mit Glück anschlägt, indem sie sich für alle Pionieraufgaben an das Streben, das Verständnis, die Verantwortungsfreudigkeit des Offizierkorps wendet.

Das Verhältnis der Führung zur Pioniertätigkeit.

Tatsächlich ist in unserer langen Friedenszeit die Erfahrung gemacht worden, daß tüchtige Truppenführer, die in die Lage kamen, kriegsmäßige Übungen mit Pioniertätigkeit auf dem Gebiet des Feldkrieges oder der Kampfhandlungen um Festungen zu veranlagen, zu leiten oder mit ihrer Truppe durchzuführen, sich recht gut in ihre Rolle gefunden haben, und daß es dazu keineswegs des in technischer Richtung geschulten Verständnisses eines höheren Offiziers des Ingenieur- und Pionierkorps bedarf. Diese eigentlich selbstverständliche Wahrheit kann nur den überraschen, der den der Pioniertätigkeit innewohnenden hohen Wert für die Offensive nicht richtig einzuschätzen gewußt hat und in der Leitung und Ausübung technischer Tätigkeit den Ausfluß höherer Weisheit zu erblicken gewohnt ist. Aus dieser immer noch verbreiteten Anschauung mag wohl die leidige Gewohnheit entsprungen sein, dem Ingenieur in Bausch und Bogen eine besondere Vorliebe für die die Pioniertätigkeit allerdings begünstigende defensive Kampfesform anzudichten. Auch der verstorbene russische Militärschriftsteller General Woide hat ja in einer seiner tief durchdachten Schriften*) dem General Frossard nachgesagt, daß er innerlich durch seinen Werdegang als Ingenieuroffizier zur passiven Festhaltung der Spicherer Höhen veranlaßt worden wäre, während sein Gegner, General v. Kameke, zu seinem übereilten Angriff vielleicht durch das Verlangen getrieben sei, zu zeigen, daß der Ingenieur in ihm sich wohl frei machen könne von der Bevorzugung defensiver Kampfesweise. Wenn freilich auch das mehr als passive Verhalten des Ingenieur-Generals Slutschewski an der Spitze des X. russischen Armeekorps im Gebirgskampf zwischen Yalu und Liao yang und die Einsargung dieses Korps in der Stellung bei Schaho pu am Schaho laut redende Beispiele dafür sind, zu welchen Irrtümern vertiefte Sachkenntnis führen kann, so darf doch

*) „Die wirkliche Bedeutung der Selbständigkeit der Unterführer im Kommandosystem im Kriege". Woj. Sbornik, Jahrgang 1896/97.



nicht vergessen werden, daß andere Generale, wie Benedek, Bazaine und Kuropatkin, ebenso wenig vorbildlich in der Verteidigung waren. Dagegen wußten im letzten Kriege die beiden aus der Sappeurwaffe hervorgegangenen Generale Zerpizki und Kondratjenko, der Held von Port Arthur, nach Skobeleffs Beispiel vor Plevna und im Turkmenen-Feldzuge die Pioniertätigkeit ganz anders in die Kampfhandlungen mit der Waffe einzugliedern und der aktiven Verteidigung dienstbar zu machen. Unerreichbar in der Anwendung der Pioniertätigkeit bei der Überwindung der widrigsten Verhältnisse wird doch für immer Ssuworoff bleiben. Mit eisernem Willen zwang er seine Truppen über die Gräben und Wälle von Festungen, durch das Sumpfland der Poljeßje und über die verschneiten Alpenpässe, mutete ihnen Unmenschliches zu und belohnte sie dafür mit der Anerkennung: „Ihr seid Helden, Paladine, Ihr seid wahre Russen."*)

Es ist also die Persönlichkeit, die den Ausschlag gibt in allen den Lagen und Kampfhandlungen, in denen das Spiel der Waffen durch äußere Verhältnisse und feindliche Pioniertätigkeit erschwert oder gar unmöglich gemacht wird, oder in denen die Entscheidung nur durch Anspannung eigener Pioniertätigkeit herbeigeführt werden kann. „Ein gebietender Wille erzielt unglaubliche Leistungen"**) — gerade hierbei. Freilich muß er durch Einsicht geleitet sein und darf nicht geradezu Unmögliches fordern — oder wie Xerxes mit den Elementen hadern, als er die Dardanellenstraße auspeitschen ließ. Die Einsicht entspringt schließlich dem durch Studium erworbenen Wissen. „Das Wesen der kriegerischen Ingenieurtätigkeit zu verstehen und sie richtig anzuwenden, erfordert Studium und Übung," sagt General von Beseler in seiner schon erwähnten Studie und fügt hinzu, daß zu beiden vielfach Neigung und Gelegenheit fehlen.

Der frische Zug, der durch unsere militärische Friedenstätigkeit geht, hat auch hierzu Gelegenheit gebracht, wie bereits angedeutet ist. Auf diese Bedeutung der kriegsmäßigen Übungen mit Pionieren weist die Anleitung F. Pi. D. hin mit den Worten: „Übungen gemischter Waffen mit Pionieren bieten Gelegenheit, Willenskraft und Verantwortungsfreudigkeit der Führer zu stärken" (Ziff. 10). Mit der Gelegenheit wird sich die Neigung zum Durchdenken derartiger Übungen und solcher kriegerischen Ereignisse vertiefen, bei denen sich die taktische Handlung nur durch Ausnutzung der Pioniertätigkeit im weitesten Umfange (z. B. Donau-Übergang 1877 und Yalu-Übergang 1904) durchführen ließ. Die neuere Militärliteratur gibt dazu sehr brauchbare Grundlagen: einzelne Studien wie Kleins Étude sur le rôle du génie en campagne führen in das Getriebe des technischen Dienstes bei der Vorbereitung einer Stellung in gegebener Kriegslage, und die Falkenhausenschen Werke „Der große

---

*) Charkewitsch, „Streifzüge auf einem Ssuworoffschen Schlachtfelde".

**) Frhr. v. Freytag-Loringhoven, „Die Macht der Persönlichkeit im Kriege".

Krieg der Jetztzeit" und „Flankenbewegung und Massenheere" fordern geradezu auf, die darin gestellten Aufgaben bis zu den Anordnungen für die Pionierformationen durchzuarbeiten. Auch hier ist es nur der erste Schritt, der Mühe kostet. Er führt zur Einsicht, daß jede Förderung der Pioniertätigkeit der Pflege des Offensivgeistes im Heere zugute kommt; er bringt der Führung die Befreiung von den durch Geländeverhältnisse und feindliche Arbeit ihr angelegten Fesseln, die sie in der Verfügung über ihre Kräfte hindern.*)

Rangälteste Pionieroffiziere im Stabe des Führers.

Ein berufener, seine Machtmittel beherrschender, seinen Weg erkennender Führer bedarf keines technischen Beraters, wohl aber verständnisvoller Gehilfen. Darum wird im Stabe des Führers der rangälteste Pionieroffizier**) niemals entbehrlich sein, zumal nachdem die Spezialisierung aller kriegstechnischen Tätigkeit eine wesentliche Vorbedingung der großen Fortschritte auf allen Gebieten des Heerwesens geworden ist. Welche Stellung ein solcher Offizier einnimmt, ist zu sehr durch die persönlichen Eigenschaften und das gegenseitige Verhältnis des Führers und des Pionieroffiziers bedingt, als daß sie scharf umschrieben werden kann. Wo die Paragraphen eine solche Rolle spielen wie im russischen Heere, sind Mißhelligkeiten, Mißverständnisse, Übergriffe und Anstöße, schließlich Mangel an Entschlußkraft oder unsachliche Geschäftigkeit häufige Folge gewesen. Die Anleitung F. Pi. D. begnügt sich darum mit folgenden einfachen Festsetzungen: „Die Pionieroffiziere haben den Absichten des Truppenführers entsprechende Vorschläge zu entwerfen und die Truppen bei der Ausführung zu unterstützen" (Ziff. 6 1). „Der älteste Pionieroffizier reitet im Stabe des Führers. Dauernde Verbindung mit ihm ist notwendig" (Ziff. 7). Das heißt mit anderen Worten, daß der rangälteste Pionieroffizier sich hüten soll vor unberufenem Besserwissen, aber sich auch nicht mit der Rolle eines Sachverständigen zu begnügen hat, der nur auf Aufforderung oder Befragen sich äußert — bei solchem Verhalten würde er in dem militärischen Getriebe eines Stabes seine Rolle sehr bald ausgespielt haben. Seine Aufgabe ist vielmehr, selbständig und selbsttätig so früh als möglich die Grundlagen für die Befehlserteilung auf dem pioniertechnischen Gebiete zu schaffen und dem Führer die Sorge um alle rein technischen Vorbereitungen abzunehmen. Wo dem Pionieroffizier im Führerstabe wie im französischen Heere die Verfügung über Genieparks oder über technische Truppen eingeräumt wird, muß es seine Sorge sein, sie durch sorgfältig vorbedachte Anordnungen an die Stelle des Bedarfs zu führen. Für die hierbei notwendigen Erwägungen gibt die erwähnte Studie des französischen Oberstleutnants Klein über eine Stellungsbefestigung bei Wörth ein vortrefflich durchgearbeitetes Beispiel mit schätzenswerten Anhaltspunkten. Alles in allem bedarf der rangälteste Pionieroffizier**) neben gründlichem Wissen in

*) Vgl. Militär-Wochenblatt 1912, Nr. 8: „Die neue Anleitung Feld-Pionierdienst aller Waffen".

**) General des Ingenieur- und Pionierkorps, Pionier-Regimentskommandeur usw. bei uns, Ingenieur-Inspekteur, Korpsingenieur im russischen Heere, Geniechef in französischen Stäben.

seinem eigenen Dienstzweige der „Kenntnis der Taktik und Leistungen der anderen Waffen“ (Ziff. 6), eines tiefgehenden Verständnisses für die Truppenführung, deren Getriebe er kennen muß; er muß zu überzeugen wissen und befehlen können und benötigt großer Umsicht und hervorragender Fähigkeit im Organisieren. Dabei wird ihm sicherer Takt am besten den richtigen Mittelweg zwischen Entgegenkommen und Zurückhaltung zu weisen vermögen. Der in der militärischen Rangordnung tief unter seinem Divisionskommandeur stehende Führer einer Divisions-Pionierkompagnie hat zu alledem die Schwierigkeit zu überwinden, daß er „zu seiner Truppe gehört, wenn sie in das Gefecht eintritt oder einheitliche Verwendung findet“ (Ziff. 7). Auch der Führer der Pionierabteilung einer Kavallerie-Division ist in gleich übler Lage. Dies hat in Frankreich dazu geführt, bei der Kavallerie-Division einen Geniekapitän über dem Führer der Genietruppe einzuteilen. In der russischen Militärliteratur ist gelegentlich die Forderung laut geworden, bei den Infanterie-Divisionen besondere Divisionsingenieure zu ernennen. Ein Korpsingenieur, der über dem Kommandeur des Sappeur-Bataillons steht, wird allgemein für notwendig gehalten.*)

Aufgaben der niederen Führung. Bedingungen dafür.

Während sich die oberste Führung in ihren — innerhalb der Grenzen des Möglichen bleibenden — Entschlüssen durch keinerlei technische Schwierigkeiten beeinflussen lassen darf, ist es Aufgabe der Unterführer, bei der Umsetzung der großen Entschlüsse in die taktische Handlung die entgegenstehenden technischen Schwierigkeiten zu bewältigen. Die von der Anleitung dafür von den Offizieren aller Waffen geforderte „Kenntnis des Pionierdienstes und der Leistung der Pioniere“ wird jetzt durch den Unterricht auf den militärischen Bildungsanstalten geschickter entwickelt und in der Anwendung auf taktische Lagen zweckmäßiger und anregender als früher gelehrt. Es ist deshalb zu hoffen, daß der so geschulte Nachwuchs beim Aufrücken in die höheren Dienstgrade im Heere ein tiefergehendes Verständnis für den Feldpionierdienst mitnimmt und in die Truppe verpflanzen hilft. Dieses aus Wissen und Können gepaarte Verständnis der Offiziere bezeichnet die Anleitung als eine notwendige Vorbedingung dafür, daß die Truppen unerwarteten technischen Aufgaben auch ohne Zuteilung von Pionieren gewachsen sind (Ziff. 3₂). Sie rechnet bei allen Offizieren auf dies Verständnis, ohne jedoch zu verlangen, daß sie für sich und mit der Truppe in allen den Formen und Aufgaben des Feldpionierdienstes gründlich ausgebildet sind, die sie vorschreibt.

Die österreichischen Anleitungen für den technischen Unterricht bei der Infanterie und bei der Kavallerie beschränken die geforderte Erweiterung der Kenntnisse im Pionierdienst über das Maß des in ihnen niedergelegten Stoffes hinaus und die Erwerbung „von klarem Blick und Routine in der Verwertung der Arbeitskräfte und

*) Militär-Wochenblatt 1912, Nr. 20 und 21: „Technische Truppen und Ingenieuroffiziere in Rußland“.

Mittel" auf die Truppenpionieroffiziere.*) Sie verlangen dagegen von der Masse der Offiziere nur die Beherrschung derjenigen Zweige, die in der Anleitung als für die ganze Truppe bestimmt gekennzeichnet sind.**) Nach der russischen Anleitung für die Offiziere aller Waffen hat wohl jeder Offizier sich mit dieser Anleitung vertraut zu machen, aber „zur richtigen Aneignung dieser Vorschrift auf dem Wege praktischer Erlernung wird alljährlich eine bestimmte Anzahl von Offizieren in die Sappeurübungslager kommandiert, wo sie alle Abschnitte der Anleitung zu erlernen haben und mit schwierigeren Ingenieurarbeiten bekannt gemacht werden".

Diese Bestimmung bedeutet immerhin eine Wertschätzung der Form, von der die neue deutsche Anleitung ferner ist und auch die österreichische sich ausdrücklich lossagt. Mit der Befreiung von der Sorge um die Form aber ist der gesunde Menschenverstand, der bei aller Pioniertätigkeit die ausschlaggebende Rolle spielen muß, in alle seine Rechte eingesetzt. Er drängt geradezu nach Betätigung. In den Kolonien haben sich alle unsere Offiziere an leitender Stelle und im Verbande ihrer kleinen Truppen überall vorzüglich zu helfen gewußt; sie haben oft ohne kundiges Personal verstanden, ihre Stationen zu errichten, mit Befestigungsanlagen zu schützen, reißende Gewässer zu überwinden, Wege zu bahnen und zu bauen. Auch die Friedenserfahrungen zeigen, daß ein von oben bestimmt ausgesprochener Entschluß bei allen Unterführern das lebhafteste Bestreben auslöst, die der Lage angemessene Pioniertätigkeit zu leisten und den taktischen und örtlichen Verhältnissen vernünftig anzupassen. Nur in den Ausnahmefällen, wo Befangenheit in der Form, Umständlichkeit und Verlegenheit nach einem die Verantwortung übernehmenden Ratgeber ausschauen ließen, waren Unlust bei den Untergebenen, Ungeschicklichkeit und zögernde Ausführung die Folge. Wo jedoch mit Tatkraft an schwierig erscheinende Aufgaben herangegangen wurde, waren immer gute, vielfach glänzende Leistungen zu verzeichnen. Denn die Mannschaft, die aus ihrem Beruf fast durchweg einige Geschicklichkeit in der Handhabung von Werkzeug mitbringt, legt meist eine überraschende Findigkeit und Fähigkeit für Pionierarbeiten an den Tag. Es kommt nur darauf an, sie durch vernünftige Weisungen in die richtigen Bahnen zu lenken. Als unsere Kavallerie in den 80er Jahren unter Feldmarschall Graf Häselers Leitung begann über Flüsse hinüberzusetzen und Brücken zu bauen, trat dies am auffälligsten in die Erscheinung. Ähnliche Erfahrungen werden überall gemacht worden sein. Dem österreichischen Truppenpionieroffizier wird dementsprechend vorgeschrieben, daß er „professionelle Geschicklichkeit herauszufordern und seine Mannschaft zur Ausdauer und Arbeitsfreudigkeit zu erziehen" hat. Die Franzosen nehmen von jeher den Ruf besonderer Geschicklichkeit in der Verwertung des Geländes

*) D. h. die für die Leitung des Pionierdienstes ausgebildeten Offiziere der Regimenter und selbständigen Bataillone.

**) Durch senkrechte Striche am Rande.

und seiner Deckungen in Anspruch. Jedoch ist bei ihnen wie in Rußland das System der Bevormundung der Infanterie und Kavallerie durch technische Truppen bei den Arbeiten im Felde der freien Entfaltung der pioniertechnischen Fähigkeiten im Soldaten nicht allzu günstig. Dabei bedürfte es wegen der im russischen Soldatenmaterial von Hause aus vorhandenen und durch die Lebensverhältnisse entwickelten Geschicklichkeit, bei seiner Willigkeit und Leistungsfähigkeit nur der Zügelfreiheit, um stets Gutes zu zeigen. Was an Erdarbeiten im letzten Kriege geleistet worden ist, ist ebenso erstaunlich, wie die Kunst, die in sehr vielen Fällen verstanden hat, auch wenig geeignete Baustoffe zu Deckungen zu verwerten. Auf japanischer Seite äußerte sich, durch die Friedensorganisation begünstigt, das Verständnis für die Verwertung der Pioniertätigkeit fast vorbildlich in dem Streben, alle technischen Mittel zur Förderung der Offensive zu verwenden. Neue Gedanken haben indessen in dieser Beziehung auch die japanischen Erfolge kaum gezeitigt. Man hat nichts Besseres zu tun gewußt, als bei der Neubearbeitung der Feldbefestigungsvorschrift sich wieder eng an das deutsche Vorbild vom Jahre 1906 anzuschließen. Bei der Beurteilung des Dienstbetriebes aber gewinnt man den Eindruck, daß bei Pionieraufgaben, z. B. Brückenschlägen, nicht immer in dem Maße die Zeit zu Rate gehalten wird, wie dies in gespannten Lagen notwendig ist, und daß darunter die technische Leistung etwas leidet.*)

Leitung der Pionierarbeiten.

Aus dem Gesamtergebnis unserer Friedens- und der fremden Kriegserfahrungen ist unsere Anleitung wohl berechtigt zu verlangen, daß „die ausführenden Offiziere aller Waffen durch klare und praktische Anordnungen auch schwierige Verhältnisse zu überwinden verstehen müssen“ (Ziff. 5). Unter allen Umständen sollen die Offiziere der Truppe für ihre Leistung auch in rein technischer Beziehung **verantwortlich** bleiben, selbst wenn die oberste Leitung, wie z. B. bei umfangreichen Wegearbeiten, Ingenieur- oder Pionieroffizieren anvertraut ist (Ziff. 8₁). Auch nach den österreichischen Anleitungen wird jeder Offizier für die Art der Ausführung verantwortlich gemacht. Die russische Anleitung für die Offiziere aller Waffen weiß jedoch nur davon, daß die Truppen den Heeresingenieurdienst in den ihnen gesteckten Grenzen anzuwenden und auch „ohne Hilfe von Sappeuren die ihnen nach der Anleitung und nach den Vorschriften für das Selbsteingraben zufallenden Arbeiten zu leisten verstehen müssen“. Der ganze Sinn dieser Anleitung scheint eben immer noch darauf gerichtet zu sein, bei allen Arbeiten auch des Truppenpionierdienstes sachverständige Offiziere als verantwortliche Leiter zu Worte kommen zu lassen.**) Die Schaffensfreude kann dadurch nicht gerade gefördert, die in der Militärliteratur häufig beklagte Unsicherheit über die Anwendung des Truppenpionierdienstes nicht beseitigt werden.

*) Vgl. die technischen Leistungen beim Übergang über den Yalu.

**) Dieses Bestreben deckt sich durchaus mit dem vom Ingenieuroffizierkorps mit Eifer verfochtenen Wunsche, schon im Frieden die im Kriege etatsmäßige Stelle eines Korpsingenieurs zu besetzen.

Unsere Anleitung empfiehlt für die Leitung von Pionierarbeiten den ausführenden Offizieren „festen Willen und straffe Aufsicht“ an. „Mannszucht und Ordnung erhöhen die Leistung“ (Ziff. 548). In der Tat ist dieses alles nötig, um nach langen Anstrengungen bis zuletzt die gebotene Anspannung zu erhalten, die arbeitenden Truppen z. B. zu den Mühe verursachenden Einzelheiten der Verschleierung befestigter Stellungen zu zwingen oder die Arbeiten eines Brückenschlages bis zur Fertigstellung auch der für das Auge erwünschten Ausgleichungen durchzuführen. Was im Kriege aber das feindliche Feuer oder das Vorwärtsdrängen der eigenen Truppen bei einem Flußübergang angesichts des Feindes diktiert, kann im Frieden nur straffe Zucht bewirken. Sie durch sachkundige Belehrung zu ergänzen und damit die Truppen bis zum letzten Musketier zur Einsicht des Notwendigen zu führen, ist ein wesentlicher Teil der Aufgabe der Friedensausbildung im Feldpionierdienst, ein Teil, der durch keine noch so genaue Regelung des Ausbildungsganges ersetzt werden kann. Das Wesen des Pionierdienstes bringt es ferner mit sich, daß Teilaufträge, z. B. Beitreibungen, kleinen mehr oder weniger selbständig gemachten Abteilungen zufallen. Die Friedenserziehung muß daher darauf ausgehen, die Selbständigkeit zwar in jeder Beziehung zu fördern, aber auf der andern Seite Eigenmächtigkeiten nicht aufkommen zu lassen und allgemein das Streben zu entwickeln, daß nach möglichst schneller und möglichst guter Erledigung des Auftrags der Anschluß an die Truppe baldigst wiederhergestellt wird. Überhaupt muß jeder Auftrag im Pionierdienst grundsätzlich wie eine mit der Waffe zu lösende Aufgabe unter Wahrung voller „Kriegsmäßigkeit“ erledigt werden. Die Anleitung vermeidet aus diesem Grunde mit Absicht den Ausdruck „Arbeiter“ und ersetzt ihn überall durch Mannschaft, Schützen, Kanoniere usw. Nie dürfte beim Pionierdienst im Frieden die Waffe fehlen. Daß sie im Kriege stets zur Hand ist, dafür sorgt der Feind.

Durch festen Willen erstrebte Höchstleistung hat zur Bedingung, daß seitens der befehligenden Offiziere immer bedacht wird, wie sie zu ermöglichen ist. Dazu gehört neben der gebotenen Umsicht in der Anordnung der taktischen Sicherheitsmaßnahmen genau wie bei Märschen und sonstigen Anstrengungen Fürsorge für die Verpflegung, Anordnung der zulässigen Erleichterungen, rechtzeitiger Wechsel zwischen Ruhe und Tätigkeit durch zweckmäßige Ablösung und Veranstaltung der für die Rettung Verunglückter erforderlichen Maßnahmen. Nie darf die Bereitstellung ärztlicher Hilfe, die Einleitung von Rettungsmaßnahmen bei den Arbeiten in und über Gewässern, die Absperrung von Stellen vergessen werden, an denen namentlich Eisensprengungen stattfinden. Der leitende Offizier soll auch in gespannten Lagen, in denen an sich Menschenleben keine Rolle spielen, diese Seite seines Berufes nicht außer Augen lassen; Vorsicht erhält ihm Kräfte für andere Aufgaben. Auch die österreichische Anleitung betont daher die Verantwortlichkeit der leitenden Offiziere für die Sicherheit in jeder Beziehung.



Dort, wo die nötige Fürsorge für die Truppe sich mit dem tatkräftigen Willen der Führung begegnet, auch anscheinend Unmögliches durchzusetzen, wo die Unterführung die Mittel und Wege dazu findet und auszunutzen versteht, da wird es immer noch gelingen, selbst die schwersten taktisch-technischen Aufgaben zu lösen, Stromübergänge zu erzwingen, schwer angreifbare Festungswerke zu nehmen. Nogis tapfere Truppen vor Port Arthur sind dafür ein leuchtendes Beispiel. Dort, wo alle Infanterie-Regimenter und Pionierkompagnien sich trotz ungeheurer Verluste und die Nerven überspannender Kampfestätigkeit zur Mitwirkung drängten, dort kam denn auch der Offensivgedanke in völliger Folgerichtigkeit zur Geltung.

Verteilung des Feldpionierdienstes auf die verschiedenen Waffengattungen.

Die Verteilung des Feldpionierdienstes auf die verschiedenen Waffengattungen hat sich in den Heeren der Großstaaten zwar in den großen Zügen ähnlich, aber im einzelnen doch nicht gleichmäßig gestaltet. Unterschiede der Organisation und der taktischen Anschauungen über die Verwendung der Waffengattungen und ihrer taktischen Einheiten waren dabei von Einfluß. Sie finden in der technischen Ausstattung der Truppen ihren Ausdruck. Hierauf jedoch ausführlich einzugehen, kann um so mehr unterbleiben, als unsere neue Anleitung darüber nur eine knappe Übersicht enthält, während allerdings die französische und italienische Vorschrift summarische Angaben und die österreichischen Anleitungen genaue Zusammenstellungen bringen. Die technische Ausstattung der Kavallerie ist entsprechend der Organisation der Pionierabteilungen bei ihr in den verschiedenen Staaten abweichend geregelt. Gegenüber der bei uns, in Österreich, Frankreich und England durchgeführten scharfen Trennung des Nachrichtendienstes vom Pionierdienst steht die Verquickung beider Dienstzweige in den Sappeurkommandos der russischen Kavallerie-Regimenter.*)

Die neue Anleitung setzt die Verteilung des Pionierdienstes auf die Waffengattungen in der Einleitung fest. Allen gemeinsam sind die für die Bewegung und Ruhe notwendigsten Arbeiten, nämlich einfachste Wegebesserungen, Überwinden von Wasserläufen mit einfachen Behelfsmitteln, Übersetzen mit Booten und Fähren, Ausladen aus Militärzügen, Biwaks- und Lagereinrichtungen. Natürlich sind auch die in den bezüglichen Abschnitten enthaltenen Grundsätze für die Überwindung von Wasserläufen, über Feldbefestigung und über Scheinwerferbeleuchtung als Allgemeingut zu betrachten.

Die Infanterie hat die Feldbefestigung ohne jede Einschränkung als Aufgabe erhalten. Man hat hierin den Ausdruck der allgemein gewordenen Überzeugung zu sehen, daß die Hauptwaffe neben ihren Gefechtsaufgaben für die Massenarbeiten in der Verteidigung wie im Angriff aufzukommen hat und das Schanzzeug ein unent-

*) Eine erschöpfende Behandlung dieses Gegenstandes findet sich in den Mitteilungen der Kaiserlich Russischen Kriegsakademie, Heft 16: „Die technischen Mittel der Kavallerie" von A. Matkowski.

behrliches Gerät für die Führung des Kampfes geworden ist. Es ist aber damit nicht gesagt, daß die Kompagnien alle Formen systematisch durchzuüben haben, die der Teil Feldbefestigung enthält — das hieße sie ihrer Hauptaufgabe tatsächlich entfremden. Die Infanterie hat sich jedoch auf die Überwindung von natürlichen und künstlichen Hindernissen einzurichten, im Bedarfsfalle Verkehrswege zu sperren, Telegraphen- und Fernsprechleitungen zu unterbrechen und Betriebsstörungen auf Bahnhöfen vorzunehmen. Arbeiten ersterer Art wird sie in den Kämpfen der Zukunftskriege um befestigte Stellungen zu leisten haben, während die angeführten Unterbrechungsarbeiten ihr namentlich auf Rückmärschen zufallen werden. Wohl mangels genügend scharfer Hinweise in den Vorschriften sind derlei Arbeiten im letzten Kriege bei den rückgängigen Bewegungen des russischen Heeres fast nie in genügendem Maße ausgeführt worden. Während die österreichische Anleitung von den Pionierzügen der Infanterie und Jäger auch Kenntnis des Sprengdienstes verlangt, überläßt unsere Anleitung es dem Zufall, ob sich in der Truppe Personal befindet, das mit dem Sprengdienst Bescheid weiß und mit beigetriebenen Sprengstoffen arbeiten kann. Für diesen Fall können die im Anhange enthaltenen Bestimmungen über Sprengungen als Anhalt dienen. Auf einen ähnlichen Standpunkt wie die österreichische stellen sich die französische und italienische Vorschrift hinsichtlich des Sprengdienstes; die italienische gibt für ihre Alpentruppen fast ebenso eingehende Bestimmungen wie jene. Der Grund hierfür kann wohl darin gesehen werden, daß Operationen in gebirgigen Ländern, wie z. B. in Bosnien oder in den Alpen erweiterte Anforderungen an die Sprengtätigkeit stellen, für deren Ausführung nicht immer auf Pioniere gerechnet werden kann. Es fällt auf, daß dagegen in Rußland die Sprengtätigkeit auf die technischen Truppen und die Kavallerie beschränkt bleibt und die Anleitung für die Offiziere aller Waffen keine Auskunft darüber gibt. Wie soll aber verfahren werden, wenn es sich z. B. um Befestigungsanlagen in gefrorenem Boden handelt?

Den **Maschinengewehrformationen** und der **Feldartillerie** wird die Feldbefestigung ebenfalls als Aufgabe des Feldpionierdienstes zugewiesen. Selbstverständlich wird niemand daran denken, die Mannschaft beider Waffen bei den Erdarbeiten zur Annäherung an eine feindliche Stellung über das Maß ihres Bedürfnisses hinaus verwerten zu wollen. Aber es wird kein Zweifel gelassen, daß namentlich die Feldartillerie in befestigten Stellungen die Feldbefestigung in höherem Maße wird verwenden müssen, als es bei Friedensübungen bisher üblich und ihr lieb gewesen ist. Bedeuten doch die für ihre Deckungen empfohlenen Formen augenscheinlich eine Einschränkung ihrer Beweglichkeit! Für die der **Fußartillerie** zufallenden Geländeverstärkungen bleibt die bisherige Vorschrift (Bd. V. f. d. Fßa.) maßgebend.

Die **Kavallerie** bedarf zu ihren weit in den Bereich des Feindes führenden Aufgaben größter Bewegungsfreiheit, daher auch der Fähigkeit, alle Bewegungshindernisse,

insonderheit Wasserläufe zu überwinden. Während sich die russische Kavallerie auf den Übergang mit schwimmenden Pferden, worin sie lange Zeit Vorbildliches geleistet hat, und mit Hilfe von Floßsäcken beschränken muß, verfügen die deutsche, österreichische und französische Kavallerie über leicht bewegliches Brückengerät. Auch bei der italienischen Kavallerie ist ein solches erprobt und während der letzten Manöver verwendet worden. Nirgends ist dieses Brückengerät in einem größeren Brückentrain der höheren Kavallerieverbände vereinigt, sondern die Kavallerie-Regimenter sind für den Übergang über Gewässer nur mit dem allernotwendigsten Gerät ausgestattet. Dieses läßt sich vielseitig verwenden und bei größeren Kavalleriekörpern zu längeren Brücken*) zusammenstellen. Daß unser Gerät in der neuen Anleitung behandelt wird, ist ein Vorteil, der der Regelung des Zusammenwirkens aller Truppen bei Übergängen über Wasserläufe zugute kommt.

Zu den wichtigsten Aufgaben der Kavallerie gehören außer Sperrungen die Zerstörungen. Die große Bedeutung der Zerstörungstätigkeit ist bedingt durch die außerordentliche Zunahme aller Verkehrsverbindungen, deren Benutzung dem Feinde verwehrt oder wenigstens erschwert werden muß. Die Energie der Kriegführung der Zukunft wird sich auch in der Rücksichtslosigkeit, mit der hierin vorgegangen wird, aussprechen und darf keine schwächliche Rücksichtnahme auf die Bevölkerung kennen. Größere Sprengungen, die der Heereskavallerie zufallen, sind Aufgaben der den Divisionen angegliederten Pionierabteilungen, während die Pionierkommandos der Regimenter durch Zuweisung von kleineren Munitionsmengen in den Stand gesetzt sind, Zerstörungen in geringerem Umfange auszuführen. Die größere Beweglichkeit, die dem einzelnen Regiment oder der Eskadron erhalten bleiben muß, verlangt, daß ihre Munitionsmengen sparsam bemessen werden. Nichts hindert jedoch kleine Abteilungen, sie durch beigetriebene Munition für bestimmte Aufgaben zu vermehren und schöne Erfolge zu erringen. Daß dagegen großzügig angesetzte Unternehmungen, wie die Mischtschenkos**), trotz erträglich guter Vorbereitungen und reichlicher Munitionsmengen scheitern konnten, hat die russische Heeresverwaltung noch nicht veranlaßt, in der bisherigen Organisation des Pionierdienstes bei der Kavallerie-Division eine Änderung eintreten zu lassen. Sie begnügt sich nach wie vor mit den Pionierzügen der Regimenter, vermehrt sie um einen Offizier und ein paar Unteroffiziere und Reiter und hält die stärkere Ausstattung der Regimenter der Militärbezirke Warschau und Wilna mit Sprengmunition***) anscheinend für ausreichend zur Lösung der auf sie

*) Im Durchschnitt 40 bis 50 m verstärkte Laufbrücke.

**) 70½ Eskadrons (Ssotnien), 4 Jagdkommandos, 22 Geschütze, 4 Maschinengewehre, zusammen 7500 Mann.

***) Beiläufig bemerkt, sind die Kommandos dieser Regimenter mit Gerät für elektrische Zündung ausgestattet, während wir bei der Kavallerie uns mit Leitfeuerzündung begnügen. Sie führen jedes 328 kg Schießwolle, ferner Zerstörungszeug (auf 6 Tragtieren und 2 zweirädrigen Karren).

entfallenden Zerstörungsaufträge. Ebenso sind in Österreich nur die einzelnen Regimenter mit Pionierzügen ausgestattet.

Unsere Anleitung verlangt von der Kavallerie endlich die Befähigung für einfache Feldbefestigungen. Sie wird allerdings gewisse taktische Aufgaben, wie die Offenhaltung eines Engweges oder den Angriff auf einen befestigten Ort oft nur infanteristisch lösen können. Mit vollem Recht fordert der russische General Michnjewitsch in solcher Lage von ihr, „daß sie nicht nach Kavallerie riecht"; d. h. daß sie sich wirklich wie Infanterie benimmt, also wo es not tut, auch vom Spaten Gebrauch macht. Auch General v. Bernhardi meint in seinem Werk „Vom heutigen Kriege": „Immerhin wird die Kavallerie in Zukunft in die Lage kommen können, sich im Gelände und besonders in Ortschaften zu hartnäckiger Verteidigung einrichten zu müssen." In diesen Fällen wird ihr tatsächlich die Befestigung, vornehmlich die Einrichtung vorhandener Deckungen, unerwünschte Verluste ersparen, die sich im weiteren Verlaufe ihrer Unternehmungen doppelt fühlbar machen würden. Noch fehlt der Kavallerie die Neigung für diese Arbeiten, und in den anderen Heeren wird es erklärlicherweise nicht viel anders damit stehen. Not wird beten lehren.

Den Verkehrstruppen fällt die Anlegung und Unterbrechung von Verkehrslinien zu.

Die Pioniere sollen „jeder Aufgabe des Feldpionierdienstes gewachsen sein". Da diese Aufgaben in vieler Beziehung über den Umfang des den Truppen aller Waffen zufallenden Feldpionierdienstes hinausgehen, gewisse Zweige des Pionierdienstes beim Kampf um Festungen sogar völlig den Pionieren überlassen bleiben müssen, so sind, wie schon erwähnt, Sondervorschriften für sie unerläßlich. Es kommt nur darauf an, daß diese sich im Rahmen der für die anderen Waffen gültigen Vorschriften halten und die Pioniere sich nicht in Künsteleien verlieren. Sondervorschriften für die Feldbefestigung zeitigen, obwohl sie anscheinend klar die auf die Pioniere entfallenden Aufgaben von denen der Hauptwaffen trennen, immer diese Gefahr. Sie verführen dazu, in diesem Dienstzweig etwas Besonderes zu sehen und zu suchen, und das hat wieder zur Folge, daß eben in einem Dienstzweig, der von Rechts wegen nichts als im Gelände festgelegte taktische Formen erscheinen lassen dürfte, den technischen Truppen zu viel Einfluß eingeräumt und Unnötiges zugemutet wird. So war es Aufgabe der russischen Sappeure, die Stellungen der Infanterie festzulegen und zu trassieren, bis die neuen Anleitungen für das Selbsteingraben bei der Infanterie und Artillerie hierin Wandel schufen. Noch wird ihre Hilfe bei der Verteidigungseinrichtung vorhandener Deckungen stark in Anspruch genommen, und bei der Befestigung der Artilleriestellungen selbst für Feldbatterien haben sie u. a. unter Hinzuziehung von Infanterie, wie übrigens auch bei den Japanern, die eigentliche Arbeit zu leisten. Hierbei sei erwähnt, daß in einer noch vor nicht langer Zeit veröffentlichten Auslassung über die technischen Dienstvorschriften der russischen technischen

Truppen*) gegen diese Ämterverwechselung nichts eingewendet und nur verlangt worden ist, daß beim Batteriebau vor Festungen Artillerieoffiziere die Lage und Feuerrichtung der einzelnen Geschütze bestimmen möchten. Zum Teil mag dies daraus zu erklären sein, daß die russischen Sappeure von den wesentlichsten Aufgaben des Kriegsbrückenbaus befreit sind. Der bei uns geltende Grundsatz, daß jede Truppe für die Einrichtung ihrer Feuerstellungen aufzukommen hat, ist damit jedoch verlassen. Ähnliches gilt übrigens für die französischen Geniekompagnien. Nach Klein**) werden sie mit der Herrichtung von Ortschaften und Wäldern zu Stützpunkten beauftragt und sodann in rückwärtigen Stellungen eingesetzt. Doch werden in den vom General Langlois empfohlenen Bemerkungen über die Verwendung der Genietruppen bei den Manövern des 20. Armeekorps im Jahre 1910 hiergegen Einwendungen in unserem Sinne erhoben.***)

Verwendung der Pioniere.

Wie im gegebenen Falle die Pioniere zu verwenden sind, kann durch keine Vorschrift genau und endgültig bestimmt werden und muß dem Ermessen des Truppenführers überlassen bleiben. Vielfach wird ihre Tätigkeit in die der Hauptwaffen übergreifen, immer muß sie mit ihr Hand in Hand gehen. „Ihr Bestes vermögen die Pioniere nur zu leisten, wenn sie vom Truppenführer ihrer Eigenart entsprechend verwendet werden" (Ziff. 3_1). Hierzu müssen die Pionierführer mit Vorschlägen rechtzeitig zur Hand sein und die Gedankenwelt, die Grundsätze, die jedesmaligen Absichten der Führer kennen. Da jede Pionierarbeit Zeit zur Vorbereitung und Ausführung erfordert, so erhellt, wie wichtig es ist, „daß die Führung frühzeitig den Bedarf erkennt", die Erkundungen einleitet und alle Maßregeln für die Sicherstellung der technischen Leistungen trifft. Grundsätzlich muß der voraussichtlichen Verwendung der Pioniere in der Marschordnung und bei der Unterbringung Rechnung getragen werden, denn sie sind wie die Infanterie an Raum und Zeit gebunden und können nur in beschränktem Umfange etwa auf beigetriebenen Fahrzeugen schleunigst vorgezogen werden. Einen großen Fortschritt hat unseren Pionieren die Einführung der erleichterten Divisionsbrückentrains gebracht, deren Brückenfahrzeuge zusammen einen schwachen Zug Pioniere beschleunigt vorführen können. Dadurch sind die Divisionsbrückentrains im wahrsten Sinne Gefechtsbrückentrains mit schneller Verwendungsbereitschaft geworden. In anderen Heeren fehlt diese Möglichkeit, so daß der Gedanke an berittene Pioniere, radfahrende Pioniere oder Pioniere auf Kraftwagen neuerdings immer mehr Boden gewonnen hat. Jedenfalls spielt die Frage der schnellen Beförderung bei den der Kavallerie zugeteilten Pionierformationen eine große Rolle. Bei den Infanterie-Divisionen ist das nächstliegende, die Pioniere weit vorn in die Marschkolonne einzugliedern, so daß sie wenigstens für erste Aufträge

*) Ing. Journal 6, 7/11.

**) Étude sur le rôle du génie en campagne.

***) Cambier, Le génie aux manœuvres du 20. corps d'armée (1910).

schnell zur Hand sind. Ergibt sich weiterer Bedarf z. B. beim Abbiegen des Gros, so kann sofort Verlegenheit entstehen, wenn man nicht über eine weitere Kompagnie verfügt. Damit tritt der beim japanischen Heere leicht zu verwirklichende Gedanke der Bildung einer Pionierreserve*) in sein Recht. Ihm kann in den Divisionen der europäischen Heere meist nicht entsprochen werden, wenn man die Pionierkompagnie nicht von vornherein zerreißen will. Um so mehr Bedeutung gewinnt die Ausbildung von Truppenpionieren bei allen Waffengattungen und möglichst weitgehende Ausdehnung ihres Pionierdienstes. „Die Pionierkompagnien oder -züge werden nach Bedarf durch Abteilungen anderer Waffen unterstützt" (Ziff. 8).

Gegen die soeben angedeutete Zersplitterung der Pionierkompagnien wendet sich die Anleitung, indem sie bestimmt, daß Pionierkompagnien oder -züge möglichst geschlossen verwendet werden, und indem sie hinzufügt, daß die Verteilung der Pioniere in kleineren Trupps auf die anderen Waffen die Ausnahme ist. Diese Verteilung der Pioniere etwa auf Brigaden und Regimenter bei einer Stellungsbefestigung mit der Absicht, sie als Lehrpersonal zu verwenden, war besonders in Rußland beliebt und wird dort, ebenso wie in Frankreich,**) noch sehr gepflegt. Sie kann nur zur Verzettelung wertvoller Arbeitskräfte führen. Wo die Zersplitterung der Pioniere unvermeidlich ist, wie z. B. beim Angriff auf stark befestigte Stellungen, bei der Verlegung von Schnellbrücken über Wasserläufe für fechtend vor- und zurückgehende Infanterie, bei Wegebesserungen, bei Zerstörungsarbeiten im Vorfelde, da muß die im technischen Dienst erst recht unerläßliche straffe Zucht sie zu neuer Tätigkeit in geschlossenem Verbande zusammenführen. Nur unter dieser Bedingung und nur wenn die Hauptwaffen tatsächlich der Einsetzung der Pioniertruppe bei den einfacheren Aufgaben des Pionierdienstes entbehren können, wird sie, die Pioniertruppe, das scharfe Werkzeug in der Hand der Truppenführung, das ihr Entschlußfreiheit verschafft und zu dem sie heranzubilden eifrigste Friedensarbeit seit langem bemüht ist.

Technische Erkundungstätigkeit.

Der Erfolg der Pioniertätigkeit ist von sorgfältiger Erkundung sehr abhängig. Die Meldungen der Kavalleriepatrouillen, der Offiziere in Luftfahrzeugen sind meist nicht völlig ausreichende Grundlagen für technische Leistungen. Die leidige Friedensgewohnheit aber, Unmögliches von viel zu spät angesetzten Erkundungen zu verlangen und sich mit ungenügenden oder auf nicht kriegsmäßigem Wege gewonnenen Ergebnissen zu begnügen, hat die Vernachlässigung dieser wichtigen Aufklärungstätigkeit zur Folge. Mehrere Äußerungen der russischen Militärliteratur gehen diesem Mißstand tatkräftig zu Leibe und bringen sehr beherzigenswerte, übrigens auch bei uns aufgetauchte Vorschläge, in denen sie sorgfältige Organi-

*) Vgl. „Taktik der technischen Truppen" von Gerua (Gueroy) in den Mitteilungen der Kaiserlich Russischen Kriegsakademie Nr. 14.

**) Vgl. Klein, Étude sur le rôle du génie en campagne.



sation der technischen Erkundung verlangen.*) Danach sollen beim Vor- und Rückmarsch besondere Erkunder, so weit als möglich Pionieroffiziere, der Kavallerie angeschlossen oder durch Radfahrerpatrouillen geschützt, vorgesandt werden und alle nötigen Aufklärungen über Wege- und Geländeverhältnisse, über Marschhindernisse und die vorgefundenen Mittel für deren Beseitigung beibringen. Die neue Anleitung F. Pi. D. trägt ebenfalls der Notwendigkeit der frühzeitigen technischen Erkundung durch Offiziere aller Waffen vor allem für die Ausführung eines Uferwechsels (Ziff. 63) Rechnung. Die Anleitung K. u. F. zeichnet die Einteilung des Erkundungsdienstes vor der stärksten Stellung, die es gibt, vor der Hauptstellung einer Festung genauer vor und gibt damit einen Anhalt, wie sich die Erkundung auch in schwierigen Lagen des Feldkrieges organisieren läßt. Da die Zahl der Pionieroffiziere hier beschränkt ist, so gewinnt ein für technische Erkundungen vorgebildetes Personal in den Hauptwaffen an Bedeutung. Dies aber ist wieder ein Grund, weshalb die neue Anleitung so großen Wert auf allgemeine Ausdehnung der Kenntnis des Pionierdienstes und der Leistungen der Pioniere gelegt hat.

Die den Pionieroffizieren zur Pflicht gemachte Selbsttätigkeit heißt ihnen, nicht auf Erkundungsaufträge zu warten. Sie haben vielmehr durch Überlegung für ihre Ausführung vorzusorgen und von sich aus die Teilerkundungen einzuleiten, deren Ergebnisse dem Führer als die Grundlagen für seine Anordnungen auf technischem Gebiete zu dienen haben.**) Daß dies nur auf Grund der Kenntnis der Aufgaben und Absichten der Führer möglich ist, enthält die Aufforderung für diese und ihre Organe, die Pionieroffiziere auf dem Laufenden zu erhalten. Natürlich ist nicht zu vermeiden, daß mitunter infolge selbsttätiger Erkundung Pionierarbeiten vorbereitet werden, die veränderter Auffassung der Lage nicht mehr entsprechen oder die eingeleitet werden mußten, ehe Erkundungsergebnisse vorlagen oder gar Erkundungen angesetzt werden konnten. Dann ist blitzschnelles Durchdenken der neuen Lage und Aufstellen eines neuen brauchbaren Vorschlages geboten. Aus diesem Grunde ist **Arbeitsteilung bei der Erkundung** anzustreben. Die Offiziere in leitenden Stellungen werden wie die Führer selbst bei ihren Erkundungen mehr von rein taktischen Gesichtspunkten ausgehen und das technisch Notwendige und Erwünschte danach beurteilen und befürworten, während die untergeordneten Organe bei ihren Einzelaufträgen die rein technischen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen haben und sich hüten müssen, durch mehr oder weniger willkürliche Annahmen das Bild zu stören, das jene sich machen. Wenn die Anleitung F. Pi. D. aber gründliche Erkundung einer zu befestigenden Stellung möglichst durch den Führer persönlich empfiehlt (Ziff. 219), so kann das nicht so verstanden und ausgeführt werden, daß der Führer die ganze Stellung abfährt oder abreitet und seine Ansicht

*) „Taktik der technischen Truppen", s. Seite 275, Anmerkung *), und „Sappeurerkundungen", Raswjedtschik 1038.

**) Ziff. 61, vgl. S. 265.

über die Befestigung eines jeden einzelnen Abschnitts als Befehl weitergibt. Vielmehr wird er, wie Oberstleutnant Klein ausmalt, zunächst die Richtlinien für die Einrichtung der Stellung zur sofortigen Einleitung der Teilerkundungen durch Weisungen vorzeichnen, sodann ein, zwei Punkte mit guter Übersicht aufsuchen, um von dort aus alle Anordnungen zu treffen, die die Einheit der ganzen Handlung verbürgen.

Anders wird vor Übergängen über bedeutende Wasserläufe verfahren werden müssen, wo es der Geheimhaltung der Absichten wegen meist erwünscht ist, die Erkundungen der höheren Führer einzuschränken. Wo endlich Überraschung allein den Erfolg verbürgt, wie bei kavalleristischen Zerstörungsaufträgen, wird u. U. auf Erkundungen ganz verzichtet und Vorsorge getroffen werden müssen, gewaltsam und unter Einsetzung reichlicher Kräfte und Mittel den Zweck zu erreichen. Diese Fälle sind indessen Ausnahmen, die die große Bedeutung der frühzeitigen technischen Erkundung in keiner Weise einschränken.

Wechselbeziehungen von Zeit, Kräften und Mitteln bei der Pioniertätigkeit.

Eine besondere Rolle bei der Pioniertätigkeit spielt die für sie verfügbare Zeit. Sie beeinflußt die Möglichkeit und die Ausführung der Erkundung, die sonstigen Vorbereitungen und die Endleistung. Für so notwendig nach obigem die technische Erkundung angesehen werden muß, so wenig kann bestritten werden, daß z. B. eine Befestigung unter Umständen ihrer taktischen Aufgabe besser entsprechen mag, je schneller sie hergestellt ist. Denn bei kurzer Zeit kann nur der lebendige taktische Gedanke verwirklicht werden und nur das zunächst Notwendige geschehen; steht dagegen mehr Zeit zur Verfügung, so mag es kommen, daß die Einwirkung höherer Kommandobehörden oder von ihnen entsandter Offiziere gesunde Grundgedanken in einem Kompromiß mit sonstigen, an sich richtigen Gesichtspunkten außer Kraft setzt, wie es z. B. von seiten Kuropatkins bei der Einrichtung des III. Sibirischen Armeekorps im Gebirge südöstlich Mukden geschah. Anderseits ist bei längerer Arbeitszeit besserer Schutz gegen feindliche Waffenwirkung zu erzielen und diese Wirkung mindestens für Teile einer Stellung zu erstreben.

Wiederum kann wohl ein frischer, von Bedenken nicht angekränkelter Entschluß zur Besitznahme des jenseitigen Ufers eines Wasserlaufs noch vor dem Feinde verhelfen und schwierige Kämpfe darum ersparen. Er kann auch für das Gelingen eines Zerstörungsauftrags bessere Aussichten bieten, als z. B. das methodisch überlegte Vorgehen Mischtschenkos auf Yin kou, wo alles auf Schnelligkeit ankam.

Umgekehrt führt aber doch jede Übereilung beim Angriff gegen eine starke Stellung, mangelhafte Vorbereitung und schlechte Einspielung aller Beteiligten beim Übergang über einen Wasserlauf vielleicht zu vorübergehenden Erfolgen, jedoch voraussichtlich zu Rückschlägen, die mit unnötigen Verlusten verbunden sind. Dagegen läßt richtig gewährte, zu technischen Vorbereitungen sachlich ausgenutzte Zeit die Früchte eines gut eingeleiteten Angriffs gegen eine stark befestigte Stellung oder über einen Wasserlauf hinüber langsamer, dafür aber sicherer heranreifen. Die für die Vor-



bereitung einer Stellungsbefestigung gewährte Zeit bewahrt jedenfalls mit einiger Wahrscheinlichkeit vor der Bindung von Truppen an ungünstigen Stellen, die ungewollt zu Brennpunkten des Kampfes werden, wie die Dörfer Noisseville und Servigny in der Einschließungsstellung vor Metz oder die Orte Daours und Becquemont in der Schlacht an der Hallue, endlich Ligny in der gleichnamigen Schlacht.

Jedenfalls ist daran festzuhalten, daß die der Erkundung eingeräumte Zeit den auf ihre Ergebnisse aufgebauten Erwägungen und damit der Planmäßigkeit, Einheitlichkeit der technischen Ausführung, schließlich der Leistung bei allen Unternehmungen zugute kommt, die irgendwie mit pioniertechnischer Tätigkeit verknüpft sind. Die Erkundung hat den Zeitbedarf für die Leistung zu ermitteln und muß dabei die erfahrungsmäßig auf dem Übungsplatz festgestellten Sätze mit den gegebenen Kräften, Mitteln und sonstigen äußeren Verhältnissen in Einklang bringen. Es ergibt sich ohne weiteres, wie hoch eine gute und durch straffe militärische Erziehung erzielte, gleichmäßige, nie versagende Leistungsfähigkeit der Truppen als Arbeitskraft angeschlagen werden muß. Sie ist die Grundlage für alle Berechnungen, die aber doch wieder durch den jeweiligen Zustand der Truppen, vorhergegangene Anstrengungen, Mängel der Verpflegung usw. verändert wird. Dennoch geht es nicht an, den einen der beiden Hauptfaktoren einer Leistung, Zeit oder zu verwendende Kräfte, beliebig zu steigern oder zu verringern. Manche pioniertechnische Tätigkeit kann nur in Einzelhandlungen nacheinander unter geringem Aufwand von Kräften geleistet werden, und oft würde ein starkes Massenaufgebot an Mannschaft nutzlose Vergeudung von Kräften bedeuten, wenn es wegen Mangels an Raum nicht verwendbar ist. Wo militärische Kräfte fehlen, sieht die Anleitung die Heranziehung bürgerlicher Arbeitskräfte vor — eine Maßregel, die im Rücken der Truppen vorderer Linie, z. B. beim Wege-, Brücken- und Lagerbau großen Nutzen, Schonung der militärischen Kräfte und somit Förderung eigentlicher Kampfarbeiten verspricht. Solche Arbeitskräfte sind während des letzten Krieges auf beiden Seiten mit Vorteil unter Leitung von Ingenieuroffizieren verwertet worden, was allgemein Anlaß gegeben hat, in den neueren Vorschriften für den Pionierdienst darauf kurz einzugehen (Ziff. 4 3).

Die Mittel für die Pioniertätigkeit, Gerät und Baustoffe, üben nach Zahl und Tauglichkeit ihren Einfluß auf die Leistung aus. Das Aufgebot von arbeitenden Truppen muß auch mit der Möglichkeit gleichzeitiger Beschäftigung mit den vorhandenen Mitteln unter zweckmäßigem Wechsel von Arbeit und Ruhe in Einklang gebracht werden. Um sich in dieser Beziehung größtmögliche Unabhängigkeit zu sichern, sind in allen Heeren die Truppen aller Waffen mit tragbarem und fahrbarem Schanzzeug und meist mit fahrbarem Handwerkszeug ausgestattet, je nach den Aufgaben, die die Pionierdienstanleitungen der verschiedenen Heere den verschiedenen Waffengattungen zuweisen. Die meisten Heere haben bewegliche Schanzzeugreserven in verschiedenen Formationen, während bei uns die früher den Divisionsbrückentrains zugeteilten Schanzzeugreserven

jetzt an die Infanterie-Regimenter aufgeteilt sind. Diese Maßregel sichert schnellere Bereitschaft zu schwierigeren Arbeiten, da es keiner Befehle von höherer Stelle, keiner Verteilung auf die Truppenverbände, keiner weiten Märsche der Schanzzeugwagen zur Heranführung an den Bedarfsort aus der Tiefe der Kolonnen bedarf. Sie erleichtert ferner die ordnungsmäßige Zurückziehung des Geräts nach beendetem Gebrauch und seine Erhaltung in gebrauchsfähigem Zustande.

Baustoffe werden, abgesehen von Bindemitteln*), nur in den Brückentrains und in Pionier-Belagerungstrains, Sprengmittel auch bei den Gefechtsbagagen und in Kolonnen**) mitgeführt. Nirgends sind aber die mitgeführten Vorräte, auch die Brückengeräte so zahlreich, daß sie nicht durch Beitreibung ergänzt werden müßten. Vollends für alle Arbeiten der Feldbefestigung muß der Bedarf auf diese Weise beschafft werden. Um hierbei jede Unordnung auszuschließen, eine Ausgleichung in den Abschnitten und für die verschiedenen Bedarfsstellen herbeizuführen, auch die Mittel weiter entfernter Orte nutzbar zu machen, weist die Anleitung die nötigen Wege.***)

Die Einflüsse der Jahreszeit, Tageszeit, Witterung, Bodenverhältnisse und technischen Schwierigkeiten sind einzeln und im Verein miteinander noch weniger genau meßbare Größen in der Zeitgleichung der pioniertechnischen Leistung, wie Kräfte und Mittel. Es geht darum nicht an, sich bei der Bemessung des Zeitbedarfs auf die Angaben irgendwelcher Taschenbücher zu verlassen. Diese Angaben bedürfen der Ergänzung durch technisch gut ausgebildete, umsichtige Offiziere, die die Gesamtlage übersehen. Demgemäß ist in unsrer neuen Anleitung der selbständigen Beurteilung der Leistung und des Zeitbedarfs freierer Spielraum gelassen als in den entsprechenden Vorschriften der meisten anderen Heere, obgleich der Umfang des Pionierdienstes aller Waffen im allgemeinen weiter gesteckt ist. Unbedingt nötig für die taktische Verwendung der Truppen ist, daß der angemeldete Zeitbedarf für die technische Leistung nicht überschritten wird. Der erkundende und der mit einer technischen Ausführung betraute Offizier wird daher bei seinen Schätzungen vorsichtig mit sich zu Rate gehen müssen, ehe er meldet. Wie er sich durch seine Meldung bindet, muß ihm anderseits der Truppenführer die Zeit, Kräfte und Mittel nach seiner Forderung gewähren. Daß diese nicht übertrieben ausfallen darf, ist selbstverständlich. Kenntnis der Leistungen im Pionierdienst auf seiten des Truppenführers oder seiner Organe wird solches am wirksamsten verhindern.

Aus den Darlegungen über die höhere und niedere Führung bei der angewandten Pioniertätigkeit und über die Erkundungen geht der Wert zielbewußter Friedensausbildung der Offiziere im Feldpionierdienst zur Genüge hervor. Die Anleitung

*) Z. B. Leinen, Draht, Kleineisenzeug. — **) Bei uns auch im Korpsbrückentrain. — ***) Ziff. 252, 253, 254.



sagt dazu in Ziff. 3$_3$: „Alle Gelegenheiten, wie Übungen, Übungsritte, Kriegsspiele sind zur Weiterbildung der Offiziere an der Hand der F. Pi. D. auszunutzen." Wo es sachgemäß geschieht, wird die rein taktische Ausbildung gewiß keinen Schaden leiden, sondern im Gegenteil durch Vervielfältigung der zu lehrenden Grundsätze nur gewinnen. Notwendig ist ja auch, daß die neu in den Dienst des Heeres eingestellten Mittel, die Scheinwerfer, die Handgranaten, Minenwerfer usw. neben den Fortschritten der Waffenwirkung und der Nachrichtenverkehrsmittel gewürdigt und durch Besprechung allgemeiner bekannt gemacht werden. Neben dem Kriegsspiel ist der lebendige Gedankenaustausch bei Übungsritten zwischen der Leitung, dem heranzubildenden Nachwuchs an künftigen Führern und geeigneten Offizieren des Ingenieur- und Pionierkorps und der Verkehrstruppen, am besten Offizieren mit erweiterter militärwissenschaftlicher Bildung, hierzu besonders geeignet. Er befruchtet den durch Studium vorbereiteten Boden.

Die praktische Ausbildung der Offiziere ist durch die Anleitung nicht begrenzt. Es liegt im Interesse des Einzelnen, alle Gelegenheiten auszunutzen, bei denen er seine praktischen Kenntnisse erweitern kann; die Neigung hierfür ist ebenso verschieden wie die Aufnahmefähigkeit. Als Mindestmaß ist das zu verlangen, was die Truppe in ihrer Gesamtheit zu leisten hat. Als Ziel der Ausbildung stellt die Anleitung — in Übereinstimmung mit den Vorschriften der anderen Heere — hin, die Truppe in der Ausführung der hauptsächlichsten im Kriege vorkommenden Arbeiten selbständig und von der Unterstützung durch Pioniere unabhängig zu machen (Anlage, Ziff. 547). Darüber hinaus sollen sich die Infanterie-Regimenter und selbständigen Bataillone und die Kavallerie-Regimenter Pionierabteilungen für solche Arbeiten ausbilden, die in der Regel nur einzelnen Trupps zufallen. Das Lehrpersonal für den Pionierdienst bei der Infanterie und Kavallerie, Offiziere und Unteroffiziere, wird durch Pionieroffiziere soweit vorgebildet, daß es an der Hand der F. Pi. D. auch schwierige Aufträge selbständig ausführen und den Unterricht bei der eigenen Truppe leiten kann. An der bewährten Art dieses Vorbildungs-Lehrgangs ist nichts geändert worden; aber der Zusatz zu den früher geltenden Bestimmungen ist von Wert, daß für die Ausbildung der Offiziere des Infanterie-Lehrkommandos bei den Pionieren Erkundungsaufträge und kriegsmäßige Ausführungen empfohlen werden.

Die Ausbildung der Mannschaft in Arbeiten, die von jedem Manne gefordert werden müssen, soll mit der allgemeinen Ausbildung Hand in Hand gehen. Auf den Übungsplätzen wie im Gelände sind dabei die Sebsttätigkeit, Geschicklichkeit und Kraft der Mannschaft, besonders aber das Verständnis für den Gefechtszweck der Arbeiten zu fördern. Betont wird Kriegsmäßigkeit der Übungen (Ziff. 9). Nicht ohne Grund ist dieser Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt, denn nur zu leicht reißt eine falsche Auffassung von der Sache ein und läßt schließlich die Ausbildung im Feldpionierdienst als Selbstzweck erscheinen. Wer die Ausbildung seiner Kompagnie für das

Gefecht überlegt durchführen will, wird deshalb gut tun, von Anfang an für jede pioniertechnische Leistung eine leicht faßliche Gefechtslage anzugeben, um den Wert der Arbeit ins rechte Licht zu setzen. Er kann auf diese Weise die Spatenverwendung im Angriff in seinen Ausbildungsplan einschalten, die Verwertung einer im Angriff genommenen Stellung zu eigenem Gebrauch, die Besetzung einer eigens eingerichteten Verteidigungsstellung und die Feuertätigkeit in ihr lehren. Auch ist es möglich, den Pionierdienst durch leicht verständliche Angaben über feindliche Waffenwirkung zu beleben. Notwendig ist aber, daß grundsätzlich keinerlei eigenmächtige Erleichterungen z. B. im Anzug, keine mit der Strenge des Dienstes in Widerspruch stehenden Auffassungen geduldet werden. Friedensbilder, in denen schanzende Kompagnien an heißen Tagen mit abgelegten Röcken, weit von den sorgsam ausgerichteten Gewehrpyramiden getrennt, handwerksmäßige Arbeit leisten und mit guter Rede begleiten, müssen endgültig verschwinden.

In der Regelung der Ausbildung des Pionierdienstes läßt die neue Anleitung den Truppenkommandeuren völlige Freiheit. Ihrem Nachdenken, ihrer Diensterfahrung wird anheimgestellt, wie weit sie in der Ausbildung gehen wollen. Dies ist nötig, weil die nächstliegenden Aufgaben z. B. für Kavallerie-Regimenter an der Grenze, für Infanterie-Regimenter, die starke Stämme für Festungsbesatzungen abgeben müssen, sich von denen anderer Regimenter nicht unwesentlich unterscheiden, weil bei der Verschiedenartigkeit der Lebensbedingungen des Ersatzes die Beanlagung der Mannschaft auf den Erfolg der Ausbildung von Einfluß ist, weil örtliche und wirtschaftliche Verhältnisse, Gestaltung der Übungsplätze, vorhandene Festungswerke oder Wasserläufe, die Mitbenutzung des Geräts von Pionier-Bataillonen berücksichtigt werden müssen. Auf diese Weise wird sachliche Ausbildung, wenn sie auch hier und da aus Mangel an Interesse ausfällt, im ganzen sicherer gewährleistet, als es mit eingehenden Vorschriften und ihrer Überwachung durch Fachleute geschieht.

Dieses System ist in Rußland auch durch die Anleitung für Offiziere aller Waffen nicht außer Kraft gesetzt. In dem ernsten Bestreben, den Heeresingenieurdienst zu fördern, schreibt sie für jedes Truppenlager der Infanterie einen Pionierübungsplatz vor, in dem ein möglichst vollkommen ausgebauter Stützpunkt vorhanden sein muß. Sie legt auch Wert auf pioniertechnische Übungen im Gelände, kann sich aber nicht enthalten, die Zahl solcher Übungen festzusetzen. Höhere Befehlshaber*) gehen noch darüber hinaus, indem sie sich selbst über die Art dieser Übungen und die Aufgabenstellung öffentlich auslassen. Sind diese Äußerungen vielfach auch sehr sachlich**), so nötigt doch die Tatsache ihrer dienstlichen Mitteilung den Schluß

*) Z. B. der Oberbefehlshaber des Militärbezirks Moskau, siehe Raswjedtschik 1093.

**) Generalleutnant Nikitin, Oberbefehlshaber des Militärbezirks Irkutsk, verlangt kriegsmäßige Übungen aller Waffen und Anwendung des Pionierdienstes mit allen technischen Neuheiten im weitesten Umfange.



auf, daß trotz allen Erfahrungen, trotz allem, was darüber geschrieben worden ist, der Truppenpionierdienst immer noch viel zu wünschen übrig läßt. Ob unter diesen Umständen der den Inspekteuren der technischen Feldtruppen der Militärbezirke eingeräumte beschränkte Einfluß — Besichtigung von Truppenteilen der Hauptwaffen im technischen Dienst auf besondere Weisung und Berichterstattung darüber — die Sache so fördern wird, wie wohl erhofft wird, bleibt zweifelhaft.

Den Schlußstein unserer Ausbildung im Feldpionierdienst bilden die Übungen gemischter Waffen mit Pionieren. Die Anleitung sagt darüber: „Übungen gemischter Waffen mit Pionieren fördern das taktische und technische Zusammenwirken zur Bewältigung schwieriger Aufgaben im Kampfe um Flußlinien, befestigte Stellungen und Festungen. Größere Übungen werden jährlich durch A. K. O. angeordnet" (Ziff. 10_2). Erfreulicherweise kann festgestellt werden, daß die Truppen aller Waffen sich gern an den größeren Übungen der Pioniere freiwillig beteiligt haben. Wenn derartige Übungen auch in der ganz bestimmten Richtung angelegt werden, daß die Tätigkeit der Pioniere sich in kriegsmäßigem Rahmen abspielt, so sind sie doch besonders geeignet, diese Tätigkeit ins rechte Licht zu setzen und den Truppen anderer Waffen zu zeigen, was die Pioniere zu leisten vermögen. Grundsätzlich wird dabei den aus anderen Waffen entnommenen Führern freie Hand gegeben, kriegsmäßig zu verfügen und zu befehlen, und nichts hindert die Hauptwaffen z. B. zum Schutze eines Flußübergangs zu technischer Tätigkeit zu greifen. Dies ist durchaus im Sinne der Anleitung. Sie will den höheren Truppenführer ja von der Notwendigkeit eingehender Anordnungen auf technischem Gebiete befreien und überläßt diese als selbstverständliche Gefechtsvorbereitung der niederen Führung. Ihr legt sie die Verpflichtung auf, überall da, wo erforderlich, selbständig vom Schanzzeug Gebrauch zu machen (Ziff. 212_1), eine Verpflichtung übrigens, die sich durchaus mit dem Sinne der Worte der Einleitung zur französischen Instruction pratique deckt: „Der Mißbrauch der Befestigung ist ebenso schädlich, wie die Vernachlässigung des durch sie gebotenen Schutzes."

Es liegt uns gewiß fern, in der neuen Anleitung ein unerreichbares Muster zu sehen, nach dem der Feldpionierdienst aller Waffen einzig und allein mit Erfolg betrieben werden kann. Ist sie doch nur als Entwurf den Truppen in die Hände gegeben, und haben die berechtigten und historisch entwickelten Eigentümlichkeiten fremder Heere in ihren entsprechenden Vorschriften vielfach abweichende Ansichten gezeitigt. Die neue Anleitung kann nur einen Weg zeigen, auf dem die taktische Handlung und die strategische Operation über die durch das Gelände und feindliche Pioniertätigkeit entgegengetürmten Hindernisse hinwegschreiten. Wir können nach allen Friedens- und Kriegserfahrungen aber annehmen, daß der Weg gangbar ist, können hoffen, daß der Feldpionierdienst aller Waffen durch Benutzung der Anleitung beträchtlich gefördert werden wird. In den vorstehenden Zeilen handelte es sich darum, die leitenden Gesichtspunkte, die bei dem künftig zu übenden Feldpionierdienst aller Waffen zu berücksichtigen

sind, hervorzuheben und, soweit dies möglich und zweckmäßig schien, mit den in den fremden Heeren geltenden Ansichten und Verhältnissen in Vergleich zu stellen. Die Erfahrungen, die auf russischer Seite gemacht und in der ähnlichen Zwecken dienenden Anleitung für die Offiziere aller Waffen niedergelegt sind, boten sich dabei hauptsächlich zum Vergleiche dar. Sie stehen vielfach im Gegensatz zu dem, was wir als vorteilhaft ansehen. Eine folgende, die Einzelheiten des Pionierdienstes aller Waffen vergleichende Abhandlung wird dies in noch höherem Maße erkennen lassen.

(Schluß folgt.)

Toepfer,
Major und Mitglied des Ingenieur-Komitees.



Das neue österreichisch-ungarische Exerzier-Reglement für die k. u. k. Fußtruppen.

(Entwurf 1911.)

Der Entwurf von 1911 zum Exerzier-Reglement für die k. u. k. Fußtruppen ersetzt das bisherige Reglement vom Jahre 1903. Diese Vorschrift war so weit gefaßt, daß sie rascher Veralterung nicht anheimzufallen brauchte. Indessen regten die Erfahrungen des russisch-japanischen Feldzuges zu einer Neubearbeitung an. Sie war schon vor einem Jahre abgeschlossen, wurde aber nicht ausgegeben. Sie schien den Drill zu stark einzuschränken. Das stieß auf Widerstand.

Der nunmehr dem Truppenversuche unterliegende Entwurf ist ein Kompromiß. Er bringt erweiterte Gefechtsvorschriften. Er hält aber auch an straffer Exerzierschulung fest. Daher fehlt es vielleicht ein wenig an Kürze. Die endgültige Fassung wird knapper sein. Der Entwurf enthält manches, was nach unseren Anschauungen nicht in ein Exerzier-Reglement gehört, nur, weil die entsprechenden Vorschriften noch nicht druckreif sind.

Der verdienstvolle frühere Generalstabschef, General Freiherr Conrad von Hötzendorf, dürfte der Hauptverfasser der Gefechtsvorschriften sein.

Der Entwurf kann als eine vortreffliche Grundlage für kriegsmäßige Infanterie-Ausbildung gelten, besonders wenn dazu Stände in einer ausreichenden Stärke vorhanden sind, ohne die man nun einmal eine gründliche Gefechtsausbildung nicht mehr betreiben kann.

Allgemeines. In der Einleitung wird die Infanterie als schlachtentscheidende Hauptwaffe anerkannt.

Strenge Exerzierschule ist die Grundlage allen Waffendienstes. Deshalb sind nach jeder Gefechtsübung bis einschließlich Regiment einige Griffe oder Exerzierbewegungen „mit größter Präzision“ zu fordern. Übertreibungen stumpfen aber ab. Wenn das Reglement keine Formen gibt, soll verantwortungsfreudige Selbsttätigkeit deren zweckmäßige finden. Wer die Verantwortung für die Ausbildung trägt, muß in der Wahl der Ausbildungsmittel frei bleiben.

Unsichere Befehle erzeugen unzuverlässigen Gehorsam. Überstürzung führt zu Gegenbefehlen. Gefechtsbefehle müssen klare Aufträge enthalten. Verständnis für die Lage und Initiative sind für Durchführung dieser Aufträge unentbehrlich; denn die Befehlsverbindung kann abreißen. Es gilt als eine der wichtigsten Führeraufgaben, die jeweils zweckmäßigste Befehlsart zu wählen.

Eingriffe in den Wirkungskreis Untergebener lähmen Tatkraft, Selbstvertrauen und Verantwortungsmut. Gelassenheit ist auch bei Versehen und Mißverständnissen nötig. Unterführer, deren Truppen am Feinde sind, dürfen zu Zwecken der Befehlserteilung nicht abberufen werden. Die Organisation des Stabes muß den Führer entlasten. Sorgen um Munition, Verbindung, Verpflegung und dergleichen müssen einzelnen Gehilfen anvertraut sein. Persönlicher Überblick ist erwünscht. Unvorsichtiges Erkunden gibt dem Feinde wichtigen Anhalt.

Einzelausbildung. Aus ihr ergibt sich später die Gleichmäßigkeit in der Truppe von selbst. Die Ausbildung darf kein Gedächtnisdrill sein. Sie muß auf Erziehung des Denkvermögens hinzielen. Den ungeschicktesten Leuten gebe man die besten Instruktoren. Theoretisch darf täglich höchstens eine Stunde unterrichtet werden. Mit allen Mitteln, auch durch Sport, Ausflüge, Anschauungsunterricht, sind Ehrgeiz und Dienstfreudigkeit zu wecken. Wert und Leistungsfähigkeit der Waffe sind bald zu zeigen. Es wird eine Zeiteinteilung für die ersten Ausbildungswochen vorgeschrieben, die nach unseren Anschauungen etwas zu viel Einzelheiten vorschreibt. Indes mögen besondere, dem österreichisch-ungarischen Heere eigentümliche Verhältnisse berechtigten Anlaß dazu geben.

Es gibt weder unser „Gewehr über" noch das Präsentieren. Das Gewehr wird am Riemen „geschultert" getragen. Die Einzelausbildung gipfelt in der Erziehung zum Schützen (Plänkler), der seine Waffe mit Verständnis zu gebrauchen weiß.

Dem Verhalten bei Nacht sind bald wöchentlich eine bis anderthalb Stunden zu widmen. Dabei sind Sehkraft und Gehör zu schärfen. Zu üben sind: Orientierung, Sicherung, Verbindung, geräuschloser Marsch, Verhalten im Scheinwerferlicht, Spatenarbeit, Anlage, Erkundung und Zerstörung von Hindernissen.

Der Zug hat zwei bis vier Schwärme (Gruppen) zu mindestens acht Mann. Normal werden auf einen Plänkler zwei Schritt Frontbreite gerechnet. Eine andere Ausdehnung ist zu befehlen. Der Zug ist im allgemeinen die Einheit für Feuer und Sprung.

Es gibt auch das sogenannte „Auseinanderziehen in Schwärme". Diese bleiben dann in sich hinter ihren Führern „im Rudel". Zwischen den Schwärmen liegen mehr oder weniger große „Schwarm-Intervallen".

Vor der Feuereröffnung soll das Vorgehen „fließend" sein. „Sprünge" führen im allgemeinen in Feuerstellungen. Die Länge der Sprünge richtet sich nach der

eigenen Kraft, dem Gelände, den Nachbarn und dem feindlichen Feuer. Das Kommando zum Sprung lautet nur „Vorwärts“. Die Sprünge, schwarm- oder zugweise, sollen zeitlich und räumlich unregelmäßig sein. Vorschleichen und Kriechen kleiner Abteilungen kann nötig werden. „Jeder Entschluß vorwärts zu kommen ist ehrenvoll und erfolgverheißend“. Verlustlücken sind zu schließen. Das erhält die Verbände.

Feuer (für alle Verbände gültig). Das Einzelfeuer ist die Hauptfeuerart. Die Salve dient der Entfernungsermittlung, auch dem Feuerüberfall. Der Übereilung ist nötigenfalls durch Feuerpausen zu steuern. Je größer die Entfernung, je kleiner das Ziel und je länger das Gefecht ist, um so langsamer ist das Feuer. Pausen dienen auch zur Täuschung des Gegners. Die Visiere werden in Hunderten (Schritt) kommandiert. Mehrere Visiere sind zulässig. Das Ziel soll im allgemeinen geradeaus liegen. Vorübergehende Vereinigung ist gegen bewegliche große Ziele, z. B. vorlaufende Reserven, nötig, dauernde gegen Flankierungen, Umfassungen, die drohendsten Angriffsgruppen bis zu erfolgreicher Abwehr oder gegen die Einbruchsstelle bis zum Sturm. Häufiger Zielwechsel zersplittert. Die Ausbildung muß auch den Erfolg ungeleiteten Feuers gewährleisten. Die Wirkung erfordert dauernde Beobachtung, auch durch besonders Beauftragte von erhöhten Punkten; denn „der Vergleich der beiderseitigen Feuerwirkung ist maßgebend für die Durchführung des Gefechts, für die Möglichkeit vorwärtszukommen und für die Notwendigkeit schneller zu schießen oder Verstärkungen einzusetzen“.

Der Sturm soll im allgemeinen nicht über Sprunglänge angesetzt werden. Das Bajonettaufpflanzen darf keine Warnung für den Gegner sein. Der Einbruch soll nicht zu planlosem Nachlaufen führen. Gegenstöße werden durch Feuer abgewiesen.

Die Kompagnie hat zwei bis vier Züge. Das geschlossene Exerzieren bezweckt nur, die Truppe fest in die Hand des Führers zu bekommen. Alle Künsteleien, die doch nur mit Friedensverbänden ausführbar sind, werden untersagt. Die Formationen sind einfach. Nur bei hindernisreichem Boden wird der Gleichschritt aufgegeben.

Sofortige Auflösung der ganzen Kompagnie gilt als seltene Ausnahme, ebenso der kompagnieweise Sprung. Beiderseits angelehnt werden 200 Schritt Breite zugebilligt. „In sonstigen Lagen oft mehr.“ Verstärkungen durch „Verlängern“ sollen die bereits feuernde vorderste Linie in der Regel vorwärtsreißen. Beim „Verdichten“ muß das verstärkte Feuer meist erst einige Zeit wirken, ehe weitergesprungen werden kann. Verdichtende Reserven sind auf Lücken anzusetzen.

Auf Übungen von Truppen gegeneinander, in Kriegsstärke und mit Maschinengewehren, wird hingewiesen.

Das Bataillon hat drei bis fünf Kompagnien. Die Kompagnie ist „Dispositionseinheit“. Gleichzeitigkeit und Gleichmäßigkeit sind unkriegsmäßig und daher nicht zu

fordern. Formation und Art der Geländebenutzung bleiben den Kompagnieführern überlassen. Jede zweckmäßige Form ist zulässig, sofern Befehl und Bewegungen einfach bleiben. Die Zeit vor dem Abrücken oder nach Schluß der Gefechtsübung muß zum formalen Exerzieren ausreichen. Es ist verboten, einen ganzen Übungstag darauf zu verwenden. Gleichschritt ist nur innerhalb der Kompagnie gefordert. Formationsänderungen verlangen einfache Annahmen über den Feind oder das Gelände, sofern dieses nicht abwechslungsreich genug ist.

„Im Verbande" sind meist mehrere Kompagnien gleichzeitig einzusetzen. An entscheidender Stelle deckt sich die Ausdehnung im allgemeinen mit der Frontbreite der geschlossenen Kompagnien in Linie nebeneinander. Mit Friedensverbänden sind in diesem Falle 3—400 Schritt zu überspannen.

Gefechtsbefehle sind wenn möglich schon im Anmarsch zu geben. Feindliches Artilleriefeuer, fehlende Befehle der höheren Führer erfordern zuweilen schon frühzeitige Gruppierung nach Tiefe und Breite, z. B. Marschkolonnen mit Entwicklungsraum nebeneinander. Der Einfluß des Bataillonsführers auf das Gefecht beruht auf der Aufgabenverteilung, den Entwicklungsräumen, Angriffszielen, der Munitionszufuhr und der Reserve. Deren Einsatz ist zwingend, wenn eine Kompagnie den Entschluß zum Sturme meldet oder stürmt.

Übungen mit Gegenseitigkeit erfordern Schiedsrichter.

Das Regiment hat zwei bis vier Bataillone und gilt, wie bei uns, als besonders geeignete Gefechtseinheit. Dispositionseinheit ist das Bataillon. Geschlossene Formation ist die „konzentrierte Aufstellung", d. h. die Bataillone in Masse, Kolonnen neben- oder hintereinander je nach Raum, Gelände und Lage; Pionier-Abteilung, Munitions-Tragtiere oder -Wagen nach Anordnung; verfügbare Radfahrer in Nähe des Regimentsführers.

Gefechtsbefehle sind möglichst an die versammelten Bataillonskommandeure zu geben. Die Maschinengewehr-Abteilungen werden entweder den Bataillonen gelassen, zusammengefaßt verwendet oder bleiben zur Verfügung des Regimentsführers. Der Regiments-Adjutant regelt nach den Weisungen seines Kommandeurs Verbindung, Munitionsersatz und Verbleib der Trainfahrzeuge (Fahrküchen).

Die Brigade. Dispositionseinheiten sind die Regimenter und selbständigen Bataillone. Zuweilen ist erforderlich, „Kampfgruppen" zu bilden. Auf rechtzeitige Zerlegung wird hingewiesen.

Das Gefecht. Allgemeine Grundsätze. Die gut ausgebildete und gut geführte Truppe muß Angriffslust, zähe physische und moralische Ausdauer besitzen. Das wichtigste Gefechtsziel ist höchste Feuerwirkung. Diese wird erreicht durch gut gezieltes, richtig angewandtes Feuer, überlegte Munitionsverwertung und geschickte Geländebenutzung. Das Feuergefecht besteht entweder in zähem Niederringen oder im Feuerüberfall. Oft entscheidet erst das Bajonett.

Der Schützenschwarm ist Hauptkampfform. Da er die Führung erschwert, muß der einzelne Mann zu Selbsttätigkeit und Widerstandskraft gegen die zersetzenden Einflüsse des Gefechts erzogen sein.

Führung. Der Führerwille muß sich durchsetzen. Der Entschluß ist meist in ungeklärter Lage zu fassen. Der kühnere ist stets der bessere. Zweifelhafter Ausgang darf nicht hindern, den vollen Einsatz der Truppe zu verantworten. Ohne Initiative kein Erfolg! Untätigkeit ist schimpflich.

Es kann nötig sein, von Befehlen verantwortungsfreudig abzuweichen. Charakter und Rücksicht auf das Ganze verhüten Willkür. Unbeugsame Energie muß die Abspannung überwinden, die seit jeher schon nach kleinen Erfolgen eintrat und die Vernichtung des Gegners verhinderte. „Es ist hervorragend wichtig, die Truppe frisch und guten Mutes an den Feind zu bringen." Kein Schema! Um so mehr Studium der modernen Kriegsgeschichte!

Befehlsgebung. Im allgemeinen muß es genügen, Auftrag, Direktion und Gefechtsraum zu geben. Oft kann zunächst die Truppe durch kurzen Befehl nur in die erwünschte Richtung gebracht werden. Übergangene Zwischenstellen sind zu benachrichtigen.

Gefechtsaufklärung. Mit allen Mitteln sind Feind, Gelände und Nachbar zu erkunden. Es muß die unausgesetzte Sorge der Führer sein, die Truppe vor einem Feuerüberfall zu bewahren.

Krafteinsatz, Ausdehnung, Gliederung. Unzureichender Einsatz schädigt die Zuversicht der Truppe, überlegener beschleunigt den Erfolg. Der Gefechtszweck entscheidet, auch über die Ausdehnung. Diese ist abhängig von Feind, Gelände und Anlehnung. Die Angriffsbreite einer beiderseits angelehnten Infanterie-Division beträgt meist nicht mehr als 3 bis 4 km. Tiefe wahrt den Führereinfluß. Neue Fronten erfordern neue Kräfte.

Reserven werden im angelehnten Gefechte nur zur Nährung der vordersten Kampflinie gebraucht. Also kann man in diesem Falle von vornherein kräftig einsetzen. Doch dürfen sich die Verluste nicht durch Dichte häufen. Führer-Reserven sind zweckmäßig ganze Kampfeinheiten. Sollen sie umfassen, so sind sie zu staffeln. Verschiebungen von der Mitte sind oft zu zeitraubend. Wird die Entscheidung gesucht, dann ist auch die letzte Reserve einzusetzen. „Reserven für den Fall eines Mißerfolgs" sind verfehlt. Über die Reserve verfügt, wer sie ausgeschieden hat. „Das enthebt den Führer der Reserve nicht der Pflicht, sie in kritischen Lagen, wenn nötig, aus eigener Initiative einzusetzen, um einer nachteiligen Wendung des Gefechts vorzubeugen." Die Verbindung zwischen Führer und Reserve ist in einem solchen Falle besonders wichtig.

Angriff. Allgemeine Grundsätze und Anlage. Nur der Angriff entscheidet. Die Entfaltung ist feindlicher Sicht und Artilleriewirkung möglichst zu

entziehen. Rechtzeitiges Bilden mehrerer Marschkolonnen auf gleicher Höhe erleichtert die spätere Entwicklung.

Auf Artilleriewirkung ist nicht zu warten. Sie ist gegen einen eingenisteten Feind selten ausreichend. Sie wird besser, wenn der Gegner sich zeigen muß. Die Infanterie muß der Artillerie mitteilen, welche Teile des Feindes der Infanterie das Vorwärtskommen erschweren.

Das Entscheidende der Umfassung liegt darin, daß der Gegner zwischen zwei Feuerfronten genommen wird. Umfassung von beiden Flügeln her erfordert große Überlegenheit. Durchbruch birgt die Gefahr vernichtenden Flankenfeuers. Er hat nur Aussicht gegenüber großer frontaler Schwäche unter besonderer Gunst des Angriffsgeländes. Bei Umfassungen dürfen die inneren Flügel nicht ineinander geraten.

Entschiedenes Anfassen in der Front ist von größter Bedeutung. Nur ein wirklicher Angriff kann verhindern, daß der Feind Kräfte nach dem bedrohten Flügel schiebt. Es müssen also auch die frontal angesetzten Kräfte bereit sein, einzubrechen. Sie haben keineswegs eine Nebenaufgabe. Kräftiger Einsatz von vornherein, schwache Reserven und reichliche Munition sind geboten.

Die umfassenden Kräfte dürfen sich durch den Mißerfolg frontal angesetzter Teile nicht von ihrer wirksamen Richtung abziehen lassen.

Auch Umfassungen stoßen auf Fronten. Der frontale Angriff ist also das wichtigste Ziel aller Gefechtsausbildung.*)

Das „Heranarbeiten" beginnt zuweilen schon im Artilleriefeuerbereich. Nachts, im Nebel und bei Überraschungen folgt nach kurzem Massenfeuer rasch der Sturm. Sonst lassen sich im allgemeinen unterscheiden: Vorgehen bis zum allgemeinen Feuerbeginn, Feuerkampf, Sturm.

Vorgehen bis zum allgemeinen Feuerbeginn. Es wird „fließend" so nahe als möglich an den Feind herangegangen. Man soll sich nicht vorzeitig gliedern, aber verhüten, daß dicke Massen oder tiefe Marschkolonnen in Artilleriefeuer geraten. Halte zu Orientierungszwecken können nützlich sein. Die Einheitlichkeit darf aber darunter nicht leiden. Offenes Gelände ist zu vermeiden. Wo das nicht möglich ist, muß Schnelligkeit die Deckung ersetzen. Unregelmäßiges Zerlegen schränkt die feindliche Artilleriewirkung ein. War frühzeitige Auflösung nötig, so muß jede Deckung benutzt werden, die Truppe wieder fest in die Hand zu nehmen. Es ist anzustreben, aus der Deckung in einer dem Feinde unerwarteten Richtung herauszutreten. Dieses Bestreben darf aber von der Angriffsrichtung nicht ablenken. Gegen Schrägfeuer hat man als einzige Abhilfe oft nur zweckmäßige Formen.

Feuerkampf. Er ist so spät als möglich zu beginnen, auch bei fehlender Deckung erst auf mittleren Entfernungen. Die Feuereröffnung darf den Angriff

*) Vgl. Ziffer 392 des deutschen Exerzier-Reglements für die Infanterie.

nicht zum Stillstand bringen. Jeder Schritt vorwärts steigert die Wirkung. Nachbar, Maschinengewehre und Artillerie übernehmen die Entlastung springender Teile.

Gesteigertes Artilleriefeuer gegen das eigene Angriffsziel ist durch raschen Sprung entschlossen auszunutzen.

Wer leicht vorwärts kommt, ist nicht anzuhalten. Wer nicht vorwärts kann, harrt zähe aus. Aber niemand gräbt sich ohne Befehl eines vorn befindlichen Führers ein. Wenn nötig, ist das letzte Gewehr einzusetzen. „Ein Angriff, der mißglückt, ohne daß alle Gewehre in Tätigkeit gekommen waren, ist schlecht angesetzt oder schlecht durchgeführt."

Die Artillerie beschießt die Ziele, die den Angriff am meisten erschweren. Von der feindlichen Artillerie wird daher in erster Linie der Teil bekämpft, der sich gegen die eigene Infanterie wendet. Die Artillerieunterstützung ist der Infanterie möglichst lange zu gewähren. Die Begleitung des Angriffs ist nur erfolgreich, wenn die begleitende Artillerie „dem Kommandeur der Angriffstruppen zur uneingeschränkten Verfügung steht".

Sturm. Im Heranarbeiten liegt zwar schon Überlegenheit. Trotzdem muß der Sturm auf erkennbare feindliche Erschütterung warten. Vorzeitiger Sturm gefährdet den ganzen Angriff. Die Form ist bedeutungslos. „Zurück" ist unmöglich. Erwünscht ist Feuerunterstützung bis zum Einbruch. Der Anstoß kommt von vorderen Abteilungen oder vom Führer des Ganzen. In großzügigem Kampfe genügt selten *ein* Angriff. Der Einbruch kann vor neue ernste Lagen stellen. Zähes Festhalten des Erreichten ist dann die beste Gewähr für den Erfolg an anderer Stelle. Rasche Neugliederung ist geboten. Die Bildung geschlossener geordneter Verbände ist wichtig.

Angriffs-Gelände. Es ist schwer im voraus erkennbar und deshalb eingehend zu erkunden. Der Führer kann „nur ganz allgemein" beurteilen, wohin der Nachdruck zu legen ist. Das übrige ist Sache der Unterführer. Der Angriff über deckungslose Ebenen erfordert lose Schwarmlinien, ausgiebige Tiefe (Wellen), zuweilen Vorkriechen, die Benutzung von Sandsäcken oder des Spatens. Es kann auch abschnittsweises Niederhalten der Verteidigungsfront in Frage kommen. Dadurch werden längere und breitere Sprünge möglich. Selbst in der Ebene empfiehlt sich Eingraben nur, wenn zähes Festhalten beabsichtigt ist; „denn es ist schwer, die Leute aus den eben mühsam geschaffenen Deckungen heraus vorwärts zu bringen".

Rencontre. Auf rechtzeitige Meldungen ist nicht zu rechnen. Abwarten versäumt die Gunst des Augenblicks. Es gilt die Initiative an sich zu reißen. Die größere Energie im Vorwärtsdringen wird siegen. Gegen einen sorglosen Feind ist Gruppierung zum Feuerüberfall geboten.

Die Vortruppen müssen oft entschlossen und meist breit kämpfen. Kavallerie, Radfahrer und Artillerie können bedeutsam mitwirken.

Angriff auf einen zur Abwehr entwickelten Gegner. Der Feind verzichtet zwar zunächst auf die Initiative, er besitzt aber die Gunst des Geländes. Überhastung ist gefährlich. Sorgfältige Erkundung, Bereitstellung und planmäßige Durchführung sind unentbehrlich. Es kann notwendig sein, die Dunkelheit auszunutzen. Man muß sich aber dazu zwingen lassen. Oft empfiehlt sich abschnittsweises Heranführen.

Die Gruppierung zum Angriff erfordert eine klare Angriffsabsicht, Deckung und Sicherung. Der Zusammenhang zwischen den Kampfgruppen wird gesichert durch Auftrag, Gefechtsraum und Angriffsziel. Um diese letzten beiden Befehlspunkte klar zu geben, werden Einzeichnungen in die Karte oder Skizzen empfohlen.

Angriff auf befestigte Stellungen. Er verlangt viel Zeit. Unnötige Verzögerung kommt der Stärke der feindlichen Anlagen zugute. Zögernde, schematische Pedanterie führt schließlich zu schwächlichen Angriffen. Diese fordern — schon weil langwierig — oft mehr Opfer als rücksichtsloses Angreifen im richtigen Momente. Die Energie des Wollens ist auch hierbei die Hauptsache. Keinesfalls darf das Angriffsziel nur die vorderste Linie der feindlichen Infanterie sein. Dort liegt erst die Ausgangsstelle zum eigentlichen Einbruch.

Erkannte Scheinstellungen sind rasch und in möglichster Breite zu nehmen. Der Kampf gegen zurückzudrückende Vortruppen darf nicht unvorbereitet in das Artilleriefeuer der Hauptstellung führen. Annäherung wie Sturm können auch nachts zweckmäßig sein. Jedenfalls muß die Truppe auch nächtliche Unternehmungen großen Stils beherrschen. Beobachtung und Verbindung bedürfen sorgfältiger Organisation.

Verteidigung. Ihr Hauptzweck ist, Truppen zu sparen. Wenn nicht geradezu ein Angriff an der Abwehrfront zerschellt, kann nur ein Gegenstoß entscheiden. Es ist anzustreben, daß dieser Gegenangriff überfallartig einsetzt. Er wird auf Flankenschutz stoßen. Der Gegenstoß muß also überlegen sein. Der Versuchung, die Hauptreserve in der Front zu verbrauchen, muß mit Nervenruhe widerstanden werden.*) Frontalvorstöße sind nicht zweckmäßig. Der feindliche Angriff soll am Feuer scheitern. Erst wenn sich der abgeschlagene Angriff dem Verfolgungsfeuer zu entziehen beginnt, ist vorzubrechen. Eingedrungene Teile des Angriffs sind unter konzentrisches Artilleriefeuer zu nehmen. Es wird nur eine Stellung verteidigt. Mehrere Stellungen hintereinander bedeuten meist verwerfliche Künstelei. Aber Kavallerie mit Maschinengewehren und Artillerie an Punkten, von denen aus der Gegner zur Entwicklung gezwungen werden kann, ist oft nützlich. Die Artillerie ist möglichst 600—800 Schritt hinter der Infanterie aufzustellen.

Selbst dünne Infanterielinien haben mit reichlicher Munition und gutem Schußfeld starke abstoßende Kraft. Die Verstärkungsarbeiten dürfen nicht so ermüden, daß die Gefechtskraft der Truppe leidet.

---

*) Vgl. Ziffer 414 des deutschen Exerzier-Reglements für die Infanterie.

Es wird davor gewarnt, sich an Befestigungen um ihrer selbst willen zu klammern. Stützpunkte erhalten selbständige Besatzungen.

Verfolgung. Die Infanterie sucht mit Tatkraft und Ausdauer den Feind nicht aus dem Gewehrfeuerbereich entschlüpfen zu lassen. Starke Artillerie strebt Flankenwirkung an. Wer nicht verfolgt, hat bald neue verlustreiche Kämpfe zu gewärtigen.

Abbrechen des Gefechts und Rückzug. Beides ist am leichtesten nach Teilerfolgen, aber oft nur möglich mit Einsatz frischer Kräfte, am besten von seitwärts her. Die schärfsten Mittel zur Erhaltung der Mannszucht sind erforderlich. Unfreiwillig muß man in gerader Richtung, rasch und vollständig zurück. Erst in Deckung kann man sammeln. Wer aber eine Entscheidung suchte und zurück soll, der halte zähe aus, solange noch die geringste Aussicht auf Erfolg besteht. Fehlt diese, so ist wenigstens die Dunkelheit abzuwarten.

Die Infanterie und die anderen Waffen. Das Hauptziel allen Zusammenwirkens muß sein, der Infanterie zu helfen. Das Durchschreiten von Artillerielinien erfordert Vereinbarungen und darf nicht gleichzeitig in breiter Front geschehen.

Feindliche Artillerie ist nur auf großer Entfernung überlegen. Also muß die Infanterie danach streben, rasch und gedeckt auch mit kleinen Abteilungen heranzukommen.

Maschinengewehre sind vor allem durch Artillerie zu bekämpfen. Gut gezieltes, womöglich schräges Feuer loser Schützenschwärme ist aber keineswegs aussichtslos. Maschinengewehr-Abteilungen sind sehr „verlustempfindlich".

Kampf im Gebirge. Die Führerentschlüsse werden mehr als anderswo in bestimmte Richtungen gewiesen. Auf Mitwirkung der anderen Waffen muß oft verzichtet werden. Den Unterführern fällt erhöhte Selbständigkeit zu. Die Anfangsgruppierung ist von großer Tragweite. Querverschiebungen sind selten rechtzeitig möglich. Die Entwicklungsräume sind meist schmal. Dadurch wird das Maschinengewehr eine besonders wichtige Waffe. Aufklärung und Sicherung erfordern starke, weit vorgeschobene Abteilungen. Umfassungen sind immer anzustreben, da die Flanken sehr empfindlich sind. Umgehungen sind öfter möglich als in der Ebene. Leichte frontale Erfolge müssen mißtrauisch machen. Mißerfolge an einer Stelle sollen um so größere Energie an einer anderen zeitigen. Oft bringt ein Durchbruch die ganze Front zu Fall.

Die Verteidigung muß häufig auf künstliche Verstärkungen verzichten. Dagegen sind frontale Vorstöße hangabwärts oder „Steinbatterien" wirksam. Entschlossene Kühnheit, unterstützt durch guten Nachrichtendienst, kann im Gebirge auch Unterlegenheiten zu großen Erfolgen verhelfen.

Kampf um Ortschaften und Wälder. Der Anziehungskraft der Ortschaften und Wälder ist entgegenzuwirken. Kämpfe in ihnen zersetzen leicht die Disziplin. Die Entscheidung über ihren Besitz fällt oft außerhalb. Ihr Schutz gegen Artillerie-

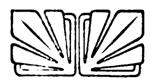
feuer ist meist gering. Die Verteidigung meidet die Ränder. Der Angriff bemächtigt sich zunächst vorspringender Teile.

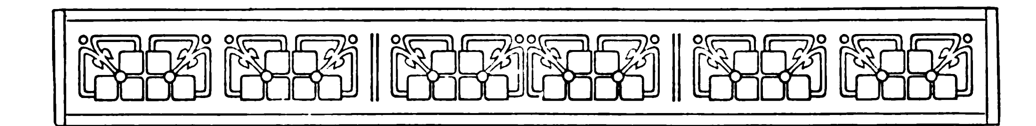
Kampf in dicht kultiviertem Terrain. Das Straßennetz ist reich entwickelt. Bewegungen außerhalb der Wege sind aber schwierig. Die Infanterie ist vielfach auf sich selbst angewiesen. Radfahrer und Pioniere sind von großer Bedeutung. Starke Zergliederung in Teilkolonnen ist nötig. Es kommt auf schnelle Bildung einer lückenlosen Front an. Die Aufklärungsresultate sind spärlich. Die Entschlüsse sind in großer Unkenntnis vom Gegner zu fassen. Für den Führer fehlt der Überblick. Es handelt sich um Einzelkämpfe mit rasch fallender örtlicher Entscheidung. In der Regel ist geboten, anzugreifen.

Unternehmungen bei Dunkelheit. Die Anlage jeder nächtlichen Unternehmung muß denkbarst einfach sein. Besonders klare Befehle, deren Durchführung bei Tage vorzubereiten ist, sind nötig. Nachts sind sie kaum zu ergänzen. Massenfeuer kann sich zur Täuschung empfehlen, um an anderer Stelle lautlos einzubrechen. Sonst ist Feuerüberfall aus nächster Entfernung mit rasch folgendem Sturm das Richtige.

Munition. Ihre Verteilung trägt wesentlich dazu bei, das Schwergewicht des Kampfes in die entscheidenden Räume zu verlegen. Der Ersatz darf nicht erst erfolgen, wenn Mangel droht. Vor dem Gefecht ist Munition aus der Gefechtsbagage zu verteilen. Während des Gefechts hilft im allgemeinen nur Ausgleich in der Feuerlinie. Manchmal bringen Verstärkungen Munition mit vor. Nur ganz ausnahmsweise darf sie den Reserven entnommen werden. Auf die Selbsttätigkeit aller Führer von Munitions-Formationen wird hingewiesen.

v. Metzsch,
Hauptmann im Kgl. Sächsischen Generalstabe,
kommandiert zum Großen Generalstabe.





Milizheere.

(Fortsetzung.)

3. Die preußische Landwehr und die „Konskribierten“ Napoleons im Jahre 1813.

Bestrebungen zur Hebung der preußischen Wehrmacht nach dem Tilsiter Frieden.

Der Staat des großen Preußenkönigs war 1806 an den Fehlern seiner Politik und an den Mängeln seines Heeres zugrunde gegangen. Sollte er neu erstehen, so mußte mit dem Wiederaufbau des Staatswesens die Reorganisation der Wehrmacht Hand in Hand gehen. Zum Glück fand König Friedrich Wilhelm III. in dem Freiherrn v. Stein den rechten Staatsmann für die politische Aufgabe, in Scharnhorst und Gneisenau, ferner in Grolman, Boyen und Clausewitz die geeigneten Männer für die Heeresreform. Die Übereinstimmung dieser Offiziere mit dem leitenden Staatsmann in sittlicher Überzeugung, in politischer Einsicht und staatsmännischer Kenntnis gab die Gewähr, daß derselbe großzügige nationale Geist, der die neuen Staatseinrichtungen durchwehte, auch in die Reform des Heeres übertragen wurde. Gegen die Schäden des bisher herrschenden Kantonsystems, namentlich den Mangel nationalen Geistes im Heere, war man keineswegs blind gewesen. Scharnhorst hatte schon im April 1806 die Aufstellung einer „Nationalmiliz“ vorgeschlagen. Überzeugt von dem hohen Wert der moralischen Kräfte im Kriege, hatte er versucht, diese durch Hebung des Soldatenstandes in sozialer Hinsicht und durch Stärkung des vaterländischen Geistes nach Möglichkeit zu fördern. Der Krieg hatte die Durchführung seiner Vorschläge verhindert. Unmittelbar aber nach dem Frieden von Tilsit unterbreitete Scharnhorst dem Könige eine „Denkschrift über Landesverteidigung und Errichtung einer Nationalmiliz“, der noch im Laufe des Jahres zwei abgeänderte Entwürfe folgten. Die Hauptmerkmale aller dieser Vorschläge waren die Heranziehung erst breiterer Schichten des Volkes, schließlich aller Wehrfähigen zum Heeresdienst, Hebung des militärischen Geistes und Begeisterung für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Da setzte die Pariser Konvention vom Jahre 1808 allen Bestrebungen Scharnhorsts ein Ziel. Napoleon begrenzte in ihr die Zahl des von Preußen aufzustellenden stehenden Heeres auf 42 000 Mann und verbot rundweg die Errichtung einer nur irgendwie bedeutenden Miliz. Es

mußte nunmehr der Weg des Krümpersystems eingeschlagen werden, der darin bestand, daß man eine größere Zahl von Kantonpflichtigen in möglichst unauffälliger Form durch die Reihen des stehenden Heeres gehen ließ. Daneben versuchte man durch Ausbau schon bestehender Bürgergarden Napoleons Verbot der Errichtung jeder Miliz zu umgehen, gelangte aber nur zu unwesentlichen Ergebnissen. Neue, im Jahre 1808 entstandene Vorschläge Scharnhorsts waren unausführbar, wenn man einen Bruch mit Napoleon vermeiden wollte. Da erweckte im folgenden Jahre Österreichs Krieg neue Hoffnungen. Am 1. Juli legte eine auf Scharnhorsts Veranlassung gebildete Kommission ihre „Vorschläge für Einführung eines allgemeinen Heerbannes" dem Könige vor. Die darin aufgestellte Forderung, keinerlei Befreiung von der Wehrpflicht zu gestatten, stieß bei den bisher Ausgenommenen allerdings auf lebhaften Widerspruch. Der Schlußbericht der Reorganisationskommission vom 5. Februar 1810, der die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ohne Ausnahme einstimmig forderte, fand sogar in den Ministern v. Altenstein und Graf Dohna mächtige Gegner. Obwohl Scharnhorst immer wieder betonte, daß die Wehrpflicht auf breite nationale Grundlage gestellt, der Heeresdienst zur Ehrenpflicht erhoben werden müsse, konnte sich der König doch jetzt noch nicht zum Erlaß eines neuen Wehrgesetzes entschließen, da er weite und maßgebende Kreise des Volkes durch solche tief in das Staatsleben eingreifende Neuerungen nicht verstimmen wollte und außerdem neue Belästigungen von Napoleon vorhersah. So begann der Krieg, ohne daß Preußen zu einer neuen Wehrverfassung gelangt war.

Das von Scharnhorst eingeführte Krümpersystem hat aber allein die starke im Lande verfügbare Kriegsreserve in den wenigen Jahren der Reorganisationsperiode nicht schaffen können. Die als Krümper bezeichneten Mannschaften waren fast bis zur Hälfte frühere Soldaten, die ihre Ausbildung noch in der alten Armee erhalten hatten.

Preußens Heer bei Ausbruch des Krieges 1813.

Nach der Katastrophe Napoleons im Jahre 1812 befahl der König zunächst den Ersatz der Verluste des Korps Yorck. Dann schritt er ohne Rücksicht auf die Pariser Konvention zu einer Vermehrung des stehenden Heeres auf rund 56 000 Mann. Der spätere Kriegsminister v. Boyen bezeichnete die etwa 33 000 Mann starke Infanterie dieses Heeres noch im Jahre 1838 als die beste, die ihm je vorgekommen sei. „Gut ausgebildet, geführt von jungen, energischen und dienstkundigen Offizieren, und voll Vertrauen auf ihre neue Organisation, hatte namentlich die am Feldzuge von 1812 beteiligt gewesene Hälfte Kriegserfahrung und vor allem Selbstvertrauen gewonnen, sie fühlte sich gestärkt durch die Achtung, die sie Freund und Feind eingeflößt hatte, und ein rühmliches Ehrgefühl beseelte sie vom General bis herab zum letzten Musketier."*) Auch die übrigen Waffen waren in gutem Zustande, wenn auch die Kavallerie über zu alte Pferde klagte.

*) Friederich. Befreiungskriege I. S. 111.



Diese Armee bildete den Kern für zahlreiche Neuformationen, die allmählich ins Leben traten. Zunächst wurden aus Reservisten, Krümpern und Rekruten 52 Reserve-Bataillone mit einer Durchschnittsstärke von 800 Mann aufgestellt. Die kurze Dienstzeit vieler dieser Mannschaften (1 bis 3 Monate) ließ im Anfang zahlreiche und große Mängel in der Ausbildung zutage treten. Als man ihnen aber besonders tüchtige Stabsoffiziere, viele verabschiedete oder auf Halbsold gesetzte Offiziere der alten Armee von 1806 zuteilte, als man alle Fähnriche und viele geeignete Feldwebel und Unteroffiziere zu Offizieren beförderte, da erreichten diese Bataillone bald einen so hohen Grad von Kriegstüchtigkeit, daß sie dem stehenden Heere als ebenbürtig zu bezeichnen waren und auch die gleiche Verwendung wie jenes fanden.

Am 3. Februar 1813 befahl der König die Errichtung „freiwilliger Jägerdetachements“, deren Gesamtstärke auf 8000 bis 9000 Mann zu veranschlagen ist. Hervorgegangen aus dem Bestreben Scharnhorsts, den gebildeten Ständen den Eintritt in den Heeresdienst durch Gewährung einiger Vorteile zu erleichtern, bildeten sie infolge ihrer Zusammensetzung später einen guten Ersatz für die in den ersten Schlachten gefallenen Offiziere. Verwendung fanden sie stets im Anschluß an die Truppe des stehenden Heeres, der sie zugeteilt waren. Zwar ohne eigentliche militärische Ausbildung, sind diese freiwilligen Jäger nach ihrer körperlichen und geistigen Vorbildung, nach ihrer Zusammensetzung, Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung durchaus dem stehenden Heere zuzurechnen. Ferner entstanden Freikorps,*) die ähnlich zusammengesetzt und ausgerüstet waren wie die freiwilligen Jäger. Schill und Krockow hatten 1807 den Ruf solcher Freikorps begründet. Ihre Bedeutung ist durch die Geschichtsschreibung sehr hoch eingeschätzt worden. Gegen die rückwärtigen Verbindungen des Feindes waren ihnen bisweilen Erfolge beschieden, an größeren Gefechten haben sie bis auf das an der Göhrde am 16. September nicht teilgenommen, hier aber keine Lorbeeren geerntet. Zu verschiedenartig zusammengesetzt, unter nicht immer glücklich gewählten Führern stehend, leisteten sie nicht, was die öffentliche Meinung von ihnen erwartete und ihnen später auch zuschrieb.

Daß in dem bevorstehenden Kampfe um den Fortbestand des Staates die bisher genannten Verstärkungen des Heeres nicht genügten, wurde zuerst in Ostpreußen erkannt. Obgleich diese Provinz durch den Krieg von 1807, die Bedrückung der folgenden Jahre und die Truppendurchzüge des Jahres 1812 am meisten von allen gelitten, wirtschaftlich tatsächlich völlig zugrunde gerichtet war, entschloß sie sich aus freien Stücken und ohne der Zustimmung des Königs sicher zu sein, zu neuen ungeheuren Opfern. Der auf Steins Veranlassung zusammengetretene General-Landtag

*) Je ein Freikorps unter dem Major v. Lützow, dem Oberstleutnant v. Reuß und dem Hauptmann v. Reiche.

bewilligte dem General v. Yorck auf seinen Antrag außer 6000 bereits eingestellten Rekruten noch 13 000 andere, ein Freibataillon von 700 Mann, 20 000 Mann Landwehr mit einer Reserve von 10 000 Mann und schließlich noch nachträglich ein National-Kavallerie-Regiment von 1000 Pferden.*) Für die Organisation der Landwehr hatte Yorck einen Entwurf vorgelegt, der im Auftrage Steins von Clausewitz unter Mitwirkung des Grafen Alexander Dohna ausgearbeitet war, und dessen Hauptbestimmungen lauteten: „Jeder Ostpreuße zwischen 18 und 40 Jahren ist landwehrpflichtig. Ausgenommen sind nur Untaugliche, Geistliche und Lehrer. Stellvertretung ist statthaft. Der Staat liefert Waffen, die Gemeinden Bekleidung und Ausrüstung. Die höheren Offiziere werden aus den Grundbesitzern gewählt und vom Könige bestätigt, Hauptleute und Subalternoffiziere werden von einer Generalkommission ernannt. Die Landwehr wird nur in der Provinz verwendet."

Außerdem wurde ein Landsturm errichtet, dem alle nicht in der Landwehr dienenden Männer zwischen 18 und 60 Jahren angehörten.

Sehnsüchtig wartete mit der Provinz Ostpreußen das ganze Land auf den Ruf zu einmütiger Erhebung. Der König zögerte aus schwerwiegenden Gründen, bis die Verlegung seiner Residenz nach Breslau ihm größere Freiheit in seinen Entschließungen gewährte. Am 9. Februar führte eine Allerhöchste Kabinetts-Order die allgemeine Wehrpflicht ein, zunächst für die Dauer des Krieges. Als der König unmittelbar darauf seine Zustimmung zu Yorcks Vertrag von Tauroggen gab, an Frankreich den Krieg erklärte und den Allianzvertrag mit Rußland vollzog, da riß der Schleier der Ungewißheit. Am 17. März 1813 erließ der König dann den „Aufruf an mein Volk" und rief „die Landwehr" ins Leben. Die jetzt von der Regierung für deren Organisation erlassenen Vorschriften stimmten im wesentlichen mit denen für die ostpreußische Landwehr überein, gingen aber in den Altersgrenzen bis auf das 17. Lebensjahr herab. Die Stellvertretung fiel durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht fort. Der König behielt sich die Ernennung aller höheren Offiziere und die Bestätigung der Hauptleute und Subalternoffiziere vor. Die Aufgaben der Landwehr waren ursprünglich die eines Heeres zweiter Linie, wie die Einschließung der noch von Franzosen besetzten Festungen, Sicherung der Etappenlinien, Transport und Bewachung der Gefangenen, und nötigenfalls die Verteidigung des heimatlichen Bodens. Ausdrücklich war aber schon in der Verordnung vom 17. März vorgesehen, daß nicht nur einzelne Mannschaften, sondern auch ganze Truppenteile der Landwehr zum stehenden Heere herangezogen werden konnten.

Trotz allseitiger großer Anstrengungen ging die Organisation der Landwehr sehr langsam vor sich, da der verarmte preußische Staat nicht imstande gewesen war, die nötigen Vorbereitungen in einer auch nur einigermaßen ausreichenden Weise zu

*) Tatsächlich hat es diese Stärke nie erreicht.

treffen. Zwar erschien die Volksstimmung der allgemeinen Erhebung durchaus günstig, denn in den Kreisen der Gebildeten war der Sinn für nationale Ehre und Kraft, für den Wert idealer Güter neu erwacht und gestärkt, und die Leiden der letzten sieben Jahre hatten auch bei Bürger und Bauer, bei Handwerker und Knecht, einen grimmen Haß gegen die Franzosen erzeugt. Ungeheures leistete die Provinz Ostpreußen, der die schwersten Opfer zugemutet wurden. Nicht nur die außerordentlich hohen Forderungen Yorcks in bezug auf Mannschaftsgestellung wurden willig von ihr übernommen, sondern sie brachte von ihren nur eine Million betragenden Einwohnern noch ebenso viele Taler auf. In Westpreußen, Schlesien, in der Kur- und Neumark suchten sich dagegen zahlreiche Landwehrpflichtige durch Flucht dem Dienst zu entziehen, namentlich die Mannschaften der polnischen Landesteile gingen mit schlechtem Beispiel voran, so daß ihre Einstellung in die Reserve-Regimenter verfügt werden mußte. Sehr strenge Zwangsmaßregeln wurden an vielen Orten nötig, weil auch die Desertion bereits eingestellter Mannschaften eine erschreckende Ausdehnung annahm. Tendenzschriften bedauern bisweilen, daß der König und seine Ratgeber durch diese Zwangsmaßregeln der Erhebung des Volkes den Charakter der Freiwilligkeit genommen hätten. Sie vergessen aber dabei, daß es ohne diesen Zwang zu jener großen Erhebung überhaupt nicht gekommen wäre. Daß Linie, Reserve, Freiwillige, Jäger und Freikorps das beste Material in bezug auf Gesinnung in Anspruch nahmen, gereichte der Landwehr allerdings zum Nachteil, aber in mancher Hinsicht auch zur Entlastung.

Ferner muß der Landwehr zugute gehalten werden, daß infolge der Verarmung des Landes alle Rüstungen bei ihr nur auf das Dürftigste zugeschnitten werden konnten. Kaum die nötigste Bewaffnung war aufzubringen. Ein großer Teil der Leute führte bis in den Sommer hinein Piken. Die Tuchlitewken liefen beim ersten Regen völlig ein. Leinwandhosen boten keinen Schutz gegen Kälte und Nässe, die kurzen Schuhe ohne Gamaschen blieben im Kot stecken. Leinene Quersäcke, an der Schnur über die Schulter getragen, versahen die Stelle der Tornister. Alle diese ungeheuren Schwierigkeiten verhinderten, daß die Landwehr, wie ursprünglich geplant, mit ihrer Masse schon bis zum 1. Mai verwendungsbereit war. Um diese Zeit begannen vielmehr erst ihre militärischen Übungen. Am Frühjahrsfeldzuge 1813 haben daher im ganzen nur neun Bataillone, sechs Eskadrons und zwar als Blockadetruppe vor Danzig teilgenommen.

Die französische Armee des Jahres 1813.

Am 5. Dezember hatte Napoleon in Smorgony die Armee verlassen, in der Nacht zum 19. traf er in Paris ein. Sofort entfaltete er eine rastlose Tätigkeit zur Wiederherstellung seiner Streitmacht. Ein Stamm gedienter Mannschaften von etwa 100 000 Mann stand ihm nach und nach zur Verfügung. Dieser bestand aus Resten der alten Armee, die dem Untergange entronnen waren, aus Festungs- und

Schiffsartilleristen, Depotmannschaften, Schiffsbesatzungen und Polizeitruppen, schließlich aus herangezogenen Truppenteilen der spanischen Armee. Hierzu traten 78 000 Mann des I. Aufgebots der Nationalgarde, die im März 1812 zu sogenannten Kohorten zusammengestellt waren und ein Mittelding zwischen aktiver Armee und Nationalgarde bildeten. Ihr Offizierkorps war minderwertig. Um sie auch außerhalb des eigenen Landes verwenden zu können, wurden sie durch Senatsbeschluß vom 11. Januar zu Linientruppen umgewandelt.

Mit diesen 178 000 Mann war der Rahmen geschaffen, zu dessen Ausfüllung zunächst der Jahrgang 1813 in der Stärke von 137 000 Mann zur Verfügung stand, da er schon Ende 1812 in den Depots bereitgestellt worden war. Auf die am 10. Januar eintreffende Nachricht der Konvention von Tauroggen forderte Napoleon vom Senat aus den Resten der Jahrgänge 1809 bis 1812 zunächst 100 000 Mann, die sofort, dann aus dem Jahrgang 1814 vorgreifend 150 000 Mann, die erst im März unter die Waffen treten sollten. Als am 27. März Preußens Kriegserklärung in Paris eintraf, forderte der Kaiser weitere 170 000 Mann, von denen 80 000 Mann dem ersten Aufgebot der Nationalgarde aus den Jahrgängen 1807 bis 1812, die übrigen 90 000 Mann wieder vorgreifend aus dem Jahre 1814 entnommen werden sollten. Zahlreiche Departements und Städte wurden veranlaßt, dem Kaiser bis zum Februar noch 16 000 Kavalleristen und 22 000 Pferde als Nationalgeschenk darzubringen. Einschließlich der alten Soldaten und Kohorten verfügte der Kaiser im Frühjahr über 750 000 Mann, von denen allerdings 20 vH. abzurechnen sind, da sich auch hier Tausende durch die Flucht der Aushebung entzogen, andere Tausende körperlich unbrauchbar waren. Von den verbleibenden 600 000 Mann war ferner der größere Teil erst nach Monaten verwendbar.

Insgesamt standen dem Kaiser Ende April an der Elbe und Saale 260 000 Mann*) zur Verfügung. Im Laufe eines Monats waren noch 50 000 Mann zu erwarten, und 78 000 Mann standen in den Festungen. Zu Beginn des Frühjahrsfeldzuges befand sich somit eine Streitmacht von etwa 388 000 Mann auf deutschem Boden.

Die bei Neubildung dieser starken Truppenmassen entstehenden Reibungen waren ungeheuer. Die Rekruten mußten mit Fußmarsch aus dem ganzen Reiche gesammelt, dann organisiert, gekleidet und bewaffnet werden. Für alles dies waren nirgends Vorbereitungen getroffen, die Magazine waren leer, und die Industrie arbeitete langsam. Waren die Anforderungen an die taktische Ausbildung damaliger Heere auch gering, so mußten die Kolonnen der Massentaktik doch formiert werden können und sich bewegen lernen. Hohe Marschleistungen waren unvermeidlich. Zu alledem gehörten Zeit und Übung, die beide fehlten. Bei der Kavallerie türmten sich die

*) Davon 25 000 Mann an der unteren Elbe.

Schwierigkeiten ins Maßlose, weil es an allem, namentlich an Reitern, gebrach. Zwar hatten sich aus Rußland etwa 10 000 Kavalleristen zu Fuß gerettet und mit ihnen wurden Gendarmen, Postillone und Stämme der spanischen Armee vereinigt, aber die Masse der Kavalleristen bestand aus Rekruten, die auf ungerittenen und schlecht ausgerüsteten Pferden jeder Ausbildungsarbeit spotteten. Wäre der Kavallerie infolge geringerer Verluste ihr Offizier- und Unteroffiziermaterial nicht länger erhalten geblieben als der Infanterie, so hätte sie noch weniger geleistet, als es ohnehin der Fall war. Die Artillerie war Napoleons beste Waffe. Dank ihrer zahlreichen reitenden Batterien — über ein Viertel des Ganzen — war sie beweglich und erhielt sich die daraus erwachsende Überlegenheit gegen den Feind während des ganzen Feldzuges.

Der Geist in den Reihen der alten Kämpfer von 1812 war recht gut. Entflammt für den Ruhm ihrer Fahnen, wären sie dem Kaiser ausnahmslos freudig in den Tod gefolgt. Aber nicht nur ihre Zahl, sondern die der gedienten Soldaten überhaupt, war zu gering, um jenen Geist der Hingabe zum Gemeingut der Armee zu machen. Dies wurde noch dadurch erschwert, daß diese gedienten Soldaten im Vergleich zu den ungeheuren Rekrutenmengen nicht gleichmäßig auf die Korps verteilt waren, sondern manche von ihnen dieser festen Stütze völlig entbehrten, also nur aus Rekruten bestanden. War schon bei den Nationalfranzosen die vaterländische Begeisterung vielfach gering, so fehlte sie den Truppen der fremden Kontingente*) völlig, wie die zahlreichen Desertionen beweisen. Das Menschenmaterial der Rheinbundstaaten war gut, ihre Offiziere und Unteroffiziere brauchbar. Mit richtigem Blick erkannte Napoleon, daß er bei der geringen Güte seines Heeres jetzt erst recht eines starken Elitekorps bedürfe, und ließ sich daher die Ergänzung seiner Garde besonders angelegen sein. Diese hat denn auch bis zuletzt echt soldatischen Geist bewahrt. Hatte sie 1805 nur 9000 Mann betragen, so war sie 1812 schon auf 50 000 Mann angewachsen. Aus Resten der alten Armee, des spanischen Heeres und aus Eliten gelang es dem Kaiser allerdings nur etwa 15 000 Mann Garde bis Ende April an der Saale zu vereinigen. Er vermehrte sie aber mit allen Kräften weiter.

So bewundernswert Napoleons Neuschöpfungen im Frühjahr 1813 auch waren, so führte er doch im ganzen ein Rekrutenheer ins Feld, das der in Rußland verlorenen Armee nicht annähernd gleichwertig war und in moralischer Hinsicht auch hinter den alten Soldaten Preußens und Rußlands zurückstand. Trotzdem blieb diese Armee in der Hand ihres genialen Führers, befehligt von jungen unerschrockenen Generalen mit zwanzigjähriger Kriegserfahrung, ein achtunggebietendes Instrument des Krieges.

---

*) 35 000 Mann.

Der Frühjahrsfeldzug 1813.

Die vorstehend beschriebene Armee Napoleons war einer vorübergehenden Begeisterung fähig, sie war imstande, unter Führung des Kaisers bei Groß-Görschen und Bautzen zu siegen und dessen in Rußland verblaßten Ruhm der Unbesiegbarkeit auf französischer Seite wiederherzustellen. Aber ihre jungen „Konskribierten", die in Eilmärschen das Gebiet zwischen Rhein und Oder durchmessen hatten, waren den Strapazen eines längeren Feldzuges mit allen seinen Entbehrungen in keiner Weise gewachsen. Mehr als 30 000 Mann füllten im Mai die Lazarette der Elbfestungen. Die Ausbildung der Infanterie war so ungenügend, daß sie sich nur in Bataillonsmassen verwenden ließ, deren große Ziele auch vom ungeübtesten Schützen nicht zu fehlen waren. Daraus erklären sich ihre starken Gefechtsverluste. In geradezu kläglichem Zustande nach Zahl und Beschaffenheit befand sich die Kavallerie. Die überaus schlechte Verpflegung brachte die Armee physisch und moralisch noch mehr herunter. Nach den beiden Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen war sie am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Ein dritter Zusammenstoß hätte eine Krisis herbeiführen können.

Die Verbündeten hatten zwar die gewaltige Überlegenheit des Feldherrngenies Napoleons von neuem fühlen müssen, aber dieser hatte keinen Vernichtungsschlag führen können. Unerschüttert und in guter Ordnung ging die preußisch-russische Armee nach Schlesien zurück. Sobald daher Österreich als bewaffneter Vermittler auf den Plan trat, zeigte sich Napoleon Verhandlungen nicht abgeneigt. Am 4. Juni wurde der Waffenstillstand von Pläswitz abgeschlossen und später bis zum 15. August verlängert. Beide Teile hofften, Österreich auf ihre Seite zu ziehen, und beiden gewährte er Zeit zu weiteren Rüstungen.

Preußische Rüstungen während des Waffenstillstandes.

Während in Prag fruchtlose Friedensverhandlungen geführt wurden, während Österreich, England und Schweden dem preußisch-russischen Bündnis beitraten, rüstete der schwergeprüfte Staat Friedrich Wilhelms III. mit angestrengter und opfermütiger Tätigkeit weiter. Sehr schnell wurden die Verluste des Frühjahrsfeldzuges ersetzt, das stehende Heer wurde um 50 Bataillone (40 000 Mann), 13 Eskadrons, 44 Artillerie- und sechs Pionierkompagnien vermehrt. Hierzu trat die jetzt in ihrer Organisation allmählich zum Abschluß gelangte Landwehr. Trotz aller Mühe und Hingabe der Behörden und des Volkes waren die Fortschritte in ihrer Organisation aber recht langsam. Die Desertionen wollten kein Ende nehmen. Es handelte sich dabei nicht um einzelne Leute, sondern um Tausende. Unruhen und Exzesse waren nicht selten, wenn die Flüchtlinge aufgegriffen werden sollten. Die geringe Leistungsfähigkeit der damaligen Industrie erschwerte die Bewaffnung und Ausrüstung bedeutend. Die gelieferten Gewehre reichten nicht annähernd aus, so daß bei Beginn der Feindseligkeiten das erste Glied der Infanterie noch meist mit Piken bewaffnet war. Erst auf dem Schlachtfelde mußte es sich die Gewehre erobern. Mit Mänteln konnte auch jetzt nur ein Teil der Mannschaften versehen werden; Kochgeschirre waren sehr spärlich



vorhanden. Am allerschwersten aber litt die Landwehr unter dem Mangel tüchtiger, dienstkundiger Subalternoffiziere und Unteroffiziere. Durch die Wahl der niederen Offizierklassen war ein Teil nicht nur dienstlich ungeeigneter, sondern auch moralisch recht minderwertiger Elemente in diese Stellen gelangt. Natürlich litt darunter die Disziplin, die ohnehin schwer aufrecht zu erhalten war, in hohem Grade. Zum Glück waren die Stellen der Kommandeure fast ausschließlich, und auch die der Kompagnie- und Eskadronchefs in beträchtlicher Anzahl mit den Offizieren der alten, so viel geschmähten Armee von 1806 besetzt. Es verdient ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß der Geist dieses Offizierkorps vorzüglich war, daß in ihm die veralteten Formen der Taktik geschwunden, dagegen die alten Anschauungen des großen Königs über Ehre und Pflicht dieselben geblieben waren. Hohe Begeisterung für den Kampf um die Befreiung des Vaterlandes von schimpflichem Joch beseelte jeden einzelnen, und ein glühender Haß gegen den Unterdrücker, sowie der Wunsch nach Rache für die Unbilden der letzten sieben Jahre kamen hinzu. Diese alten Offiziere bildeten das Rückgrat der Landwehr, sie waren Führer, Lehrer und Vorkämpfer in Gesinnung, Ausbildung und im Kampfe. Zunächst sorgten sie dafür, daß die ungeeigneten Elemente bald wieder aus dem Offizierkorps verschwanden. Kaum erfüllbar waren die ihnen in der Ausbildung der völlig ungeübten Mannschaften erwachsenden Pflichten, weil ihr Ausbildungspersonal, die Subalternoffiziere und Unteroffiziere, zum größten Teil niemals Soldaten gewesen waren. Man versetzte Gendarmen und Invaliden zur Landwehr, beförderte freiwillige Jäger und Unteroffiziere der Linie zu Landwehroffizieren, und kommandierte schließlich, als das alles noch nicht ausreichte, Offiziere und Unteroffiziere der Linie für einige Zeit zur Aushilfe. Überall war die Landwehr auf die Hilfe aus dem stehenden Heere angewiesen. Nur wo diese gewährt wurde, kam ihre Ausbildung einigermaßen vom Fleck. Trotzdem blieben ihre Leistungen anfangs noch recht bescheiden und wären es noch mehr gewesen, wenn nicht ein ansehnlicher Teil ehemaliger Krümper — ihre Zahl wird auf mehr als 30 000 zu veranschlagen sein — in ihr vorhanden gewesen wäre.

Die erste Stelle nahm in bezug auf Ausbildung wieder die ostpreußische Landwehr ein. Der Generalgouverneur v. Zastrow sprach sich Anfang Juni nach einer Besichtigung der Blockadetruppen von Danzig über deren Geist und Ausbildung in anerkennender Weise aus und berichtete zu Ende des Monats in gleichem Sinne über die ganze ostpreußische Landwehr an den König.*) Die westpreußische Landwehr war nach Ablauf des Waffenstillstandes noch nicht feldbrauchbar. General v. Tauentzien schrieb am 15. Juli: „Die Bataillonskommandeure sind fleißig gewesen und haben geleistet, was in ihren Kräften stand; trotzdem weiß ich nicht, was ich mit dieser elenden Truppe machen soll, in der kaum ein Subalternoffizier einen Begriff vom Dienst hat.

*) Zur Durchführung der nationalen Erhebung war das ganze Königreich in vier General-Gouvernements eingeteilt, deren Gouverneure außerordentliche Machtbefugnisse erhielten.

Ich werde mich ihrer annehmen, es muß biegen oder brechen, oder wir erleben Schande." Ähnlich sah es bei der schlesischen Landwehr aus. Anfang August stellte man dort aus den kriegsbrauchbaren Elementen 45 Bataillone zusammen, während die noch nicht im Felde zu gebrauchenden Mannschaften, in 25 Bataillone vereinigt, als Besatzungstruppe verwendet wurden. Von den 38 Bataillonen, 34 Eskadrons, die in der Kur- und Neumark und in Vorpommern aufzustellen waren, wurden bei einer Besichtigung am 15. Juli 32 Bataillone, 32 Eskadrons für feldbrauchbar erklärt. In auffallender Weise blieben Organisation und Ausbildung der Berliner Landwehr zurück. Es wurde nötig, die Bataillone in die Umgebung der Hauptstadt zu verlegen und den säumigen Landwehrausschuß für Berlin durch geeignete Männer zu ersetzen.

Die gesamte Landwehr-Infanterie wurde in 37 Regimenter mit 149 Bataillonen formiert und zählte 101 000 Mann.

In verhältnismäßig besserer Verfassung als die Infanterie befand sich die Kavallerie der Landwehr, weil ihr Offizierkorps stärker, einheitlicher und dienstkundiger war. Die ohnehin mit Offizieren reicher ausgestattete Linien-Kavallerie war nur unwesentlich vermehrt worden. Die vielen inaktiven Offiziere der Waffe standen also für Neuformationen zur Verfügung.*) Ein Bericht Gneisenaus über die schlesische Kavallerie sagt u. a.: „Die Kavallerie hat gute und tüchtig gediente Führer, und ist kein einziger Eskadronskommandeur in ihr zu finden, der nicht als solcher den Ruf der vorzüglichsten Tüchtigkeit hätte. Die Subalternoffiziere haben meist gedient und sind sehr befähigte junge Männer." — Trotzdem blieb auch hier vieles zu wünschen übrig. General v. Borstell urteilte: „Auf minderwertigen Pferden beritten, ohne gründliche Reitausbildung, fehlte der Landwehrkavallerie der unbedingte Trompetengehorsam. Im Vorgehen war sie tapfer bis zum Aufhören jedes Gehorsams und jeglicher Gliederordnung. Beim Zurückgehen konnte sie nur an einem Naturhindernis zum Sammeln gebracht werden." — Die Lanze war für die nicht mit ihr ausgebildeten Reiter mehr ein Hindernis als eine Waffe.

Zur Aufstellung gelangten 30 Landwehr-Kavallerie-Regimenter**) mit zusammen 146 Eskadrons, denen noch neun Eskadrons der drei National-Kavallerie-Regimenter mit fast 1000 Mann***) hinzuzurechnen sind, so daß die Gesamtstärke der Kavallerie etwa 11 500 Mann betrug.

Da die Landwehr anfänglich Ersatztruppen nicht besaß, so mußten nach verlustreichen Kämpfen oft die Mannschaften mehrerer Bataillone zusammengeworfen werden,

*) Hier und später mehrfach nach Friederich Herbstfeldzug II. S. 20 u. ff.

**) Der Etat der Regimenter betrug 378 Köpfe, wurde aber nicht überall erreicht.

***) Die Stärken der National-Kavallerie-Regimenter waren sehr verschieden. Die von den Ostpreußen in Aussicht genommene Stärke von 1000 Mann für ein Regiment wurde nicht annähernd erreicht.



so daß die Zahl der Truppeneinheiten zeitweise erheblich sank. Später begann man mit Aufstellung von Ersatzbataillonen der Landwehr (Landwehr-Reserven), deren Zahl bis zum Oktober auf 23 stieg. Von den 271 000 Mann, die Mitte August 1813 an Linie, Landwehr und Ersatztruppen unter den Waffen standen, und die sich im Laufe des Jahres durch Neuaushebungen auf 300 000 Mann erhöhten, waren etwa 41 bis 42 vH. Landwehren. Sehr starke Kräfte fanden aber Verwendung als Besatzungs- und Belagerungstruppen, so daß die preußische Feldarmee nur auf 161 600 Mann*) zu veranschlagen ist. Hiervon waren auf die einzelnen Armeen 69 700 Mann Landwehr verteilt, was einer Stärke von 43 vH. gleichkommt.

Aus diesen Feldtruppen wurden vier Armeekorps gebildet und den Generalen Yorck, Kleist, Bülow und Tauentzien unterstellt. Die drei ersten Korps setzten sich zusammen aus je vier Brigaden zu je einem Linien-, einem Reserve-, einem Landwehr-Infanterie-Regiment, einem Kavallerie-Regiment, einer Batterie, zusammen: zehn Bataillone, vier Eskadrons, acht Geschütze. Dazu kam bei jedem Korps eine Reservekavallerie von drei Brigaden, darunter eine Landwehrbrigade, im ganzen 20 bis 30 Eskadrons, und eine Reserveartillerie von vier bis acht Batterien. Die Landwehr betrug bei Yorck etwa 45 vH., bei Kleist 28 vH. und bei Bülow 22,2 vH. der Gesamtstärke des Korps.

Von den 48½ Bataillonen des IV. Armeekorps gehörten 41½ Bataillone und alle 29 Eskadrons, also 91,6 vH. der Gesamtstärke, der Landwehr an.

Die Summe aller Feldtruppen der Verbündeten betrug etwa 513 600 Mann, davon 13,5 vH. preußischer Landwehr. Rechnet man hierzu an Reserveformationen, die noch in der Organisation begriffen waren, an Besatzungs- und Blockadetruppen, ferner an Armeeteilen, die gegen Italien und Bayern standen, rund 350 000 Mann, so ergibt sich bei Ablauf des Waffenstillstandes eine Gesamtstärke aller unter den Waffen stehenden Kräften der Verbündeten von etwa 863 600 Mann, von denen 112 500 Mann, also auch etwa 13 vH. der preußischen Landwehr angehörten.

Rüstungen Napoleons während des Waffenstillstandes.

Da der Verstärkung der Verbündeten durch Österreich, England und Schweden auf französischer Seite nur eine solche durch das kleine Dänemark gegenüberstand, und da die Hilfe der Rheinbundstaaten**) gering war, so wurden an das französische Volk von neuem große Anforderungen gestellt. Die Rüstungen Napoleons waren, der Bedeutung des bevorstehenden Kampfes entsprechend, wieder in höchstem Grade bewundernswert. Um die Verluste der alten Soldaten, der Kohorten und der Aushebung von 1813, die alle bei Groß-Görschen und Bautzen gefochten hatten, zu ersetzen, marschierten die in der Heimat erst später in ihrer Organisation fertig gewordenen Truppenteile im Laufe des Sommers nach Deutschland. An ihrer Stelle

*) einschl. 4000 Mann des Korps Wallmoden.

**) Mecklenburg und Anhalt waren auf die Seite der Verbündeten getreten.

rückten die Ausgehobenen des Januar und April in die Depots ein, um eingekleidet, ausgerüstet und notdürftig ausgebildet zu werden. Nach etwa vier Wochen sollten sie in Abteilungen zu je 100 Mann nach Deutschland marschieren, unterwegs ihre Ausbildung vervollkommnen und in bestimmten Etappen zu immer größeren Verbänden zusammentreten, die der Kaiser bei Dresden besichtigen, dann auflösen und auf die Korps neu verteilen wollte. Die in den Depots vorhandene und mit großem Eifer neu beschaffte Bekleidung und Bewaffnung reichten für die dort zusammenflutenden Massen nicht annähernd aus. Namentlich fehlte es an Schuhzeug und Gewehren. Die Ausbildung der Mannschaften in den vier kurzen Wochen war sehr dürftig und wurde noch ungenügender, als man den Aufenthalt in den Depots auf zwei Wochen herabsetzte, weil es an Unterbringungsräumen gebrach. Der Mangel an Ausbildungspersonal war so groß, daß selbst die reichliche Inanspruchnahme der spanischen Armee und die massenhafte Anstellung inaktiver Offiziere nicht annähernd ausreichte, um hierin eine sichtbare Besserung zu erzielen.

War die Infanterie schon schlecht, so war die Kavallerie geradezu kläglich, da es an Pferden und deren Ausrüstung fehlte, von Ausbildung also keine Rede sein konnte. Die meisten Kavalleristen wurden überhaupt erst in Deutschland beritten gemacht. Die Artillerie, deren Zugpferde leichter zu beschaffen waren, und für die eine verhältnismäßig hohe Zahl ausgebildeter Kanoniere zur Verfügung stand, übertraf die beiden anderen Waffen auch jetzt nicht unwesentlich. Zu allen Übelständen kam die Jugend und die daraus hervorgehende Schwächlichkeit der Rekruten. Fast 70 vH. der Armee waren 18 bis 20 Jahre alt, körperlich also noch nicht reif für die bei völlig unzureichender Verpflegung auszuhaltenden Strapazen. Geradezu schreckenerregend war der Abgang durch Tod und Krankheit; gegen Ende des Waffenstillstandes füllten 90 000 Mann die in erbärmlichstem Zustande befindlichen Lazarette. Alle Bemühungen der Generale zur Besserung dieser Zustände scheiterten an der Unehrlichkeit und Unfähigkeit der Intendanturbeamten, aber auch an dem Mangel an Geld und, wie es bei solchen improvisierten Neubildungen nicht anders sein kann, an dem Mangel aller Vorbereitungen.

Bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten verfügte Napoleon über 442 000 Mann Feldtruppen, 26 000 Mann zur Besetzung der Elblinie und von Bremen, 43 000 Mann in zweiter Linie und noch in Bildung begriffen, 60 000 Mann in den preußisch-russischen Festungen, zusammen 571 800 Mann.

Rechnet man hierzu die in der Bildung begriffenen Ersatztruppen, die Kranken und Verwundeten sowie die noch in der Heimat stehenden Rheinland-Kontingente, so erhält man eine Gesamtstreiterzahl von 700 000 Mann.*) Damit waren nicht nur die im Frühjahrsfeldzuge entstandenen Lücken ausgefüllt, sondern die Armee war um mehr als das Doppelte verstärkt worden.

*) Friederich, Befreiungskriege II, S. 31.

Kriegerischer Geist muß dem neuen Riesenheere zugesprochen werden. Waren die Rekruten auch nur widerwillig dem Rufe zur Fahne gefolgt, hatten sich ihm auch wieder viele Tausende durch die Flucht entzogen, so erzeugten die Persönlichkeit des Kaisers und die Überlieferungen der alten ruhmreichen Truppenteile in den jungen Mannschaften doch eine gewisse Begeisterung, die sie zeitweise zu heroischen Taten fortriß, die sie aber den Anstrengungen, Entbehrungen und namentlich den Rückschlägen um so weniger gewachsen machte, als die Untüchtigkeit der niederen Offiziere und der Unteroffiziere nach den Niederlagen geradezu die Ursache der Auflösung ganzer Truppenteile wurde. Einen Ausgleich bot der Umstand, daß die höheren Führer so gut waren, wie sie selten bei einer Armee zu finden sind, und daß sie bei durchschnittlich um zehn Jahre jüngerem Lebensalter, aber 20jähriger Kriegserfahrung, die Generale der Verbündeten vielfach überragten.

Die Landwehr im Herbstfeldzuge 1813.

Bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten hatten die Verbündeten aufgestellt:

Die Hauptarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg, die Schlesische Armee unter dem General der Kavallerie v. Blücher und die Nordarmee unter Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden.

Stärke und Zusammensetzung dieser drei Feldarmeen, auch bezüglich der Zugehörigkeit der preußischen Landwehr, sind aus nachfolgender Tabelle ersichtlich:

Armee	Gesamtstärke	Österreicher	Russen	Sonstige Verbündete	Preußen		die preuß. Landwehr betrug also etwa	
					im ganzen	davon Landwehr	% der preuß. Feldtruppen	% der ganzen Armee
Haupt-	254 500	127 500	82 000	—	Garden und Kleist 45 000	12 500	27,8	4,9
Schlesische	105 000	—	66 500	—	York 38 500	17 400	45,2	16,6
Nord-	154 100	—	29 500	23 500[1])	Bülow 40 500	9 000	22,2	
				23 000[2])	Tauentzien[3])			
				4 000	33 600	30 800	91,7	
				50 500	74 100	39 800	53,7	25,8
Zus.	513 600	127.500	178 000	50 500	157 600 / 161 600[4])	69,700	44,2 / 43,1	13,6

[1]) Schweden.

[2]) Russen, Deutsche, Engländer. 4000 Preußen der Korps Wallmoden sind besonders aufgeführt, da sie bei der Prozentberechnung der Landwehr als solche zählen.

[3]) Dem Korps Tauentzien waren außerdem noch die 17 000 Mann starken Blockadetruppen von Cüstrin und Stettin unterstellt, bei denen sich 15 000 Mann = 85 vH. Landwehren befanden.

[4]) Einschließlich der Korps Wallmoden.

Bevor wir den Armeen ins Feld folgen, sei kurz der für Belagerungen verwandten Landwehrtruppen gedacht. Sie waren im allgemeinen ihren Aufgaben durchaus gewachsen. Soldatischer Geist, Ordnung und Disziplin ließen anfangs auch hier zu wünschen übrig, besserten sich aber zusehends durch die längere Übung des Krieges. Einige Bataillone zeichneten sich vor Danzig beim Sturm auf die Schottenschanzen, andere vor Cüstrin durch Zurückweisung eines Ausfalls aus. Vor Glogau erreichte die durch sehr zahlreiche kleine Gefechte geförderte Ausbildung der Mannschaften einen bemerkenswerten Grad. Anstrengungen und Entbehrungen erzeugten aber überall starke Verluste durch Krankheiten, so daß vor Danzig einige Bataillone aufgelöst werden mußten.

Bei der Nordarmee.

Im freien Felde fielen die ersten Schläge bei der Nordarmee. Während Napoleon selbst bestrebt war, mit seinen bei und östlich Dresden stehenden Hauptkräften eine Entscheidung gegen Blücher oder die Hauptarmee herbeizuführen, hatte er den Marschall Oudinot beauftragt, unter Mitwirkung Girards von Magdeburg und Davouts von Hamburg her die Offensive auf Berlin zu ergreifen. Hierbei wurde der französische Marschall von Teilen der Nordarmee unter Bülow am 23. August 1813 bei Großbeeren geschlagen. Während Davout daraufhin ohne Kampf sofort auf Hamburg zurückging, wurde das Korps Girard am 27. August bei Hagelberg fast vernichtet.

Oudinots Berliner Armee,*) 70 000 Mann stark, bestand aus neun Divisionen und einem Kavalleriekorps. Alle Mannschaften hatten nur eine sehr kurze Dienstzeit hinter sich. Das Kavalleriekorps war wegen mangelnder reiterlicher Ausbildung kaum verwendbar.

Dem Hauptkampfe gingen am 21. und 22. Vorpostengefechte**) voraus, in deren Verlauf das 2. Kurmärkische Landwehr-Kavallerie-Regiment im Verein mit drei Linien-Regimentern bei Wietstock eine zwar erfolglose aber tapfere Attacke gegen Infanterie ritt, bei der außer dem Regimentskommandeur noch drei Offiziere der Landwehr den Heldentod fanden.

Ehe es am 23. zum Entscheidungskampfe kam, griffen die Franzosen mit der etwa 8000 Mann starken Division Fontanelli das Dorf Blankenfelde an, bei dem die Division Dobschütz mit drei Bataillonen Linie, 13 Bataillonen Landwehr***) und 32 Geschützen stand. Zuerst wurde ein Angriff gegen den Südrand des Dorfes, dann mit Hilfe der Artillerie ein solcher gegen den linken Flügel der Stellung abgeschlagen. Darauf ging ein Bataillon des 1. Kurmärkischen Landwehr-Regiments zum Bajonettangriff über und warf mit einem eigenen Verlust von 87 Mann den Feind zurück, der im ganzen ebenso wie die gesamte preußische Division etwa 200 Mann einbüßte.

*) IV., VII., XII. Armeekorps, ein Kavalleriekorps = 61 000 Mann Infanterie, 9000 Reiter, 216 Geschütze.

**) Am 21. bei Trebbin, Nunsdorf, Mellen, am 22. bei Wilmersdorf, Wietstock und Jühnsdorf.

***) 2250 Mann Linie und 10 750 Mann Landwehr.

Der Kampf bei Großbeeren wurde von 33 000 Preußen, darunter 7000 bis 8000 Mann Landwehr, gegen einen etwa 20 000 Mann starken Teil der französischen Berliner Armee geschlagen. In völliger Unkenntnis über Stellung und Absichten der Preußen hatte General Reynier, der das mittlere der drei auf Berlin marschierenden Korps führte, nach seinem Heraustreten aus der südlich der Hauptstadt gelegenen Waldzone das nur schwach besetzte Dorf Großbeeren nehmen lassen, und wollte in seiner Nähe Biwak beziehen, während die etwas zurückgebliebenen Nachbarkorps den Vormarsch fortsetzten. Da erkannte Bülow die Möglichkeit eines Teilerfolges gegen Reynier und griff ihn unverzüglich an. Mit zwei Divisionen im ersten, der Kavallerie und Artillerie im zweiten Treffen ging er gegen den schnell vom Feinde besetzten Windmühlenberg und den Nordrand des Dorfes vor; die Division Borstell, anfänglich zur Reserve bestimmt, griff sehr bald selbständig in erster Linie ein. Der Kampf führte zu einem vollen Siege Bülows. Es darf aber nicht vergessen werden, daß Oudinots Armee überhaupt nur aus minderwertigen Elementen bestand, und daß von ihr auch nur weniger als ein Drittel am eigentlichen Kampf teilgenommen hatte. Während vom rechten Flügelkorps kein Mann auf dem Schlachtfelde erschien, hatte Oudinots eigenes Korps, das den linken Flügel bildete, zwar verspätet und daher erfolglos in den Kampf einzugreifen versucht, war aber sehr bald von der Unmöglichkeit eines Sieges überzeugt, wieder zurückgegangen.

Berlin war für jetzt gerettet. Die Verwendung der preußischen Landwehr in der Schlacht war im allgemeinen derartig erfolgt, daß sie innerhalb der Treffen in zweiter Linie vorging, ihr voran die Linientruppen stürmten. Nur ein Bataillon des 1. Neumärkischen Landwehr-Regiments focht in vorderster Linie und verlor im Bajonettangriff 100 Mann. Als es dann, von einem Linien-Bataillon gefolgt, weiter vorstieß, wurde es von zwei sächsischen Bataillonen angegriffen und begann zu weichen, da in wenigen Augenblicken 9 Offiziere und weitere 100 Mann fielen. Nunmehr kamen ihm das nachfolgende Linien- und ein Reserve-Bataillon zu Hilfe, umfaßten die Sachsen beiderseitig und vernichteten sie.

Das erste pommersche Landwehr-Kavallerie-Regiment attackierte erfolgreich sächsische Ulanen, sprengte ein zurückgehendes Infanteriekarree und eroberte sechs Geschütze. Es verlor dabei 113 Mann. Die Gesamtverluste Bülows beliefen sich auf etwa 1000 Mann gegen 3000 Franzosen. Eine Verteilung des Verlustes auf Linie und Landwehr ist nicht möglich. General v. Bülow erließ nach der Schlacht folgenden Tagesbefehl: „Eine rühmliche Erwähnung verdienen auch sämtliche Landwehrtruppen des Korps, die an diesem Tage zum ersten Male die Liebe für König und Vaterland bewährten, welche ihnen ihre Entstehung gab. Kein höheres Lob können sie erwerben, als ihren älteren Kameraden es gleichgetan zu haben, und der kommandierende General und die älteren Regimenter haben ihnen dieses ehrenvolle Zeugnis gerne gegeben.“ Als dann aber einige Zeitungen nur die Landwehr als Retter

Berlins priesen, trat Bülow solcher Auffassung sehr energisch entgegen. Zweifellos hat die Landwehr bei Großbeeren Schulter an Schulter mit der Linie ihre Schuldigkeit voll und ganz getan, aber sie focht, nur ein drittel so stark als die Linie, in Anlehnung an diese, erhielt im allgemeinen die leichteren Aufgaben zugewiesen und fand in kritischen Augenblicken an ihr wiederholt die sehr nötige Stütze.

Am 26. August hatten drei Landwehr-Bataillone bei Lynow*) den 2000 Mann starken Feind in waldiges Gelände zurückgedrängt, vermochten ihm aber wegen mangelnder Übung im zerstreuten Gefecht nicht dorthin zu folgen.

Während eines Nachtmarsches der Division Borstell hielten einige Landwehrleute eine Seitenpatrouille für feindliche Kavallerie und schossen ihre Gewehre ab. Sofort entstand ein wildes Feuer des ganzen Bataillons, die Kolonne löste sich auf, Gewehre und Tornister wurden fortgeworfen, kurz es riß ohne jeden Grund eine völlige Panik ein. Erst nach längerer Zeit konnten die Offiziere wieder Ordnung schaffen. Auch in den Kämpfen der ersten Septembertage vor Wittenberg war die immer wieder hervortretende Ungeübtheit der Landwehrleute im zerstreuten Gefecht die Ursache, daß die Führer auf manchen schon winkenden Erfolg verzichten mußten.

Besonders kennzeichnend für den Wert der Landwehr war das Gefecht bei Hagelberg. Die vereinigten Divisionen Hirschfeld und Putlitz zählten unter ihren 11 800 Mann nur etwa 2500 Mann Linientruppen.**) Sie waren am 27. August auf ihrem Marsch von Brandenburg über Ziesar auf Belzig völlig unbemerkt bis dicht in den Rücken des Biwaks der Kolonne Lanusse gelangt, die aus 9000 Mann, aber nur Rekruten bestehend, unter persönlicher Führung Girards bei Hagelberg lagerte. Anstatt ungesäumt anzugreifen, hielt Hirschfeld das vor ihm liegende Waldgelände für zu schwierig, ließ ein Detachement von drei Bataillonen unter Oberstleutnant v. Reuß im Nordwesten des Feindes stehen und befahl für das Gros einen Umgehungsmarsch von 7 km Länge. Auch dieser gelang unbemerkt. Als das vorderste Kavallerie-Regiment dann einige feindliche Reiterabteilungen vertreiben sollte, entwickelten sich sofort alle drei vorhandenen Regimenter gegen die wenigen Reiter und jagten unaufhaltsam ins Blaue hinein, bis zwei geschlossene Bataillone ihnen halt geboten. Mit der Verwendbarkeit dieser Kavallerie war es für den ganzen Tag vorbei.***) Bald darauf griff das Gros von Norden, das Detachement Reuß von Westen her den Feind an. Sobald die erste Granate in ein Landwehr-Bataillon von Reuß einschlug, machte dieses kehrt, lief auseinander und riß die anderen Landwehr-Bataillone mit fort. Erst nach Abfahren der feindlichen Artillerie gelang es dem Führer, die

*) 8 km westlich Baruth.

**) Zusammen 18½ Bataillone, zwölf Eskadrons, zehn Geschütze, davon nur vier Bataillone Linie.

***) Wenn General von Boyen aus der guten Attacke auch der Landwehr-Kavallerie bei Wittstock folgerte, daß der Herdentrieb der Pferde einen Teil ihrer Ausbildung ersetze, so dürfte er durch die Attacke von Hagelberg von der Notwendigkeit einer gründlichen Pferdeausbildung überzeugt worden sein.

Truppen wieder in die Hand zu bekommen und sie von neuem vorzuführen. Vom Gros waren unterdessen sechs Bataillone auf Hagelberg vorgegangen, Reuß schloß sich ihnen nun an, und beide schlugen die Richtung auf den Triftberg ein, wo Girard seine Massen ordnete. Das Landwehr-Bataillon Bornstedt war an der Spitze dieser Angriffskolonne. Bis auf 200 Schritt führte sein tapferer Kommandeur das Bataillon an den Feind heran und befahl hier den Sturm. Vergeblich! Die Leute stutzten, ein kurzes stehendes Feuergefecht begann. Dann wandte sich das Bataillon in Unordnung zur Flucht und riß die hinteren Bataillone mit. Alles flutete unaufhaltsam nach Norden zurück. Sofort ging Girard zum Gegenstoß über und nahm Hagelberg in Besitz. Eine völlige Niederlage der Preußen wäre unvermeidlich gewesen, wenn nicht der Oberstleutnant v. d. Marwitz mit drei frischen Landwehr-Bataillonen die Flüchtigen aufgenommen und durch heftiges Geschützfeuer die Verfolger abgehalten hätte. Unterstützt wurde er hierbei durch das 1. Reserve-Regiment, das sich aus dem zurückflutenden Haufen loslöste, zu neuem Widerstande sammelte und den Landwehren einen festen Halt bot. Inzwischen hatten andere Landwehr-Bataillone von Osten her Hagelberg im Sturm wiedergewonnen und bedrohten Girards Truppen in Flanke und Rücken, so daß dieser den Rückzug befahl und ihn nun zum Teil schon erkämpfen mußte. Sein rechter Flügel wurde dabei fast völlig vernichtet. „Zwei französische Bataillone fielen in und am Dorfe, von allen Seiten umfaßt, unter den Kolbenschlägen der siegestrunkenen Landwehrleute, deren entfesselte Wut nirgends Pardon gewährte.“*)

Im ganzen gelangten kaum 3000 Mann, meist ohne Waffen und Tornister, nach Magdeburg zurück; 3000 Mann waren gefangen, ebenso viele tot oder verwundet.

Nur mit Einschränkung kann man das Gefecht bei Hagelberg den Ruhmestag märkischer Landwehr nennen. Obgleich die Preußen im ganzen dem Feinde nicht unwesentlich überlegen waren, genügten geringe Verluste des ersten Treffens, um dieses in völlige Auflösung zu bringen und auch das zweite Treffen mitzureißen. Allein dem tapferen Eingreifen des Oberstleutnants v. d. Marwitz — auch ein Offizier der alten Armee von 1806 — ist es zu danken, daß aus der schon entstehenden Niederlage im letzten Augenblicke ein Sieg wurde Die Ungeübtheit der Bataillone war so groß, daß von einer Gefechtsleitung keine Rede sein konnte. Der Kampf war völlig in die Bahnen des Zufalls gerissen, und alle Landwehr-Bataillone hatten Momente der Schwäche, aus denen sie nur die Tapferkeit ihrer Offiziere herausriß. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß der Feind eine ganz minderwertige Rekrutentruppe war. Ergaben sich doch zwei französische Bataillone — 33 Offiziere, 1353 Mann — einer preußischen Schützenlinie, die nur sechs Offiziere, 300 Mann zählte. Zweifellos sind hier auch bei den Landwehr-Bataillonen Züge großer persönlicher Tapferkeit zu

*) Friederich a. a. O. Bd. II, S. 170.



verzeichnen. Mit ihnen führte Marwitz den Umschwung herbei, aber von einem Ausharren der Truppe in schwieriger Lage, von soldatischer Zucht und militärischem Gehorsam war bei der Landwehr keine Rede. Wiederholt hat sie während solcher Krisen die Stütze der vier Linien-Bataillone nötig gehabt und gefunden.

„Durch dieses Gefecht ... war unter den Landwehrbataillonen alle Ordnung, alle Einwirkung der Offiziere gelöst." .... „Ein Angriff der noch intakten sechs feindlichen Bataillone würde sie wahrscheinlich in gänzlicher Verwirrung zurückgeschlagen haben." .... „An eine Verfolgung war nicht zu denken, auch nicht mit der Kavallerie, die noch immer nicht in der Hand ihrer Führer war. Die Landwehrleute waren ganz außerstande, noch irgend etwas zu leisten, gehorchten vor Freude über ihren Sieg keinem Kommando, und schossen vor Aufregung in der folgenden Nacht ihre Gewehre so häufig ab, daß man an einen Wiederbeginn des Gefechts glaubte." *)

Unter den Verlusten — 37 Offiziere, 1722 Mann — wurden 662 Mann, fast nur Landwehren, als „vermißt" bezeichnet. Wie früh diese „Vermißten" den Kampfplatz verlassen haben, geht daraus hervor, daß sie in Berlin die Nachricht einer völligen Vernichtung der Landwehr verbreiteten. Die Linie verlor 8,2 vH.,**) die Landwehr ohne die oben genannten Vermißten 9,6 vH., mit ihnen allerdings 16,7 vH. ihrer Stärke.***)

Hirschfelds Bericht an den Kronprinzen von Schweden schloß mit den Worten: „Ich halte es für meine Schuldigkeit, E. K. H. zu berichten, daß ich mit blos neuen Truppen ein ähnliches Gefecht nicht mehr bestehen und unternehmen kann; ich muß daher E. K. H. um Unterstützung durch alte Truppen bitten." —

Napoleon hatte nach der Schlacht bei Großbeeren an Stelle Oudinots den Marschall Ney mit dem Oberbefehl der Berliner Armee betraut, diese durch einige Ersatztruppen wieder auf etwa 58 000 Mann gebracht und ihr erneute Offensive gegen Berlin befohlen. Am 5. September drängte Ney bei Zahna und Seyda die Landwehren Tauentziens unschwer zurück. An dem verstopften Eingang von Seyda wäre durch zaghaftes Verhalten einiger Bataillone eine Katastrophe eingetreten, sobald der Feind verfolgt hätte. Neys Vormarsch auf Baruth führte am folgenden Tage zur Schlacht bei Dennewitz. Nördlich dieses Dorfes stand Tauentzien mit 10 000 Mann, davon 6700 Mann Landwehren.†) Als die Kolonnen des Tetenkorps Bertrand sich von Süden her durch das Dorf gegen ihn wandten, griff er selbst an, um seine Landwehren dem feindlichen Angriff nicht stehenden Fußes auszusetzen. Sobald die Bataillone aber in den Feuerbereich des Gegners kamen, stockten sie, blieben trotz

*) Meist aus „Preußens Landwehr" von einem preußischen Offizier.

**) 3 Offiziere, 202 Mann.

***) 34 Offizier, 858 Mann.

†) Von 11 Bataillonen, 15 Eskadrons waren 8 Bataillone, 11 Eskadrons Landwehren.

allen Antreibens ihrer Offiziere stehen und eröffneten ein regelloses Feuer, solange die Munition reichte. Dann machten sie kehrt, fluteten zurück und wurden durch die Attacke eines Kavallerie-Regiments in völlige Verwirrung gebracht. In dieser Krisis brachten 8½ Eskadrons — davon vier der Landwehr — durch eine auf Tauentziens Befehl gerittene Attacke die ersehnte Rettung. Fünf feindliche Bataillone wurden niedergeritten, ein Chasseur-Regiment, später noch eine Brigade polnischer Ulanen geworfen, eine Batterie erobert. Der Haupterfolg aber lag in dem erreichten Zeitgewinn, der dem anmarschierenden General v. Bülow ermöglichte, noch rechtzeitig in den Kampf einzugreifen. Seine Divisionen Thümen und Hessen-Homburg*) nahmen das Gelände nördlich von Dennewitz in Besitz, die Division Krafft**) ging weiter südlich vor. Gegen sie wandte sich jetzt das von Süden her nachfolgende Korps Reynier, zögerte aber mit dem Angriff, um Verstärkungen abzuwarten. Da griff Bülow mit allen verfügbaren Kräften seines rechten Flügels an und eroberte mit Hilfe der inzwischen eintreffenden Division Borstell***) das südwestlich von Dennewitz gelegene Göhlsdorf. Wieder erhielt der Feind Verstärkungen. Das Korps Oudinot†) war Reynier gefolgt und hatte Göhlsdorf bereits wiedergenommen, als es von Ney den Befehl erhielt, hinter der ganzen Front entlang auf den rechten Flügel zu marschieren, um dort das ungünstig verlaufende Gefecht wiederherzustellen. Während dieser Bewegung griff Bülow von neuem auf der ganzen Linie an und warf die vorderen Korps auf das nach Osten abmarschierende Korps Oudinot zurück, das nun in die sich stets steigernde Verwirrung mit hineingerissen wurde. Wilde Trümmer der französischen Kavallerie jagten durch die Reste der eigenen Infanterie hindurch und vollendeten die Verwirrung. Die ganze Berliner Armee war ein zusammenhangloser Haufen von Versprengten, Reitern, Geschützen und Fuhrwerken. Kein Befehl wurde befolgt, alle Bande der Zucht und Ordnung waren völlig aufgelöst. Aber auch der Sieger war am Ende seiner Kraft. Seine Infanterie kam kaum über das Schlachtfeld hinaus, die Kavallerie verfolgte nur eine Meile. Von der schwedisch-russischen Armee waren die Hauptkräfte nach anstrengendem Marsche um 5½ Uhr auf dem Gefechtsfelde eingetroffen, die zu ihr gehörende Landwehr-Division Hirschfeld war aber als marschunfähig unterwegs liegen geblieben.

Die Verluste der Franzosen betrugen 22 000 Mann. Ney schrieb an den Kommandanten von Wittenberg: „Ich bin nicht mehr Herr der Armee; sie versagt mir den Gehorsam und hat sich selbst aufgelöst."

Von 43 000 Preußen, die den Sieg von Dennewitz erfochten, waren 15 500 Land-

---

*) Zusammen 20½ Bataillone, 9 Eskadrons, 16 Geschütze, davon 4 Bataillone, 3 Eskadrons Landwehr.

**) 9 Bataillone, 4 Eskadrons, 8 Geschütze, davon 3 Bataillone, 4 Eskadrons Landwehr.

***) 11 Bataillone, 8 Eskadrons, 8 Geschütze, davon 4 Bataillone Landwehr.

†) Merkwürdigerweise war Oudinot als Korpsführer unter Ney bei der Armee belassen worden.

wehren. Sie hatten sich beim Korps Tauentzien anfangs untauglich für den Angriff gezeigt und wären ohne die Hilfe der Kavallerie zweifellos geschlagen worden; ein Beweis, daß die Landwehr noch immer versagte, wenn ihr eine schwerere Aufgabe zufiel, bei der sie auf sich allein angewiesen war. Daraus erklären sich auch ihre großen Verluste von etwa 3000 Mann = 30 vH., die sich auf alle Bataillone gleichmäßig verteilten, und die beweisen, daß die Höhe der Verluste nur in bedingter Weise als Maßstab für die Tüchtigkeit einer Truppe gelten kann. Es muß aber anerkannt werden, daß nach Bülows Eingreifen die Landwehr wieder mutig zum Angriff vorging und den Feind geworfen hat. Die Entscheidung der Schlacht fiel durch Bülows Angriff auf Göhlsdorf. Sein Korps bestand zu fast drei Vierteln aus Linientruppen,*) die einen Verlust von 141 Offizieren, 4774 Mann, also fast 20 vH. erlitten, während auf das Drittel der Landwehr des Korps ein solcher von 63 Offizieren, 908 Mann, also 11 vH. entfiel. Daraus geht hervor, daß im Bülowschen Korps richtigerweise die schwierigsten Aufgaben der Linie übertragen worden waren.

Als Napoleon Anfang Oktober mit der von Dresden her verstärkten Berliner Armee nach Norden gegen Blücher vorstieß, um diesen noch vor seiner Vereinigung mit dem Kronprinzen von Schweden zwischen Elbe und Mulde zur Schlacht zu zwingen, tat er zwar einen Luftstoß, da Blücher sich ihm durch Abmarsch auf Halle entzogen hatte; die vorderen Abteilungen Neys erfochten aber am 12. Oktober bei Pötnitz und Dessau sehr leichte Siege gegen Tauentzien, der an der Elbe stehen geblieben war. Seine Landwehren wurden, wieder auf sich allein angewiesen, von einer Panik ergriffen und wandten sich zur Flucht. Sehr viel besser hielten sich Thümens Linientruppen, die zwar vor dem die Elbe überschreitenden Korps Reynier die ihnen seit dem 3. Oktober übertragene Belagerung von Wittenberg aufgeben mußten und zunächst auf Roßlau zurückgingen, aber trotz eines Verlustes von 500 Mann ihre Haltung voll bewahrten.

Da das Überschreiten der Elbe durch stärkere französische Kräfte von Tauentzien und Thümen als der Beginn einer Offensive auf Berlin angesehen wurde, marschierten sie mit ihren Truppen Hals über Kopf zum Schutze der Hauptstadt dorthin ab. Nach vier Nacht- und drei Tagesmärschen langten die Landwehren in einem solchen Zustande der Erschöpfung an, daß sie zur Verteidigung der Hauptstadt völlig unfähig gewesen wären. Über 500 Mann waren bei den durch strömenden Regen grundlos gewordenen Wegen liegen geblieben. Durch die nun folgende Vereinigung aller Kräfte Napoleons bei Leipzig blieb Tauentzien die bittere Erfahrung erspart, daß man ungestraft mit Landwehren keine Gewaltmärsche unternehmen darf. —

*)
Linie	40½ Bataillone,	21 Eskadrons,	32 Geschütze	=	25 000 Mann
Landwehr	11 „	7 „		=	8 800 „
Zusammen . . .	51½ Bataillone,	28 Eskadrons,	32 Geschütze	=	33 800 Mann.

An der Schlacht bei Leipzig nahmen am 18. Oktober von der Nordarmee nur drei Divisionen des Korps Bülow, zusammen etwa 20 000 Mann, einschl. 6500 Landwehren, teil.*)

Das Korps griff gegen 3⁰ Nachmittags von Taucha her im Nordosten der Stadt ein und stürmte Paunsdorf. Bald darauf nahm ein Bataillon des 1. Neumärkischen Landwehr-Regiments im Verein mit dem Kolbergschen Infanterie-Regiment das Dorf Sellerhausen. Der Verlust dieses Tages betrug für das Korps 2360 Mann, davon etwa 500 Landwehren.

Am 19. Oktober ging das Korps Bülow mit den Divisionen Hessen-Homburg und Borstell in erster Linie, mit der Division Krafft, der die Kavallerie folgte, in zweiter Linie von Paunsdorf her gegen Volkmarsdorf-Reudnitz und das nördlich gelegene Gelände vor. Innerhalb der Divisionen befanden sich die Landwehrtruppen im allgemeinen im zweiten Treffen. Nach Besitznahme beider Dörfer und einer dann folgenden Gefechtspause, in der die Nordarmee aufschloß, richtete die vorderste Division Borstell ihren Angriff auf das Grimmaische Tor. Unter großen Verlusten kamen die Schützen allmählich bis an den Saum der Vorstadt heran, einige Abteilungen drangen dann in die Gärten der Umgebung des Tores ein, wo sich ein erbitterter Nahkampf gegen Marmonts Truppen entspann. Das Bataillon Mirbach vom 2. Reserve-Infanterie-Regiment gelangte durch zwei Nebenpforten in das Stadtinnere, vermochte aber, von allen Seiten heftig angegriffen, dort nicht Raum zu gewinnen. Darauf sandte der Kronprinz von Schweden drei Bataillone der Division Hessen-Homburg zur Unterstützung vor. Dem an der Spitze marschierenden Landwehr-Bataillon Friccius gelang es, an einer schwächeren Stelle die Mauer zu durchstoßen, allmählich einzudringen und das bisher noch immer geschlossene Haupttor zu öffnen.

Der Verlust des III. Armeekorps am 19. ist auf 1500 Mann, davon 400 Mann Landwehr, zu veranschlagen.

Der Landwehr der Nordarmee ist für ihr Verhalten bei Leipzig nur Anerkennung zu zollen. Stand sie auch anfangs im zweiten Treffen, so focht doch am Grimmaischen Tore durchaus in vorderster Linie. Die besondere Tüchtigkeit und Tapferkeit des Majors Friccius, der nicht Berufsoffizier war, verdient hervorgehoben zu werden. Er verstand es auch, diese Eigenschaften auf die ihm unterstellte Truppe zu übertragen. Leider hat sich aber an die Erstürmung des Grimmaischen Tores eine zum Teil recht gehässige Polemik geknüpft, die um so mehr zu bedauern ist, als sie zu parteipolitischen Zwecken ausgenutzt wurde.**)

Im allgemeinen haben die Landwehren der Nordarmee im Herbstfeldzuge

---

*) Die Division Thümen war mit Tauentzien in der Mark geblieben.

**) Die hier gegebene Schilderung beruht nach eingehender Prüfung aller erreichbaren Quellen auf der Darstellung von Friederich, Band II, Seite 354.

dauernd an Wert gewonnen und zuletzt recht Gutes geleistet. Es kam ihnen zustatten, daß sie in der gegenüberstehenden Berliner Armee einen ebenfalls nicht vollwertigen Gegner fanden, den zu schlagen gleich im Anfang gelang. Solche Anfangserfolge haben erhöhten Wert bei Truppen minderer Güte. Ferner blieben den Landwehren der Nordarmee die ungeheuren Marschanstrengungen der beiden anderen Armeen erspart. Wo doch einmal von einzelnen Teilen große Märsche verlangt wurden, wie von der Division Hirschfeld vor Dennewitz und dem Korps Tauentzien von der Elbe nach Berlin, da erwiesen auch sie ihre Marschunfähigkeit.

Bei der Schlesischen Armee.

Noch vor Ablauf des Waffenstillstandes hatte Blücher die Offensive ergriffen, war aber, als Napoleon sich mit überlegenen Kräften gegen ihn wandte, unter lebhaften Kämpfen*) und mit großen Marschanstrengungen vom 21. bis 23. August hinter die Katzbach zurückgegangen.

Außergewöhnliche Strapazen und Entbehrungen waren bei diesen Hin- und Hermärschen, die den Groll der Unterführer erregten, den Truppen zugemutet worden; während eines Zeitraumes von vier Tagen waren sie nicht ein einziges Mal zum Abkochen gekommen. Hungernd und frierend hatten sie auf völlig durchweichtem Boden biwakiert. Die durch solche Strapazen verursachten Abgänge überstiegen die Gefechtsverluste sehr bedeutend, namentlich bei der Landwehr, und erreichten mit 4500 Mann die Höhe der Verluste einer größeren Schlacht. Gleichzeitig litten aber das Vertrauen zur Führung und die Disziplin. Ein Bericht aus jener Zeit sagt: „Disziplin war nur wenig vorhanden, denn die Gemeinen waren nicht gewohnt zu gehorchen, die Offiziere hatten weder Autorität bei den Gemeinen, noch vermochten sie solche zu gewinnen. Auf den gleich nach dem Waffenstillstand stattfindenden Märschen war es oft den angestrengtesten Bemühungen der Regimentskommandeure und der Brigadechefs nicht möglich, Ordnung zu halten und das Trainieren zu verhindern. Die Unterstützung, die sie hierbei von den Kapitäns und Subalternoffizieren erhielten, war meist nur gering, da diese selbst des Dienstes zu unkundig waren, indem sie entweder vor Jahren nur kurze Zeit als Leutnant oder Junker oder überhaupt gar nicht gedient hatten."

Vor dem Feinde waren die Leistungen der Landwehr recht verschieden. Neben Zügen großer Tapferkeit finden wir Momente völliger Verzagtheit. Bei Löwenberg zeichneten sich am 21. zwei Landwehr-Bataillone durch zwei entschlossene Bajonettangriffe aus, die den aus einem Dorfe debouchierenden Feind zurückwarfen und Blücher zu nachstehendem Parolebefehl veranlaßten: „Mit wahrem Vergnügen habe ich gesehen und erfahren, daß die Landwehrtruppen, welche heute im Gefecht gewesen waren, sich brav geschlagen und den alten Linientruppen sich gleichgestellt haben. Ich werde dieses rühmliche Betragen Seiner Majestät dem Könige melden."

*) Am 21. August bei Bunzlau und Löwenberg, am 23. bei Niederau, Goldberg und am Wolfsberg.

Zwei Tage später versagte aber ein Teil der Landwehr bei Niederau. Als zwei im ersten Treffen aufgestellte Landwehr-Bataillone sahen, daß neben ihnen stehende Linien-Bataillone zurückgingen,*) ergriffen sie die Flucht, rissen ein Landwehr-Bataillon des zweiten Treffens mit und brachten für kurze Zeit auch Unordnung in ein Linien-Bataillon. Es gelang dem Regimentskommandeur, die Landwehren neu zu sammeln und im Anschluß an Linien-Bataillone auch wieder zu erfolgreichem Bajonettangriff vorzuführen. Als dann aber Kavallerie attackierte, wurden sie völlig zersprengt. Die gesamte Landwehr war damit vom Gefechtsfeld verschwunden. Linien-Infanterie trat an ihre Stelle, warf den Feind und schlug mehrere Kavallerie-attacken ab. Von drei Landwehr-Bataillonen, die am 23. früh noch 1600 Mann gezählt hatten, fanden sich in den nächsten Tagen nur einige kümmerliche Reste wieder bei der Armee ein.

Demgegenüber zeichneten sich am gleichen Tage zwei Landwehr-Bataillone neben zweien der Linie bei der Verteidigung von Goldberg aus und gingen mit diesen gemeinsam auch tapfer zum Bajonettangriff vor, nachdem sie sich verschossen hatten.

Blüchers Zurückweichen hinter die Katzbach hatte Napoleon erkennen lassen, daß für jetzt ein großer Erfolg gegen die Schlesische Armee nicht zu erzielen sei. Er entschloß sich daher, die Garden und das Korps Marmont von der Boberarmee nach Dresden zurückzuführen, um die dort stehenden Korps zu verstärken, und mit ihnen gemeinsam den ihm mittlerweile gemeldeten Stoß der verbündeten Hauptarmee nach Sachsen aufzufangen. Gegen Blücher blieben nur vier Armeekorps und ein Kavalleriekorps stehen, mit dem Auftrage, dem Kaiser den Rücken zu decken. Ihre Divisionen setzten sich aus französischen, italienischen und rheinbündischen Truppenteilen zusammen, deren Dienstzeit meist kurz, und deren innerer Halt infolgedessen noch nicht gefestigt war. Das Kavalleriekorps bestand durchweg aus jungen, ungeübten Reitern und war seinen russischen und preußischen Gegnern trotz seiner Stärke in keiner Weise gewachsen. Im ganzen wird die französische Boberarmee in ihrem jetzigen Zustande auf 100 000 Mann, die der Verbündeten auf 98 000 Mann zu veranschlagen sein.

Als Blücher den Abmarsch starker feindlicher Kräfte erfahren hatte, ergriff er von neuem die Offensive. Mit den Korps Sacken und Langeron auf den Flügeln, dem Korps Yorck in der Mitte, griff er am 26. den Marschall Macdonald an, als seine Truppen die Katzbach überschritten, und erfocht einen völligen Sieg, dessen Ruhm in erster Linie den Korps Yorck und Sacken zukommt.

Beim Vormarsch zum Angriff waren beim Korps Yorck zwei Landwehr-Bataillone in der Avantgarde. Das eine von ihnen wurde durch Artilleriefeuer so völlig in Auflösung gebracht, daß der Avantgardenkommandeur einem Linien-Bataillon befahl, auf die Flüchtlinge zu feuern. Ehe es geschah, kamen sie zum Stehen. Dagegen

*) Die Kommandeure wollten die Bataillone hinter eine Geländewelle führen, um sie dem Artilleriefeuer zu entziehen.

verfolgte ein anderes Landwehr-Bataillon Teile der französischen Brigade Meunier vom Kreuzberg bis über das Katzbach-Tal, eroberte drei Geschütze und ging angreifender Kavallerie in schnell formiertem Karree mit dem Bajonett so geschlossen entgegen, daß die Kavallerie abzog. Während des gegen Abend erfolgenden Vorstoßes der Brigade Steinmetz gegen Hennersdorf durchwatete ein Landwehr-Bataillon die Neiße bis an die Brust im Wasser und stürmte siegreich die jenseitigen Höhen.

Im ganzen hat sich die preußische Landwehr im Kampf an der Katzbach gut bewährt. Der Tag erhielt sein besonderes Gepräge durch die schweren Unbilden der Witterung. Da infolge des Regens die Gewehre nicht losgingen, griffen Linie und Landwehr den Gegner tapfer mit dem Bajonett an. Für die Verfolgung, wie Blücher sie befahl, versagten aber überall die Kräfte, bei der Landwehr naturgemäß in noch höherem Grade als bei der Linie. Am Schlachttage selbst kam überhaupt keine Verfolgung zustande. Ununterbrochen strömte der Regen hernieder. Kein Feuer brannte im Biwak. Bis auf die Haut durchnäßt, ohne Stroh und Mäntel, in leinenen Hosen, zum Teil ohne Schuhwerk, lagen die Landwehren bei mangelhafter Verpflegung auf der erweichten Erde. Trotzdem herrschte nach dem Siege eine gehobene Stimmung im Lager. Erst am Nachmittag des 27. trat die Linie zur Verfolgung an, noch einen Tag später erst setzte York seine Landwehren in Bewegung. Endlich in der Nacht zum 29. ließ der Regen nach, aber die Strapazen und Entbehrungen dauerten fort. Zu Hunderten blieben die Landwehrleute unterwegs liegen, andere Hunderte entfernten sich heimlich, um sich nach einigen Tagen, mit Lebensmitteln und Bekleidungsstücken neu versehen, wieder bei ihrer Truppe einzufinden. General v. Horn meldete am 29. früh an Blücher, daß zwei Landwehr-Bataillone seiner Brigade nur noch je 100 Mann zählten, daß diese wenigen Leute vor Mattigkeit nicht mehr marschieren könnten, und er sie daher zurücklassen müsse. Auch alle anderen Landwehr-Bataillone seien sehr schwach, ein großer Teil der Leute sei nach Hause gelaufen. Genau in gleichem Sinne äußerte sich kurz darauf York.

An der Bober-Brücke westlich Bunzlau stauten sich die flüchtigen Reste des Feindes. Katzler forderte York auf, in diesen Haufen hineinzustoßen. Dieser lehnte es wegen Erschöpfung der Truppen ab. Am folgenden Tage mußte der Bober-Übergang gegen den inzwischen geordneten Feind mit einem Verlust von acht Offizieren, 354 Mann erkämpft werden.

Der Verlust der Schlesischen Armee in den Katzbachtagen, vom 23. bis 31. August, wirft ein helles Licht auf die verschiedene Widerstandsfähigkeit der einzelnen Truppenarten. Von Yorcks Korps erlitt die 21 100 Mann starke Linie 4060 Mann Verlust, also etwa 19 vH., dagegen die 17 400 Mann zählende Landwehr einen solchen von 8864 Mann, d. h. fast 50 vH. Ausdrücklich sei hierbei betont, daß die eigentlichen Gefechtsverluste der Landwehr, einschließlich des Gefechts bei Bunzlau, weniger als 900 Mann betrugen, der weit überwiegende Teil also den Entbehrungen und Stra-

pazen anzurechnen ist. Weitere Vergleiche mit anderen Truppen verdunkeln das von der Landwehr erhaltene Bild noch mehr, denn die Gesamtverluste der Schlesischen Armee betrugen 22 365 Mann, also etwa nur 21 vH., die der Russen 9441 Mann, mithin sogar nur 14 vH.

Glücklicherweise machten sich die Unbilden der Witterung bei der geschlagenen Armee noch schwerer fühlbar als beim Sieger. In zwei Kolonnen wälzte sich die Boberarmee auf Bunzlau und Löwenberg. Sie befand sich im Zustande einer von Stunde zu Stunde wachsenden Auflösung. Ein französischer Offizier schrieb in diesen Tagen: „Kommt der Kaiser uns nicht zu Hilfe, um die drei geschlagenen Armeekorps wiederherzustellen, so weiß ich nicht, wohin wir gehen. So tapfer unsere jungen Soldaten sind, wenn sie den Feind zum Rückzug drängen, so wenig taugen sie selbst für den Rückzug. Der Schrecken bemächtigt sich ihrer. Dabei Regen durch vier Tage und vier Nächte; die Menschen sind krank, die Waffen untauglich, dabei kein Brot, kein Fleisch, kein Branntwein und kein Futter für die Pferde, die in gleicher Weise fallen wie die Menschen." Die Boberarmee hatte im ganzen 30 000 Mann eingebüßt und war bis in ihr innerstes Gefüge erschüttert. Tausende waren ohne Waffen, die Mehrzahl der Truppenteile ohne Munition. Die Entmutigung war allgemein, Zuchtlosigkeit und Desertion nahmen von Tag zu Tag mehr überhand. Mit Recht forderte Macdonald dringend die Anwesenheit des Kaisers als das einzige Mittel, die Armee neu zu beleben. Seinen Bericht an Berthier schloß er mit den Worten: „Si dans ce moment cette armée s'expose à un échec, il y aura dissolution totale."*) Wenn irgendeine Operation augenfällig dartut, daß improvisierte Truppen schweren Marschanstrengungen und Entbehrungen nicht gewachsen sind, so ist es die an der Katzbach, und das gilt sowohl bezüglich der Preußen als der Franzosen.

Der September brachte der Schlesischen Armee neue starke Märsche, nun zur Elbe, aber auch neue Marschverluste. Es wurde nötig, mehrere Bataillone miteinander zu verschmelzen. Kennzeichnend für die Zustände bei der Landwehr ist ein Bericht des Obersten v. Steinmetz über die Unordnung in seiner Brigade bei einem Nachtmarsch vom 4. zum 5. September. „Ich kann mich dieserhalb auf keine Art dafür verbürgen, daß künftighin keine Nachzügler sein werden, weil ich auch schon durch Strafen und selbst sehr harte Strafen dem Übel vorzubeugen bemüht gewesen bin. Die Kommandeure der Bataillone sind durch strenge Verweise bestraft, mehrere Offiziere haben Arrest gehabt, und bei weitem der größte Teil der Landwehr ist in die zweite Klasse versetzt, mit verkehrten Montierungen durch die Reihen geführt, mit Hunger und Stockschlägen bestraft worden, und es bleibt jetzt weiter nichts übrig als totschießen." Wurden durch die großen Anstrengungen auch alle kriegsuntüchtigen

*) Friederich a. a. O. II, S. 136.

Elemente abgestreift, so war doch anderseits die Folge, daß die Landwehr bei Wartenburg mit weniger als der Hälfte ihres ursprünglichen Bestandes focht, nämlich mit 8012 Mann neben 25 600 Mann der Linie. Aber die Landwehrleute von Wartenburg waren durch die harte Schule des Krieges nicht nur zu Soldaten, sondern zu Helden geworden, und es gelang ihnen am 3. Oktober, dem 13 000 bis 14 000 Mann starken Feinde unter Bertrand eine schwere Niederlage beizubringen, den Elb-Übergang zu erkämpfen. Die Brigade Steinmetz*) griff nach dem Elb-Übergange Wartenburg in der Front an, konnte aber wegen ungünstiger Geländeverhältnisse nicht vorwärtskommen und führte standhaft ein langes, sehr verlustreiches Feuergefecht. General v. Yorck befahl dann der Brigade Prinz Karl von Mecklenburg, Bleddin zu stürmen, was auch glückte, und woran sich ein Landwehr-Bataillon beteiligte. Dann griff die Brigade Horn*) das Dorf Wartenburg mit 10½ Bataillonen in der Front von Osten her an, während zwei Landwehr-Bataillone von Süden her stürmten. Die von allen Bataillonen in gleicher Weise bewiesene Tapferkeit erfocht endlich den Sieg mit einem Gesamtverlust von 67 Offizieren, 2041 Mann, deren Verteilung auf Linie und Landwehr nicht möglich ist. Daß auch der strenge Yorck von diesem Tage an in jedem seiner bewährten Landwehrleute einen ausgebildeten Soldaten sah, geht aus den Worten hervor, die er am Abend einem in das Biwak rückenden Bataillon zurief: „Ihr habt Euch wie alte Grenadier-Bataillons geschlagen", und einem anderen: „Nun hat die schlesische Landwehr das große Examen in allen Ehren bestanden." In dem Bericht an den König hob er vier Landwehr-Bataillone besonders lobend hervor.

Der bei Wartenburg besiegte Feind war durch die Geländeverhältnisse in so hohem Grade begünstigt worden, daß er den ganzen Tag über einen sehr hartnäckigen Widerstand leisten konnte, ohne sich selbst schweren Verlusten auszusetzen. Als der Sieg sich trotzdem auf die Seite der Preußen neigte, bewährte die Division Morand, die sich schon bei Dennewitz ausgezeichnet hatte, ihre Tapferkeit in mehrfachen kühnen Vorstößen aus dem Dorfe heraus. Dagegen zeigte sich später die Division Fontanelli so völlig haltlos, daß Tausende zu Gefangenen gemacht worden wären, wenn eine stärkere Kavallerie den Preußen zur Verfügung gestanden hätte. Die Verluste der Franzosen an Toten und Verwundeten blieben weit hinter den preußischen zurück, dagegen büßten sie etwa 1000 unverwundete Gefangene ein.

Von der schlesischen Landwehr des I. Korps nahmen 6500 Mann**) an der Schlacht bei Leipzig teil, in der Yorck mit einer Gesamtkraft von 21 469 Mann am 16. Oktober den blutigen Sieg bei Möckern erfocht. Marmont hatte dort mit 19 500 Mann, im ganzen tüchtigen Truppen, die in diesem Feldzuge noch nicht be-

*) 4½ Linien-, 8 Landwehr-Bataillone.

**) 15 Bataillone, 14 Eskadrons.

siegt waren, eine 3 km breite Stellung eingenommen, deren linker Flügel sich an das Dorf lehnte. Viermal mußte die aus Landwehr und Linie gemischte Avantgarde das Dorf Möckern vergeblich angreifen; da rückte das Gros heran und griff mit der Landwehr im ersten, mit der Linie im zweiten Treffen, zum fünften Male an. Sehr starkes Gewehrfeuer und die Kartätschlagen dreier Batterien brachten die Landwehr zum Weichen, sie flutete durch die Lücken des weiter vorrückenden zweiten Treffens hindurch, sammelte sich aber sofort hinter diesem. Obwohl der Feind jetzt bis zum jenseitigen Rande des Dorfes wich, mußte es vor anrückenden Verstärkungen wieder geräumt werden und blieb auch nach einem sechsten Sturm in der Hand des Feindes. Unter dem Feuer von 88 Geschützen erfolgte dann ein Angriff auf die feindliche Stellung östlich des Dorfes, ein siebenter Sturm auf dieses selbst. Wieder aber war es ein Mißerfolg, der drei Landwehr-Bataillonen ihre Kommandeure kostete. Weder im Dorfe, noch auf den östlich anschließenden Höhen gewannen die Preußen Gelände. Jetzt entschloß sich Yorck zum Einsatz seiner letzten Reserve, der Brigade Steinmetz. In zwei Treffen, das vorderste aus Landwehren bestehend, ging sie mit den rechten Flügeln längs des östlichen Dorfrandes vor. In Höhe der Dorfmitte schwenkten die Flügelbataillone beider Treffen rechts und warfen sich in das Dorf, die übrigen Bataillone des ersten Treffens gelangten bis auf 100 m an den Feind. Als dort in wenigen Augenblicken fast alle Offiziere fielen, stutzte die Kolonne, die Glieder lösten sich, ein regelloses Feuer begann, und alles flutete zurück. „Das Schicksal des Tages hing an einem seidenen Faden.“ Da führte Yorck das zweite Treffen vor. Im Sturmschritt am ersten vorbeieilend, drängten die Grenadiere ohne Rücksicht auf die Verluste unaufhaltsam vorwärts. Hinter ihnen sammelte sich das geworfene erste Treffen und folgte nach. Im Dorfe war das vorn befindliche Landwehr-Bataillon bis an den Südrand vorgedrungen, wurde dort aber auf die nachfolgenden Grenadiere zurückgeworfen, die es wieder mit vorrissen.

Unterdessen hatte östlich des Dorfes das feindliche Kartätschfeuer auch solche Lücken gerissen, daß eine Krisis drohte. Da ließ Yorck seine gesamte Kavallerie attackieren; sie entschied das Schicksal des Tages zugunsten der Preußen. Auch Möckern blieb endlich in ihrer Hand.

Mit Stolz durfte das Korps Yorck auf den Tag von Möckern zurückblicken. Hatte es doch einen an Zahl und Tapferkeit ebenbürtigen, gut geführten Gegner trotz seiner vorteilhaften Stellung geschlagen, ihm 2000 Gefangene, zahlreiche Geschütze und Trophäen abgenommen.

Wie tapfer die Landwehr an diesem Tage focht, beweist ihr Verlust von 3300 Mann, also über 50 vH. gegen 2300 Mann, also etwa 15 vH. bei der Linie. Fast 60 vH. der Gesamtverluste von 5600 Mann entfallen demnach auf die Landwehr. Trotz alledem hat sie auch bei Möckern ihre schwachen Momente gehabt und des Haltes der Linientruppen bedurft. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die hohe Zahl ihrer

hier gefallenen Stabsoffiziere und Hauptleute, die zum größten Teil der alten Armee angehört hatten und deren Beispiel wesentlich zu der guten Haltung der Truppe beigetragen hat.*) Daß die zurückflutenden Bataillone des ersten Treffens beim letzten Angriff sich gleich wieder sammelten und dem zweiten folgten, spricht dafür, daß sie die harte Schule des Krieges erfolgreich durchgemacht hatten.

Die französischen Verluste werden von Marmont auf 6000 bis 7000 Mann angegeben, werden aber größer gewesen sein. 184 Offiziere waren gefallen. Freund und Feind ehren diese hohen Verlustzahlen in gleicher Weise.

Bei der Hauptarmee.

Die vereinigte Böhmische oder „Die Hauptarmee" stand zu Ende des Waffenstillstandes in der Stärke von fast 255 000 Mann hinter der Eger. Am 20. August begann sie den im Kriegsrat von Melnik beschlossenen Vormarsch auf Leipzig, schwenkte aber auf Dresden ab, als die Nachricht einging, daß dort nur ein Korps stände, Napoleon selbst aber noch in der Lausitz weile. Diese Veränderung der Marschrichtung brachte zwar große Anstrengungen und Verpflegungsschwierigkeiten mit sich, erschöpfte also die Kräfte der Truppen vorzeitig, im allgemeinen aber gelangten bis zum 25. Nachmittags 80 000 Mann bis vor die Tore von Dresden, während der Rest der Armee dahinter aufschloß. Die Gelegenheit, sich noch an diesem Tage der Hauptstadt Sachsens zu bemächtigen, wurde versäumt. Napoleon wußte die Zeit besser zu nutzen. Sobald er sah, daß Blücher sich ihm in Schlesien entzogen hatte, trat er mit den Garden, dem Korps Marmont und einem Kavalleriekorps den Rückmarsch vom Bober auf Dresden an, zog noch weitere Kräfte an sich und schlug am 26. mit 120 000 Mann bei Dresden die Verbündeten.

Von den Preußen haben in dieser Schlacht Linie und Landwehr Schulter an Schulter mit Tapferkeit und Ausdauer am Großen Garten gekämpft, ohne an entscheidender Stelle verwandt zu werden. Als aber am 27. der Rückzug über das Erzgebirge angetreten wurde, als der strömende Regen die Wege verdarb, als in den Biwaks ohne Holz und Stroh die Verpflegung ausblieb, da brach die schon während des Vormarsches auf eine harte Probe gestellte Leistungsfähigkeit der Landwehren zusammen. Viele Hunderte entfernten sich von ihrer Truppe, namentlich beim 10. Landwehr-Regiment, das in der nun folgenden Schlacht bei Kulm am 30. August nur mit der Hälfte seines Sollbestandes erschien. Als es mit seinen drei schwachen Bataillonen das Dorf Nieder-Arbesau stürmen sollte, machte es vor dem ihm entgegenschlagenden Feuer kehrt und brachte zwei ihm als Reserve folgende Bataillone des 11. Linien-Regiments für kurze Zeit mit in Unordnung. Sehr schnell überwanden diese aber die Krisis und warfen den Feind aus seiner Stellung heraus. Eine Anzahl Landwehrleute hatte sich übrigens der Linientruppe angeschlossen.

*) Nach Friederich, Band II, S. 319 waren vom Korps York 8 Stabsoffiziere tot, 2 Brigadechefs, 5 Brigade-, 3 Regimentskommandeure und 14 andere Stabsoffiziere verwundet. Der Offizierverlust im ganzen betrug 172.



Die Verluste der Preußen vom 26. bis 30. August betrugen gegen 10 000 Mann davon 6870 Mann, also fast 69 vH., Landwehr. Auch hier waren die Gefechtsverluste verschwindend gering gegen die durch Entbehrungen und Strapazen verursachten Abgänge. Aus 16 Landwehr-Bataillonen wurden nun sieben neue formiert, je zwei Eskadrons zu einer verschmolzen. Aus dem ursprünglich 2200 Mann zählenden 10. Landwehr-Regiment wurde ein Bataillon zu 400 Mann formiert.

Als auf die Nachrichten von den Siegen bei Kulm, Großbeeren und an der Katzbach auch die Hauptarmee sich zu neuer Offensive entschloß, kam es Mitte September bei Nollendorf, Hellendorf und Kulm zu neuen Kämpfen, in denen sich die Reste jenes 10. Landwehr-Regiments durch Tapferkeit auszeichneten. Die damit verbundenen großen Marschleistungen forderten wieder unverhältnismäßig hohe Opfer, aber nur 3,5 vH. des Bestandes der Linie, dagegen 22 vH. bei der Landwehr.

Noch mehr verschoben sich diese Zahlen zuungunsten der Landwehr auf dem dann folgenden Vormarsch auf Leipzig, wo das Korps Kleist im ganzen mit 28 500 Mann, darunter aber kaum 4400 Mann Landwehr, erschien.

In der Schlacht bei Leipzig fand das Korps Kleist und mit ihm die Landwehr am 16. Oktober Verwendung beim Angriff Wittgensteins gegen die französische Südfront Liebertwolkwitz—Wachau—Markleeberg. Jeder der vier Angriffskolonnen war eine preußische Brigade zugeteilt.

Die zu einem Bataillon formierten Reste des 7. Landwehr-Regiments waren bei Wachau zwar nicht zu bewegen, sich in Schützenlinien aufzulösen, führten aber in geschlossener Linie tapfer und ausdauernd ein stehendes Feuergefecht und gingen dann mit Linientruppen gemeinsam zum Angriff vor, der aber nur den vorübergehenden Besitz des Dorfes brachte. Beim Antreten zum Angriff war das Bataillon von Kavallerie attackiert worden, hatte sie aber in schnell formiertem Karree abgeschlagen.

Am 18. Oktober fochten zwei Brigaden Kleists beim Sturm auf Probstheida in vorderer Linie, die eine hatte das 9. Landwehr-Regiment sogar im ersten Treffen. Nach einem glücklichen Sturm auf zwei hintereinanderliegende, stark besetzte Mauern warf es den Feind samt seinen herbeieilenden Reserven aus dem Dorfe hinaus. Da erfolgte ein übermächtiger feindlicher Gegenstoß, der das Dorf dem Regiment wieder entriß. Von 950 Mann verlor es 515 tot oder verwundet, also mehr als 54 vH. seines Bestandes. Der König belobte das Regiment am folgenden Tage für sein tapferes Verhalten.

Im ganzen hat das Korps Kleist bei Leipzig 8400 Mann, also fast 30 vH. seines Bestandes verloren, die sich bis auf obige Ausnahme im allgemeinen gleichmäßig auf die Bataillone der Linie und Landwehr verteilen.

Bei der Landwehr der Hauptarmee zeigen sich also im Herbstfeldzuge dieselben Erscheinungen wie bei der beider anderer Heere: Unfähigkeit im Ertragen von Marsch-

strapazen und Entbehrungen, unzureichende Leistungen zu Anfang des Feldzuges im Gefecht, dagegen recht gutes Verhalten in den entscheidenden Oktoberschlachten.

Die Tage bei Leipzig haben den Verbündeten im ganzen etwa 1800 Offiziere und 52 000 Mann gekostet. Auf die Preußen entfallen hiervon 498 Offiziere, 15 535 Mann, auf die Landwehr einschließlich der Offiziere etwa 5200 Mann. Die Landwehr ist also mit 32,4 vH. am preußischen, mit 9,6 vH. am Gesamtverlust beteiligt.

Die französische Armee hatte am 16. Oktober rund um Leipzig tapfer gekämpft und bis auf das Korps Marmont bei Möckern das Schlachtfeld behauptet. Als die Schatten der Nacht sich über das große Kampffeld senkten, brachten sie nur für wenige Erholung und Erquickung, da es an allem Nötigen, namentlich an Verpflegung und ärztlicher Fürsorge fehlte.

In der Frühe des 17. wurde die Armee unter die Waffen gerufen, besetzte ihre Stellungen und erwartete unter strömendem Regen vergeblich den Angriff des Gegners. An Ruhe und ausgiebiger Verpflegung wird für die Masse der Armee auch an diesem ganzen Tage nicht zu denken gewesen sein. In den blutigen Kämpfen des 18. Oktober wurde Napoleon dann im allgemeinen aus seinen Vorpositionen auf die Hauptstellung zurückgedrängt, so daß er sich gegen 6° Abends zum Rückzuge auf und durch Leipzig entschloß. Durch vier Tore strömten die Truppen in die Stadt hinein, durch ein einziges mußten sie diese verlassen. Kein Wunder, daß bei dieser Lage in der zunehmenden Dunkelheit die Ordnung verloren ging. Hindernisse aller Art erhöhten die Verwirrung, die sich aufs höchste steigerte, als Kavallerie und Artillerie in die sich stauenden Menschenhaufen hineinstießen und alles niederritten und niederfuhren, was sich ihnen in den Weg stellte. Am 19. früh endlich konnten die Reste von drei Korps abmarschieren, boten aber, untermischt mit Versprengten aller Truppenteile, ein Bild völliger Auflösung. Zur Verteidigung der Stadt an diesem Tage waren 30 000 Mann bestimmt, mit denen die Verbündeten sowohl am Rande wie im Innern der Stadt noch heftige Nahkämpfe zu bestehen hatten. Vielen Tausenden schnitt die vorzeitige Sprengung der Elsterbrücke den Rückzug ab. Gefangenschaft war ihr Los. Die französischen Verluste werden an Toten und Verwundeten auf 37 000 Mann, an Gefangenen, Kranken, Versprengten und Übergegangenen auf 35 000 Mann, im ganzen also auf 72 000 Mann zu schätzen sein; das sind fast 38 vH. aller bei Leipzig versammelten Kräfte Napoleons.

Diese Armee von 190 000 Mann, die sich mehrere Tage hindurch unter Leiden und Entbehrungen aller Art gegen eine große Übermacht bis zu 19 vH. Gefechtsverlust und 38 vH. Gesamtverlust schlug, die dann nach einem, an Kämpfen reichen Rückzuge von mehr als 300 km Länge noch die Kraft besaß, bei Hanau einen frischen Feind von fast 25 000 Mann zu besiegen, diese Armee war kein Milizheer mehr,

sondern ihre Mannschaften waren durch die harte Schule des Krieges zu Soldaten geworden.

Betrachtungen.

Ein Rückblick auf die Entstehung und die Tätigkeit der Landwehr von 1813 zeigt zunächst die gewaltigen Schwierigkeiten schon bei Aufstellung solcher Milizheere. Zweifellos war das preußische Volk im ganzen von hoher, edler Begeisterung für die große Erhebung erfüllt. Trotz alledem aber bedurfte es im einzelnen noch an vielen Stellen eines recht scharfen Druckes, um den minder gebildeten Teil des Volkes bei dem damals noch wenig ausgeprägten nationalen Empfinden zur Tat anzutreiben.

Wenn vor hundert Jahren die Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung der Landwehr nur in durchaus unzureichender Zahl und Beschaffenheit geliefert werden konnten, so lag dies an der Verarmung des Landes, an der durch den Feind und seine Besatzungen ausgeübten strengen Kontrolle und an der geringen Leistungsfähigkeit der Industrie. Alle diese Hindernisse von damals fallen zwar heute fort, dafür erwächst ein neues in der ungeheuren Zahl von Menschen, die in einem großen Staate heute für Aufstellung eines Milizheeres in Frage kommen würden. Auch die weitgehendsten Friedensvorbereitungen für ein solches Milizheer werden nicht verhindern, daß viele Wochen verstreichen, ehe es gegen den Feind geführt werden kann. Ferner war die preußische Landwehr von 1813 ursprünglich nur für Kriegszwecke zweiten Ranges bestimmt gewesen; nur die Not zwang dazu, sie im Feldkriege zu verwenden. Scharnhornst hat in seinen verschiedenen Denkschriften stets nur eine Miliz neben dem stehenden Heere als dessen Ergänzung gefordert. Es ist bezeichnend, daß bei den Trachenberger Besprechungen, auf denen der Feldzugsplan der Verbündeten für den Herbst 1813 vereinbart wurde, die preußische Landwehr als Feldtruppe überhaupt noch nicht in Anschlag gebracht worden war.

Ganz besonders scharf tritt in der Landwehr von 1813 das Fehlen einer genügenden Ausbildung hervor, denn im Gegensatz zu unsrer heutigen Landwehr hatten ihre Mannschaften nicht die Schule des stehenden Heeres durchlaufen. So leicht die damaligen Waffen zu handhaben, so einfach alle taktischen Formen auch beschaffen waren, so erwies es sich nicht nur als unmöglich, die Truppe, wie ursprünglich beabsichtigt, nach etwa sechs Wochen im Felde zu verwenden, sondern auch nach mehr als vier Monaten, und nachdem zahlreiches Ausbildungspersonal der Linie etwa acht Wochen tätig gewesen war, mußten eine ganze Anzahl von Landwehr-Bataillonen von der Verwendung im Felde ausgeschlossen werden. Die übrigen Mannschaften standen auf dem Standpunkt von Rekruten, denen in aller Eile die Bewegungen in Bataillonen und das Nötigste vom Manövrieren in größeren Verbänden beigebracht waren.*)

*) Die nachfolgenden Betrachtungen stützen sich vielfach auf einen in den Nummern 17 und 19 des „Tag", Jahrgang 1904 erschienenen Artikel „Die Landwehr der Befreiungskriege" von Karl Otto.

Wie alles notdürftig ausgeübt, wie wenig es in Fleisch und Blut übergegangen war, zeigt das Gefecht bei Hagelberg, das nur als ein Spiel wilder, dem Zufall völlig preisgegebener Kräfte zu bezeichnen ist. Daß eine derartig übers Knie gebrochene Ausbildung bei Truppen zweiter Linie, die für Etappenzwecke, zur Besetzung eigener oder Einschließung feindlicher Festungen bestimmt sind, zur Not mit in den Kauf genommen werden kann, ist zugegeben, weil sich dort Zeit bietet, das Fehlende nachzuholen; aber den Erfordernissen des Feldkrieges waren solche Truppen damals schon nicht gewachsen und würden es heute in noch viel geringerem Grade sein. Als ein großes Glück ist es zu bezeichnen, daß auch Napoleon nur über ein ähnliches Gebilde von Improvisationen verfügte, denen die gleichen Nachteile anhafteten. Zu diesem Mangel genügender Ausbildung trat der Fehler geringer körperlicher Leistungsfähigkeit der Landwehren. Teils aus zu alten, teils aus zu jungen Leuten bestehend, die beide jeder Gewöhnung an Strapazen entbehrten, schmolzen die Landwehren bei den anstrengenden Märschen, den nassen Biwaks und der unzureichenden Verpflegung in erschreckender Weise zusammen. Als Yorcks Landwehr am 14. November den Rhein erreichte, hatte sie von den 17 400 Mann ihrer ursprünglichen Stärke 10 736 = fast 62 vH. eingebüßt, von denen mehr als 7500 Mann aus Mangel an Kräften liegen geblieben, vor Erschöpfung krank geworden waren, während Linie und Reserve aus diesen Gründen nur verschwindend geringe Verluste aufwiesen. Vom 1. Januar bis 8. April 1814 verloren unter völlig gleichen Verhältnissen beim Korps Yorck von der Linie die Infanterie 41 vH., die Kavallerie 36 vH., von der Landwehr die Infanterie 71 vH., die Kavallerie 64 vH. ihres Bestandes. Schlechtere Ausrüstung und Bekleidung haben zweifellos viel zu den unverhältnismäßig großen Abgängen der Landwehr beigetragen, und es ergibt sich hieraus die Lehre, daß der Krieg nicht sorgfältig und ausgiebig genug im Frieden vorbereitet werden kann.

Noch schädlicher als die fehlende körperliche Leistungsfähigkeit machte sich der Mangel an Disziplin fühlbar, die, ein Produkt der Erziehung und Gewohnheit, zu ihrer Entwicklung und Festigung einer längeren Zeit bedarf als hier zur Verfügung stand, und weil das Vertrauen zu den Subalternoffizieren, die nicht Berufssoldaten waren, nicht in genügendem Maße vorhanden war. Namentlich in den zahlreichen Fällen der Desertion kam dieser Mangel an Disziplin zum Ausdruck. General v. Kleist sprach am 9. September dem König die Befürchtung aus, daß die Desertion bei der Landwehr noch zunehmen möchte, „was alsdann die gänzliche Auflösung aller Landwehrtruppen zur Folge haben würde“. Obwohl bei der Schlesischen Armee Mitte September die zahlreichen Deserteure und Nachzügler durch fliegende Kolonnen aufgegriffen wurden, fehlten ihr noch mehr als 2000 Landwehrleute, als sie sich zum Rechtsabmarsch nach der Elbe anschickte.

Daß unter diesen Verhältnissen die Leistungen der Landwehr auch im Gefecht zu wünschen übrig ließen, darf nicht befremden. Tatsächlich waren sie bei den ersten

Zusammenstößen mit dem Feinde sehr gering, am geringsten bei den Truppenteilen, die, wie das Korps Tauentzien, fast ausschließlich aus Landwehr zusammengesetzt waren, des Rückhaltes der Linientruppen also entbehrten. Unzweifelhaft traten bei Hagelberg, Seyda und Dennewitz alle schlechten Eigenschaften junger ungeübter Truppen grell hervor: mangelhafte Ausbildung im Schützengefecht, geringe Widerstandskraft einem entschlossenen Angriff gegenüber, rasches Aufgeben der inneren Ordnung und völliges Versagen der physischen und moralischen Kräfte nach verhältnismäßig unbedeutenden Anstrengungen. Besser waren die Leistungen der Landwehr-Regimenter, die mit Linientruppen in einer Brigade vereinigt waren, mit ihnen und neben ihnen kämpften; aber auch bei ihnen genügte der innere Halt noch nicht immer, um in kritischen Momenten das Versagen ganzer Bataillone zu verhindern (Niederau—Kulm). Napoleons Urteil: „ce qui est satisfaisant, c'est que leur infanterie est extrèmement mauvaise" hatte bezüglich der Landwehr seine volle Berechtigung.

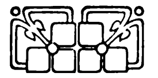
Diese ungenügenden Leistungen der Landwehr in den ersten Kämpfen nach Wiederbeginn der Feindseligkeiten erfuhren aber gegen Ende September eine sehr wesentliche Besserung. Als bei allen drei Armeen Kampfpausen eintraten, wurde der Zustand der Landwehr nach Kräften gehoben. An Bekleidungsstücken, namentlich Schuhzeug, traf Ersatz ein, die Verpflegung wurde reichlicher, das Wetter besserte sich, der Wechsel des Kriegsschauplatzes und nicht zuletzt die steigende Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang des Kampfes wirkten belebend und ermutigend. Ermahnungen und Strafen der Vorgesetzten taten das ihrige, der allmähliche Ersatz ungeeigneter Offiziere durch solche aus der Linie und durch freiwillige Jäger erhöhte das Vertrauen der Mannschaften, und schließlich war es ein Vorteil, daß alle körperlich und moralisch untauglichen Elemente mehr und mehr abbröckelten. Alle diese Umstände wirkten zusammen, um die Leistungen der Landwehr in den entscheidenden Oktoberkämpfen nicht nur im allgemeinen gut, sondern bei einzelnen Bataillonen und Regimentern mustergültig werden zu lassen. Die Tage von Wartenburg, Wachau, Möckern und Leipzig wurden auch zu Ruhmestagen der Landwehr und brachten ihre früheren schwachen Momente rasch in Vergessenheit.

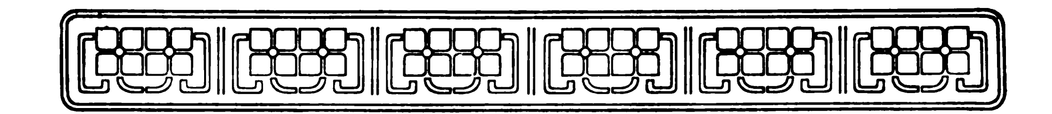
Werfen wir noch einen Blick auf die feindliche Seite. Wie wenig auch die „Konskribierten" Napoleons den Strapazen der Märsche, den Entbehrungen und Witterungseinflüssen in den Biwaks und den Anforderungen des Kampfes gewachsen waren, haben wir bei den einzelnen Armeen gesehen. Namentlich die Berliner Armee einschließlich des Korps Girard enttäuschte in jeder Hinsicht. Überall aber, wo sich die gewaltige Persönlichkeit des Kaisers zur Wirkung brachte, hat sich die französische Armee gut geschlagen, und es hat für den Soldaten etwas Erhebendes, wenn die Garde ihrem Kaiser auch nach den schwersten Rückschlägen ihr begeistertes vive

l'empereur entgegenschallen ließ, gleich als wollte sie ihn trösten über das erlittene Mißgeschick, das ein gerechtes aber strenges Schicksal über ihn verhängte.

In die Feldzüge von 1814 trat die preußische Landwehr neu gekräftigt durch mehrwöchige Ruhe in den guten Quartieren des Rheinlandes und Süddeutschlands ein. Sie war verstärkt durch die wiederhergestellten Leichtverwundeten und Rekonvaleszenten, widerstandsfähiger durch verbesserte Kleidung und Ausrüstung, geistig gehoben durch die errungenen Erfolge und die Anerkennung von König und Vaterland. Zugleich aber trat sie nach einem mehrmonatigen Kriege gegen einen tapferen Gegner, nachdem sie also die für einen Soldaten beste Schule durchgemacht hatte, in ihr zweites Kriegsjahr ein. Wesentliche Unterschiede in den Leistungen beider Armeeteile sind denn auch in Zukunft nicht mehr zu erkennen. Wohl hat sie auch ferner, wie es nicht anders sein kann, gekrankt an fehlender Fundamentalausbildung des Soldaten und an starken Abgängen nach außergewöhnlichen Anstrengungen, aber abgesehen davon war sie der Linie ebenbürtig an Tapferkeit, Opferwilligkeit und Ausdauer. Konnte sie auch niemals, schon ihrer verhältnismäßig geringen Zahl wegen die führende und ausschlaggebende Rolle spielen, die volkstümliche Schriftsteller ihr später zugeschrieben haben, so hat sie sich doch in harter Schule des Krieges allmählich die Eigenschaften angeeignet, die eine Miliz erst zu Soldaten machen, und danach ihren Platz wacker und mit Ehren ausgefüllt. In diesem Sinne ist auch der Ruhmesglanz wohlverdient, der sie in der vaterländischen Geschichte umstrahlt.

v. Zimmermann,
Oberstleutnant und Abteilungschef, zugeteilt dem Großen Generalstabe.





Das französische Reserveoffizierkorps.

Nach dem Wehrgesetz vom 15. Juli 1889 setzte sich das Reserveoffizierkorps in Frankreich hauptsächlich aus solchen Elementen zusammen, die auf Grund höherer Schulbildung nach einjähriger Dienstzeit mit dem Befähigungszeugnis zum Reserveoffizier entlassen worden waren. Dazu traten ehemalige aktive Offiziere und Unteroffiziere, Beamte der Eisenbahngesellschaften sowie des Post- und Telegraphenwesens und ehemalige Schüler der technischen Institute und der Forsthochschule.

Dieses vorwiegend auf der Grundlage besserer Erziehung herangebildete Offizierkorps genügte im Laufe der Jahre weder der Zahl noch seinem militärischen Können nach den zu stellenden Anforderungen.

Das neue Wehrgesetz vom 21. März 1905 suchte daher dem Mangel an Reserveoffizieren durch Heranziehung weiterer Kreise der Bevölkerung für die Stellung des Reserveoffiziers abzuhelfen, gleichzeitig aber besonders die gebildeten Stände zu veranlassen, die damit verbundenen Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen. Beides ist mit der Einführung der allgemeinen zweijährigen Dienstzeit erreicht worden.

Für die ehemaligen aktiven Offiziere brachte das neue Gesetz keine Änderungen. Da bei ihnen neben genügender Schulbildung gründliche Dienstkenntnis zu finden ist, werden sie bei ihrem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst wie früher der Reserve- oder Territorialarmee je nach ihrem Alter überwiesen. Haben sie das wehrpflichtige Alter bereits überschritten, so müssen sie sich noch fünf Jahre zur Verfügung des Kriegsministeriums halten, wenn sie nicht freiwillig noch fernerhin in den Reserve- oder Territorialtruppenteilen verbleiben wollen. Der von ihnen gestellte Prozentsatz an Reserveoffizieren ist indessen, namentlich in den unteren Dienstgraden, gering, was wohl damit zusammenhängt, daß die Pensionsberechtigung erst nach 30 Dienstjahren beginnt und der französische Offizier bis zur Altersgrenze in seiner aktiven Stelle verbleiben kann.

Auch die Ernennung der Beamten der Eisenbahngesellschaften sowie des Post- und Telegraphenwesens erfolgt der früheren Gewohnheit weiterhin entsprechend auf Vorschlag ihrer vorgesetzten Behörden durch den Kriegsminister. Sie werden wie bisher je nach ihrer Zivilstellung dem 5. Genie-(Eisenbahn-)Regiment oder dem



24. Genie- (Telegraphen-) Bataillon zugeteilt und bilden auf Grund ihrer besonderen technischen Kenntnisse und ihrer allgemeinen Bildung eine wertvolle, wenn auch zahlenmäßig geringe Ergänzung für das Reserveoffizierkorps der Verkehrstruppen.

Unverändert bleibt nach dem neuen Wehrgesetz von 1905 auch für die ehemaligen aktiven Unteroffiziere die Möglichkeit bestehen, beim Ausscheiden oder gelegentlich einer Übung das Befähigungszeugnis zum Zugführer zu erhalten und zwei Jahre nach ihrer Ernennung zum Unteroffizier zum Reserveoffizier befördert zu werden. Da die langgedienten Kapitulantenunteroffiziere größtenteils bis zur Zivilversorgung oder sogar bis zur Altersgrenze weiterdienen, handelt es sich freilich meist um solche Mannschaften, die während ihrer gesetzlichen Dienstzeit zu Unteroffizieren befördert wurden und bei an sich guten militärischen Anlagen auf eine längere Diensterfahrung nur selten zurückblicken können. Außerdem läßt ihre soziale Stellung bisweilen zu wünschen übrig, so daß ihnen ein besonderer Wert als Offizieren des Beurlaubtenstandes nicht beizumessen sein wird.

Vollkommen neue Verhältnisse brachte das Wehrgesetz von 1905 durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit bei der Fahne dagegen für diejenigen mit sich, die bisher infolge ihrer höheren Bildungsstufe nur zu einer kürzeren Dienstzeit verpflichtet waren.

Eine Sonderstellung nehmen allerdings auch jetzt noch die Schüler gewisser Hochschulen ein. Früher waren die Zöglinge der polytechnischen und allgemeinen technischen sowie der Forsthochschule auf Grund einer Art militärischer Vorbildung auf diesen Instituten nach bestandener Schlußprüfung sofort zu Reserveoffizieren ernannt worden. Nach dem neuen Wehrgesetz müssen sie ihr erstes Dienstjahr vor oder nach Besuch der Schule als Soldaten, ihr zweites nach auf der Schule erlangtem Befähigungszeugnis als Unterleutnants der Reserve abdienen. Zugleich wurde diese Bestimmung auf die Angehörigen der école normale supérieure (Philologen), der Wege- und Wasserbauhochschule und der Bergakademie erweitert.

Abgesehen von diesen Ausnahmen muß jeder Taugliche zwei Jahre hintereinander bei der Fahne dienen. Jedem ist es freigestellt, nach Ablauf des ersten Dienstjahres sich einer Prüfung zum Reserveoffizier-Aspiranten (élève-officier de réserve) zu unterziehen. Er muß sich dabei verpflichten, als Reserveoffizier alle zwei Jahre eine Übung abzuleisten. Nach erfüllter Prüfung werden die Aspiranten in besonderen Abteilungen zur weiteren Ausbildung während des dritten Halbjahres ihrer Dienstzeit vereinigt. Nachdem sie am Schlusse dieses Halbjahres einer weiteren Prüfung unterzogen worden sind, können sie das vierte und letzte Halbjahr ihrer Dienstzeit als Unterleutnants der Reserve abdienen.

Der Wunsch, dieses Ziel zu erreichen, hat allmählich breiteren Boden in der Armee gewonnen, so daß selbst die Last der mehrfachen Übungen mit in Kauf genommen wird.

Den Andrang zur Reserveoffizierlaufbahn beleuchten nachstehende Zahlen:

	Es wurden (Hochschüler nicht eingerechnet) am 1. Oktober zu Reserveoffizier-Aspiranten ernannt:	Davon wurden am 1. April des nächsten Jahres zu Unterleutnants der Reserve befördert:
1906	1043	870
1907	1043	869
1908	1252	1162
1909	1202	1124
1910	1194	1120
1911	1153	—

Über die Zahl der Mannschaften, die sich nach dem ersten Dienstjahre zur Prüfung zu Reserveoffizier-Aspiranten meldeten, sind ähnlich genaue Nachrichten nicht bekannt. Indessen geht daraus, daß im Jahre 1907: 1535 Leute die Prüfung ablegen wollten, zur Genüge der große Zudrang der Bewerber und die strenge Auswahl seitens der Militärbehörden hervor.

Wenn vor Einführung des neuen Wehrgesetzes besonders bei der Infanterie und den Jägern ein Fehlbestand von 50 v. H. zu verzeichnen war, so ist augenblicklich der Bedarf an Reserveoffizieren hinsichtlich der Gesamtzahl gedeckt. Innerhalb der einzelnen Waffengattungen macht sich allerdings hier bereits ein Überschuß, dort — z. B. infolge der Artillerievermehrung — noch ein Mangel geltend. Tatsächlich hat somit das Wehrgesetz von 1905 für die Ergänzung des französischen Reserveoffizierkorps den gewünschten Erfolg gehabt.

Daneben ist die französische Heeresverwaltung unausgesetzt bemüht gewesen, den alten Gegensatz zwischen den aktiven Offizieren und dem Reserveoffizierkorps zu beseitigen. Dieser Gegensatz, der ursprünglich durch die Untüchtigkeit eines großen Teils der Reserveoffiziere hervorgerufen war und sich im Laufe der Jahre immer mehr vertieft hatte, drohte mit Einführung des neuen Wehrgesetzes infolge der Eröffnung der Laufbahn des Reserveoffiziers für jeden Franzosen und der damit verbundenen Verschiedenheit des Ersatzes sich noch zu verstärken. Das Mittel zum Überbrücken dieser Kluft erblickte man in einer gründlichen praktischen und theoretischen militärischen Ausbildung der Reserveoffiziere, dann aber auch darin, die Reserveoffiziere selbst in freiwilliger dauernder Verbindung mit dem aktiven Offizierkorps zu halten.

Die gründliche Ausbildung des französischen Reserveoffiziers ergibt sich zum Teil schon aus der zweijährigen aktiven Dienstzeit, die ihm Gelegenheit gibt, während eines vollen Jahres den Dienst in Reihe und Glied wie jeder andere Mann kennen zu lernen.

Die praktische Prüfung am Ende dieses ersten Dienstjahres geht nicht über den Rahmen des Unteroffizierdienstes hinaus, die wissenschaftliche erstreckt sich auf Dienst-

kenntnis und allgemeine Kenntnisse. Die Anforderungen sind jedoch in letzteren nicht allzu hoch geschraubt.

Die als Reserveoffizier-Aspiranten geeignet befundenen jungen Leute werden im dritten Halbjahre ihrer Dienstzeit in besonderen Ausbildungsabteilungen (pelotons) zu je 60 bis 100 Mann waffenweise vereinigt. Dieser Unterricht findet bisweilen — namentlich bei den Spezialwaffen — für mehrere Armeekorps gemeinsam, und zwar möglichst auf Truppenübungsplätzen statt. Das Ausbildungspersonal besteht aus einem Stabsoffizier als Leiter, einem Hauptmann für etwa je 50, einem Leutnant für je 25 Mann. Die Oberaufsicht haben die Kommandierenden Generale. Die Erfahrungen mit dieser Art der Unterweisung, deren Ziel vor allem die Heranbildung tüchtiger Zugführer für den Kriegsfall ist, sind durchaus zufriedenstellend gewesen. Zur Förderung der Kenntnis der andern Waffen hat die Aufstellung der pelotons in Standorten, wo Truppenteile der drei Hauptwaffen waren, besonders beigetragen.

Nach erfolgreicher Beendigung dieser Ausbildungskurse findet im April die Ernennung zu Unterleutnants der Reserve statt. Der Beförderte wird dabei grundsätzlich einem andern Truppenteile überwiesen, damit er nicht als Vorgesetzter seinen Kameraden aus dem ersten Dienstjahre gegenübertritt. Da das vierte Halbjahr seiner Dienstzeit in die Periode vom 1. April bis 30. September fällt, hat der junge Reserveoffizier Gelegenheit, in den Obliegenheiten seines Dienstgrades den ganzen Sommerdienstbetrieb — die praktische Folge der Winterausbildung — kennen zu lernen und namentlich auch an den großen Herbstübungen teilzunehmen.

Um im praktischen Dienste auf dem laufenden zu bleiben, leistet er grundsätzlich alle zwei Jahre eine Übung ab, und zwar, wenn irgend möglich, bei derjenigen Truppeneinheit, zu der er im Mobilmachungsfalle tritt. Dies kann entweder ein aktiver Truppenteil oder eine Reserveformation sein. Ist der Reserveoffizier zur Ergänzung einer aktiven Truppe für den Mobilmachungsfall bestimmt, so erfolgt seine Einziehung meistens während der großen Herbstübungen, da dann auch die zur Ergänzung bestimmten Mannschaften größtenteils üben, doch unterliegt die Entscheidung über seine Einziehungsperiode dem Truppenbefehlshaber. Soll der Reserveoffizier dagegen bei der Mobilmachung zu einer Reserveformation treten, so muß seine Einziehungszeit naturgemäß dann erfolgen, wenn die betreffende Formation zu einer Übung zusammentritt, was in Frankreich bekanntlich regelmäßig geschieht.

Nicht zu unterschätzen ist jedenfalls der Vorteil, daß der Reserveoffizier so bei seinen Übungen mindestens einen Teil derjenigen Untergebenen kennen lernt, die er im Kriege führen soll. Da an den Übungen der Reserveformationen auch die ihnen im Mobilmachungsfalle angehörenden aktiven Offiziere teilnehmen, so wird auch bei diesen Verbänden der Korpsgeist, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Kameradschaft zwischen aktiven und Reserveoffizieren gefördert. Auf Grund einer besonderen

Verfügung des Kriegsministers können auch Generale, die im Kriege zur Führung von Reservetruppen bestimmt sind, 4 bis 6 Tage an den Übungen dieser Truppen teilnehmen. Hierdurch wird den Reserveoffizieren Gelegenheit gegeben, ihre höheren Befehlshaber kennen zu lernen.

Die Dauer der Übungszeit darf 24 Tage nicht übersteigen; ein Zeitraum, der angesichts der vielen an einen Offizier herantretenden Aufgaben etwas zu knapp erscheint, aber mit der Dauer der Übungszeiten der beiden Mannschaftsübungen (erste Übung 23, zweite Übung 17 Tage) in Zusammenhang steht.

In Erkenntnis der Unzulänglichkeit der kurzen Übungen bemüht sich die französische Heeresverwaltung auf jede Weise auch außerhalb der Übungszeiten die Reserveoffiziere militärisch weiterzubilden. Die Truppenbefehlshaber sind daher angewiesen worden, die Offiziere des Beurlaubtenstandes aufzufordern, an einzelnen Übungen der Truppen teilzunehmen. Um ihnen die Teilnahme zu erleichtern, sind ihnen besondere Vergünstigungen, wie Ermäßigung des Fahrpreises durch die Eisenbahngesellschaften, vom Staate erwirkt worden. Auch freiwillige längere Übungen mit Gehalt, falls Mittel vorhanden sind, werden gern gesehen. Offiziere mit unzureichenden Leistungen können zu besonderen Übungen eingezogen werden, dagegen werden auch Befreiungen gewährt, wenn Offiziere sich ihrer Stellung gewachsen zeigen.

Dem gleichen Zwecke der Fortbildung der Offiziere des Beurlaubtenstandes dienen die seit 1894 bestehenden Instruktionsschulen (écoles d'instruction). Zunächst waffenweise in jedem Subdivisions- (Ergänzungs-) Bezirk (etwa unserem Landwehrbezirk entsprechend) an gewissen Tagen vereinigt, sollten die Reserveoffiziere von dazu bestimmten aktiven Offizieren praktisch und theoretisch unterrichtet werden. Längere Zeit war die Beteiligung an den Ausbildungskursen ziemlich gering, trotzdem einige Jahre hindurch die Beförderung von dem erfolgreichen Besuche dieser Vorträge abhängig gemacht werden sollte. Der Grund dafür war wohl zunächst in dem Mangel an geeigneten Lehrkräften, dann wohl aber auch in dem mangelnden Interesse der Reserveoffiziere zu suchen.

Inzwischen ist in dem Besuche der Instruktionsschulen infolge der unausgesetzten Bemühungen der französischen Heeresverwaltung ein Wandel eingetreten, trotzdem sich äußerlich nur wenig in ihrer Organisation geändert zu haben scheint.

Mit der Aufsicht über die Instruktionsschulen sind wie früher schon die Militärgouverneure von Paris und Lyon und die Kommandierenden Generale in ihrem Korpsbereich betraut. Paris mit seinen Vororten ist für den Unterricht in Bezirke eingeteilt, in denen in 16 Kursen die Reserveoffiziere der verschiedenen Truppengattungen, der Verwaltung und des Sanitätsdienstes sich vereinigen. In den Provinzen hat man im allgemeinen im Gegensatz zu früher den Unterricht auf den Sitz der Generalkommandos beschränkt. Hierdurch wurde es möglich, nur ausgesuchte Lehrkräfte, hauptsächlich Generalstabsoffiziere, bei den Vorträgen zu verwenden, was

das Interesse der Reserveoffiziere förderte. Wiederholte Aufforderungen der Militärbehörden und der Presse zur Teilnahme, verbunden mit Reisevergünstigungen für nicht am Ort wohnende Offiziere, haben die Zuhörerzahl erhöht, so daß es keine Seltenheit ist, wenn an einem Vortrage jetzt 250 und mehr Reserveoffiziere teilnehmen.

Der Unterricht findet alle 8 bis 14 Tage statt. Die Lehrpläne umfassen theoretische Vorträge über Organisation, Taktik und Feldbienst der eigenen und fremder Armeen, über kriegsgeschichtliche Studien, Festungskrieg und die Manöver des letzten Jahres. Daneben finden Übungen auf dem Plan und in der Befehlserteilung statt, denen taktische Besprechungen im Gelände, Besuche ständiger Befestigungen, Teilnahme an Truppenübungen unter Führung und Übungsritte folgen.

Der frühere Kriegsminister Messimy wollte auch die körperliche Ausbildung der Reserveoffiziere in den Plan der Instruktionsschulen aufgenommen haben. Er ging dabei von dem Gedanken aus, daß der Reserveoffizier ebenso wie sein aktiver Kamerad den Mannschaften auch bei körperlichen Leistungen ein Vorbild sein müsse.

Auf die Hebung der Reitfertigkeit der Reserveoffiziere wird schon jetzt besonderer Wert gelegt. Diejenigen unter ihnen, die sich zur freiwilligen Teilnahme am Reitunterricht melden, werden deshalb in Reitabteilungen vereinigt, wozu Dienstpferde vom Staate zur Verfügung gestellt werden. Auch die Öffentlichkeit hat Interesse an diesen Übungen gewonnen, namentlich seitdem im Jahre 1911 ein Distanzritt von Reserveoffizieren stattfand, für den der Matin Preise in Höhe von zusammen 15 000 Frcs. gestiftet hatte. Insgesamt wurde bei diesem Ritt innerhalb von neun Tagen in Tagesetappen von 63 km die Entfernung von 500 km zurückgelegt; der sechste Tag sollte ein Ruhetag sein. Von jeder der vier Himmelsrichtungen her war eine Marschroute mit Kontrollstationen aufgestellt. Das Ziel des Rittes war Paris, wo gerade der große concours hippique tagte. Den Teilnehmern wurde nicht nur freier Bahntransport zum Start und Aufnahme ihrer Pferde in Kasernenställen gewährt, sondern sogar der Ritt als „Übung" angerechnet und ihnen die dafür zustehenden Gelder gezahlt. Wenn auch die Anstrengung für Mann und Pferd keine besonders große war, und es sich hauptsächlich um junge Leute von 25 bis 35 Jahren auf ausgesuchten Pferden handelte, so ist doch in Betracht zu ziehen, daß sich sofort 203 Teilnehmer für den Ritt meldeten und 188 von ihnen das Ziel erreichten. Dieses sehr günstige Ergebnis ist geeignet, das Ansehen der Offiziere des Beurlaubtenstandes in ganz Frankreich zu heben.

Neuerdings ist die Herausgabe einer Art von Korpsverordnungsblättern, wie sie in einzelnen Korpsbezirken bereits üblich waren, durch Erlaß vom 7. Oktober 1911 allgemein eingeführt worden. Durch sie soll der Reserveoffizier das für ihn Wissenswerte über Neuerungen in seiner eigenen Waffe und über veränderte Vorschriften und Anschauungen in der ganzen Armee erfahren. Auf diese Weise sollen bei ihm auch

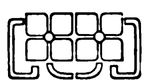
in seiner Zivilstellung Dienstkenntnis und das Interesse an militärischen Dingen wach erhalten werden.

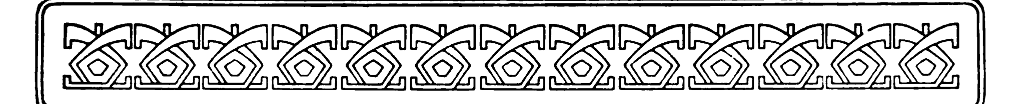
Tatsächlich ist die Anteilnahme am militärischen Leben bei den französischen Reserveoffizieren stetig im Zunehmen begriffen. Nicht zum wenigsten haben hierzu die von der Heeresverwaltung in Aussicht gestellten Auszeichnungen beigetragen. Veröffentlichung des Namens im Bulletin officiel auf Grund besonderer Leistungen, schnellere Beförderung, z. B. infolge hervorragender Teilnahme an der Vorbildung der Jugend für den Militärberuf, häufigere Verleihung des Ordens der Ehrenlegion an Offiziere des Beurlaubtenstandes sind geeignete Mittel gewesen, den Ehrgeiz zu wecken.

Trotzdem werden in der französischen Presse nicht selten noch Klagen über das Reserveoffizierkorps laut. Zum Teil wird die Sichtung unter den Bewerbern wohl bei der Prüfung der Aspiranten, aber nicht bei dem Reserveoffizier-Examen streng genug gefunden. Besonders aber unter den aktiven Offizieren wird dadurch Erbitterung erzeugt, daß der Offiziersrang in der Reserve bereits nach anderthalb Jahren, im aktiven Verhältnis erst nach drei Jahren erlangt werden kann. Diese Mißstimmung wird häufig durch Mangel an Takt seitens der jungen Reserveoffiziere erhöht, von denen viele nicht aus Liebe zur Sache ihren Dienstgrad erstrebten, sondern um das zweite Dienstjahr angenehmer zu verbringen. Aus diesen Gründen will man im Kriegsministerium den Aspiranten in Zukunft nach anderthalbjähriger Dienstzeit nur den neuzuschaffenden Rang eines aspirant-officier verleihen.

Daraus, daß man auch nach Durchführung dieser Maßregel ein Nachlassen des Zudranges nicht besorgt, geht am besten hervor, daß die Aufgabe der Heeresverwaltung, genügend Bewerber für die Reserveoffizierlaufbahn zu schaffen, zahlenmäßig gelöst ist. Dies war für Frankreich um so wichtiger, als der Etat an aktiven Leutnants schwach ist und die Offiziere des Beurlaubtenstandes für die vielen Reserveformationen eine große Rolle spielen.

Die französische Heeresverwaltung macht also außerordentlich beachtenswerte Anstrengungen, nicht nur die Stärke, sondern auch die Tüchtigkeit des Reserveoffizierkorps auf die für den Krieg erforderliche Höhe zu bringen.





Der türkisch-italienische Krieg.

Ereignisse vom Kriegsbeginn bis Ende 1911.

Schon seit langer Zeit ging das Bestreben Italiens dahin, in Tripolitanien wirtschaftlich festen Fuß zu fassen. Das Mißtrauen der türkischen Behörden erwachte; sie begannen, allen italienischen Bestrebungen politischer wie wirtschaftlicher Art Schwierigkeiten zu bereiten. Seit 1908 kam es verschiedentlich zu recht peinlichen Zwischenfällen. Bereits im Winter 1910 hatte es den Anschein, als ob ein Bruch unvermeidlich wäre; doch wurde er noch einmal mühsam verhindert. Am 28. September 1911 ließ dann die italienische Regierung in Konstantinopel ein kurzfristiges Ultimatum überreichen, in dem die Zustände in Tripolitanien auf das schärfste verurteilt, die bevorstehende Besetzung des Landes durch Italien angezeigt und die Zustimmung der Türkei dazu gefordert wurde. Als die Antwort ablehnend lautete, erklärte Italien am 29. September den Krieg.

Die mannigfaltigen und verwickelten Beziehungen der Großmächte und der Balkanstaaten zum Osmanischen Reich ließen es untunlich erscheinen, den Kampf in die eigentliche Türkei hineinzutragen. Auch boten dort etwaige Landungsversuche angesichts der starken und wohlgerüsteten türkischen Armee wenig Aussicht auf Erfolg. So ist es gekommen, daß bisher (Mitte Februar 1912) der türkisch-italienische Krieg auf die nordafrikanische Küste sowie auf Unternehmungen zur See beschränkt geblieben ist.

Land und Leute. Skizze 13.

Tripolitanien mit der Cyrenaica und dem Hinterlande Fessan wird in der italienischen Presse vielfach mit dem Namen Lybien zusammengefaßt. Es ist mit rund einer Million Quadratkilometer etwa doppelt so groß als Deutschland. Die Einwohnerzahl beträgt jedoch nach höchster Schätzung nur etwa eine Million. Das Land befindet sich seit 1551 in osmanischer Abhängigkeit; türkische Provinz wurde es erst um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Die Cyrenaica ist 1879 als selbständiges Sandjak Bengasi von Tripolitanien abgetrennt worden, blieb jedoch militärisch dessen Generalgouverneur unterstellt.

Geographisch gliedert sich Lybien in vier Zonen. Die erste, das Küstengebiet, besteht aus fruchtbarem Alluvialboden, der jedoch nur teilweise bebaut ist und vielfach

unter Sanddünen begraben liegt. Wasser- und Wegeverhältnisse sind schlecht. Die nächste Zone ist ein unwegsames Gebirgsland, das am Südrande des Küstengebiets oft schroff und unvermittelt emporsteigt. Auf seinen Hängen und Hochflächen finden sich gute Weiden, die tiefeingeschnittenen Täler sind teilweise recht fruchtbar. Wasser ist vielfach, allerdings nicht in großen Mengen vorhanden. An dieses Gebiet schließt sich die Wüstenregion an, die teils Steppencharakter trägt, teils aus kahlen Felsen und Sanddünen besteht. Die letzte Zone ist das Oasen-Hinterland mit tropischer Vegetation und großer Fruchtbarkeit.

Die Einwohner Lybiens sind Araber und Berber. An der Küste gehen beide Volksarten ineinander auf, in den Bergen wohnen sie noch unvermischt nebeneinander. Sie zeichnen sich durch kriegerischen Sinn und Unabhängigkeitsdrang aus. Erst nach jahrelangen Kämpfen haben seinerzeit die Türken das Küstengebiet in Besitz genommen, im Innern hatten sie nie viel zu sagen. In der Wüste leben räuberische arabische Nomaden, im Hinterland ein Mischvolk von Arabern, Tuaregs und Negern. Die türkische Bevölkerung kann auf etwa 20 000 Köpfe eingeschätzt werden. Sie besteht fast nur aus Soldaten und Beamten mit ihren Familien und kommt mit den Eingeborenen nur wenig in Berührung. Die Zahl der Europäer ist gering. Am stärksten sind die Malteser vertreten (4000), die, ebenso wie die zahlreichen Juden, als Kleingewerbetreibende ihren Unterhalt verdienen. Die Italiener zählten beim Kriegsausbruch etwa 600 Köpfe, es gab auch einige italienische Schulen.

Größere Städte sind Tripolis und Bengasi. Alle anderen Orte, wie Homs, Masrata, Sliten und Dernah an der Küste, sowie Fessata, Nalut, Ghat, Ghadames und Mursuk im Innern haben geringe Bedeutung. Die Wegeverhältnisse sind im allgemeinen schlecht. Nur wenige Karawanenstraßen verbinden die Küstenorte untereinander und mit dem Innern. Den Verkehr vermittelt hauptsächlich das Kamel, Pferde sind nur in geringer Zahl vorhanden.

Die reiche griechische und römische Kultur, die im Altertum in Lybien, der „Kornkammer Roms“, bestand, wurde durch die arabische Invasion im 7. und 9. Jahrhundert n. Chr. völlig vernichtet. Unter türkischer Herrschaft hat sich das Land nicht erholt, auch nicht nach Einführung der Konstitution, da für diese entlegene Provinz keine Geldmittel flüssig gemacht werden konnten. Die alten Bewässerungsanlagen und Staudämme zum Auffangen des meist reichlichen Winterregens sind verfallen, der Bodenertrag ist daher von der jeweiligen Regenmenge abhängig. Mißernten sind häufig. Ungenützt strömen im Winter große Wassermengen, das Land weithin überschwemmend, von den kahlen Bergen herab dem Meere zu.

Der Reichtum Lybiens an Mineralien soll beträchtlich sein, doch scheiterte ihre Hebung bisher an dem Widerstande der türkischen Behörden. Die Ein- und Ausfuhr betrug im Jahre 1909 etwa 12¼ Millionen Mark; England war daran an erster Stelle zu einem Drittel beteiligt, Italien kam in dritter, Deutschland in letzter

Linie. Der vor Jahrzehnten sehr umfangreiche Karawanenhandel vom Sudan her ist im Laufe der Zeit zum großen Teil nach dem Nil, dem Niger oder nach Algerien abgelenkt worden.

Fleiß, Ausdauer und intensive Bewirtschaftung vermöchten zweifellos das alte Kulturland zu neuer Blüte zu erwecken. Der Wunsch Italiens, dort seiner überschüssigen, bisher nach Amerika abwandernden Bevölkerung eine neue Heimat zu gründen, erscheint daher verständlich.

Die italienischen Rüstungen.

Die Stärke des Expeditionskorps zur Eroberung Lybiens war auf ein annähernd kriegsstarkes Armeekorps zu etwa 40 000 Mann festgesetzt worden. Es gliederte sich in zwei Divisionen mit Korpstruppen und umfaßte im ganzen 31 Bataillone, 6 Eskadrons, 12 Feld- und 5 Gebirgsbatterien, sowie technische und Spezialtruppen. Unter letzteren befanden sich auch Flieger, die so zum ersten Male Gelegenheit finden sollten, sich unter kriegsmäßigen Verhältnissen zu betätigen.

Die für den Feldzug bestimmten Truppen wurden aus dem ganzen Reich zusammengestellt. Erster Mobilmachungstag war der 28. September. Zur Ausfüllung der im Heere entstehenden Lücken wurde der im Herbst 1910 entlassene Jahrgang 1888 in einer Stärke von etwa 50 000—60 000 Mann nebst zahlreichen Reserveoffizieren zu den Fahnen einberufen.

Die Infanterie führt ein 6,5 mm Mehrladegewehr, die Artillerie nur zum Teil Schnellfeuergeschütze. Die Bekleidung besteht aus einer graugrünen Uniform mit Tropenhelm.

Zum Führer des Expeditionskorps wurde der 67 jährige bisherige Kommandierende General in Mailand, Generalleutnant Caneva, ernannt. Als Generalstabschef stand ihm der frühere Militärattaché in Berlin, Generalmajor Gastalldello, zur Seite, der zuletzt Brigadekommandeur in Palermo war.

Die Bereitstellung der erforderlichen Transportflotte hatte bereits am 24. September begonnen. Einschiffungshäfen waren Neapel, Palermo, Syrakus und Catania. 60 bis 70 Dampfer der Handelsmarine mit einem durchschnittlichen Raumgehalt von 2500 Netto Register-Tonnen wurden mit allen für die Ein- und Ausschiffungen, sowie für den Transport nötigen Einrichtungen versehen. Am 9. Oktober konnte die erste Staffel mit der 1. Division an Bord Italien verlassen.

Gleichzeitig mit der Herrichtung der Transportdampfer erfolgte die Mobilisierung des verwendungsfähigen Teils der Flotte. Im ganzen standen 7 Linienschiffe, 12 Panzer- und einige kleine Kreuzer, etwa 50 Hochseetorpedoboote, 4 Unterseeboote, eine Anzahl Hilfsschiffe, sowie 4 Hilfskreuzer zur Verfügung. Sie gliederten sich in das erste und zweite Geschwader, die Schuldivision und eine mehrere Flottillen umfassende Torpedobootsinspektion.

Die Mobilmachung verlief ruhig und glatt. Die Marinereservisten waren rasch zur Stelle, da die Jahreszeit einen Stillstand in der Handelsschiffahrt bedingte. Nur

wenige Reserveoffiziere brauchten einberufen zu werden. Eine Störung der Mobilmachung war bei der Schwäche der türkischen Seestreitkräfte nicht zu befürchten. Die wenigen türkischen Torpedoboote, die den Überwachungsdienst an der albanischen Küste versahen, waren gleich bei Kriegsbeginn durch das überraschende Vorgehen eines italienischen Kreuzergeschwaders in der Adria vernichtet worden. Als Basis für die italienische Unternehmung diente der an der Ostseite Siziliens gelegene Hafen von Agosta, dessen geschütztes und tiefes Becken von der italienischen Marine schon öfters bei Manövern als Stützpunkt benutzt worden war.

Die türkischen Rüstungen. Den beträchtlichen italienischen Streitkräften vermochte die Türkei in Lybien nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen. Es befand sich dort nur die 42. selbständige Nisam-(aktive) Division in einer Sollstärke von 13 Bataillonen, 5 Eskadrons, 6 Feld- und 3 Gebirgsbatterien, sowie 1 Pionier- und 1 Telegraphen-Kompagnie. Die Friedensstände waren gering, die Gesamtzahl der Truppen betrug wohl nur 5000 bis 6000 Mann. Ihre Bewaffnung und Ausrüstung waren leidlich modern, die Artillerie führte jedoch noch alte Kruppgeschütze. Die Masse der Truppen stand in den Städten Tripolis und Bengasi. Kleinere Detachements waren an der Küste und im Hinterland auf die wichtigsten Oasen sowie an den Karawanenstraßen verteilt. In Tripolis befand sich außerdem ein schwaches Bataillon Festungsartillerie zur Bedienung von etwa 20 älteren Kanonen mittleren und schweren Kalibers, die in mehreren weithin sichtbaren Werken aufgestellt waren. Redif-Formationen (Mannschaften des Beurlaubtenstandes mit schwachen Friedens-Kaders), die zur Verstärkung der Feldtruppen hätten herangezogen werden können, gab es nicht. Die allgemeine Wehrpflicht war hier wie auch in anderen entlegenen Gebieten des weiten Reiches (z. B. Arabien) noch nicht zur Durchführung gelangt. Versuche um das Jahr 1900, eine einheimische Miliz zu schaffen, hatte man bald wieder aufgegeben.

Der Seetransport größerer Truppenmengen von der Türkei nach dem Kriegsschauplatz war wegen der Übermacht der italienischen Flotte, die Entsendung auf dem Landwege wegen der Neutralität Ägyptens unmöglich. Überdies mußte es unzweckmäßig erscheinen, die Streitkräfte in der Heimat durch Entsendungen nach Afrika zu schwächen. Hielt man es doch in Konstantinopel nicht für ausgeschlossen, daß die Balkanstaaten, angeregt durch das italienische Vorgehen, den Zeitpunkt für gekommen halten würden, die Orientfrage in ihrem Sinne zu lösen. Für einen solchen Kampf, der für Sein oder Nichtsein des türkischen Reiches entscheidend werden mußte, waren alle Kräfte zusammenzuhalten. Vor allem galt es daher, einen Vorsprung in der Mobilmachung vor den Balkannachbarn zu erlangen, zumal der Seeweg über das Ägäische Meer durch die italienische Flotte leicht gesperrt werden konnte. Die durchweg schwachen Friedensstände wurden eiligst durch Einziehung von Mannschaften des Beurlaubtenstandes erhöht und im ganzen neun Divisionen auf nahezu Kriegsstärke gebracht. Ende Oktober standen in der europäischen Türkei an 200 000 Mann unter

Waffen. Außerdem wurde ein umfassender Küsten- und Bahnschutz eingerichtet. Die Befestigungen der Dardanellen, sowie die bei Saloniki und bei Smyrna wurden verstärkt, zahlreiche schwere Geschütze in Stellung gebracht, die Einfahrten durch Minensperren gesichert und an allen Küsten die Leuchtfeuer gelöscht.

Die türkische Flotte befand sich bei Kriegsbeginn auf einer Übungsfahrt in den syrischen Gewässern. Sie zählte nur 3 Panzerschiffe, 2 Kreuzer, sowie 7 Hochseetorpedoboote und war den modernen italienischen Geschwadern nicht gewachsen. Sie wurde daher in den Schutz der Dardanellen zurückgezogen.

Nach Lybien wurden Offiziere, Waffen und Geldmittel heimlich über Ägypten und Tunis entsendet. Außerdem hatte noch kurz vor Kriegsausbruch der türkische Dampfer „Dernah", unbehelligt von der im Mittelmeer kreuzenden italienischen Flotte, seine Ladung von mehreren Tausend Mausergewehren und einigen Millionen Patronen in Tripolis löschen können. Die Zahl der nunmehr im Lande befindlichen Waffen ist — vielleicht übertrieben — auf über 120 000 Gewehre angegeben worden.

Das Festsetzen der Italiener an der tripolitanischen Küste.

Skizze 14.

Die Einleitung der italienischen Operationen fiel der Flotte zu. Bereits einige Tage vor der Kriegserklärung kreuzten zwei italienische Schiffsdivisionen in größerer Entfernung vor der tripolitanischen Küste, um einzugreifen, falls in der Stadt Tripolis eine fremdenfeindliche Bewegung ausbrechen sollte. Sonst scheinen anfänglich Landungen nicht beabsichtigt gewesen zu sein, zumal die ersten Transporte des Expeditionskorps nicht vor dem 11. Oktober zu erwarten waren. Schließlich ging jedoch die Flotte — vielleicht unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die rasche und greifbare Erfolge wollte — allein vor.

Am 1. Oktober sammelten sich das zweite italienische Geschwader, sowie die Schuldivision in einer Gesamtstärke von neun Panzerschiffen und mehreren Torpedobooten unter Vizeadmiral Faravelli vor Tripolis. Da die Aufforderung zur Übergabe der Stadt von den türkischen Behörden abgelehnt wurde, begann am Nachmittag des 3. Oktober das Bombardement. Die Masse der auf etwa 3000 Mann einzuschätzenden türkischen Truppen hatte bereits vorher die Stadt geräumt. Nur wenige Mannschaften waren zur Bedienung der Geschütze in den Befestigungen zurückgeblieben. Trotz der Aussichtslosigkeit des ungleichen Kampfes nahmen die türkischen Batterien das Feuer auf; nach etwa dreistündiger Beschießung waren sie niedergekämpft. Am folgenden Tage eröffneten die italienischen Schiffe noch einmal für kurze Zeit das Feuer, das von türkischer Seite nur noch mit wenigen Schüssen erwidert wurde.

Das italienische Flottenkommando stand jetzt vor der Frage, ob es diesem raschen und verlustlosen Erfolge die Besetzung von Tripolis anschließen sollte. Die türkischen Truppen hatten zwar die Stadt geräumt, befanden sich aber wahrscheinlich noch in ihrer Nähe und wurden vielleicht schon durch Zuzug von Arabern verstärkt. Ihnen konnte nur ein Landungskorps von 1700 Mann entgegengestellt

werden. Trotz dieser schwerwiegenden Bedenken entschloß sich Admiral Faravelli auf Drängen der fremden Konsuln, die eine Plünderung der Stadt durch die Araber befürchteten, zu ihrer Besetzung. Am Morgen des 5. Oktober bemächtigte sich ein etwa 1000 Mann starkes Landungskorps des Forts Sultanieh, ohne auf Widerstand zu stoßen. Weitere 700 Mann landeten gegen Mittag im Hafen. Die Bevölkerung, die wohl noch unter dem Eindruck der Beschießung stand, verhielt sich vollkommen ruhig und lieferte, dazu aufgefordert, zahlreiche Waffen ab. Am 7. Oktober erfolgte der feierliche Einzug des zum Gouverneur der Stadt ernannten Kontreadmirals Borea Ricci.

Erhebliche Schwierigkeiten verursachte die Sicherung der Stadt und des ihr vorgelagerten unübersichtlichen Oasengebiets. Man stellte eine feldmäßige Verteidigungslinie her, die sich von dem Fort C im Westen von Tripolis über die Bumiliana-Brunnen nach Sidi Mesri erstreckte und, von dort nach Nordosten umbiegend, die Küste bei Scharaschat erreichte. Für diese etwa 6 km lange Linie waren natürlich die vorhandenen Truppen völlig unzureichend. In geschickter Weise gelang es jedoch Admiral Borea Ricci durch ständiges Hin- und Herschieben, sowie dauerndes Zeigen von Abteilungen die Bevölkerung und auch den Feind außerhalb der Stadt über seine tatsächliche Schwäche zu täuschen. Abgesehen von einigen Vorpostenscharmützeln unternahmen die Türken nichts Ernstliches und ließen damit die günstige Gelegenheit ungenützt, das schwache italienische Landungskorps durch entschlossenen Angriff zu vernichten. Am 11. Oktober langte die erste Staffel der 1. italienischen Division in Tripolis an.

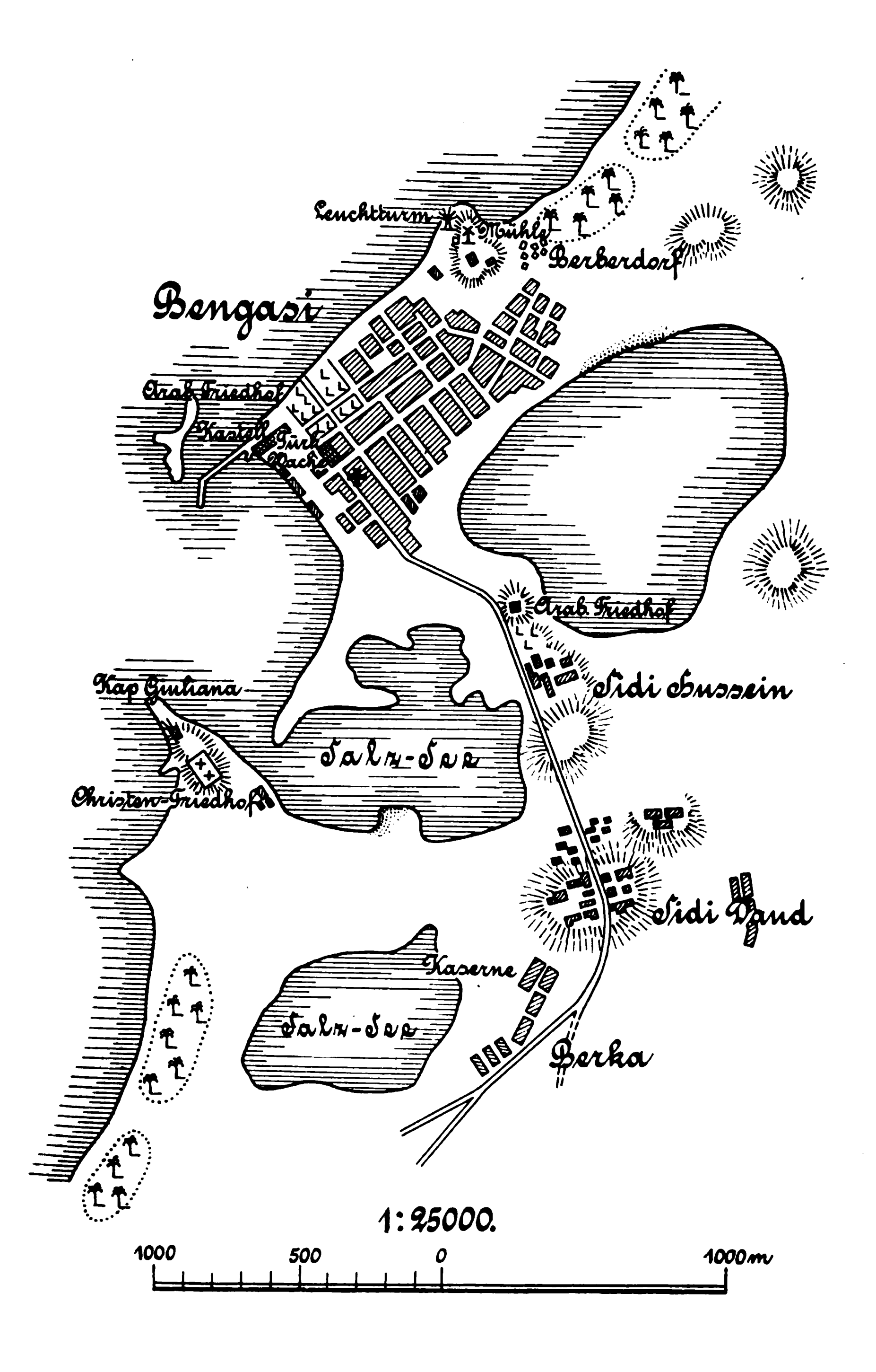
Bengasi.

Ungleich schwieriger gestaltete sich die Besetzung von Bengasi, der Hauptstadt der Cyrenaica.

Am 18. Oktober traf die erste Staffel der zweiten Division in einer Stärke von etwa fünf Bataillonen, drei Gebirgsbatterien und einer Pionierkompagnie unter Generalmajor d'Ameglio auf der dortigen Reede ein, wo fünf Panzerschiffe des ersten Geschwaders unter Vizeadmiral Aubry bereits versammelt waren. An den türkischen Kommandanten erging die Aufforderung, die Stadt binnen 24 Stunden zu übergeben. Da keine Antwort erfolgte, wurde die Landung auf den nächsten Tag festgesetzt. Die Stärke des Gegners wurde auf 1000 bis 2000 Mann regulärer türkischer Truppen, sowie einige Hundert bewaffneter Araber geschätzt. Als Landungsstelle war nach sorgfältigen Erkundungen der leicht ausgebuchtete Sandstrand südlich des Kap Giuliana ausgewählt worden.

Am 19. Oktober gegen 7^{30} Vormittags eröffneten die Kriegsschiffe das Feuer gegen die Umgebung der Landungsstelle, die Stadt, sowie die Kaserne bei Berka, ohne jedoch besonderen Schaden anzurichten. Vom Feinde war vorläufig nichts zu bemerken.

Um 9^{0} besetzte ein Marinelandungskorps mit vier Geschützen, ohne auf Wider-


Leuchtturm
Mühle
Berberdorf
Bengasi
Arab. Friedhof
Kastell
Türk. Wache
Arab. Friedhof
Sidi Hussein
Kap Giuliana
Salz-See
Christen-Friedhof
Sidi Daud
Kaserne
Salz-See
Berka
1:25000.
1000
500
0
1000m

stand zu stoßen, den die Landungsstelle beherrschenden Dünenrand. Plötzlich eröffnete eine türkische Kompagnie von dem links seitlich gelegenen, bisher unbeachtet gebliebenen Christen-Friedhof ein ebenso überraschendes, wie vernichtendes Feuer gegen die ungedeckt auf dem linken Flügel befindliche Batterie. Die Geschütze mußten unter schweren Verlusten zeitweise im Stich gelassen werden. Dem sofort von der See aus einsetzenden Feuer der Schiffsgeschütze gelang es, die Türken am weiteren Vordringen zu hindern.

Etwa gleichzeitig hatte sich auch in der Front des Landungskorps ein Gefecht mit türkischen Truppen entwickelt, die die etwa 400 m breite Enge zwischen den Salzseen besetzt hielten. Hier griff nach und nach die inzwischen gelandete italienische Infanterie ein.

Am Nachmittage hielt General d'Ameglio, nachdem er seine stark durcheinander geratenen Verbände geordnet hatte, den Zeitpunkt für gekommen, weiter vorzugehen. Während drei Bataillone und 500 Matrosen in der Front angesetzt wurden, gingen zwei Bataillone zur Umfassung des feindlichen linken Flügels um den südlichen Salzsee herum vor. Der Angriff wurde mit großer Tapferkeit durchgeführt. Die Türken wichen nach erbittertem Widerstand am Abend langsam auf Bengasi zurück, das sie am folgenden Tage nach erneuter Beschießung der Stadt durch die Schiffsgeschütze räumten.

Besetzung der übrigen Küstenorte.

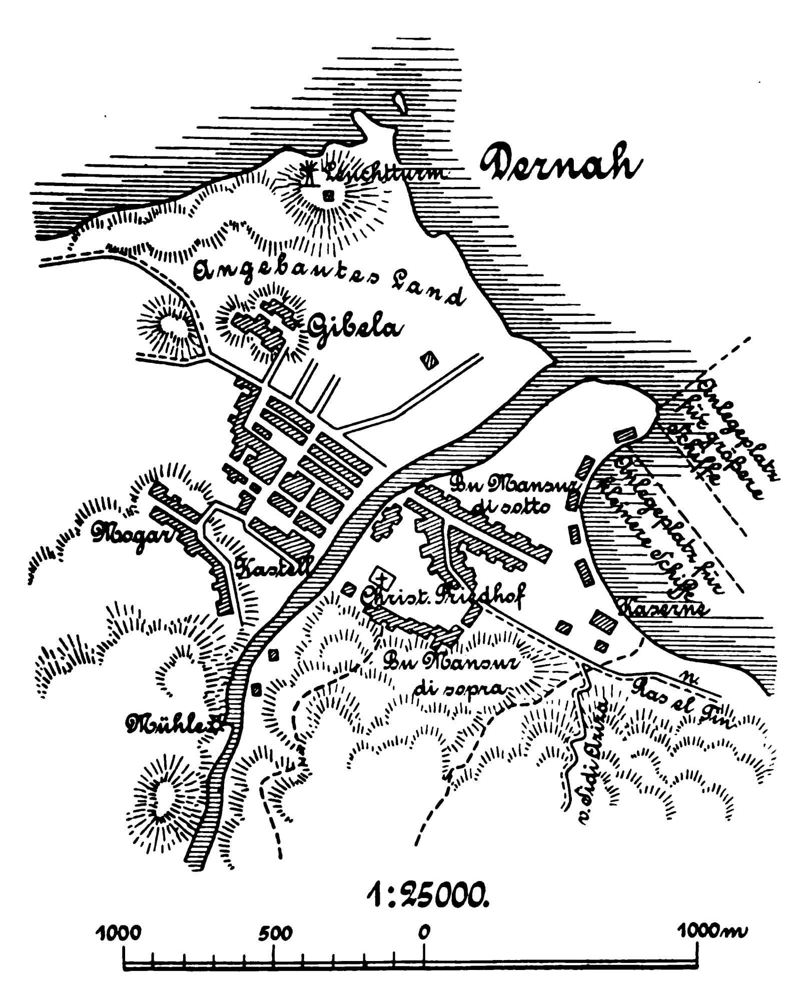
Etwa gleichzeitig mit der Einnahme von Bengasi erfolgte auch die Besetzung von Dernah, nachdem die dortige türkische Funkenstation gleich nach Kriegsausbruch zerstört und damit die direkte Verbindung zwischen Lybien und der Türkei unterbrochen worden war. Am 10. und 16. Oktober wurde der Ort von italienischen Kriegsschiffen beschossen, am 17. begannen die Ausschiffungen, die trotz hohen Seegangs und starker Brandung mit anerkennenswerter Energie und Geschicklichkeit durchgeführt wurden. Eine schwache türkisch-arabische Postierung leistete nur kurzen Widerstand.

Das nahe der ägyptischen Grenze gelegene Mirsa Tobruk war bereits Anfang Oktober in Besitz genommen worden, da bei den zweifelhaften Grenzverhältnissen ägyptische Ansprüche auf diesen für einen Flottenstützpunkt sehr geeigneten Hafen erwartet werden mußten.

Die kleine Stadt Homs wurde nach heftigen Kämpfen am 20. Oktober besetzt.

Ende Oktober befanden sich die Italiener somit im Besitz von fünf Küstenstädten. Das Expeditionskorps war mittlerweile vollzählig eingetroffen. Die 1. Division mit den Korpstruppen stand in Tripolis und mit einem Detachement in Homs, die 2. in Bengasi und Dernah. Eine kleine Abteilung hielt Mirsa Tobruk besetzt.

Die schwachen türkischen Truppen waren überall zunächst einige Tagemärsche landeinwärts zurückgegangen. Sie erhielten allmählich starken Zuzug von Araberscharen, die von Fanatismus und Beutelust getrieben aus ganz Lybien und sogar



aus Ägypten zusammenströmten. Der türkisch-arabische Gegensatz trat mehr und mehr in den Hintergrund. Weit über die Grenzen des osmanischen Reiches hinaus begann sich der Islam zu regen. Reichliche Geldmittel wurden der türkischen Regierung zur Verfügung gestellt.

Von großer Bedeutung mußte sein, welcher Partei der mächtige Scheich der Senussi, das Haupt einer in Nordafrika weit verzweigten und mit dem Khalifat in nur losem Zusammenhang stehenden islamitischen Sekte beitreten würde. Beide kriegführenden Parteien bemühten sich um seine Gunst. Er soll den Türken zuneigen, doch scheint eine unzweideutige Stellungnahme zu ihren Gunsten bisher nicht erfolgt zu sein.

Mit Hilfe der zahlreichen über Ägypten und Tunesien nach dem Kriegsschauplatz gelangten türkischen Offiziere wurde der Widerstand gegen die Italiener im Laufe

des Oktobers planmäßig organisiert. Waffen, Munition und Lebensmittel waren reichlich vorhanden. Vor Tripolis übernahm der Generalstabsoberst Neschat-Bey, dem der aus Paris herbeigeeilte Militärattaché Major Fethi-Bey zur Seite stand, das Kommando. Unter diesen energischen Offizieren erhielt die türkische Kriegsführung sehr bald einen offensiven Charakter.

Die türkische Offensive Ende Oktober.

Die italienischen Truppen in Tripolis zählten Mitte Oktober etwa 23 000 Mann. Die vom Marinelandungskorps eingerichteten Stellungen waren bis dahin vervollständigt worden. Eine fortlaufende Linie von Schützengräben mit eingebauten Batteriestellungen und Drahthindernissen vor der Front war entstanden. Ihre dauernde Besetzung war erforderlich, da bald kein Tag mehr ohne Plänkeleien mit dem Gegner verging. Die Stimmung der Truppen war nach dem raschen und unblutigen Erfolg vom 3. und 4. Oktober sehr gehoben. Die feindlichen Angriffe wurden vorläufig nicht ernst genommen. Auch hielt man die Bewohner der Stadt wie auch der Oase, soweit diese besetzt worden war, für unterworfen. Ob ein Vormarsch in das Innere bereits ernstlich erwogen wurde, muß dahingestellt bleiben. Im allgemeinen scheint man ihn damals nicht für allzu schwierig gehalten zu haben. Aus dieser hoffnungsfreudigen Stimmung sollten die Italiener durch die Ereignisse Ende Oktober jäh herausgerissen werden.

Die etwa 3000 Mann starken türkischen Truppen vor Tripolis waren durch arabischen Zuzug allmählich auf etwa 6000 Mann verstärkt worden. Wahrscheinlich ging der Plan des Oberst Neschat-Bey zunächst dahin, während des als nahe bevorstehend angenommenen Vormarsches der Italiener in das Innere in dem schwierigen, von Dünen- und Hügelketten durchzogenen, unübersichtlichen Gelände zwischen der Küste und dem Gebirge über sie herzufallen. Da jedoch dieser Vormarsch nicht erfolgte, beschloß der türkische Führer, seinerseits zum Angriff überzugehen. Die Tatsache, daß die arabischen Hilfstruppen wenig Verständnis für ein ruhiges Abwarten hatten und in fanatischem Ungestüm forderten, gegen den Feind geführt zu werden, mag hierbei mitgesprochen haben.

So begannen um Mitte Oktober jene fortgesetzten Vorstöße kleiner türkisch-arabischer Gruppen, deren Ziel vor allem die für die Wasserversorgung von Tripolis wichtigen Bumiliana-Brunnen waren. Unter vorzüglicher Ausnutzung des unübersichtlichen Geländes schlichen sich die Eingeborenen bis nahe an die feindlichen Linien heran, um nach wenigen, gutgezielten Schüssen wieder zu verschwinden. Das Gros der Türken und Araber war bis zur Oase Ain Sara, 12 km südöstlich von Tripolis, vorgerückt.

Am 23. Oktober erfolgte ein anscheinend wohl vorbereiteter Hauptschlag gegen die italienischen Stellungen. Am Morgen dieses Tages stürmten Scharen berittener Beduinen gegen die Südwestfront an und verschwanden wieder nach kurzem Feuergefecht. Gegen die Südostfront gingen etwa drei reguläre türkische Bataillone vor,

ohne sich jedoch auf einen entscheidenden Kampf einzulassen. Zweck dieser Angriffe war lediglich, die italienischen Truppen in ihren Linien festzuhalten. Der Hauptstoß erfolgte auf der Ostfront, wo das von Gärten, Lehmmauern, Hecken und Anpflanzungen aller Art durchzogene, unübersichtliche Oasengelände gedeckte Annäherung bis auf nächste Nähe gestattete. Hier wurden plötzlich einige Bersaglieri-Kompagnien beim Schanzen von überlegenen arabischen Kräften überfallen und zum großen Teil aufgerieben. Unterstützung konnte ihnen weder von den übrigen, vom Feinde beschäftigten italienischen Fronten, noch aus der Stadt zuteil werden, da dort und in der Oase eine — wahrscheinlich planmäßig vorbereitete — blutige Empörung der arabischen Bevölkerung ausgebrochen war, deren Niederwerfung nur mit größter Mühe gelang. Hätte der türkische Führer nach Vernichtung der Bersaglieri-Kompagnien noch weitere Kräfte zur Stelle gehabt und sie in der entstandenen Lücke der italienischen Stellung in Richtung Tripolis nachstoßen lassen, so wäre die Lage der 1. Division zweifellos kritisch geworden. Solche Reserven standen aber bei der geringen Zahl der türkisch-arabischen Truppen nicht zur Verfügung. Auch mag es nicht möglich gewesen sein, die undisziplinierten, plündernden Araber zu weiterem Vorgehen zu bewegen. Vielleicht hat Oberst Neschat-Bey auch bei der Ausdehnung und Unübersichtlichkeit des Gefechtsfeldes nicht die erforderliche Kenntnis der Lage gehabt, um die sich ihm bietenden Vorteile auszunutzen.

Der Angriff wurde weder an diesem, noch an den beiden folgenden Tagen fortgesetzt. Gelandete italienische Marinemannschaften schlossen die gefährliche Lücke der Ostfront.

Am 26. Oktober gingen die Türken wiederum vor und zwar in der Hauptsache gegen die zwischen der Kavalleriekaserne und den Bumiliana-Brunnen gelegenen italienischen Stellungen, während auf den übrigen Fronten nur geplänkelt wurde. Mit Tagesanbruch wurden mehrere italienische Kompagnien überraschend angegriffen und nach kurzem Feuergefecht trotz erbitterter Gegenwehr unter schweren Verlusten zurückgeworfen. In den Kampf griffen von rückwärts her zahlreiche Arabertrupps ein, denen es gelungen war, im Schutze der Nacht die italienischen Linien zu durchschleichen.

Wie am 23. fand aber auch am 26. keine Ausnutzung der errungenen Erfolge statt. Die Araber begannen vielmehr sofort in der eroberten Stellung zu plündern. Die italienischen Truppen vermochten sich daher zu sammeln und mit Hilfe von schleunigst herangezogenen Verstärkungen den Gegner wieder zurückzuschlagen. Hierbei zeichneten sich anderthalb abgesessene Eskadrons leichter Kavallerie besonders aus, indem sie, im Laufschritt herbeieilend, trotz schwerer Verluste einen entschlossenen Bajonettangriff*) ausführten.

Die heftigen türkisch-arabischen Vorstöße am 23. und 26. Oktober hatten ihren

*) Die italienische Kavallerie führt zum Karabiner ein kurzes Bajonett.



Eindruck nicht verfehlt. Am 27. sah sich das italienische Oberkommando veranlaßt, die Ostfront um etwa 2 km bis zur Linie Sidi Mesri—Feschlum—Gräber der Karamanli zurückzuverlegen.

Hatte man sich in Italien bisher auf Grund früherer allzu optimistischer Berichte in der trügerischen Hoffnung gewiegt, daß die wenigen türkischen Truppen die Unterstützung der Araber nicht finden würden, so sah man sich hierin bitter getäuscht. Einmütig und kampflustig standen alle Mohamedaner den italienischen Truppen gegenüber. Ihre fanatische Todesverachtung glich das ungünstige Stärkeverhältnis aus. Nur 6000 Türken und Araber hatten 23 000 Italiener angegriffen und ihnen schwere Verluste beigebracht. Ein Vormarsch in das Innere des Landes war vorläufig ausgeschlossen.

Die italienische Offensive im November und Dezember.

Angesichts dieser unerwarteten Schwierigkeiten sah sich die italienische Regierung veranlaßt, das Expeditionskorps beträchtlich zu vermehren. Zwei weitere Divisionen wurden bereitgestellt, sowie im Laufe des November eine starke Reserve in Neapel zusammengezogen. Um die entstandenen Lücken auszufüllen, mußte der Reservejahrgang 1889 in einer Stärke von annähernd 50 000 Mann einberufen werden. Anfang November begann der Abtransport der 3. Division nach Tripolis. Sie bildete dort zusammen mit der 1. Division das I. Armeekorps unter dem Kommando des Generalleutnants Frugoni. General Caneva wurde Oberkommandierender über die gesamte Expeditionsarmee.

Vor Tripolis hatten sich die Türken und Araber seit den Kämpfen vom 23. und 26. Oktober auf fortwährende Plänkeleien und Überfälle beschränkt. Vielfach schlugen ihre Artilleriegeschosse in die Stadt selbst ein, Unruhe und Verwirrung verbreitend. Eine die Nerven auf das äußerste anspannende stete Gefechtsbereitschaft wurde notwendig. Des öfteren griffen auch die Kriegsschiffe in den Kampf ein.

In der Stadt war außerdem die Cholera ausgebrochen und forderte zahlreiche Opfer unter der Bevölkerung und den Truppen. Dank umfassender sanitärer Maßnahmen gelang es, im Laufe der Zeit der Seuche Herr zu werden.

Die Stadt und die Oase waren inzwischen von den aufrührerischen arabischen Elementen gründlich gesäubert worden. Mehrere Hundert Araber wurden deportiert, eine Anzahl hingerichtet. Dieses rücksichtslose Vorgehen hatte zur Folge, daß der fanatische Haß der Eingeborenen gegen die Italiener noch erheblich gesteigert wurde. Von den Arabern gefangene Soldaten behielten selten das Leben, obschon der türkische Oberkommandierende auf jeden ihm zugeführten Feind einen Preis gesetzt hatte. Die Türken selbst behandelten entsprechend ihrer humaneren Sinnesart die Gefangenen durchaus menschlich.

Die Zahl der italienischen Truppen in Tripolis war durch die aus der Heimat nachgesandten Verstärkungen inzwischen auf etwa 30 000 Mann angewachsen. General Caneva erachtete nunmehr den Zeitpunkt für gekommen, die in den unglücklichen Oktoberkämpfen aufgegebenen Stellungen wiederzugewinnen.

Am 7. November ging auf dem äußersten linken Flügel eine neu eingetroffene Brigade unter dem Schutz der Kriegsschiffe vor und setzte sich nach kurzem Gefecht in den Besitz des Forts Hamidieh. Eine weitere Vorwärtsbewegung nach Osten erfolgte zunächst nicht. Wolkenbruchartige Regen und Überschwemmungen lähmten eine Zeitlang jegliche Tätigkeit. Vorübergehend war man sogar gezwungen, Teile der unter Wasser befindlichen Bumiliana-Stellung zu räumen. Auch mußten alle Kriegsschiffe des Unwetters wegen die hohe See aufsuchen.

Um den 20. November war das ganze I. Armeekorps in einer Stärke von etwa 40 000 Mann um Tripolis vereinigt. Von jetzt ab kam es fast täglich zu Zusammenstößen, da die Italiener dauernd bestrebt waren, nach vorwärts Raum zu gewinnen. Ende des Monats wurde die Strecke Sidi Mesri—Henni nach heftigem Kampf zurückerobert und schließlich am 2. Dezember nach Abweisung feindlicher Gegenstöße die ursprüngliche Verteidigungslinie endgültig wieder in Besitz genommen.

Die türkisch-arabischen Truppen gingen nach hartnäckigem Widerstand gegen die beinahe siebenfache Überlegenheit auf Ain Sara zurück. Vortruppen hielten die Dünenketten gegenüber dem südöstlichen Oasenrand besetzt. Im Ostteile der Oase befanden sich nur noch schwache Araberscharen. Vor der italienischen West- und Südfront waren anscheinend keine nennenswerten Kräfte verblieben.

Für die Italiener ergab sich nunmehr die Notwendigkeit, die türkischen Truppen zur endgültigen Sicherung der genommenen Stellungen auch aus der Oase Ain Sara zu vertreiben. Am 4. Dezember 9⁰ Vormittags rückten nach dreistündiger Feuervorbereitung durch Feld- und schwere Artillerie drei italienische Abteilungen in einer Gesamtstärke von etwa 15 000 Mann zum umfassenden Angriff auf Ain Sara vor. Während in der Mitte eine schwache Brigade frontal vorstieß, entwickelten sich gegen den linken türkischen Flügel nahezu eine Division, gegen den rechten zwei Bataillone. Eine Reserve von zwei Bataillonen wurde bei Sidi Mesri bereitgehalten. Die Verteidigungslinien blieben auf der ganzen Front besetzt.

Türkische Gegenangriffe, sowie erhebliche Geländeschwierigkeiten verzögerten jedoch die geplanten Umfassungen. Die linke Kolonne kam überhaupt nicht zum Eingreifen. Die türkischen Truppen wichen zunächst auf die stark befestigte Hauptstellung zurück und räumten auch diese nach stundenlangem Feuerkampf, als die ihrem linken Flügel drohende Umfassung erkannt wurde. Sieben türkische Feldgeschütze, die in dem sandigen Boden nicht fortgeschleppt werden konnten und nach Sprengung der Verschlußstücke verlassen worden waren, fielen den Italienern in die Hände. Eine Verfolgung der in voller Ordnung, unter Mitnahme aller Verwundeten nach Südwesten abziehenden Türken fand nicht statt.

In den nächsten Tagen vorgehende italienische Erkundungsabteilungen stießen nur noch auf Nachzügler. Durch Flieger wurde festgestellt, daß die von Tripolis nach Süden und Südosten führenden Straßen bis auf 30 bis 40 km vom Feinde frei

waren. Die Oase von Ain Sara wurde von den Italienern sofort befestigt und mit einer starken Garnison belegt. Die Verbindung mit Tripolis sicherte man durch Erdwerke. Auch wurde der Bau einer „Kolonialbahn" (Spurweite 0,95 m) dorthin eingeleitet.

Gleichzeitig mit der Eroberung von Ain Sara war auch die Oase östlich Tripolis von den Arabern gesäubert worden. Am 3. Dezember besetzte ein italienisches Detachement Tadjura, das ebenfalls befestigt wurde. Westlich Tripolis zog man die Forts Sultanich und B in die Verteidigungslinie mit hinein. Die Oasen von Gargaresch und Sansur blieben unbesetzt.

Für einen Vormarsch in das Innere bedurfte es aber noch umfangreicher Vorbereitungen. Vor allem war es bei den schlechten Wege- und Wasserverhältnissen notwendig, mehrere Tausend Kamele zu beschaffen. In Lybien selbst diese Zahl aufzutreiben, war unmöglich, da alle brauchbaren Tiere von den Türken und Arabern in das Innere weggeführt worden waren. Ihre Herbeischaffung mit Seetransport erforderte aber so viel Zeit, daß bis zum März 1912 nur etwa 2000 Kamele in Tripolis angesammelt werden konnten. Der Vormarsch in das Innere mußte daher noch aufgeschoben werden.

Der Mut der türkisch-arabischen Truppen war durch die Niederlage bei Ain Sara keineswegs gebrochen. Unverfolgt waren sie bis an den Rand des etwa 60 km von Tripolis entfernten Gebirges zurückgegangen, wo sie sich in Ruhe sammelten, Munition und Vorräte ergänzten und Verstärkungen heranzogen. Bald hatte Oberst Neschat-Bey wieder an 8000 Mann zur Verfügung. Nach dem Inneren, sowie nach dem westlichen Tripolitanien wurde von Kasr Gharian aus ein regelrechter Karawanendienst eingerichtet. Auch führt von dort eine telegraphische Verbindung über Nalut nach der tunesischen Grenzstation Dehibat. Die Nachrichtenübermittlung von Kasr Gharian nach Konstantinopel soll infolgedessen nur etwa 12 Stunden beanspruchen.

Angesichts der vorzüglichen Stimmung seiner Truppen beschloß Oberst Neschat-Bey, erneut gegen Tripolis vorzurücken, doch verlegte er jetzt den Schwerpunkt seiner Operationen von Südosten nach Südwesten der Stadt, wahrscheinlich um dem Etappenorte Kasr Gharian näher zu sein. Um Mitte Dezember sammelten sich die türkisch-arabischen Streitkräfte an den von dort über Asisieh nach Tripolis führenden Wegen. Inwieweit die Italiener hiervon Nachricht erhalten haben, ist nicht bekannt geworden. Wahrscheinlich hat man die feindlichen Bewegungen für unbedeutend gehalten. Nur so ist es zu erklären, daß am 19. Dezember ein Detachement von nur etwa 2000 Mann unter Oberst Fara nach der Oase Bir Tobras (12 km südlich Ain Sara) in Marsch gesetzt wurde, um dort gemeldete türkisch-arabische Ansammlungen zu zerstreuen.

Infolge von Geländeschwierigkeiten trafen die Italiener anstatt im Morgengrauen erst Mittags bei Bir Tobras ein, wo sie sofort von mehreren Seiten



heftig angegriffen wurden. Während einer Gefechtspause traten sie dann den Rückzug an. Da jedoch der Gegner lebhaft nachdrängte und das Detachement zu umfassen drohte, wurde die Lage allmählich kritisch. Die Verluste mehrten sich, die Munition begann knapp zu werden. Erst im Schutze der Nacht gelang es, sich der feindlichen Umklammerung zu entziehen. Am nächsten Morgen wurde das Lager von Ain Sara wieder erreicht. Eiligst in Marsch gesetzte italienische Verstärkungen waren nicht mehr zum Eingreifen gekommen.

Vor Tripolis lagen sich beide Parteien nunmehr längere Zeit tatenlos gegenüber. Zu Kämpfen kam es erst wieder im Januar 1912, als die Italiener versuchten, ihre Stellungen weiter nach Westen auf Gargaresch und Sansur auszudehnen.

Die Ereignisse an den übrigen Küstenplätzen.

Bei den übrigen vier von den Italienern besetzten Küstenplätzen war die Lage seit Landung der Expeditionstruppen im allgemeinen unverändert geblieben. Abgesehen von kurzen Vorstößen durch Erkundungsabteilungen fand auch hier kein Vormarsch in das Innere statt. Man beschränkte sich darauf, die gewonnenen Stellungen an der Küste zu befestigen und gegen feindliche Angriffe zu behaupten.

Etwa Mitte Oktober übernahm Major Enver-Bey, der bisherige Militärattaché in Berlin, den Oberbefehl in der Cyrenaica. Seiner Tatkraft und dem Ansehen, das er als Schwiegersohn des Khalifen genoß, war es zu verdanken, daß sich in kurzer Zeit beträchtliche Scharen kriegerischer Eingeborener um ihn sammelten. Die Gesamtstärke der türkisch-arabischen Truppen belief sich bereits im November auf 12 000 bis 15 000 Mann. Die Zahl war allerdings vielfachen Schwankungen unterworfen, da die Araber von Zeit zu Zeit das Lager verließen, ihre Heimatsorte aufsuchten und dann wiederkehrten. An Waffen und Munition herrschte kein Mangel. Mehrfach gelangten beträchtliche Mengen von Kriegsbedarf heimlich durch die von den Italienern nicht allzu streng gehandhabte Küstenblockade, sowie über die ägyptische Grenze nach dem Kriegsschauplatz. Auch Lebensmittel waren reichlich vorhanden, da die letzte Ernte gut ausgefallen war.

Bereits im Laufe des November begann ein fortwährender Kleinkrieg vor den italienischen Stellungen. Die zahlreichen Angriffe der Türken und Araber bei Tag und bei Nacht wurden zwar stets zurückgeschlagen, hatten aber doch das Ergebnis, daß die italienischen Truppen durch die ständige Gefechtsbereitschaft auf das äußerste angestrengt wurden. Vielfach wurde es notwendig, die Besatzungen der jeweilig bedrohten Küstenpunkte durch Detachements, die eiligst zu Schiff herbeigeführt wurden, zu verstärken. Ein weitgehendes Zerreißen der italienischen Verbände war die Folge.

Erschwerend war für die Italiener auch der Umstand, daß das Gebirge in der Cyrenaica dicht an die Küste herantritt. Unmittelbar vor den besetzten Städten erhebt sich der zerklüftete Steilhang des Djebel Achdar, dessen Hochfläche die Türken und Araber beherrschten. Nur mit größter Mühe gelang es, dort Fuß zu fassen. Die Unterstützung durch die Flotte, wie bei Tripolis, war oft unmöglich.

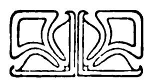
Eine Änderung in der allgemeinen Lage trat auch nicht ein, als im Laufe des November die italienischen Truppen in der Cyrenaica durch den Antransport der 4. Division von 17 000 auf 35 000 Mann anwuchsen. Nach wie vor blieben sie rein defensiv in ihren Stellungen, die mit allen Mitteln der Feldbefestigung ausgebaut und sogar mit schwerer Artillerie armiert wurden.

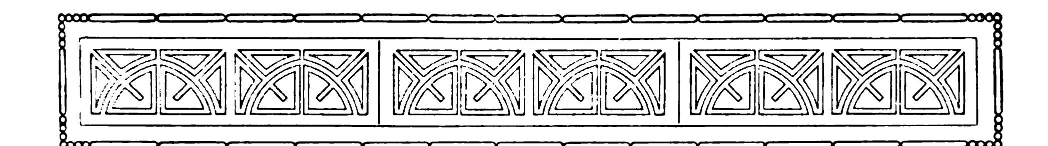
Unternehmungen zur See.

Unternehmungen der italienischen Flotte gegen die europäischen und kleinasiatischen Küsten der Türkei haben bis Mitte Februar 1912 nicht stattgefunden, obschon die Presse mehrfach das unmittelbare Bevorstehen einer Aktion im Ägäischen Meer und gegen die Dardanellen angekündigt hatte. Man beschränkte sich darauf, die feindlichen Küsten durch mehrere Torpedobootsflottillen zu beobachten. Die türkische Flotte blieb dauernd im Schutz der Dardanellen.

Dagegen kam es im Roten Meer zu einer Tätigkeit italienischer Kriegsschiffe. Da nach dem Feldzuge gegen die arabischen Rebellenführer Imam Jahja und Sejid Idris im Frühjahr und Sommer 1911 noch etwa 30 000 Mann türkischer Truppen in Südarabien standen, hielten die Italiener einen Angriff gegen Eritrea keineswegs für ausgeschlossen. Die dortigen Eingeborenentruppen wurden daher in einer Stärke von etwa 10 000 Mann mobilisiert und das kleine italienische Geschwader im Roten Meer auf fünf Schiffe verstärkt. Bei seinen Kreuzfahrten an der arabischen Küste sind im Laufe der Zeit mehrere dortige Hafenstädte, wie Hodeida, Mokka und Scheich Said beschossen worden. Landungen haben jedoch nirgends stattgefunden. Eine Vernichtung der im Roten Meer befindlichen, nur wenige Kanonenboote zählenden türkischen Flottille gelang zunächst nicht, da sie sich in dem Gewirr der dortigen zahlreichen Inselgruppen längere Zeit vor den Italienern zu verbergen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)





Neues von der französischen Kavallerie.

I. Organisation und Bewaffnung.

Der deutschen Reiterei eine gleichwertige, womöglich sogar überlegene Kavallerie entgegenzustellen ist ein Ziel, dem die französische Heeresverwaltung mit besonderem Eifer in der letzten Zeit nachstrebt. Vermehrung der auf dem europäischen Kriegsschauplatz verfügbaren Eskadrons, eine vorteilhaftere Organisation der Kavallerie und der ihren großen Verbänden zugeteilten Hilfswaffen, Fortschritte in der Bewaffnung und eine verbesserte Kampfweise, all diese Mittel sollen der Erreichung des einen Zweckes dienen. Hand in Hand damit gehen Bestrebungen, das durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit gefährdete Gefüge der Truppe zu stärken, ihren inneren Wert zu heben und an Stelle des früher sogar durch die taktischen Grundsätze wachgehaltenen Gefühles der Unterlegenheit gegenüber dem östlichen Nachbarn kühnes Selbstvertrauen zu setzen.

Kadergesetz.

Die Grundlage für eine neue Organisation der Waffe vermag nur ein neues Kadergesetz zu geben. Seit Jahren schon harrt der größte Teil des französischen Heeres auf seine Verabschiedung durch die gesetzgebenden Körperschaften. Nur für die Artillerie ist sie bereits im Jahre 1909 erfolgt. Für die anderen Waffen bedeutete jeder Wechsel in der Person des Kriegsministers bisher immer einen Aufschub in der Lösung dieser Frage. Jedoch hat sich der Mitte Januar 1912 an die höchste Stelle des französischen Heeres getretene Kriegsminister Millerand mit den Kadergesetzentwürfen einverstanden erklärt, die einen Monat vorher sein Vorgänger Messimy vorgelegt hatte, und soll gewillt sein, ihre Erledigung mit allen Mitteln zu fördern. Die Erwartung, daß somit auch für die Kavallerie einige Fortschritte in der Organisation bevorstehen, scheint daher berechtigt.

Einer Erhöhung der Gesamtfriedensstärke steht der Mangel an dienstfähigen Mannschaften entgegen. Der Entwurf Messimys will in geringem Umfange daher die Kavallerie des Mutterlandes auf Kosten der in Nordafrika stehenden weißen Regimenter verstärken und dort durch vermehrte Heranziehung von Eingeborenen Ersatz schaffen. Bisher bestanden in Frankreich 13 Kürassier-, 31 Dragoner-, 21 Chasseurs-



und 14 Husaren-Regimenter zu je fünf Eskadrons, also insgesamt 79 Regimenter mit 395 Eskadrons, in Algerien und Tunis dagegen sechs Regimenter Chasseurs d'Afrique (Franzosen) und vier Regimenter Spahis (Eingeborene), somit zehn Regimenter zu je fünf Eskadrons. Mobil wurden in Europa bei jedem Regiment nur vier Eskadrons, die fünfte war vielfach, insbesondere bei den Truppenteilen nahe der Grenze, bereits im Frieden als „Depot" formiert. Sie besaß in diesem Falle außer den Offizieren und Unteroffizieren nur einen geringen Stand an nicht felddienstfähigen oder erst in der Ausbildung begriffenen Mannschaften und Pferden.

Nach dem Gesetzentwurf sollen im Mutterland ein Kürassier- in ein Dragoner-Regiment umgewandelt, außerdem aber zwei neue Chasseurs-Regimenter unter Verwendung der fünften Eskadrons der sechs Regimenter Chasseurs d'Afrique gebildet werden. Grundsätzlich soll die 5. Eskadron jetzt nur noch eine schwache (51 Mann und 27 Pferde zählende) Abteilung sein, die im Frieden zur Entlastung der anderen Eskadrons bei der Ausbildung, im Kriegsfall als Ersatztruppe Verwendung findet. Die vier Feld-Eskadrons stehen dagegen schon im Frieden fast auf Kriegsstärke. Insgesamt wären also in Frankreich 81 Regimenter mit 324 Feld- und 81 Depot-Eskadrons, d. h. acht Feld- und zwei Depot-Eskadrons mehr als bisher vorhanden. Der in Frankreich übrigens tatsächlich durchaus nicht eingehaltene Durchschnittstand der Regimenter, der jetzt noch 787 Mann beträgt, vermindert sich etwas, indem einige wenige im Innern des Landes 680 Mann, die übrigen teils 720, teils 780 Mann (außerdem aber noch mindestens 30 Mindertaugliche des Hilfsdienstes) zählen sollen; dagegen wird, hauptsächlich mit Rücksicht auf die während des ganzen Jahres fortgesetzte Einberufung von Reservisten, der Pferdestand um ein geringes erhöht. Er beträgt (einschließlich der Offizierpferde) bei den Regimentern niederen Etats 728, sonst 760 Pferde, wobei die Bespannung der Maschinengewehre nicht eingerechnet ist.

In Afrika sollen nach dem Gesetzentwurf die Chasseurs d' Afrique vorläufig je vier, die Spahis je sechs Eskadrons, die dortige Reiterei insgesamt also 48 Eskadrons zählen. Ihre Vermehrung ist jedoch für die Zukunft je nach Bedarf und nach Ersatzmöglichkeiten vorgesehen.

Ergibt die neue Organisation also nur eine geringe Vermehrung der mobilen Eskadrons, so erhofft man doch noch weitere Vorteile für den Kriegsfall von ihr. Die größere Friedensstärke der Untereinheiten soll ihren Übergang in die Kriegsformation erleichtern, eine Vermehrung der Offiziere und Unteroffiziere, die gleichzeitig eintritt, für die Aufstellung von Reservetruppen stärkere Stämme als bisher liefern. Jedes Regiment erhält zu diesem Zweck einen „Cadre complémentaire" von drei Rittmeistern, und außerdem wird ein „Kavallerie-Sonderstab", wie er bereits bei der Artillerie bestand, in der Stärke von 15 Oberstleutnants, 35 Majors, 140 Rittmeistern und 120 Leutnants gebildet, der alle im Frieden nicht im Stand der Regimenter verwendete Kavallerieoffiziere umfaßt. Dadurch, daß man die Gesamt-

zahl der Leutnants vermindert, die der höheren Dienstgrade vermehrt hat, sollen gleichzeitig auch die Beförderungsverhältnisse günstiger gestaltet werden. Dieselbe Rücksicht waltet bei den Unteroffizieren vor. Jedes Regiment erhält statt drei fortan acht adjudants („Oberwachtmeister“) und drei Inhaber des neueingeführten, höchsten Dienstgrades der adjudants-chefs (etwa „Feldwebelleutnants“).

Vor allem aber sieht man einen großen Vorzug des neuen Kadergesetzes in der Vermehrung der Heereskavallerie. Bisher besaß jedes Armeekorps eine Korps-kavallerie-Brigade von zwei (seltener drei) Regimentern. Außerdem bestanden acht Kavallerie-Divisionen, von denen jedoch nur zwei sechs, die übrigen vier Regimenter zählten. Da man annimmt, daß Deutschland über eine größere Zahl an Kavallerie-Divisionen zu sechs Regimentern verfügt, ergab sich eine Unterlegenheit der französischen Heereskavallerie in jeder Beziehung. Durch Bildung von zehn bereits im Frieden organisierten Divisionen mit drei Brigaden soll dieser Nachteil beseitigt werden. Für die Armeekorps bleiben dann noch 21 Regimenter im Mutterlande übrig, so daß in der Regel ein, ausnahmsweise zwei Regimenter die Korpskavallerie bilden werden. Ob diese recht schwache Zuteilung nicht durch Reserve-Eskadrons im Mobilmachungsfalle Ergänzung findet, muß dahingestellt bleiben.

Für die neuen Divisionen sollen die reitenden Abteilungen in der bisherigen Stärke von zwei Batterien gebildet werden.

Radfahrer.

Die Gefechtsstärke der gesamten Heereskavallerie will man durch Vermehrung der Radfahrer erhöhen. Bisher waren im Frieden fünf sechste Kompagnien von Jägerbataillonen mit Klapprädern ausgerüstet. Sie traten bei allen großen Übungen zu den Kavallerie-Divisionen und befriedigten allgemein durch ihre Leistungen. Ihre Zuteilung zur Heereskavallerie stand daher bereits fest; auch das hatten die Übungen der letzten Jahre bewiesen, daß eine einzelne Kompagnie für die Division nicht ausreichte und in dem großen Körper fast unterging. Nur über die zweckmäßige Formation war man sich noch nicht im klaren. Die Ansichten schwankten zwischen zwei stärkeren oder drei schwächeren Kompagnien.

Um diese Frage zu entscheiden, beabsichtigte man bei den großen Manövern des Jahres 1911 der einen Partei drei, der anderen zwei Radfahrerkompagnien zuzuteilen. Infolge der Absage dieser Übungen kam es nicht zu diesem Versuch, dagegen fanden bei den im September 1911 bei Mailly unter Leitung des Generals Marion mit der 1., 3. und 7. Kavallerie-Division abgehaltenen Kavallerie-Übungen drei Radfahrerkompagnien Gelegenheit zu erfolgreicher Betätigung. Sie waren an drei der vier Übungstage als Abteilung (groupe cycliste) vereinigt und der 3. Division zugeteilt. Daß man gerade diese wählte, deren Kommandeur General de Lastours ein besonderer Anhänger der Hilfswaffe ist, deutet darauf hin, daß man unbedingt gute Ergebnisse erzielen wollte. Daher wird ein kurzer Überblick über die Tätigkeit der Radfahrer um so sicherer zeigen, was die Franzosen von ihnen erwarten.



Am ersten Tage, dem 12. September, sollte die 3. Division gegen ein Kavalleriekorps kämpfen, dessen beide Divisionen in der Ausgangslage 8 km voneinander entfernt standen. General de Lastours sandte seine Radfahrer dem einen Feind entgegen, wandte sich mit seiner Division gegen den anderen, schlug ihn und kehrte dann zu den Radfahrern zurück, die inzwischen ihren Gegner aufgehalten hatten. Auch hier siegte dann der Führer der 3. Division in einer durch Feuer unterstützten Attacke.

Der folgende Tag brachte zwei Übungen. Die nun auch noch durch ein Jäger-Bataillon verstärkte 3. Division sollte am linken Flügel einer siegreichen Armee zwei mit überholender Verfolgung beauftragte Armeekorps vor der Einwirkung eines Kavalleriekorps schützen. Der Divisionskommandeur ging sprungweise vor und schickte seine Infanterie voraus, um die in der Vormarschrichtung liegenden Höhenzüge in breiter Front zu besetzen. Beim Anreiten geriet das Kavalleriekorps in das Feuer des Jäger-Bataillons; diese Gelegenheit benutzte General de Lastours, um zu attackieren, und fand wirksamste Unterstützung durch die inzwischen gesammelten Radfahrer, die völlig überraschend im Rücken des Feindes erschienen und ihn auf weniger als 800 m Entfernung beschossen, nachdem sie schon seine Artillerie überfallen hatten.

Die zweite Übung bildete eine Fortsetzung derselben Lage. Der Führer der wieder vorgehenden 3. Division nahm von neuem seine Infanterie voraus, diesmal aber vorwärts eines Flügels. Durch das vorhergegangene Gefecht gewarnt, zögerte das Korps mit dem Angriff und versuchte die Infanterie in falscher Richtung zur Entwicklung zu verleiten. Als dies nicht gelang, wurde die Übung abgebrochen.

Nach einem Ruhetag sollten die bisherigen Gegner am 15. September unter Lastours' Führung vereinigt den Flügel ihrer im Gefecht angenommenen Armee gegen eine vorgehende Infanterie-Division schützen. Nachdem deren Anmarschrichtung festgestellt war, ging das Kavalleriekorps ihr entgegen. Während je eine seiner Divisionen sich gegen Flanke und Rücken des Feindes wandte, sollte die durch die Jäger und Radfahrer unterstützte dritte ihn in der Front aufhalten. Hierbei besetzte die Infanterie zwei Stützpunkte, die an wahrscheinlichen Marschstraßen des Gegners lagen. Nur hier konnte einigermaßen die schwierige Aufgabe gelöst werden. Den beiden anderen Divisionen fehlte die Feuerkraft, die in solchen Lagen größere Erfolge als die blanke Waffe erzielt.

Günstigere Verhältnisse hatte in dieser Beziehung das Kavalleriekorps am letzten Übungstage, bei dem ihm für denselben Auftrag noch ein Detachement in der Stärke eines Infanterie-Regiments und einer Artillerieabteilung zugeteilt waren. Diesmal gelang es, den Feind länger aufzuhalten. Dagegen bewies die Verteilung der Radfahrer auf die drei Divisionen neuerdings, daß eine einzige Kompagnie zu schwach ist.

Mit der Art der Verwendung dieser Truppe erklärt sich in einem in der Revue de cavalerie erschienenen Aufsatz Major Mordacq, der selbst früher eine Radfahrerkompagnie geführt hat, fast durchweg einverstanden. Er tadelt lediglich die am

zweiten Tag angeordnete Besetzung einer weitausgedehnten Verteidigungsstellung. Das widerspräche der Eigenart der Radfahrer, die günstige Gelegenheiten blitzschnell ausnützen müßten und daher nicht verzettelt werden dürften. Wenn tatsächlich diesmal die Abteilung trotz der langen Zeit, die zum Sammeln notwendig gewesen sei, noch erfolgreich eingreifen konnte, so sei das ein besonderer Glücksfall gewesen.

Inwieweit auch sonst die großen Erfolge, die die Radfahrer bei diesen Übungen errangen, auf Glück oder Eingriffe der Leitung beruhten, die ja, wie erwähnt, der Hilfswaffe besonders wohlwollend gegenüberstand, muß beim Mangel näherer Nachrichten dahingestellt bleiben. Jedenfalls bestätigte das Ergebnis der Kavalleriemanöver 1911 nur die in Frankreich in die Radfahrer gesetzten Hoffnungen.

Sehr bezeichnend ist der immer wiederkehrende Gedanke, daß sie die Angriffskraft der Division stärken sollen. Die Beigabe einer ziemlich bedeutenden infanteristischen Feuerkraft soll ja nicht die reiterliche Offensive lähmen, vielmehr durch den überraschenden Einsatz der beweglichen Radfahrer günstige Vorbedingungen für die Attacke der Heereskavallerie schaffen.

Um aber dies zu gewährleisten, fordert Major Mordacq vor allem Verständnis der Reiterführer für die Verwendung der Hilfswaffe und daher die Ausarbeitung einer Anweisung hierfür, dann aber auch noch einen Ausbau der Organisation. Er hält etwa 400 in drei handliche Kompagnien gegliederte Radfahrer bei jeder Division für notwendig, die bereits im Frieden einheitlich ausgebildet, nicht erst im Bedarfsfalle zusammengestellt werden sollen. Ferner verlangt er, daß die Gefechtsverbindung zwischen Radfahrern und Kavallerie enger sein soll. Der Führer der ersteren muß bei Beginn des Kampfes zu Pferde steigen und zahlreiche berittene Offiziere und Unteroffiziere zur Verfügung haben. Ferner soll die Kavallerie den Schutz der bei den Radfahrern sehr gefährdeten Flanke übernehmen und hiermit stets bestimmte Abteilungen (etwa 1 Zug für jede Kompagnie) betrauen. Die Radfahrer ihrerseits müssen in schwierigem Gelände gewandter werden, das Rad früher auf den Rücken nehmen, statt wie bisher, es vielfach zu schieben, und im Gefecht sich, ihrer Eigenart entsprechend, nicht auf lange Feuerkämpfe einlassen. Um das alles zu erreichen, bedarf es nach Mordacqs Meinung der Unterstellung der Radfahrer bereits im Frieden unter die Kavallerie-Divisionen.

Auch diese Vorschläge scheinen Aussicht auf Durchführung zu haben. Schon der Heereshaushaltentwurf für 1912 fordert die Ausstattung von drei weiteren Jägerkompagnien mit Rädern. Damit wäre für jede der acht bestehenden Kavallerie-Divisionen ein Stamm vorhanden, aus dem sich die im Kadergesetz vorgesehene Abteilung von drei pelotons (Doppelzügen) mit insgesamt 2 Hauptleuten, 6 Leutnants und 320 Mann entwickeln könnte. Für die beiden neuen Divisionen würde dann jedenfalls die Schaffung dieser Formation bald folgen.

Technische Fortschritte in der Anfertigung von Klapprädern werden wahrschein-



lich die Verwendungsmöglichkeit der Radfahrer erhöhen. Das bisherige Gérardrad wog 18 kg, belastete den Rücken ungleich, störte den Schützen beim Schießen und war nicht rasch fahrbar zu machen. Mehrere Erfinder, darunter ein Hauptmann Sauvain, dann die Peugeotwerke u. a. haben Räder angefertigt, die diese Nachteile vermeiden, insbesondere auch viel leichter sind. Zeitungsnachrichten sprechen von Gewichten, die bis 10,5 kg heruntergehen. Die Beweglichkeit der Radfahrer, die für ihre offensive Verwendung besonders wertvoll ist, würde nach der Einführung dieser Maschinen bedeutend steigen. Daher hat die französische Regierung für 1912 Mittel zu größeren Truppenversuchen mit ihnen verlangt.

Auch die Bildung von Pionierabteilungen auf Rädern sieht das Kadergesetz für alle Kavallerie-Divisionen vor, während jetzt erst vier Abteilungen in der Stärke von je einem Offizier und 40 Mann bestehen.

Bewaffnung der Kavallerie und ihrer Hilfswaffen.

Das Bestreben, die Kampfkraft der Kavallerie zu erhöhen, dehnt sich auf die Bewaffnung aus. Während bisher nur die Dragoner-Regimenter der Heereskavallerie die Lanze führten, sollen jetzt auch die leichten Regimenter der Divisionen die „Königin der Waffen" erhalten. Lediglich die Kürassiere und die Korpskavallerie bleiben auf den Degen beschränkt. Die französische Lanze hatte einen Bambusschaft, eine Länge von 2,90 m und ein Gewicht von 1,85 kg. Nunmehr tritt eine längere und leichtere Stahlrohrlanze an ihre Stelle, die hinter der Spitze einen Ring trägt, um zu tiefes Eindringen zu verhindern. Versuche mit einem auf den Karabiner aufzupflanzenden Bajonett sind ebensowenig abgeschlossen, wie solche mit einem Ersatz des viel zu schweren Geschützes der reitenden Batterien der Kavallerie-Divisionen. Dagegen ist die Umbewaffnung der bei je einem Regiment der Kavallerie-Brigade bestehenden Züge von zwei auf Fahrzeugen beförderten Maschinengewehren mit dem leistungsfähigeren Muster 1907 durchgeführt und dieses im Laufe des letzten Jahres durch eine im Reitergefecht besonders nützliche automatische Streuvorrichtung verbessert worden. Vergeblich blieben bisher die Bestrebungen, die Radfahrer auch mit Maschinengewehren auszurüsten, da es in Frankreich nicht gelang, ein Fahrzeug von genügender Beweglichkeit herzustellen.

Längerdienende Mannschaften.

Sehen wir in all diesen Richtungen Fortschritte, so bereitet anderseits die Ergänzung der Kavallerie-Regimenter der französischen Heeresverwaltung ernste Sorgen. Sie hatte gehofft, die Nachteile der zweijährigen Dienstzeit, die das neue Wehrgesetz brachte, durch zahlreiche freiwillig längerdienende Mannschaften auszugleichen, und zu diesem Zwecke hohe Dienstprämien und andere finanzielle Vergünstigungen ausgesetzt. Anfangs erreichte sie auch gute Erfolge damit. Im Frühjahr 1910 übertrafen die Regimenter an der Ostgrenze, bei denen die Geldbezüge besonders hoch waren, beträchtlich den Sollstand, so daß bis zum Herbst die Annahme von Freiwilligen eingestellt wurde. Mit der Verbesserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage aber verminderte sich der Andrang. Dazu kam, daß seit dem September 1910 infolge des Bedarfs für die Truppen in Marokko die Kolonialarmee die Befugnis er-

hielt, alle sich freiwillig meldenden tauglichen Angehörigen des Landheeres ohne weiteres zu übernehmen. Unter den abenteuerlustigen Leuten, die vor allem bei der Kavallerie die Verpflichtung einer längeren Dienstzeit eingegangen hatten, ergriffen mit Freuden viele die Gelegenheit, mehr zu sehen und zu erleben, als die Ostgrenze ihnen bot, und noch dazu die doppelten Bezüge zu erhalten. So kommt es, daß der Durchschnittsstand der Kavallerie-Regimenter mit hohem Etat stark heruntergegangen ist. Von welcher Bedeutung für die Kriegstüchtigkeit der Truppe die Zahl längerdienender Freiwilliger ist, ergibt sich daraus, daß man sie allein als den „festen Kern“ der Eskadrons betrachtet. Daß das jüngst erschienene Exerzier-Reglement der französischen Kavallerie eine Sonderausbildung für sie verlangt, ist eine der wichtigen Neuerungen dieser Vorschrift.

II. Das Exerzier-Reglement der Kavallerie von 1911.

Allgemeines.

Das neue Exerzier-Reglement wurde als Entwurf im Herbst 1911 veröffentlicht. Der zweite Band ging den Truppen Anfang August, der erste Band in den ersten Oktobertagen zu. Jener fand daher bereits bei den Herbstübungen Berücksichtigung, wenn auch der Truppe die Zeit fehlte, sich vorher völlig in den Geist der neuen Vorschrift einzuleben.

Das bisherige Reglement stammte aus dem Jahre 1899. Es war allerdings im Jahre 1904 stark abgeändert worden, stand aber noch auf dem Boden der dreijährigen Dienstzeit.

Die neue Vorschrift wurde auf Grund von Vorschlägen, die von der Kavallerie und den höheren Truppenführern eingereicht waren, durch eine Kommission bearbeitet. An ihrer Spitze stand ursprünglich General Trémeau, der jedoch bald durch Krankheit verhindert wurde, an den Sitzungen teilzunehmen, und erst kurz vor dem Abschluß der Arbeiten durch den nicht minder hohes Ansehen in der Reiterwaffe genießenden General Marion ersetzt wurde. Infolgedessen blieb nach Zeitungsnachrichten die Seele der Kommission der damalige Kommandeur der Reitschule in Saumur, General Bourdériat, den der jetzige Kriegsminister Millerand inzwischen zu seinem Kabinettchef ernannt hat. Wie in Frankreich üblich, so leitet auch dieses Reglement ein Bericht der Kommission über ihre Arbeiten ein, der sehr geeignet ist, den Leser in den Geist der neuen Vorschrift einzuführen. Seine Veröffentlichung ist daher zweckmäßig. In der Einleitung wird betont, daß die Absicht bestimmend gewesen sei, auf dem bewährten Boden der früheren Vorschriften, insbesondere jener des Jahres 1876, die Änderungen vorzuschlagen, welche die Einführung der zweijährigen Dienstzeit und die gesteigerte Wirkung der Feuerwaffen notwendig gemacht hätten. Tatsächlich ist man viel weiter gegangen. Durch das neue Reglement weht der Geist der Offensive viel schärfer als in der bisherigen Vorschrift, und auch das Gefecht- und Kampfverfahren der Kavallerie hat manche durchgreifende Neuerung erfahren.



Gliederung des Reglements.

Das neue Reglement ist, wie schon das bisherige, umfassender als unsere Vorschrift, da in ihm gleichzeitig eine Reitinstruktion, die Vorschrift für die Waffenübungen der Kavallerie und auch Anleitungen für das Turnen enthalten sind. Doch ist die Reitinstruktion, die schon im früheren Reglement viel weniger eingehend als die deutsche war, noch mehr vereinfacht. Sie umfaßt lediglich die Ausbildung des die gesetzlichen zwei Jahre dienenden Kavalleristen, der, wie nun verlangt wird, nur auf ein vollkommen durchgerittenes Pferd gesetzt werden darf. Alles weitere soll einem eigens ausgearbeiteten „Manuel spécial d'équitation et de dressage“ überlassen sein. Dieses ist bisher nicht veröffentlicht; wie verlautet, war die Reitschule in Saumur mit dem Entwurf nicht einverstanden.

Das Exerzier-Reglement besteht aus zwei Bändchen (tomes). Ein dritter, der bisher noch nicht veröffentlicht wurde, soll als Anhang die Vorschriften für Paraden, die Signale und einige Sonderbestimmungen enthalten. Im großen und ganzen entspricht die Einteilung der bisher in Frankreich üblichen und weist daher gegen die Gliederung unserer Vorschrift manche Unterschiede auf. Jedes Bändchen besteht aus zwei Teilen (titres). Der erste (Bases de l'instruction) enthält die Erklärung der üblichen Bezeichnungen, Bestimmungen für die Obliegenheiten der einzelnen Dienstgrade, den Gang der Ausbildung in der Truppe und die Anwendung der Befehlsmittel. Der zweite Teil (Instruction du cavalier) umfaßt die Ausbildung des Kavalleristen, zunächst zu Fuß, demnächst zu Pferde, mit und ohne Waffe. Den dritten Teil (Instruction d'ensemble) leitet ein Abschnitt über die Verwendung der Kavallerie im Gefecht ein. Ihm folgen Bestimmungen über die Ausbildung des Zuges, der Eskadron und des Regiments. Dabei ist zuerst die Ausbildung zu Pferde, dann die zu Fuß behandelt. Ein besonderer Abschnitt beschäftigt sich mit den Verwendungsmöglichkeiten der betreffenden Abteilung. Der vierte Teil (Emploi des grandes unités dans le combat) bespricht kurz die Brigade und das Kavalleriekorps, sehr ausführlich dagegen den wichtigsten Kavalleriekörper, die Division.

Der Gliederung des französischen Reglements sind verschiedene Vorzüge zuzuerkennen. Daß es die Grundsätze über die Verwendung im Gefecht an die Spitze der Ausbildung der Truppe stellt, muß als vorteilhaft bezeichnet werden. Auch die Aufnahme der Vorschriften über das Turnen und die Waffenübungen sichert diesen größere Berücksichtigung zu, als wenn sie gesondert behandelt wären. Dagegen sind Wiederholungen bei der sehr ausführlichen Schilderung der Kampftätigkeit nicht durchweg vermieden.

Die folgende Besprechung hält sich, soweit möglich, an die Einteilung der deutschen Vorschrift.

1. Einleitung.

Die Einleitung entspricht fast ganz unserem Reglement. Nur sagt sie, daß die exerziermäßige Ausbildung bereits im Regiment ihren Abschluß findet. Ausführlich



betont sie die Notwendigkeit der Offensive. Als wichtigste Grundlagen des Erfolges nennt sie Ehrgefühl, Verachtung der Gefahr, Mannszucht, Kameradschaft, Wagemut und den Willen zum Handeln. „Der erste Gedanke muß immer sein: Los auf den Feind, ihn zu schlagen und das Letzte in der Ausnützung des Erfolges herzugeben. Der Wahlspruch der Kavallerie heißt: Rücksichtslos angreifen, rastlos verfolgen.“

In dem bei uns fehlenden Abschnitt über die Rechte und Pflichten der einzelnen Dienstgrade ist festgesetzt, daß die Grundlage der Ausbildung in der Eskadron liegt, doch sind auch die Majors, die in Frankreich an der Spitze der Halbregimenter stehen, für ihren Verband verantwortlich. Da das neue Reglement im Gegensatz zum früheren die zugweise Ausbildung bevorzugt, hat der Zugführer hierin seinen abgegrenzten Wirkungskreis und auch im allgemeinen eine größere Bedeutung als bei uns. Neu ist auch die besondere Erwähnung der Verpflichtung des Regimentskommandeurs, für die taktische Ausbildung der Offiziere und die Erhaltung ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit zu sorgen. Über den Oberstleutnant und den „Capitaine instructeur“, die früher gewisse, von der Vorschrift festgelegte Teile der Ausbildung leiteten, kann der Kommandeur beliebig verfügen.

Der Gang der Ausbildung ist von Grund aus geändert, um der zweijährigen Dienstzeit Rechnung zu tragen. Zwei Jahre bedeuten „die Mindestzeit, in der man Kavalleristen ausbilden kann“. Dabei muß die Ausbildung gründlich und straff sein, denn „eine schlecht ausgebildete Kavallerie ist dem Untergang geweiht“. Hierbei bedarf es, wenn die Dienstzeit der Mehrzahl so kurz ist, eines festen Rahmens von Berufssoldaten, dessen „gute Ausbildung von ausschlaggebender Bedeutung ist“. Vor allem müssen daher die Offiziere auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Sie gewährleisten den Wert der Truppe. Kenntnis der eigenen und der fremden Waffen, Entschlußfähigkeit, rasches Handeln und kühnes Reiten werden von ihnen verlangt. Die Führerfähigkeiten bei ihnen zu entwickeln, soll vornehmste Sorge der Vorgesetzten sein.

Die Unteroffiziere und brigadiers müssen sie unterstützen und ersetzen können, sie bedürfen taktischer Kenntnisse und sollen gute Geländereiter sein. Im allgemeinen obliegt ihre Ausbildung dem Eskadronchef, für die einheitliche Ausbildung im Reiten und für die Vorbereitung der Teilnahme an Rennen können sie im Regiment zusammengezogen werden. Auch die Unteroffizieraspiranten werden je nach Bedarf in der Eskadron oder im Regiment auf ihre Obliegenheiten vorbereitet.

Für alle Mannschaften bilden Reiten und Waffengebrauch die wichtigsten Ausbildungsziele. Grundsätzlich sollen aber die länger dienenden Freiwilligen von den Leuten mit zweijähriger Dienstzeit getrennt gehalten werden. Jene, die zu verschiedenen Zeiten eintreten, bedürfen einer besonders gründlichen und daher auch langsam fortschreitenden Sonderausbildung, die sie befähigt, den mannigfachen Anforderungen, die man an sie stellt, gerecht zu werden. Denn aus ihnen sollen nicht nur die Unter-

offiziere und Remontereiter, sondern auch alle Leute mit Sonderverwendung hervorgehen, z. B. die Telegraphisten, Maschinengewehrschützen, Schmiede, vor allem aber die im Felddienst als Patrouillenführer, Aufklärer und Meldereiter verwendbaren Mannschaften, die als „Elite" der Eskadron bezeichnet werden. Ihre Ausbildung soll ihnen daher auch größere taktische Kenntnisse vermitteln, sie als Gehilfen der Offiziere verwendbar machen und darf vor allem nicht die moralische Erziehung vernachlässigen. Sie bilden den festen Kern für die Mannschaften, die ihre gesetzliche Dienstzeit ableisten.

Bisher teilte man das erste Dienstjahr in zwei Ausbildungsabschnitte ein, deren erster nach etwa vier Monaten, spätestens aber am 1. April endete. Dann sollten alle Rekruten in die mobile Eskadron eingestellt werden können, allerdings unter sehr geringen Anforderungen. Erst im zweiten Abschnitt gestalteten sich diese kriegsmäßiger.

Jetzt fällt die scharfe Trennung in die beiden Abschnitte fort. Der Eskadronchef hat die Pflicht, die Rekruten möglichst bald in die Front einzustellen, verfährt aber dabei je nach deren Eignung. Bis zum 1. März soll die Mehrzahl der Mannschaften so weit ausgebildet sein, die gewandteren aber gelangen bereits früher in die Front, während minderbegabte Leute eine längere Einzelausbildung durchmachen sollen. Dabei sind die Anforderungen kriegsmäßiger geworden. Sie umfassen bereits die Grundbegriffe des Felddienstes und erhebliche Gewandtheit im Gebrauch der blanken und Schußwaffe.

Auch nach der Einstellung in die Eskadron und im zweiten Dienstjahre stellt die neue Vorschrift die kriegsmäßige Ausbildung viel mehr in den Vordergrund als die alte. Dagegen fällt die in dieser geforderte Ausbildung als Remontereiter weg und wird nur noch den länger Dienenden zuteil.

Neu ist eine Bestimmung über die Ausbildung der Reservisten. Ihre kurze Übungszeit soll zu intensivster Wiederholung des für den Krieg Erlernten verwendet werden und mit einer Besichtigung enden.

2. Einzelausbildung zu Pferde.

Reitausbildung der Rekruten.

Die Reitausbildung beginnt mit Vorübungen, bei denen die Rekruten entweder in der Abteilung hinter einem Spitzenreiter oder einzeln mit einem Begleitreiter sich im Schritt und Trab an die Bewegung des Pferdes gewöhnen sollen. Das früher geübte Longieren ist weggefallen. Den Sitz beschreibt die französische Vorschrift wie die unsrige. Der Rekrut soll von Anfang an mit Bügeln reiten, während bisher die Ausbildung ohne Bügel begann. Auch wurde früher nur außerhalb der Bahn grundsätzlich leicht getrabt. Jetzt erlernt der Kavallerist das Leichttraben möglichst frühzeitig und wendet es stets an, so oft er die Bügel benutzt. Mit den jungen Reitern soll bald zu langer, ruhiger Bewegung ins Freie gegangen werden. Dann beginnt



die Befestigung des Sitzes, die Bügel werden losgelassen und sehr viel Freiübungen angewendet. Die Grundsätze für diese sind ganz umgearbeitet und zwar, wie die Presse betont, in sehr geschickter Weise, so daß der Mann sich ganz loslassen muß und keine anderen als die betreffenden Körperteile in Mitleidenschaft zieht. Es wird viel am lebenden Pferd voltigiert, besonders im Galopp auf dem Zirkel. Diese Gangart ist sehr frühzeitig anzuwenden, „da in ihr der Sitz am besten befestigt wird“.

Sobald dies erreicht ist, beginnt die eigentliche Arbeit auf Trense (travail en bridon). Von den Rekruten wird hierbei nur Einfachstes verlangt. Es gibt anfangs keine bestimmten Abstände, der Reiter soll sich nur bemühen, sein Tempo zu behalten. Später darf, aber auch dann nur ausnahmsweise, in der Abteilung mit 1,5 m Abstand geritten werden. Die fortgeschritteneren Leute kann man innerhalb des Hufschlages reiten lassen. Nur die allernotwendigsten Schenkel- und Zügelhilfen kennt das Reglement, vortreibende Gesäß- oder Gewichtshilfen erwähnt es nicht, dagegen die Wendung durch Anlegen des äußeren Zügels an den Pferdehals, sowie die Führung des Pferdes auf Trense mit einer Hand. Der Galopp wird durch Verstärken des Trabes erzielt; da nur Ankündigungskommandos gegeben werden, ist eine sofortige Ausführung nicht verlangt. Ein Versammeln oder Wendungen auf der Stelle gibt es nicht.

Dagegen soll der Rekrut durch Volten, Wendungen im Gang und das Reiten verschiedener Figuren (all dies enthielt die frühere Vorschrift nicht), sowie durch häufiges Herausreiten aus dem geschlossenen Gliede die Herrschaft über sein Pferd zu gewinnen lernen. Eine ausführliche und recht gute Anleitung zur Überwindung von Hindernissen aller Art schließt sich an. Höhenhindernisse bis zu 1 m (bisher 0,90 m), Breitenhindernisse bis zu 2,5 m (bisher 3 m) sollen gesprungen werden. Jene sollen in der Regel im verhaltenen Galopp, diese im erweiterten Galoppsprung genommen werden. Die Übungen im wechselnden Gelände, die sehr bald beginnen, sollen hierdurch vorbereitet werden.

Sobald die Rekruten sich den richtigen Sitz und ein entsprechendes Verständnis für die Hilfen erworben haben, beginnt das Reiten mit Kandare (travail en bride), das den wichtigsten Teil der reiterlichen Ausbildung darstellt. Die Zügelhaltung in der linken Hand entspricht der unseren, empfohlen wird, oft alle Zügel in die rechte Hand zu nehmen. Gewöhnlich wird die Trense losgelassen, selten wird mit losgelassener Kandare, häufig mit geteilten Zügeln geritten.

Zunächst wird das bisher Gelernte wiederholt. Neu treten nur das Schenkelweichen und die Wendung auf der Mittelhand hinzu. Außerdem wird jetzt häufiger in der Abteilung geritten und darauf gesehen, daß die Leute beim Leichttraben den Fuß wechseln. Im Freien werden Rechtecke mit den Seitenlängen von 240 und 110 m (das sind die in einer Minute im Trab und Schritt zurückgelegten Ent-

fernungen) und deutlich bezeichneten Ecken angelegt, auf ihnen das Tempo geregelt, der Galopp verstärkt und schließlich im Einzelreiten die Attacke vorgeübt. Ohne Rücksicht auf Bahngrenzen reitet man ferner viel einzeln und in geöffneten Gliedern als Vorübung für das Exerzieren.

Ausbildung mit den Waffen.

Schon sehr früh soll der Reiter auch zu Pferde die Waffen in die Hand bekommen, deren Gebrauch er gleichzeitig zu Fuß übt. Als neuen Paradegriff mit dem Degen bringt das Reglement das Präsentieren zu Pferde. Hierbei hält die, wie zum ersten Tempo des „Gewehr ein" bis in Kragenhöhe vor der Mitte des Leibes erhobene Faust den Degen senkrecht aufwärts mit der Schneide nach links.

Das früher sehr viel Zeit in Anspruch nehmende kunstvolle Säbelfechten ohne Gegner ist vereinfacht, behält aber mit Rücksicht darauf, daß ein Teil der Kavallerie lediglich diese blanke Waffe führt, doch eine größere Bedeutung als in Deutschland. Der Mann soll nur das lernen, was er im Gefecht braucht. Er soll stets versuchen, zu stechen, nicht zu hauen. Zur Attacke wird Auslage vorwärts genommen, eine Haltung, die das frühere Reglement nicht kannte. Sehr viel wird das Stechen gegen Puppen und das Einzelgefecht, auch zwischen Säbel- und Lanzenreiter, „das von besonderer Bedeutung ist", geübt.

Auf die Handhabung der Lanze wird viel Gewicht gelegt. Die Ausbildung mit dieser Waffe erhält überragende Bedeutung (devient prépondérante) in den damit ausgerüsteten Truppenteilen. Das Reglement vermeidet es, eine der beiden Waffen, Lanze oder Degen, als überlegen zu bezeichnen. Es nennt die Lanze „hauptsächlich die Waffe der Verfolgung". Während der Attacke trägt, wie bisher, das zweite Glied die Lanze senkrecht, doch nicht mehr im Lanzenschuh. Bei allen Übungen mit blanken Waffen wird der Karabiner umgehängt, um den Mann an die hierdurch eintretende Erschwerung im Waffengebrauch zu üben.

Ein alljährlich im Regiment stattfindender Wettbewerb im Stechen mit Lanze und Degen nach Puppen, bei dem die 18 Sieger, darunter zwei Unteroffiziere, als Abzeichen weißlederne Faustriemen erhalten, soll die Leistungen in diesem Dienstzweig seiner erhöhten Bedeutung entsprechend steigern.

Der Gebrauch des Karabiners zu Pferde ist für Aufklärer und Posten vorgesehen.

Reitausbildung des 2. Jahrgangs.

Für die Mannschaften des 2. Jahrgangs verlangt das Reglement in der Bahnreiterei wenig mehr als für die Rekruten. Sie sollen auf alten Pferden einen Teil der für die alten Remonten vorgeschriebenen Übungen durchmachen. Das Hauptgewicht jedoch ist bei ihnen auf das Geländereiten und den Waffengebrauch zu legen.

3. Ausbildung der Truppe zu Pferde.

Allgemeines.

Die bei der Ausbildung der Truppe üblichen Bezeichnungen entsprechen im allgemeinen den unseren. Nur fehlt der Begriff des Treffens. Für das Verhalten der



Führer aller Grade gilt als Grundsatz, daß er der guide der Truppe ist, d. h. sie reitet ihm auf dem vorgeschriebenen Abstand unbedingt nach. Wenn auch der selbständige Führer einen Stellvertreter bestimmen oder die Richtungstruppe mit Befehlen versehen darf, so bildet doch im Gegensatz zum deutschen Reglement das Nachreiten die Grundlage des Exerzierens der Kavallerie.

Dem Führer stehen dieselben Befehlsmittel wie bei uns zur Verfügung. Von Trompetensignalen wird ganz ausnahmsweise Gebrauch gemacht. Die Zeichen sind zahlreicher als bei uns. Der Pfiff dient nicht nur zur Erregung der Aufmerksamkeit, es gibt vielmehr zwölf verschiedene Pfiffe, die als Ersatz für die wichtigsten Kommandos beim Exerzieren zu Pferd und beim Fußgefecht anwendbar sind.

Die Tempos sind gegenüber dem bisherigen Reglement unverändert. Sie betragen in der Minute (die deutschen Zahlen sind in Klammern beigefügt) im Schritt 110 (100) m, im Trab 240 (220) m, im Galopp 340 (400) m, im verstärkten Galopp 440 (etwa 560) m. Der Galopp ist also bedeutend kürzer als in Deutschland, die anderen Gangarten sind etwas geräumiger.

Die Fühlung ist loser als bei uns. Im Gliede sollen sich die Reiter nicht berühren, doch wird im neuen Reglement mehr als im alten der feste Zusammenhalt der Truppe betont. Innerhalb des Zuges wird außer bei Schwenkungen die Fühlung nach der Mitte genommen; in der Eskadron ist es Sache der Zugführer, ihre Truppe so zu führen, daß Fühlung bestehen bleibt; der hinter der Front reitende zweite Rittmeister (nach dem neuen Kadergesetz fällt er fort) wacht darüber.

Richtungszug ist in der Eskadron der zweite Zug von rechts; im Regiment hat bei ungerader Eskadronzahl die mittelste Eskadron, bei gerader diejenige, die rechts von der Mitte sich befindet, die Richtung. Jederzeit steht es dem Führer frei, auch eine andere Richtungsabteilung zu bestimmen. In der Brigade muß sie stets eigens festgesetzt werden.

Ganz neu und eigenartig ist, daß vom Regiment an bei der Linie und allen Formationen mit Entwicklungszwischenraum die Richtungsabteilung stets vor den anderen reitet. Diese bleiben mit geringer Staffelung hinter ihr zurück und halten auch unter sich eine gleichmäßige Staffelung ein. Lediglich die Eskadron ist also ausgerichtet. Die Reglementskommission gibt für diese Maßnahme im einleitenden Bericht zwei Gründe an: Die Richtungsabteilung wird für alle übrigen gut sichtbar. Dadurch „überträgt sie bereits den Willen des Führers auf die anderen Einheiten". So lautet der eine Grund, der andere aber: „Eine derartige Form ist schmiegsamer, geordneter und geschlossener als eine ausgerichtete Linie." Nach der Ansicht der Franzosen sind nämlich Stauungen die notwendige Folge enger Fühlung in breiten, ausgerichteten Formationen. Sie nahmen daher früher 12 m Zwischenraum in der Linie zwischen den Eskadrons und haben ihn jetzt auf 6 m verringert. Der in Frankreich erzielte Grad an Reitausbildung und die strenge Durchführung des Nach-

reitens hinter den Führern sind wohl für diese Anschauung maßgebend. Bei der Attacke sollen durch Zusammenschließen der Eskadrons eines Regiments auf die Richtungstruppe die Zwischenräume bis zum Einbruch möglichst verschwinden.

Der Abstand des zweiten Gliedes vom ersten beträgt 1,5 m, in Marschkolonnen verringert er sich auf die Hälfte. Auch in diesen wird stets auf Vordermann nicht auf Lücken geritten.

Die Begriffe Schwenkungen (conversions) und Drehungen (changements de direction) entsprechen unserm Reglement. Für die Entwicklungen und Aufmärsche enthielt das frühere französische Reglement die Bestimmung, daß sie nach der Seite erfolgen sollten, auf der der Führer sich befand. Ritt er vor der Truppe, so vollzogen sie sich nach beiden Seiten. Hierdurch entstanden oft Mißverständnisse, insbesondere beim Aufmarsch aus Eskadronskolonnen zur Linie. Jetzt ist der Aufmarsch nach beiden Seiten Grundsatz, was die französische Fachpresse als große Vereinfachung anerkennt. Nur durch besonderes Kommando kann der Führer die Entwicklung nach einer Seite befehlen. Da ferner nach der bisherigen Bestimmung, wonach der Aufmarsch zur Linie stets im Galopp stattfinden sollte, die Gefahr bestand, einem nahen Feinde gegenüber den Aufmarsch vor dem Zusammenstoß noch nicht vollendet zu haben, hat der Führer jetzt die freie Wahl, die Gangart der aufmarschierenden Teile und der Tete zu bestimmen. Grundsätzlich soll er aber vor jeder Frontverbreiterung, mit der eine Marschrichtungsänderung verbunden ist, zuerst die Tete drehen. Das Abbrechen erfolgt auf die Richtungsabteilung; bei allen Übergängen reiten die Untereinheiten den kürzesten Weg.

Während bei uns in schwierigem Gelände die volle Ordnung und möglichste Geschlossenheit einzuhalten und nur beim Durchreiten von Wäldern seitliches Ausbreiten gestattet ist, zerstreut sich in Frankreich grundsätzlich jede Abteilung, solange das Gelände Hindernisse aufweist, und sammelt sich erst wieder nach ihrer Überwindung. Jeder Reiter sucht bei diesem Reiten „à volonté“ seinen Weg selbst, der Führer sorgt nur für Einhaltung der Marschrichtung und der Gangart.

In derselben Bahn bewegt sich die auch aus taktischen Gründen sehr viel im neuen französischen Reglement angewandte „geöffnete Ordnung“ (ordre dispersé). Unter diesen Begriff fällt nicht nur die geöffnete eingliedrige Linie (fourrageurs), sondern auch die Zerlegung der Truppe in ihre Unterabteilungen, die mit der Lage entsprechenden Formationen, Zwischenräumen und Abständen sich bewegen. In solchen lichten Formen sehen die Franzosen das einzige Mittel, die Kavallerie durch feuerbestrichene Räume zu bringen. Sie legen daher großen Wert auf ihre geschickt dem Gelände angepaßte Verwendung und hoffen, der Gefahr, dabei mit zersplitterten Kräften an den Feind zu kommen, durch rechtzeitige Wiedervereinigung zu entgehen. In jeder Deckung soll daher wieder gesammelt werden. Auch zur offensiven und defensiven Verschleierung und zur Täuschung des Feindes wird die geöffnete Ordnung

empfohlen, die in dieser Ausdehnung zu einer der französischen Kavallerietaktik eigentümlichen Erscheinung wird.

Das neue Reglement kennt außer Geländeerkundern (éclaireurs de terrain), die nicht nur dieselben Aufgaben, sondern neuerdings auch ähnliche Zeichen haben wie bei uns, noch Aufklärer (éclaireurs de sûreté) und Gefechtspatrouillen. Diese umgeben die Truppe mit einem „Sicherheitsnetz", während jene, unter Umständen ganze Züge stark, einen bestimmten Sicherungsauftrag erhalten, den sie in geöffneter Ordnung, nötigenfalls die Schußwaffe vom Pferde gebrauchend, lösen.

Der Zug.

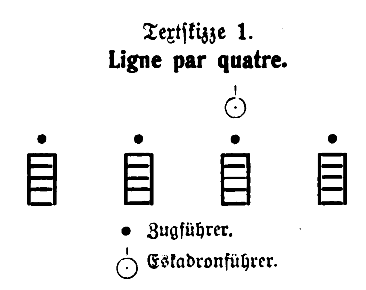
Der Ausbildung des Zuges widmet das Reglement wie bisher einen eigenen, recht umfangreichen Abschnitt, weil das Exerzieren in diesem Verbande mehr als bei uns die Grundlage bildet. Der Zug besteht aus 12 bis 16 Rotten, die in Gruppen zu Vieren eingeteilt sind. Der älteste Unteroffizier ist Schließender, ein „brigadier" stets Mittelreiter, die anderen Dienstgrade reiten an den Flügeln. An geschlossenen Formationen gibt es außer der zweigliedrigen Linie noch die Marschkolonne zu Vieren oder Zweien und die eingliedrige geschlossene Linie. In der Attacke, die erst auf naher Entfernung angesetzt wird, dürfen die „kühnsten Reiter auf den besten Pferden nicht zurückgehalten werden". Bei der kurzen Strecke bis zum Einbruch leidet nach der Ansicht des Reglements die Geschlossenheit der Attacke nicht unter dieser Bestimmung. Im Handgemenge sollen die Reiter besonders die feindlichen Offiziere niederstechen.

In der geöffneten Ordnung reitet der Zug entweder in der eingliedrigen Linie, die normal 5 m Zwischenraum von Mann zu Mann, also die recht große Breite bis zu 150 m hat, oder er zerstreut sich gruppenweise. Dabei können die Gruppen entweder der Breite nach (ligne d'escouades) oder der Tiefe nach (escouades successives) auseinandergezogen werden. In jenem Falle reitet der Zugführer mit einer Gruppe 20 m vor den anderen, die von ihm Formation, Gangart und Marschrichtung annehmen. Jede Gruppe muß stets gefechtsbereit sein.

Die Eskadron.

Die Eskadron besteht aus vier Zügen, die immer 12 oder 16 Rotten zählen sollen und nötigenfalls durch blinde Rotten diese Stärke erreichen. Das Exerzieren mit 16 Rotten (der Kriegsstärke entsprechend) ist nunmehr besonders oft vorzunehmen. Der Eskadronchef reitet ohne Begleitung in der Linie eine Zugbreite vor dem Führer des Richtungszuges (des zweiten von rechts). An geschlossenen Formationen besitzt die Eskadron außer den bei uns üblichen (Linie, Zugkolonne mit entsprechend der loseren Fühlung 6, bei 16 Rotten aber 10 m Zugabstand und den Marschkolonnen) noch eine der Kompagniekolonne unserer Infanterie entsprechende „ligne par quatre" (bisher ligne de pelotons par quatre genannt), bei der die Züge in Kolonne zu Vieren mit Entwicklungszwischenraum sich nebeneinander befinden. (Textskizze 1.) Sie war als Bewegungsformation schon früher sehr beliebt und wird jetzt ganz besonders empfohlen, weil sie in jedem Gelände verwendbar sein soll, ein rasches Aus-





Textskizze 1.
Ligne par quatre.

einanderziehen unter dem feindlichen Feuer gewährleistet, und weil bei ihr die vier Zugführer in nächster Nähe des Eskadronchefs reiten. Die im bisherigen Reglement enthaltene Bemerkung, daß man in ihr weniger Verlusten durch Feuer ausgesetzt sei, ist dagegen mit Recht verschwunden. Die Zugzwischenräume können vergrößert oder verkleinert werden; erfolgt ihre Verringerung auf 4 m, so heißt die Formation „masse par quatre". Sie drängt die Eskadron auf engsten Raum zusammen, ist also außerhalb des Gefechtsfeldes oft nützlich, auf ihm verpönt. Die geschlossene eingliedrige Linie kann zur Attacke oder zur Verschleierung rückwärtiger Abteilungen verwendet werden.

Bewegungen und Übergänge erfolgen im allgemeinen nach den bei uns geltenden Grundsätzen. Die Zugführer setzen jedes Kommando, Zeichen und Signal in ein Zeichen um, das allein den Ausführungsbefehl für den Zug bildet. Sie kommandieren mit gedämpfter Stimme nur nach, wenn infolge Dunkelheit, Nebels oder anderer Umstände die Zeichen nicht gesehen werden. Reitet der Eskadronchef am Ende der Zugkolonne, dann geben die Zugführer und Unteroffiziere seine Anordnungen mit dem Zusatz: „Befehl des Rittmeisters!" nach vorn. In Kolonnen kann, wenn Eile geboten ist und Platz mangelt, statt durch zugweise Schwenkung durch Einzelwendung jedes Reiters Kehrt gemacht werden. Bildung der Linie mit Änderung der Marschrichtung soll nur ganz ausnahmsweise nach der ganzen oder halben Flanke durch Einschwenken der Züge erfolgen. Normal bleibt stets der Aufmarsch nach vorhergegangener Tetendrehung. Bei Direktionsveränderungen der Linie in höheren Gangarten können sich die äußeren Züge zunächst staffeln und dann wieder an ihren Platz nachrücken. Man trägt also kein Bedenken, in diesem Augenblick die Front nochmals zu brechen.

An geöffneten Formationen gibt es die eingliedrige Linie, bei der der Richtungszug etwa 10 m vor dem anderen reitet, und die nach Breite oder Tiefe auseinandergezogenen, in beliebiger Form reitenden Züge. Das zugweise Auseinanderziehen dient hauptsächlich zur Überwindung bestrichenen Geländes, die geöffnete Linie auch zur Attacke. Doch behält dann bei ihr eine selbständige Eskadron stets ein bis zwei geschlossene Züge als Reserve zurück. Dabei besteht die eigenartige Bestimmung, daß sich die aufgelösten Züge, nachdem sie attackiert haben, rasch nach den Flügeln sammeln, um die Front für die Attacke der geschlossenen Teile frei zu machen.

Die Attacke gegen Kavallerie erfolgt gewöhnlich in zwei Gliedern. „Der Erfolg hängt noch mehr als beim Zuge von der Geschlossenheit und dem Einhalten der Attackenrichtung ab." Beim Einbruch wechselt der Eskadronchef noch den Platz, indem er sich vor die Mitte der Eskadron begibt. Nicht nur, wenn Zeit zum Aufmarsch

mangelt, sondern auch, um an einer bestimmten Stelle den Feind zu durchstoßen (pour faire brèche), kann in Kolonne attackiert werden. Infanterie wird aus der geöffneten Ordnung attackiert, indem unter Benutzung des Geländes die einzelnen Teile der Eskadron von verschiedenen Seiten anreiten. Bei der Attacke auf Artillerie erhalten die Züge von vornherein bestimmte Sonderaufträge.

Die Teilung der Eskadron zur Erfüllung ihrer Kampfaufgabe fordert das Reglement noch ganz besonders, wenn es sagt, daß der Chef die Gliederung seiner Truppe ausnutzen soll, um zu manövrieren (l'emploi combiné des pelotons permet au capitaine de manœuvrer). „Zum Beispiel kann er nur einen Zug einsetzen, mit den drei anderen manövrieren, oder die Masse einsetzen und sich eine Reserve zurückhalten."

Auch für die Attacke gegen Kavallerie ist dies ausdrücklich vorgeschrieben. Die allein fechtende Eskadron kann z. B. den Frontal- mit dem Flankenangriff dadurch verbinden, daß sie einen Flügelzug (flanc offensif) weit seitwärts hinausschickt, der unter Geländeausnutzung möglichst überraschend eingreifen soll. Wenn sie selbst eine Umfassung fürchtet, so staffelt sie einen Zug als „garde-flanc" rückwärts.

Das neue Reglement wahrt hiermit eine schon früher bestehende Eigentümlichkeit der französischen Kavallerietaktik, die bei den größeren Verbänden noch deutlicher hervortritt. Bewußt will sie nicht den „rohen, brutalen Massenstoß", sondern den Gegner täuschen, zum verfrühten Einsatz seiner Kräfte veranlassen und ihn dann unter günstigen Verhältnissen durch geschickt kombinierte Bewegungen schlagen (du fort au faible). Das entspricht ganz den Anschauungen, die auch sonst bei der Gefecht- und Kampfführung in Frankreich wiederkehren.

Beim Sammeln unterscheidet man wie bisher zwei Arten: unrangiertes (ralliement) und rangiertes (rassemblement) Sammeln; jenes geschieht stets in Linie, dieses in Zugkolonne.

Das Regiment.

Das französische Regiment besteht bei den Übungen gewöhnlich aus vier Eskadrons und ist wie bisher ständig in zwei, von Majors geführte Halbregimenter eingeteilt. Beim Exerzieren sind die Halbregimentsführer meist ausgeschaltet, da in der Regel die Eskadronschefs nach der Richtungseskadron reiten. Dagegen erleichtern jene bei taktischer Verwendung des Regiments die Aufgabe seines Kommandeurs. Grundsätzlich sollen bei allen Übergängen die Eskadrons eines Halbregiments zusammenbleiben, doch ist dies bei der „colonne ouverte" (vgl. Seite 369) nicht möglich.

Exerzieren in verstärktem Galopp, Marschrichtungsänderungen während der Entwicklung, Übergehen aus einer Bewegung in eine andere, ehe die erste vollendet ist, Hervorbrechen aus einer ohne Rücksicht auf Formation gewählten verdeckten Bereitstellung, all das verlangt das französische Reglement genau so, wie das deutsche. Außerdem aber soll das Regiment geübt sein, in schnellster Gangart gruppen- oder zugweise geöffnet bestrichene Räume zu durcheilen und an vorher bestimmten Punkten



in Deckung wieder zu sammeln, sowie in derselben Weise sich durch waldiges oder bedecktes Gelände hindurchzuwinden (filtrer). Nachreiten ohne Kommando ist viel zu üben. In auffallendem Druck werden die Eskadronchefs darauf hingewiesen, daß „Ordnung und Geschlossenheit von höchster Wichtigkeit sind. Lediglich die völlige Gleichmäßigkeit der Tempos, die auch zur Erhaltung der Pferde beiträgt, ermöglicht es, diese Forderungen zu erreichen".

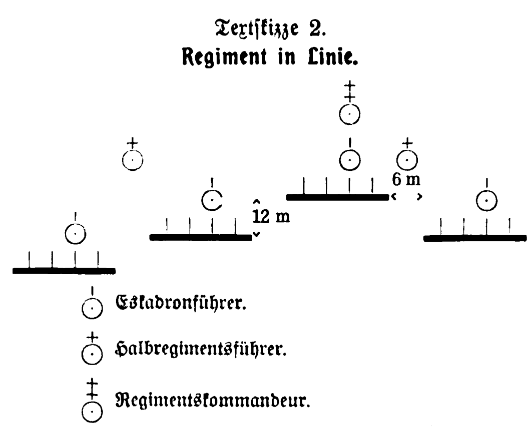
Der Regimentskommandeur reitet eine Zugbreite vor dem Chef der Richtungseskadron, befindet sich also etwa zwei Zugbreiten vor deren Front, daher bedeutend näher als bei uns. Der capitaine-instructeur, ein adjudant (Oberwachtmeister) und ein Trompeter reiten hinter ihm, der Oberstleutnant in seiner Nähe, die Halbregimentsführer in breiten Formationen vor der Mitte ihres Verbandes in Höhe der vordersten Eskadronschefs, und zwar ohne Begleiter.

Geleitet wird das Regiment durch Zeichen, Kommandos oder Befehle, nur ganz ausnahmsweise, wenn es allein ist, durch Signale. Vor jedem Kommando hebt der Kommandeur den Säbel oder Arm hoch, die Eskadronchefs nehmen das ab und kommandieren dann grundsätzlich nach. Die Zugführer verfahren, wie bei der allein reitenden Eskadron (vgl. Seite 366). Die Majors kommandieren nur, wenn eine Bewegung in Halbregimentern erfolgt oder, die Eskadronchefs den Obersten nicht gehört haben.

Folgende geschlossene Formationen des Regiments kennt das Reglement:

1. Die Linie (Textskizze 2), hauptsächlich zur Attacke gegen Kavallerie. Bei ihr haben die Eskadrons 6 m Zwischenraum und entsprechend dem auf Seite 363 erwähnten Grundsatz, jeweils von der Richtungseskadron ausgehend, 12 m Rückwärtsstaffelung. Diese Maße dürfen nicht überschritten werden.

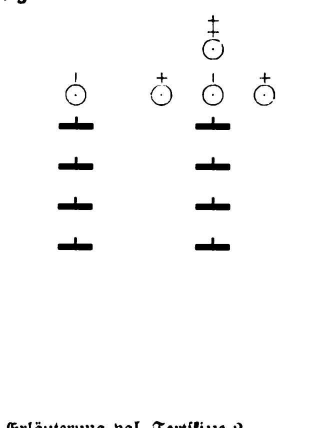
Textskizze 2.
Regiment in Linie.



2. Die Eskadronskolonnen (ligne de colonnes), als wichtigste Bewegungsformation bis zum Augenblick des Aufmarsches. Normal haben die Eskadrons in ihr Entwicklungszwischenraum und wieder die Staffelung von 12 m. Ein Vergrößern der Zwischenräume mit Rücksicht auf Gelände und feindliches Feuer ist gestattet. Vor dem Aufmarsch aber soll in der Regel die vorschriftsmäßige Breite angenommen werden. Doch gibt es Fälle, in denen die konzentrische Attacke aus breiterer Front Vorteile bietet. Das neue Reglement betont, daß die Eskadronskolonnen durch die Staffelung eine ganz besondere Schmiegsamkeit gewonnen haben.

3. Die Doppelkolonne (bisher „colonne double“, im neuen Reglement „colonne de demi-régiment“). Bei ihr haben die Eskadrons den festen Zwischenraum von 12 m, die Halbregimenter folgen einander stets mit 18 m Abstand. Die Formation wird als für den Anmarsch günstig bezeichnet; wenn man sich aber dem Feinde nähert, tritt, statt der in Deutschland empfohlenen Vergrößerung von Abständen und Zwischenräumen, in Frankreich die ganz neu eingeführte „colonne ouverte“ (Textskizze 3) ein. Bei ihr nehmen die Eskadrons des vorderen Halbregiments Entwicklungszwischenraum, jene des rückwärtigen staffeln sich unter Beibehalt der Tiefe so weit nach außen, daß sie die vorderen Eskadrons um Entwicklungsbreite überragen.

Textskizze 3.
Regiment in Colonne ouverte.



Erläuterung vgl. Textskizze 2.

4. Die Regimentskolonnen (masse). Ihre Anwendung, die das bisherige französische Reglement auch für einen nicht dem Artilleriefeuer ausgesetzten Anmarsch zuließ, ist jetzt lediglich auf die Versammlung beschränkt. Es ist ausdrücklich verboten, sie auch nur bei der allerersten Vorbereitung zum Gefecht anzuwenden. Die Eskadrons befinden sich hier mit 12 m Zwischenraum auf gleicher Höhe. Nimmt ein Halbregiment für sich diese Formation an, so wird sie als „demi-masse“ bezeichnet.

5. Die Zugkolonne, nur als Marschformation erwähnt. Die Eskadrons haben 12 m Abstand, können aber zur Verkürzung der Tiefe aufschließen. In diesem Falle staffeln sie sich, wenn das Gelände es gestattet, um Zugbreite seitwärts, um ein Aufprellen zu verhindern.

6. Die Marschkolonnen, die den unseren entsprechen. Die im bisherigen Reglement als besondere Formation erwähnten abgeschwenkten Eskadronskolonnen (colonne d'escadrons) sind fortgefallen. —

Die Bewegungen des Regiments vollziehen sich im allgemeinen wie bei uns. Zweckmäßig erscheint die neue Bestimmung, daß bei großen, rasch auszuführenden Marschrichtungsveränderungen in der Linie der Kommandeur nur „Ralliement“ kommandiert und schleunigst in die neue Richtung reitet, worauf sich die Eskadrons im Galopp, auf dem kürzesten Wege ihm folgend, hinter ihn setzen. Den Schrägmarsch gibt es in allen Formationen.

Auch die Übergänge entsprechen den unsrigen. Nur wenn Halbregimenter in Frage kommen, bedarf es in Frankreich gewisser Bestimmungen, die bei uns fehlen. Aus der Doppelkolonne entwickelt sich das rückwärtige Halbregiment normal links des

vorderen. Der Aufmarsch erfolgt nach demselben Grundsatz. Soll die Doppelkolonne nach der Flanke Front machen, so kommandiert der Regimentsführer wieder „Ralliement“ und reitet sofort an seinen neuen Platz. Darauf nehmen die beiden auf seiner Seite reitenden Eskadrons sobald als möglich die richtige Front, die anderen staffeln sich nach außen. Wenn aus der Linie oder breiten Front die Doppelkolonne gebildet werden soll, muß befohlen werden, auf welches Halbregiment es zu geschehen hat.

Eine gegenüber dem früheren und dem deutschen Reglement sehr erweiterte Bedeutung haben die Staffeln erlangt, die nicht nur Bewegungs-, sondern auch Attackenform sind. Sie werden eskadrons- oder halbregimenterweise angenommen. Zur Vorbereitung der Umfassung kann ein Flügel, zur Abwehr derselben die Mitte vorwärtsgestaffelt werden. Zwischenraum und Abstand der Staffeln entsprechen normal dem Entwicklungsraum, können aber vergrößert oder verkleinert werden. Große Zwischenräume erleichtern die Umfassung, große Abstände die Abwehr einer solchen und das Zurückhalten von Verfügungstruppen, kleine Abstände den überlegenen Angriff gegen einen schwächeren Feind oder einen Teil des Gegners. Der Übergang in die Staffelform erfolgt auf ganz kurzes Kommando ohne Änderung der Formation der Eskadrons.

Die an und für sich zahlreichen Formationen des französischen Regiments vermehren sich noch dadurch, daß gestattet ist, in jeder von ihnen die Eskadrons auch in „ligne par quatre“ oder „masse par quatre“ (vgl. S. 366) reiten zu lassen. Die Anwendung der ersteren, wobei die Eskadrons Entwicklungszwischenraum halten, kannte bereits die frühere Vorschrift, nicht dagegen den Gebrauch der „masse par quatre“, bei der nebeneinander befindliche Eskadrons 12 m Zwischenraum haben. Als Vorteil dieser Abarten der gewöhnlichen Formationen führt das Reglement die besondere Eignung für eine rasche Entwicklung nach vorwärts und für Ausnutzung des Geländes an, als nachteilig bezeichnet sie die Erschwerung des Frontmachens nach der Seite und die größere Verwundbarkeit im Artilleriefeuer.

Alles in allem ist das französische Regiment in seinen geschlossenen Formationen viel mehr gegliedert, als wir es gewohnt sind. Selbst da, wo die Formen einander entsprechen, ist die französische Aufstellung lichter. Immer wieder betont das Reglement die Vorteile der daraus entspringenden großen Schmiegsamkeit (souplesse). Die Staffeln vollends entsprechen so sehr dem Gedanken des „manœuvre“ (vgl. Seite 367), daß sie schon vor dem Erscheinen der neuen Vorschrift sich, wie die Presse angibt, als beliebteste Form eingebürgert hatten.

Noch weiter in dieser Richtung geht die geöffnete Form. Wenn Artilleriefeuer zu erwarten ist, sollen weit auseinandergezogene, unter Umständen auch sehr tief gestaffelte Eskadronskolonnen am günstigsten sein. Auch durch Verteilung geöffneter Eskadrons auf breite Front kann man die Verluste vermindern. Ist Infanteriefeuer

zu erwarten, so empfiehlt es sich, die Eskadrons einzeln und nacheinander in geöffneter Ordnung sprungweise von Deckung zu Deckung vorzuschicken, vorausgesetzt, daß die Nähe feindlicher Kavallerie dies nicht verbietet.

Das Regiment wird als eigentliche Attackeneinheit (unité d'attaque par excellence) bezeichnet. Das bedeutet aber durchaus nicht, daß es mit vereinter Kraft in einer Linie eingesetzt wird. Im Gegenteil, es gliedert sich entweder tief oder aber in nebeneinander mit bestimmten Aufträgen angesetzte Gefechtsgruppen (groupes de combat). Jenes ist bei dem Angriff auf Kavallerie Regel. Der Hauptteil des Regiments attackiert in vorderster Linie (ligne d'attaque), eine Reserve ist stets auszuscheiden. Außerdem kann eine bestimmte Abteilung (Eskadron, Halbeskadron oder die noch nicht beim Gros eingerückte Vorhut) einen Manövrierauftrag (mission de manœuvre) erhalten. Dabei ist vor allem an eine zur Unterstützung der Hauptkräfte aus anderer Richtung angesetzte umfassende Wirkung gegen den vom Kommandeur ausgewählten Angriffspunkt gedacht. Ein vorhandener Maschinengewehr-Zug (in Frankreich besitzt ein Regiment jeder Brigade einen solchen) findet auf dem inneren Flügel der Manövriertruppe die beste Verwendung, falls man ihn nicht in eine Aufnahmestellung schickt.

Abgesehen von diesen Abzweigungen kann man noch Züge detachieren, die in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Gros entweder umfassen oder eine Umfassung abwehren sollen (flancs-offensifs und garde-flancs, vgl. Seite 367). Ist eine Staffelung nicht befohlen, so liegt den Führern nicht angelehnter Flügeleskadrons ohne weiteres die Sicherung der Flanken durch derartige Mittel ob.

Hiernach ist also mit dem geschlossenen Angriff des einzeln auftretenden französischen Regiments gegen Kavallerie selten zu rechnen, dagegen häufig mit einem Angriff unter Einsatz der Kräfte aus verschiedenen Richtungen und zeitlich nacheinander. Ein im höheren Verband geschlossen in einem Treffen anreitendes Regiment wird beim Einbruch jetzt etwa dieselbe Front einnehmen wie die gleichstarke deutsche Truppe, während sie früher bei größeren Zwischenräumen breiter war. Nunmehr gleicht das Zusammenschließen der Franzosen (vgl. Seite 363) ihre losere Fühlung uns gegenüber aus.

Die Durchführung der Attacke in der geschlossenen Linie erfolgt durch Aufschließen der Richtungseskadron auf den Kommandeur, während die anderen Eskadrons unter Aufgabe ihrer geringen Staffelung in gleiche Höhe zu gelangen trachten.

Gegen Infanterie und Artillerie attackiert das Regiment in Breitengliederung und lichten Formen (vgl. den 5. Abschnitt).

Das unrangierte Sammeln erfolgt in Linie auf die zuerst hinter dem Kommandeur eintreffende Eskadron, das rangierte Sammeln in Regimentskolonne.

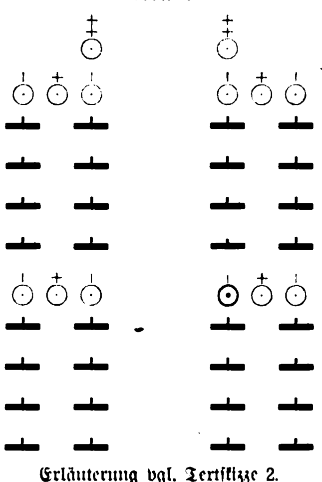
Die Brigade. Die Brigade besteht wie bei uns aus zwei bis drei Regimentern. Dazu tritt ein Maschinengewehr-Zug mit zwei fahrbaren Gewehren. Artillerie, Radfahrer oder

Infanterie (soutien d'infanterie) können zugeteilt werden. Es empfiehlt sich, von zugeteilter Infanterie entweder die Leute oder wenigstens die Tornister zu fahren.

Für die Brigade sind zwar Formen, aber, da in ihr nicht exerziert wird (vgl. S. 358) im Gegensatz zu unserem und dem früheren französischen Reglement keine bestimmten Abstände oder Zwischenräume festgesetzt. Der Kommandeur befiehlt sie nach Bedarf.

Zur Versammlung an gesicherten Plätzen dienen die Brigade- (ligne de masses) oder Regimentskolonne (colonne de masses) oder die Doppelkolonne (ligne de colonnes de demi-régiments), bei der die Regimenter in Doppelkolonne nebeneinander stehen (Textskizze 4). Die beiden letztgenannten Formationen dürfen nie zu Bewegungen auf dem Gefechtsfeld dienen.

Textskizze 4.
Brigade in doppelter Doppelkolonne.



Erläuterung vgl. Textskizze 2.

Marschiert wird in Marschkolonne, wenn aber die Straßenbreite es gestattet, in Zugkolonne. In größerer Entfernung vom Feinde nimmt die Brigade eine „formation de manœuvre" an. Hierzu gehören die auseinandergezogene doppelte Doppelkolonne, die Doppelkolonne (colonne de demi-régiments); bei der die Regimenter sich in Doppelkolonne folgen, oder Eskadronskolonnen (Textskizze 5). Bei diesen tritt grundsätzlich die eskadronsweise Staffelung von 12 m ein. Die Richtungsabteilung, von der aus sie genommen wird, bestimmt der Brigadekommandeur. Zweckmäßig wählt er eine der inneren Eskadrons. Beim anderen Regiment ist die innere Eskadron ein für allemal dazu ausersehen.

Textskizze 5.
Brigade in Eskadronskolonnen.

Erläuterung vgl. Textskizze 2.

Der normale Platz des Brigadekommandeurs ist eine Eskadronbreite vor dem Kommandeur des Richtungsregiments. Mit ihm reiten ein Offizier und ein Trompeter jedes Regiments. Sie überbringen die Befehle, andere Befehlsmittel erwähnt die Vorschrift nicht. Die Regimenter verfahren bei allen Übergängen wie die Halbregimenter im Regimentsverband. Sind sie hintereinander, so entwickelt sich normal das rückwärtige links des vorderen, kann aber auf Befehl auch rechts oder beiderseits von ihm eingesetzt werden. Dieses nimmt dabei die breitere Front an, sobald es die Marschrichtung aufgenommen hat, das rückwärtige Regiment gewinnt zuerst den Zwischenraum, marschiert dann staffelweise auf und gelangt allmählich in die Höhe des anderen. Aus ganz schmaler Front soll womöglich nicht unmittelbar aufmarschiert, sondern zuerst eine geöffnete Formation angenommen werden.

Nähert sich die Brigade dem Feinde, so darf sie nur mehr die Doppelkolonne oder Staffeln anwenden. Die Doppelkolonne wird als besonders geeignet zur Ausnutzung des Geländes bezeichnet, die Annahme breiterer Fronten aus ihr ist leicht.

Staffeln können in Regimentern oder häufiger in Halbregimentern gebildet werden. Auch im Brigadeverband erfreuen sie sich besonderer Beliebtheit. Das Reglement schreibt ihnen die Vereinigung der Vorteile tiefer und breiter Gliederung, sofortige Entwicklungsmöglichkeit nach allen Seiten, Schmiegsamkeit und Flüssigkeit zu. Sie sollen ferner das Zusammenfassen von Gefechtsgruppen (vgl. Seite 371) zu einheitlicher Wirkung unterstützen.

Halbregimentsstaffeln (Textskizze 6) sind, wie die Presse berichtet, zu einer Art Schema geworden. Da sie nach allen Richtungen entwicklungsfähig sein sollen, bekommt die Brigade dabei eine beträchtliche Tiefe. Wie Berichte über die Kavallerieübungen im Herbste 1911 ergeben, hat der Hinweis auf Verkürzung der Abstände, sobald der Feind nicht in den Flanken zu erwarten ist, nicht genügt, um übermäßiger Tiefengliederung abzuhelfen.

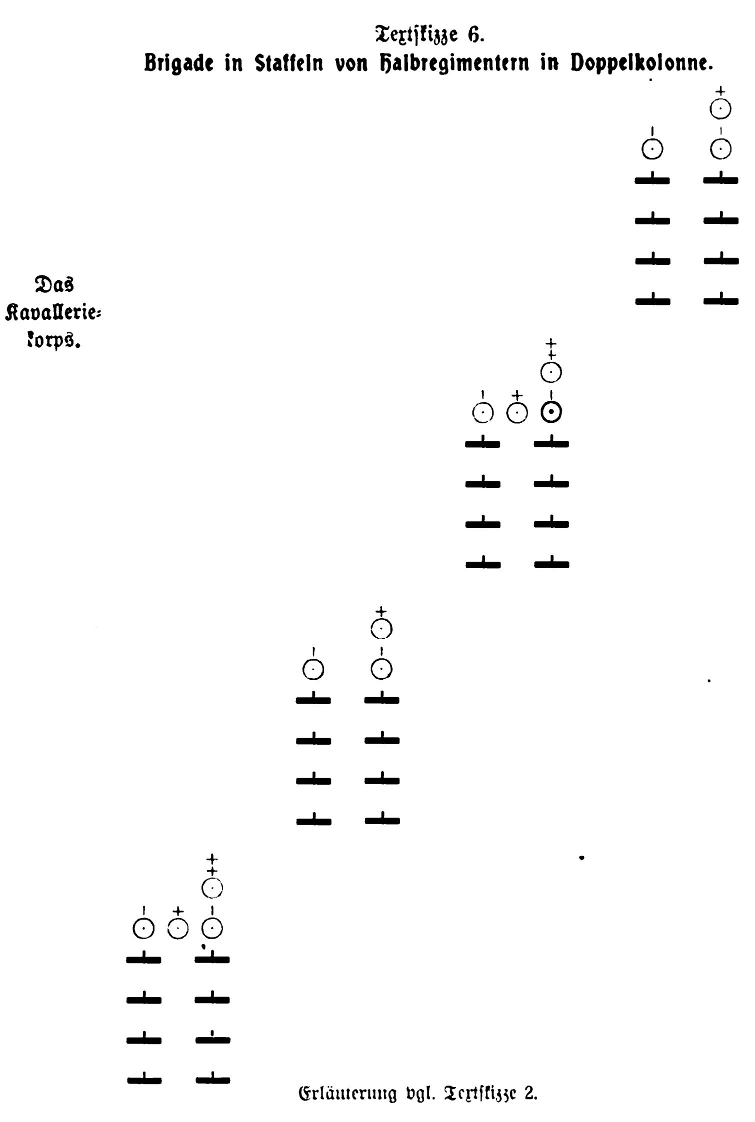
In der Regel wird, wie bei den anderen Formationen der Brigade, eine flügelweise Verwendung auch aus der Staffelung entstehen. Ausgesprochen ist jedoch dieser Grundsatz nicht. Das Reglement bringt ein Bild, in dem das vordere Regiment sich in Eskadronskolonnen befindet und rechts und links rückwärts von je einem geschlossenen Halbregiment begleitet wird. Unterstützungen im Treffenverhältnis gibt es nicht.

Die rückwärtigen Staffeln nehmen von der vordersten ohne weiteres Gangart, Marschrichtung und Formation ab.

Die Division.

Entsprechend unserem Reglement, aber im Gegensatz zu dem früheren französischen, sind weder bestimmte Formen noch eine normale Gefechtsgliederung für die Division vorgeschrieben. Ihr Kommandeur leitet die Richtungsbrigade und führt im übrigen durch Befehle, die oft mündlich an die versammelten Führer erteilt, sonst durch Ordonnanzoffiziere übermittelt werden. Grundsätzlich sollen die Weisungen Auftragsform haben und den Unterführern größte Freiheit in der Ausführung lassen.

Textskizze 6.
Brigade in Staffeln von Halbregimentern in Doppelkolonne.



Erläuterung vgl. Textskizze 2.

Das Kavalleriekorps.

Das Reglement schildert die Tätigkeit der Division vom Marsch bis zur Ausbeutung der Entscheidung ganz besonders ausführlich. Im 5. Abschnitt ist das Wichtigste hieraus erwähnt.

Wörtlich stimmt die französische Vorschrift mit der unseren darin überein, daß ein Kavalleriekorps aus mehreren Divisionen sowohl während der Operationen als auf dem Schlachtfelde gebildet werden kann.

In ersterem Falle erhalten die Divisionen Anweisung über ihre Marschstraßen, das vom Korps erstrebte Ziel und die ihnen dabei zugedachte Rolle. Im übrigen haben sie volle Freiheit und nur die Verpflichtung, für gute Verbindung mit dem Nachbarn zu sorgen. Sobald ein Zusammenstoß mit der feindlichen Kavallerie möglich ist, sollen sie etwa auf 2 bis 3 km sich nähern. Dann erscheint ihr Zusammenwirken auf dem Gefechtsfeld gewährleistet. Diese Vereinigung „durch Manöver und auch durch Kampf" zu sichern, wird oft Aufgabe einer der Divisionen.

Im Gefecht handelt jeder Divisionskommandeur nach seiner Auffassung der Lage, oder auch nach seinem Auftrage in dem selteneren Falle, daß der Korpsführer zur Vorbereitung eines geplanten Kampfes genügend Zeit fand. „Die einzige Regel ist, kameradschaftlich alle Kraft zur Erreichung des gemeinsamen Ziels einzusetzen." Dem Korpsführer steht das Ausscheiden einer Reserve aus einer seiner Divisionen frei.

Die kurz gehaltenen Übungsbestimmungen des französischen Reglements verlangen, daß jede Übung einen bestimmten taktischen Zweck verfolgt und durch eine Besprechung nutzbringend gestaltet wird. Der durch Reiter mit verschiedenfarbigen Flaggen dargestellte Feind wird anfänglich durch Weisungen des Leitenden beschränkt, im weiteren Verlauf der Ausbildung erhält er Freiheit der Bewegung. Verboten ist, im unmittelbaren Anschluß an die Attacke das Handgemenge zu üben, damit die Truppe sich nicht daran gewöhnt, nach dem Einbruch zu halten. Schiedsrichter sind nirgends erwähnt.

Übungsbestimmungen.

4. Ausbildung zu Fuß.

Allgemeines.

Die Ausbildung zu Fuß soll den Mann auf die Verwendung zu Pferde vorbereiten und zum Gefecht zu Fuß fähig machen. In der geschlossenen Abteilung soll die Truppe „korrekt" auftreten. Der Wert sorgfältiger Einzelausbildung wird betont.

Sie ist jener der Infanterie mehr als bisher angepaßt und wendet viel Frei- und Atemübungen, sowie Voltigieren an. Auf den Gebrauch der blanken Waffe wird großer Wert gelegt (vgl. Seite 362).

Mit dem Karabiner wird der Anschlag außer im Stehen, Knien und Liegen noch in jeder beliebigen Haltung, z. B. im Sitzen geübt. In der Regel wird der Ladestreifen zu drei Patronen geladen. Es können aber auf Befehl auch vier Patronen eingeführt oder nur Einzelladung angewendet werden.

Das Exerzieren in der geschlossenen Ordnung beschränkt sich auf sehr einfache Bewegungen und findet nur im Zug und in der Eskadron statt.

Geöffnete Ordnung.

Über die geöffnete Ordnung spricht sich das französische Reglement weniger ausführlich als das deutsche aus. Schützenlinien, bei denen der Zwischenraum von Mann zu Mann stets zu befehlen ist, werden erst im wirksamen Feuerbereich gebildet. Bis dahin erfolgt der Vormarsch gruppenweise in Einzelreihen unter möglichster Geländeausnutzung.

Die Ausbildung des Schützen gestaltet sich ähnlich wie bei uns. Eine Gruppenausbildung ist nicht vorgesehen. Der Zug bildet die Einheit für Führung und Feuerleitung. Er setzt alle Kräfte gleichzeitig ein. Das Vorarbeiten erfolgt entweder im ganzen oder in Gruppen, Richtung wird nicht eingehalten; alles sucht in die Höhe der Abteilung zu gelangen, die dem Feinde am nächsten ist. Die Gruppenführer bewegen sich nicht vor ihren Leuten, sondern an deren rechtem Flügel, in gleicher Höhe mit ihnen.

Feuer in der Bewegung gibt es nicht, an Feuerarten unterscheidet man Schützenfeuer, Salven und Schützenfeuer mit einer kommandierten Patronenzahl. Dieses wendet man an, um den Munitionsverbrauch zu regeln, Salven, um die Truppe in der Hand zu behalten. Das Schützenfeuer bildet wie bei uns die Regel, soll aber nie in gleichmäßiger Stärke andauern, sondern nach Bedarf stoßweise verstärkt, dann wieder



unterbrochen werden. Am wirksamsten ist überraschende Feuereröffnung mit möglichst vielen Karabinern.

Beim Absitzen zum Feuergefecht bleibt entweder jeder zweite Reiter oder aber nur ein Mann jeder Gruppe bei den Pferden. Im ersten Falle ist es günstig, aber nicht notwendig, aus der Kolonne zu Zweien abzusitzen, im anderen Fall bildet die Gruppe einen eingliedrigen Kreis und gibt dem Pferdehalter die Zügel und auch die Lanzen, wenn diese nicht am Sattel befestigt werden („accrocher"; die Art der Befestigung ist nicht bekannt). Stets bleiben die Pferdehalter aufgesessen. In der Presse wird ein Mittelding zwischen beiden Formen verlangt, da in der einen zu wenig Schützen vorhanden, in der andern die Handpferde zu hilflos sind.

Der normale Zugverband bleibt auch im Gefecht zu Fuß stets erhalten. Alle Zugführer gehen ins Gefecht, selbst wenn nur die Hälfte der Mannschaft absitzt. Der Wachtmeister befehligt die Handpferde. Eine allein fechtende Eskadron hält immer einen Zug als Reserve zu Pferde zurück, im Verband dürfen alle vier Züge absitzen. Dem Absitzen soll eine gründliche Erkundung durch den Eskadronführer vorausgehen. Unter Umständen ist eine weite Trennung der Züge, um durch eine breite Front den Feind zu täuschen, vorteilhaft, in anderen Fällen wieder eine räumliche Vereinigung der ganzen Eskadron. Je nachdem werden die Züge einzeln oder zusammen dahin vorgeführt, wo sie absitzen sollen. Grundsätzlich geschieht das so nahe als möglich hinter der ersten Feuerstellung. In der Regel erfolgt gleichzeitiger Einsatz der Schützenzüge, doch kann es nützlich sein, einen Zug als Unterstützung zunächst folgen zu lassen.

Wenn irgend tunlich, gibt der Eskadronchef den Befehl zur Feuereröffnung, dann geht die Feuerleitung an die Zugführer über. Die Reserve zu Pferde stellt die Gefechtspatrouillen und wird vom Chef nach Gutdünken verwendet. Womöglich folgen die Handpferde dem Vorschreiten der Schützenlinie. Der Sturm wird meist nicht vom Führer, sondern von den beherztesten Schützen ausgehen. Das Bajonett soll zu ihm aufgepflanzt werden.

Das Regiment.

Das allein fechtende Regiment setzt höchstens drei von seinen Eskadrons ein, oft aber nur ein Halbregiment. Hierbei geht das Reglement von der Anschauung aus, daß ein Regiment genügend stark ist, um das Gefecht zu Pferd mit jenem zu Fuß zu verbinden. Häufig wird sich für eine berittene Reserve Gelegenheit bieten, eine günstige Lage, die der Schützenkampf geschaffen hat, durch Attacke auszunutzen.

5. Das Gefecht.

Allgemeine Grundsätze.

Das Gefecht behandelt das neue Reglement viel ausführlicher, als es unsere oder die alte französische Vorschrift tun. Der ganze 4. Teil beschäftigt sich fast ausschließlich mit ihm und bildet förmlich ein taktisches Lehrbuch. Er sowohl, als auch



die in den anderen Teilen verstreuten Abschnitte über die Gefechtstätigkeit sind völlig neu bearbeitet.

Der wichtigste Grundsatz soll hiernach das kameradschaftliche Zusammenwirken mit den anderen Waffen sein. Ihnen, die die Entscheidung bringen (qui frappent les coups décisifs) zur Seite stehend, sei es bis zur letzten Ausnützung des Erfolges, sei es bis zur eigenen Aufopferung, findet die Kavallerie ihren Platz auf dem Schlachtfelde. Auch sonst setzt sie sich stets zu deren Gunsten ein (s'emploie au profit des autres armes). Sie klärt auf, sichert und verschleiert sie.

Wie bei uns ist das Gefecht zu Pferde als die vorwiegende Kampfesweise bezeichnet. Trotzdem behandelt das französische Reglement das Fußgefecht mit ganz besonderem Nachdruck. Es soll stets angewendet werden, wenn man zu Pferde nicht mehr vorwärts kommt. Der Angriff zu Fuß soll ebenso entschlossen durchgeführt werden als die Attacke. Vor allem aber betonen die Franzosen die gleichzeitige Anwendung beider Kampfesweisen sehr scharf. „Die Verbindung von Bewegung und Feuer ist bezeichnend für die Gefechtstätigkeit der Kavallerie." Selbst in kleinen Verbänden wird sie empfohlen.

Besonders bezeichnend für den Geist der neuen Vorschrift ist, daß sie die uns geläufige, in Frankreich aber bisher nicht ausgesprochene Forderung stellt, vor allem zuerst die feindliche Reiterei aus dem Felde zu schlagen, „um Freiheit des Handelns zu gewinnen". Das gilt für große, wie für kleine Verhältnisse. Allerdings kann die Durchführung durch den Zusatz eingeschränkt werden, daß es geschehen soll, wenn sich der Feind der eigenen Absicht hindernd in den Weg stellt. An einer anderen Stelle wird auch nur vom Zurückdrängen (refouler) gesprochen.

Darin, daß in der Schlacht dauernde und große Erfolge nur durch den Einsatz von Massen zu erzielen sind, daß aber für kleine Abteilungen sich oft günstige Gelegenheiten bieten werden, stimmen die beiderseitigen Ansichten ebenso überein, wie in der Bewertung der Rolle der Reiterwaffe bei Verfolgung und Rückzug. Das französische Reglement weist noch ausdrücklich daraufhin, daß bei den heutigen Massenheeren sich hier ein noch größeres Feld für ihre Tätigkeit öffnet als früher.

Unternehmungen gegen die rückwärtigen Verbindungen sollen, wie bei uns, die Kavallerie nicht von der Entscheidung abziehen.

Als Ziel jeder taktischen Handlung bezeichnet das Reglement die Vernichtung des Feindes. Kühnheit, rasches Erfassen der günstigen Gelegenheit, Schnelligkeit der Ausführung, Vereinigung der gesamten Kraft schaffen die Vorbedingung dazu. Die Überraschung ist die mächtigste Waffe der Reiterei. Sie kann durch die Attacke oder durch Feuerüberfall oder durch eine Vereinigung beider erreicht werden, nachdem man die Beweglichkeit der Truppe zur unbemerkten Annäherung ausgenutzt hat. Gegen die Flanken oder den Rücken ist sie am wirksamsten.

„Einen einfachen Gefechtsgedanken mit Festigkeit durchzuführen bildet die Grundlage des Erfolges.“

Führung.

Die hohen Anforderungen an den Kavallerieführer, die unser Reglement stellt, wiederholt, teilweise wörtlich, auch das französische. Als vornehmste Eigenschaft bezeichnet es den Wagemut. Von den Unterführern verlangt es höchste Selbsttätigkeit. Wer keinen Befehl hat, marschiert auf den Kanonendonner und nähert sich dabei dem Nachbarn, um ihn baldigst unterstützen zu können.

Erkundung, Gefechtsaufklärung, Sicherung.

Erkundung und Gefechtsaufklärung geschehen wie bei uns durch Aufklärer und Gefechtspatrouillen. Außerdem kennen die Franzosen bei der Division noch eine besondere Nahaufklärung für Gefechtszwecke, die lediglich von Offizieren ausgeführt wird.

Anschauungen, die von den unseren abweichen, haben sie über die Sicherung. Diese weisen sie vor allem der Vorhut zu, deren Bedeutung gegen früher sehr gewachsen ist. In der Regel behält sie ihre Sonderaufgabe bis in das Gefecht hinein, nur ausnahmsweise tritt sie in den Verband zurück und wird dann durch Gefechtspatrouillen, wie bei uns üblich, ersetzt. Sie hat nicht nur die Entwicklung des Gros zu sichern und zu verschleiern, sondern erhält sehr oft einen Sonderauftrag, wonach sie den Feind auf sich ziehen oder festhalten und dadurch dem Gros günstige Bedingungen zum Eingreifen schaffen soll. Die Zuteilung von Artillerie, Radfahrern und Maschinengewehren wird sich daher häufig empfehlen.

Vormarsch und Einleitung des Gefechts.

Über den Vormarsch und die Einleitung des Gefechts läßt sich das Reglement sehr ausführlich aus. So lange als möglich wird auf oder dicht neben der Straße marschiert, dabei aber in der Nähe des Feindes die Tiefe durch Anwendung der Zugkolonne verkürzt.

Kleinere Körper benützen nur eine Anmarschstraße; bei der Division empfiehlt sich das, wenn ein Zusammenstoß mit Kavallerie zu erwarten ist, sonst bedeutet die Benutzung mehrerer benachbarter Straßen eine Erleichterung und Schonung für die Truppe. Wenn die Radfahrer nicht vorausgesandt sind, so begleiten sie den größten Kavalleriekörper und zwar entweder eingefügt zwischen Vorhut und Gros, oder aber auf einem Nebenwege. Der Eigenart ihrer Bewegung ist dabei immer Rechnung zu tragen. Außerdem zugeteilte Infanterie, der stets einige Reiter zu überweisen sind, folgt der Division, falls sie nicht schon Nachts vorausgesandt wurde, was oft vorteilhaft ist.

Sobald ein Zusammenstoß wahrscheinlich ist, werden die Kräfte vereinigt (concentration des forces). Hierunter verstehen die Franzosen keine enge räumliche Verbindung, sondern nur ein Zusammenziehen insoweit, daß einheitliche Verwendung auf dem Gefechtsfelde möglich ist. Nach den im folgenden erörterten Grundsätzen ist daher die örtliche Trennung der einzelnen Teile (Brigaden oder Gefechtsgruppen) sogar vorteilhaft, daher auch vorgeschrieben. Im einzelnen bestimmen die Gefechtsabsichten und das Gelände die Form.

Die Vereinigung der Kräfte kann entweder zunächst eine Bereitstellung oder den sofortigen Übergang zur Offensive bezwecken.

In diesem Falle nimmt der Kavalleriekörper eine Annäherungsform (formation d'approche) an. Er entfaltet sich. Hierbei sollen die einzelnen Teile, in der Division die nebeneinandergesetzten Brigaden, das Gelände zur Deckung gegen Sicht und Feuer möglichst ausnutzen und so gegliedert vorgehen, daß sie rasch gefechtsbereit sind. Zerlegte und gestaffelte Formationen eignen sich am besten dazu. Besonderer Sorgfalt bedarf der Übergang über Hindernisse, weil die Kavallerie in diesem Augenblick am wenigsten kampffähig ist. Die Vorhuten müssen hierbei sichern.

Der Vormarsch kann sprungweise vor sich gehen, wobei an geeigneten Punkten die Ordnung wiederhergestellt und die Erkundungsergebnisse abgewartet werden, oder auch ununterbrochen erfolgen. Solange die Lage noch nicht geklärt ist, empfiehlt es sich, langsam vorzugehen und die Kräfte enger zusammenzuhalten. Dadurch erhält man auch die Pferde frisch und läßt der Aufklärung Zeit.

Der Führer soll versuchen, sich durch eigene Erkundung und durch die Nachrichten vom Feinde ein Bild der Lage zu machen. Zu lange aber darf er nicht mit dem Entschlusse warten. „Es handelt sich nicht darum, die Absichten des Gegners festzustellen, sondern ihm den eigenen Willen aufzuzwingen." Jedenfalls muß, sobald der Entschluß gefaßt ist, schnell gehandelt werden. In raschen Gangarten und ohne Zögern muß die weitere Entwicklung vor sich gehen.

Der Führer muß eine bestimmte Angriffsabsicht (idée d'attaque) haben. Dabei soll er bestrebt sein, den reinen Frontalkampf zu vermeiden, dagegen aus vielen Richtungen, aus Front und Flanken, einen Punkt der feindlichen Linie anzugreifen. Die dazu nötigen Bewegungen bezeichnet das französische Reglement als das „manœuvre". Es bildet einen eigenen Abschnitt in der Einleitung des Gefechts und kennzeichnet sich durch einen höheren Grad von Entfaltung. Manchmal wird der Zweck durch raschen, gedeckten Anmarsch, der eine Überraschung zur Folge hat, erreicht, häufiger führt wohlüberlegte Gruppierung der Kräfte zum Ziel. Dieses besteht immer darin, auf eine eigene Minderheit starke Kräfte zu ziehen, während man selbst, noch dazu möglichst überraschend, mit der Hauptmasse gegen den gewählten Angriffspunkt vorbricht. Auseinanderziehen hinter einer Deckung, Demonstrationen oder der Einsatz der Vorhut (vgl. Seite 378) werden als Mittel hierfür genannt, aus schmaler Front nahe vor dem Feind eine Umfassung ansetzen zu wollen, als fehlerhaft bezeichnet.

Sobald der Führer seinen Entschluß gefaßt hat, gibt er den einzelnen Unterabteilungen seine Befehle. Die Truppe wird weiter auseinandergezogen (ouverture du dispositif) und zwar je nach der Absicht tiefer oder breiter als bisher gegliedert. Eine tiefe „formation de manœuvre" empfiehlt sich bei noch nicht völlig geklärter Lage. Auch gestattet sie, gegen einen Flügel eines in breiter Front anreitenden

Feindes starke Kräfte zu vereinigen. Eine Gruppierung mit Zwischenräumen, die den Bedarf für die Entwicklung übersteigen, erleichtert die Umfassung des Gegners.

Gewinnt der oberste Führer im Laufe des „Manövers" einen anderen Eindruck von der Lage, so steht ihm die Änderung seiner ersten Anordnungen noch frei. Manchmal wird er zur Ausgabe eines eigentlichen Angriffsbefehls Gelegenheit finden, manchmal wird sie ihm fehlen. Dann liegt es den Unterführern ob, ihre Truppen so zu führen, daß sie beim Zusammenstoß einheitlich wirken. Auch die Wahl der Formationen steht in der Division den Unterführern innerhalb ihres Bereichs frei. Insbesondere sorgen sie bereits beim Anmarsch für Abschwächung der feindlichen Feuerwirkung.

Gefecht gegen Kavallerie.

Dem Gefecht gegen Kavallerie widmet das französische Reglement besonders ausführliche Betrachtungen. Es zeigt dabei eine insofern von unseren Anschauungen abweichende Auffassung, als es das Wesen des Kavalleriegefechts in einem zwar rasch nacheinander, aber doch allmählich erfolgenden Kräfteeinsatz erblickt und demnach auch die Truppe gliedert. Immerhin soll soviel in vorderster Linie eingesetzt werden, daß das erste Ziel: der Einbruch in die feindliche Front (rupture du dispositif ennemi) erreicht wird. Hieran schließt sich eine Anzahl von Angriffen und Gegenangriffen, bei der zurückgehaltene Teile eingreifen, bis der oberste Führer durch den Einsatz seiner Reserve an entscheidender Stelle den Kampf beendet.

Der Einbruch in die feindliche Front kann dadurch erzielt werden, daß man mit den zuerst bereiten Kräften sich auf die nächsten Teile des Gegners auf kürzestem Wege wirft, viel wirkungsvoller jedoch durch die Zerschmetterung eines Flügels in umfassendem Angriff. Dies empfiehlt daher das Reglement vor allem. Dabei beruht das „Manöver" in der richtigen Zusammenstimmung der Attacken der mit bestimmten Aufträgen auseinandergezogenen und in der Regel je nach der Lage zueinander gestaffelten „Gefechtsgruppen". Im Divisionsverband bestehen sie in der Regel aus Brigaden, seltener aus Regimentern. Jede Gruppe sorgt für ihre eigene Tiefengliederung durch Staffeln. Die Verwendung der Brigaden ist also in der Regel flügelweise gedacht. Nur wenn eine Brigade sich ganz in vorderer Linie entwickelt, kann der Divisionskommandeur durch Teile einer anderen für Tiefengliederung sorgen.

Während die Unterstützungsstaffeln der Gefechtsgruppen dichtauf bleiben, hält sich der Divisionskommandeur eine Brigade oder ein Regiment als Reserve so weit zurück, daß diese nicht wider seinen Willen in den Kampf gezogen werden kann. Die Artillerie, Maschinengewehre, Radfahrer oder Karabinerschützen bereiten den Angriff vor und unterstützen ihn, hauptsächlich auch dadurch, daß sie einen Teil des Feindes auf sich ziehen. Flankierung ist dabei besonders wirksam.

Die Gefechtsgruppen sollen außerhalb des feindlichen Wirkungsbereichs an den Ausgangspunkt für ihre Attacke geführt werden. Da die Angriffsrichtungen nicht gleich-, sondern zusammenlaufend sind, entsteht eine beträchtliche Breitenausdehnung.

die sich erst verringert, je näher man an den Feind kommt. Eine Gruppe führt den Hauptangriff, die anderen müssen sich unbedingt nach ihr richten, um die Einheitlichkeit des Angriffs zu wahren. Im Gegensatz zu unseren Anschauungen müssen die äußersten Abteilungen stets selbständig auf den Flankenschutz bedacht sein. Insbesondere sollen rückwärtige Staffeln weit genug seitwärts reiten, um unter allen Umständen umfassen zu können. Nach und nach gehen die Abteilungen in den Marsch—Marsch über und schließen zusammen; in Linie marschieren sie möglichst spät auf. Eskadrons, die keinen Gegner haben, bleiben in Kolonne. Nach dem Angriff sammelt jede Truppe sofort und muß zu neuen Attacken bereit sein.

Die Reserve darf nicht zersplittert werden, sondern soll zum einheitlichen Einsatz gelangen. Sie unterstützt die Verfolgung oder den Rückzug, diesen, indem sie sich auf die Flanke des siegreichen Feindes wirft.

Gefecht gegen Infanterie.

Wie bei uns wird der Attacke gegen Infanterie nur dann Aussicht auf Erfolg zugeschrieben, wenn diese erschüttert ist oder überrascht wird. Im Gegensatz zum früheren französischen Reglement wird besonders verlangt, daß die Kavallerie sich zu einer Attacke entschließen muß, wenn es gilt, die eigenen Truppen zu entlasten. „Kleinere Abteilungen werden oft Gelegenheit finden, einen Erfolg der eigenen Infanterie auszunützen oder den siegreichen Feind anzufallen, wenn er in Unordnung in einer eroberten Stellung angelangt ist. In kritischen Augenblicken ermöglicht die Kavallerie der Infanterie oder Artillerie die Vorwärtsbewegung."

Kann man den Gegner überraschen, so kommt es nicht auf die Form an. Wenn Zeit vorhanden ist, so empfiehlt sich ein umfassender Angriff, bei dem die Hauptkräfte gegen die Flanke in vielen mit kurzem Abstand aus möglichst breiter Front angesetzten Wellen anreiten. Feuerunterstützung ist von besonderem Werte. Als günstigste Form gibt das Reglement an: geöffnete, eingliedrige Linie für die erste Welle; dahinter sollen schachbrettförmig folgen: Züge in eingliedriger Linie, dann Eskadrons in „ligne par quatre" und schließlich Eskadronskolonnen mit großen Zwischenräumen.

Gefecht gegen Artillerie.

Die Kavallerie soll jede Gelegenheit benutzen, Artillerie in der Bewegung oder in schlecht gesicherten Stellungen zu attackieren. Die Grundsätze hierfür entsprechen den unsrigen. Anders gestaltet sich das Verhalten nach dem Eindringen in die Batterie. Die Geschütze werden nicht fortgeschafft, sondern gebrauchsunfähig gemacht. Außerdem soll die ganze Bedienung, vor allem die Offiziere niedergemacht werden. Hierzu müssen die Reiter nötigenfalls von den Pferden springen.

Erweist sich eine Attacke als unmöglich, so soll man durch Karabiner- und Maschinengewehrfeuer, das aus breiter Front eröffnet wird und schweigt, sobald die Artillerie es erwidert, ihr Verluste beibringen.

Gefecht gegen Maschinengewehre.

Maschinengewehre werden in eingliedriger Linie von verschiedenen Seiten attackiert. Im Kavalleriegefecht wird es oft nur darauf ankommen, sie am Eingreifen

in die Entscheidung zu verhindern. Zu diesem Zweck schickt man ihnen schwache eingliedrige Linien in breiter Front entgegen, um sie zu „blenden". Am schnellsten können reitende Batterien sichtbare Maschinengewehre unschädlich machen.

Defensive gegen Kavallerie.

Das französische Reglement kennt auch eine Defensive gegen überlegene Kavallerie. Sie beruht auf Ausnutzung des Geländes und der Feuerwaffen. Hauptsächlich an Abschnitten wird aber unterlegene Kavallerie auch zu Pferde Gelegenheit finden, Erfolge gegen einen Feind, der sich „en flagrant délit de manœuvre" befindet, zu erringen. Das Legen von Hinterhalten in bedecktem Gelände und das Hineinlocken des Gegners in den Feuerbereich, um ihn dann zu attackieren, wird empfohlen.

Gefecht zu Fuß. Allgemeines.

Das Gefecht zu Fuß der Kavallerie unterscheidet sich nach dem neuen Reglement wesentlich von jenem der Infanterie. Die Kavallerie ist nicht imstande, aus der Tiefe zu fechten oder ein langandauerndes Gefecht zu führen. Dagegen besitzt sie in ihrer Beweglichkeit ein Mittel, überraschend ein Gefecht zu beginnen und es wieder abzubrechen. Sie muß daher einen Angriff möglichst rasch durchführen, in der Verteidigung aber den Feind von Anfang an sich weit vom Leibe halten. Breite Fronten und Gliederung in räumlich getrennte Gruppen werden zur Täuschung beitragen und in Verbindung mit dem Gefecht zu Pferde besonders nützlich sein. Der Wert des Einsatzes einer großen Zahl von Karabinern wird mehr betont als bei uns, auf die Beweglichkeit der Handpferde weniger Wert gelegt. Durch die Art der Gliederung der Truppe sinkt in Frankreich die einheitlich zur Geltung kommende Feuerkraft der Truppe bedeutend.

Angriff.

In der Forderung, daß jeder Angriff unter allen Umständen bis zur Entscheidung durchgeführt werden soll, geht das französische Reglement weiter als das unsrige, das als Voraussetzung hierfür das Gefühl der Überlegenheit bezeichnet. Trotzdem hält sich der französische Führer nicht nur grundsätzlich eine Reserve zu Pferd, sondern im größeren Verhältnis auch noch eine „groupe de manœuvre" zurück. Jene schützt selbständig die Handpferde und dient hauptsächlich auf Befehl des Führers zur Abwehr von Gegenangriffen. Bei der Verfolgung und beim Abbrechen des Gefechts fallen ihr wichtige Aufgaben zu. Die „groupe de manœuvre" setzt der Führer entweder zu Fuß oder zu Pferd, ähnlich wie im Gefecht zu Pferde, gewöhnlich aus einer anderen Richtung als die Hauptkräfte ein.

Der Angriff der Schützenlinien soll möglichst umfassend angesetzt werden und schnell fortschreiten. „Das Feuer entscheidet nicht, es erleichtert nur die Vorwärtsbewegung." Daher ist „unnötiges Schießen" verboten, der Sturm muß möglichst bald erfolgen.

Über das Verfahren beim Angriff fehlen nähere Angaben, eine Unterlassung, die auch schon in der Presse bedauert wurde. Die Bedeutung des Feuerüberfalls wird besonders betont.

Die Verteidigung soll durch starkes Frontalfeuer, verbunden mit energisch durchgeführten Angriffen auf die Flanken des Feindes, ihre Aufgabe erfüllen. Abschnittsweise Verteilung der Schützen bildet die Regel. Stets wird eine Reserve, bei genügender Stärke auch eine „groupe de manœuvre“ ausgeschieden, unter Umständen eine Aufnahmestellung von vornherein besetzt. Den Führern der Gefechtsgruppen wird diese Stellung oder ein gemeinsamer Sammelpunkt bekannt gegeben.

Verteidigung.

In den Abschnitten richten sich die einzelnen Gefechtsgruppen selbständig ein. Auf den Flügeln sichern sie sich durch Staffeln.

Das Feuer beginnt auf großen Entfernungen, wenn dies nach der Lage besonderen Erfolg verspricht, oder wenn der Verteidiger sich Freiheit des Handelns bewahren will, sonst nur auf wirksamen Schußweiten, d. h. nicht über 800 m.

Erfordert es die Lage, so wird der Sturm angenommen. Dabei muß aber der Verteidiger selbst zum Gegenangriff übergehen. Nachdem er sein Feuer aufs äußerste verstärkt hat, werfen sich die Schützen mit dem Bajonett dem Angreifer entgegen, die Reserve zu Pferde bricht gegen seine Flanken vor.

Entsprechend dem Grundsatze der unbedingten Durchführung des Angriffs kennt das Reglement ein Abbrechen des Gefechts lediglich in der Verteidigung. Es ist nur durchführbar, wenn Raum und Zeit für geordnetes Aufsitzen ausreichen. Unter dem Schutz der Artillerie und Maschinengewehre erfolgt es entweder gleichzeitig oder nach und nach.

Abbrechen des Gefechts.

Die Aufgaben der reitenden Artillerie und der Maschinengewehre entsprechen im allgemeinen unseren Anschauungen. Im Reitergefecht wird ihnen außerdem große moralische Wirkung zugesprochen. Sie sollen im Kavalleriekampf „durch ihr Feuer die Geschlossenheit der feindlichen Kavallerie brechen“, oder, was für den Charakter der französischen Gefechtsführung bezeichnend ist, die Bewegungsfreiheit des Feindes einschränken, indem sie durch ihr Feuer gewisse Geländeteile für ihn unbetretbar machen.

Verwendung der reitenden Artillerie und der Maschinengewehre.

Beim Anmarsch ist die Artillerie so einzugliedern, daß sie rasch verwendungsbereit ist. Die Beigabe von Teilen an die Vorhut ist oft günstig (vgl. Seite 378). Die Maschinengewehrzüge bleiben grundsätzlich bei ihren Gefechtsgruppen. Nur ausnahmsweise wird der Divisionskommandeur sie ganz oder teilweise zusammenziehen. Ihre Führer werden vielfach ohne Befehl handeln müssen. Verwegenheit ist für sie die Grundlage des Erfolges.

Der Artillerieführer erhält in der Regel als Erster seinen Gefechtsbefehl. Dieser gibt ihm ganz allgemein den Auftrag und, im Gegensatz zum deutschen Reglement, eine Bestimmung über die Feuereröffnung. Alles weitere ist Sache des Artillerieführers.

Gruppenweise Aufstellung der Batterien ist häufiger als bei uns. Im Reitergefecht empfiehlt es sich, einen Teil aufgeprotzt für die Wechselfälle des Kampfes be-

reitzuhalten. Der eingesetzte Teil wird am vorteilhaftesten anfangs aus verdeckter Stellung überraschend zu wirken suchen, dann aber genötigt sein, in offene Stellung vorzufahren. Grundsätzlich sind die vordersten Teile der feindlichen Kavallerie das wichtigste Ziel, dann erst die rückwärtigen Staffeln und die Artillerie.

Gewöhnlich erhält die reitende Abteilung eine eigene Bedeckung, die ihr aber nicht unterstellt ist. Dieser liegt die Aufklärung ob, die Erhaltung der Verbindung mit der Kavallerie und der Schutz der Batterien gegen Angriff.

Im Falle des Erfolges soll nur ein Teil der Artillerie sofort zur siegreichen Kavallerie voreilen, der andere aus der bisherigen Stellung durch Feuer verfolgen. Das Ausharren der Batterien nach einer unglücklichen Entscheidung ist schärfer betont, als bei uns.

Verwendung zugeteilter Infanterie.

Zugeteilte Infanterie soll durch ihr Feuer die Kavallerie unterstützen. Radfahrer können, in schneller Gangart vorgehend, bereits bei der Einleitung des Gefechts mitwirken. Im Reiterkampf sichern sie die Entwicklung und finden bei der Attacke die beste Verwendung entweder an einem der Flügel, den sie durch ihr Feuer decken, oder derart, daß sie gegen eine Flanke des Feindes wirken können.

Infanterie, die nicht mit Rädern ausgerüstet ist, wird einer rasch vorgehenden Kavallerie nicht auf das Gefechtsfeld zu folgen vermögen. Sie kann eine Aufnahmestellung oder weiter rückwärts gelegene, bei einem unglücklichen Ausgang wertvolle Geländepunkte besetzen.

Gefecht großer Kavalleriekörper gegen Truppen aller Waffen.

Einen eigenen, sehr wichtigen Abschnitt widmet das Reglement dem Gefecht großer Kavalleriekörper (Divisionen usw.) gegen Truppen aller Waffen. Vereinigung des Kampfes mit der blanken und Feuerwaffe unter Bevorzugung der letzteren ist kennzeichnend dafür.

Wenn keine starke feindliche Reiterei zu erwarten ist, gliedert sich die Kavallerie sehr breit in einzelne innerhalb bestimmter Gefechtsabschnitte mit bestimmten Aufträgen versehene Kampfgruppen. Als solche eignet sich am besten die durch ihre Maschinengewehre und eine Batterie unterstützte Brigade, da sie genügend Feuerkraft besitzt, um bedeutende Erfolge zu erringen. Sie kann drei Halbregimenter in vorderer Linie einsetzen, das vierte als Reserve zurückhalten. Der oberste Führer wird sich außerdem eine Verfügungstruppe bewahren.

Steht starke feindliche Kavallerie gegenüber, so wird der Divisionskommandeur weniger breit gliedern und seine Reserve möglichst stark halten.

Die Trennung der Division in Gruppen muß weit ab vom Feinde stattfinden, so daß jede Gruppe ihren Anmarsch in die Bereitstellung ohne Seitwärtsschiebungen selbständig regeln kann. Sie sollen dann dadurch zusammenwirken, daß sie den Feind mit Feuer umfassen und gegen Front und Flanken vorgehen. Jede besitzt also eine eigene Angriffsrichtung, die mit jenen der übrigen Gruppen erst im Feinde zusammenläuft.

Verwendung der großen Kavalleriekörper während der Operationen.

Nach diesen Grundsätzen zu verfahren, werden die großen Kavalleriekörper bereits während der Operationen Gelegenheit finden.

Bis zu den Marschkolonnen der feindlichen Armee durchzudringen, bezeichnet das Reglement als wichtigste Aufgabe der Heereskavallerie zu diesem Zeitpunkt. Patrouillen und kleine Abteilungen können nur die Umrisse des Gegners feststellen, starke Massen allein die Aufklärung weit genug tragen.

Nachdem sie die feindliche Reiterei zurückgedrängt haben, werden die Kavallerie-Divisionen auf Truppen aller Waffen stoßen. Ihre Aufgabe ist es, festzustellen, ob es sich hierbei um „einen Schleier von Detachements (rideau de sûreté), mit denen sich eine Armee zu umgeben pflegt", handelt, oder ob man die feindlichen Vorhuten vor sich hat. Trifft die Kavallerie auf Detachements, so soll sie sie womöglich umgehen, wenn das aber undurchführbar ist, auch den Angriff nicht scheuen, um sich den Weg zu bahnen. In diesem Falle empfiehlt es sich, zu versuchen, den Feind aus günstigen Stellungen „herauszumanövrieren" und in der Bewegung anzufallen. Hält er aber Geländepunkte besetzt, deren Einnahme unbedingt nötig ist, so schafft man sich durch ein mit aller Kraft geführtes Feuergefecht freie Bahn. Sonst räumt man diese Detachements durch umfassende Angriffe, bei denen die beigegebene Infanterie den Frontalkampf führt und die Hauptkräfte überraschend in der Flanke erscheinen, schnell aus dem Wege. Erweist sich ein Angriff aus eigener Kraft unmöglich, so wartet man das Herankommen der Vorhuten der Armee dazu ab.

Wenn die Kavallerie einmal bis zu den Heereskolonnen durchgedrungen ist, so versucht sie vor allem, ihnen empfindlichen Schaden zuzufügen. Das beste Mittel hierzu bildet der Feuerüberfall. Oft führt ihn nur die Artillerie aus; gelingt es aber, näher an den Feind heranzukommen, so darf die Kavallerie nicht zögern, in breiter Front möglichst viele Karabiner und Maschinengewehre einzusetzen. Unter Umständen kann auch eine Attacke die durch Feuer erzielten Erfolge vervollständigen, meist aber wird man auf rechtzeitigen Rückzug Bedacht nehmen müssen.

Außer der Schädigung des Feindes liegt der Heereskavallerie die Verzögerung seines Vormarsches ob. Hierbei wollen die Franzosen folgendes Verfahren anwenden: Die Kavallerie-Division legt sich mit Teilen frontal vor und zwingt durch Angriff die gegnerische Vorhut zur Entwicklung. Andere Teile stören diese, indem sie sich gegen die Flanken umfassend wenden. Starke Kavalleriekörper sollen außerdem noch „die feindliche Kolonne der ganzen Tiefe nach belästigen und zur Ausscheidung zahlreicher Sicherungsdetachements zwingen". Der Entscheidung muß sich die Heereskavallerie entziehen, die Angriffe dann aber möglichst oft erneuern. Hat der Feind bereits eine breite Front angenommen, so ändert sich ihr Verhalten. Es kommt dann darauf an, ihn zu vorzeitiger Entwicklung zu veranlassen und seine Kolonnen aus ihrer Marschrichtung abzuziehen. Hierzu stellt sich der Kavalleriekörper ihm in großer Ausdehnung entgegen und täuscht ihn so über seine Stärke (rideau défensif).

Sobald er nicht mehr in der Lage ist, dem Feinde sich frontal vorzulegen, greift er die äußersten Kolonnen von der Flanke her an und zwingt sie zum Frontmachen nach dieser Seite. Die beim Feinde entstehende Unordnung wird oft Gelegenheit zur Umfassung und zur Vernichtung einzelner Abteilungen geben.

Nur wenn es gilt, einen Abschnitt bis zum Eintreffen der eigenen Armeevorhuten festzuhalten, wird die Heereskavallerie genötigt sein, einen entscheidungsuchenden Kampf zu führen, den sie sonst in diesem Zeitraum vermeidet. Unter voller Ausnützung der Feuerwirkung, insbesondere auch der zugeteilten Infanterie, verteidigt sie sich in breiter Front. Die reitende Artillerie wird hierbei am besten aus einer in der Mitte gelegenen Stellung versuchen, auf die ganze Front zu wirken. Ist das nicht möglich, so wird man sie batterie- oder zugweise verteilen.

Bei dem Herannahen der Vorhuten der eigenen Armee erwächst der Heereskavallerie die Pflicht, sie zu unterstützen. Die Reitermassen finden anfangs noch vor der Front der Vorhuten ihren Platz. Hier stören sie in naher Fühlung mit dem Feinde dessen Entwicklung, werfen sich auf unvorsichtig vorfahrende Artillerie und verschleiern die eigenen Maßnahmen. Später aber müssen sie die Front frei machen und sich an die Flügel begeben. Hier bleiben sie, vorwärts gestaffelt, bereit, beim Angriff der Vorhut gegen Flanke und Rücken des Feindes mitzuwirken.

Verwendung der Kavallerie in der Schlacht.

Die allgemeinen Aufgaben in der Schlacht entsprechen unseren Anschauungen. Das französische Reglement betont scharf die tätige Mitwirkung bei der Entscheidung. Aufgabe der höheren Führung ist es, die Kavallerie nach der Gefechtsabsicht zu verteilen, die Kommandoverhältnisse zu regeln und die Truppe so bereitzustellen, daß sie rechtzeitig attackieren kann. Aber auch die Kavallerieführer haben selbständig zugunsten der anderen Waffen einzugreifen, sobald sich Gelegenheit hierzu bietet. „Soldatisches Ehrgefühl, Kameradschaft und der Wille, den Sieg um jeden Preis an sich zu reißen, bilden die alleinige Grundlage für ihre Entschlüsse."

Die Heereskavallerie findet entweder hinter der Front oder auf den Flügeln Platz. Am Flügel behält sie ihre Vorwärtsstaffelung so bei, daß sie stets den Feind überflügelt. Sie verschleiert den Anmarsch derjenigen Teile der eigenen Armee, die zur Umfassung heranmarschieren und unterstützt sie unmittelbar beim Angriff, indem sie womöglich gleichzeitig gegen den Rücken des Feindes vorgeht.

Hinter der Front zurückgehaltene Teile der Heereskavallerie werden bei der Infanteriereserve als „Manövriertruppe" zur Verfügung des obersten Führers bereitgestellt. Beim Reifen der Entscheidung werden sie dicht herangeführt und attackieren aus der Front heraus „in die Bresche", die die anderen Waffen in den Feind gebrochen haben. So erweitern sie die durch die Infanterie und Artillerie errungenen Erfolge. Wiederholt betont das Reglement die Tätigkeit als Schlachtenreiterei mit den Worten: „Nicht seitwärts und nicht außerhalb des Schlachtfeldes, sondern gemeinsam mit den entscheidenden Waffen, im gleichen Gelände, gegen den gleichen

Gegner" hat die Kavallerie anzugreifen. „Sie stürzt sich auf feindliche Abteilungen, die geworfen sind, oder die Gegenangriffe machen, und überschwemmt mit ihren Eskadrons das ganze Schlachtfeld, um den Feind zu verhindern, sich wieder zu ordnen."

Verfolgung und Rückzug.

Die entscheidende Rolle bei der womöglich überholenden Verfolgung und die bis zur Aufopferung gehende Tätigkeit beim Rückzug schildern die deutsche und französische Vorschrift gleichmäßig.

6. Beurteilung.

Das neue Reglement bringt für die französische Kavallerie zahlreiche und durchgreifende Änderungen. Wenn es sich den deutschen Ansichten genähert hat, so geschah das besonders hinsichtlich der Ziele, die der Waffe gesteckt werden. Diese hat es erweitert gegenüber den Anforderungen, die man bisher in Frankreich an die Kavallerie stellte. Damit die Truppe den zahlreichen und schwierigen Aufgaben, die an sie herantreten werden, gerecht wird, bestrebt sich das Reglement, ihr vor allem Kühnheit, Rücksichtslosigkeit und Selbstbewußtsein einzuflößen und geht damit bis an die äußerste Grenze. In allen Lagen, selbst im Kampf um Zeitgewinn, fordert es die Verbindung der Offensive mit der Defensive. In dieser Beziehung greifen die Franzosen auch wieder auf ihr Reglement vom Jahre 1876 zurück, das in vieler Beziehung dem Angriffsgedanken in höherem Maße Rechnung trug, als die seither erschienenen Vorschriften. Denn ihnen stand das Gefühl der Unterlegenheit gegenüber der deutschen Reiterei auf die Stirne geschrieben. Endgültig soll es damit zu Ende sein.

Wenn das französische Reglement jetzt hinsichtlich der zu erreichenden Ziele kaum noch Verschiedenheiten von unsern Vorschriften aufweist, so geht es in der Wahl der Mittel seine eigenen Wege, die teilweise ganz neu und bezeichnend sind.

Es kennt die Nachteile der zweijährigen Dienstzeit, verleugnet sie auch keineswegs, sucht sich aber mit der nicht mehr zu ändernden Tatsache möglichst gut abzufinden. Die Anforderungen an die zwei Jahre dienenden Mannschaften setzt es herab und beschränkt sie auf das rein Kriegsmäßige. Daß trotzdem in zwei Jahren keine vollwertigen Kavalleristen ausgebildet werden können, muß es eingestehen und setzt daher seine Hoffnungen auf den festen Rahmen gut ausgebildeter länger dienender Leute und tüchtiger Offiziere und Unteroffiziere.

In der Masse glaubt man die minderwertigen Mannschaften um so eher verwenden zu können, als der Zug in allen Formationen lediglich seinem Führer zu folgen hat. Daher hielt man es auch nicht für nötig, das Exerzieren zu vereinfachen. Die Formationen und damit die Übergänge wurden sogar vermehrt und nur in wenigen Punkten die Anforderungen an die Unterführer verringert.

In den Formationen macht sich eine weitgehende Zerlegung der Truppe bemerkbar, die dem beachtenswerten Gedanken der Verlustminderung entsprungen ist.

Daß gerade bei nicht ganz durchgebildeten Leuten diese Zersplitterung das Zusammenfassen aller Kraft zum Schlage erschwert, ist den Franzosen nicht entgangen. Durch den Hinweis, sie in der Nähe feindlicher Kavallerie ganz zu vermeiden, im übrigen aber bei jeder Gelegenheit die Ordnung wiederherzustellen, hoffen sie dieser Gefahr zu entgehen.

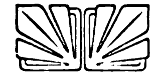
Mit der normalen geringfügigen Staffelung breiterer Fronten im größeren Verbande schaffen sie sich eine im Gelände wünschenswerte Erleichterung. Das Nachreiten der Truppe nach der Richtungsabteilung wird einfacher, wenn diese sich vorausbefindet. Daß gegen die Staffelung, falls sie allgemein und übertrieben durchgeführt wird, wie es den Anschein hat, auch Bedenken bestehen, zeigt die immer wiederholte Forderung der Geschlossenheit, wenn es zum Einhauen geht. Ob die Staffelung innerhalb des Regiments im entscheidenden Augenblick des Zusammenstoßes ein Vorteil gegenüber der altbewährten einheitlichen Attackenfront ist, erscheint fraglich.

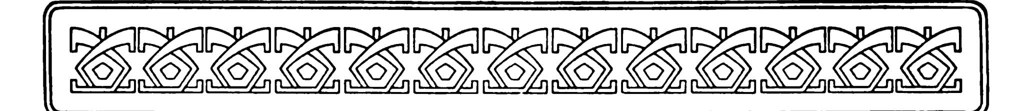
Die Gefechtsführung im Reiterkampf beruht auf dem Bestreben, die schlechtere Ausbildung eines Teils der Mannschaften durch Führungsmittel auszugleichen. Die große Breitenausdehnung, der Einsatz der Kräfte nach und nach, die Hochschätzung des Manövers, der Gedanke, den Feind durch Teilkräfte zur übereilten Entwicklung zu veranlassen und dann mit der Hauptmasse überraschend anzufallen oder ihn ins Feuer zu locken, all das entspringt diesem Bestreben. Derartige Maßnahmen können gegen einen untätigen oder willensschwachen Feind sehr wohl Erfolg haben. Deswegen verlangt das Reglement auch, daß dem Feinde der eigene Wille aufgezwungen werden soll. Wie sehr es auf das Gelingen dieser Forderung hofft, zeigt die ganze Schilderung des Gefechts, mit seiner kunstvollen Einteilung in einzelne Momente. Es rechnet deshalb auch mehr mit dem geplanten Angriff und weniger mit dem Begegnungsgefecht, wie es am häufigsten zwischen zwei rührigen Gegnern entsteht.

Im Gefecht gegen Truppenkörper aller Waffen herrschen ganz ähnliche Grundsätze. Die Hoffnungen auf das Fußgefecht sind sehr hoch gespannt, von dem moralischen Eindruck, den das Auftreten der rasch beweglichen Kavallerie und ihrer Hilfswaffen ausübt, erwartet man Erfolge, die der tatsächlich eingesetzten Kraft kaum entsprechen. Daher ist auch die Rolle, die der Heereskavallerie während der Operationen zugedacht ist, recht bedeutungsvoll und würde, streng durchgeführt, wohl in manchen Fällen die von der Vorschrift mit so schönen Worten verlangte Selbstaufopferung zur Folge haben. Nicht minder Schwieriges verlangen die Franzosen von der Schlachtenreiterei. Es hat den Eindruck, als hielten sie Attacken gegen die heutigen Feuerwaffen in vielen Fällen für durchaus aussichtsreicher, als sonst meist geschieht. Höchst anerkennenswert ist die an die Reiterei gerichtete Forderung der Mitarbeit mit voller Kraft zur Erreichung des gemeinsamen Zieles: der Vernichtung des Feindes.



Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die neue Vorschrift, die in manchem bewußt an das ruhmreiche Vorbild der alten napoleonischen Kavallerie anknüpft, eine wesentliche Verbesserung des bisherigen Reglements bedeutet. Werden die im ersten Teile dieses Aufsatzes erwähnten Verbesserungen in der Organisation und Bewaffnung der Truppe und ihrer Hilfswaffen durchgeführt, so bedeutet schon das eine Hebung ihres Wertes. Aber viel wesentlicher ist es, wenn das Reglement das erreicht, was seine Bearbeiter sich vorgenommen haben: wenn es „die Kavallerie befähigt, allen Anforderungen des heutigen Krieges gerecht zu werden und in Führer und Mannschaft den Geist rücksichtslosester Offensive einpflanzt“.





Heer und Revolution in China.

Die Aufstellung moderner Truppen begann in China bald nach Beendigung der Boxerwirren im Jahre 1901, da während derselben die Unzulänglichkeit des alten Heeres besonders scharf hervorgetreten war. Sehr eifrig nahm sich Yüan schi kai in seinem Generalgouvernement Tschili dieser Frage an. Aus neuen Verbänden, die er schuf, haben sich nach und nach die Divisionen 1—6, der Kern des chinesischen Heeres, entwickelt.

Im Jahre 1905 erließ dann die Pekinger Zentralregierung ein umfangreiches Heeresreformprogramm, das 1907 noch ergänzt wurde. Darnach sollten bis zum Jahre 1913 eine Garde- und 36 Linien-Divisionen gebildet werden. Die Stärke einer Division wurde auf zwölf Bataillone, drei Eskadrons, neun Feld- oder Gebirgsbatterien, ein Pionier- und ein Train-Bataillon festgesetzt. Bei der Garde war außerdem die Aufstellung je einer Eisenbahn-, Telegraphen- und Luftschiffer-Kompagnie vorgesehen.

Im Frieden sollten die Stärken betragen:

	Offiziere und Beamte	Unteroffiziere und Mannschaften	Kulis*)
ein Bataillon	32	577	50
eine Eskadron	29	271	66
eine Batterie (6 Gesch.) .	6	144	31
eine Division	756	10 436	1328

Auf Grund dieses Programms hatten die Provinzialregierungen die Aufstellung und den Unterhalt der neuen Truppen selbständig zu regeln. Infolge finanzieller Schwierigkeiten ist jedoch überall der Ausbau des Heeres mehr oder weniger hinter den Forderungen der Zentralregierung zurückgeblieben. Im Oktober 1911 waren vorhanden: in voller Stärke zehn Divisionen (G. 1. 2. 3. 4. 8. 9. 19. 20. 23.), mit etwa Brigadestärke zwanzig Divisionen (5. 6. 7. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 21.) sowie sieben selbständige Brigaden, einige Bataillone bei vier Divisionen, noch keine Stämme bei drei Divisionen.

---

*) Nichtstreitbare für den Arbeitsdienst.

Die Gesamtstärke dieser Truppen betrug etwa 200 000 Mann mit 950 Geschützen und 150 Maschinengewehren, ihre Verteilung über das Reich zeigt Skizze 15.

Skizze 15.

Den Oberbefehl über sämtliche Streitkräfte führte der Kaiser. Das Kriegsministerium und der Generalstab in Peking bearbeiteten die allgemeinen Heeresangelegenheiten. Durch besondere Truppeninspizienten wurde in den Provinzen die Entwicklung des Heerwesens überwacht.

Die nordchinesischen Divisionen 1—6 wurden im Jahre 1910 dem Kriegsminister unmittelbar unterstellt. Sonst stand den Generalgouverneuren das Recht zu, die Truppen ihrer Provinzen auch zu polizeilichen Zwecken zu verwenden. Als Verwaltungsorgane waren ihnen Militärämter zugeteilt, deren Personal vom Kriegsministerium ausgewählt und beaufsichtigt wurde.

Die Heeresergänzung erfolgte durch Anwerbungen in der Heimatsprovinz; nur in den seltenen Fällen, wenn die freiwilligen Meldungen den Bedarf nicht deckten, wurde zu Aushebungen geschritten. Die Garde- und 1. Division erhielten ihren Ersatz aus den alten Mandschubannern von Peking. Das Offizierkorps dieser beiden „Mandschu-Divisionen" bestand aber zum größten Teil aus Chinesen. — Die Anforderungen an die Tauglichkeit waren ziemlich hoch, das eingestellte Menschenmaterial, besonders in Nordchina, im allgemeinen gut. Die Dienstzeit betrug drei Jahre im aktiven Heere, drei in der Reserve und vier in der Landwehr.

Besondere Sorgfalt wurde besonders in den letzten Jahren der Heranbildung eines brauchbaren Offizierkorps gewidmet. Durch Heranziehung fremder Instrukteure und durch Entsendung von Offizieren zu fremden Armeen, besonders zur deutschen und japanischen, suchte man anregend zu wirken. Beabsichtigt war jedoch, später den gesamten Offiziersersatz im eigenen Lande heranzubilden. An Militärschulen standen im Herbst 1911 zur Verfügung 27 Kadettenschulen, auf denen in dreijährigem Lehrgang vorwiegend Schulwissenschaften und Fremdsprachen getrieben wurden, und vier Mittelschulen mit zweijähriger Ausbildung in Kriegswissenschaften, Truppendienst und Fremdsprachen.

Nach dem Besuch beider Schulen sollten die Zöglinge vier Monate bei der Truppe Dienst tun und dann auf anderthalb Jahre zur Reichskriegsschule*) einberufen werden. Nach nochmaligem sechsmonatigem Dienst bei der Truppe sollte die Beförderung zum Offizier erfolgen. Auch die Errichtung einer Kriegsakademie war geplant.

Das Ansehen des Offizierstandes hatte sich seit Übernahme des Kriegsministeriums durch General Yin tschang im Jahre 1910 wesentlich gehoben. Äußerlich prägte sich dies in dem häufigeren Erscheinen der Offiziere in Uniform auch außer Dienst

*) Zwei deutsche Militärlehrer waren im Sommer 1911 für diese Schule zur Heranbildung des chinesischen Lehrpersonals gewonnen worden. Der Unterricht wurde jedoch im November infolge der Revolution eingestellt.



aus. Von großem Einfluß war ferner die durch Kaiserliche Verfügung angeordnete Gleichstellung der militärischen Rangklassen mit denen der Zivilbeamten.

Die Bewaffnung der neuen Truppen war modern, aber nicht einheitlich. Die Infanterie führte hauptsächlich deutsche Mausergewehre 88 (Kal. 7,9) und japanische Muratagewehre 97 (Kal. 6,5), die Kavallerie Karabiner derselben Systeme sowie Säbel und vereinzelt Lanzen. Die Maschinengewehre stammten vorwiegend aus Deutschland, teilweise auch aus Dänemark, England und Japan. Noch verschiedenartiger war die Artillerie ausgerüstet. Wegen des gebirgigen und wegearmen Geländes vieler Provinzen hatte man besonders viele Gebirgsgeschütze angeschafft. Folgende Modelle kamen vor: 7,5 cm Rohrrücklauf-Feld- und Gebirgsgeschütze Krupp und Creuzot, 7,5 cm Gebirgsgeschütz Vickers-Maxim, 5,7 cm Gebirgsgeschütze Gruson und Krupp, ferner verschiedene japanische Systeme. Ein Teil dieser Waffen ist in China nachgeahmt oder zusammengesetzt worden. Die chinesische Waffenfabrikation war aber nicht in der Lage, den ganzen Bedarf der Armee zu decken. Die Pioniere waren zum Teil mit Fernsprech- und Brückengerät ausgestattet.

Die Uniformen der Truppen bestanden im Sommer aus Khaki, im Winter aus schwarzem Tuchstoff. Im Herbst 1911 erhielten einzelne Norddivisionen feldgraue Uniformen nach deutschem Muster.

Der Truppenausbildung lagen Übersetzungen von deutschen und japanischen Reglements zugrunde. Der Ausbildungsgrad war bei den Divisionen recht verschieden, im Norden besser als in Mittel- und Südchina. Befriedigend war das Exerzieren der Infanterie, Schießen, Gefechts- und Felddienst. Die Leistungen im Reiten und Fahren bei den berittenen Waffen waren vielfach noch minderwertig.

Neben den modernen Reichstruppen war eine Reihe alter Mandschuverbände und Provinzialtruppen bestehen geblieben.

Der Ursprung des alten Mandschubannerheeres reicht bis in die Tage der Eroberung Chinas (1644) zurück. Damals wurden in den unzuverlässigen Provinzen „Mandschubanner" angesiedelt. Die Nachkommen der Bannerleute haben sich in abgeschlossenen Militärkolonien unter eigenen Generalen als eine besoldete Kriegerkaste bis zur Gegenwart erhalten, allmählich aber sowohl infolge Verweichlichung als auch schlechter Bewaffnung und Ausbildung jeden Wert für den Feldkrieg verloren. Durch das Versäumnis, dieses ursprünglich gute Soldatenmaterial auf der Höhe zu erhalten, hat sich die Mandschu-Dynastie selbst ihrer besten und natürlichsten Stütze beraubt.

Ebenso waren die alten „Truppen vom grünen Banner" — eine Art Gendarmerie — und die Milizen in der Mongolei, in Tibet und Ostturkestan allmählich für den Kampf gegen moderne Truppen ungeeignet geworden. Im Jahre 1907 begann man deshalb, diese alten Verbände teils aufzulösen, teils in Territorialtruppen umzuwandeln. Sie sollten als solche im Frieden hauptsächlich polizeilichen Zwecken dienen, im Kriege die Feldarmee durch Übernahme des Besatzungs- und Etappendienstes entlasten. Die

Territorialtruppen konnten 1911 auf etwa 200 000 Mann eingeschätzt werden und gliederten sich in Infanterie-, Kavallerie- und einige Artillerieeinheiten. Ihre Bewaffnung war sehr verschieden, teilweise aber modern, ihr Gefechtswert wohl nur gering. Bei Unterdrückung des Räuberunwesens und bei kleineren Unruhen gingen sie jedoch rücksichtslos vor und erwiesen sich häufig als zuverlässiger als die jungen modernen Truppen. Dem Ansturm der großen Revolution haben aber auch sie nicht zu widerstehen vermocht. Meist schlossen sie sich ohne weiteres der Bewegung an oder nahmen das von ihnen früher bekämpfte Räuberhandwerk selbst auf.

Der Geist des neuen chinesischen Heeres darf mit dem europäischer, auf allgemeiner Wehrpflicht beruhender Volksheere nicht in Vergleich gestellt werden. Die historisch-politische Entwicklung des chinesischen Staates sowie der Charakter und die religiösen Überzeugungen des Volkes konnten in der Bevölkerung gar nicht diejenigen Anschauungen hervorbringen, die die innere Festigkeit eines Heeres bedingen. Die Begriffe der Treue gegen das Herrscherhaus, der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und der selbstlosen Hingabe an den Dienst sind dem Chinesen fremd. Der Staat ist für ihn nur der Unternehmer, dem er gegen Bezahlung seine Dienste widmet. Auch das Verhältnis zwischen Herrscher und Volk beruht auf anderen Vorbedingungen als im Abendland. Nach der Lehre des Konfuzius ist der Kaiser vom Himmel mit der Herrschaft beauftragt; das Volk ist ihm daher kindlichen Gehorsam schuldig. Dafür ist er aber auch für alle Schäden verantwortlich, die dieses treffen, seien es Seuchen, Mißernten, Überschwemmungen oder verlorene Kriege. Weiß eine Dynastie das ihr vom Himmel verliehene Mandat nicht zum Glück des Volkes auszufüllen oder zu verteidigen, so entzieht der Himmel es ihr, um es einer anderen zu übertragen.

Von diesen Grundanschauungen über das Wesen des Staates konnte sich die Armee nicht selbständig loslösen. Für die Aufgabe als „Vaterlandsverteidiger" hatte der chinesische Durchschnittssoldat ebensowenig Verständnis wie für den Begriff der Kaisertreue. Ihm war der Soldatenberuf ein Handwerk, das er solange mit Hingabe betrieb, als er seinen Sold erhielt. Blieb dieser aus, oder fühlte der Soldat sich schlecht behandelt, so kündigte er den Dienst, lief weg oder meuterte.

Im Offizierkorps war das Gefühl für strenge Pflichtauffassung erst im Werden begriffen, Bestechlichkeit und Unterschlagungen waren noch nicht ausgerottet. Unter den jüngeren, im Ausland ausgebildeten Offizieren gab es viele Unzufriedene, teils wegen der herrschenden Günstlingswirtschaft, teils aus falschem Dünkel. Fast immer kehrten die jungen Auslandschüler mit einer übertriebenen Meinung von sich selbst und mit mißverstandenen freiheitlichen Anschauungen in die heimatlichen Verhältnisse zurück. Da sie dort meistens nicht die erhoffte Beachtung und raschere Beförderung fanden, wurden sie bald begeisterte Anhänger der revolutionären Bewegung.

Der Entwicklung des Korpsgeistes im Offizierkorps und im Heere standen

übrigens auch die großen Unterschiede zwischen Nord und Süd, die in der Jahrtausende alten Geschichte Chinas eine so ausschlaggebende Rolle gespielt haben, hindernd im Wege. Auch im neuen Heere trat der traditionelle Gegensatz zwischen den ruhigen, kräftigen und stolzen Nordchinesen und den geistig beweglichen, temperamentvollen, aber unzuverlässigen Südchinesen scharf hervor.

In solcher Verfassung befand sich das neue Reichsheer, als im Herbst 1911 die Revolution ausbrach, die zur Abdankung der mandschurischen Tsing-Dynastie und zur Errichtung der Republik führen sollte. Wie alle großen Umwälzungen, die China in den letzten Jahrhunderten durchgemacht hat, ist auch die jüngste vom Süden ausgegangen. In den volkreichen Provinzen des Jangtsze-Tales und der Südküste war der Widerstand gegen die aus dem Norden stammende Dynastie niemals ganz erloschen. Die fortgesetzten Demütigungen, die sich das einst so stolze China vom Auslande gefallen lassen mußte, wurden nur ihrer Unfähigkeit zugeschrieben. Eine in Kanton gegründete Geheimgesellschaft, die „Ko ming tang", d. h. „das Mandat wegnehmende", gewann nach und nach im ganzen Süden an Boden. Ihre Führer, meist in Japan und Nordamerika ausgebildete Männer, wußten in geschickter Weise die Unzufriedenheit im Volke zu nähren und die Überzeugung zu verbreiten, daß die Mandschu-Dynastie und die monarchische Staatsform überhaupt abgewirtschaftet hätten. Nur eine Republik könne die Entfaltung aller Kräfte des Volkes gewährleisten und damit China den gebührenden Rang in der Welt wiedergeben.

Mit Eifer und Erfolg trug man die revolutionäre Propaganda in die Armee hinein. Die Offiziere wurden durch Aussicht auf hohe Stellungen und Belohnungen, die Mannschaften durch das Versprechen hohen Soldes gewonnen. Bereits im Frühjahr 1911 hat der Leiter der Umsturzbewegung, Dr. Sun ja tsen, behauptet, seine Partei könne auf 50 000 Mann ausgebildeter Truppen sicher zählen. Man hielt diese Angaben damals für übertrieben. Immerhin traute die Regierung den neuen Truppen in Mittel- und Südchina nicht sehr; sobald Unruhen befürchtet wurden oder tatsächlich eintraten, wurden ihnen die Gewehrschlösser und die Verschlüsse der Geschütze abgenommen und alte Truppen ins Feld geschickt.

Die in verschiedenen Provinzen ausgebrochenen kleineren Unruhen der letzten Jahre hatten ihre Ursachen in Mißernten, Überschwemmungen oder ähnlichen wirtschaftlichen Notständen gehabt. Demgegenüber verursachte im Sommer 1911 eine einschneidende politische Maßnahme der Pekinger Zentralregierung allgemeine Unzufriedenheit. Am 9. Mai war die Verstaatlichung sämtlicher vorhandener und noch zu bauender Haupteisenbahnlinien angeordnet worden. Bis dahin hatten Bau und Betrieb der mittel- und südchinesischen Eisenbahnen in Händen von Privatgesellschaften gelegen, die in erster Linie ihre Sonderinteressen und Bereicherung im Auge hatten. Jedem



Versuch der Zentralregierung, ein nach wirtschaftlichen und strategischen Grundsätzen großzügig angelegtes Eisenbahnnetz auszubauen, hatten sie daher energischen Widerstand entgegengesetzt. Für die Pekinger Regierung mußte aber die Möglichkeit rascher Truppentransporte nach allen Teilen des Reiches, um die Grenzen verteidigen und die Ruhe im Innern aufrecht erhalten zu können, das erste Erfordernis sein. Das Verstaatlichungs=Edikt rief einen Sturm der Entrüstung, besonders in den südlichen Provinzen, hervor. Da die Regierung sich nicht gesonnen zeigte, in dieser wichtigen Frage nachzugeben, kam es bald zu offenem Konflikt.

In der abgelegenen Provinz Szetschwan versuchten am 7. September mehrere Tausend Aufrührer das Amtsgebäude des Generalgouverneurs in der Hauptstadt Tschöngtu zu stürmen. Militär schlug sie zurück, doch gelang es ihnen, die Stadt für eine Reihe von Tagen gänzlich von der Außenwelt abzuschließen. Die in Tschöngtu stehende Division war der Regierung zunächst treu geblieben. Im Verein mit Territorialtruppen und Mandschubannerleuten gelang es ihr auch, bis Ende September die Ordnung wiederherzustellen. Zur Beruhigung der ganzen Provinz Szetschwan waren aber diese Kräfte viel zu schwach, um so mehr, als sie anscheinend nicht immer mit der erforderlichen Energie geführt wurden. Zur Unterstützung trafen Mitte Oktober etwa 2000 Mann aus den Provinzen Jünnan und Kweitschou sowie einige hundert Mann aus Wutschang ein. Trotzdem nahmen Räuberunwesen und allgemeine Unsicherheit in Szetschwan so zu, daß bereits im Dezember 180 Ausländer Szetschwan zu Schiff verließen. Mit der Unabhängigkeitserklärung der Provinz Ende November sind dann auch die Truppen von der Kaiserlichen Regierung abgefallen. Ihre Disziplin hatte sich schließlich immer mehr gelockert, schon im Dezember hatten sie sich an Plünderungen in Tschöngtu beteiligt.

Inzwischen war ein weit ernsterer Aufstand unter Beteiligung von Truppen in Mittelchina ausgebrochen. Wutschang, die Hauptstadt des die Provinzen Hupei und Hunan umfassenden Generalgouvernements Hukuang, war Standort der 8. Division und der 21. Brigade der noch in der Bildung begriffenen 11. Division. Erstere unterstand dem General Tschang piao, einem militärisch wenig vorgebildeten Mandschu, letztere einem als tüchtig und aufgeklärt geltenden Offizier chinesischer Abkunft, dem General Li yuan hung. Gegenüber Wutschang liegt auf dem linken Jangtsze=Ufer die Handelstadt Hankau mit einer in lebhafter Entwicklung begriffenen Fremdenniederlassung, und, von Hankau durch den Han=Fluß getrennt, der Industrieort Hanjang. Hier befinden sich umfangreiche Eisenwerke und ein Arsenal mit Waffen= und Munitionsfabriken, alles Schöpfungen des Generalgouverneurs Tschang tschi tun aus den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts.

Skizze 16.

In diesem, durch Volkszahl und gute Verbindungen zu hoher wirtschaftlicher Be=

deutung gelangten Städtedreieck, waren alle Vorbedingungen für eine schnelle Ausbreitung des Aufstandes vorhanden. In der Bevölkerung herrschte starke Erregung: die ärmeren Klassen waren durch Überschwemmungen in Not geraten, die besitzenden über das energische Vorgehen der Regierung in der Frage der Bahnverstaatlichung erbittert. Dem Generalgouverneur Jui tscheng, einem Mandschu, war das Umsichgreifen der revolutionären Propaganda nicht unbekannt geblieben. Ein Zufall, die Explosion einer Bombe in der russischen Niederlassung in der Nacht vom 9./10. Oktober 1911, gab Veranlassung zum Einschreiten. Weitverzweigte Verschwörungen wurden entdeckt und etwa 30 Rädelsführer hingerichtet. Unter ihnen befanden sich auch Militärpersonen. Über deren Tod erbittert, stürmten am Abend des 10. Oktober einige Truppenteile der Wutschanger Garnison das Gouvernementsgebäude. Die beiden verhaßten Mandschus Jui tscheng und Tschang piao entrannen nur durch eilige Flucht auf ein chinesisches Kanonenboot dem Tode. Am Morgen des 11. Oktober waren die Rebellen im Besitz der Stadt; etwa 6 Millionen Mark Regierungsgelder waren ihnen dabei in die Hände gefallen. Nach kurzem Kampf gingen andere zunächst noch treu gebliebene Truppen zu ihnen über; etwa 1000 kaisertreu gesinnte Soldaten zogen sich auf das linke Jangtsze-Ufer zurück. Da ein Teil der Hupei-Flottille sich dem Aufstand anschloß, konnten die Meuterer noch am 11. den Fluß ungehindert überschreiten. Sie bemächtigten sich ohne Kampf des Hanjang-Arsenals, in dem sie etwa 140 ältere Gebirgsgeschütze, 6000 Gewehre und reichlich Munition vorfanden. Tags darauf besetzten sie die Chinesenstadt Hankau. Plünderndes Gesindel drang aus dieser in der Nacht vom 12./13. bis zur deutschen Niederlassung vor. Es wurde aber vom deutschen Freiwilligenkorps zurückgetrieben und floh eiligst, als 10 deutsche und 30 amerikanische Matrosen mit einem Maschinengewehr herbeikamen. In Wutschang wurde nunmehr eine vorläufige Militärregierung unter General Li yuan hung eingesetzt, der von den Fremden strenge Neutralität forderte und ihnen dafür Schutz des Lebens und Eigentums zusicherte.

Auf die Nachrichten von diesen Ereignissen ordnete die Regierung in Peking am 13. Oktober den Ausfall der großen Manöver an, die am 17. in Nordost-Tschili beginnen und an denen etwa drei Divisionen teilnehmen sollten. Ferner wurde beschlossen, den Kriegsminister Yin tschang mit zweieinhalb Divisionen sowie den Admiral Sah mit dem Jangtsze-Geschwader in das Aufruhrgebiet zu entsenden. Den Oberbefehl über alle dorthin abgehenden Land- und Wasserstreitkräfte sollte der aus der Verbannung zurückgerufene Yüan schi kai übernehmen, der zum Generalgouverneur von Hukuang ernannt worden war.

Die Transporte der im Manövergelände versammelten 30 000 Mann über Peking in das Aufstandsgebiet gingen vom 14. Oktober ab glatt von statten. Die wichtigsten Kunstbauten der Bahnstrecken wurden durch vorausgesandte oder in ihrer Nähe garnisonierende Truppen gesichert. Schon am 15. trafen einige Bataillone der

15. Division (Kaifóng) und der 6. (Pautingfu) bei Hankau ein, wo sie sich mit den treu gebliebenen 1000 Mann der 8. und 11. Division unter General Tschang piao vereinigten. Nach anfänglichen Erfolgen über die Rebellen am Hauptbahnhof Hankau wichen diese Vortruppen aber wieder etwa 20 km längs der Bahn hinter die drei Flußläufe südlich Niekou zurück. Hier versammelte General Yin tschang bis zum 26. Oktober das Gros seiner Truppen, das zwischen Hsinyang und Kwangschui an der Nordgrenze von Hupei ausgeladen worden war. Es bestand aus der 2., 4. und ½ 6. Division und zählte einschließlich der Bahnschutzabteilungen etwa 30 000 Mann mit 100 bis 150 Geschützen und mindestens 50 Maschinengewehren. Demgegenüber verfügten die Rebellen nur über etwa 6000 bis 7000 Mann ausgebildeter Truppen, mehrere 1000 Rekruten mit verhältnismäßig viel aktiven Offizieren sowie über starke Gebirgsartillerie aus dem Hanjang-Arsenal.

Nach einigen unbedeutenden Vorpostengefechten begann am 27. Oktober früh auf Befehl des Generals Yin tschang der Angriff der Kaiserlichen auf Hankau mit einem ungestümen Vordringen über die Brücken der vorher erwähnten drei Flußläufe nordöstlich der Stadt. Bald griffen auch die Kriegsschiffe des Admirals Sah, die auffallenderweise in den Tagen zuvor keinen Versuch gemacht hatten, die Transporte der Rebellen vom rechten zum linken Jangtsze-Ufer zu erschweren, in das Gefecht ein. Ihrem flankierenden Feuer war vor allem die Wegnahme der vordersten Rebellenstellung beim 10 km-Bahnhof zu danken. In erbittertem Kampf wurden dann die Aufständischen durch Umfassung ihres linken Flügels aus einer verstärkten Stellung am Rennplatz geworfen und trotz hartnäckigen Widerstandes im Laufe des Tages schrittweise bis hinter den Hauptbahnhof Hankau zurückgedrängt.

Vom 28. bis 30. wurde um den Besitz der Chinesenstadt Hankau gekämpft. Die schweren Verluste der Kaiserlichen im Häuserkampf veranlaßten schließlich den General Fóng kuo tschang, der das Kommando für Yin tschang übernommen hatte, die Stadt anzünden zu lassen, um so die Rebellen aus ihr zu vertreiben. Dies wurde aber nicht ganz erreicht; in der Nähe des Bahnhofs Han-Fluß und in den massiven Häusern am Ufer des Han hielten sich auch nach der Feuersbrunst noch Abteilungen von ihnen.

Auf der Südpartei haben sich die regulären Truppenteile der 8. und 11. Division gut geschlagen; die in Reserve verwendeten Rekrutenkompagnien zeigten weniger Festigkeit. Die Treffergebnisse der Infanterie waren mangelhaft, die Rekruten schossen meistens mit dem Kolben an der Hüfte. Die Artillerie verfügte nur über Granaten, die vielfach vor den feindlichen Linien wirkungslos in den sumpfigen Boden einschlugen.

Bei den Kaiserlichen trat Einheitlichkeit in der oberen und Geschicklichkeit in der unteren Führung hervor. Umfassungen wurden mit gutem Erfolg angewendet. Die Schützenlinien gingen sowohl bei den Sprüngen als auch beim Durchwaten des

sumpfigen Geländes mit Schneid und in Ordnung vor. Die Geländeausnutzung war recht gut. Maschinengewehre wirkten beim Angriff und bei der Abwehr von Gegenstößen entscheidend mit. Die Artillerie ging gewandt in Stellung, schoß im allgemeinen jedoch zu weit. Nur einzelne Rohrrücklauf-Kanonenbatterien erzielten durch ihr Schrapnellfeuer eine ausschlaggebende Wirkung. Die technischen Truppen stellten schnell telephonische und telegraphische Verbindungen her und unterhielten den Eisenbahnbetrieb auch während des Kampfes bis zur vordersten Linie. 42 Geschütze wurden von der Infanterie genommen, ein Teil davon mit dem Bajonett.

Der gute Geist der Kaiserlichen Truppen verdient Anerkennung. Mannschaften, die in der Fremdenniederlassung erschienen, verweigerten die Annahme von Eßwaren und wollten selbst Trinkwasser bezahlen. Fremden Offizieren erwiesen sie die militärischen Ehrenbezeugungen. Auch die Verwundeten bewahrten eine ausgezeichnete Haltung.

Die Verluste der Kaiserlichen betrugen etwa 200 bis 300, die der Rebellen angeblich zwischen 1300 und 2000 Mann. An den Hauptkämpfen am 27. haben auf jeder Seite nur 5000 bis 7000 Mann teilgenommen; zum Schluß waren jedoch 14 000 bis 15 000 Regierungstruppen zur Stelle.

Die Kaiserlichen nutzten ihren Erfolg nicht aus. Ein sofortiger Übergang über den breiten Han-Fluß gegen die stark mit Artillerie besetzte Stellung des Schildkröten-Berges in Hanjang war allerdings schwierig. Doch hätten schon ein rücksichtsloses Vertreiben der noch auf dem linken Han-Ufer verbliebenen Rebellen und die sofortige Beschießung von Wutschang eine große moralische Wirkung ausgeübt. Angeblich wurde das Eintreffen von Munition und schweren Geschützen abgewartet. Wahrscheinlicher ist, daß die Untätigkeit in Peking gewünscht wurde, von wo aus inzwischen Verhandlungen mit dem Rebellengeneral Li yuan hung angeknüpft worden waren. General Yin tschang war durch Edikt vom 27. Oktober nach Peking zurückberufen worden, um dort die Leitung des Generalstabes zu übernehmen. Diese Umstände und der Versuch seinen Nachfolger, den General Föng kuo tschang, für die Inbrandsetzung Hankaus zur Verantwortung zu ziehen, mußten lähmend auf die Fortsetzung der Kämpfe einwirken.

So behielt der Sieg der Kaiserlichen bei Hankau nur örtliche Bedeutung und vermochte die Weiterverbreitung der Revolution nicht aufzuhalten. Im letzten Oktoberdrittel gingen zunächst die Nachbarstädte am Jangtsze, dann Anfang November in rascher Folge die Hauptorte aller Provinzen südlich des Stromes, die Chinesenstadt von Schanghai mit dem wichtigen Kiangnan-Arsenal, und im Norden Hsingan in Schensi und Taijuen in Schansi zu den Rebellen über. Nur in Jünnan, Hsingan und Taijuen kam es dabei zu Blutvergießen. Nanking, einstmals Sitz der Ming-Dynastie und von jeher Mittelpunkt aller gegen den Norden gerichteten Bestrebungen der Südchinesen, blieb noch in der Gewalt der Kaiserlichen.

Während aller dieser Vorgänge war Yüan schi kai in seiner Heimatsprovinz Honan verblieben. Anscheinend wartete er darauf, daß die sich verschlechternde Lage die Dynastie zwingen würde, ihm immer weitere Machtbefugnisse einzuräumen. Dies trat ein, als auch unter den Truppen in der Mandschurei, dem Stammlande des Kaiserhauses, Ende Oktober der offene Abfall begann. Teile der 20. Division, die mit der 3. nach dem Süden abgehen sollte, machten ihre Loyalität von der Gewährung liberaler politischer Forderungen abhängig. Unter diesem unerwarteten Schlag brach die Widerstandskraft des Thrones zusammen. Der Prinzregent stimmte einem neuen Verfassungsentwurf auf der Grundlage einer rein parlamentarischen Regierungsform zu, verfügte eine umfangreiche Amnestie und erkannte die Komingtang-Gesellschaft als politische Partei an. Das Mandschu-Kabinett wurde entlassen und Yüan schi kai am 1. November mit beinah diktatorischen Vollmachten zum Ministerpräsidenten ernannt. Am 13. November traf er unter dem Schutz des 10. Infanterie-Regiments der 3. Division in Peking ein.

General Föng kuo tschang begann Anfang November mit der Vorbereitung des Angriffs auf Hanjang, indem er die 11. Brigade von Hsiaukan zu einer weitausholenden Umgehung über Hsinkou entsandte. Bei Hankau selbst wurde ein Teil der Artillerie westlich der Sinseng Road in Stellung gebracht. Der Rest (vorwiegend Gebirgsgeschütze) war zur Sicherung des Bahnverkehrs nördlich Hankau teils unmittelbar an den Brücken, teils am Flußufer zur Abwehr von Angriffen des Jangtsze-Geschwaders eingebaut, das am 13. November zu den Rebellen übergegangen war.

Die Artillerie der Rebellen stand teilweise auf dem beherrschenden Schildkröten- und dem Hei-Berge mit der Front nach Norden, teilweise bei Wutschang zur eventuellen Flankierung eines Angriffs der Kaiserlichen über den Han-Fluß.

Am 17. November früh begannen die Kämpfe mit einen heftigen Vorstoß der Aufständischen vom Bahnhof Han-Fluß gegen die Sinseng Road. Er wurde zwar am Nachmittag zurückgewiesen, am folgenden Morgen aber erfolgreich erneuert. Am 20. räumten die Angreifer jedoch das gewonnene Gelände und das ganze nördliche Han-Ufer, da sich die Umfassungsbewegung der über Hsinkou-Tsaitiensze vorgehenden Kaiserlichen 11. Brigade geltend zu machen begann.

Am 23. trat diese Brigade in verlustreiche Kämpfe mit den Rebellen, die auf den Wuchia-Hügeln die linke Flanke der Hanjanger Hauptstellung deckten. Auch das Gros der 4. Division, das den Han auf einer bei Tolukou geschlagenen Brücke überschritten hatte, beteiligte sich später an diesem durch Sumpfgelände erschwerten Angriff. Auf dem nördlichen Han-Ufer war nur ein Regiment der 4. Division und anscheinend die 4. Brigade der 2. Division zurück geblieben; die 3. Brigade stand im Bahnschutz zwischen Hankau und Niekou.

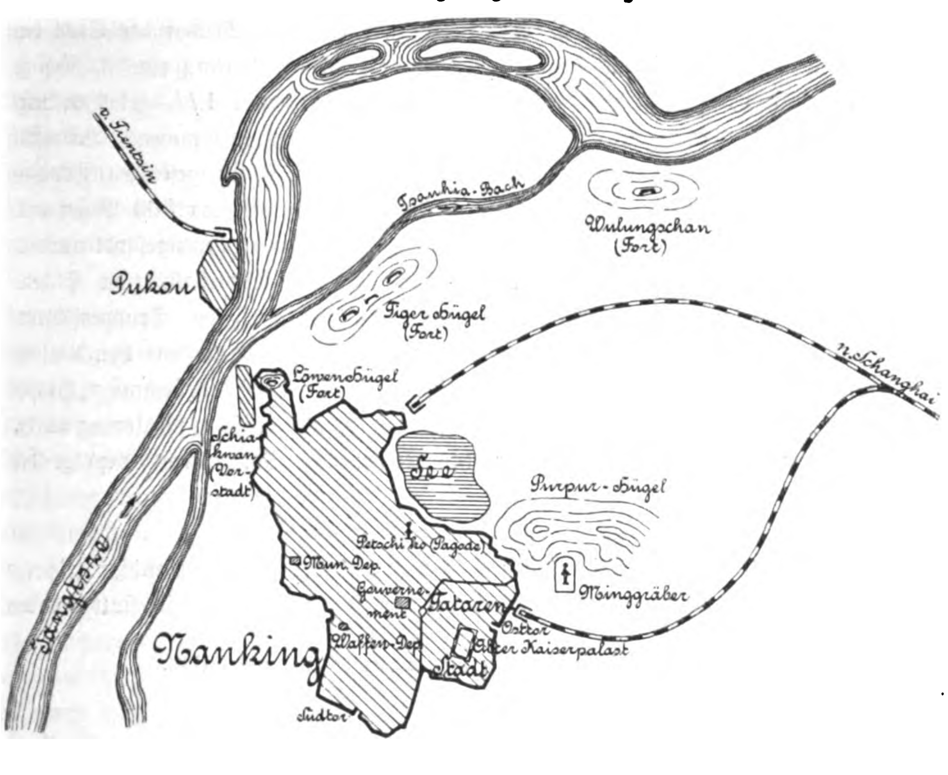
Am 24. wurden die Wuchia-Hügel, am 26. der Hei- und Maitse-Berg genommen. Am selben Tage haben die Kaiserlichen eine zweite Kriegsbrücke beim Bahnhof Han-Fluß geschlagen. Die Masse ihrer Infanterie mit einigen Gebirgsbatterien stand nunmehr in der Flanke der Rebellen auf dem Schildkröten-Berge. Als dann am 27. eine Kaiserliche Abteilung von etwa 1300 Mann auch südwestlich Hanjang im Rücken der Rebellen erschien, flohen diese panikartig über den Jangtsze. Ihre Reihen waren empfindlich geschwächt, um so mehr als schon am 26. die Hunanesen in ihre Heimat abgezogen waren, weil sie nicht länger die Hauptlast der Kämpfe für die Hupei-Rebellen tragen wollten.

Tapferkeit und geschickte Verwendung der Truppen hatten den Kaiserlichen einen schönen Erfolg eingebracht. Hätten sie ihn energisch ausgenutzt und nunmehr den Jangtsze überschritten, so wäre wahrscheinlich die ganze Aufstandsbewegung in sich zusammengebrochen. Aber die Schwierigkeiten des Stromübergangs, vielleicht auch wiederum Weisungen aus Peking, ließen es abermals nicht zu energischen Maßnahmen kommen. Als die Rebellen einen Waffenstillstand erbaten, wurde ein solcher am 2. Dezember zunächst auf drei Tage abgeschlossen und später wiederholt verlängert. In der Nähe von Hankau ist es nicht mehr zu ernsteren Kämpfen gekommen.

Inzwischen waren auch bei Nanking Kämpfe entbrannt. Die zur Hälfte dort, zur Hälfte in Tschinkiang und Kiangjin stehende 9. Division hatte schon lange vor der Revolution verschiedentlich eine auffässige Haltung gezeigt. Nach Ausbruch der Unruhen am mittleren Jangtsze verlegte daher der Generalgouverneur Ende Oktober die in der Stadt untergebrachten Truppen (17. Brigade, Kavallerie und Artillerie, zusammen etwa 7000 Mann) unter dem Divisionskommandeur General Hsü angeblich zu Manöverzwecken in die Gegend südlich der Stadt. General Tschang hsün, ein Mandschu und Günstling der alten Kaiserin-Witwe Tsu hsi, der sich vom gewöhnlichen Soldaten bis zum General emporgearbeitet hatte, übernahm es, mit etwa 7000 Mann alter Truppen und 5000 Rekruten Nanking der Dynastie zu erhalten. In der Nacht vom 6./7. November kam es zu den ersten Kämpfen. Aufrührer versuchten vergeblich das Gouverneurgebäude in der Stadt zu stürmen, während die inzwischen offen zu den Revolutionären übergetretene 17. Brigade einen ebenfalls erfolglosen Angriff auf das Südtor unternahm. General Tschang hsün ließ darauf mehrere Hundert verdächtige Chinesen hinrichten und alle Einrichtungen, die an das moderne Heer erinnerten, wie die Kasernen, die Mittelschule und die neue große Funkenstation, zerstören.

Im Laufe des Novembers verstärkten sich die vor Nanking stehenden Rebellentruppen des General Hsü durch Zuzug aus Tschinkiang, Kiangjin, Sutschou, Hangtschou und Kiukiang auf etwa 17 000 bis 20 000 Mann. General Tschang hsün ließ sich ihnen gegenüber nach einem mißglückten Vorstoß auf keine ernsteren Kämpfe außerhalb der ausgedehnten Stadtumwallung ein. Fast ohne Widerstand zu finden,

Skizze der Umgebung von Nanking.



1:250000.

0 1 2 4 6 8 km

besetzten die Rebellen am 24. das Wulungschan-Fort und am 25. die Befestigungen auf dem Tiger-Hügel, deren Geschütze sie intakt vorfanden. Von dieser wichtigsten Außenbefestigung Nankings aus beherrschten sie sowohl die Stadt wie die Rückzugslinie der Kaiserlichen über den Jangtsze nach Pukou. Am 26. Morgens eröffneten sie das Feuer gegen das Fort auf dem Löwen-Hügel und den behelfsmäßig befestigten Petschiko, auf dem sich General Tschang hsün aufhielt. Im allgemeinen blieb das beiderseitige Artilleriefeuer ohne Wirkung. General Tschang hsün bemerkte erst später, daß die die Geschütze auf dem Löwen-Hügel bedienenden Hunanesen aus den meisten Geschossen die Sprengladung entfernt hatten; er ließ daraufhin 14 Kanoniere hinrichten. Am 28. trafen acht Kriegsschiffe der Rebellen ein, um die Landung von Truppen bei Pukou, das noch von Kaiserlichen besetzt war, zu sichern. Im übrigen verliefen der 28. und 29. ruhig. Erst nach Einbruch der Dunkelheit am 29. entspannen sich erbitterte Kämpfe um das Ost- und Südtor. Die Rebellen wagten aber nicht weiter vorzudringen, da an den Toren wie in der Tatarenstadt Minen gelegt sein

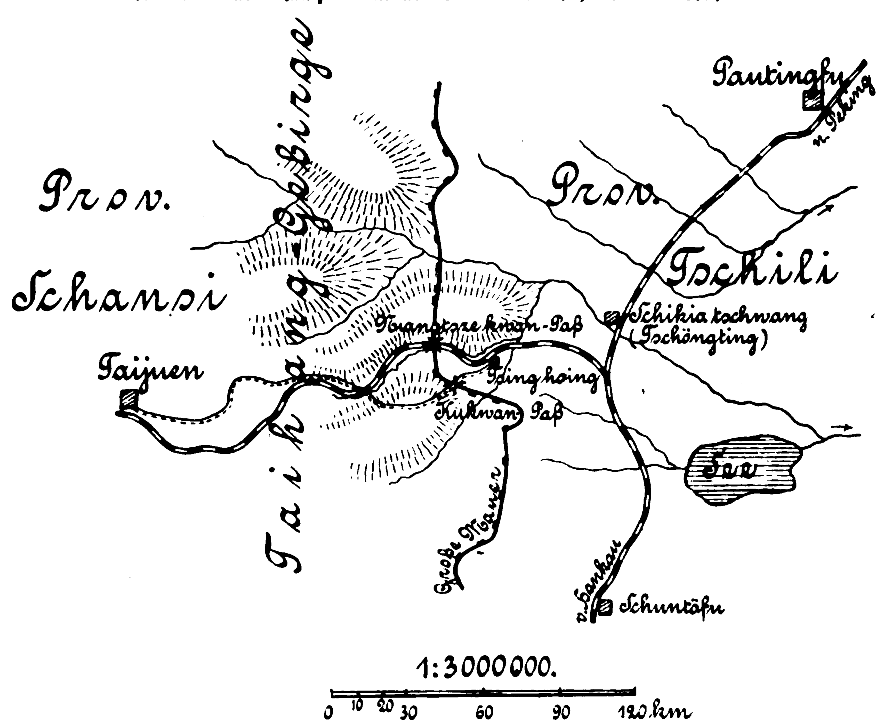
sollten. In der Nacht vom 1./2. Dezember schwoll der Artilleriekampf zu größter Heftigkeit an; am Morgen des 2. erschien an verschiedenen Stellen der Stadt die weiße Fahne. Noch an diesem Tage zogen die Rebellen in Nanking ein.

General Tschang hsün war es während der Nacht vom 1./2. gelungen, mit mehreren Tausend Mann auf das linke Ufer nach Pukou zu entkommen. Von dort erreichte er unter teilweiser Benutzung der kurz zuvor fertig gestellten Pukou—Tientsin-Bahn nach einigen Nachhutkämpfen Hsütschou, wohin ihm 500 Mann und zwei Batterien der 5. Division aus Schantung mit der Bahn entgegengesandt wurden.

Die von den Rebellen eingeleitete Verfolgung kam sehr bald zum Stehen. Wahrscheinlich haben Rangstreitigkeiten unter den aufständischen Truppenführern lähmend auf die Operationen eingewirkt. Immerhin hatte die Einnahme von Nanking die Erfolge der Kaiserlichen bei Hankau ausgeglichen. Dadurch, daß die ehemalige „Hauptstadt des Südens" nunmehr Sitz der neu errichteten republikanischen Regierung wurde, erhielt die revolutionäre Bewegung in den Augen des Volkes das Gepräge der Legitimität.

Außer den Kämpfen um Hankau und Nanking haben Zusammenstöße größeren Umfanges nur noch an der Grenze der Provinzen Schansi und Tschili stattgefunden.

Skizze zu den Kämpfen an der Grenze von Schansi und Tschili.



Schon Ende Oktober waren die dortigen Gebirgspässe von 3000 Mann der aufständischen Schansi-Brigade besetzt worden. Ihr gegenüber stand Anfang Dezember bei Schikiatschwang das Gros der 3. Division. Um die Rebellen endgültig aus der Nähe der Peking—Hankau Bahn zu vertreiben, begannen die Kaiserlichen am 8. Dezember den Vormarsch gegen die starken Stellungen der Aufständischen im Gebirge. Eine vorgeschobene Linie bei Tsinghsing wurde am 10. frontal angegriffen und am 11. infolge der überlegenen Wirkung einiger Kruppscher 7,5 cm-Feldgeschütze und nachdem eine Umgehung wirksam geworden war, genommen. Dies genügte, um die Rebellen zur Räumung der Hauptstellungen am Kukwan- und Niangtszekwan-Paß zu veranlassen. Fluchtartig zogen sie sich, zunächst mit der Bahn bis Taijuen, dann mit Fußmarsch nach Süd-Schansi zurück. Geschütze, Gewehre, Munition und Geld fielen in die Hände der Kaiserlichen, die aber auch hier ihren Erfolg nicht ausnutzen konnten, da von Peking mit Rücksicht auf die Verhandlungen Yüan schi kais mit den Revolutionären jede Verfolgung untersagt wurde.

Mitte Dezember ließ Yüan schi kai auf allen Operationsgebieten die Feindseligkeiten einstellen. Anstatt die überlegene Organisation, Ausbildung und Führung der Regierungstruppen in erfolgversprechender Offensive auszunutzen, wurden Anfang Januar 1912 die Truppen sogar aus den siegreich erkämpften Stellungen von Hankau und Hanjang zurückgenommen. Diese nur durch politische und persönliche Rücksichten zu erklärende Maßnahmen mußte die Disziplin und den Kampfesmut der Kaiserlichen erschüttern und die Siegesstimmung der Rebellen steigern.

Mit der Jahreswende hatten diese ihre Rüstungen mit vermehrtem Eifer wieder aufgenommen. Bei Wutschang wurden angeblich etwa 30 000, bei Nanking 35 000 Mann versammelt und in je vier neue Divisionsverbände gegliedert. Außerdem waren in Nanking etwa 13 000 Mann neu aufgestellter Kwangtung- und Tschekiang-Truppen eingetroffen. Trotz des Waffenstillstandes hatte man erhebliche Kräfte an der Pukou—Tientsin-Bahn bis zum Hwai ho vorgeschoben. Ebenso gingen die Rebellen vom 13. Januar ab beiderseits Hankau auf das linke Jangtsze-Ufer über und nahmen das Südende der Hankau—Peking-Bahn in Besitz. Sie erklärten, daß sie nach Ablauf des Waffenstillstandes Ende Januar mit etwa 90 000 Mann längs der beiden großen Bahnlinien wie auf dem Seewege gegen Peking vorgehen würden.

Eine solche Offensive hätte den Kaiserlichen vielleicht doch noch Gelegenheit zu Erfolgen im offenen Felde geboten. An Zahl und kriegerischem Wert waren sie den Revolutionären noch immer überlegen. Die 2., 4., 6. und Teile der 5. Division sowie einige alte Truppen — im ganzen etwa 30 000 Mann — standen Mitte Januar zwischen den Gebirgspässen südlich Hsinjang und dem Hwang ho. Die 3. Division (10 000 Mann) war mit je einem Viertel auf Taijuen und Peking verteilt, der Rest befand sich westlich Schanhaikwan. Garde und 1. Division sowie alte Truppen



(im ganzen etwa 25 000 Mann) sicherten Peking. In der Mandschurei standen an zuverlässigen Truppen die 23. Division um Kirin und einige Bataillone in Tsitsikar (zusammen 11 000 Mann). Schließlich befanden sich Reste der 5. Division und mehrere Tausend Mann Territorialtruppen (zusammen etwa 10 000 Mann) in Schantung sowie 12 000 Mann des Generals Tschang hsün bei Hsütschou. Die Gesamtzahl der zuverlässigen Truppen belief sich mithin immer noch auf annähernd 100 000 Mann.

Den maßgebenden Pekinger Kreisen erschien jedoch die Wiederaufnahme der Kämpfe als ein zu gewagtes Spiel. Da aber auch die von den Rebellen geplante allgemeine Offensive gegen Peking nicht in Fluß kam, so trat eine große Waffenentscheidung nicht mehr ein. Nur noch unbedeutende Kämpfe sind zu verzeichnen. Anfang Januar unternahmen etwa 15 000 Rebellen, meist zusammengelaufenes Gesindel und Räuber aus Schensi und Schansi, von Hsingan über Tungkwan am Hwang ho einen erneuten Vorstoß gegen die rückwärtige Verbindung der Hankauer Armee. Diese verstärkte ein bereits bei der Stadt Honan stehendes Detachement durch Truppen aus Honan, sowie durch eine mit der Bahn herantransportierte Brigade der 2. Division. Die Rebellen wurden etwa zwei Tagemärsche westlich der Stadt Honan entscheidend geschlagen.

Ein anderer militärisch bedeutungsloser Vorstoß wurde nach der Küste von Schantung unternommen. Auch diese Provinz hatte sich am 14. November von der Dynastie losgesagt. Schon nach zwölf Tagen hatte jedoch der kluge Gouverneur Sun pao tschi die Selbständigkeitserklärung widerrufen können, da die in Schantung stehende 5. Division nicht von ihrem einstigen Organisator Yüan schi kai abfallen wollte. Nur Tschifu blieb in der Gewalt der Rebellen. Dort und in dem benachbarten Töngtschou wurden am 21. und 22. Januar unter dem Schutz von drei Kriegsschiffen etwa 3000 Mann aus Schanghai gelandet. Sie besetzten mehrere landeinwärts gelegene Ortschaften, wurden dann aber durch Teile der 5. Division und alte Truppen wiederholt geschlagen und an die Küste zurückgetrieben.

In der Mandschurei hatte der General Lan tien wei, der Kommandeur der 2. gemischten Mukden-Brigade, am 11. November einen mißglückten Versuch gemacht, die Republik auszurufen. Weitere revolutionäre Regungen einzelner Agitatoren wurden von dem energischen Generalgouverneur Tschao erh hsün mit Hilfe neu aufgestellter Territorialtruppen unterdrückt. Die vorwiegend monarchisch gesinnte Bevölkerung blieb durchaus loyal. Anfang Februar trafen Abteilungen der in Schantung geschlagenen Rebellentruppen in der Mandschurei ein, gleichzeitig landete eine andere Rebellenabteilung aus Schanghai bei Pitszewo. Die Revolutionäre bezweckten mit diesen Landungen wohl nur einschüchternd auf die Pekinger Regierung einzuwirken; zu ernsteren Zusammenstößen zwischen den beiderseitigen Truppen scheint es aber nicht gekommen zu sein.

Inzwischen war die Revolution bis in die entlegensten Teile des Riesenreichs siegreich vorgedrungen. In Kuldscha, das während des russisch-chinesischen Konflikts im Frühjahr 1911 viel genannt worden ist, erhoben sich Anfang Januar die neuen Truppen gegen ihren Kommandeur und gegen die dortigen Mandschubannerleute. Zwischen den Empörern und den gegen sie aus Urumtschi entsandten Regierungstruppen kam es mehrfach zu Kämpfen, die sich auch nach Abdankung der Dynastie noch fortsetzten. Auch in Tibet haben chinesische Truppen gemeutert, doch scheint der Grund hierfür nur das Ausbleiben der Soldzahlungen gewesen zu sein. Anfang 1912 sollen in Lhassa noch 1000 chinesische Soldaten gestanden haben, um die Wiedereinsetzung des auf der Rückreise von Darjiling nach Lhassa gemeldeten Dalai Lama zu verhindern.

Besonders zu erwähnen bleibt noch, daß während der ganzen Revolutionszeit Kaiserliche und Rebellen das Leben und Eigentum der in China lebenden Ausländer sorgfältig geachtet und mit verschwindenden Ausnahmen auch gegen Ausschreitungen plündernden Gesindels geschützt haben. Nur an der wichtigsten Verkehrslinie des Reiches, der Bahn Peking—Tientsin—Schanhaikwan—(Mukden), wurde eine gemeinsame militärische Aktion der Mächte nötig. Am 2. Januar meuterten zwei in Lwantschou westlich Schanhaikwan stehende Bataillone der 20. Division. Sie hielten einen Eisenbahnzug an und drohten nach Peking zu fahren. Zwar wurden sie schon am 4. durch herbeigeholte Teile der 3. Division zersprengt, die fremden Gesandtschaften sahen sich aber durch dieses Ereignis veranlaßt, gemäß des Friedensprotokolls vom Jahre 1901 die Kunstbauten und wichtigsten Stationen der Bahn zwischen Peking und dem eisfreien Hafen Tsinhwangtau durch internationale Schutzwachen zu besetzen.

In Schantung und in der Mandschurei führten die oben erwähnten Landungen von Rebellentruppen vorübergehend zu Verletzungen der neutralen Zonen von Kiautschou und Kwantung. In beiden Fällen sind die Eindringlinge aber auf Einspruch der deutschen und japanischen Behörden bald wieder abgezogen.

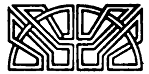
Daß die Kaiserlichen Truppen auf die Dauer die Belastungsprobe der ihnen auferlegten Untätigkeit und Rückzüge nicht aushielten, kann nicht wundernehmen. Ende Januar berichteten die Führer dem Thron, daß sie ihrer Leute nicht mehr sicher seien. Die Dynastie gab nun ihre Sache endgültig verloren. Am 12. Februar erschien ein Edikt, durch das die Kaiserin-Witwe Lung yu Yüan schi kai beauftragte, im Einvernehmen mit den Rebellen die Republik zu errichten.

Die ersten Worte dieses Edikts kennzeichnen treffend die Rolle, die das chinesische Heer bei dieser gewaltigen Staatsumwälzung gespielt hat: „Seitdem die republikanisch

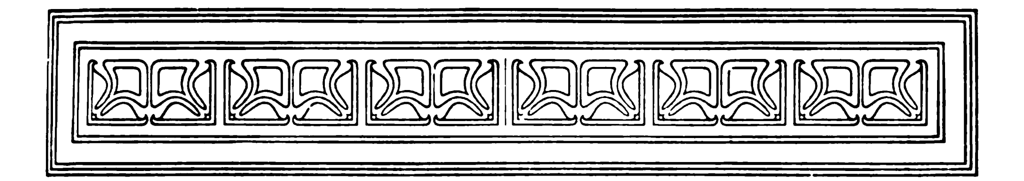


gesinnte Armee die Aufruhrbewegung begonnen hat, haben sich alle Provinzen für sie erklärt, und ganz China ist in Unordnung."

Auch das neue Heer selbst ist ganz in Unordnung geraten. Die Disziplin hat sich überall gelockert; und zwar im Süden, wo ganze Truppenteile auseinandergelaufen oder zu Räuberbanden geworden sind, mehr als im Norden. Zahl, Stärke und Gliederung der Divisionen und Brigaden sind daher völlig verschoben. Die Entwicklung des jungen chinesischen Heeres, die gerade in letzter Zeit von dem tüchtigen Kriegsminister Yin tschang in gesunde Bahnen gelenkt worden war, ist ins Stocken geraten. Wie sich seine Zukunft gestalten wird, bleibt abzuwarten.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71.



Die Strategie Moltkes im August 1870 in französischer Beleuchtung.

„Eine gerechte Kritik darf nicht den nachmaligen Lauf der Dinge, nicht die Kenntnis der Verhältnisse, wie sie nachträglich vorliegen, zum Maßstabe ihres Urteils machen, sondern muß sich fragen, was konnten die Leiter der Begebenheiten zur Zeit ihres Handelns davon wissen." Skizze 17.

Diese Mahnung des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke müssen wir in letzter Zeit wiederholt für die geringe Bewertung seiner eigenen Feldherrntätigkeit in Anspruch nehmen, die, besonders in Frankreich, auf ungenauer Kenntnis der Kriegsgeschichte an sich und auch auf einem mangelnden Verständnis für die Ungewißheit der Lagen beruht, in der operative Befehle oder Weisungen der Heeresleitung zu geben waren.

Mit der Strategie Moltkes beschäftigen sich nämlich bei unseren westlichen Nachbarn nicht nur zahlreiche Aufsätze in militärischen Zeitschriften, sondern auch vielbändige Werke.

Ihren Verfassern ist die Anerkennung nicht zu versagen, daß sie die Moltkeliteratur mit Aufmerksamkeit verfolgt haben; in ihren Ausstellungen an der Tätigkeit des Feldmarschalls wiederholen sie sich aber derart, daß eigene Gedanken nur selten nachweisbar sind. Die Grundlage für die Beurteilung der Strategie Moltkes scheinen die Ansichten Bonnals und des Kapitäns Gilbert*) zu bilden, wenigstens soweit die französischen Veröffentlichungen der letzten 15 Jahre in Betracht kommen. Ihre Auffassung wird vor allem von Rousset,**) Lehautcourt (Palat)***) und auch vom französischen Generalstabswerk geteilt, die aber außerdem sämtlich sich auf deutsche Quellen berufen, sobald sie angreifbare Punkte in der Heeresleitung Moltkes zu

*) C. G. (Capitaine Gilbert). Essais de Critique militaire. 1897.

**) Maitres de la guerre. 1899. — Le haut commandement des armées allemandes 1870/71. — 1908.

***) Histoire de la guerre de 1870/71. (7 Bände.) 1902 ff. — La stratégie de Moltke. 1907. Le premier déploiement stratégique des Allemands en 1870.

finden glauben. Außerdem kommen noch Werke von Picard,*) Canonne**) und Duquet***) in Frage. Sie alle enthalten auch lobende Bemerkungen, doch der Tadel überwiegt. Das Lob überwiegt allein in einer Kritik des französischen Generalstabswerkes von Grouard.†) Wir beschränken uns auf das Studium des ersten Teiles des Feldzuges, um ein Urteil über die Angriffe der französischen Kritiker gegen unsere Heerführung zu gewinnen. Trotzdem ist der Stoff ein so großer, daß nur die am meisten hervortretenden Momente Berücksichtigung finden können.

Bonnal folgend, urteilen die Franzosen über die Persönlichkeit Moltkes ziemlich abfällig. Ersterer hält ihn 1870 für erledigt. Bereits 1866 sei er, mit dem Jahrhundert gehend, 66 Jahre alt gewesen, in Frankreich also seit einem Jahre in Reserve. „In dem Alter sei man zwar noch fähig, Fortschritte zu machen, aber man vermöge nicht mehr von dem Wege abzugehen, auf dem man seit langer Zeit eingearbeitet sei.††) Auch seien die wirklichen Fortschritte im Feldzuge 1870/71 weniger in strategischer Beziehung, als in der Organisation und Verwendung der drei Armeen, einzeln und im ganzen, zu finden."

Bonnal ist die geistige Elastizität des Feldmarschalls anscheinend ganz entgangen. Um nur zwei Beispiele hierfür zu nennen, so ist bekannt, daß er Anfang August 1866 angesichts der drohenden Einmischung Frankreichs gleichsam im Handumdrehen einen neuen Operationsplan aufstellt, die Masse der Armee auf die nach dem Rhein führenden Bahnen verteilt und so den Kriegsschauplatz vom Osten nach dem Westen verlegt. Und fürwahr, es gehörte der Wagemut eines Jünglings dazu, die Schlacht am 18. August 1870 mit verkehrter Front zu schlagen.

Auch für die anderen französischen Autoren sind der König und Moltke fast hilflose Greise. Nach Rousset „haben beide weder die für den Krieg unentbehrliche Widerstandskraft noch die Frische besessen, die für die Ausübung der Heeresleitung notwendig sei. Nur durch einen bequemen Komfort hätten sie ihre körperlichen Kräfte auf der Höhe erhalten; das Biwak würde sie getötet oder so gut wie unfähig für Strapazen gemacht haben. Anders Napoleon, der, im vollen Mannesalter stehend, mit seinen Soldaten alle Strapazen geteilt habe."

Die Franzosen machen sich meist eine gänzlich unzutreffende Vorstellung von König Wilhelm und seinem ersten militärischen Ratgeber. Napoleon schied mit 46 Jahren von der Welttribüne, mit 51 starb er; der König und Moltke besaßen im Alter von 73 und 70 Jahren eine seltene Frische, sie ertrugen die größten Strapazen.

*) La Perte de l'Alsace. 1907. — La guerre en Lorraine 1911.

**) Etude sur la journée du 16. août 1870. 1909.

***) La Victoire à Sedan 1905.

†) Journal des Sciences militaires 1908. — Critique stratégique de la guerre francoallemande.

††) Sadowa.



So legte der König am 2. September beim Besuch des Biwaks 25 km zu Pferde und 52 km zu Wagen zurück; im Hauptquartier Vendresse traf er erst in der folgenden Nacht 1[30] ein, nachdem er 18 Stunden unterwegs gewesen war. Beide nahmen am 18. August kaum etwas zu sich und verbrachten die Nacht zum 19. in Rezonville auf einfachster Lagerstätte.

Mit der unzutreffenden Auffassung von der Gebrechlichkeit der Heeresleitung verbindet sich in den Kritiken die Annahme, daß die Wahl des Unterkommens stets mit Rücksicht auf das hohe Alter des obersten Kriegsherrn erfolgt sei. Mainz, Herlingen, Pont-a-Mousson wären in erster Linie für die Bequemlichkeit, für ein gutes Diner, für Ruhe ausgesucht worden. Nur Bonnal ist so unbefangen in dieser Beziehung zuzugeben, daß doch in Mainz zahlreiche telegraphische Linien zusammliefen, wodurch das Große Hauptquartier in Verbindung mit den Armeen und den Grenzdetachements blieb. In Kaiserslautern wäre es auch nicht besser gewesen. Allerdings würde ein aktiver und sehr mobiler Generalissimus von dem Augenblick an bei der Avantgarde gewesen sein, wo ein Zusammenstoß mit dem Feinde möglich schien. Da die Deutschen aber 1870 keine Heeresavantgarde gehabt hätten, so seien bei der Wahl der Unterbringung des Großen Hauptquartiers nur die Rücksichten auf Leichtigkeit und Schnelligkeit der telegraphischen Verbindung maßgebend gewesen. Mit dieser letzten Bemerkung trifft General Bonnal den Nagel auf den Kopf. Wenn er dann aber sagt, Napoleon habe sich seit 1805 stets bei der Avantgarde aufgehalten, von hier aus habe er 1812 auch die Bewegungen der „Großen Armee“ geleitet, so ist das einerseits übertrieben, dann aber doch kaum für 1870/71, geschweige denn für den Führer heutiger Massenheere vorbildlich. Alles zu seiner Zeit. Die Stärke der „Großen Armee“ entsprach etwa der unserer Dritten Armee 1870. Dem Großen Hauptquartier mußte es von Beginn des Feldzuges an darauf ankommen, alle drei Armeen zu leiten, und da war Mainz im Anfange der gegebene Ort. Am 31. Juli „lag der Mittel- und Schwerpunkt der deutschen Heeresmacht bereits südwestlich Mainz; die vorgeschobenen Flügel waren nur noch wenige Meilen von der französischen Grenze entfernt. In diesem Zeitpunkte des Aufmarsches bildete Mainz die geeignetste Verbindung zwischen den bereits vorrückenden Armeen und den nachfolgenden Korps nebst allen sonstigen rückwärtigen Hilfsmitteln“.*) Das will Picard nicht einsehen. Er meint, „der König und Moltke seien von Berlin zu spät abgereist. Wörth und Spichern wären ohne sie geschlagen worden, letzteres entgegen ihren Absichten.“ „Die Truppenführer folgten ihrem Beispiel, so daß eine französische Offensive die Deutschen ohne ihre Heeresleitung und ihre Generalstäbe getroffen haben würde.“ Dieser Vorwurf ist gänzlich unberechtigt. Moltke rechnete am 16. Juli 1870 mit der Möglichkeit, daß die Franzosen am 31. Juli (16. Mobil-

*) Moltkes Kriegslehren. I. S. 58/59.

machungstag) vor der Rheinlinie eintreffen könnten, an der er bei einem strategischen Überfall den feindlichen Angriff zunächst annehmen wollte. An diesem Tage waren die drei Oberkommandos bereits in Coblenz, Mainz und Speyer in Tätigkeit. Die Möglichkeit einer französischen Offensive begann mit dem 24. Juli (9. Mobilmachungstag). Wenngleich die Franzosen Ende Juli die Grenze noch nicht überschritten hatten, auch eine Offensive nach den am 28. eingehenden Nachrichten über Verschanzungen bei Spichern und Morsbach vorläufig nicht von ihnen beabsichtigt schien, so hielt Moltke zunächst, am 28. Juli, doch an seiner Ansicht von der Möglichkeit eines strategischen Überfalls fest. Allerdings glaubt er nunmehr, daß der Feind nicht vor dem 5. August die Stellung von Marnheim (Linie Alsenz—Göllheim—Grünstadt) angreifen könne.*) Die Franzosen kamen indes nicht. Wären sie gekommen, so waren das Große Hauptquartier, sei es in Berlin oder in Mainz, die Armee-Oberkommandos nnd Generalstäbe bei ihren Truppen auf dem Posten. Bei Marnheim wären nach Moltkes Berechnung der Zweiten Armee, 194000 Mann, nur 133000 Franzosen; bei Trier—Wadern der Ersten Armee, 50000 Mann, nur 27000 Franzosen; bei Landau der Dritten Armee, 125000 Mann, bloß 44000 Franzosen voraussichtlich entgegengetreten. Der Ausgang dieses strategischen Überfalls dürfte nicht zweifelhaft sein.

Auch der Vorwurf, daß die Heeresleitung Mitte August in Herlingen zu weit von den vorderen Korps entfernt gewesen sei — ein Vorwurf, auf den Palat-Lehautcourt besonders oft zurückkommt — erledigt sich dadurch, daß das Große Hauptquartier sich dort an der Hauptstraße und in der Mitte zwischen der Ersten und Zweiten Armee und gleich weit ab von den Spitzen beider Armeen, also an normaler Stelle, befand; denn bei diesen Armeen lag zunächst der Schwerpunkt der Operationen.

Am 17. August kamen Rücksichten auf die Bequemlichkeit des Monarchen keineswegs in Frage. Bei der weiten Entfernung von Flavigny, dem Standpunkte des Großen Hauptquartiers um die Mittagsstunde, nach Pont-a-Mousson mußte es mit Rücksicht auf die bevorstehende Entscheidung nahe liegen, das Große Hauptquartier nach vorn zu verlegen. Hierüber konnte am frühen Morgen des 17. bei der Abfahrt von Pont-a-Mousson jedoch noch keine Bestimmung getroffen werden. Es war nicht zu übersehen, wie man die Verhältnisse bei Gorze antreffen würde. Da dem Marschall Bazaine noch ausreichend starke, frische Kräfte zur Verfügung standen, konnte er am 17. Morgens die dezimierten Bataillone des III. und X. Armeekorps wieder auf die Mosel zurückwerfen. Jedenfalls mußte mit dieser Möglichkeit ernstlich gerechnet und das Große Hauptquartier zunächst in Pont-a-Mousson belassen werden. Als man dann klarer sah, hätten die Heranbeorderung, der Aufbruch, der Vormarsch der Bagagen und die Wiedereinrichtung der Quartiere, nehmen wir an in Gorze, so

*) Einzelschrift 36. S. 113/114. — Mil. Korr. Moltkes 1870/71. Nr. 30 bis 35, 71.



viel Zeit erfordert, daß eine persönliche Rückkehr ins alte Quartier vorzuziehen war, die die Wiederaufnahme der Arbeit in den schon eingerichteten Bureaus zu einer früheren Stunde gestattete. Für den Monarchen wäre es allerdings bequemer gewesen, vorn zu bleiben, als den 23 km langen Weg Flavigny—Pont=a=Mousson am Nachmittage des 17. zum zweiten und am Morgen des 18. zum dritten Male zurückzulegen.

Diese Ausführungen des Generalstabes sind bereits vor 15 Jahren veröffentlicht worden*); die französischen Militärschriftsteller haben sie aber nicht gefunden oder lassen sie nicht gelten, zweifelsohne beeinflußt durch deutsche Autoren. Es kann nicht weiter auffallen, daß bei diesem Vorurteil alle unparteiische Kritik unmöglich wird. So meint denn auch Rousset, Bonnals Schüler, Moltkes Methode sei zögernd gewesen, nicht wunderbar, wenn zwei Greise von relativer physischer Unfähigkeit an der Spitze der Heeresleitung ständen. Die Hauptsache seien ja allerdings an Geist und Körper kräftige Unterführer und opferbereite Soldaten. Die Geschichte von 1870 lehre uns, daß dann das Heer einen Friedrich oder Napoleon an seiner Spitze entbehren könne. „Das Genie ist nicht die Mitgift von jedermann; aber es ist auch nicht unerläßlich, um zu siegen.“

Canonne meint daher, Moltke sei unberechtigt auf dasselbe Piedestal wie Napoleon gestellt worden. Palat**) will feststellen, was mehr den Umständen, als seiner geschickten Führung zu danken ist. Bis dahin seien französische und sonstige Leser mit Bewunderung den Vorgängen des Krieges von 1870/71 gefolgt; die überraschende Größe der Erfolge hätte die schwachen Punkte der Ausführung verdeckt. Man habe bei Bemessung der deutschen Siege nicht den Fehlern des Gegners Rechnung getragen. Nun aber hätten sich (1907) Gegenstimmen in Frankreich und Deutschland erhoben. Man habe die Ereignisse und ihre tieferen Ursachen näher geprüft und ebenso den Anteil Seiner heiligen Majestät des Zufalls — nach dem Worte Friedrichs des Großen — sowie den Anteil der Willenskraft der Akteure. Zahlreiche Irrtümer seien bei Operationen festgestellt worden, die man bisher für vorbildlich gehalten habe, nur weil sie gelungen seien. Die französischen Niederlagen seien vor allem den eigenen Fehlern und den minderwertigen persönlichen Elementen zu danken. Moltke sei nur durch die Schwäche der Generale auf seiten des Gegners groß geworden. Heutzutage erscheine sein Bild nicht mehr in übermenschlichen Proportionen. „Ist er auch der unnachahmliche Generalstabschef, so ist er doch nicht mehr der geniale Feldherr, den man in ihm zu sehen glaubte.“

Picard nennt den Feldmarschall, sich eines Wortes Bonnals bedienend, den nächst Napoleon zweifellos größten Soldaten (homme de guerre) der modernen

---

*) Einzelschrift 19.

**) La Stratégie de Moltke en 1870/71. — 1907.

Zeit. Er überrage Napoleon insofern, als er eingesehen habe, daß die Arbeit zwischen dem obersten Chef und seinen unmittelbaren Untergebenen geteilt werden müsse. Moltke erreiche aber den Imperator in den strategischen Kombinationen und der taktischen Führung nicht. Es fehle ihm die Inspiration großer Feldherrn; Moltke sei ein Mann von Talent, aber kein Künstler in seinem Fach.

Mit Picard-Bonnal loben alle Moltke als Vater der Direktive: er habe erkannt, daß man in der modernen Zeit, bei den großen Entfernungen das System der alten, das Napoleons, nicht mehr anwenden könne. Letzterer habe alles allein befohlen, bis ins Detail; er diktierte alle Befehle seinen Flügeladjutanten oder Sekretären so schnell, daß seine Gedanken nur durch Abkürzungen wiedergegeben werden konnten. Die Brouillons wurden nun, behauptet Rousset*), ins Reine geschrieben und mit Unterschrift, oft nur mit einem Buchstaben versehen; so gelangten sie an den Generalstab, der die Befehle ausführen mußte. Der Generalstab führte also nur aus, ohne selbst Entschlüsse zu fassen. „Ich, ein Nichts in der Armee," schrieb Berthier an Soult, „ich empfange im Namen des Kaisers die Berichte der Marschälle und ich unterschreibe seine Befehle für ihn. So bin ich persönlich nichts." Ein leitender Gedanke, ein Herr und Regulator, das war Napoleon. Alles geschah durch ihn, im großen und im kleinen. Niemand durfte an seinen Gedanken oder Plänen teilnehmen. Das absoluteste Geheimnis herrschte hierüber bis zum Augenblicke, wo er handelte, und der Feldherr sprach sich nur darüber aus, wenn es unumgänglich war. Er ordnete alle militärischen, administrativen und sonstigen Geschäftsfragen. Sein gewaltiger Geist umfaßte eine erschreckend große Aufgabe, für die zehn gewöhnliche Köpfe nicht genügt haben würden. Hierdurch entstand aber ein ganz abnormer Zustand, der auf die Dauer unhaltbar war. Die Nation mußte sich ihm widersetzen. So kam es denn auch 1812 und 1813, wo die Unterführer Napoleons, ungewohnt selbständig zu denken und zu handeln, eine leichte Beute ihrer Gegner wurden, sobald sie weit ab von ihrem Herrn und Gebieter und dessen unmittelbarem Einfluß waren. Wenn auch die deutsche Strategie 1870/71 weit hinter der Napoleons zurückbleibt, obgleich sie diese nachahmt, so bleibt doch das System der Heeresleitung auf deutscher Seite im letzten Kriege das beste, das man kennt.

Moltke — nach Rousset — ein Mann ohne alles Genie, aber ein guter Rechner und praktischer Geist, war sich ganz klar darüber, daß weder er noch ein anderer imstande sein würde, alle Fäden der schwerfälligen Maschine, mit der er handeln mußte, in der Hand zu behalten. Die letzten Feldzüge hätten ihn belehrt, daß selbst eine Persönlichkeit, die alles wagen durfte, ihre Grenzen findet, auch alles zu verwirklichen. Moltke überließ also verständigerweise anderen, seine Gedanken auszuführen. Er verteilte die Arbeit. Die körperliche Schwäche des Königs und seines

*) Vgl. Frhr. v. Freytag-Loringhoven, „Die Heerführung Napoleons". Seite 55 ff.

Mentors sei durch diese Dezentralisation weniger zur Geltung gekommen. Alle Organe seien eingearbeitet gewesen. Der König und Moltke hätten es sich somit schenken können, mitten unter den Truppen zu leben, deren Detailbewegungen sie nichts angingen, und sie hätten sich daher einem Wohlleben hingeben können, das ihr müder Körper nicht ungestraft entbehren konnte.

Wir sehen, wie schwer es Rousset und mit ihm anderen wird, ein uneingeschränktes Lob auszusprechen; immer wieder muß das Alter der Leitenden herhalten, wo sachliche Einwendungen fehlen.

Bonnal ist, wie in manchem Falle, auch hierin unparteiischer. „Es gab," sagt er, „bei der deutschen Heerführung ein wahres geistiges Syndikat, so daß »wir« weniger durch das Talent eines Moltke, als durch eine Institution, den Generalstab, besiegt worden sind. Wenn aber gesagt worden sei, man habe auf deutscher Seite den Krieg fabrikmäßig, wie mit einer Maschine, geführt, so gehe das zu weit; das sei ungerecht, denn jedem Gliede des Generalstabes werde Initiative und Persönlichkeit gelassen. Das beweise Spichern, wo vier Führer in der Oberleitung sich ablösten, dabei aber doch ihre Truppe weiterführten. Bei Sedan sei es auf französischer Seite anders gewesen. Da hätten drei sich abgelöst: der eine wollte sich auf der Stelle schlagen, der zweite kehrtmachen, der dritte offensiv werden."

In das Lob des Generalstabes und der Führer stimmt Picard ein. Moltke habe es im besonderen verstanden, sich nur mit Gehilfen ersten Ranges zu umgeben, die er, wenn erforderlich, aus dem Großen Hauptquartier zu den Oberkommandos entsendete, um seine Ansichten zu übermitteln und wenn nötig, möglichst zu erweitern. Verdy, Bronsart, Brandenstein seien die wahren missi dominici gewesen. Auch die Armeeführer werden gelobt, von den Korpsführern besonders Alvensleben, Goeben, Bose, Kirchbach. Anderen habe man gute Generalstabschefs gegeben. Alle diese Männer hätten viel weniger Kriege als die französischen Generale mitgemacht, dafür aber die Feldzüge der Empirezeit studiert, die die Franzosen vergessen hatten. Auf diese Weise hätten die Deutschen sich unaufhörlich für den Krieg vorbereitet. So seien der Generalstab und die Heeresleitung die hauptsächlichsten Elemente für die Überlegenheit der deutschen Armee gewesen.

Ein wenig schmeichelhaftes Bild gibt Rousset von Moltke: „Er sei keine sympathische Erscheinung gewesen, habe ein kaltes Herz gehabt, dieser Mann mit dem eisigen, glattrasierten Gesicht, dessen rätselhafte Züge mehr einem Methodisten als einem Feldherrn anzugehören schienen. Immerhin habe er infolge seiner geistigen Überlegenheit gewußt sich durchzusetzen, und wenn er auch keine Liebe gewonnen, so habe er sich doch Gehör und Gehorsam verschafft."

Schweren Herzens muß aber Palat zugeben: „Seinem Charakter nach ist er den Größten ebenbürtig. Seine Willenskraft grenzt an die Bismarcks, von dem er in anderen Beziehungen so verschieden ist", dieser „Mecklenburgische General", dieser

„Däne", dessen „strategische Kombinationen bisweilen nur mittelmäßig waren", der „die Entscheidungsschlacht 1870 wie 1866 durch die Versammlung seiner Armeen auf dem Schlachtfelde selbst sucht". Aber diese Operation hat die Untätigkeit des Gegners zur ersten Voraussetzung. Sie scheitert, obgleich diese Untätigkeit nahezu vollständig ist. Oft überschätzt er die Stärke oder die Leistungsfähigkeit des Gegners; bei anderen Gelegenheiten unterschätzt er sie weit. Das kommt daher, daß er die psychologischen Einflüsse sowie die politischen und sozialen Verhältnisse der beiden in Frage stehenden Länder nicht nach ihrer wahren Bedeutung würdigt. In Ermangelung ausreichender Werte des geistigen Blicks hat er vorzugsweise die materielle Seite des Problems im Auge. Infolgedessen sieht er wiederholt weniger klar als einige seiner Armee- oder Korpsführer. Es gelingt ihm nicht immer, dem doch minderwertigen Gegner das Gesetz zu geben. Bisweilen setzt er sich dem aus, mit bedenklicher Minderheit zu schlagen, obgleich er über gewaltige Überlegenheit verfügt. Man kann sagen, daß in einigen Fällen seine Strategie zugleich zaghaft und unbesonnen war. Er erkannte langsam die Lage der Verhältnisse, machte dies aber gut durch schnellen Entschluß und tatkräftiges Handeln, wie bei den Operationen vor Sedan und im Osten.

General v. Blume, dessen Übersetzung der Palatschen Kritik wir hier wiedergeben, macht mit Recht auf den in diesen Äußerungen liegenden Widerspruch, zwischen dem Lobe des Charakters und der Verurteilung der strategischen Eigenschaften aufmerksam; denn Feldherrntum beruhe doch in erster Linie auf Charaktereigenschaften.*)

Eine Betrachtung der einzelnen Angriffe der französischen Autoren auf Moltkes Feldherrntätigkeit bis zur Schlacht von Sedan wird uns überzeugen, daß auch die meisten anderen Kritiken sich in Widersprüchen bewegen, die oft den Eindruck der Hilflosigkeit gegenüber der Macht der Tatsachen und des Erfolges hervorrufen. Vor allem wird das Lob der vielgepriesenen Direktive erheblich wieder eingeschränkt, da die Franzosen es doch nicht verwinden können, daß hierin Moltke seinen Meister übertroffen hat. Es verdient bei dieser Gelegenheit hervorgehoben zu werden, daß in neuester Zeit auch die englischen Fachblätter sich damit beschäftigen, die deutsche Heerführung 1870 herabzusetzen, augenscheinlich beeinflußt durch die französischen Stimmen. Die Absicht ist nicht schwer zu erraten.

Wir beginnen mit dem Feldzugsplan. Verschiedene Autoren, zuletzt im Oktoberheft 1911 der vom französischen Generalstabe herausgegebenen Revue d'histoire**), bezweifeln, daß der Feldmarschall als „leitenden Gedanken" beim Vorgehen auf Paris das Abdrängen der französischen Hauptmacht nach Norden gehabt habe. Das ist an sich, wörtlich genommen, ja ganz richtig. Er hat auch nie in seinen

*) Militär-Wochenblatt 1907, Nr. 107.

**) Note sur le plan de Moltke en 1870.

Operationsplänen gesagt, daß es so kommen würde. Aber daß er den Feind von der Hauptstadt abdrängen wolle, hat Moltke vom Mai 1867 an wiederholt ausgesprochen. Das ist eins seiner großen Ziele, die „der Feldherr, unbeirrt durch die Wechselfälle der Begebenheiten, stetig im Auge behalten wird; aber die Wege, auf denen er sie zu erreichen hofft, lassen sich auf weit hinaus nie mit Sicherheit feststellen." Ob dies Abdrängen nach Norden oder nach Süden stattfinden würde, hing nur davon ab, wo wir auf das feindliche Heer stießen. Ein Abdrängen nach Norden mußte schon deshalb Moltkes Idealziel sein, weil in dieser Richtung eine Entwaffnung der französischen Streitkräfte zu erreichen war, sei es diesseits oder jenseits der belgischen Grenze. Im Süden dagegen bot das reiche Hinterland selbst der geschlagenen Armee unermeßliche Hilfsmittel und lenkte die deutschen Truppen immer weiter von der feindlichen Hauptstadt ab, deren Aushungerung bereits in seinen ersten Entwürfen 1857/59 zu den „großen Zielen" Moltkes gehört. Wenn der Feldmarschall dem Gedanken des Abdrängens erst am 16. August Abends auch schriftlichen Ausdruck gibt, so konnte er als vorsichtiger Feldherr gar nicht anders handeln. Er wartete eben ab, bis die Nachrichten über den Feind derart waren, daß seine Absicht der Verwirklichung näher stand, als in den vorangegangenen Tagen, in denen er über die Bewegungen des Feindes im unklaren war.

Natürlich hat, nach Bonnal und Rousset, Moltke seinen Operationsplan nicht allein gemacht. Er ist von Napoleons Vorgehen 1812 inspiriert worden. Bonnal meint, Moltkes Offensive sei an der Saar zum Scheitern gebracht worden, da es an einer Heeresavantgarde unter dem direkten Befehl des Großen Hauptquartiers gefehlt habe, und ebenso durch die Haltung des Korps Mac Mahon im Elsaß. Immerhin habe die Wiederaufnahme der Offensive und ihre Fortsetzung nach der Mosel zu die Schlachten am 14., 16. und 18. August zur Folge gehabt, so daß sie schließlich eine siegreiche gewesen sei; Napoleons Offensive 1812, mit einer bewundernswerten Kunst ausgearbeitet, sei ein Luftstoß gewesen und habe sich in einen verhängnisvollen Marsch bei der Verfolgung eines nicht zu fassenden Feindes umgewandelt.

Immerhin bestände zwischen den Operationen gegen Saargemünd und Wilna eine Art Verwandtschaft, so daß man glauben möchte, daß die von Napoleon 1812 für die Führung von 400 000 Mann getroffenen Dispositionen in gewissem Grade Moltke als Vorbild gedient hätten. „Napoleon wollte den russischen rechten Flügel schlagen und in die Sümpfe von Minsk werfen. Hierzu setzte er sieben Armeekorps an, im Zentrum und auf dem eigenen rechten Flügel je drei, im ganzen dreizehn. Auch Moltke habe 1870 Ende Juli drei Gruppen mit im ganzen dreizehn Armeekorps gehabt und wie Napoleon den bei Saargemünd angenommenen rechten Flügel der Franzosen umfassen wollen; aber seine Gruppen bestanden: rechter Flügel aus zwei, Mitte aus sechs, linker Flügel aus fünf Armeekorps. Im Falle einer russischen Offensive auf Warschau soll der rechte Flügel der Großen Armee Narew und Weichsel

nacheinander verteidigen, also kämpfend zurückgehen, während Zentrum und linker Flügel in rechte Flanke und Rücken des Feindes vorstoßen sollen.

Bei Moltke soll im Falle einer französischen Offensive mit versammelten Kräften aus der Gegend von Metz auf Neunkirchen—Homburg zu die Armee des Zentrums zurückgehen, das Haardt-Gebirge passieren und in der Gegend von Marnheim, unter Vereinigung mit der Reserve, Stellung nehmen, während der linke sich nahe Marnheim mit der Armee des Zentrums vereinen wird, der rechte aber dem Feinde in die Flanke fallen soll."

Moltke hatte einen viel zu gesunden Menschenverstand, als daß er sich bei einem Feldzugsplan an berühmte Muster hielt. Ein Mann, der 1866 aus weiter Trennung der Armeen konzentrisch in Böhmen vorging, 1870 aber aus enger Versammlung exzentrisch die Massen vorbewegte, handelte nur nach den gegebenen Umständen. Das beweisen dem, der durch die Einleitung der beiden Feldzüge noch nicht überzeugt ist, seine in den Militärischen Korrespondenzen von 1859, 1864, 1866 und 1870/71 veröffentlichten Operationsentwürfe. Übrigens möchten wir darauf aufmerksam machen, daß jene Umfassung des rechten russischen Flügels 1812*) gar nicht zur Ausführung kam, da Napoleon zu einem anderen Entschlusse gelangte: in die ihm erst spät bekannt gewordene Lücke zwischen beiden feindlichen Armeen vorzustoßen. Da die Russen rechtzeitig zurückwichen, wurde aus des Kaisers Plan ein Luftstoß.

Eigentümlich berührt das Lob, das sowohl Bonnal wie sein Gedankenfreund Rousset bei dieser Gelegenheit dem deutschen Gegner zollen zu müssen glauben, der Schüler auch hier pikanter als der Lehrer. Bonnal meint, Napoleon habe sich als ein schlechter Rechner erwiesen, wenn er 1812 Jerome mit der Führung des rechten Flügels eine Rolle zuwies, die seine Kräfte überstieg, eine Rolle, zu deren Ausführung nur ein Davout fähig gewesen wäre. Moltke erreiche zwar nicht Napoleons Größe, sei aber ein besserer Rechner, er beurteile den Charakter des Feindes richtiger — was Palat bestreitet — und ebenso die unvermeidlichen Reibungen.

Anders Rousset: Moltkes Plan zur Entscheidungsschlacht an der Saar, von Napoleons Einleitung zu 1812 inspiriert, habe keineswegs dessen raffinierte und übertriebene Kunstfertigkeit. Napoleon habe seine Manöver aufgebaut auf der fast idealen Rolle, die er seinen Unterführern zuweisen wollte! Doch in Jeromes Intellekt habe er sich verrechnet. Jerome sollte die Lockspeise sein, die anzieht, aber gleichzeitig auch der Angelhaken, der beißt. Er war aber keins von beiden. Moltke war zu klug und praktisch, um dies Experiment zu erneuern, auch fürchtete er den moralischen Einfluß eines Echeks auf die Südstaaten. Da er außerdem von der französischen Armee wie alle Deutschen eine sehr hohe Meinung hatte, so hielt er es für weiser,

---

*) Die kriegsgeschichtlichen Beispiele aus der Zeit Napoleons sind nach dem Werke „Die Heerführung Napoleons" von Frhrn. v. Freytag-Loringhoven geprüft oder ihm entnommen worden.



das Feld seiner strategischen Kombinationen einzuschränken und mit weniger weiten Gesichtspunkten als Napoleon sich darauf zu beschränken, den Feind aufzusuchen, statt ihn anzuziehen. Deshalb sei wohl auch der Ersten Armee nicht die Rolle einer Heeresavantgarde, sondern eine bescheidenere, die Defensive als Deckung gegen den sehr unwahrscheinlichen Angriff auf den rechten Flügel der Zweiten Armee bestimmt worden.

Moltke dachte in Wirklichkeit bei seinem Operationsentwurf vom Winter 1868/69, der auch für 1870 gültig blieb, weder an Napoleon, noch an Jerome und dessen Aufgabe 1812, sondern einzig und allein an die voraussichtliche Lage beim nächsten Kriege gegen Frankreich.

Wohl aber kommt das französische Generalstabswerk auf eine den Aufgaben Jeromes ähnliche Lösung für die deutsche Erste Armee zurück, die bei einer Zurückverlegung des Aufmarsches an den Rhein den über die Saar vordringenden Feind auf Lebach—Wadern—Trier ablenken soll. Die Unwahrscheinlichkeit eines derartigen „Anbeißens“ liegt auf der Hand. Allem Anscheine nach sind es mehr französische Köpfe, in denen die Einleitung zum Feldzuge 1812 festen Fuß gefaßt hat, als es bei Moltke der Fall war. Die Franzosen können sich für alle Zukunft selbständige Gedanken bei einem Feldherrn nicht denken, nachdem ein Napoleon gewesen.

Gewiß ist der große Korse vorbildlich für jeden Soldaten, zumal für den Feldherrn. Wir glauben aber, daß Napoleon beim Studium der Kritiken seiner Landsleute oft an sein eigenes Wort erinnert werden würde: „Welcher Unsinn über etwas zu schreiben, das man nicht versteht!“*) Allerdings wird wie bei uns so auch in Frankreich vielen Unberufenen das Schriftstellern erleichtert, indem sie einfach auf dem Werke eines berufenen Autors basieren. So ist Bonnals Gedanke oder vielmehr Vorwurf, daß 1870 eine Heeresavantgarde gefehlt und die Zweite Armee sich zu nahe der Grenze versammelt habe, wie ein Lauffeuer gleichsam, in die anderen Schriften übergegangen. Mac Mahon und Frossard sind im französischen Generalstabswerk und bei den Privatautoren 1870 »Heeresavantgarden« gewesen oder werden vielmehr nachträglich zu solchen gestempelt. Hätten wir eine solche gehabt, dann würde uns, nach Auffassung unserer Nachbarn, Spichern erspart worden sein und Moltkes Versammlung aller drei Armeen zur Entscheidung wäre gelungen. Moltke hat aber Napoleon nicht verstanden. Aus dessen Feldzügen ist aber nur das Beispiel von Guttstadt 1807 anwendbar, wo es Ney mit 17 000 Mann gelang, sich dem umfassenden, aber verunglückenden Angriff Bennigsens mit 70 000 Mann zu entziehen. Ein französisches Korps hatte die Masse des Feindes auf sich gezogen; dieser Feind mußte sich, um die operative Freiheit wieder zu erlangen, erst loslösen.

---

*) Napoleons Memoiren von Montholon, II. 163. Napoleon über die Organisation der Artillerie.



Betrachten wir die Rolle Neys objektiv, so wäre er vernichtet worden, wenn die einzelnen Kolonnen der Russen besser ineinander gegriffen hätten, auch mußte von ihnen der Übergang über die Passarge erst erzwungen werden. Und was Wörth und Spichern betrifft, so haben sie zweifellos Moltkes Absicht, mit den drei Armeen am 9. August an der Saar zu sein, zerstört, indes „der Waffenerfolg wird immer dankbar akzeptiert und ausgenutzt werden“, wie es „überhaupt wenig Fälle geben wird, wo der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt. Durch die Schlacht bei Spichern war das 2. französische Korps verhindert, ungeschädigt abzuziehen, es war Fühlung mit der feindlichen Hauptmacht gewonnen und der oberen Heeresleitung die Grundlage für weitere Entschließung gegeben.“

Die Flucht der Truppen Mac Mahons, ihre an Vernichtung grenzenden Verluste sprechen nicht für die nachträgliche Stempelung zur Heeresavantgarde, zumal da der deutschen Dritten Armee Bewegungsfreiheit nunmehr nach allen Richtungen gegeben war. Man muß sich fragen, worauf basiert die Empfehlung einer Heeresavantgarde für Moltke?

Napoleon hat nie daran gedacht, die Bildung von Heeresavantgarden zu empfehlen, er war ein Mann der Praxis und handelte nach den Umständen. So beauftragte er Ney 1805 mit dem Flankenschutz und 1807 damit, den Feind auf sich zu ziehen.

Der Feldmarschall hat sich unmittelbar vor dem Kriege allerdings auch mit dem Gedanken einer Heeresavantgarde befaßt. Indes dachte er sich darunter 76 Eskadrons, denen eine Infanterie-Division als Unterstützung folgt. Diese Kavallerie sollte mit Divisionen in den verschiedensten Richtungen vorgehen, gefolgt von kleinen Infanterieabteilungen auf Wagen, während das Gros der Infanterie zur Aufnahme der Kavallerie geschlossen blieb. Noch auf Grund der Erfahrungen des Feldzuges 1866 hatte der Feldmarschall in die „Verordnungen für die höheren Truppenführer von 1869“ den Gedanken aufgenommen: „Für eine Armee wird gewöhnlich eine geschlossene Infanterie-Division, verstärkt durch eine Kavallerie-Division oder -Brigade, oder auch ein ganzes Armeekorps die Avantgarde bilden, es müßte denn ihre Funktion von einer durch Infanterie soutenierten Reitermasse ausgeübt werden.“

Die Größe der Armee und der Mangel an Reiterkräften zwangen den Feldmarschall von einer Avantgarde, wie er sie sich ideal dachte, 76 Eskadrons, gefolgt von Infanterie, nur abhängig von der Heeresleitung, abzustehen. Diese Heeresavantgarde wäre echt Napoleonisch gewesen. — Die Kavallerie-Divisionen wurden 1870 den einzelnen Armeen zugewiesen. Daß die Oberkommandos in ihrer Verwendung in der ersten Feldzugsperiode oft versagten, ist auch von deutscher Seite zugegeben worden. Wo die französischen Kritiker hier tadeln, sind sie völlig im Recht. Daß diese Gelegenheit in allen Besprechungen überall ausgenutzt wird, bedarf keiner Worte. Die Franzosen fallen aber in den Fehler vieler Kritiker, auch deutscher, daß sie bei ihren Vorwürfen gegen die Heeresleitung sich nicht in deren Lage versetzen, daß sie

Entschlüsse verdammen oder für verbesserungsfähig halten, die der Generalstab auf Grund der von der Kavallerie eingegangenen Nachrichten vorschlug, daß Moltke die Lage beim Feinde nicht so genau kannte, wie Bonnal oder Palat oder Rousset sie heute kennen, nachdem sie die beiderseitige Lage studiert haben. „Es kommt darauf an", sagt Moltke, „in lauter Spezialfällen die in den Nebel der Ungewißheit gehüllte Sachlage zu durchschauen, das Gegebene richtig zu würdigen, das Unbekannte zu erraten, einen Entschluß schnell zu fassen und unbeirrt durchzuführen." Die „Ungewißheit" hat auch Napoleon in allen Feldzügen an sich selbst am meisten erfahren. Die Franzosen von heute leugnen das allerdings. Picard schreibt: Moltke lasse sich nach Wörth und Spichern vom Feinde das Gesetz zum Handeln vorschreiben, vier Tage lang, statt dem Gegner seinen Willen aufzuzwingen. „Napoleon dagegen trug mit seinem bataillon carré der Großen Armee den kaiserlichen Adler ohne Aufenthalt nach Schleiz, Gera, Naumburg und Jena". Moltke sei abhängig von der Kavallerieaufklärung gewesen, Napoleon sei ohne Rücksicht darauf nach einem bestimmten Plane vorgegangen. Das sei wahre Offensive.

In Wirklichkeit paßt indes der Vergleich mit 1806 ganz und gar nicht. Am 9. Oktober ging nach dem Gefecht bei Schleiz die Fühlung mit dem abziehenden Gegner ganz verloren, da die Kavallerie nur bis Lössau, 5 km, folgte. Napoleon war am Abend des 9. durchaus im Unklaren über den Feind; er glaubte ihn nach den Meldungen sowohl auf dem westlichen Saale-Ufer wie in Richtung Dresden. Murat erhielt die Weisung, gegen Auma, Pößneck und Saalfeld am 10. aufzuklären.

Am 10. Abends nimmt der Kaiser einen Linksabmarsch des Gegners von der Saale über die Elster an.

Am 11. geht Murat auf Gera vor, von Napoleon erneut ermahnt, seine Kavallerie besser zusammenzuhalten. Trotz Weisung des Kaisers, auf Jena aufzuklären, bleibt die Versammlung der Preußen dort unbemerkt.

Die Vermutung einer Konzentration des Feindes bei Gera bestätigt sich nicht, so daß Napoleon am 12. Oktober ganz früh sich entschließt, nach der Saale mit der Armee links einzuschwenken, obgleich er einen Linksabmarsch des Gegners noch immer für nicht ausgeschlossen hält. Er braucht „Nachrichten über das, was der Feind zu tun beabsichtigt". „Überschwemmen Sie," schreibt er an Murat, „mit ihrer Kavallerie die ganze Leipziger Ebene." Von Murat erfuhr er also nicht, wo der Feind stand. Dagegen gewann der Kaiser durch die von Lannes eingehenden Meldungen im Laufe des 12. den Eindruck, daß die Preußen in der Linie Gotha—Erfurt—Weimar die Schlacht annehmen würden. In der Frühe des 13. erwartet er den entscheidenden Kampf für den 16. Doch bereits um 9° Vormittags glaubt er an einen Rückzug des Feindes auf Magdeburg. Am Nachmittage des 13., nach seinem Eintreffen in Jena, glaubt er, auf dem linken Saale-Ufer die feindliche Hauptmacht sich gegenüber zu haben. Dies nimmt der Imperator noch während der Schlacht, ja, noch nach

der Schlacht an, denn erst am 15. erfährt er von dem gleichzeitigen Kampfe bei Auerstedt.

Diese Tatsachen sprechen für sich. Der „Nebel der Ungewißheit" ist Napoleon auch in seinen anderen Feldzügen ebensowenig erspart geblieben wie Moltke 1866 und 1870. Nur ein französischer Kritiker, Grouard, findet den Mut, den General v. Moltke gegen alle die Vorwürfe in Schutz zu nehmen, die sich an den Stillstand der Vorbewegung nach Spichern und die Tage bis zum 12. August geknüpft haben. Seine Widerlegung gibt gleichzeitig den Inhalt der Angriffe auf die Strategie der deutschen Heeresleitung in der Hauptsache wieder: „Die Vorwürfe gegen letztere seien meist unberechtigt. So halte man Moltke vor, daß er nach dem 6. August mit der Ersten und Zweiten Armee nicht eher vorgegangen sei, als bis er durch die Kavallerie Nachrichten über den Feind hatte. Nichts scheint uns im Gegenteil einleuchtender, und der Vergleich mit den Dispositionen Napoleons nach Jena im Jahre 1806 sehr schlecht gewählt; denn nach Jena waren die Preußen gänzlich geschlagen und zu jedem weiteren Widerstand unfähig. Bei Wörth und Spichern dagegen hatten die Deutschen es nur mit Teilen des Gegners zu tun. Vor der Schlacht von Jena befand sich übrigens Napoleon mehrere Tage in gänzlicher Ungewißheit. Zweifellos war seine Disposition auf Vereinigung aller Kräfte gerichtet und auf alle Möglichkeiten gefaßt, und hierin der der Deutschen weit überlegen. Indes am 7. August 1870 Morgens konnte Moltke keine besseren Anordnungen treffen: Die Zweite Armee soll sich zunächst nicht auf die Mosel zu, sondern nach Süden — mit Teilen nur! — wenden, und das war ganz berechtigt, denn starke französische Kräfte konnten noch die Vogesen, Saarunion und Zabern besetzt halten; man mußte sie verjagen, um die Verbindung mit der Dritten Armee herzustellen. Hätten wir diese Stellungen in der Tat besetzt, so würde ein heißer Kampf entbrannt sein. Wir hätten ja schließlich weichen müssen, aber nicht ohne dem Gegner große Verluste beigebracht zu haben.

Ferner war die deutsche Dritte Armee stark zurück, ebenso das Gros der Zweiten. Die am weitesten vorgeschobenen deutschen Korps mußten langsamer werden, damit der Rest herankomme. Gewiß zeigte die deutsche Kavallerie wenig Tätigkeit und ihre Nachrichten konnten Moltke nicht genügen. Aber selbst besser geleitet, konnte diese Kavallerie doch niemals den Rückzug von 130 000 Mann aufhalten oder etwas gegen sie unternehmen, die am 7. August von Püttlingen bis Bolchen standen.

Moltke, der alle Kräfte vereinigen wollte, zog auch eine französische Offensive gegen die Zweite Armee in Betracht, und das, obwohl ein solcher Entschluß mit der bisherigen Haltung der Franzosen sich wenig in Einklang bringen ließ.

Wie gesagt, erscheinen die Anordnungen des deutschen Generalstabes am 7. voll gerechtfertigt.

Von den Franzosen würden die Deutschen im übrigen nicht viel bei einem

Offensivstoß zu befürchten gehabt haben; höchstens 100 000 Mann konnten sie dazu zusammenbringen, und so stark war allein die Erste Deutsche Armee, der aber ein Teil der Zweiten zu Hilfe kam."

Diesen verständigen Ausführungen wäre nur ergänzend hinzuzufügen, daß General v. Moltke Kavallerie und den linken Flügel der Zweiten Armee am 7. August früh auf Rohrbach hinwies, wo Mac Mahon vielleicht zu erreichen war. Daß dieser auf Zabern—Saarburg abgezogen, wurde erst spät erkannt.

Nach Bonnals Ansicht entspricht der strategische Aufmarsch der Ersten und Zweiten Armee an der Saar einer vorgefaßten Meinung, wonach die Franzosen die Höhen des linken Saar-Ufers besetzen würden. Da das nicht der Fall war, verstehe man das Anhalten beider Armeen vom 7. bis 10. nicht. Letzteres sei nur durch das falsche Manöver auf Rohrbach entstanden, was Moltke noch verhindern konnte.

Bonnal bedauert auch, daß beim Weitermarsch keine Heeresavantgarde vor der Front der Zweiten Armee gewesen sei, die der Ersten an der Nied hätte von Nutzen sein können, 20 km vor der Front, etwa zwei Armeekorps (III., X.) und drei Kavallerie-Divisionen stark; ebenso hätte diese Avantgarde die Entscheidung auf dem linken Mosel-Ufer durch Vorgehen über Pont-a-Mousson und Schwenkung nach Norden vorbereiten können.

Bekanntlich stellte Moltke, wenn auch nicht weit vorausgesandte, so doch die beiden rechten Flügelkorps (III., IX.) bereit, um die Erste Armee südlich Metz zu unterstützen. Insofern treffen sich Bonnals Gedanken mit denen des Feldmarschalls, nur daß Bonnal den Verlauf der Ereignisse bereits kennt. Und das scheint denn doch bei dem Vorschlag, eine Heeresavantgarde über Pont-a-Mousson vorauszusenden, mitgesprochen zu haben. Praktisch kann man den Gedanken nicht nennen, da doch zunächst der gerade Weg zur Mosel der gegebene war und ein Vorgehen auf Ars—Cerny natürlicher erscheinen ließ. Wenn man will, können das III. und X. Armeekorps mit den beiden Kavallerie-Divisionen als Heeresavantgarde am 16. August angesehen werden, die allerdings ohne Wissen der Leitung diese Rolle übernahmen. Ihren Erfolg aber als Empfehlung für Bildung einer derartigen Vorhut aufzufassen, dürfte kaum ratsam sein. Bei einem andersgearteten Gegner wäre ihr Schicksal besiegelt gewesen.

Die Dritte Armee hat nach Bonnals Ansicht mit dem Aufmarsch an der Saar nur Zeit verloren. „Sie hätte, bei unaufhörlichem Marsche, in tiefen Kolonnen, am 13. Nancy erreichen können. Da hätte sie hingehört." Wie General Bonnal diesen Vorschlag in die Wirklichkeit übersetzen will, dürfen wir ihm überlassen. Ausführbar war er nicht: 120 km Luftlinie, Überwindung eines Gebirges, nach einer Schlacht, bei teilweise strömendem Regen, mit einer großen Armee in sechs Tagen. Aber auch hier ist das Papier geduldig.

Die Erste Armee denkt Bonnal sich in der Rolle Neys 1805 auf dem rechten

Flügel während der Schwenkung auf Ulm. Dieser Gedanke habe Moltke aber fern gelegen. „Statt dessen läßt er die Erste Armee halten und wartet Meldungen der Kavallerie ab." Das beweise wenig kaltes Blut. „So vermischen sich denn Erste und Zweite Armee. Am 6. hatte Moltke dem General v. Steinmetz vorgeworfen, daß er die Marschstraßen der Zweiten Armee betrete; er, Moltke, war aber durch den Befehl an die Erste, stehen zu bleiben, daran schuld, daß am 8. sich beide Armeen durcheinandermengen." Letzterer Vorwurf trifft aber nicht den General v. Moltke. Wie bei Königgrätz, so waren auch bei Spichern die Truppen durcheinandergekommen; es bedurfte hier wie dort einiger Zeit, bevor sie wieder auseinandergezogen wurden. Und was den Vorschlag mit der Rolle Neys betrifft, so war eben Moltke nicht in der glücklichen Lage Bonnals, der die Ereignisse erst nach dem Feldzuge genau studiert hat und die beiderseitigen Maßnahmen nunmehr beurteilen kann. Moltke war in der unangenehmen Situation, daß er nach Spichern mehrere Tage ohne bestimmte Nachrichten über den Feind ist, dessen Verbleib er erst durch den Kampf am 16. klarer erkennt. Nun erst kann er die stets im Auge behaltene Schwenkung kräftig durchführen, wenn auch ohne die zu weit entfernte Dritte Armee.

Wahrscheinlich wäre die deutsche Heeresleitung schneller und besser über den Feind orientiert worden, wenn sie in der Lage gewesen wäre, den Vorschlag des französischen Generalstabswerkes über den Krieg 1870/71 auszuführen, nämlich gleich zu Beginn der Operationen mit starken Kavalleriemassen den rechten und linken feindlichen Flügel zu umfassen, von der Blies aus auf Rohrbach—St. Avold und von Saarlouis—Merzig her in das Tal der Nied. Dieser Gedanke ist modern, scheiterte aber 1870 an den Verhältnissen. Bei der Heeresleitung, insbesondere beim General v. Moltke, war das Verständnis für Kavallerieverwendung da, basierend auf dem Studium der Napoleonischen Feldzüge und auf den Erfahrungen des Krieges von 1866. Letztere waren indes weder bei den höheren Truppenführern noch bei den Kavallerieführern überhaupt in wünschenswerter Weise durchgedrungen, so daß es der wiederholten Mahnung des ersten militärischen Ratgebers des Königs bedurfte, die Kavallerie vorzuwerfen und für Aufklärung zu sorgen. An der Hand der Militärischen Korrespondenz des Feldmarschalls lassen sich diese Aufforderungen im einzelnen verfolgen. So braucht nur auf die Weisung vom 5. August hingewiesen zu werden, daß der Vorstoß starker Kavallerie über die Bahn Bitsch—Saargemünd erwünscht sei. In ihr liegt der Keim zu einem weiten Raid in Feindesland, wie wir ihn im Zukunftskrieg erhoffen dürfen. Die damaligen Kavallerieführer standen der heutigen Auffassung noch fern. Auch auf französischer Seite waren die Lehren des Imperators vergessen. Dort mangelte bekanntlich, was unsere damaligen Gegner auch zugeben, oft das einfachste Verständnis für Sicherung und Aufklärung. Wir schütteln darüber den Kopf, aber nicht minder darüber, daß am Tage von Wörth die 4. Kavallerie-Division unserer Dritten Armee weit hinter der Front blieb, und daß

dieselbe Dritte Armee noch am 26. August trotz aller Feldzugserfahrungen eine ihrer Reitermassen wieder hinter der Front lassen will. General v. Moltke konnte hier noch rechtzeitig eingreifen.

Wir kommen nun zu den kritischen Tagen vor dem 18. August, die unseren westlichen Nachbarn, wie begreiflich, doppelt von Interesse sind und ihrer Militärliteratur viele anfechtbare Punkte in der deutschen Heeresleitung bieten. Daß Moltke am 11. August auf mehrere Korps einer Armee — der Zweiten — Hand gelegt hat, betrachtet Bonnal als ein Zeichen der Schwäche des Großen Hauptquartiers, „denn der Krieg mit Armeegruppen müsse die Autonomie einer jeden schützen, wenn man nicht eben zu der Einrichtung von vorher kommen wolle, daß jedes Korps dem Obergeneral unterstellt sei. Strategische Formel für die Deutschen 1870 sei gewesen: die feindliche Masse aufsuchen und angreifen, wo man sie treffe. Danach hätten die Armeen jederzeit und in jedem Gebiet die Schlacht schlagen müssen. Diese Bedingung sei durch jenes Eingreifen der Heeresleitung nicht erfüllt, soweit die Erste und Zweite Armee in Frage kämen, und wenn letztere am 18. sich rechtzeitig versammelt habe, so verdanke sie das Alvensleben, der am 16. mit weit unterlegenen Kräften dem unfähigsten Heerführer seit Soubise Respekt eingeflößt habe." Bonnal geht in seiner Auffassung der Direktiven ganz fehl. Nichts lag bekanntlich dem Feldmarschall ferner, als mit ihnen ein starres System einzuführen. Er behielt sich vor, einzugreifen, wo er es für gut hielt. So war am 11. August 1870 beim Eintreffen des Großen Hauptquartiers in St. Avold „der Augenblick gekommen, wo es nicht mehr genügte, die Armeen im allgemeinen zu dirigieren, bei der Ersten und Zweiten Armee mußten den einzelnen Korps die Bewegungen bestimmt vorgezeichnet werden, um das Zusammenwirken aller bei der immer näher rückenden Entscheidung zu sichern". So schreibt Moltke selbst in seinen „Kritischen Aufsätzen". Es waren Anordnungen zu treffen, die einem Vorgehen oder Stehenbleiben des an der Nied gemeldeten Feindes Rechnung trugen; anderseits durften aber auch keine unnötigen Bewegungen und damit kein Zeitverlust eintreten, wodurch der ursprünglich geplante Vormarsch gegen die Mosel Aufenthalt erlitten haben würde. Moltke wollte am 12. Nachmittags auf 20 km Frontbreite sechs Korps, 180 000 Mann, versammeln, die am 13. auf 300 000 Mann, zehn Korps, verstärkt werden konnten. Den Generalkommandos, die St. Avold näher lagen als ihrem Oberkommando, gingen aus Zweckmäßigkeitsgründen unmittelbare Befehle zu. Der Feldmarschall hatte im übrigen die Oberkommandos auf dies Eingreifen der Heeresleitung bereits bei Ausgabe der Weisungen am 9. Abends aufmerksam gemacht und am 11. früh außerdem dem sich beschwerenden General v. Steinmetz wiederholt, daß die den drei Armeen am 9. bezeichneten drei Hauptstraßen auf Tennschen, Nomeny und Dieuze nur so lange maßgebend bleiben, bis durch die Kavallerie Kenntnis von der Stellung der feindlichen Hauptmacht erlangt sein würde. „Es wird dann nicht nur eine Konzentration der

Armee in sich, sondern auch die Annäherung derselben aneinander nötig." Da am 11. August die äußersten Korps der Zweiten Armee 40 km Luftlinie in Breite und Tiefe auseinanderstanden — was die Kritiker im Westen stark tadeln — Falkenberg — Saarunion und Falkenberg—Saargemünd, während nördlich der Straße Forbach—St. Avold—Falkenberg sich die Erste Armee befand, so sah Moltke sich veranlaßt zur Vereinigung der Streitkräfte zu schreiten.

Am 12. August war nach den eingegangenen Nachrichten der Feind von der Nied wieder abgezogen und befand sich anscheinend im Rückzuge nach Metz über die Mosel. Jetzt brauchte nur die Erste Armee geschlossen zu bleiben, der Zweiten konnte wieder eine größere Breitenausdehnung gegeben werden. Auch an diesem Tage griff die Heeresleitung ein, wenn auch nicht in so ausgedehntem Maße wie am 11. Moltke mußte die Einheitlichkeit der Heeresbewegungen sicherstellen. Aus diesem Grunde gibt er für den 12. auch die Weisungen für die Kavallerie; bei der Ersten Armee waren beide Kavallerie-Divisionen (3. und 1.) bereits am 11. auf besonderen Befehl des Königs vorgetrieben worden; sie sollten am 13. in der Richtung auf Metz aufklären und die Mosel unterhalb überschreiten. Bei der Dritten Armee hatte die 4. Kavallerie-Division (die 2. war noch im Anmarsch) erst am 11. die Vogesen überschritten; ihr wurde aufgetragen, am 13. über die Mosel hinaus zu erkunden.

Bonnal und mit ihm Gilbert mit Gefolge hätten bei der Zusammenziehung der Armeen Gelegenheit gehabt, den Napoleonischen Gedanken der Massierung zu loben. Beider Ideal ist das bataillon carré Napoleons. Bonnal schreibt, Prinz Friedrich Karl hätte besser getan, von der Saar bis zur Mosel im bataillon carré — wie am 6. Mai (von Napoleon ebenso inspiriert wie der Feldzugsentwurf 1868/69!) projektiert — zu marschieren. Gilbert meint, durch das Hinziehen des linken Flügels der Zweiten Armee auf Rohrbach seien die beiden Armeen in zwei Massen geteilt worden, von denen die eine auf Metz (VII., VIII., I. und III., IX.), die andere auf Chateau-Salins (XII., X., G., IV.) marschiert sei, in Fühlung mit der Dritten Armee.

Wenn dies auch übertrieben ist, so ist es jedenfalls richtig, daß eine Trennung in zwei Gruppen vor dem Weitermarsch am 10. bestand, die sich aber verminderte, je näher man der Mosel kam, falls die Marschstraßen vom 9. Abends gültig geblieben wären.

Napoleon lag es im übrigen ganz fern, sein bataillon carré als allein seligmachendes Rezept anzusehen. Der Feldzug von Ulm beweist dies am klarsten. Wenn Moltke im Mai 1870 geschlossen vorgehen will, so konnte er das, da er mit Spichern und Wörth noch nicht zu rechnen brauchte. Da der Rückzug Mac Mahons auch auf Rohrbach gehen konnte, hieß es rasch einen Keil zwischen Rhein- und Elsaß-Armee einschieben.

Die einzige Anerkennung für Moltkes Massierung am 12. findet Picard mit den Worten: „Nun ist auch Moltke aufgewacht." Aber der Befehl für den 13. August

gefällt ihm wieder nicht. „Wiederum ließ sich das deutsche Hauptquartier die Gesetze des Handelns vom Feinde geben."

Das französische Generalstabswerk*) geht weiter. Nach seiner Auffassung, schon zu Beginn der Operationen, „richtet sich die Offensive nicht nach strategischer Aufklärung, sie hängt von einem wohlüberlegten Plane ab, der auf alle Möglichkeiten und auf den Charakter des Feindes sich gründet und dehnbar ist, um nach allen Richtungen Front machen zu können". Anscheinend schwebt dem westlichen Generalstab dabei ein Satz Napoleons vor, den er aber zu eng aufgefaßt hat: „Ein Feldherr soll sich jeden Tag mehrere Male fragen: was würde ich tun, wenn das feindliche Heer in meiner Front, in meiner rechten, in meiner linken Flanke erschiene? Bringt ihn eine dieser Fragen in Verlegenheit, so ist er schlecht postiert, seine Stellung ist nicht in Ordnung, und er muß den Fehlern derselben abzuhelfen suchen."**) Damit hat der Kaiser aber nicht jede Aufklärung ausschalten und sich zum eigenen Propheten stempeln wollen. Im Anschluß an jenen Gedanken führt nun das französische Generalstabswerk***) aus, daß bei Erlaß der Befehle der deutschen Heeresleitung am 9., 10. und 11. August zwischen der erhaltenen Aufklärung durch die Kavallerie und deren Folgen stets drei Tage vergingen, daß während dieser Zeit die Lage sich ändern konnte. Als beispielsweise die Franzosen in der Nacht vom 10. zum 11. ihre Stellung an der Nied verließen, erhielt Moltke erst am 12. Kenntnis davon und glaubte, sie würden auf das linke Mosel-Ufer gehen. Aus diesem Gedankengange heraus sei der Armeebefehl für den 12. entstanden, während doch das französische Heer am 12. noch stehen geblieben sei. Hieraus sei klar zu schließen, daß die strategische Offensive nicht von Erkundungen abhängen darf, daß sie sich nicht ausschließlich nach den Maßnahmen des Feindes richtet, sondern daß sie es ist, die dem Feinde den Willen aufzwinge. Moltke mußte also der Kavallerie die Aufgabe stellen, mit großen Massen zwischen Mosel und Maas vorzugehen, um sicher festzustellen, daß der Feind auf Verdun zurückgehe, und um durch Angriff auf die im Rückzuge gedachten Kolonnen diese aufzuhalten. Wenn man den Feind auf dem Rückzug glaubte, so mußten die nächsten Armeekorps der Zweiten Armee in Gewaltmärschen auf das linke Mosel-Ufer übergehen, wobei die Erste Armee den Flußübergang deckte, indem sie sich südlich Metz aufstellte. Der rechte Flügel der Zweiten Armee — III. und X. Korps, gefolgt vom IX. und XII. Armeekorps — hatte alsdann die Aufgabe, die Mosel so schnell wie möglich zu überschreiten und darauf zu beiden Seiten der Straße von Verdun nach Norden zu schwenken. Der linke Flügel — Gardekorps und IV. Armeekorps — mußten auf Pont-a-Mousson vorgehen und den anderen Korps als Rückhalt dienen. Statt dessen dachte man auf

*) Schmid-Kolbe, Heft 4.
**) Napoleons Memoiren von Montholon IV, 339.
***) Stets aus Gilbert, erschienen 1897, die Beispiele entlehnend.

deutscher Seite eher an ein Vorbrechen der Franzosen nach Osten oder Südosten, aber nicht an energische Maßregeln, um auf dem linken Ufer die Franzosen auf ihrem vermutlichen Marsche auf Chalons einzuholen und aufzuhalten.

Diesen Einwürfen ist zu entgegnen, daß auch heute noch Armeebefehle oder Weisungen der Heeresleitung, die am Abend für den folgenden Tag gegeben werden, am andern Morgen, ja bereits bei Ausgabe des Befehls veraltet sein können. Darin gerade liegt der Wert der Direktive, daß sie nur Weisungen erteilt und den Armee-Oberkommandos freie Hand läßt, die für den Augenblick gegebenen Entschlüsse zu fassen. Aber auch jeder Unterführer bis zum Führer einer Patrouille hinunter kann in die Lage kommen und wird in sie kommen, daß er andere Verhältnisse vorfindet, als bei seinem Aufbruch vorlagen. Es liegt somit in jenem Einwurf des französischen Generalstabes eine gewisse, beneidenswert harmlose Auffassung vom Kriege.

Und was die vorgeschlagenen operativen Maßnahmen für den 13. betrifft, so rechnete General v. Moltke allerdings mit dem Abzuge der Franzosen; immerhin konnten noch starke Kräfte östlich Metz stehen, auch erlaubte der Brückenkopf Metz beliebiges Wiedervorstoßen sämtlicher feindlicher Truppen nach Osten oder Süden. Bei den bisher mehr als zögernden Bewegungen des Gegners konnte die deutsche Heeresleitung kaum mit einem festen Entschlusse Bazaines oder des Dritten Napoleon rechnen, sondern allein mit weiterem Schwanken.

Der Zweiten Armee bereits am 12. zu sagen, mit den Korps in Gewaltmärschen über die Mosel zu gehen, bis zu der das vorderste des rechten Flügels, das III., in der Luftlinie Falkenberg—Corny fast 50 km hat, erscheint verfrüht. Die Absicht der Moselgewinnung mit den Spitzen der Zweiten Armee ist klar ausgesprochen, für das Gros genügt die Linie Buchy—Chateau-Salins.*) Das X. Armeekorps, das mit einer Division am 12. bereits in Delme stand, kam mit dieser am 13. auch ohne besondere Weisung der Heeresleitung in der Tat nach Pont-a-Mousson, während die andere Delme erreichte.

Der 13. August hat den französischen Kritikern mehr Kopfzerbrechen durch den Befehl der deutschen Heerführung bereitet, als dieser selbst die Abfassung ihrer Weisungen. Sogar Bonnal fällt aus der Rolle und mutet dem „Mecklenburgischen Krautjunker", wie Moltke von Rousset genannt wird, „Spionieren" zu. General Bonnal meint, die Vorschrift in der Direktive vom 13. Abends, wonach die Erste Armee ihre Avantgarden vorschicken sollte, um zu erkennen, ob der Feind sich zurückzöge oder angreifen wolle, sei fehlerhaft gewesen, da die beiderseitigen Avantgarden so nahe aneinander gewesen seien, 2 bis 3 km, daß ein Kampf aus der geringsten Veranlassung entstehen konnte. Brandenstein und Winterfeld, die Sendboten der Heeresleitung, hätten nur Indisziplin und Unordnung unter die Generale der Ersten

*) Mil. Korr. Nr. 149.

Armee verbreiten können, ersterer sei auch der unbewußte Antreiber zum Kampfe gewesen. Wäre Moltke selber gekommen, sich die Lage anzusehen, so hätte er die Franzosen laufen lassen, die missi dominici hätten aber nicht seine Erfahrung gehabt. Man müsse außerdem erstaunt sein, daß Moltke in seiner Direktive die Möglichkeit eines französischen Angriffs nach Süden, zwischen Seille und Nied, am 14. auf die rechten Flügelkorps der Zweiten deutschen Armee erwogen habe. Ein derartiges Manöver wäre unsinnig, denn fünf französische Korps mußten vor der Ersten deutschen Armee defilieren, die sie von Anfang des Marsches an angreifen und zum Frontmachen zwingen, während das III. und IX. Korps an der Schlacht teilnehmen konnten. Bazaine habe allerdings diese Absicht gehabt oder sie vorgegeben. „Deutsche Spione“ könnten sie gehört haben, wie Bazaine sie am Abend des 12. oder Morgen des 13. ausgesprochen habe, denn jeder habe in das französische Hauptquartier kommen können. Moltke habe also wahrscheinlich davon gehört und demnach den Vorstoß für möglich gehalten.

Diese Annahme erweist am besten, daß Moltke seinen Gegner richtig eingeschätzt hatte, auch am 18. August und beim Entschlusse zum Rechtsabmarsch. Auch lag ein Kampf durch Vortreiben der Avantgarden am 14. gerade im Interesse der Heeresleitung, die in ihrer Weisung an die Erste Armee eher die Aufforderung zu einer gewaltsamen Erkundung sah, als zu einem rein passiven Verhalten. Die beiden Generalstabsoffiziere handelten also ganz im Sinne des Generals v. Moltke, wenn sie den Befehl vom 13. Abends mehr im offensiven Geiste aufzufassen empfahlen. Wäre General v. Moltke an Ort und Stelle gewesen, so würde er die Avantgarden selbst vorgeschickt haben. Für Colombey trifft zu, was der Feldmarschall in den Kriegslehren*) sagt: „Angriffe stärkerer Infanterie-Abteilungen zu Aufklärungszwecken können nur als unmittelbare Einleitung eines allgemeinen Angriffs gerechtfertigt sein. Blutige, mit großen Opfern verknüpfte Erkundungsgefechte ohne diesen Zweck sind durchaus verwerflich und meist das Zeichen unsicherer und mangelnder Entschlußfähigkeit.“ Nur durch festes Zufassen der Vorhuten konnte der Zweck erreicht werden, festzustellen, wieviel vom Feinde noch östlich Metz stehe. Die sich entwickelnde Schlacht mußte man in Kauf nehmen.

Moltke befand sich vor Metz in einer ähnlichen Lage wie Napoleon 1805 vor Ulm. Was 1870 und 1805 die Reiterei nicht vermochte, brachte in beiden Fällen der Kampf, 1870 Colombey, 1805 das Gefecht der Division Dupont bei Haslach: Klarheit über die Lage. Das ist Bonnal entgangen. Denn ein Erfolg war es, wenn ihn auch das französische Generalstabswerk und andere Autoren leugnen und behaupten, die Franzosen seien durch den Kampf am 14. auch nicht einen Tag aufgehalten worden, sondern der langsame Rückzug sei einzig und allein durch die mangel-

*) II. Seite 40.

haften Anordnungen Bazaines verursacht. Wir berufen uns ebenfalls auf ein französisches Werk, das von Gilbert, in dem klar ausgesprochen wird: daß Bazaine durch den Tag von Borny (Colombey) eine Verspätung erlitten habe. Die Essais de Critique militaire des Hauptmanns Gilbert bilden, wie bereits eingangs erwähnt wurde, die Grundlage für die heute gelesensten Autoren, insbesondere für das französische Generalstabswerk, das seine Gedanken diesem klugen Schriftsteller nachweisbar oft entlehnt. Warum wohl folgt es seinen Ausführungen über den 14. August nicht in allen Punkten?!

Daß die Früchte des 14. erst jenseits der Mosel zu ernten waren, darüber war General v. Moltke sich ja klar.

Palat wundert sich, „daß Moltke am 14. 6⁰ Nachmittags die Lage beim Feinde nicht gekannt habe, nicht einmal, daß eine Schlacht im Osten von Metz im Gange war." Der Kampf bei Colombey entbrannte aber erst gegen 3³⁰ Nachmittags: wenn wir die Entfernung Herlingen—Colombey, 20 km Luftlinie, in Betracht ziehen, so ist es bei den damaligen Nachrichtenmitteln weiter nicht wunderbar, daß die Nachricht von dem Kampf nicht schon um 6⁰ Abends im Großen Hauptquartier bekannt geworden war. Vergegenwärtigen wir uns bei dieser Gelegenheit auch die heute uns zu Gebote stehenden Erfahrungen. Sie bringen manche Überraschung: sie zeigen in den großen Manövern, daß die oberen Führer oft stundenlang ohne jede Nachricht vom Feinde geblieben sind, wenn ein Kampf erst in den späten Nachmittagstunden endigte; und das trotz Fernsprecher, Funkentelegraph, Luftschiffen, Fliegern. Seien wir also nicht zu anspruchsvoll in der Beurteilung operativer Anordnungen nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart und Zukunft. Wir sind überzeugt, daß die strengsten Kritiker, selbst an der Maschine tätig, ihre Urteile außerordentlich mildern werden. Daß die Nachrichtenmittel 1870 noch mangelhaft waren, ist von deutscher Seite nie bestritten worden. Die Heeresleitung behalf sich durch Entsendung von Generalstabsoffizieren zu den Oberkommandos, wie Brandenstein und Winterfeld am 14., Bronsart am 16. und verschiedene am 18. sowie am Tage der Schlacht von Sedan. Aber auch an Marsch- und Reisetagen wurde dauernd, durch mündliche Aussprache oft, Fühlung mit den Armeeführern erhalten. Auf dem Schlachtfelde von Vionville—Mars la Tour am 17. und bei Gravelotte am 18., sowie beim Marsche auf Chalons und beim Rechtsabmarsch kamen der König mit Moltke und die Armeeführer mit ihren Generalstäben zu Aussprachen zusammen.

An dem Befehl vom 14. August 6⁰ Abends hat die französische Kritik allzu große Vorsicht auszusetzen. Nicht drei Korps und zwei Kavallerie-Divisionen, wie Moltke vorschlägt, sollen östlich Metz bleiben, sondern nur ein Korps und die beiden Reitermassen. „Jene ersparten zwei Armeekorps würden am 16. August auf dem linken Mosel-Ufer von Wichtigkeit gewesen sein." „Der Ruhetag sei ein Fehler."

Vergegenwärtigen wir uns, was die Heeresleitung am 14. August bis 6⁰ Abends

in Herlingen vom Feinde wußte; sie hatte bis dahin noch „keine sichere Aufklärung über die Lage“ vor Metz. „Möglich bleibt es immer, daß der größere Teil der feindlichen Armee sich diesseits Metz befindet.“*) Es mußten Anordnungen für den 15. gegeben werden. Angesichts der Ungewißheit der Lage, ähnlich ungewiß der Napoleons vor Ulm, konnte die Oberste Heeresleitung doch unmöglich die Kräfte östlich Metz vereinigen. Das leuchtet ein. Anstrengende Märsche lagen hinter den Truppen. Es war also Ruhe nötig, nur die Kavallerie mußte weiter vor, gegen die Verbindungsstraßen am linken Mosel-Ufer. Ferner sollte die Linksschiebung der Ersten Armee vorbereitet werden.

Auch die Weisung des Generals v. Moltke auf die Nachricht von der Schlacht bei Colombey hin findet nicht den Beifall der Besprecher. Sie nehmen an, daß Moltke wissen mußte, daß die Franzosen nunmehr im vollen Abzuge waren. Trotzdem hält er fünf deutsche Armeekorps im Vormarsch auf.

Allerdings waren die Franzosen nach Metz hineingeworfen, sie konnten aber noch immer wieder vorbrechen, sei es in östlicher oder in südlicher Richtung. Hiermit mußte Moltke in der Frühe des 15. August rechnen. Von einem gänzlichen Abzuge des Feindes auf das andere Ufer war ihm nichts bekannt. Demnach mußten auch hinreichende Kräfte bereit stehen, einem etwaigen Vorgehen entgegenzutreten. Erst beim Besuche des Schlachtfeldes am 15. im Laufe des Vormittags überzeugen sich König Wilhelm und General v. Moltke, „daß vom Feinde vorwärts Metz nichts mehr steht“.**) Die Heeresleitung trifft nunmehr alle Vorbereitungen, die Früchte des Sieges vom 14. „durch eine kräftige Offensive der Zweiten Armee gegen die Straßen von Metz — sowohl über Fresnes wie Etain — nach Verdun zu ernten.“ Moltke überläßt es der Zweiten Armee, „eine solche mit allen verfügbaren Mitteln nach eigenem Ermessen zu führen.“ Wenn sie hierdurch auch zeitweilig vor die Erste gerät, so wird die Heeresleitung für den weiteren Vormarsch die im voraus noch nicht zu übersehenden Anordnungen selbst treffen. — „Die Erste Armee soll am 16. ein Armeekorps bei Courcelles lassen und mit dem Gros eine Stellung südlich Metz zwischen Seille und Mosel nehmen.“ Palat ist mit dieser Weisung nicht zufrieden. Anstatt anzuerkennen, daß Moltke seinen Armeeführern nur allgemeine Weisungen zu geben brauchte, deren Ausführung im einzelnen ihnen aber überlassen konnte, bemängelt er die zu große Selbständigkeit, die Prinz Friedrich Karl durch die Direktive vom 15. Abends behielt. Er verlangt detaillierte Befehle; auch soll die Erste Armee noch am 15. nach der Mosel vorgezogen werden; nicht erst am 16. Napoleon würde in gleicher Lage präzisere Befehle gegeben haben.

Wir glauben dies nicht. Bei der Größe der Armeen mußte sich Moltke die Momente vorbehalten, wo er genauere Weisungen gab. Die Kavallerie des Prinzen

*) Mil. Korr. 1870/71, Nr. 161. **) Ebenda Nr. 165.



war zunächst am Feinde, von ihr erfuhr das Oberkommando der Zweiten Armee zuerst die Lage am anderen Ufer. Daß der Prinz zu einer anderen Auffassung wie die Heeresleitung gelangt war, konnte Moltke bei Ausgabe seines Befehls nicht wissen. Das Oberkommando der Zweiten Armee glaubte, wie schon erwähnt wurde, eher an vollen Abmarsch des Feindes nach Westen, als an seinen weiteren Halt bei Metz. Trotz des Befehls, starke Kräfte gegen die Straße Metz—Verdun vorzuschieben, blieb es bei seiner Auffassung, veranlaßte aber das X. Armeekorps, seine Kavallerie gegen die von Metz nach Etain führende Straße vorzutreiben.

Auch Bonnal nennt die Befehle der Heeresleitung an die Zweite Armee „nebelhaft". „Moltke hätte dem abhelfen können, wenn er von Flanville aus sofort mit einigen Offizieren nach Pont-a-Mousson gefahren wäre, 24 Stunden vor dem Großen Hauptquartier. Mündliche Aussprache mit dem Prinzen hätte volle Übereinstimmung herbeigeführt. Moltke sei aber eben 70 Jahre alt gewesen, sei 3^{0} früh von Brandenstein geweckt worden, habe mehrere Befehle diktiert, sei nach Colombey gefahren, habe dort mehrere Stunden zu Pferde gesessen und sei erst um 1^{0} Nachmittags nach Herlingen zurückgekehrt. Um 2^{30} hätte er wieder fortfahren müssen, wenn er um 6^{0} in Pont-a-Mousson sein wollte."

Die Sache liegt in Wirklichkeit so, daß Moltke gar nicht nach Pont-a-Mousson wollte. Müdigkeit kannte dieser 70jährige Jüngling ebenso wenig wie sein Königlicher Kriegsherr. Ihre Jahre hätten beide, König und General, nicht abgehalten dorthin zu fahren, wo ihre Anwesenheit nötig war. Wir glauben auch nicht, daß bei heutigen Verbindungsmitteln die Heeresleitung in der Aussprache mit den Oberkommandos immer das Richtige treffen wird. Sie müßte denn die Ereignisse voraussehen können. So glauben wir auch, daß Moltke am 15. Nachmittags noch nach Pont-a-Mousson gefahren wäre, wenn er, wie General Bonnal, in der glücklichen Lage gewesen wäre, im voraus zu erkennen, daß und wie es zur Schlacht am 16. kommen würde. In dieser Lage war er aber nicht, und so blieb er in Herlingen.

Rousset nimmt den Feldmarschall gegenüber dem Prinzen Friedrich Karl in Schutz, der näher beim Feinde gewesen wäre und daher die Lage hätte früher erkennen müssen. „Drei Kavallerie-Divisionen habe der Prinz gehabt, und doch sei er nicht besser — eher schlechter — unterrichtet gewesen." Auch habe Friedrich Karl durch unzweckmäßige Anordnungen den Mangel an Einheit bei einem Manöver, das sich noch in den Anfangsstadien befand, das entscheidend sein sollte und vom Großen Hauptquartier in genügend klaren Worten vorgezeichnet worden sei, nur schlimmer gemacht. Moltke habe kräftige Offensive gegen die Straßen von Metz nach Verdun befohlen, er habe mit anderen Worten in seiner Weisung gesagt: Die genaue Stellung des Feindes zwischen Mosel und Maas kenne ich nicht; ich weiß nur, daß er seine bisherigen Stellungen verlassen hat, und daß er im Rückzuge kämpft. Suchen Sie ihn auf, genug Kavallerie haben Sie, und greifen Sie ihn mit allen Kräften an.

Der Prinz verstand die Sache anders, denn statt seine Armee von der bisherigen westlichen Richtung nach Norden abbiegen zu lassen, d. h. gegen die von Moltke angewiesenen Straßen, begnügte er sich damit, zwei Korps, das III. auf Gorze und das X. auf Fresnes, anzusetzen. „Diese Operation war kitzelig, da keine Reserve mitgegeben war. Aber der Prinz hatte seine fixe Idee, so glaubte er zwischen Metz und Fresnes nur Kolonnen zu erreichen und erwartete eine ernste Schlacht erst an der Maas.“ Soweit sind die Äußerungen ganz verständig. In seinem Schlußurteil über den 16. geht Rousset aber zu weit, wenn er behauptet: „Alvensleben habe nicht nur das III. Korps gerettet, sondern auch die deutsche Armee und zweifellos die Integrität des Königreichs Preußen.“

Ein Nachstoßen Bazaines mit versammelter Macht am 16. hätte zweifellos für die Deutschen schwerwiegende, augenblickliche Folgen gehabt. Nach diesem Erfolg mußten die Franzosen aber sich beeilen den Rückzug fortzusetzen, da sie sonst Gefahr liefen, erneut umgangen zu werden.

Unberechtigt sind die Vorwürfe, die Picard Moltke am 16. macht. Er habe zwar angefangen, die Lage klar zu übersehen, wollte auch die Franzosen nach Norden abdrängen und von den Verbindungen mit Chalons abschneiden, habe aber nur halbe Maßregeln getroffen, denn noch am Abend um 8° befehle er dem linken Flügel der Zweiten Armee halt zu machen. Prinz Friedrich Karl sei es, der die Initiative zu einer Konzentration ergriffen habe, die Moltke zögerte vorzuschreiben, obwohl sein strategischer Plan sie sofort und unumgänglich nötig machte. Nur während der Nacht habe Moltke Steinmetz aufgefordert, die Mosel mit dem VII. und VIII. Armeekorps zu überschreiten, um bei Tagesanbruch dem III. und X. Korps zu helfen.

Das preußische Generalstabswerk und die Heeresbewegungen 1870/71 sowie die Einzelschrift 36 und Moltkes Militärische Korrespondenz geben darüber andere Auskunft: Der Feldmarschall traf am 16. August 5° Nachmittags in Pont-a-Mousson ein. Durch den Rittmeister v. Thauvenay über den ungünstigen Stand der Schlacht aufgeklärt, gab Moltke dem in Pont-a-Mousson befindlichen Generalkommando des XII. Armeekorps Befehl, am 17. früh 3° über Thiaucourt auf Mars la Tour zu marschieren. Das Gardekorps stellte seine Divisionen selbständig am frühen Morgen des 17. zum Rechtsabmarsch bereit. Für letztere beiden Korps hatte das Armee-Oberkommando von sich aus inzwischen befohlen, daß sie bei Tagesanbruch nach Mars la Tour marschieren sollten. Das II. und IV. Korps blieben wegen zu großer Entfernung in der alten Richtung, d. h. ersteres erreichte Pont-a-Mousson. Außerdem aber hatte Moltke noch am Nachmittage gleich nach seinem Eintreffen Steinmetz mündlich und schriftlich angewiesen, die beiden südlich Metz belassenen Korps unmittelbar hinter dem IX. auf das linke Mosel-Ufer und möglichst schnell an den Feind zu führen.

Durch das Eingreifen der Heeresleitung, durch die selbständigen Anordnungen

unterer Führer und durch die Befehle der Zweiten Armee waren für den 17. jedenfalls fünf Armeekorps (III., X., IX., VII., VIII.) zur Hand, zu denen im Laufe des Tages noch das XII. und das Gardekorps treten konnten. Denn daß es am anderen Tage zur Fortsetzung des Kampfes kommen mußte, stand für Moltke außer Zweifel.

Bonnal bemerkt nicht mit Recht, daß Moltke bis Mitternacht in absoluter Unkenntnis über den Ernst der Schlacht geblieben sei: das sei aus seinen Befehlen am späten Nachmittage zu ersehen. Wir ersahen das Gegenteil darin.

Bonnal fährt dann fort, „Moltke habe ohne Vorwürfe den falschen Entschluß des Prinzen Friedrich Karl, der nach Westen statt nach Nordwesten marschierte, hingenommen; denn eine Königliche Hoheit müsse man schonen."

General v. Moltke hätte ebenso gut sich mit seiner Ansicht irren können, wie es der Prinz tat. König Wilhelm machte in der Behandlung der Heerführer keine Unterschiede; ihm wäre es zugekommen, dem Prinzen, wenn erforderlich, seine Ansicht zu sagen, woran es gewiß nicht gefehlt hätte. Auch der Vorwurf, Moltke schlage Steinmetz gegenüber in seinen Weisungen einen anderen Ton an wie gegen den Prinzen Friedrich Karl, ist absolut unzutreffend. Jeder unbefangene Leser wird im Gegenteil die Langmut bewundern, mit der der oberste Kriegsherr und sein Generalstabschef dem Oberkommandierenden der Ersten Armee bei seinen vielfachen Beschwerden begegnen. Auch trifft der Vorwurf französischer Kritiker nicht zu, daß Steinmetz weniger eingehend, sowohl bei Beginn der Operationen wie vor Metz, über seine Aufgabe von der Heeresleitung orientiert worden sei, als die anderen Armeeführer. Die Militärische Korrespondenz Moltkes gibt darüber Auskunft.

Um auf den 16. August zurückzukommen, so meint Bonnal weiter, anerkennend, Moltke sei, trotz der gegenteiligen Auffassung des Prinzen, bei seiner Ansicht, die Franzosen auf die luxemburgische Grenze zurückzuwerfen, geblieben. Das beweise sein Brief an Stiehle von 8° Abends. „Die erste Eigenschaft eines Generals en chef müsse nach Napoleons Ansicht kaltes Blut sein, um die Dinge richtig zu beurteilen. Diese Eigenschaft habe Moltke in hohem Grade besonders am 15. und 16. bewiesen. Aber — er habe immer Zeit zum Nachdenken gebraucht. Napoleon habe den Mut zu improvisieren gehabt; diese Eigenschaft habe Moltke gefehlt." „Die Schlacht am 14. und der Rückzug der Franzosen hätten eine neue Lage geschaffen, die einen raschen Entschluß gefordert haben würden. Moltke habe aber lange Zeit gebraucht."

Unseres Erachtens gehört wirklich viel Mut dazu, dem Entschlusse der deutschen Heeresleitung, mit verkehrter Front zu kämpfen, und der Schnelligkeit, mit der alle erreichbaren Armeekorps auf das Schlachtfeld dirigiert werden, auch noch Mangel an Improvisationstalent und Langsamkeit vorzuwerfen. Einen weniger glücklichen Moment für diesen Vorwurf konnte sich Bonnal, der sonst in seinem Tadel oft das Richtige trifft, nicht aussuchen.



Vernichtend ist Canonnes Urteil über das Ergebnis des 16. August: „Moltke habe den Prinzen Friedrich Karl ins Leere marschieren lassen, statt ihm seine Auffassung der Lage mitzuteilen, — mit einzelnen Korps gegen die Straßen von Metz auf Verdun, d. h. in einen Ameisenhaufen, in dem mehr als 150 000 Franzosen wimmelten. Er läßt den Prinzen nach eigenem Ermessen führen, d. h. er kommandiert nicht. Hierdurch entsteht die Krisis am 16., die nur durch die unbezähmbare Energie Alvenslebens und die unqualifizierbare Trägheit Bazaines beschworen wird. Die Überraschung für die Deutschen resultiere aus dem Mangel an strategischer Aufklärung, die seit Beginn der Operationen bestehe."

Soweit ist die Kritik, wenn auch hart, so doch in den meisten Punkten — abgesehen von der Haltung Moltkes dem Prinzen gegenüber, worüber man streiten kann — berechtigt. Dann aber heißt es: „Die deutschen Unterführer hätten die Irrtümer und die systematische Verblendung der Heeresleitung wieder gut und so die Wiederaufnahme des »leitenden Gedankens«, die französische Armee nach Norden zurückzuwerfen und gänzlich zu vernichten, möglich gemacht."

„Aber der Zusammenbruch der deutschen Strategie sei ein vollständiger gewesen. Mit 15 Armeekorps zog sie in den Krieg aus, mit dem Hauptziel, die feindliche Hauptarmee aufzusuchen und zu schlagen, doch am 14. August sind nur zwei deutsche Armeekorps den fünf französischen gegenüber zur Stelle.*) Die Kunst Napoleons, am entscheidenden Punkte mit Überlegenheit einzutreffen, sei hier zur Kunst geworden, einem schwachen Gegner mit Unterlegenheit gegenüberzutreten. Und als es nach dem 16. zur entscheidenden Schlacht kommen muß, versammelt Moltke nicht einmal alle Korps dazu."

Da das II. Armeekorps am 18. noch in die Schlacht eingriff, würde es sich nur um das IV. handeln können, das aber bei Toul zu weit ab war.

„Das heißt also Moltkes Plan: »mit allen Kräften gegen die feindliche Hauptarmee zu marschieren, um sie zu schlagen.« Das ist die Theorie, die Moltkes Erzieher, Clausewitz und Willisen, ihm aus den Napoleonischen Kriegen beigebracht haben."

Canonne vergißt, daß Napoleon am 30. September dem König von Holland schreibt, er wolle mit fast 200 000 Mann die Entscheidungsschlacht schlagen. Doch bei Jena fehlen zwei Korps, von denen eins, ohne daß Napoleon eine Ahnung davon hat, bei Auerstedt, wie schon erwähnt wurde, meilenweit ab im Kampfe steht.

Im Jahre 1807 „geht" Napoleon „dem Gegner zu Leibe". Doch die Russen entziehen sich den bei Jonkendorf versammelten Franzosen durch nächtlichen Abmarsch. Auch der Kriegsgott der Franzosen erlebte Enttäuschungen, nicht nur bei Jonkendorf; auch bei Gera zieht er am 11. Oktober 1806 seine Truppen zusammen, aber dort ist

*) Vgl. VIII. Jahrgang, 1911. 4. Heft: Generalfeldmarschall Graf Schlieffen, „Cannae".



kein Feind. Der Feldzug von Regensburg 1809 ist, trotz seiner glänzenden Erfolge, reich an Enttäuschungen. Der Kaiser zieht wiederholt und vergebens unter falschen Voraussetzungen Teile seiner Truppen zusammen, er erstrebt Umfassung der feindlichen Hauptmacht und erzielt, ohne es zu wollen, operativen Durchbruch.

Mangelnde Aufklärung bildet den Hauptvorwurf der Kritiken über den 17. August. Picard würde an Moltkes Stelle einen Generalstabsoffizier entsendet haben, um den Lauf der Orne zwischen Conflans und Auboué zu erkunden, wodurch so gut wie sicher festzustellen war, ob die Franzosen auf Verdun marschierten oder ob sie auf den Höhen von Point du Jour bis St. Privat und Roncourt Stellung genommen hätten. Allerdings habe man auf die sächsische Kavallerie-Division dabei gerechnet, sie habe aber mehr als 30 km zurücklegen müssen, bevor sie die Straße von Etain erreichte. Ihre Nachrichten erhält der Prinz Friedrich Karl zu spät. Die 5. und 6. Kavallerie-Division — der Divisionskavallerie nicht zu gedenken, die dicht bei Flavigny steht — bleiben ohne Verwendung. Moltke habe in seinem Befehl die Kavallerie vergessen.

Alle Vorwürfe dieser Art sind in der kritischen Studie über den „18. August 1870" vom Generalstabe eingehend beleuchtet und mehr oder minder als berechtigt anerkannt worden. Wir können sie daher als bekannt übergehen, ebenso geben wir zu, daß die Franzosen noch am 18. mit Teilen entkommen konnten. Auch ist der Feldmarschall Moltke ganz der Ansicht einzelner französischer Autoren, daß Bazaine bei Metz bleiben wollte.*) Er äußert sich darüber folgendermaßen:

„Meine Überzeugung ist, daß Bazaine Metz nicht habe verlassen wollen:
Anhäufung der Reserven am 16. August hinter dem linken Flügel.
Keine Unterstützung des rechten Flügels am 18. August durch die Garde.
Erhaltung einer Armee für Frankreich.
Aussicht, eine große Rolle zu spielen für ihn selbst."

Wir müssen uns aber gegen die Annahme wenden, daß in der Befehlserteilung etwas besser geworden wäre, wenn die Heeresleitung auf dem Schlachtfelde am 17. geblieben wäre. Die dort notwendigen Befehle konnten die Oberkommandos und Unterführer allein geben; die Heeresleitung vermochte von Pont-a-Mousson aus etwa abändernde Befehle ebenso gut zu erteilen.

Gilbert meint, die ganze Tätigkeit der Heeresleitung am 17. und 18. habe in den schriftlichen Befehlen gelegen. Wir wissen dies aus dem Generalstabswerk und vor allem aus der Studie über den 18. August besser. Nicht recht verständlich ist, daß das französische Generalstabswerk anscheinend mündliche Befehlsübermittelung durch Generalstabsoffiziere des Großen Hauptquartiers, so am 18. an die Erste Armee, überhaupt verwirft, sondern allein schriftliche haben will. Wir werden aber

*) Kriegslehren III. Seite 451.



auch in der Zukunftsschlacht häufig auf mündliche Befehlserteilung angewiesen sein, und sie um so lieber anwenden, als die den Befehl überbringenden Offiziere mit den Absichten der Führer vertraut sind. Natürlich erscheint es in allen Fällen wünschenswert, daß der Auftrag, wenigstens in Stichworten, sobald wie möglich schriftlich niedergelegt wird.

Moltkes Rolle in der Schlacht schildert am spannendsten, aber auch am wenigsten zutreffend, Rousset: „Nur Sadowa, St. Privat und Sedan habe er beigewohnt, und mehr noch als Zuschauer denn als Akteur. Jede von ihnen war durch ihn vorbereitet, kontrolliert und eingeleitet durch eine Reihe von Bewegungen, deren Inspirator und Regulator er gleichzeitig war. Aber beim ersten Kanonenschuß verschwand er hinter den Armeeführern, die auf eigene Rechnung handelten — so war keine dieser Schlachten wie zur Zeit des ersten Kaiserreiches durch einen einzigen Willen geleitet. Ja noch mehr; an dem blutigen und entscheidenden 18. August, zu dem Moltke die Skizze zu einer wahren Napoleonischen Schlacht entworfen hatte, hätte beinahe das unüberlegte Ungestüm eines Armeeführers (Steinmetz) alles verdorben, und der Große Generalstab, der mit dem Könige Zeuge dieses Echeks war und an Niederlage glaubte, hat erst mehrere Stunden nachher den endgültigen Teilerfolg erfahren."

Letzteres stimmt. An eine Niederlage glaubte aber niemand, umsoweniger als das II. Armeekorps im Anmarsch war, mit dem Moltke bekanntlich in den Kugelregen ritt, wohin er, was er selbst eingesteht, nicht gehörte, sondern an die Seite des Königs.

Oberstleutnant Rousset muß sich daran gewöhnen, daß, je weiter die Zeit Napoleons hinter uns liegt, um so mehr sich manches ändern wird. Schon zu Moltkes Zeiten war vieles anders, wenn auch die Grundanschauungen Napoleons bestehen geblieben waren. Aber die Schlachtleitung wird bei der Größe der Heere dem Generalissimus im Zukunftskriege noch mehr aus den Händen gehen, wie dem Großen Hauptquartier 1870. Moltke, der am meisten seine eigenen Fehler kritisierte, hat nun zwar 1874 geäußert, auf Grund seiner Schlachterfahrungen, in Zukunft müsse die Heeresleitung in der Schlacht mehr eingreifen. Er meinte aber damit Verhältnisse, wie sie numerisch und in der Raumausdehnung 1870 noch bestanden. Für die Zukunft gilt aber mehr sein Wort: „Völlig veränderte Umstände lassen die früheren Mittel zum Siege und selbst die von den größten Feldherren aufgestellten Regeln vielfach als unanwendbar auf die Gegenwart erscheinen." Dahin gehört der Napoleonische Gedanke Roussets, eine Schlacht „kommandieren" zu wollen.

Palat will Moltkes Strategie den Todesstoß versetzen, indem er die Schlacht am 18. August eine „Zufallsschlacht" nennt. Wir lassen ihn dabei und geben auch zu, daß ein Einsetzen der französischen Garde bei Roncourt—St. Privat Erfolg haben und uns sehr schwerwiegende Folgen bringen konnte, wenn wir auch bezweifeln, daß die Kriegslage sich dauernd zu unseren Ungunsten verändert haben würde.

In der sich nun anschließenden zweiten Hälfte der Feldzugsperiode bis zur

Schlacht von Sedan ist das Urteil der französischen Autoren verhältnismäßig milde. Wir können uns daher kürzer fassen. Aber schon jetzt fragt wohl mancher erstaunt: „Und von solch fehlerhafter Strategie habt Ihr Franzosen Euch besiegen lassen?!" „Der mußte doch selbst ein Bazaine überlegen sein, denn wo Ihr lobt, ist es doch nur ein gezwungenes Anerkennen, es kommt nicht aus vollem Herzen."

Rousset beginnt damit „festzustellen, daß die Einschließung von Metz zwei deutsche Armeen festlegt; eine Entscheidungsschlacht an der Saar wäre Moltke vorteilhafter gewesen".

Zweifellos vergißt Rousset, daß Napoleon 1812 die Russen an der Grenze schlagen wollte, diese aber auswichen und ihn bis Moskau nachzogen. Geschlagen kehrte er dorthin zurück, von wo er gekommen war. Moltke machte bei Paris auch kehrt, aber als Sieger.

„Moltke habe mehrere Tage gezögert, an Mac Mahons Zug zum Entsatz Bazaines zu glauben, indem er so tat, als ob er die politischen Gründe, die dies Unternehmen wahrscheinlich machten, nicht kenne. Als ihm nichts übrig blieb, als daran zu glauben, habe er einen Augenblick mit einem Teil auf Paris weitermarschieren, mit dem Reste sich dem Marsche Mac Mahons anhängen wollen. Er beabsichtigte also, Mac Mahon gegenüber auf seine sehr große Überlegenheit zu verzichten, von der er einen Erfolg ohnegleichen erwarten konnte. Anderseits wäre er dann vor Paris mit ganz ungenügenden Kräften angekommen. Die Entscheidung des Königs habe ihn erst davon abgebracht."

Über den Rechtsabmarsch ist schon soviel geschrieben worden, daß es eigentlich überflüssig ist, auf die Vorwürfe Roussets einzugehen. Rousset verwechselt anscheinend die Absichten der deutschen Heeresleitung, die am 25. August den beiden Armeen eine mehr nordwestliche Richtung gab, dabei aber die Fortsetzung des Vormarsches auf Paris im Auge behielt. An eine Teilung der Kräfte ist nie gedacht worden. Moltke zögerte nur, bis bestimmte Nachrichten der Kavallerie einliefen, den endgültigen Rechtsabmarsch zu befehlen. Den Kundschafter- und Zeitungsnachrichten konnte keine entscheidende Bedeutung beigelegt werden. Aus diesem Grunde überließ die Heeresleitung dem Kronprinzen von Sachsen vertrauensvoll, den Zeitpunkt zum Abmarsch zu bestimmen, da seine Kavallerie unmittelbare Fühlung mit dem Gegner hatte. Ebenso war Moltke, wie wir wissen, auch an der Mosel dem Prinzen Friedrich Karl gegenüber verfahren, der durch seine Kavallerie zuerst Nachrichten über den Feind erhalten mußte und die geeignetsten Maßregeln gegen die Rückzugsstraßen treffen konnte. Daß dabei alles so glückt wie beim Rechtsabmarsch, wird auch im Zukunftskriege zu den Seltenheiten gehören.

Rousset muß nun anerkennend sagen: „Moltke leitet jetzt eine große Schwenkung beider Armeen ein. Sein anfängliches Zaudern weiß er durch energisches Handeln wieder gut zu machen. Hauptursache der Katastrophe von Sedan sei aber die kaum

glaubliche Heeresleitung auf französischer Seite, die zwischen dem Marschall und der Regentschaft in Paris hin und her gezerrt worden sei."

Niemand hat dies mehr anerkannt als der Feldmarschall Moltke, der in seiner Geschichte des Krieges von 1870/71 und im Generalstabswerk darüber eingehende Betrachtungen anstellt.

Palat wirft Moltke vor, daß er die Absicht Mac Mahons, auf Metz zu marschieren, „nicht vorausgesehen habe". Moltke nennt den Zug „abenteuerlich", wie wir wissen.

„Schuld der Kavallerie sei es, daß am Abend des 25. August, zwei Tagemärsche nur von der rechten deutschen Flanke, eine französische Armee von mehr als 100 000 Mann in entgegengesetzter Richtung marschiere, ohne daß die Deutschen die geringste Ahnung haben." Dieser Vorwurf ist vollkommen berechtigt. „Nach Wörth hätten wir die Fühlung verloren und nur durch Zeitungen Nachrichten über Mac Mahon erhalten." Auch das ist traurig, aber wahr.

Im Gegensatz zu seinem Landsmann Rousset erkennt Palat an, daß der Befehl vom 25. August 1870 8⁰ Abends mit Klugheit und sichtbarem Zögern den Wechsel der Vormarschrichtung vorbereitet. „Moltke vernachlässige dabei aber die politische Seite. Das politische Element müsse das erste Element der Berechnungen des Strategen sowohl wie des Staatsmannes sein."

Eine an sich sehr zutreffende Bemerkung, die aber bei Palat wunderbar ist, da er doch Moltkes Militärische Korrespondenz und die darin enthaltenen Operationsentwürfe kennt, und die hier auf ganz unberechtigter Annahme beruht.

Picard und Gilbert winden sich darum, zu erklären, wie ein solcher Erfolg möglich war. Ersterer sieht die Erklärung natürlich in der Schwäche der französischen Heeresleitung im Verein mit einer Anzahl Unglücksfälle. Sedan käme allerdings „beinahe" den schönsten Triumphen eines Genies wie Napoleon gleich. „Aber ob man die Erfolge des Tages von Sedan ohne Einschränkung dem deutschen Strategen zusprechen könne, wie die Manöver von Rivoli, Marengo, Ulm, Austerlitz, Jena und Friedland untrennbar von dem Namen Napoleon seien?"

Die Vorwürfe für Leitung der Schlacht sind dieselben wie bei St. Privat: Die Heeresleitung habe sich zu große Enthaltsamkeit auferlegt. Unter Berufung auf Scherff behauptet Picard, „präzise Befehle am Morgen des 1. September würden viel Blutvergießen, zumal bei Bazeilles, verhütet haben."

Das läßt sich schwer beurteilen. Die Armeen waren einmal angesetzt. Es war Sache der Armee-Oberkommandos, das weitere zu veranlassen. Die Heeresleitung kann ein derartiger Vorwurf nicht treffen. Wir glauben ferner nicht, daß Picard mit der Bemerkung recht hat, einem Napoleon gegenüber wären die Franzosen vielleicht wie Mack bei Ulm fast ohne Kampf ihrem Schicksal verfallen gewesen. Wir glauben eher, daß Napoleon das eingekreiste Heer noch mehr zusammengeschossen

hätte. Wie Picard aber zu der Annahme kommt, weder Moltke noch die Armeeführer, die sich auch zu weit zurückgehalten, hätten die Einkreisung vorausgesehen, sie sei einzig der Initiative der Kommandierenden Generale des V. und Gardekorps zu verdanken, ist uns ganz unverständlich.

Gilbert sagt resigniert bei einem Vergleich über Napoleon und Moltke in bezug auf Sedan: „Hier das Genie der Offensive, das die Ereignisse leitet, sie voraussieht und folgen läßt — dort der methodische Geist, das kalte Blut und achtungswerte Eigenschaften des Charakters — zwischen beiden ein Abgrund! Und doch ist dieser Abgrund ausgefüllt worden. Die Trophäen von Sedan gelten so viel wie die von Jena. Das kommt daher, daß im Kriege der Erfolg, wenn er nicht einem einzigen Genie wie Napoleon zu verdanken ist, das Resultat eines Ensembles von gutem Willen sein kann."

Armer Moltke!

Duquet*) ist es vorbehalten zu konstatieren, daß, abgesehen von St. Privat, die Lage der Deutschen niemals verzweifelter gewesen ist, als bei Sedan. Ihre 200 000 Mann, ausgepumpt durch die Märsche der vorhergehenden Tage und durch eine Tagesleistung von zehn Stunden, getrennt durch einen Fluß mit Überschwemmungsgebiet und in einem ungeheueren Kreise, in dessen Mitte die Franzosen standen, um Sedan verzettelt, mußten bei diesem Manöver gefaßt und nacheinander vernichtet werden. Duquet schreibt nun weiter, wie er sich das denkt. Wir verzichten darauf, hier seine Vorschläge näher zu betrachten, glauben aber, daß die Katastrophe auch unter Duquets Leitung am 1. September 1870 nicht zu vermeiden war.

Der Überblick über die Beurteilung der Strategie Moltkes bei unseren westlichen Nachbarn zeigt, daß sie noch weit davon entfernt sind, dem Feldmarschall voll gerecht zu werden. Wir müssen dies der Zukunft überlassen, überzeugt, daß die Franzosen dereinst ebenso unbefangen über Moltke urteilen werden, wie wir es heute über Napoleon tun.

Jedenfalls erweisen die Richtigstellungen, zu denen die französische Kritik wiederholt Anlaß gab, wie zutreffend der Feldmarschall in seinem Vorworte zum „Feldzug in Italien 1859" sagt: „Die Kritik wird ihr im Vergleich zum Handeln so geringes Verdienst in völliger Unparteilichkeit und in gewissenhafter Wägung und Bewertung aller Nachrichten zu suchen haben, die Licht über die Begebenheiten verbreiten.

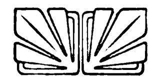
Es verschwindet nämlich in der Regel das geradezu unzweckmäßig und widersinnig Erscheinende ganz, sobald man die Motive, die tausend Reibungen und Schwierigkeiten übersieht, die sich der Ausführung im Kriege entgegenstellen."

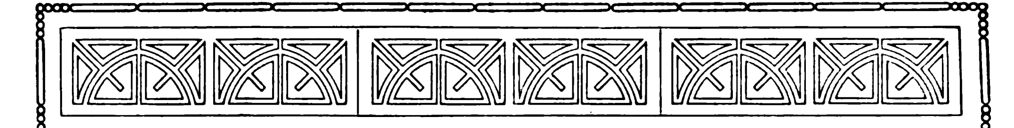
---

*) La victoire à Sedan.

Diese Worte mögen vor allem unsere jungen Offiziere beim Studium der Kriegsgeschichte beherzigen in einer Zeit, wo, wie auf anderen Gebieten, so auch in der Kriegsgeschichte die Autorität der Feldherren und Führer durch unberechtigte Angriffe vielfach untergraben wird. Gewiß suchen wir bei der Darstellung kriegsgeschichtlicher Ereignisse nur die Wahrheit, aber sie muß auf gründlicher Forschung und darauf beruhen, daß man sich die Lage der Führer vor Augen hält, vor allem aber nur die Nachrichten bewertet, die sie im Augenblick des Entschlusses über den Feind haben konnten. Tun wir das nicht, so laufen wir Gefahr, ganz falsche Vorstellungen nicht nur von Kriegsereignissen, sondern vom Wesen des Krieges überhaupt sowie von den Operationen und taktischen Aufgaben des Feldherrn und seiner Unterführer zu bekommen. In jeder Beziehung können wir dankbar sein, wenn im Zukunftskriege unserem Obersten Kriegsherrn ein solch hervorragender „Mecklenburgischer Krautjunker" zur Seite steht wie 1870 dem Könige unser Moltke.

v. Schmerfeld,
Major, zugeteilt dem Großen Generalstabe.





Einführung des Armeeoffiziers in die Verhältnisse der Seekriegführung.

(Schluß.)

Die kriegsmäßige Verwendung des im vorigen Abschnitt geschilderten Seekriegsmaterials wird durch dieselben allgemeinen Grundsätze geregelt, die auch für die Landkriegführung gelten: möglichst günstige Wirkung der eigenen Waffen und Geltendmachen der eigenen Stärkeverhältnisse einerseits, Vermeidung und Verhinderung der vollen Wirkung der feindlichen Stärkemomente andererseits sind auch die Ziele des Seetaktikers und Seestrategen. Wenn nun auch verschiedene Landkriegstheoretiker die Zerlegung der Lehre von der Gesamtkriegführung in Taktik und Strategie als zweckmäßig nicht anerkennen und die Grenzen zwischen Seetaktik und Seestrategie gleichfalls keine scharfen Linien sind, so scheint es doch für die bessere Übersicht über das Gesamtgebiet der Seekriegführung hier richtiger, Taktik und Strategie zu scheiden und sich mit der zwar in der Form scherzhaften, aber doch für die Seeverhältnisse ganz treffenden Marine-Erklärung zu begnügen: „Taktik ist, wenn man was sieht, Strategie, wenn man nichts sieht." Die taktischen Verhältnisse, und zwar hauptsächlich die Gefechtstaktik, sollen, weil sie die Kulminationspunkte aller kriegerischen Tätigkeit darstellen, zunächst behandelt werden; die übrigen Seekriegsoperationen, welche diese Kulminationspunkte vorbereiten, ausnutzen oder anderweitig ersetzen wollen, sind im Anschluß daran dann besser verständlich.

I. Die moderne Seetaktik.

A. Einzelschiffstaktik.

Die natürlichen Gefechtseinheiten des Seekrieges, die Kriegsschiffe, sind, wie schon ausgeführt wurde, mit Offensiv- und Defensivwaffen so ausgestattet, daß sie selbständig ein Gefecht durchführen können. Die Waffen, die ein modernes Kriegsschiff zur Niederkämpfung seines Gegners verwenden kann, sind seine Artillerie und die Torpedowaffe. Die Reichweite der Schiffsartillerie übertrifft heutzutage noch, wie im vorigen Abschnitt näher dargelegt wurde, die der Torpedowaffe. Daraus folgt, daß

der Gefechtsbeginn unter normalen Sichtigkeitsverhältnissen immer ein Artilleriekampf sein muß; ein artilleristisch überlegenes Schiff wird den Artilleriekampf möglichst lange auszudehnen suchen, während der artilleristisch Schwächere ein schnelles Durchlaufen dieser der Artillerie allein vorbehaltenen Zone erstreben wird, um sodann im Kampf mit der Torpedowaffe die artilleristische Überlegenheit seines Gegners auszuschalten und wieder gleiche Verhältnisse zu schaffen. Schon aus diesen Bestrebungen, bestimmte Waffen anzuwenden, folgt, daß die Seegefechte in ständiger Bewegung ausgefochten werden müssen. Ein weiterer Grund dafür ist der, daß die Ruderwirkung, also das Drehvermögen des Schiffes nur ausgenutzt werden kann, wenn Bewegung im Schiff ist. Will man also das eigene Schiff in günstige Stellungen bringen und dabei den Gegner in für ihn möglichst ungünstige Lagen zwingen, so kann dies nur durch geschickte und vollkommene Ausnutzung der Maschinenkraft und der Manövrierfähigkeit geschehen.

Alle im Seegefecht möglichen Gefechtsarten lassen sich nun in vier Hauptgruppen zerlegen; jede dieser vier Gefechtsarten hat spezifische Eigenschaften (Vor- und Nachteile).

1. Kommen zwei Gegner in Sicht, von denen der eine überhaupt einen Kampf vermeiden will, so wird er die Flucht ergreifen, sich zurückziehen, der andere Gegner, der in diesem Fall wahrscheinlich der Stärkere ist, wird das Gefecht suchen, also verfolgen. (Rückzugs- und Verfolgungsgefecht.)

2. Wollen beide Gegner fechten, so werden sie, um ihre Artillerie möglichst günstig auszunutzen, sich die Breitseite zukehren und ungefähr gleiche Kurse steuern, um längere Zeit hindurch ein Feuergefecht zu führen und der eigenen Artillerie günstige Bedingungen (geringe und gleichmäßige Entfernungs- und Richtungsänderung des Zieles) zu verschaffen. (Laufendes Gefecht.)

3. Sind beide Gegner gewillt, bald in den mit allen Waffen auszufechtenden Nahkampf einzutreten, so werden sie aufeinander zudrehen und sich auf geringem Abstand passieren. Nach dem Passieren können beide Schiffe umdrehen und sich nochmals passieren und diese Gefechtsart dann fortsetzen. (Passiergefecht.) Beim Passiergefecht wechseln Entfernungen und Zielrichtung sehr schnell, weshalb es für die Verwendung der Artillerie ungünstig ist.

4. Dieser Nachteil kann indes gemildert werden, wenn beide Gegner, sobald sie sich beim Passieren querab haben, allmählich immer so auf den Gegner zudrehen, daß er in der Querabrichtung bleibt. Beide Schiffe laufen dann auf einem Kreisbogen und befinden sich stets an den Endpunkten ein und desselben Kreisdurchmessers. (Kreisgefecht.)

Beim Rückzugs- und Verfolgungsgefecht, sowie beim laufenden Gefecht steuern die beiden Gegner gleiche, beim Passier- und Kreisgefecht entgegengesetzte Kurse. Natürlich können in ein und demselben Gefecht verschiedene, auch alle vier Gefechtsarten vorkommen; es können aber auch Gefechte mit nur einer dieser Gefechtsarten bis zur Entscheidung durchgeführt werden. So kämpften z. B. die beiden amerikanischen Kreuzer Alabama und Kearsarge am 19. Juni 1864 vor Cherbourg im Kreisgefecht; beide Schiffe kehrten sich ihre Steuerbordseite zu und schlugen Kreise von etwa 500 bis 900 m Durchmesser so lange (siebenmal), bis die Feuerüberlegenheit der Kearsarge die Alabama zum Sinken brachte. Ganz allgemein betrachtet, wird der Verlauf eines Seegefechtes zwischen zwei ungefähr gleichen Gegnern wohl der sein, daß beide Schiffe zunächst im laufenden Gefecht ihre Artillerie gegeneinander abmessen und sich dabei zur Verstärkung der Artilleriewirkung durch etwas konvergierende Kurse allmählich nähern. Das hierbei im Nachteil befindliche Schiff wird, wenn es nicht vorzieht, das Gefecht abzubrechen, durch schärferes Herandrehen zum Passiergefecht übergehen und dabei seine Torpedowaffe mitanwenden. Fühlen beide Gegner nach dem Passieren das Bedürfnis „Atem zu schöpfen," so werden sie zunächst vom Feinde ablaufen, dann wieder auf ihn zudrehen und nochmals passieren; wollen sie den Gegner im Nahkampf festhalten, so werden sie zum Kreisgefecht übergehen. Die Versenkung des Gegners, selbst eines in seiner Bewegungsfähigkeit reduzierten, durch Rammstoß wird im Gefecht zweier Schiffe heute kaum noch denkbar sein, weil der Rammende dabei Gefahr läuft, von einem Torpedo seines Gegners getroffen zu werden.

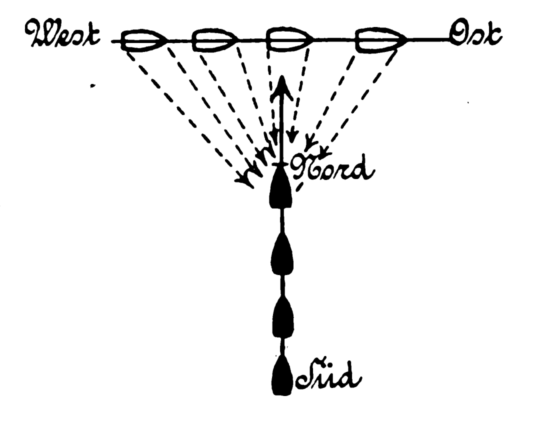
Beim Rückzugsgefecht und bei der schnellen Annäherung ist dasjenige Schiff, welches spitz anläuft oder direkt wegläuft, einem Gegner gegenüber, der nicht so spitz zu- oder abliegt, insofern im Nachteil, als es nur seine Bug- oder Heckartillerie bei diesem spitzen Anlauf oder Rückzug benutzen kann, während der mehr breitseit liegende Gegner seine ganze Breitseitartillerie feuern lassen kann. Die schnellere Annäherung oder Entfernungszunahme kann also nur durch geringere Waffenwirkung während dieses Manövers erkauft werden. Andere Stellungsvorteile als die Breitseitlage einem spitz an- oder weglaufenden Gegner gegenüber sind im Einzelschiffskampf nicht denkbar, wenn man nicht die Stellung zu Wind und Sonne noch als solche gelten lassen will. Behinderung des Zielens durch Wind und Sonnenstrahlen sind die einzigen Rücksichten, die im Seegefecht auf offener See bestimmte Himmelsrichtungen für das eigene Schiff vorteilhafter als andere erscheinen lassen.

Die vorstehende Schilderung eines Seegefechtes zwischen zwei Gegnern ist auf alle größeren Schiffe anwendbar. Ein Kampf von Torpedobooten gegen ein größeres Schiff dagegen wird sich anders abspielen müssen, weil die einzige wirksame Waffe des Torpedobootes der Torpedo ist; seine Artillerie ist lediglich gegen seinesgleichen von einiger Wirkung. Da das Torpedoboot seine Hauptwaffe nur aus verhältnismäßig naher Entfernung mit einiger Treffwahrscheinlichkeit anwenden kann, so wird

es im allgemeinen die Nachtzeit und unsichtiges Wetter wählen, um unbelästigt von der Artillerie des Gegners zum Schuß zu kommen. Das Schiff wird das Torpedoboot durch sein Artilleriefeuer zum Sinken zu bringen versuchen und dazu vor ihm weglaufen, um diese Artilleriewirkung möglichst lange auszudehnen und das Herankommen des Bootes zu verzögern. Ist dazu keine Gelegenheit, so wird vielleicht auch ein Zudrehen auf das Boot und der Versuch es überzurennen, in Frage kommen. Greifen mehrere Boote ein Schiff an, so läßt sich dieses letzterwähnte Auskunftsmittel allerdings nur gegen einen der Angreifer anwenden. Gegen Unterseeboote haben größere Schiffe vorderhand noch kein wirklich brauchbares Schutzmittel; Absuchen des Operationsgebietes durch leichte Streitkräfte ist zur Zeit noch das Sicherste.

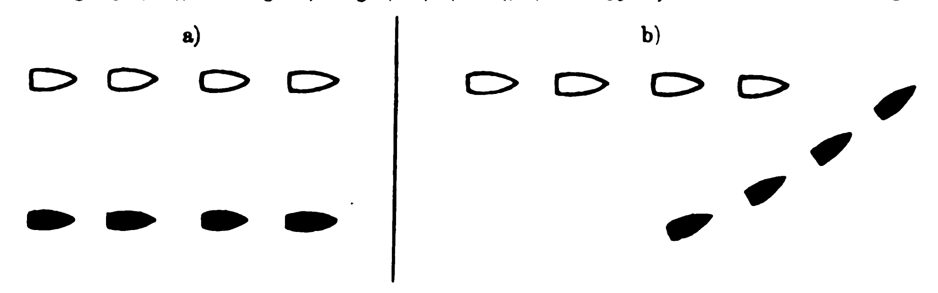
B. Flottentaktik.

Werden mehrere Schiffe zu einem Flottenverband zusammengefaßt, um gemeinsam zu fechten, so treten einige besondere Momente auf, die der Flottentaktik ein vom Einzelschiffskampf abweichendes Gepräge geben. Während im Einzelschiffskampf die Stellung der beiden Gegner zueinander durch einfache Drehung der Schiffe verändert und dadurch die Spitzlage in eine Breitseitlage verwandelt werden kann, können mehrere in einer Linie aufgestellte Schiffe diese Linienrichtung nicht so schnell verändern. Man stelle sich eine ost-westlich liegende Linie von Kriegsschiffen vor, die eine nord-südlich liegende gegnerische Linie beschießt, wie in nebenstehender Skizze angegeben.



Will die ungünstig stehende Nord-Südlinie aus dieser Lage heraus, also die Feuerkonzentration des Gegners auf das nörlichd stehende Flügelschiff vermeiden und gleichzeitig die anderen südlich stehenden Schiffe ins Feuer bringen, so genügt offenbar eine bloße Drehung jeden einzelnen Schiffes nicht dazu, sondern es wird ein Aufmarschieren oder eine Drehung der ganzen Linie nötig. Das ist ein bei weitem zeitraubenderes Manöver als die Einzelschiffsdrehung und kann unter Umständen so lange dauern, daß der günstiger stehende Gegner in dieser Zeit eine entscheidende Feuerüberlegenheit erlangt. Einen solchen „Stellungsvorteil", wie ihn in obiger Skizze die Ost-Westlinie erlangt hat, erstrebt deshalb der Flottentaktiker, während er die ungünstige Stellung, wie sie die Nord-Südlinie in der Skizze einnimmt, für die eigene Flotte zu vermeiden trachtet. Das in der Seetaktik übliche Wort „Stellungsvorteil" darf nicht zu der Annahme verleiten, daß es sich um stillliegende Schiffe

handelt. Es ist aber klar, daß für zwei nebeneinanderherfahrende Schiffe oder Flotten, deren Flügelschiffe auf gleicher Höhe stehen (siehe Skizze a), die also beide in gleich



günstiger taktischer Lage sich befinden, die ganze Situation ähnlich der ist, wie wenn die Schiffe oder Flotten stilliegen würden: Richtung und Abstand des Gegners bleiben, solange keine Fahrtüberlegenheit auf einer Seite vorhanden ist, gleich. Ist der eine Gegner schneller, so kann er diese Eigenschaft ausnutzen, um eine vorliche „Stellung" einzunehmen, die also allmählich in die vorerwähnte sogenannte T=Stellung übergehen würde, wenn die andere Partei kein Gegenmanöver ausführt. Diese Verschiebung der gegenseitigen Stellungen wird aber nur sehr langsam, entsprechend dem Geschwindigkeitsüberschuß des einen Gegners stattfinden. Kann die eine Flotte z. B. 15, die andere 16 Seemeilen in der Stunde laufen, so gewinnt die schnellere Flotte in einer Stunde nur einen Vorsprung von einer Seemeile (1852 m).

Dieses in obiger Skizze b) schematisch angedeutete Manöver zur Gewinnung eines taktischen Stellungsvorteils wurde z. B. in der Seeschlacht bei Tsushima am 28. Mai 1905 von der japanischen Flotte der durch alte langsame Schiffe in der Geschwindigkeit stark behinderten russischen Flotte gegenüber mehrmals angewandt. Das Gegenmanöver der Russen bestand darin, daß sie immer, wenn die japanische Flotte die russische Spitze fast umfaßt hatte, kehrtmachten (d. h. jedes Schiff für sich, so daß das letzte Schiff dann Spitzenschiff wurde) und nun ihrerseits versuchten, die japanische Queue zu umfassen. Dadurch zwangen sie die Japaner, auch kehrtzumachen und nun den Versuch der Spitzenumfassung zu erneuern. Dieses Spiel wiederholte sich, wie erwähnt, während des Gefechts mehrere Male. Bei der erheblich überlegenen Verbandsgeschwindigkeit der Japaner ging das Aufdampfen verhältnismäßig rasch vonstatten. Im allgemeinen wird man aber bei modernen Flotten ziemlich gleiche Geschwindigkeiten voraussetzen müssen; in diesem Falle wird es also schwierig sein, durch Aufdampfen die Spitzenumfassung, die bei Tsushima so leicht gelang, zu erreichen. Dann ist es erwünscht, wenn die eigene Flotte gleich bei Beginn des Gefechtes eine vorteilhafte „Anfangsstellung" einnimmt. Der taktischen Aufklärung kurz vor dem Gefechtsbeginn durch die Kreuzer wird die Aufgabe zufallen, diese günstige Anfangsstellung durch gute Nachrichten über die feindlichen Bewegungen und durch Verschleierung der Bewegungen des eigenen Gros zu ermöglichen; ein anderes Mittel, während des

Gefechtes die vorliche Stellung zu erlangen, ist das „Abkämmen" der feindlichen Spitze. Die Japaner schossen z. B. gleich in der ersten Gefechtsphase das russische Spitzenschiff so zusammen, daß es ausfiel; das war also gleichbedeutend mit einem Gewinn von etwa 500 m in vorlicher Richtung. Ferner läßt sich diese vorteilhafte Flügelumfassung durch Verbände besonders schneller Schiffe erreichen, die jene Umfassung ausführen, während die Schlachtschiffsgros sich im laufenden Gefecht befinden. Die modernen Linienschiffskreuzer, die hohe Geschwindigkeit mit erheblicher Gefechtsstärke vereinigen, eignen sich besonders zur Bildung solcher „schnellen Divisionen".

Der Armeeoffizier wird die Analogie des taktischen Stellungsvorteils im Seegefecht mit der „schiefen Schlachtordnung", wie sie beispielsweise in der Schlacht bei Leuthen von Friedrich dem Großen angewandt wurde, ohne weiteres erkennen.

Alles bisher über den Flottenkampf Gesagte bezieht sich auf den Kampf der Linienschiffsgros, die, wie bereits früher angedeutet, heutzutage meist in einfacher Kiellinienformation fechten werden, weil eine solche Gefechtsordnung die artilleristische Breitseitarmierung aller Schiffe unmaskiert am besten zur Wirkung kommen läßt. Daß es taktisch vorteilhaft ist, in dieser Kiellinie die einzelnen Schiffe möglichst aufgeschlossen zu halten („geschlossen zu fahren"), folgt daraus, daß eine solche geschlossene Linie auf demselben Raum mehr Offensivkraft vereinigt als eine weniger geschlossen fahrende. Aus demselben Grunde wäre es auch unvorteilhaft, schwächere Schiffe, etwa Kreuzer, in die Gefechtslinie einzustellen; die Gefechtskraft der Linie würde dadurch geschwächt. Die in die Gefechtslinie aufzunehmenden Schiffe müssen „Linienschiffsqualität" besitzen. Dessenungeachtet wird jeder Flottenchef aber die Nichtlinienschiffe, also die Kreuzer und Torpedoboote seiner Flotte, deren Haupttätigkeitsgebiet allerdings durch die diesen Fahrzeugen zufallenden Sonderaufgaben bestimmt ist, doch auch am Entscheidungskampf in einer ihrem Typ entsprechenden Weise teilnehmen lassen. In der Schlacht bei Tsushima kämpften die Kreuzer beider Flotten miteinander auf besonderem Gefechtsfeld, während die Torpedoboote der Japaner — die der Russen traten kaum in Aktion —, wie schon erwähnt, im Anschluß an den Linienschiffskampf Nachts in Tätigkeit gesetzt wurden. Eine andere Verwendung der Kreuzer im Gefecht ist die Verstärkung der exponierten Linienschiffsflügel (insbesondere Aufgabe der Panzerkreuzer) und Abwehr der feindlichen Torpedoboote vom eigenen Gros. Letzteres ist Aufgabe der kleinen Kreuzer, die sich bei ihrer geringen Offensiv- und Defensivstärke nicht gut in den Kampf der Linienschiffe einmischen können, wenn sie auch in Sonderfällen selbst weit überlegenen Schiffstypen gegenüber von ihrer Torpedowaffe Gebrauch machen werden; sie übernehmen dann gewissermaßen die Aufgabe und Gefechtsweise der Torpedoboote. Die Torpedoboote in der Tagschlacht in geeigneten Momenten zur Verwirrung der gegnerischen Manöver oder bei günstiger Angriffsposition zum Schuß zu bringen, wird heutzutage, angesichts des Fehlens des früher den Angriff deckenden Pulverrauchs, schwierig sein. Deshalb werden die Torpedo-

boote wohl hauptsächlich Nachts — vor oder nach der Entscheidungsschlacht — in Verbindung mit den Aufklärungsschiffen gegen das feindliche Gros in Tätigkeit treten und auf günstigsten Erfolg rechnen können.

Weil die Nacht und unsichtiges Wetter die Verwendung der Torpedobootsstreitkräfte so wesentlich begünstigen, sind solche Wetterverhältnisse für den Flottenkampf ungünstig. Auch die Japaner brachen am Abend des 28. Mai 1905 den Schiffskampf ab; die japanischen Linienschiffe und Kreuzer machten das Operationsgebiet frei für die Torpedoboote, weil sonst Verwechslungen zwischen Freund und Feind möglich gewesen wären. Jedes größere Schiff wird in Kriegszeiten ein sich Nachts näherndes Torpedoboot als feindliches behandeln müssen, wenn es sich nicht der Gefahr, durch einen Torpedo abgeschossen zu werden, aussetzen will. Diese Notwendigkeit erkannten nach der berüchtigten „Heringsschlacht auf der Doggerbank“ selbst englische Autoritäten an und gaben zu, daß die russische Flotte berechtigt war, unbekannte Torpedoboote, wenn solche sich bei der Fischerflotte befunden hätten, zu beschießen. Diese Sachlage erschwert also ein Zusammenwirken von Torpedobooten und großen Schiffen bei Nacht außerordentlich; Erkennungssignale können nachgeahmt werden, und die Torpedoboote sind sich in Bauart und äußerem Aussehen alle so ähnlich, daß die Unterscheidung der eigenen Boote auf genügend weiten Entfernungen normalerweise kaum möglich ist. Nachts wird sich eine Flotte daher am besten durch einen Gürtel von leichten Fahrzeugen gegen Torpedoboote sichern und ohne Lichter („abgeblendet“) fahren, um den feindlichen Booten das Auffinden zu erschweren. Bei einem Flotten-Nachtkampf würden die artilleristisch kämpfenden Linienschiffe willkommene gut markierte Zielpunkte für die gegnerischen Torpedoboote darstellen; deshalb werden solche Nachtkämpfe vermieden werden.

Die für den Einzelschiffskampf möglichen Gefechtsarten sind auch im Flottenkampf anwendbar. Wie die Seeschlachten des russisch-japanischen Krieges zeigen, wird das laufende Gefecht mit allmählicher Annäherung beider Flotten wegen der dabei günstigsten Artillerieausnützung die Regel bilden. Man nimmt heutzutage an, daß ein solches Artilleriegefecht die taktische Entscheidung bringen kann. Anderseits ist es aber nicht ausgeschlossen, daß auch ein modernes Seegefecht nach hartnäckigem Formationskampf mit einem „Schiffsgemenge“ (Mêlée) und Einzelkämpfen der mehr oder weniger havarierten Gefechtseinheiten enden kann, wie ja auch die havarierten russischen Schiffe bei Tsushima noch fortfuhren, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, so lange und so gut es eben ging.

II. Die moderne Seestrategie.

Das Seegefecht, dessen innerer Mechanismus oben in großen Zügen geschildert wurde, ist, als Ganzes betrachtet, das sicherste Mittel, den Kriegszweck zu erreichen. Ist die feindliche Flotte unschädlich gemacht, so ist die „Seeherrschaft“ erlangt; d. h.

die eigene See- und Landstreitmacht können nun diese Herrschaft über die See dazu ausnutzen, die bisher durch die feindliche Flotte gedeckten strategischen Werte des Gegners unmittelbar zu bedrohen. Weil diese Erlangung der Seeherrschaft ein so bedeutsames Moment in der Seekriegführung darstellt, hat man sie für eine theoretische Übersicht über die Seekriegsoperationen als Hauptmerkmal benutzt und teilt also die Seekriegsoperationen ein in solche, welche die Erlangung der Seeherrschaft zum Ziel haben, und solche, deren Zweck die Ausnutzung einer erlangten Seeherrschaft ist.

Wenn man die Friedensstrategie als außerhalb des hier zu besprechenden Stoffgebietes liegend ansieht, so würde man etwa folgende Reihenfolge der Operationen als die natürlichste bezeichnen können:

A. Operationen zur Erlangung der Seeherrschaft.

1. Bereitstellung und Aufmarsch der Seestreitkräfte;
2. Aufsuchen der gegnerischen Flotte einschl. Aufklärung;
3. das Gefecht;
4. die Kriegsblockade als Ersatzmittel für das Gefecht.

B. Operationen zur Ausnutzung der Seeherrschaft.

5. Die Invasion;
6. der Kampf gegen Küstenbefestigungen;
7. die „indirekte" Seekriegführung:
   a) der Kreuzerkrieg,
   b) die Handelsblockade.

Ein Standard-Werk über die Seestrategie — nach Art des „Clausewitz" — gibt es zur Zeit, auch in der englischen und französischen Fachliteratur, noch nicht. Es soll deshalb die obige, dem hier vorliegenden Zweck genügend Rechnung tragende Einteilung der Hauptseeoperationen der nachstehenden Betrachtung über moderne Seestrategie zugrunde gelegt werden. Einige in der Theorie der Seekriegführung übliche technische Ausdrücke müssen vorher noch kurz erläutert werden.

Durch das 1890 erschienene Werk des amerikanischen Seekriegshistorikers, Captain (jetzigen Admirals) A. T. Mahan, betitelt: The Influence of Sea Power upon History, (in deutscher Sprache erschienen unter dem Titel: „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte"), ist der Begriff „Sea Power" populär geworden. Die wörtliche Übersetzung „Seemacht" muß zu der falschen Annahme führen, daß darunter „die Flotte" zu verstehen ist. Das ist unrichtig; Mahan will das Wort als Seegewalt, Mächtigkeit zur See, Seegeltung aufgefaßt wissen. Die Grundlagen für diesen Zustand der Seegeltung sind eine ganze Reihe von Faktoren, darunter allerdings auch eine starke Flotte. Außerdem zählt Mahan aber noch auf: geographische

Verhältnisse, z. B. eine die Seeschiffahrt begünstigende Küstenentwicklung, ferner Volkseigenschaften, die zur Entwicklung der Seeschiffahrt neigen, Kolonialbesitz, ein ausgedehnter Seehandel, eine diese Handelsbestrebungen fördernde Regierungsgewalt u. a. m. Diese Sea Power äußert sich nicht nur in kriegerischer Tätigkeit, sondern auch durch den latenten Druck (the silent pressure of Sea Power), den die bloße Furcht vor kriegerischen Verwicklungen auf andere Rivalen, deren Sea Power schwächer ist, ausübt.

Der Ausdruck „Sea Power", Seegeltung, darf nicht mit dem gleichfalls der theoretischen Seestrategie eigentümlichen technischen Ausdruck „Seeherrschaft" verwechselt werden. England z. B. besitzt jetzt, im Frieden bereits, eine überragende Sea Power; eine „Seeherrschaft" würde es erst in einem Kriege erlangen, wenn es die feindliche Flotte unschädlich gemacht hätte, so daß die See für englische Kriegs- und Handelsschiffe ohne Gefahr zu befahren wäre. Eine solche „Seeherrschaft" kann absolut, aber auch räumlich oder zeitlich beschränkt vorhanden sein. In diesen Fällen ist die Benutzung des Meeres nur beschränkt möglich, was aber für manche Kriegslagen ausreicht. Den Japanern z. B. genügte 1904 zunächst die auf die koreanischen Gewässer beschränkte Seeherrschaft, um ihre ersten Truppen auf das Festland zu werfen; später dehnten sie die Seeherrschaft auf die Gewässer um Port Arthur aus, wodurch sie Landungsplätze gewannen, die dem mandschurischen Kriegsschauplatz näher lagen.

Ein Begriff, der in der Seestrategie eine besondere Erklärung erforderlich macht, ist auch noch jener der „Offensive und Defensive". Das Fehlen von Deckungen auf dem Meere verändert die Kennzeichen der taktischen Defensive zur See. Man hat als Kennzeichen der letzteren das Abwarten des Angriffs hingestellt; der „Angreifer", der näherkommen will, muß, wie früher dargelegt, die Annäherung mit Verlust von Stellungsvorteil und Waffenwirkung erkaufen; wer demnach diese „schwächere" Form des Gefechtes nicht wählt, vermeidet diese Nachteile, benutzt also die „stärkere" Kampfform. Zweckmäßiger wäre es vielleicht, als Kriterium der Defensive zur See das Benutzen von nicht in der Streitmacht selbst liegenden Stärkemomenten, wie Wetter-, Küsten-, Sichtigkeitsverhältnisse, Anlehnung an Küstenwerke u. a. m., Faktoren, die der Geländebenutzung an Land entsprechen, zu bezeichnen. Diesenfalls würde also der Verteidiger die Verstärkung seiner Gefechtskraft durch äußere Momente mit der Bindung an diese stärkenden Faktoren erkaufen, während der Angreifer, der jene Rücksicht nicht zu nehmen hat, frei über Zeit und Ort des Angriffs verfügen kann. Jedenfalls folgt aus diesen Betrachtungen, daß die Begriffe der Offensive und Defensive zu Lande nicht ohne weiteres auf die Seeverhältnisse übertragen werden dürfen.

Schließlich wären noch unter den die Seekriegführung in eigentümlicher Weise beeinflussenden strategischen Grundbegriffen die kriegsrechtlichen Verhältnisse zu erwähnen. Da, wie früher ausgeführt, mit der Vernichtung der feindlichen Flotte und

selbst nach Niederkämpfung seiner Küstenwerke das Innere des feindlichen Landes der siegreichen Seemacht unzugänglich bleibt, so hat die Tradition einen Ersatz für den Druck auf die feindliche Volkswirtschaft, den ein siegreiches Heer durch Besetzung feindlichen Gebietes auszuüben vermag, in dem Seebeuterecht geschaffen. Auch eine „reine Seemacht", die nicht über Landstreitkräfte verfügt, kann demnach einen entscheidenden Seesieg durch Vernichtung oder Wegnahme des feindlichen Staats- und Privateigentums auf See ausnutzen. Abweichend vom Landkriegsrecht ist also auch das feindliche Privateigentum — auf feindlichen Schiffen — Gegenstand der Wegnahme. Allerdings darf diese Wegnahme heutzutage nur von Kriegsschiffen oder zu Kriegsschiffen umgewandelten Handelsschiffen erfolgen, nicht aber von Kapern, d. h. Handelsschiffen, die, zwar autorisiert von einer kriegführenden Macht, aber für eigenen Gewinn feindliche Handelsschiffe wegnehmen, wenigstens nicht in Kriegen zwischen Staaten, die der Pariser Deklaration von 1856 beigetreten sind. Auch die neutralen Staaten müssen sich während eines Seekrieges gewisse Handelsbeschränkungen im Interesse der kriegführenden Parteien gefallen lassen, soweit die Erreichung des Kriegszweckes sonst in Frage gestellt wäre; sie dürfen diesen Parteien keine Konterbande zuführen und müssen eine über feindliche Häfen von einer kriegführenden Partei verhängte Blockade respektieren. Anderseits sind die kriegführenden Parteien gebunden, in neutralen Gewässern keine Kriegshandlungen vorzunehmen. Im allgemeinen genießen also die kriegführenden Parteien im Seekriege größere Vorrechte als in einem Landkriege. Allerdings kann durch den Druck eines oder mehrerer seemächtiger neutraler Staaten eine tatsächliche Beschränkung dieser allgemeinen Rechte erzielt werden, wie z. B. die Japaner im Russisch-Japanischen Kriege 1904/05 ihre Kriegshandlungen auf die ostasiatischen Gewässer beschränkten und Italien sich anfangs gleiche Beschränkungen im Kriege um Tripolis, dem Handelsinteresse seemächtiger Neutralen zuliebe, auferlegte.

Die Kenntnis vorstehend erwähnter Grundverhältnisse ist zum Verständnis seestrategischer Operationen Vorbedingung. Diese Operationen sollen jetzt kurz charakterisiert werden.

1. Bereitstellung und Aufmarsch der Seestreitkräfte.

Während sich die Bereitstellung und Zusammenziehung der Landstreitkräfte der Regel nach innerhalb der Grenzen des eigenen Landes und somit, zunächst jedenfalls, in verhältnismäßiger Sicherheit vollziehen, müssen die Seestreitkräfte an der Landesgrenze, in den zwar durch verschiedene Sicherheitsmaßnahmen geschützten, doch aber feindlichen Angriffen unmittelbar ausgesetzten Kriegshäfen bereitgestellt und sodann auf dem Seewege, d. h. also einem meist auch dem Gegner zugänglichen Gebiet, zu einem Flottenverbande vereinigt werden. Es ist daher schon im allerersten Stadium des Seekrieges dem Gegner Gelegenheit geboten, die Bereitstellung und den Zusammenschluß der feindlichen Gefechtseinheiten zu hindern. Die englische Seestrategie

namentlich hat mit Vorliebe diese Art der Kriegführung bevorzugt und z. B. während der Napoleonischen Kriege die französischen Invasionsabsichten dadurch gestört, daß sie durch Blockade der französischen Ausrüstungshäfen, besonders der Haupthäfen Toulon und Brest, die Vereinigung der französischen Teilflotten zu gemeinsamer Operation im Kanal und die Gewinnung der Seeherrschaft daselbst verhinderte.

2. Aufsuchen der feindlichen Flotte einschließlich Aufklärung.

Ist die Einschließung oder sonstige Unschädlichmachung der Seestreitkräfte einer Partei während der Bereitstellungs- und Aufmarschperiode nicht erfolgt, so muß die eine Partei die andere oder beide Parteien sich gegenseitig aufsuchen, um zu einer Entscheidungsschlacht zu kommen. Das Aufsuchen der gegnerischen Flotte fern von den eigenen Häfen und Retablissementsorten setzt immer eine Überlegenheit oder mindestens Gleichheit der Kräfte, wenigstens nach Annahme der das Aufsuchen betreibenden Flotte, voraus. Stark unterlegene Seestreitkräfte werden in strategischer Defensive verharren und dazu, wenn nicht unmittelbare Anlehnung an Küstenwerke, so doch die Nähe schützender Heimatshäfen vorziehen. Das Aufsuchen des Feindes kann aus den verschiedensten Gründen erforderlich werden, z. B. auch, um dem Gegner die Seeherrschaft in Gebieten zu entreißen, in welchen er sie zu sekundären Operationen, wie Truppenlandungen, ausnutzt. Aus diesem Grunde mußten die Russen 1904 ihre Flotten aus den europäischen Heimatshäfen nach Ostasien entsenden. Jene Fahrt des Rojestwenskischen Geschwaders läßt auch die mit solchem Kriegsmarsch auf dem Meere verbundenen weiteren strategischen Probleme erkennen: die Notwendigkeit, sich auf dem Marsch gegen feindliche Angriffe, namentlich von Torpedobooten, zu sichern, Stützpunkte für Kohlen- und sonstige Ausrüstungsergänzungen und Troßfahrzeuge bereitzustellen, das Aufklärungs- und sonstige Nachrichtenwesen zu organisieren, die Flotte in der Nähe des Feindes in gefechtsbereitem Zustand zu halten und über Stellung, Anmarsch und Formation des Gegners rechtzeitig unterrichtet zu werden.

Die **Aufklärung** ist im allgemeinen Aufgabe der Kreuzer, denen entweder zum Ersatz fehlender Kreuzer, oder um Angriffsgelegenheiten auszunutzen, Torpedoboote beigegeben werden können. Handelt es sich um „strategische" Aufklärung, also Beobachtung des Feindes fernab vom eigenen Gros, z. B. in einer navigatorischen Enge wie der Straße von Gibraltar, um eine Flotte über den Eintritt einer feindlichen Flotte in das Operationsgebiet (Mittelmeer) zu benachrichtigen, so wird die Aufklärungsstreitmacht einen Rückhalt von möglichst schnellen Schlachtschiffen nicht entbehren können. Auch bei der „taktischen" Aufklärung braucht die Aufklärungslinie, die wie ein Schirm vor dem Flottengros fährt, wenigstens an einzelnen Punkten Gefechtseinheiten von einiger Gefechtsstärke (Panzerkreuzer), die gewaltsame Rekognoszierungen, also das Durchstoßen feindlicher Aufklärungslinien, ermöglichen und gleichzeitig die Aufrechterhaltung der eigenen Aufklärungsformation auch bei Angriffen

feindlicher gefechtsstarker Schiffe durchzusetzen vermögen. Der Abstand der einzelnen Schiffe in einer Aufklärungslinie richtet sich nach den Sichtigkeitsverhältnissen und dem zu überwachenden Gebiet. Die Nachrichten über den Feind können aus der Aufklärungslinie entweder durch eine Verbindungskette von Schiffen zwischen Aufklärungslinie und Gros oder, falls eine Rücksichtnahme auf feindliche Störungen unnötig erscheint, auf funkentelegraphischem Wege dem Gros übermittelt werden. Handelt es sich um Beobachtung eines bestimmten Seegebietes, wie z. B. einer navigatorischen Enge, so wird die sonst im allgemeinen bewegliche, also in der Marschrichtung des Gros sich vorschiebende Aufklärungslinie in eine feste Vorpostenlinie übergehen. Ob in letzterer die einzelnen Beobachtungsfahrzeuge stilliegen oder in Fahrt bleiben, oder ob einzelne Fahrzeuge als feste Punkte dienen, zwischen denen andere Fahrzeuge auf- und abpatrouillieren, wird von den Umständen des Einzelfalls (Art des erwarteten Gegners, Wetter- und Seeverhältnisse) abhängen.

3. Das Gefecht.

Die innere Technik des Gefechtes, d. h. die Gefechtstaktik, ist schon besprochen werden; hier handelt es sich deshalb nur um die Stellung des Seegefechtes als Ganzes im Rahmen der übrigen Seekriegsoperationen. Da es, wie eingangs erwähnt, — abgesehen von den Aufmarschbewegungen von Flottenteilen, die aus ihren Ausrüstungshäfen sich zusammenschließen wollen — Gründe für ein „Getrenntmarschieren" zur See nicht gibt, so fallen damit auch (immer mit der oben erwähnten Ausnahme) die in der Landkriegführung einen so breiten Raum einnehmenden Versuche, im Laufe der Kriegsoperationen Teile der feindlichen Streitkräfte vor ihrer Vereinigung mit anderen gesondert zum Gefecht zu stellen, fort. Ein Seekrieg wird daher selten mehrere größere Schlachten hintereinander, sondern meist eine einzige Entscheidungsschlacht mit allen Kräften bringen. Wollen beide Parteien, in der Annahme, dem Gegner gewachsen zu sein, schlagen, so werden sich die Gefechtseinheiten jeder Partei, soweit es irgend möglich ist, zusammenschließen, und die Gesamtstreitmassen beider Parteien werden sich dann magnetisch anziehen, um ihre Kräfte entscheidend abzumessen. Die schwächere Flotte allerdings wird eine hinhaltende Kriegführung so lange vorziehen, bis es ihr gelungen sein wird, die überlegene feindliche Flotte durch kleinkriegartige Unternehmungen, nächtliche Torpedoboots- und Unterseebootsangriffe, Minenkrieg wie bei Port Arthur u. a. m., zu dezimieren oder zu falschen strategischen Maßnahmen, z. B. Entsendungen, zu verleiten, die der schwächeren Flotte die Möglichkeit eines Erfolges verschaffen. Die Ansicht, daß solcher Kleinkrieg allein die Kriegsentscheidung zu bringen vermöge, ist im Seekriege ebensowenig wie im Landkriege zutreffend, wenigstens nicht für solche Kriege, bei denen es sich um die nationale Existenz oder um die nationale Wohlfahrt wesentlich beeinflussende Kriegsobjekte handelt, weil solche Mittel des Kleinkrieges, deren Wirksamkeit an bestimmte be-

schränkende Vorbedingungen gebunden ist, im strategischen Sinne defensiven Charakter tragen, also keine Offensivdrohung darstellen, die allein geeignet ist, den Willen des Gegners unter den unsrigen zu zwingen.

4. Die Kriegsblockade.

Ist das die endgültige Kriegsentscheidung bringende Entscheidungsgefecht nicht zu erreichen, weil der Gegner sich nicht zur Schlacht stellt, sondern im Schutze seiner Hafenbefestigungen die Rolle einer „fleet in being“*) spielt, d. h. durch sein bloßes Vorhandensein den Feind von sekundären Operationen, wie Landungen, abhalten will, so wird die stärkere Flotte versuchen müssen, durch Blockierung der gegnerischen Seestreitkräfte in ihren Häfen deren Wirkungsbereich einzuschränken, sei es, um sie bei einem Auslaufen alsbald zur Schlacht zu stellen — also als bequemste Art der Fühlungnahme —, sei es, um die feindliche Flotte abzuhalten, sekundäre Operationen, d. h. solche, die zur Ausnutzung der Seeherrschaft dienen, auszuführen. Die durch eine Blockade zu erreichende Seeherrschaft ist also keine unbedingte, wie nach einer Entscheidungsschlacht, sondern der Blockierende hat diese Entscheidung noch vor sich, er „eskomptiert“ sie aber gewissermaßen bereits, weil er sich so stark fühlt, daß er einen günstigen Schlachtenausgang für gewiß hält.

Bei jeder Kriegsblockade handelt es sich um Beobachtung eines Hafenausgangs, einer Flußmündung oder einer navigatorischen Enge, hinter denen sich eine gegnerische Kriegsflotte decken will. Es wird also die Auseinanderziehung von Streitkräften zu einem Kordon, einer Vorpostenlinie, erforderlich, hinter der dann das kampfkräftige Linienschiffsgros der Blockadeflotte als eigentliche Kampfdrohung steht. Die einzelnen Fahrzeuge der „Blockadelinie“ werden stets vom Feinde massiert angegriffen werden können; auch wenn der Tiefgang dieser in engen Gewässern postierten Blockadefahrzeuge nicht beschränkt wäre, würde somit doch die Zusammensetzung der Blockadelinie aus gefechtskräftigen, also strategisch und taktisch wertvollen Gefechtseinheiten fehlerhaft sein, weil sie feindlichen Torpedobootsstreitkräften zu leicht zum Opfer fallen könnten. Am besten werden seefähige Torpedoboote, die vermöge ihrer Torpedos auch größeren Schiffen gegenüber über eine tödliche Waffe verfügen, anderseits aber in großen Mengen zur Verfügung stehen und verhältnismäßig am wenigsten kostbar sind, als Blockadelinien-Fahrzeuge geeignet sein. Um diesen wenig gefechtskräftigen Einheiten einen Rückhalt zu geben, der bei Angriffen auf die Blockadelinie, aber auch bei Durchbruchsversuchen zum Fühlungaufnehmen mit den durchgebrochenen feindlichen

*) Dieser Ausdruck, wörtlich übersetzt: „Flotte im Vorhandensein“, stammt aus einem Bericht des englischen Flottenchefs Herbert Earl of Torrington, der sich nach der für ihn ungünstig verlaufenen Seeschlacht bei Beachy Head am 10. Juli 1690 vor Tourvilles Flotte in die Themse zurückzog und diesen Rückzug damit rechtfertigte, daß er dadurch, daß er seine **fleet in being** halte, die Franzosen an Ausnutzung ihres Sieges hindere.



Streitkräften rechtzeitig zur Stelle ist, werden in geringem Abstand hinter der Blockadelinie in der Regel Unterstützungsgruppen aufgestellt werden, deren Zusammensetzung sich nach der Stärke der zu erwartenden Angriffe und Durchbruchsversuche richtet; Linienschiffe werden indes nur ausnahmsweise darin enthalten sein, um dieses kostbarste Seekriegsmaterial nicht bei Ausbrüchen feindlicher Torpedoboote zu gefährden. Diese mögliche Gefährdung der Linienschiffe ist auch der Grund dafür, daß das Blockade-Gros nicht unmittelbar die Unterstützung der Blockadelinie übernehmen, sondern sich in weiterer Entfernung vom blockierten Hafen, Nachts meist in Fahrt und abgeblendet, aufhalten wird. Der Blockierte wird die für überraschende Angriffe und Durchbruchsversuche für ihn günstige Nachtzeit für solche Operationen bevorzugen; die Nachtstellung der Blockadeschiffe ist deshalb die wichtigere. Die Tagstellung ist als Erleichterung im Verhältnis zum nächtlichen Blockadedienst aufzufassen.

Je nach der näheren oder entfernteren Stellung des Blockade-Gros hinter der Blockadelinie unterscheidet man verschiedene Blockadearten. Der verstorbene englische Admiral Colomb hat eine in der Theorie der Seekriegführung heute vielbenutzte Einteilung in Beobachtungs-, Bewachungs- und Einschließungsblockade gegeben. Bei der Beobachtungsblockade wird dem Blockierten der weiteste Spielraum gelassen; das Blockade-Gros befindet sich weit ab vom Blockadegebiet in sicherer Stellung, womöglich im Heimatshafen, und die Aufgabe der Blockadefahrzeuge besteht lediglich in der Benachrichtigung des Gros über die Bewegungen der ausgelaufenen feindlichen Schiffe. Die Bewachungsblockade ist der Wirkung nach stärker, dafür aber auch für das Blockade-Gros gefährlicher und beschwerlicher, weil es bei dieser Blockadeform näher an der Blockadelinie stehen muß, um den Gegner nach dem Auslaufen alsbald zur Schlacht zwingen zu können. Die Einschließung, bei der die Blockadeflotte so stark und so dicht vor dem blockierten Hafen steht, daß der Gegner an ein Auslaufen nicht denken kann, oder, wenn er es doch wagt, der sicheren Vernichtung dicht vor dem Hafen anheimfällt, ist die schärfste Blockadeform.

Die Blockade muß kriegstechnisch als eine zusammengesetzte Operation angesehen werden. Die Möglichkeit einer Blockade in einem bestimmten Fall hängt somit davon ab, ob die Einzeloperationen, aus denen sich die Gesamtblockadeoperation zusammensetzt, in jenem Fall durchführbar sind. Das Auslegen einer für die Beobachtung des Hafenausgangs genügenden Blockadelinie, Sicherung der Fühlungnahme mit ausgebrochenen Streitkräften, Halten der Fühlung, bis das Gros herangeführt ist, Aufrechterhaltung der Nachrichtenverbindung zwischen Fühlunghaltern und Gros, das rechtzeitige Heranführen des Gros, die Sicherung des Blockade-Gros gegen Torpedoboots- oder Unterseebootsangriffe des Gegners, die Möglichkeit der Ausrüstungsergänzung der Blockadeflotte, das sind die Einzelprobleme, vor die sich der Chef einer Blockadeflotte gestellt sieht.

Von Bedeutung bei längeren Blockaden ist der Besitz eines Stützpunktes für die

Blockadeflotte in der Nähe des Blockadegebietes; namentlich die kleineren Fahrzeuge bedürfen solcher möglichst nahe gelegenen Ruhe- und Retablissementspunkte sehr. Hat also die Friedensstrategie nicht schon vorgesorgt, so wird der Errichtung der Blockade die Besitzergreifung eines solchen Stützpunktes vorangehen müssen. Auch die Verbindung dieses Stützpunktes mit der Heimat durch rechtzeitige und möglichst regelmäßige Fahrten von Troßschiffen ist eine wichtige Aufgabe für den Blockierenden.

Die Blockade von Port Arthur 1904 ist nach den soeben skizzierten Grundsätzen geleitet worden; bei der Blockade von Santiago de Cuba 1898 konnte die amerikanische Blockadeflotte sich in eine im Halbkreis vor dem Hafenausgang postierte Blockadelinie auflösen, ohne daß ein besonderes Gros dahinterstand, weil die blockierten vier Kreuzer und zwei Torpedoboote Cerveras der Blockadeflotte gegenüber als so schwach angesehen werden konnten, daß auch bei dieser Blockadeform rechtzeitige Unterstützung der einzelnen Blockadeschiffe bei einem Ausbruch des Gegners gesichert schien.

Handelt es sich um so lange Blockadelinien, daß die leichten Fahrzeuge des Blockierenden zu ihrer Besetzung nicht ausreichen, so kann auch durch Werfen von Minen in Teilen der Ausgänge dem Feinde die Ausfahrt erschwert und dadurch der Blockadeflotte eine Erleichterung verschafft werden.

5. Die Invasion.

Ist die Seeherrschaft durch eine Entscheidungsschlacht oder wirksame Blockierung der feindlichen Flottenteile, die eine sekundäre Operation stören könnten, errungen, so bildet das sicherste Mittel, den Gegner auf die Knie zu zwingen, die Invasion seines Territoriums durch Landtruppen, also die Ansetzung des Landkrieges im feindlichen Gebiet. Ohne wenigstens beschränkte Seeherrschaft, die das unbelästigte Überführen der Truppentransportschiffe und der die rückwärtige Verbindung später aufrechterhaltenden Transporte gewährleistet, sind Invasionen nicht ausführbar. Napoleon I., der nur für kurze Zeit die Seeherrschaft im Kanal erringen wollte, um seine in Boulogne und den benachbarten Küstenorten bereitgestellten 100 000 Mann nach England hinüberzuwerfen, scheint bei diesem Plan auf die Aufrechterhaltung einer dauernden Verbindung der Invasionsstreitmacht mit Frankreich verzichtet zu haben. Aber die Seeherrschaft konnte er nicht entbehren; an der Unmöglichkeit, sie zu erringen, scheiterte der ganze gigantische Plan und letzten Endes Napoleon selbst.

Auch die Invasionsunternehmung besteht aus verschiedenen Einzeloperationen, deren Ausführbarkeit im einzelnen Falle die Möglichkeit der Gesamtoperation bestimmt. Die Invasionstruppen sind in der erforderlichen Stärke und Zusammensetzung an die Einschiffungsorte zu bringen; die für die Überführung nötigen Dampfer sind an diesen Orten bereitzustellen und einzurichten, Quaiflächen freizumachen; die Einschiffung und die Unterbringung der Truppen, Pferde, Fahrzeuge und Ausrüstung

sind zu regeln und auszuführen; sodann müssen die Transportdampfer aus den Häfen herausgebracht, auf der Überfahrt gegen feindliche Angriffe gesichert, die Fahrordnung geregelt und schließlich die Landungsstelle ausgesucht, die Ausschiffung durch Boote und Prähme nebst Schleppdampfern vorgenommen, die Verbände an Land formiert und die Landung durch die Schiffsartillerie, wenn erforderlich, gedeckt, die Dampfer während der Ausschiffung gegen feindliche Unternehmungen, namentlich durch nächtliche Torpedoboots- und Unterseebootsangriffe, geschützt werden. Die Organisation einer Nachschubsverbindung des Operationsgebietes mit den Heimatshäfen wird meist nicht zu umgehen sein, selbst wenn das feindliche Gebiet einen Teil der Truppenbedürfnisse liefert.

Die Deckung eines Invasionstransportes durch Kriegsschiffe, die sich wagenburgartig um das zu deckende Objekt gruppieren, läßt sich einem modernen seemächtigen Gegner gegenüber nicht durchführen; schon wenige Torpedoboote oder gar Unterseeboote, denen es gelingt, in die Transportflotte zu gelangen, würden den gegen Torpedos nicht besonders geschützten Handelsdampfern gewaltigen Schaden zufügen können und die Expedition wesentlich gefährden. Überraschend lassen sich aber heutzutage größere Invasionstruppenmassen nicht überführen und die Wirkung kleinerer Streifkorps wird selten solche Expeditionen rechtfertigen.

Ohne genauere Zahlen anführen zu wollen, läßt sich doch allgemein sagen, daß die Ausführung einer größeren Expedition von annähernd 100 000 Mann auch bei guter Vorbereitung, mehrere Tage bis zur Abfahrt benötigt, daß die Zahl der erforderlichen Transportdampfer zwar je nach der Überfahrtsdauer und Dampfergröße verschieden ist, aber rund 100 beträgt, daß schließlich die Landung auch von der Geeignetheit der Landungsstelle und von Wetterverhältnissen wesentlich abhängt, immer aber gleichfalls mehrere Tage in Anspruch nehmen würde. Das sind also jedenfalls Zeiten, in denen ein halbwegs tatkräftiger Gegner hinreichende Gelegenheiten zu wesentlichen Schädigungen des Transportes finden wird, wenn er nicht vorher von der See oder doch dem Transportgebiet wirksam verdrängt wurde. Solche Invasionsunternehmungen sind also in größerem Maßstabe schwierig und zeitraubend; ein „Überfall", also überraschende Invasion beim Kriegsbeginn, ist bei dem heutigen ausgebildeten Nachrichtenwesen ein unmögliches Unternehmen.

6. Der Kampf gegen Küstenbefestigungen.

Küstenwerke haben Flotten gegenüber stets den Vorteil, daß ihre Armierung und Defensivstärke nicht von Gewichtskompromissen abhängig sind wie die der Kriegsschiffe, anderseits fehlt ihnen die Möglichkeit, ihren Wirkungsbereich örtlich zu verändern, während das Kriegsschiff sich Angriffsrichtung und Angriffszeit wählen kann. Ebenso wie zu Lande heute der Grundsatz als richtig anerkannt ist, lieber wenige feste Plätze, diese aber stark befestigt, und auch bei einer einzelnen Festung die Anlagen nicht

hintereinander, treffenweise, sondern mit möglichst geschlossener einheitlicher Wirkung anzulegen, so werden heutzutage auch nur die wichtigsten Küstenpunkte, Flottenstützpunkte, wertvolle Handelsstädte und in letzter Linie Landungspunkte, von denen feindliche Truppenlandungen abgewehrt werden sollen, befestigt werden.

Der Angriff auf derartige Küstenbefestigungen kann den Charakter des Handstreichs, der Forcierung oder der planmäßigen Niederkämpfung tragen; auch die Blockade wird unter Umständen die Wirkung einer Festungszernierung auszuüben vermögen. Bei dem heutzutage überall hohen Bereitschaftsgrad von Küstenbefestigungen werden handstreichartige Unternehmungen nur als überraschende, vor der Kriegserklärung inszenierte Überfälle denkbar sein. Bei der Forcierung wird es sich nur um Niederhalten des Feuers der Werke für die Zeit des Passierens handeln; die Flotte will diesenfalls entweder eine günstigere Position zur Niederkämpfung (z. B. zur Beschießung des Rückens der Werke) erlangen oder hinter den deckenden Werken liegende Wertobjekte zerstören. Zur Niederkämpfung von Küstenwerken wird der Regel nach die Offensivkraft der Schiffe nicht ausreichen, sondern die Beihilfe von Landungstruppen erforderlich sein. Gerade bei solchem Zusammenwirken von Land- und Seestreitkräften Küstenwerken gegenüber haben sich, wie die Kriegsgeschichte zeigt, meist Meinungsdifferenzen zwischen den Leitern der See- und Landstreitkräfte gebildet, die häufig diese Operationen ungünstig beeinflußt haben. Im allgemeinen wird in solchen Lagen der Landstreitmacht die Hauptaufgabe zufallen und die Schiffsartillerie lediglich die Rolle der Belagerungsartillerie auf der Seeseite übernehmen können.

Der Verteidiger von Küstenwerken wird außer der Artillerie meist über Sperren verfügen, deren Zweck das Festhalten des Angreifers im wirksamsten Feuerbereich der Werke ist. Außerdem werden Hafenflottillen, mitunter auch Reste einer geschlagenen Hochseeflotte, das Feuer der Werke verstärken; es wird dann darauf ankommen, diese Abwehrmittel möglichst einheitlich anzuwenden.

7. Die „indirekte" Seekriegführung.

Der Krieg gegen den feindlichen Seehandel wird als „indirekte" Art der Seekriegführung bezeichnet, weil er den Kampf gegen die bewaffnete Seemacht des Gegners zu umgehen und durch Schädigung des Volkswohlstandes des Gegners zu ersetzen trachtet. Nicht die organisierte militärische Macht des Feindes bildet also das Ziel des Angriffs, sondern der feindliche Seehandel als Hauptquelle des Nationalwohlstandes. Anderseits ist dieser Handelskrieg nicht nur als Ersatz des Flottenkrieges, sondern auch als Kriegsart, die neben dem Flottenkrieg einherschreitet, möglich. Der Handelskrieg kann sich entweder in der Form des Kreuzerkrieges oder der Handelsblockade abspielen. Das Operationsgebiet des Kreuzerkrieges ist das gesamte Kriegsgebiet, also das offene Meer und die eigenen sowie feindlichen Territorialgewässer. Seine Mittel sind die Kreuzer, worunter in diesem Sinne Schiffe zu verstehen sind,

die zur Störung des feindlichen Handels geeignet sind. In den 80er Jahren entstand in Frankreich eine Agitation zugunsten des reinen Kreuzerkrieges, deren Begründer der französische Admiral Aube und dessen Organ die Zeitschrift „La Marine Française“ waren; die Anhänger dieser Richtung wurden und werden noch als „jeune école“ bezeichnet. Allerdings erscheint die Aussicht, einem mächtigen Seestaat, wie England, durch Organisation eines ausgedehnten Kreuzerkrieges, also ohne kostspieligen Linienschiffsbau, die Seezufuhr abzuschneiden und ihn dadurch auf die Knie zu zwingen, verlockend. Aber die Seekriegsgeschichte zeigt, daß ein Kreuzerkrieg ohne Hintergrund und Rückhalt mächtiger Linienschiffsgeschwader keinen Erfolg verspricht; nicht das Abfangen einzelner Prisen, sondern nur das Wegfegen des gesamten feindlichen Seeverkehrs vom Meere hat nachhaltige Wirkung. Solche durchgreifenden Leistungen können aber von Kreuzern allein, die gewissermaßen nur heimlich ihrer Beschäftigung nachgehen und bei Annäherung stärkerer Gegner sich zurückziehen müssen, nicht erwartet werden. Im Gegenteil läßt sich behaupten, daß selbst in den Kriegsperioden, in denen Frankreichs Kreuzer recht erhebliche Mengen englischer Handelsschiffe aufbrachten, gerade diese großen Verlustziffern ein Zeichen des trotz dieses Kreuzerkrieges blühenden englischen Seehandels waren; die guten Frachtraten und die reiche Beschäftigung brachten jene Verluste wieder ein, während die französischen Verlustziffern lediglich deshalb kleiner waren, weil der ganze französische Seehandel daniederlag.

Die Abwehrmittel im Kreuzerkrieg bestehen in offensiven Vorstößen gegen die feindlichen Handelszerstörer und in der Kontrolle der feindlichen Kreuzerstützpunkte, ferner in den mehr defensiven Charakter tragenden Methoden des Konvoisystems, des Patrouilliersystems und der Zwischenarten dieser Systeme. In der Segelschiffszeit war die Begleitung großer Handelsschiffsflotten durch Kriegsflotten (die Konvoyierung) die Regel; heutzutage lassen das Warten der Handelsschiffe in den Versammlungshäfen und andere Nachteile dieses System nicht mehr zweckmäßig erscheinen. Abpatrouillieren der Hauptthandelswege und Stationierung von Kreuzerverbänden an Knotenpunkten des Verkehrs, rechtzeitige Warnung der Handelsschiffe und Ausnutzung der drahtlosen Telegraphie zur gegenseitigen Benachrichtigung über den Verbleib feindlicher Handelszerstörer werden heutzutage kombiniert und scheinen nach den englischen Manöverergebnissen der letzten Jahre erfolgversprechende Abwehrmittel.

Die Handelsblockade ist die schärfere Form des Handelskrieges und die schärfste Form der Ausnutzung der Seeherrschaft durch den reinen Seekrieg. Nach den Bestimmungen der Pariser Deklaration von 1856 muß sie „effektiv“ sein, d. h. der blockierte Hafen muß wirklich so von Kriegsfahrzeugen blockiert sein, daß der Verkehr durch letztere kontrolliert werden kann. Die bloße Erklärung eines Hafens oder Küstengebietes in den Blockadezustand, die sogenannte „Papierblockade“, wie sie Napoleon I. noch für seine Kontinentalsperre benutzte, ist heutzutage Neutralen gegenüber nicht mehr verbindlich. Von der Kriegsblockade unterscheidet sich die Handelsblockade da-

durch, daß die Absperrung sich hier nur gegen Handelsschiffe ohne wesentliche Gefechtskraft richtet. Wenn also nicht auch feindliche Kriegsschiffe zu berücksichtigen sind, d. h. die Handelsblockade mit einer Kriegsblockade vereinigt ist, können die Blockadeschiffe sich vollkommen in Bewachungskordons verteilen; ein kampfkräftiger Rückhalt ist nicht erforderlich. Das großartigste geschichtliche Beispiel einer Handelsblockade ist die strategische Einschnürung des südstaatlichen Sezessionsgebietes durch die nordstaatliche Marine im amerikanischen Sezessionskriege 1861 bis 1864. Dieser Plan, nach der ihr Opfer umschlingenden Anacondaschlange der „Anacondaplan" genannt, bestand darin, daß die fast 6000 km lange Ost- und Südküste des Sezessionsgebiets sowie im Westen die Mississippi-Linie von der nordstaatlichen Marine blockiert wurden, während im Norden der Landkrieg dafür sorgte, daß die Absperrung vollkommen wurde. Auf diese Weise gelang es den Nordstaaten, durch Unterbindung des Baumwollexports und der Einfuhr europäischer Industrieerzeugnisse die Finanzen und die Widerstandskraft der Südstaaten so zu schwächen, daß dadurch der Kriegszweck erreicht wurde.

Auch diese Seekriegsoperation ist nur denkbar, wenn vorher die Seeherrschaft errungen wurde, also eine Störung der blockierenden Schiffe ausgeschlossen ist; auseinandergezogen in lange Abschließungskordons, würden die Blockadeschiffe massierten Angriffen gegenüber sonst gänzlich außerstande sein, sich wirksam zu verteidigen.

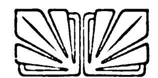
Auch wenn eine vollkommene Abschließung des blockierten Gebietes nicht erreicht wird, muß doch die Wirkung einer Handelsblockade auf moderne Kulturländer, die alle erheblich auf den Seehandel angewiesen sind (Deutschlands Seehandel beträgt 70 vH. des Gesamthandels), stets eine sehr fühlbare werden, infolge der dadurch bedingten Verteuerung der Lebensmittel und Rohprodukte sowie der Ausfuhrverhinderung. Die Feinfühligkeit der modernen Volkswirtschaft solchen Verkehrsstörungen gegenüber stempelt die Handelsblockade heutzutage zu einem höchst wirksamen, auf längere Dauer sicher für den Blockierten unerträglichen Mittel zur Erreichung des Kriegszweckes.

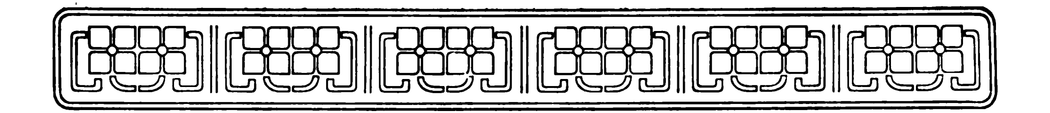
Die hiermit abgeschlossenen Betrachtungen sollen lediglich eine **Grundlage** für das Studium der maritimen Fachliteratur darstellen. Das hier Gebotene dürfte ausreichen, gewissermaßen als Rahmen für das gesamte Gebiet der Seekriegführung zu dienen und den Armeeoffizier instand zu setzen, beim Studium oder bei der Lektüre von kriegsmaritimen Einzelheiten den Platz dieser Einzelheiten im Rahmen des Ganzen zu erkennen und ihre Bedeutung für das große Ganze der Seekriegführung zu würdigen. Mehr als eine solche Anbahnung eines tieferen Verständnisses für die Ziele der Schwesterwaffe und die Grenzleistungen, die bei einem Zusammenwirken von Heer und Marine der Flotte zugewiesen werden dürfen, ist mit dieser Abhandlung nicht bezweckt und darf von ihr nicht erwartet werden.



Die Rechtfertigung für die vorstehenden Ausführungen darf in der kriegsgeschichtlich begründeten Tatsache gefunden werden, daß mangelndes Verständnis für die dem Seekriege eigentümlichen Verhältnisse bei gemeinsamen Operationen der beiden Waffen überaus häufig unheilvolle Mißerfolge gezeitigt hat. Ein einheitliches erfolgreiches Zusammenwirken von Heer und Flotte durch Hebung des gegenseitigen Verständnisses für diese Sonderverhältnisse der Schwesterwaffe sicherzustellen, muß darum als bedeutsame, dankbare Aufgabe der Friedensvorbereitung für den Krieg angesehen werden. Zur Förderung dieses Ziels möchte der vorstehende Aufsatz einen Beitrag liefern.

Glatzel,
Konteradmiral z. D.





Die Entwicklung der Militärluftfahrt in Frankreich vom Januar 1911 bis Mai 1912.

I. Das Gesetz über die Neuorganisation der Militärluftfahrt vom 29. März 1912.

Entstehung des Gesetzes.

Im 1. Heft des VIII. Jahrganges der Vierteljahrshefte wurde die Entwicklung des militärischen Flugwesens in Frankreich bis Ende 1910 geschildert. Die französischen Militärflieger konnten schon damals auf eine stattliche Zahl sehr guter Flugleistungen zurückblicken. Ihre militärische Brauchbarkeit war aber noch nicht zweifellos erwiesen, da sie noch niemals unter kriegsmäßigen Bedingungen an Truppenübungen teilgenommen hatten. Der erste größere Versuch, sie für militärische Zwecke zu verwenden, wurde während der Armeemanöver 1910 gemacht. Über den Verlauf und die Ergebnisse dieses Versuches haben die Vierteljahrshefte im 3. Heft des VIII. Jahrganges eingehend berichtet. Während damals noch keine kriegsmäßige Verwendung gefordert wurde, ist dies bei den zahlreichen Truppenübungen der Fall gewesen, an denen die Flieger im Laufe des Jahres 1911 teilgenommen haben. Ihre guten Leistungen haben die Heeresverwaltung zu der Überzeugung gebracht, daß es an der Zeit sei, das Militärflugwesen endgültig organisatorisch in die Armee einzufügen und an Personal und Material wesentlich zu verstärken.

Zu diesem Zweck wurden im Kriegsbudget 1912 rund 12 000 000 Franks gefordert. Diese Summe war aber nach übereinstimmender Ansicht von Presse und Parlament nicht ausreichend. Der Kriegsminister hat sich daher auf Anregung des Senates zu einer bedeutenden Erweiterung seiner Forderungen entschlossen. Am 13. Februar 1912 kündigte er im Senat an, daß er unmittelbar nach Bewilligung des Kriegsbudgets große Nachtragskredite nicht nur für das Flugwesen sondern auch für den Luftschiffbau fordern und gleichzeitig einen Gesetzentwurf über die Neuorganisation der Militärluftfahrt einbringen werde. Das ist am 5. März geschehen. Noch in demselben Monat wurde das Gesetz mit unwesentlichen Abänderungen von beiden Häusern des Parlaments ohne Debatte bewilligt. Es ist am 29. März in Kraft

getreten und beschränkt sich auf die Festlegung der Hauptgrundsätze der Organisation, weil man es für unzweckmäßig hält, diese schon jetzt in starre Formen einzuengen. Die Dehnbarkeit der Bestimmungen soll vielmehr der Heeresverwaltung die Freiheit lassen, die Organisation den veränderlichen Anforderungen der fortschreitenden militärischen und technischen Entwicklung anzupassen.

Die ständige Inspektion der Militärluftfahrt.

Das Gesetz begründet die Selbständigkeit der „fünften Waffe", die bisher ein Zweig des Genies war und zum Teil auch von der Artillerie abhing, zu der die Versuchsanstalt für das Militärflugwesen in Vincennes gehörte. Luftschiffahrt und Flugwesen mit ihrem gesamten Personal und Material sind einem General als gemeinsamem Inspekteur (inspecteur permanent de l'aéronautique militaire) unterstellt. Dieser Offizier, dessen Befugnisse bisher nicht klar abgegrenzt waren, und der in zahlreichen Fragen von dem guten Willen anderer Dienststellen abhängig war, soll hinfort als alleiniger Vorgesetzter der Militärluftfahrt unmittelbar dem Kriegsminister unterstehen. Die so geschaffene Zentralisation ist aber dadurch wieder eingeschränkt, daß der Kriegsminister das Recht erhält, den Armeekorps, Divisionen oder einzelnen Truppenteilen, z. B. Artillerie-Regimentern, Teile der „fünften Waffe" dauernd oder zeitweilig zu unterstellen, damit die Führer, die im Kriege über Fliegerformationen zu verfügen haben, sich schon im Frieden mit ihrer Verwendung vertraut machen können. In diesen Fällen verbleibt dem Inspekteur nur das Recht der technischen Überwachung.

Aufgaben der Militärluftfahrt.

Als Aufgaben der Militärluftfahrt bezeichnet das Gesetz: Studium, Bau, Ankauf und Betrieb von Ballonen, Beobachtungsdrachen und Luftfahrzeugen aller Art, sowie die Ausbildung, Verwaltung und Mobilmachung der Luftschiffer- und Fliegerformationen. Obwohl das Wort „Bau" in diese Aufzählung aufgenommen ist, stimmen Parlament und Regierung in der Ansicht überein, daß es nicht Aufgabe der Heeresverwaltung sein soll, den Bau von Flugzeugen und Luftschiffen selbst zu betreiben, weil man nicht auf die Vorteile des freien Wettbewerbs der Privatindustrie, die ständig neue und verbesserte Modelle hervorbringe, verzichten will. Nur Ausbesserungsarbeiten, auch schwierigerer Art, sollen in eigenen Staatswerkstätten ausgeführt werden. Man hofft auf diese Weise wesentliche Ersparnisse zu machen.

Gliederung der Militärluftfahrt.

Nach dem Gesetz gliedert sich die Militärluftfahrt in Luftfahrertruppen, luftfahrendes Personal und Anstalten.

Bisher gab es sechs Kompagnien Luftschiffertruppen, die unter dem Kommando eines Obersten standen. Diese Organisation hatte aber zwei Hauptfehler. Ihre Stärke reichte bei der schnellen Entwicklung des Flugwesens bald nicht mehr aus. Man griff daher zu dem Aushilfsmittel, den Mannschaftsbestand durch zahlreiche Abkommandierungen aus anderen Waffen zu erhöhen, ohne die Unteroffizierstellen entsprechend zu vermehren. Anderseits war der Kommandeur der Luftschiffertruppen

in vielen Fragen von dem Entgegenkommen des Kommandeurs des ersten Genie-Regiments abhängig, dem das Luftschiffer-Bataillon in Verwaltungsfragen angegliedert war. Dieser mußte den Luftschiffertruppen auch bei Übungen mit der Bespannungsabteilung des Regiments aushelfen, da diese selbst keine Pferde und Fahrer besaßen.

Nach dem neuen Gesetz bestehen die Luftfahrertruppen aus sieben Kompagnien (zu je 3 Offizieren, 108 Mann), einer Bespannungsabteilung (3 Offiziere, 127 Mann, 133 Pferde) und einigen Sektionen (je 1 Offizier, 60 Mann, 7 Pferde), deren Zahl der Kriegsminister nach dem jedesmaligen Bedarf festzusetzen hat. Für 1912 ist zunächst die Aufstellung von zehn Sektionen in Aussicht genommen. Dem Kriegsminister bleibt es überlassen, die Standorte zu wählen, die einzelnen Einheiten zu größeren oder kleineren Gruppen zusammenzufassen und die nötigen Stäbe zu bilden. Bei der Kostenaufstellung für die Vermehrung der Luftfahrertruppen wird mit der Aufstellung eines Regimentsstabes von 14 Offizieren und 44 Unteroffizieren und Mannschaften gerechnet. Für welchen Dienstzweig der Militärluftfahrt die einzelnen Kompagnien und Sektionen verwendet werden sollen, bestimmt das Gesetz nicht. Nach den Angaben, die der Kriegsminister am 13. Februar im Senat gemacht hat, ist anzunehmen, daß vier Kompagnien Luftschiffer für die Bedienung von Fessel- und Freiballonen, Beobachtungsdrachen und wahrscheinlich der Luftschiffe bestimmt sind, während die drei anderen Kompagnien und alle Sektionen als Hilfsmannschaft der Flieger dienen sollen.

Unter luftfahrendem Personal versteht das Gesetz die Führer und Mechaniker von Luftschiffen und die Flieger. Für die Verwaltung und den technischen Dienst in Versuchsanstalten, Werkstätten, Werften, Luftschiffhäfen und Fluganstalten soll ein „besonderer Stab" gebildet werden. Seine Stärke ist ebenso wie die des luftfahrenden Personals vom Kriegsminister festzusetzen.

Ergänzung des Personals.

Das Offizierkorps der Luftfahrertruppen, das luftfahrende Personal und der „besondere Stab" sollen sich aus Offizieren, Unteroffizieren, Beamten und Mannschaften aller Waffen und Dienstzweige des Heeres ergänzen. Die durch ihre Versetzung freigewordenen Stellen sollen wieder besetzt werden. Die zur Militärluftfahrt Übergetretenen sollen mit einem besonderen Abzeichen die Uniform ihrer alten Waffe weitertragen und können je nach „Notwendigkeit, Alter und Neigung" wieder in diese zurücktreten. Auf diese Weise soll ein ständiger Austausch des Personals zwischen der „fünften" und den übrigen Waffen entstehen. Man hält ihn für notwendig, weil man annimmt, daß die Anstrengungen des Flugdienstes in der Regel nicht länger als drei bis fünf Jahre zu ertragen sind. Anderseits hofft man, daß der fortgesetzte Wechsel das gegenseitige Verständnis zwischen der „fünften" und den übrigen Waffen fördern und etwaige Absonderungsbestrebungen der neuen Waffe von vornherein ausschließen wird.

Besondere Bestimmungen für die Ergänzung der Luftfahrertruppen und des luftfahrenden Personals.

Eine Verordnung des Kriegsministers vom 3. April 1912 trifft folgende Bestimmungen über den Mannschaftsersatz der Luftfahrertruppen. In diese müssen auf ihren Wunsch alle zum Dienst mit der Waffe (service armé) oder zum Hilfsdienst (service auxiliaire) geeigneten Wehrpflichtigen eingestellt werden, die die Luftfahrer-Hochschule (école supérieure d'aéronautique) in Paris mit Erfolg besucht oder das militärische Zeugnis als Flugzeugführer bereits erworben haben. Außerdem sollen eingestellt werden: Mitglieder von Luftfahrervereinen und Schüler von privaten Luftschiffer- oder Fliegerschulen, die in einer Prüfung genügende Fähigkeiten nachweisen; ferner Leute, die durch ihren Beruf besonders geeignet erscheinen: z. B. Handwerker, die in Flugzeugfabriken beschäftigt waren, Mechaniker, Chauffeure, Schlosser, Schmiede, Holzarbeiter, Photographen, Korbmacher, Seiler usw.

Die Ergänzung des luftfahrenden Personals hat der Kriegsminister durch Verordnung vom 25. März 1912 in folgender Weise näher geregelt. Der Eintritt erfolgt ausschließlich auf freiwillige Meldung. Bedingung für die Zulassung ist völlige Gesundheit aller wichtigen Organe, besonders von Herz und Lungen, und gute Augen. Besonderer Wert wird auf sportliche Befähigung und auf Kenntnisse im Automobil- und Motorwesen gelegt. In erster Linie sollen die Anwärter berücksichtigt werden, die zur Ausbildung in der Funkentelegraphie bereit und nach dem Urteil ihrer Vorgesetzten besonders geeignet sind. Unteroffiziere und Mannschaften müssen bei ihrer Meldung eine noch mindestens zweijährige Dienstverpflichtung haben oder sich bereit erklären, im Fall ihrer Zulassung zum Luftdienst eine Kapitulation von entsprechender Dauer abzuschließen. Offiziere sollen zu Luftschiff- und Flugzeugführern ausgebildet werden, Unteroffiziere und Mannschaften nur zu Führern von mehrsitzigen Flugzeugen oder zu Mechanikern von Luftschiffen, falls sie von Beruf geschickte Mechaniker sind. Die Meldungen sind mit einer Beurteilung des Bewerbers durch seine Vorgesetzten dem Inspekteur der Militärluftfahrt einzureichen, der sie seinerseits mit Vorschlägen für die Auswahl dem Kriegsminister vorlegt.

Als Mitfahrer sollen zu Übungen der Luftfahrzeuge herangezogen werden: Offiziere, die auf ihre Einberufung als Luftschiff- oder Flugzeugführer warten, Generalstabs- und Artillerieoffiziere, die zu Beobachtern ausgebildet werden sollen, und endlich auch andere Offiziere, die einen entsprechenden Antrag stellen und in gesundheitlicher Beziehung den Anforderungen genügen.

Vorteile der Luftfahrer.

Die Mitglieder des luftfahrenden Personals und alle dienstlich an Luftfahrten teilnehmenden Angehörigen des Heeres haben durch das neue Gesetz Anspruch auf besondere Zulagen und in bezug auf Pensionsberechtigung und Hinterbliebenenversorgung die Rechte von Feldzugsteilnehmern erhalten. Die Höhe der Zulagen ist vom Kriegsminister festzusetzen. Sie betragen nach den neuesten Bestimmungen für Offiziere, deren Ausbildung als Luftschiff- oder Flugzeugführer abgeschlossen ist, täglich 10 Franks, für Schüler die Hälfte. Die Tageszulage für Unteroffiziere und Mannschaften ist

je nach dem Range und Ausbildungsgrade verschieden, ihre Höhe schwankt in mehreren Abstufungen zwischen 0,50 und 5,00 Franks.

Damit der Kriegsminister der neuen Waffe, ohne Benachteiligung der anderen, besonders zahlreiche Auszeichnungen zuwenden kann, verleiht ihm das Gesetz das Recht, jährlich 20 Kreuze der Ehrenlegion und 20 Militärverdienstmedaillen mehr zu verteilen als bisher.

Geldmittel.

Die Schlußparagraphen des Gesetzes regeln die Kostenfrage. Sie stellen der Heeresverwaltung außer den im Kriegsbudget 1912 bewilligten Mitteln noch weitere 15 114 810 Franks für die Militärluftfahrt und der Marine 1 064 230 Franks für das Marineflugwesen zur Verfügung. Die Heeresverwaltung verfügt nun im Jahre 1912 über 33 231 350 Franks für die Vermehrung der Luftfahrertruppen und Luftschiffe und für den Ausbau des Flugwesens.

Diese Summe setzt sich aus folgenden Posten zusammen:

Ausgaben	bewilligt im Kriegsbudget 1912 Franks	bewilligt durch Gesetz vom 29. März 1912 Franks	Summe Franks
für Personal*)	877 940	1 064 810*)	1 942 750*)
für Material des Flugwesens	11 200 000	11 050 000	22 250 000
für Luftschiffmaterial	6 038 600	3 000 000	9 038 600
(davon für Neubauten)	(4 958 600)	(3 000 000)	(7 958 600)
Summe	18 116 540	15 114 810	33 231 350*)

II. Luftschiffe.

Beurteilung der Luftschiffe.

Die für Luftschiffe bewilligten Mittel übertreffen die nach dem Bauplan vom 25. Februar 1910 vorgesehene Jahresausgabe um rund 3000000 Franks. Damals war unter dem Eindruck hervorragender Leistungen deutscher Luftschiffe beschlossen worden, mit einer auf die Jahre 1910, 11, 12 und 13 verteilten Gesamtausgabe von 20 Millionen eine Flotte von 20 Luftschiffen verschiedener Größe zu bauen. Angesichts der überraschend schnellen Entwicklung des Flugwesens wurde aber schon Anfang 1911 die planmäßige Zahl der Luftschiffe auf 15 beschränkt, die durch die Vollendung der bereits begonnenen oder bestellten Neubauten zu erreichen war. Man war der Ansicht, daß das billigere Flugzeug dem teueren Luftschiff bereits in

*) Statt dessen sind durch Gesetz vom 29. März 1912 von den im Kriegsbudget bewilligten Mitteln gestrichen:

im Kapitel Sold der Infanterie	125 000	Franks,
" " " " Kavallerie	50 000	"
" " " " Artillerie	50 000	"
im ganzen	225 000	Franks.

vieler Hinsicht überlegen sei und dieses wahrscheinlich in naher Zukunft in jeder Beziehung übertreffen und daher überflüssig machen werde.

Den Hauptfehler der Luftschiffe sah man in ihrer geringen Eigengeschwindigkeit, die es ihnen schon bei mäßigem Winde unmöglich mache, die Halle zu verlassen, wenn die schnellen Flugzeuge, die auch großen Windstärken gewachsen seien, noch ohne jede Schwierigkeit fliegen könnten. Als weitere Nachteile der Luftschiffe wurden mehrfach in der Presse, zweifellos in Übereinstimmung mit den Ansichten der Heeresverwaltung, ihre Gebundenheit an Schutzhallen und die Schwierigkeit der Gasversorgung hervorgehoben. Die Mitführung eines demontierten Luftschiffes, einer Feldhalle, von Gaskolonnen oder fahrbaren Gasbereitern erfordere einen zu schwerfälligen Train; und der Bau der Halle, die Zusammensetzung und Füllung der Hülle im Felde seien zu zeitraubend und daher unkriegsmäßig. Dagegen könne das kleine, schnell zerlegbare Flugzeug den Truppen leicht nachgeführt werden. Während dieses also ein Organ des Feldheeres (organe d'armée) bilde, sei das Luftschiff an ständige Häfen gebunden, ein „organe de territoire", das sich nur in dem Gelände betätigen könne, das von seiner festen Halle aus erreichbar sei.

Auch für eine Verwendung nach diesem Grundsatze genügt, wie der „Temps" bei der lobenden Besprechung zweier Versuche ausführte, die Flugbereitschaft der Luftschiffe noch nicht. Es verdiene zwar volle Anerkennung, daß es am 7. September 1911 in Reims gelungen sei, das Luftschiff Le Temps (2500 cbm) mit Hilfe eines neuen fahrbaren Gasbereiters in $2^1/_4$ Stunden zu füllen. Die Leistungsfähigkeit dieses Apparates (voiture à hydrolite) beträgt im Mittel 1200 cbm in der Stunde, er wiegt 2400 kg und soll vier Gaswagen (voitures à tubes) mit einem Gesamtgewicht von 12000 kg ersetzen. Zufriedenstellend war nach Ansicht des „Temps" auch die Leistung der ständigen Gasanstalt des Luftschiffhafens Chalons, die Anfang September bei der Füllung des Capitaine-Marchal (7500 cbm) durchschnittlich 650 cbm Gas in der Stunde hergestellt haben soll. Wenn auch die Schnelligkeit der Gaserzeugung und der Ballonfüllung in beiden Fällen befriedigte, so hätten anderseits die Auftakelung und die Aufhängung der Gondel nach der Füllung, namentlich bei dem Capitaine-Marchal, zu lange Zeit erfordert.

Auch die vereinzelten Stimmen, die in der Presse für die Luftschiffe eintraten, wagten nicht zu bestreiten, daß die Zukunft dem Flugzeuge gehöre. Sie betonten aber, daß das Luftschiff vermöge der Vorzüge, die es zur Zeit noch vor dem Flugzeug voraus habe, besser zur strategischen Aufklärung geeignet sei als dieses. Sie wiesen darauf hin, daß der Adjudant-Vincenot im vorigen Sommer bei einer 16stündigen Dauerfahrt eine Strecke von rund 600 km durchflogen hat, und daß der Adjudant-Réau am 18./19. September 1911 sogar in 21 Stunden 21 Minuten auf einem Fluge, der von Paris über die französischen Ostfestungen nach Paris zurückführte, rund 900 km ohne Zwischenlandung zurückgelegt hat. Kriegsmäßige Höhen

hat der Adjudant-Réau aber während dieser Fahrt nicht eingehalten und nach dem „Aérophile“ vom 1. Oktober 1911 nur einmal eine Höhe von nur 900 m erreicht. Trotzdem wurden diese beiden Beispiele als Beweis dafür angeführt, daß die Luftschiffe zu großen Fernfahrten, die für die strategische Aufklärung nötig sind, befähigt seien, während ein ununterbrochener Flug von 300 km als Höchstleistung der Flugzeuge anzusehen sei.

Ein zweiter Vorzug der Luftschiffe sei ihre Ausstattung mit funkentelegraphischen Apparaten, die es ihnen erlauben, in ständiger Verbindung mit dem Armee-Oberkommando zu bleiben. Selbst wenn ein Luftschiff von einer Aufklärungsfahrt nicht zurückkehre, habe es seine Aufgabe erfüllt, wenn es vor seiner Vernichtung seine Beobachtungen durch Funkspruch melden konnte. Die Versuche, die im vorigen Sommer in Frankreich gemacht wurden, auch die Flugzeuge mit Apparaten für drahtlose Telegraphie auszustatten, sind noch nicht abgeschlossen. Am 29. Juli 1911 ist es allerdings gelungen, von einem Farman-Zweisitzer aus einer Höhe von 500 m an die etwa 50 km entfernte Funkenstation Eiffelturm eine längere Depesche zu übermitteln, obwohl bei dem Versuche der Funke wegen eines Isolierungsfehlers viermal schwächer war, als der normale. Mit voller Funkenstärke glaubt man mindestens 100 km überbrücken zu können. Der bei dem Versuche erprobte funkentelegraphische Apparat, die Erfindung eines französischen Offiziers, soll nur 21 kg wiegen. Die Entsendung von Telegrammen soll keine Schwierigkeiten machen, dagegen der Empfang wegen des vom Motor verursachten Lärms unmöglich sein. Obwohl der Apparat sehr wenig Platz beanspruchen soll, ist es damals noch nicht gelungen, ihn auf dem engen Raum des Flugzeuges so anzuordnen, daß die Bemannung davor sicher war, „elektrisch hingerichtet“ zu werden. Die Versuche wurden deshalb vorläufig eingestellt. Ob und mit welchem Erfolge sie inzwischen wieder aufgenommen worden sind, ist nicht bekannt.

Die Anhänger der Luftschiffe wiesen ferner darauf hin, daß die große Schnelligkeit des Flugzeuges in manchen Fällen ein Nachteil sei, weil der Führer die Geschwindigkeit nicht beliebig vermindern könne. Dagegen könne das Luftschiff, wenn es sich um genaue Beobachtung oder dauernde Überwachung eines Geländeabschnittes handele, die Fahrt nach Belieben verlangsamen oder ganz einstellen. Diese Fähigkeit sei auch für das Abwerfen von Geschossen von Vorteil, da die Treffwahrscheinlichkeit mit abnehmender Fluggeschwindigkeit wachse. Ein weiterer Vorzug des Luftschiffes sei auch seine große Tragfähigkeit, die es ihm erlaube, sehr viel größere Munitionsmengen mitzuführen als das Flugzeug.

Nachdem der Adjudant-Réau bei seiner großen Dauerfahrt in der Nacht vom 18./19. September 1911 die Festung Verdun in mäßiger Höhe unbemerkt überflogen hatte, obwohl die Fortbesatzungen von seiner bevorstehenden Ankunft unterrichtet waren, wurde auch die Befähigung der Luftschiffe zu Nachtfahrten lobend hervor-

gehoben. Diese könne man von Flugzeugen vorläufig noch nicht verlangen, da der Flieger bei einem Versagen des Motors zur schleunigen Landung im Gleitfluge gezwungen, aber bei Dunkelheit nicht imstande sei, die hierzu geeignete Stelle auszuwählen. Das Luftschiff könne sich dagegen in diesem Falle wie ein Freiballon treiben lassen und zur Landung das Tageslicht abwarten.

Diese günstige Beurteilung der Luftschiffe durch einzelne Pressestimmen scheint nicht ohne Einfluß auf die Heeresverwaltung geblieben zu sein. Jedenfalls haben aber die Erfahrungen des letzten Jahres ihr sinkendes Interesse für die Luftschiffe wieder gehoben. Hierzu haben weniger die Leistungen der eigenen neueren Luftschiffe beigetragen, als die Nachrichten über die große Eigengeschwindigkeit und Lufttüchtigkeit der neuesten Zeppelin-Schiffe. Sie haben der von den Anhängern des Luftschiffes vertretenen Ansicht zur amtlichen Anerkennung verholfen, daß die großen Luftschiffe vermöge ihres großen Aktionsradius, ihrer Fähigkeit, bei Nacht zu fliegen und in steter funkentelegraphischer Verbindung mit der Heeresleitung zu bleiben, zur Zeit für die strategische Aufklärung unentbehrlich und durch Flugzeuge vorläufig noch nicht zu ersetzen seien. Während man auf diesem Gebiet die Überlegenheit des großen Luftschiffes als noch für lange Zeit gesichert ansieht, glaubt man, daß die Flugzeuge schon jetzt die Leistungen der kleineren Luftschiffe übertreffen. Der Bau kleiner Luftschiffe soll daher als zwecklos aufgegeben und künftig sollen nur noch Schiffe „du type le plus puissant“ gebaut werden. Diese sollen mindestens 8000 cbm Inhalt haben und die Fähigkeit besitzen, mindestens 600 km in einem Fluge zurückzulegen und dabei während des größten Teiles der Fahrt in 1500 m Höhe zu bleiben. Ihre Eigengeschwindigkeit soll möglichst groß sein, damit sie „bei jedem Winde fliegen können“.

Der neue Bauplan.

Durch entsprechende Neubauten soll die Luftflotte bis Ende 1913 auf die 1910 geplante Stärke von 20 Schiffen gebracht werden. Die Gesamtkosten werden einschließlich der Hafenbauten auf 32 an Stelle der 1910 für nötig gehaltenen 20 Millionen berechnet. Die Mehrausgabe von 12 Millionen ist erforderlich, weil nur noch große Schiffe und zahlreichere und bessere Häfen gebaut werden sollen, als damals geplant war. Da 1910 und 1911 je 5 Millionen ausgegeben und für 1912 rund 8 Millionen ausgeworfen sind, fallen auf 1913 noch 14 Millionen. Von 1914 an soll die Luftschiff-Flotte auf dem Stande von 20 Einheiten erhalten und sollen die veralteten oder zu schwachen Schiffe durch Neubauten ersetzt werden.

Die Durchführung dieser Absicht wird auch nach 1913 eine unverminderte Fortsetzung der Bautätigkeit erfordern. Wie ein Blick auf die Liste der französischen Luftschiffe*) zeigt, werden von den Anfang 1914 planmäßig vorhandenen Luftschiffen 7, deren Abmessungen hinter der jetzigen Forderung von 8000 cbm zurückbleiben, durch

*) Siehe Fußnote auf Seite 468.



Neubauten ersetzt werden müssen. Außerdem haben der Adjudant-Réau und Adjudant-Vincenot zwar ausreichende Größe; ob sie sich aber bei Dauerfahrten längere Zeit in 1500 m Höhe halten können, ist fraglich. Unwahrscheinlich ist auch, daß die Heeresverwaltung mit deren Schnelligkeit zufrieden ist, da sie mit einer Stundengeschwindigkeit von höchstens 55 km um etwa 17 km hinter den neuen Zeppelin-Schiffen zurückbleiben. Schon 1914 wird also mit Ersatzbauten für mindestens neun Schiffe, die den jetzigen Anforderungen nicht entsprechen, begonnen werden müssen.

Neuerdings sollen die erfahrensten Luftschifftechniker in Frankreich zur Annahme des starren Systems hinneigen, mindestens aber die Einführung des Schottensystems für erforderlich halten. Besonderer Wert soll auf die Armierung der Luftschiffe mit Kampf- und Abwehrwaffen gegen andere Luftschiffe und gegen Flugzeuge gelegt werden; zu diesem Zweck wird das Vorhandensein einer Plattform auf der oberen Fläche des Ballonkörpers als notwendig bezeichnet.

Luftschiff-häfen.

Gleichzeitig mit der Vermehrung der Luftschiffe sollen die vorhandenen Hafenanlagen verbessert und vermehrt werden. Alle Häfen sollen mehrere große Hallen, Reparaturwerkstätten, leistungsfähige Wasserstoffbereiter und reichliche Vorräte an Wasserstoff erhalten. Die zur Zeit bestehenden wichtigsten Häfen befinden sich in den

*) **Liste der französischen Luftschiffe.**
(Mitte Mai 1912.)

Lfde. Nr.	Name	System	Länge in m	Größe in cbm	Motoren: Konstruktion	Motoren: Zahl und Stärke	Bemerkungen
1	Liberté	Lebaudy	66	4200	Panhard	1 zu 100 PS	im Dienst
2	Colonel-Renard	Astra	69	4800	„	1 „ 120 „	
3	Capitaine-Marchal	Lebaudy	85	7500	„	2 „ 110 „	
4	Le Temps	Zodiac	51	2500	Dansette-Gillet	1 „ 70 „	
5	Adjudant-Vincenot	Clément-Bayard	88	9000	Clément-Bayard	2 „ 200 „	
6	Adjudant-Réau	Astra	86,80	8950	Brasier	2 „ 120 „	
7	Capitaine-Ferber	Zodiac	76	6000	Dansette-Gillet	2 „ 90 „	
8	Selle de Beauchamp	Lebaudy	70	6000	Panhard	2 „ 75 „	machen Probefahrten
9	Clément-Bayard V.	Clément-Bayard	88	9000	Clément-Bayard	2 „ 125 „	
10	Lieutenant-Chauré	Astra	83,80	8850	„	2 „ 120 „	im Bau
11	Commandant-Coutelle	Zodiac	89	9000	Dansette-Gillet	2 „ 190 „	
12	Général-Meunier	Lebaudy	95	10000	Panhard	3 „ 135 „	
13	L'éclaireur-Conte	Astra	65	6640	Chenu	2 „ 75 „	
14	Spieß	Zodiac (starr)	104	11000	?	2 „ 200 „	
15	Le Fleurus	Versuchsschiff, das die Heeresverwaltung baut.					
16 bis 20	5 Schiffe von wahrscheinlich über 8000 cbm geplant.						

Festungen Verdun, Toul, Epinal und Belfort. Erweiterungsbauten sind in diesen Orten im Gange. In Maubeuge wird an dem Bau eines weiteren (fünften) Grenzhafens gearbeitet. Weiter im Innern des Landes besitzt die Heeresverwaltung noch Häfen in Reims, Chalons sur Marne, Chalais-Meudon und La Motte-Breuil bei Compiègne.

III. Das Flugwesen des Heeres.

Aufwendungen seit 1906.

Während die Ansichten über den Wert der Luftschiffe geschwankt haben, hat die französische Heeresverwaltung jederzeit unbeirrt an der Überzeugung festgehalten, daß das Flugzeug ein Kriegsmittel von großer Bedeutung und unberechenbarer Entwicklungsfähigkeit sei. Sie hat daher mit ständig wachsendem Eifer an dem Ausbau des Militär-Flugwesens gearbeitet und von Jahr zu Jahr immer größere Geldmittel dafür aufgewendet. 1906, 1907 und 1908 wurden je 54000 Franks ausgegeben, 1909 240000 Franks, 1910 2600000 Franks, 1911 9770000 Franks. Für 1912 sind 22¼ Millionen Franks bewilligt, und für 1913 rechnet man schon jetzt mit einer Ausgabe von rund 25 Millionen. In diesen Zahlen sind aber nur die Summen enthalten, deren Bestimmung für das Flugwesen sich mit Sicherheit nachweisen läßt. Es sind ihm außerdem noch andere nicht unerhebliche Beträge zu gute gekommen, deren Höhe sich nicht genau feststellen läßt. Das ist z. B. mit den Ausgaben für das Personal im Jahre 1912 der Fall. Diese sind auf mindestens eine Million zu veranschlagen, die noch zu den oben angegebenen 22¼ Millionen Materialausgaben hinzukommen.

Fliegerkorps.

Aber nicht nur Geld, auch Menschenleben hat Frankreich für das Flugwesen geopfert. Bis Mitte Mai 1912 waren bereits 22 Fliegeroffiziere tödlich verunglückt. Sie werden als Helden gefeiert, die für das Vaterland gefallen sind. Dank den Ehren und Vorteilen, die mit der Fliegerlaufbahn verbunden sind, haben die Anträge auf Zulassung zum Flugdienste den Bedarf stets bedeutend übertroffen und die ständige Vermehrung des Fliegerkorps gestattet. Während Anfang 1910 kaum ein Dutzend Militärflieger vorhanden waren, stieg ihre Zahl im Laufe des Jahres auf einige 60 und bis Anfang 1912 auf 150 geprüfte Flugzeugführer und einige 80 Schüler. Die Mehrzahl der Militärflieger sind aktive Offiziere. Erst neuerdings ist in größerem Umfange mit der Ausbildung von Unteroffizieren und Mannschaften begonnen worden, weil der wachsende Bedarf an Fliegern vom Offizierkorps allein nicht mehr gedeckt werden kann, da sonst den anderen Waffen zu viele Offiziere entzogen würden. Der Flugzeugpark des französischen Heeres, der Ende 1909 erst fünf Apparate zählte, wurde bis Ende 1910 auf einige 70, bis Anfang 1912 auf 208 Flugzeuge vermehrt.

Grundsätze der Fliegerausbildung.

Der Ausbildungsgang der Flieger regelt sich seit Anfang 1911 nach einer Vorschrift, deren Hauptgrundsätze der „Temps“ im Mai vorigen Jahres veröffentlicht hat. Sie ist vom Obersten Hirschauer verfaßt, der damals Kommandeur der Luft-

schiffertruppen und Chef des Fliegerkorps war und Anfang April dieses Jahres als Nachfolger des Generals Roques zum Inspekteur der Militärluftfahrt ernannt worden ist. Er unterscheidet vier Ausbildungsperioden:

Die erste Periode besteht in einer drei- bis vierwöchigen Dienstleistung bei den Luftschiffertruppen. Während dieser erhalten die Schüler theoretischen Unterricht über alle Zweige der Luftschiffahrt und über Flugmaschinen und Flugzeugmotore. Sie haben an mehreren Ballonaufstiegen teilzunehmen, um sich mit der Luft vertraut zu machen, und werden womöglich im Motorrad- und Automobilfahren unterwiesen.

Während der zweiten Periode werden die angehenden Flieger auf einer militärischen oder Privatschule im Fliegen unterrichtet und bereiten sich auf die für die Erlangung des einfachen Führerzeugnisses vorgeschriebenen Prüfungen vor. Dieses entspricht dem Zeugnis des Aeroklubs.

Die dritte Periode dient zur weiteren Vervollkommnung der Flieger. Sie üben sich anfänglich bei leichtem Winde in der Ausführung von Gleitflügen aus allmählich sich steigernden Höhen und bereiten sich durch Flüge über dem Flugplatz und benachbarten Geländestrecken, die keine besonderen Schwierigkeiten bieten, auf die Prüfung für das militärische Zeugnis vor. Nach den neuesten Bestimmungen werden verlangt: drei Flüge ohne Zwischenlandung zu je 150 km (bei Einsitzern) oder 120 km (bei Mehrsitzern). Die Hälfte des Fluges ist in mindestens 500 m Höhe zurückzulegen. Außerdem findet eine theoretische Prüfung statt. Nachdem die Flieger das militärische Zeugnis erworben haben, führen sie unter allmählich immer mehr erschwerten Bedingungen Überlandflüge von größerer Dauer, bei ungünstiger Witterung und über schwieriges Gelände aus.

Die vierte Periode dient der militärischen Ausbildung der auf diese Weise vorgebildeten Flieger. Sie werden durch besondere Übungen und durch die Teilnahme an Felddienstübungen und den Herbstmanövern auf ihre Verwendung im Nachrichten- und Aufklärungsdienst vorbereitet. Besonderer Wert wird dabei darauf gelegt, daß sich die Flieger in der Beobachtung von Truppenbewegungen aus kriegsmäßiger Höhe üben. Als solche wurde noch Ende vorigen Jahres eine Mindesthöhe von 500 m angesehen. Tatsächlich sollen die französischen Flieger meist in erheblich größeren Höhen geflogen sein. Auf Grund neuerer eingehender Versuche ist man zu der Ansicht gekommen, daß ein Flugzeug erst in 1200 m Höhe vor feindlichem Feuer sicher sei.

Auch das Abwerfen von Geschossen gegen Ziele aller Art und die Bekämpfung von Luftfahrzeugen sollen nach der Vorschrift zum Gegenstand der Ausbildung gemacht werden. Die Flieger sollen sich üben, aus anfänglich geringen und später immer größeren Höhen Gewichte auf eine in Form eines Luftschiffs auf den Erdboden gezeichnete Scheibe abzuwerfen. Dann sollen sie kleine Fesselballone und Drachen, schließlich auch Flugzeugmodelle, die von einer Feldbahn gezogen werden, überfliegen und versuchen diese mit ihren Abwurfgeschossen zu treffen.

Übungen.

Auf den Fliegerschulen hat zu allen Jahreszeiten eine diesen Grundsätzen entsprechende, äußerst lebhafte Tätigkeit geherrscht. Der Ausbildung der Flieger im Aufklärungsdienst dienten eine vom General Roques geleitete Übung, die Anfang April 1911 zwischen Paris und Orleans stattfand, und eine Ende Juli bis Anfang August 1911 zwischen Paris und der belgischen Grenze abgehaltene strategische Aufklärungsübung, für die Oberst Hirschauer die Aufgaben gestellt hatte. Nach den vorliegenden Nachrichten läßt sich nicht beurteilen, ob diese Übungen kriegsmäßig durchgeführt worden sind, oder ob es sich nur um sportliche Veranstaltungen in militärischer Einkleidung gehandelt hat. Jedenfalls waren sie insofern von militärischem Wert, als sie den Fliegern Gelegenheit gaben, sich zum Teil bei recht ungünstiger Witterung in Überlandflügen nach vorher bestimmtem Ziel und zu befohlener Zeit zu üben. Großen Wert legt man in Frankreich offenbar auch darauf, daß sich die Flieger schon im Frieden mit dem Gelände an der Ostgrenze vertraut machen. Diesem Zweck dienten die zweite Übung und zahlreiche Überlandflüge, die 1911 und 1912 in der Nähe der deutsch-französischen Grenze ausgeführt wurden. Mehrfach wurden die Flieger seit dem Frühjahr 1911 zu größeren Kavallerieübungen, Schießübungen der Feld- und Fußartillerie, häufig zu Felddienstübungen und in großer Zahl zu den Manövern herangezogen, über die im vorliegenden Heft an anderer Stelle*) berichtet wird. Der Erfolg dieser regen Tätigkeit und der häufigen Teilnahme an Truppenübungen war eine so wesentliche Steigerung der Flugtüchtigkeit und der militärischen Brauchbarkeit der Flieger, daß ihre Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit für die Aufklärung in Frankreich nicht mehr bezweifelt wird und beschlossen wurde, alle höheren Kommandobehörden im Kriege mit Fliegerformationen auszustatten. Wenn bei den Übungen die Ergebnisse der Flugzeugaufklärung in manchen Fällen noch nicht genügt haben, so lag das zum Teil an der noch fehlenden Vertrautheit der Truppenführer mit der Eigenart der neuen „Waffe", zum Teil an den mangelnden taktischen Kenntnissen der Flieger und vor allem an der häufigen Verwendung einsitziger Flugzeuge.

Ein- oder Mehrsitzer.

Die Einsitzer haben nur selten gute Meldungen gebracht. Allerdings haben einige besonders begabte Offiziere, die wie der Hauptmann Bellenger die Fähigkeiten eines geschickten Flugzeugführers mit denen eines guten Beobachters verbanden, bewiesen, daß es möglich ist, die Aufgaben beider gleichzeitig zu lösen. Die Erfahrung hat aber die Franzosen gelehrt, daß solche Offiziere zu den Ausnahmen gehören. In der Regel ist nach ihrer Ansicht der Flugzeugführer zu sehr durch die Steuerung des Apparates in Anspruch genommen, um gleichzeitig aufmerksam beobachten, Eintragungen in die Karte machen und Meldungen schreiben zu können. Gegen den Einsitzer spreche auch die Einstellung von Unteroffizieren und Mannschaften in das Fliegerkorps und die im Mobilmachungsfall beabsichtigte Verwendung von Zivilfliegern, deren mili-

*) Seite 528 ff.

tärische Vorbildung für die Aufgaben eines Flugzeugbeobachters nicht ausreiche. Selbst die meist noch sehr jungen aktiven Offiziere, die dem Fliegerkorps angehören, meint man, hätten keinen genügenden taktischen Blick, um der Führung brauchbare Meldungen zu bringen. Man will daher als Beobachter auf mehrsitzigen Apparaten, die man für die „eigentlichen Aufklärungsflugzeuge" hält, erfahrene Offiziere, hauptsächlich Generalstabsoffiziere, verwenden, die gut über die Taktik und Organisation der eigenen und fremden Armeen unterrichtet sind und den Absichten des Führers genügendes Verständnis entgegen bringen. Sie sollen sich durch häufige Teilnahme an Erkundungsflügen an das Fliegen gewöhnen und in der Beobachtung aus der Luft üben. Im Widerspruch mit diesen Anschauungen steht es, daß trotzdem die Neubeschaffung einer großen Zahl von Einsitzern in Aussicht genommen ist. Diese Maßnahme kann als ein Zugeständnis an die Wünsche der Fliegeroffiziere erscheinen, die sich nur ungern einem nicht zur Zunft gehörigen Offizier unterordnen; denn es ist natürlich und auch schon mehrfach ausgesprochen worden, daß der Beobachter im Flugzeuge auch den Befehl hat. Wenn man sich aber auch nicht zur Abschaffung der Einsitzer entschlossen hat, so sollen sie doch ausschließlich aktiven Offizieren anvertraut und ihre Verwendung auf die Nachrichtenübermittlung oder die Ausführung kurzer Erkundungsflüge mit ganz bestimmten Aufträgen beschränkt werden.

Verbesserung des Flugzeugmaterials.

Während also die vorjährigen Übungen die Unbrauchbarkeit der Einsitzer für schwierige Aufklärungsaufträge erwiesen haben, zeigten sie, daß auch die Zweisitzer militärischen Anforderungen noch nicht genügten. Vor allem wurde getadelt, daß diese ebensowenig wie die Einsitzer genügende Beobachtungsfähigkeit hätten. Bei fast allen Typen sei wegen unzweckmäßiger Anordnung der Sitze, bei einigen auch wegen der Anbringung des Motors und Propellers an der Stirnseite des Flugzeuges das Gesichtsfeld noch zu beschränkt. Man ist daher bestrebt gewesen, dieses dadurch zu verbessern, daß man die Sitze weiter nach vorn verlegte. Nach Ansicht eines Generalstabsoffiziers, der 1911 als Beobachter an den Manövern des VI. Armeekorps teilgenommen hat, ist es am günstigsten, wenn sich der Sitz unterhalb der Tragflächen befindet. Diese Anordnung scheint sich aber bei Versuchen nicht bewährt zu haben. Ein weiteres Mittel, das zur Verbesserung der Beobachtungsmöglichkeit angewendet wurde, bestand darin, daß man in den Tragflächen beiderseits des Sitzes oder im Boden des Flugzeuges zu Füßen des Beobachters Ausschnitte anbrachte, durch die dieser das Gelände unter sich nicht nur sehen, sondern auch photographieren kann. Als ungünstig erwies sich auch, daß der Beobachter auf dem engen Raume der älteren Flugzeuge nicht genügende Bewegungsfreiheit hatte, und daß er ohne Schutz der vollen Kraft des Windes ausgesetzt war, die ihn in der Handhabung der Karte und des Schreibpapiers störte. Diese Mängel der Flugzeuge erklären sich daraus, daß die Industrie ursprünglich nicht für Heereszwecke gebaut, sondern unter dem Einfluß der großen Überlandflugkonkurrenzen gestanden hat. Da es bei diesen hauptsächlich auf

Schnelligkeit ankam, hatte man, um eine möglichst große Eigengeschwindigkeit zu erzielen, leichte Flugzeuge konstruiert, deren Widerstandsfähigkeit und Haltbarkeit militärischen Anforderungen nicht entsprachen. Auch besaßen sie weder die Fähigkeit, im freien Felde auf schwierigem Gelände zu landen und ohne Hilfe wieder aufzusteigen, noch hatten sie genügende Tragkraft und Reichweite. Die Heeresverwaltung hat daher bei ihren Bestellungen auf eine Vermeidung dieser Mängel gedrungen und besondere Prämien für große Tragkraft gezahlt. Ihre wichtigste Maßregel, um die Industrie zum Bau kriegsbrauchbarer Flugzeuge anzuspornen, war die Ausschreibung eines Wettbewerbs für Heeresflugzeuge, dessen Bedingungen im November 1910 veröffentlicht wurden, und der im Herbst 1911 in Reims ausgetragen worden ist.

Der Flugzeugwettbewerb in Reims.

1 100 000 Franks wurden zum Ankauf von 21 Apparaten der drei besten beteiligten Typen ausgeworfen. Das siegreiche Flugzeug sollte für 100 000 Franks in den Besitz des Staates übergehen. Außerdem sollten zehn Flugzeuge des siegreichen, sechs des zweitbesten und vier des drittbesten Typs für je 40 000 Franks angekauft werden, wenn sie eine mittlere Stundengeschwindigkeit von mindestens 60 km besaßen. Für jeden Kilometer mehr bis zur Höchstgrenze von 80 km sollte sich der Ankaufspreis um je 500 Franks erhöhen.

Die Hoffnung, diese den erfolgreichen Bewerbern zugesicherten großen Vorteile zu erlangen, und die ihnen winkende Aussicht auf weitere umfangreiche Staatsaufträge haben die zahlreichen französischen Flugzeugerbauer veranlaßt, sich mit großem Eifer der Lösung der von der Heeresverwaltung gestellten Aufgaben zuzuwenden. 138 Apparate wurden zu dem Wettbewerb angemeldet, und trotz der außerordentlich schweren, im folgenden näher erläuterten Bedingungen erschien am 1. Oktober die stattliche Anzahl von 34 verschiedenen Apparaten am Start in Reims.

Zugelassen wurden nur dreisitzige Flugzeuge französischen Ursprungs mit großem Gesichtsfeld, die zerlegt und unzerlegt leicht zu transportieren und in kurzer Zeit betriebsfähig zu machen waren, und deren Steuerung doppelt oder so angeordnet war, daß sie gleich leicht vom Flugzeugführer und von einem Mitfahrer zu handhaben war.

Von den 34 vorgestellten Flugzeugen wurde 31, die diesen allgemeinen Anforderungen entsprachen, die Teilnahme an dem Wettbewerb gestattet. Darunter befanden sich zwei Dreidecker, 20 Zweidecker und neun Eindecker, die von 16 verschiedenen Konstrukteuren vorgestellt wurden und auf denen Motoren von neun verschiedenen Arten eingebaut waren. Die Motorstärke schwankte zwischen 60 und 140 PS und betrug am häufigsten 100 PS.

Im Laufe des Oktobers wurden die Flugzeuge sechs Vorprüfungen unterworfen, deren Bestehen die Vorbedingung für die Zulassung zu der entscheidenden Schlußprüfung war.

Zunächst mußten sie sich drei Landungsprüfungen unterziehen. Sie hatten auf dem Militärflugplatz in Reims aufzusteigen, nach dem 45 km entfernten Dorfe Mont-

cornet zu fliegen, dort an einem gekennzeichneten Platze zu landen, wieder ohne Hilfe aufzusteigen und zur Aufstiegstelle zurückzufliegen. Für die erste Prüfung war zur Landung ein Stück Sturzacker von 400×170 m Seitenlänge ausgewählt, für die zweite ein Luzernenfeld von 200×100 m, für die dritte ein Stoppelfeld von 250×100 m.

Hieran schloß sich eine Schnelligkeitsprüfung, bei der der Beweis erbracht werden mußte, daß das Flugzeug mindestens 60 km mittlere Stundengeschwindigkeit habe.

Als fünfte und sechste Prüfung wurde je ein Höhenflug verlangt, bei dem die Flugzeuge sich in weniger als 15 Minuten vom Erdboden auf 500 m erheben mußten.

Bei allen sechs Prüfungen waren eine Nutzlast von 300 kg einschließlich des Gewichtes der Bemannung und außerdem Betriebsstoffe für einen Flug von 300 km mitzuführen.

Diese schweren Vorprüfungen, die während des Monats Oktober beliebig wiederholt werden durften, haben neun von den 31 teilnehmenden Flugzeugen bestanden, allerdings meist erst nach mehreren mißglückten Versuchen. Von den übrigen Apparaten konnten nur drei einem Teil, der Rest keiner der Prüfungen genügen. Unter den neun nach Bestehen der Vorprüfungen zu dem Schlußwettbewerb zugelassenen Flugzeugen befanden sich drei Eindecker (ein Nieuport, zwei Deperdussin) und sechs Zweidecker (zwei Bréguet, zwei M. Farman, ein H. Farman und ein Savary).

Als Schlußprüfung war ein Überlandflug von Reims nach Amiens und zurück an einem vorher von der Wettbewerbskommission bestimmten Tage auszuführen. Die 300 km betragende Strecke mußte mit voller Belastung (300 kg ohne Betriebsstoffe) ohne Zwischenlandung mit mindestens 60 km Geschwindigkeit durchflogen werden. Die Bewertung der Flugzeuge geschah nach der besten erreichten Geschwindigkeit. Bei unbefriedigendem Ergebnis oder Mißglücken des ersten Versuches war eine zweimalige Wiederholung gestattet.

Infolge des schlechten Wetters verzögerte sich die Durchführung der Schlußprüfung, die nach den ursprünglichen Bestimmungen vor dem 15. November hätte erledigt sein sollen, bis zum 26. November.

Von den neun zugelassenen Flugzeugen erfüllten acht alle Bedingungen, nur ein Deperdussin-Eindecker fiel wegen vorausgegangener schwerer Beschädigung aus. Als erster hatte der Nieuport-Eindecker Weymanns mit einer Stundengeschwindigkeit von fast 117 km gesiegt, den zweiten und dritten Preis trugen ein Bréguet-Zwei- und ein Deperdussin-Eindecker mit 95 und 89,5 km Geschwindigkeit davon. Ihnen folgten ein weiteres Bréguet-, ein H. Farman- und ein Savary-Flugzeug mit Schnelligkeiten, die bis zu 67 km heruntergingen.

Zu bemerken ist, daß die Geschwindigkeiten nicht an ein und demselben Tage, sondern an den drei Flugtagen erzielt wurden. Wind und Sichtigkeit waren an ihnen nicht gleich. Die Zuteilung der Kilometerprämien (vgl. S. 473) erfolgt daher

auch erst nach dem Ergebnis der Abnahmeprüfung der einzelnen von den Siegern zu liefernden Apparate.

Die französische Heeresverwaltung verfügt also jetzt über sechs Typen, die ihren Anforderungen entsprechen.

Von mancher Seite ist gegen die Bedingungen des Wettbewerbs ein Vorwurf erhoben worden. Die verlangte Nutzlast und Flugweite werden für zu groß gehalten, und man glaubt, daß deshalb unwirtschaftliche und empfindliche, aber leichte Motoren, wie es der siegreiche Gnom sein soll, unverdiente Erfolge errangen.

Auch wird die Schwerfälligkeit der aus dem Wettbewerb hervorgegangenen Flugzeuge getadelt und behauptet, daß ihre Steuerung viel zu schwierig sei. Obwohl einzelne besonders scharfe Kritiker von einem völligen Mißerfolg sprechen und meinen, ein Ergebnis des Wettbewerbes habe sich überhaupt nur durch ständige Abschwächung der Anforderungen erzielen lassen, ist doch zweifellos ein bedeutender Fortschritt erreicht worden.

Der große Aktionsradius (150 km) der neuen Flugzeuge gestattet den von den Standorten der Ostgrenze abfliegenden französischen Fliegern fast die Linie Aachen—Koblenz—Kreuznach—Karlsruhe—Schaffhausen zu erreichen. Die Mitführung eines dritten Mannes an Bord des Flugzeuges erlaubt die auf solchen Fernfahrten wünschenswerte zeitweise Ablösung des Flugzeugführers oder Beobachters. Der größere Raum der neuen Flugzeuge bietet günstigere Bedingungen für den Einbau funkentelegraphischer Apparate. Ihre Tragfähigkeit gestattet bei Verzicht auf den dritten Mann der Besatzung die Mitführung einer Munitionsmenge von etwa 150 kg. Durch den Reimser Wettbewerb wollte man einen ersten Fortschritt in der Vervollkommnung des Flugzeuges als Kriegswerkzeug erreichen und später die Anforderungen allmählich noch weiter steigern.

In der Presse wird als nächstes Ziel die Herstellung eines viersitzigen Apparates mit 300 km Aktionsradius bezeichnet. Die Millionenaufträge, die die Heeresverwaltung in diesem und den nächsten Jahren zu vergeben hat, sichern ihr genügenden Einfluß auf die Flugzeugindustrie, um die Fabriken zum Bau immer mehr verbesserter Kriegsflugzeuge anzuspornen.

Hilfsfahrzeuge für Flieger-Abteilungen.

An den Bedingungen des Wettbewerbs in Reims wurde auch die Bestimmung, daß die Flugzeuge zerlegbar sein sollten, getadelt, weil dadurch die Konstruktion schwächer ausfallen müsse, und weil der Apparat durch häufiges Auseinandernehmen leide. Während die Vertreter dieser Ansicht die Zerlegbarkeit des Flugzeuges als für den Ernstfall unnötig bezeichnen, ist die Heeresverwaltung entgegengesetzter Meinung. Wenn auch die Flugzeuge den Truppen in der Regel auf dem Luftwege folgen sollen, so müssen sie nach ihrer Ansicht doch unter Umständen, z. B. bei Beschädigungen, bei schlechtem Wetter, Sturm, Nebel oder bei Nacht auf Fahrzeugen nachgeführt werden können. Da man bei dieser Anschauung großen Wert auf die



leichte Transportfähigkeit des Flugzeuges legen mußte, ist man auch nach dem Wettbewerb bestrebt gewesen, die Zerlegbarkeit und die Schnelligkeit der Montierung von Apparaten aller Art zu steigern, und hat die für das Auseinandernehmen oder Wiederzusammensetzen erforderliche Zeit einschließlich des Auf- und Abladens auf 15 bis 20 Minuten verkürzt.

Außer Wagen, die zum Transport der zerlegten Flugzeuge eingerichtet sind, müssen mobile Flieger-Abteilungen nach französischer Anschauung auch zahlreiche Fahrzeuge zur Beförderung von Hilfspersonal, Schutzzelten, Betriebsstoffen und allen zu Ausbesserungen nötigen Ersatzteilen und Werkzeugen besitzen. Diese sollen die Flieger von ständigen Anlagen unabhängig machen und befähigen, der Truppe überallhin zu folgen, damit sie zu jeder Zeit und an jedem Ort, wo die Führung ihrer bedürfen könne, zum Aufstiege bereit sind. Diesem Gedanken entsprechend wurden zum ersten Male in den vorjährigen Manövern einzelnen Flieger-Abteilungen Kraftwagen oder mit Pferden bespannte Wagen beigegeben. Derartige Hilfsfahrzeuge sind im Laufe des Winters weiter erprobt worden und sollen sich bei Übungsmärschen auf schlechten Wegen und bei ungünstiger Witterung gut bewährt haben. Auf Grund der gesammelten Erfahrungen hat sich die Regierung entschlossen, die für Armee-Oberkommandos, Generalkommandos und Kavallerie-Divisionen bestimmten Fliegerformationen mit Kraftwagen auszustatten.

Die Flieger-Abteilung.

Eine mobile französische Feldflieger-Abteilung (escadrille) besteht nach den Angaben des Kriegsministers in der Regel aus 8 Flugzeugen und 11 Kraftwagen und gliedert sich in vier Züge. Die ersten drei Züge bilden die „fliegende", der vierte die „Reserve-Staffel". Die Züge haben je zwei Flugzeuge, der erste Einsitzer, der zweite Zweisitzer, der dritte Zwei- und Mehrsitzer, der Reservezug einen Ein- und einen Zweisitzer. Zu jedem Zuge der „fliegenden Staffel" gehören zwei Lastzüge, deren Anhänger für den Transport der zerlegten Flugzeuge eingerichtet sind, und ein Einzellastwagen. Außerdem besitzt die Abteilung einen Personenkraftwagen und eine fahrbare Werkstatt. Für die Reservezüge, die in den Etappenorten zurückbleiben sollen, sind keine Fahrzeuge vorgesehen.

Das Personal besteht aus sieben Fliegern, einschließlich eines Offiziers als Abteilungsführer, einem Zahlmeister, vier Unteroffizieren, von denen einer Mechaniker ist, und 44 Mann. Zu diesem „personnel spécialisé" kommen noch zwei Unteroffiziere und 14 Mann, die als „personnel non spécialisé" bezeichnet werden, ohne daß eine Erklärung für die Bedeutung dieser Unterscheidung gegeben wird. Sie werden voraussichtlich für die einfacheren Hilfsdienste, ferner als Burschen, Ordonnanzen usw. verwendet.

Abweichend von dieser Gliederung sollen die für Armee-Oberkommandos bestimmten Flieger-Abteilungen aus den leistungsfähigsten Apparaten, also hauptsächlich Dreisitzern mit 150 km Aktionsradius, zusammengesetzt werden. Festungs- und

Küsten-Abteilungen, die nicht die Beweglichkeit der Feld-Abteilungen zu haben brauchen, sollen auch weniger reichlich als diese mit Hilfsfahrzeugen ausgestattet werden. Sie erhalten nur zwei Personenkraftwagen. Die für Kavallerie-Divisionen bestimmten Fliegersektionen bestehen aus drei Einsitzern einschließlich eines Reserveflugzeuges, zwei Lastzügen, einem Einzellastwagen und einem Personenkraftwagen.

Zahl der Fliegerformationen.

Schon Mitte Februar konnte der Kriegsminister im Senat mitteilen, daß die Mobilmachung von 8 Feld- und 5 Festungs-Abteilungen sichergestellt sei, und daß die Regierung bereits zwei Kraftwagen für jede Abteilung besitze und die übrigen durch Aushebung beschaffen wolle. Zur Bildung dieser Abteilungen sollten die besten der damals vorhandenen 208 Flugzeuge benutzt werden.

Mit den neuerdings bewilligten Mitteln will die Regierung das Personal und Material derart vermehren, daß schon Ende dieses Jahres im Mobilmachungsfall 27 Feld-Abteilungen (für Armeekorps und Armee-Oberkommandos), 5 Festungs- und 6 Küsten-Abteilungen und 10 Sektionen für Kavallerie-Divisionen aufgestellt werden können. Die Festungs-Abteilungen sind für Maubeuge, Verdun, Toul, Epinal und Belfort bestimmt, die sechs zur Überwachung der Küsten ausersehenen Abteilungen für Dünkirchen, le Havre, Nantes, die Gironde-Mündung, Marseille und Nizza.

Personalbedarf.

Das zur Mobilmachung dieser Fliegerformationen nötige Hilfspersonal ist von den neu gebildeten Luftfahrersektionen und von wahrscheinlich drei Kompagnien der Luftfahrertruppen (vgl. S. 462) zu stellen. 234 Militärflieger sollen, wie der Kriegsminister am 13. Februar im Senat angab, in die mobilen Abteilungen eingestellt werden; eine gewisse Anzahl soll zum Ersatz von Verlusten zurückbleiben. Da im ganzen 286 Flugzeugführer (38×7 und 2×10) notwendig sind, müssen die fehlenden 52 den militärpflichtigen Zivilfliegern entnommen werden. Den Bedarf an Beobachtungsoffizieren gab der Kriegsminister auf 210 an, die indessen nicht zum Verbande der Flieger-Abteilungen gehören. Sie sollen nur von Fall zu Fall mit der Ausführung von Aufklärungsaufträgen betraut werden und in der Regel Mitglieder der Stäbe von Führern sein, die über Fliegerformationen verfügen.

Materialbedarf.

Die 334 für die 38 Flieger-Abteilungen ($38 \times 8 = 304$) und für die 10 Sektionen der Kavallerie-Divisionen ($3 \times 10 = 30$) notwendigen Apparate sollen neu beschafft werden und das zur Zeit vorhandene Material nur im Friedensdienste Verwendung finden. 30 Dreisitzer, 160 Zweisitzer und 144 Einsitzer sollen für 8100000 Franks angekauft werden. Hierzu kommen noch 1988000 Franks für die Beschaffung von Ersatzteilen aller Art, z. B. eines Vorratsmotors für je zwei Flugzeuge. 2600000 Franks sind als erste Rate für den Ankauf des übrigen Materials der Abteilungen ausgeworfen. Eine vollzählige Beschaffung des vorgesehenen Wagenparks ist nicht beabsichtigt, da ein Teil des Fahrzeugbedarfs durch Aushebung gedeckt werden soll. Damit für den Mobilmachungsfall stets die neuesten und besten Flugzeuge vollzählig und in kriegsbrauchbarem Zustande vorhanden sind, sollen die neu angekauften Apparate

immer nur ein Jahr lang lagern und dabei von Zeit zu Zeit Probeflüge ausführen. Alljährlich soll der gesamte Bestand der so geschaffenen Kriegsreserve durch neue Ankäufe ersetzt und die bisher zu ihr gehörigen Flugzeuge im Friedensdienst in Gebrauch genommen werden. Man glaubt, sie in diesem noch durchschnittlich ein Jahr verwenden zu können, da man die Lebensdauer eines Flugzeuges auf durchschnittlich nur zwei Jahre schätzt. An Betriebs-, Unterhaltungs- und Reparaturkosten rechnen die Franzosen auf ein Kriegsflugzeug jährlich 3000, auf ein Übungsflugzeug jährlich 2000 Franks.

Flugplätze und Schulen.

Für das stark vermehrte Personal und für die Unterbringung des wertvollen Materials ist der Neubau von zahlreichen Kasernen und Schutzhallen notwendig, die sämtlich in ständiger Bauart ausgeführt werden sollen. 4250000 Franks beträgt die für diesen Zweck im Jahre 1912 ausgeworfene Rate. Bis Ende 1913 soll die Einrichtung von etwa 30 „centres d'aviation" vollendet sein. Unter dieser Bezeichnung verstehen die Franzosen jede ständige Anlage des Militärflugwesens, die im Mobilmachungsfall als Stützpunkt von Flieger-Abteilungen oder im Frieden als Fliegerstandort und Flugschule oder gleichzeitig beiden Zwecken dienen soll. In jedem Fall sollen sie Kasernen, Flugzeugschuppen, Werkstätten und Materialdepots, meist auch Offizierwohnungen, Lazarett- und Versammlungsräume erhalten.

Der Abgeordnete Clémentel gibt in seinem Bericht über den Gesetzentwurf für die Neuorganisation der Militärluftfahrt folgende Liste der bestehenden oder geplanten „centres d'aviation":

- I. A. K. Schule in Douai (hier befindet sich bereits an der Bréguet-Privatschule eine militärische Abteilung). Stützpunkt in der Festung Maubeuge. Küstenstützpunkt Dünkirchen;
- III. A. K. Küstenstützpunkt Le Havre;
- V. A. K. Schule in Orleans, Pithiviers oder Etampes (hier befindet sich eine Bleriot-Schule mit militärischer Abteilung);
- VI. A. K. Schule in Chalons, Schule in Reims (beide schon in Betrieb), Schule in der Festung Verdun (bereits als Stützpunkt mit provisorischen Bauten eingerichtet);
- VII. A. K. Stützpunkt in Belfort (Flugzeugschuppen vorhanden), Schule in der Festung Epinal, Schule in Pontarlier;
- VIII. A. K. Schule auf dem Camp d'Avor;
- XI. A. K. Küstenstützpunkt Nantes;
- XIII. A. K. Schule in Clermont-Ferrand;
- XIV. A. K. Schule wahrscheinlich in Lyon (die Privatschule Bron bei Lyon hat eine militärische Abteilung);
- XV. A. K. Küstenstützpunkt in Marseille, Küstenstützpunkt in Nizza;
- XVII. A. K. Schule wahrscheinlich in Toulouse;

XVIII. A. K. Schule in Pau (Bleriot-Schule mit militärischer Abteilung vorhanden), Küstenstützpunkt an der Gironde-Mündung;

XX. A. K. Schule in der Festung Toul;

Mil. Gouv. Paris. Schule in Versailles (militärische Schule in Satory bei Versailles vorhanden). (Die Versuchsanstalt für das Militärflugwesen in Vincennes, die früher mit einer Schule verbunden war, scheint jetzt keine Flieger mehr auszubilden.);

Algerien. Schule in Blidah, Schule in Süd-Oran; Schule in Biskra (hier befinden sich seit dem vorigen Herbst einige Fliegeroffiziere; vgl. S. 484).

Im Bereich der in dieser Aufzählung fehlenden Armeekorps sollen Flugfelder eingerichtet werden, damit, wie der Kriegsminister im Senat sagte, „die örtlichen Kommandobehörden sich bei gelegentlichen Übungen mit der Fliegerverwendung vertraut machen können.“ Wahrscheinlich werden außer an den von Clémentel genannten Orten noch auf mehreren Truppenübungsplätzen Flugschulen errichtet werden, da diese nach Ansicht der Regierung hierzu besonders gut geeignet sind, weil die Flieger auf ihnen am häufigsten Gelegenheit zu Übungen mit anderen Waffen finden. Auf mehreren Plätzen sind bereits Fliegerabteilungen aufgestellt worden, die an allen in diesem Jahre dort stattfindenden Gefechtsübungen teilnehmen sollen. Sie dienen auch der Ausbildung von Generalstabsoffizieren zu Flugzeugbeobachtern. Zu den diesjährigen Armeemanövern sollen nach einer Zeitungsmeldung zahlreiche Fliegerabteilungen mit im ganzen 130 Fliegern herangezogen werden. Während diese Abteilungen nur für die Dauer der Übungen zusammengestellt werden, scheint es beabsichtigt zu sein, solche in den Ostfestungen als ständige Friedensverbände zu errichten, damit sie bei Ausspruch der Mobilmachung sofort ihre Tätigkeit beginnen können. Im übrigen sollen die Flieger, Flugschüler und die für den Flugdienst bestimmten Teile der Luftfahrertruppen auf die Militärschulen verteilt werden. Hier werden sie unter dem gemeinsamen Kommando eines älteren und erfahrenen Fliegeroffiziers vereinigt, der als Direktor der Schule die Ausbildung beider zu leiten und auch die Verwaltung der Schule und des Materials zu übernehmen hat. Für diese zweite Aufgabe werden ihm Teile des „besonderen Stabes“ (vgl. S. 462) und festangestellte Zivilarbeiter (ouvriers d'état) zugeteilt.

Bis zur Eröffnung der neuen Militärschulen sollen wie bisher die angehenden Militärflieger zum Teil auf Zivilschulen das Fliegen lernen.

Artillerieflugzeuge.

Als die französische Regierung die Pläne für den geschilderten Ausbau des Militärflugwesens faßte, hatte sie sich noch nicht entschlossen, in welchem Umfange die Artillerie Flugzeuge erhalten sollte; obwohl bereits im vorigen Sommer mit der Verwendung von Fliegern bei Schießübungen der Feld- und Fußartillerie und im Manöver mit ihrer Zuteilung an ein Feldartillerie-Regiment sehr gute Erfahrungen

gemacht worden sind. Sie sollen als Zielaufklärer von großem Nutzen gewesen sein und bei den Schießübungen auch als Hilfsbeobachter durch ihre guten Meldungen über die Lage der Schüsse zum Ziel entscheidenden Einfluß auf das Gelingen des Schießens ausgeübt haben.

Genaueres ist über eine Schießübung der Fußartillerie bei Verdun bekannt geworden, bei der die artilleristische Verteidigung eines Teils der Nordfront der Festung durchgespielt wurde. Kommandant Fetter, der die Übung leitete, gilt als besonderer Freund des Flugwesens und soll mit einem Herrn Bellieni zusammen einen photographischen Apparat erfunden haben, mit dem bereits Anfang August aus Höhen zwischen 800 und 1200 m bei einer Fluggeschwindigkeit von etwa 90 km „erstaunlich gute Ergebnisse" erreicht wurden. Gegen den 22. August wurden vier transportable Schuppen nach Verdun geschafft und auf dem Rennplatz in der Nähe von Charny aufgestellt. Unter Führung des Capitaines Bellenger bildete man eine Fliegerabteilung aus einem Bleriot-Einsitzer und drei Farman-Zweisitzern. Als Beobachtungsoffizier wurde unter anderen Capitaine Lebeau, ebenfalls Erfinder eines Photographenapparates, herangezogen.

Die Flieger unternahmen zunächst vom 25. August 1911 ab Übungsfahrten zur Erkundung von Angriffsarbeiten, die auf dem Boden durch weiße Bänder dargestellt waren. Am 28. August erhielten drei Flieger den Auftrag, die kriegsmäßig besetzte Nordfront von Toul zu erkunden. Um 5⁰ Morgens flogen zwei von ihnen längs des Maas-Tales, einer über die Woëvre-Ebene in Richtung auf Toul ab. Nach $2^1/_4$ Stunden (rund 180 km Weg in großer Höhe) brachten sie völlig zutreffende Meldungen über die Besetzung, Capitaine Lebeau auch tadellose Photographien zurück.

Am 30. begann die artilleristische Übung in Gegenwart zahlreicher Generale und Marineoffiziere. Die Flieger erkundeten die am rechten Maas-Ufer vor der Nordfront aufgestellten Ziele (Angriffsbatterien) richtig und photographierten sie.

Am 31. August kreisten sie, während der Verteidiger aus den Batterien de Froide-Terre auf diese Ziele feuerte, in Höhen bis zu 1200 m über dem Gefechtsfelde. Sie meldeten auf herabgeworfenen Zetteln die Lage der Schüsse auch gegen eine später näher an der Festung auftretende Artillerielinie so genau, daß der Kommandierende General des I. Armeekorps zu den Artillerieoffizieren sagte: „Meine Herren, denken Sie an diesen Tag. Er bezeichnet den größten Fortschritt, der seit langem in der Feuertechnik der Artillerie vorgekommen ist." Nach einer Angabe der France militaire sollen allerdings so gute Meldungen nur von den drei Zweisitzern, auf denen sich Beobachtungsoffiziere befanden, nicht von den Einsitzern gebracht worden sein.

Auch bei Schießübungen der Feldartillerie sollen die Beobachtungsoffiziere sehr gute Meldungen gemacht haben. Französische und deutsche Kritiker haben aber darauf aufmerksam gemacht, daß diese Übungen noch nichts bewiesen, weil sie in zu kleinen

Verbänden veranstaltet seien. Beim Schießen einzelner Batterien sei es vielleicht möglich, vom Flugzeug aus richtig zu beobachten und eine Verständigung zwischen diesem und der Feuerleitung herbeizuführen. Wenn aber z. B. die ganze Artillerie eines Korps oder auch nur einer Division gleichzeitig schösse, würde es für den Flugzeugbeobachter außerordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich werden, die Schüsse der einzelnen Batterien auseinander zu halten.

Jedenfalls hielt der Kriegsminister die Frage noch nicht für genügend geklärt, um eine bestimmte Entscheidung über Art und Umfang der Ausstattung der Artillerie mit Flugzeugen treffen zu können. Die weiteren Entschließungen wollte er von dem Ausgang neuer Versuche abhängig machen, die inzwischen unter Leitung des Generals Maunoury in Gegenwart zahlreicher höherer Artillerieoffiziere auf dem Schießplatz Mailly stattgefunden haben. Dort nahm vom 4. bis 13. März eine normal zusammengesetzte Flieger-Abteilung (vgl. S. 476) an Schießübungen der Feldartillerie teil. Die „fliegende Staffel" bestand aus zwei Bleriot-Einsitzern, zwei M. Farman-Zweisitzern und zwei Bréguet-Dreisitzern, die von aktiven Offizieren gesteuert wurden. Außerdem wurden noch sieben weitere Flugzeuge herangezogen, nämlich ein Bréguet-Dreisitzer und zwei M. Farman-Zweisitzer, die von eingezogenen Zivilfliegern geführt wurden, und vier Bleriot-Einsitzer. Die Verwendung der Flieger erfolgte nach dem Entwurf eines Reglements, das auf Grund der vorjährigen Erfahrungen ausgearbeitet und am 18. Januar 1912 vom Kriegsminister genehmigt worden ist. Über den Inhalt dieser geheimen Vorschrift ist nichts, und über die Übung selbst auch nur wenig bekannt geworden.

Aus den spärlichen hierüber vorliegenden Nachrichten geht nicht hervor, ob es sich diesmal um Schießübungen größerer Verbände gehandelt hat. Nach Pressenachrichten soll sich ergeben haben, daß die im Einsitzer allein fliegenden Offiziere der Feuerleitung zwar wertvolle Dienste für die allgemeine Beurteilung des Schießens leisten könnten, daß sie aber nicht imstande seien, so sorgfältig und eingehend zu beobachten und melden, wie es für eine genaue Regelung des Feuers notwendig sei. Hierzu seien nur gut ausgebildete und im Beobachten aus dem Flugzeug geübte Artillerieoffiziere in der Lage, wenn sie selbst nichts mit der Steuerung des Apparates zu tun hätten. Bisweilen habe es sich auch als nützlich erwiesen, daß die Abteilungskommandeure selbst aus dem Flugzeug beobachteten. Die Mehrsitzer verdienten daher als Artillerieflugzeug den Vorzug. Besonders hätten sich die Dreisitzer bewährt, da sich aus ihnen wegen der bequemen Sitzgelegenheit und wegen ihres ausgedehnten Gesichtsfeldes am besten beobachten lasse.

Über die Art der Verständigung zwischen dem Flieger und einer schießenden Batterie finden sich in der Presse folgende Angaben. Der zur Erkundung des Zieles abfliegende Offizier nimmt eine vorbereitete Skizze des in Betracht kommenden Geländes mit und trägt in diese die Lage des Zieles ein. Er wirft dann die mit Blei

beschwerte Meldekarte über seiner Batterie ab und fliegt wieder in Richtung auf das Ziel, um das Schießen zu beobachten. Er zeigt durch verabredete Zeichen, Rauchentwicklung oder durch die Bewegungen, die er mit seinem Flugzeuge ausführt, an, ob die Schüsse der Batterie richtig liegen oder nicht. Liegen sie falsch, so gibt die Batterie eine Salve ab, und der Flieger trägt die Lage der Schüsse zum Ziel in eine ebenfalls vorbereitete Meldekarte ein, die er wieder über der Batterie fallen läßt. Die Feuerleitung läßt dem Flieger Weisungen und Mitteilungen durch optische Zeichen zukommen, indem sie große Tücher von verschiedener Form und Farbe auf dem Erdboden ausbreiten läßt.

Von der Flugzeugphotographie soll nicht nur bei der Fußartillerie sondern auch bei Schießübungen der Feldartillerie Gebrauch gemacht worden sein. Der Verfasser eines Buches „L'Aéroplane en liaison avec les autres armes", der Artillerie-Hauptmann Faure, meint, daß sie im Festungskriege für die Zielerkundung von größtem Nutzen sei. Die vom Flugzeug aus mit senkrecht stehender optischer Achse des Photographenapparats aufgenommenen Bilder seien richtige Pläne, auf denen man genaue in die Karte übertragbare Messungen vornehmen könne, allerdings unter der Bedingung, daß die Photographie zwei bis drei Merkpunkte enthalte, die auf der Karte aufzufinden seien. Für den Feldkrieg ist nach Faures Ansicht die Flugzeugphotographie von geringerer Bedeutung, da man fast niemals die Zeit haben werde, die Negative zu entwickeln.

Nach Ansicht aller höheren Offiziere soll, wie die Zeitungen berichten, die Übung in Mailly einwandfrei erwiesen haben, daß die Flugzeuge der Artillerie die allergrößten Dienste leisten können. Ein erfahrener Artillerist und Kenner des Flugwesens, der Leiter der Versuchsanstalt für das Militärflugwesen in Vincennes, Oberstleutnant Estienne, schätzt die Bedeutung dieser Dienste so hoch ein, daß er meint, mit Hilfe der Flugzeugbeobachtung werde ein so genaues und daher wirkungsvolles Schießen gegen verdeckte Ziele möglich werden, daß die französische Feldartillerie künftig imstande sein werde, „alle Ziele, vor allem auch die in Geländefalten verborgenen berühmten Feldhaubitzen der Deutschen zu vernichten, sobald sich diese nur innerhalb der Reichweite der französischen Geschütze befänden und vom Flugzeug aus zu sehen seien." Ähnliche Gedanken hat auch der Senator Reymond, der selbst Flieger ist, im Senat ausgesprochen und die Übereinstimmung seiner Auffassung mit den Ansichten zahlreicher Artilleristen und Fliegeroffiziere betont.

Der Berichterstatter der Kammer hat vorgeschlagen schon in diesem Jahre bei vier Feldartillerie-Regimentern Fliegersektionen aufzustellen und die auf 600000 Franks geschätzten Kosten aus den durch die Nationalspende (vgl. S. 488) einkommenden Mitteln zu decken. Der Kriegsminister hat zunächst einen anderen Weg eingeschlagen. Gleich nach Beendigung der Versuche in Mailly hat er angeordnet, daß an allen hier und auf den Truppenübungsplätzen Chalons, Sissonne, Poitiers und Causse während

des Sommers stattfindenden Schießübungen der Feldartillerie Flieger-Abteilungen teilnehmen sollen. Zu diesen Übungen werden zahlreiche Artillerieoffiziere aller Armeekorps kommandiert. Drei bis vier Offiziere möglichst vieler Artillerie-Regimenter sollen als Flugzeugbeobachter ausgebildet werden. Auch die Führer einsitziger Apparate sollen sich dabei in der Anwendung des Reglements vom 18. Januar und in der Beobachtung von Artillerieschießen üben. Der General Maunoury ist beauftragt, die Übungen zu überwachen, die Erfahrungen zu bearbeiten und darüber an den Kriegsminister zu berichten.

IV. Luftfahrzeuge als Angriffswaffe.

Während so die französische Heeresverwaltung bestrebt ist, die Luftfahrzeuge allen Zwecken der Aufklärung und Erkundung dienstbar zu machen, arbeitet sie gleichzeitig eifrig an ihrer Ausbildung als Angriffswaffe und Zerstörungswerkzeug. Man spricht in der Presse davon, daß die französischen Luftfahrzeuge in den ersten Mobilmachungstagen die nahe der Landesgrenze gelegenen feindlichen Luftschiffhäfen, Magazine und Bahnhofsanlagen zu zerstören oder zu beschädigen versuchen werden. Unter günstigen Umständen könnten sich nach französischer Ansicht derartige Unternehmungen auch gegen große Eisenbahnbrücken richten. Vor allem aber werden die französischen Luftfahrzeuge versuchen, durch Abwurf von Sprengladungen auf Eisenbahnzüge in Fahrt deren Entgleisung herbeizuführen. Auf diese Weise den feindlichen Eisenbahnaufmarsch zu stören, wird eines der hauptsächlichsten Ziele solcher Luftangriffe sein. Auch die Verwendung der Luftfahrzeuge als Kampfmittel im Gefecht und zum Angriff auf feindliche Marschkolonnen wird in der Presse erwogen, wenn man sich auch vorläufig mehr moralische Erfolge von solchen Unternehmungen verspricht.

Übungen im Abwerfen von Geschossen vom Flugzeug (vgl. S. 470) und Luftschiff haben in Frankreich schon vor länger als einem Jahre stattgefunden und werden neuerdings mit besonderem Eifer und anscheinend auch mit recht guten Erfolgen betrieben.

Nach den bisherigen Erfahrungen ist man der Ansicht, daß beim Abwurf mit der Hand nur Zufallstreffer zu erwarten seien. Man hält daher einen besonderen Apparat für notwendig. Zum Studium der Geschoßfrage und zur Prüfung der Ziel- und Abwurfvorrichtungen, die der Heeresverwaltung von zahlreichen Erfindern angeboten werden, ist eine besondere Kommission eingesetzt worden.

Mit dem zunehmenden militärischen Wert der Luftfahrzeuge und mit ihrer Vermehrung in allen Armeen wächst auch in Frankreich das Interesse für die Frage, wie sie zu bekämpfen sind. Die Franzosen scheinen anzunehmen, daß von der Erde aus nicht viel gegen sie auszurichten ist. In letzter Zeit ist wenig hiervon die Rede gewesen. Allerdings ist dem Kriegsminister Mitte Februar ein Geschütz zur Abwehr von Luftfahrzeugen vorgestellt worden. Näheres über die neue Waffe ist aber nicht

bekannt geworden. Allgemein wird in der Literatur die Ansicht vertreten, daß die Herrschaft über die Luft auch in der Luft erkämpft werden müsse. Den Kampf der Luftfahrzeuge gegeneinander stellt man sich in Frankreich so vor, daß sie sich gegenseitig zu überfliegen und durch abgeworfene Geschosse zu vernichten streben. Es werden aber auch Versuche mit dem Einbau von Maschinengewehren auf Flugzeugen gemacht.

Wie sich die französische Heeresverwaltung die Unterscheidung der eigenen von den feindlicheu Luftfahrzeugen vorstellt, ist nicht bekannt. Anscheinend sind bisher Versuche in dieser Richtung entweder nicht gemacht oder geheim gehalten worden. In den diesjährigen großen Manövern sollen aber die teilnehmenden Flugzeuge angeblich ein besonderes Abzeichen erhalten, um ihre Parteizugehörigkeit zu kennzeichnen.

V. Das Flugwesen in den Kolonien.

Schon seit längerer Zeit wird von verschiedenen Seiten in Frankreich angeregt, die Flugzeuge auch in den Dienst der Kolonien zu stellen, sie zur Beförderung von Nachrichten und auch einzelner Personen in ausgedehnten und unwegsamen Gebieten, gewissermaßen als eine Art Schnellpost, auszunutzen. Vor allem wurde eine die Sahara durchquerende Luftpostlinie vorgeschlagen, die von einem der südlichen Endpunkte der algerischen Bahnen nach Timbuktu führen sollte. Man rechnete darauf, daß ein Flugzeug die rund 1000 km betragende Strecke, zu der ein Kamelreiter drei Monate braucht, in wenigen Tagen werde zurücklegen können. Namentlich die Ligue nationale aérienne, ein Verein zur Förderung der Luftfahrt, hat sich um die Verwirklichung dieser Gedanken bemüht. Auf ihre Veranlassung haben zahlreiche Geländeerkundungen und Wetterbeobachtungen auf den Militärposten in Südalgerien stattgefunden. Diese Vorstudien sollen ergeben haben, daß die Verhältnisse für eine Verwendung der Flugzeuge in diesen Gegenden recht günstig sind.

Die Militärverwaltung entschloß sich Ende 1910, für das XIX. Armeekorps eine Flugschule zu errichten, die gleichzeitig als Ausgangspunkt der Saharaposten dienen sollte. Anfang 1911 begab sich eine Kommission, an deren Spitze Oberst Hirschauer stand, nach Algerien, um einen hierfür geeigneten Ort zu erkunden. Ihre Wahl fiel auf Biskra. Eine Schule ist dort zwar noch nicht errichtet worden. Im Oktober wurden aber aus Frankreich drei Fliegeroffiziere mit vier Unteroffizieren, neun Mechanikern und einigen eigens für die Verwendung in Südalgerien erbauten Flugzeugen, deren Motore besondere Schutzvorrichtungen gegen das Eindringen von Staub und Wüstensand erhalten hatten, nach Biskra gesandt. Die Offiziere haben von dort aus bereits einige Flüge nach benachbarten und bis zu 200 km entfernten Oasen ausgeführt. Außer in Biskra sollen nach den neuesten Plänen auch in Blidah und Süd-Oran Militärflugschulen errichtet werden (vgl. S. 479).

Im Kolonialkriege haben die Franzosen Flugzeuge bisher nicht verwendet.

Noch im Frühjahr 1911 sprach sich der damalige Kriegsminister Berteaux sehr entschieden dagegen aus und erklärte, es wäre Wahnsinn (une imprudente folie), wenn man Flieger an dem Marokkofeldzug teilnehmen lassen wollte. Nachdem aber im September der Zivilflieger Brégi auf einem Bréguet-Doppeldecker (Typ des Reimser Wettbewerbs) mit Passagier in zwei Tagesetappen von Casablanca über Rabat nach Fez geflogen war, und in Ostmarokko ein anderer Zivilflieger, Servies, mehrere Überlandflüge ausgeführt hatte, entschloß man sich, die Einrichtung eines Fliegerdienstes bei den in Marokko stehenden Truppen in Angriff zu nehmen. Zunächst erhielt der Fliegeroffizier Clavenad den Auftrag, an Ort und Stelle zu prüfen, ob und in welcher Weise das geschehen könne. Da sein Bericht sehr günstig ausfiel, wurde im Februar 1912 eine Flieger-Abteilung von drei Offizieren und 33 Mann mit vier Flugzeugen und zerlegbaren Schutzzelten nach Casablanca eingeschifft. Zunächst war die Einrichtung einer Luftpost Casablanca—Rabat—Fez und eines Fliegerstützpunktes in Fez in Aussicht genommen. Diese Absicht ist zwar bisher noch nicht zur Ausführung gekommen; die Offizierflieger haben aber schon zahlreiche Übungsflüge in der Umgegend von Casablanca ausgeführt. Zweifellos werden die Franzosen dem Beispiel der Italiener in Tripolis folgen und in kurzem bei ihren Unternehmungen in Marokko Flieger verwenden.

Die Kolonialverwaltung hat in Übereinstimmung mit dem Parlament bisher darauf verzichtet, größere Summen für das Flugwesen aufzuwenden, weil sie erst den Ausgang der Versuche abwarten wollte, die die Militärverwaltung und einige Kolonien aus eigener Initiative unternommen haben. Anfang 1911 beschafften Madagaskar und die Kolonie Westafrika aus eigenen Mitteln je zwei Flugzeuge. In beiden Kolonien haben sie zwar einige Ausflüge gemacht, aber keine praktische Verwendung gefunden. Die Flugzeuge waren schon nach kurzer Zeit unbrauchbar weil die verleimten Holzteile das tropische Klima nicht vertragen konnten. Mehrere Flugzeugkonstrukteure haben daher für Kolonialzwecke Apparate aus Metall gebaut. Die Kolonie Westafrika hat zwei derartige Nieuport-Flugzeuge angekauft, die sich gut bewähren sollen. Am 10. Februar 1912 führte ein Kolonialbeamter einen größeren Überlandflug aus, und am gleichen Tage flog der Leutnant Féquant von M'Bambey, wo sich Flugzeugschuppen und eine Reparaturwerkstatt befinden, nach dem 140 km entfernten Dakar. Er legte diese Strecke in zwei Etappen von je 35 Minuten zurück, während die Eisenbahn dazu 6 Stunden braucht. Auch in Madagaskar soll die Wiederaufnahme der Versuche mit Flugzeugen nahe bevorstehen.

VI. Das Marineflugwesen.

Die Marine hat, angespornt durch die Erfolge des Heeres, die Entwicklung des Flugwesens jederzeit aufmerksam verfolgt. Schon seit längerer Zeit verfügt sie über einige beim Heere als Flieger ausgebildete Seeoffiziere, die sich zum Teil durch

besonders gute Flugleistungen ausgezeichnet haben, aber bei Übungen der Marine noch niemals verwendet worden sind. Eigene Flugzeuge besaß sie bisher nicht, abgesehen von einem einzigen Zweidecker, der sich Anfang dieses Jahres in ihrem Besitz befand. Ebenso fehlten Flugplätze.

Der Marineminister beabsichtigte, im vorigen Jahre zum ersten Male mehrere Flieger an den Flottenmanövern teilnehmen zu lassen, mußte diesen Gedanken aber als verfrüht wieder aufgeben. Dagegen wurde auf dem Kreuzer Edgar=Quinet ein schon im Landheere erprobter Beobachtungsdrachen des Kapitäns Sacconay verwendet, der bis zur Höhe von 500 m von dem in Fahrt befindlichen Schiffe aufsteigen konnte. Über die Erfahrungen mit ihm gehen die Urteile weit auseinander. Die meisten behaupten, daß er sich voll bewährt habe, andere, daß er fast wertlos sei. Diese werfen ihm vor, daß die Geschwindigkeit des Schiffes ziemlich groß sein müsse, daß häufige Kursänderungen nötig seien, um sich dem Winde anzupassen, und daß die Beobachter bei starkem Winde sehr gefährdet seien.

Der als ausgezeichneter Flieger bekannte Seeoffizier Conneau hat im „Temps“ vom 11. August 1911 seine Ansichten über die mögliche Verwendung der Flugzeuge in der Marine entwickelt. Er will ihnen zwei Aufgaben zuweisen und bezeichnet sie nach diesen als Küsten= und Hochseeflugzeuge.

Das Küstenflugzeug soll vom festen Lande aufsteigen und dorthin zurückkehren. Es könnte schon beim jetzigen Stande der Technik etwa 50 km seewärts fliegen und sich dabei auf 500 bis 1500 m erheben. Auf dieser großen Höhe habe der Flieger einen weiten Überblick über die Meeresfläche, bei günstiger Witterung bis zu 100 Seemeilen, und könne die Stärke, Formation und Marschrichtung der noch weit entfernten feindlichen Flotte feststellen. Er könne also anderthalb Stunden nach dem Abfluge die wichtigsten Nachrichten bringen, die man bisher bei einem Aufwand von zwei bis drei Kreuzern oder einem Dutzend Torpedobooten kaum in der dreifachen Zeit erhalten konnte. Eine zweite Aufgabe des Küstenflugzeuges sei die Feststellung von Unterseeminen und =booten, mit denen der Feind etwa die Hafenausfahrten zu sperren versuche. Die Möglichkeit, vom Flugzeug aus bis zu einer gewissen Tiefe unter Wasser zu sehen, sei durch die Versuche des Zivilfliegers Aubrun erwiesen. Diesem gelang es bei einem Versuche, der Ende Juli 1911 in Cherbourg stattfand, mehrmals in Fahrt befindliche untergetauchte Unterseeboote in sehr kurzer Zeit aufzufinden.

Das Hochseeflugzeug soll nach Conneaus Ansicht auf einem schnellen Kreuzer untergebracht werden, der dem Geschwader weit voraus eilt. Noch ehe man von Bord aus den Feind sehen könne, solle der Flieger, ohne sich weit von dem Schiffe zu entfernen, in große Höhe aufsteigen. Da das Flugzeug, je höher es sich erhebe, um so kleiner erscheine, könne der Flieger, ohne selbst gesehen zu werden, schon auf weite Entfernung den Feind entdecken. Nachdem er wieder an Bord gelandet sei

oder sich neben dem Kreuzer auf das Wasser niedergelassen habe, werde seine Meldung durch drahtloses Telegramm an den Geschwaderchef nach rückwärts weitergegeben, der auf diese Weise lange, ehe er mit dem Feinde in Berührung komme, über Stärke und Kurs der feindlichen Flotte genau unterrichtet werde. Der Wert des Hochseeflugzeuges werde noch wachsen, wenn man erst über zuverlässigere Motoren verfüge, weil es sich dann von seinem „schwimmenden Nest" entfernen und ihm weit vorausfliegen könne. Das sei heute nicht möglich, da selbst ein mit Schwimmern versehenes Flugzeug hilflos sei, wenn es bei Versagen des Motors in großer Entfernung von seinem Schiff niedergehen müsse. Reparaturen, auch einfacher Art, könne man an einem auf dem Wasser treibenden Flugzeug ohne fremde Hilfe nicht ausführen.

Die Aufgaben, die Conneau den „Küstenflugzeugen" zuweist, werden die vom Landheere aufzustellenden Küsten-Fliegerabteilungen übernehmen. Die Beschaffung und Verwendung von „Hochseeflugzeugen" bleibt Sache der Marine selbst. Fliegeroffiziere haben bereits im vergangenen Winter mehrere Wasserflugzeuge, darunter einen Voisin- und einen Paulhan-Apparat auf ihre Brauchbarkeit für diesen Zweck geprüft. Mit der Oberleitung dieser Versuche war ein Kapitän z. S. betraut. Er hatte auch den Auftrag, Vorschläge für die Organisation des Marineflugwesens auszuarbeiten.

Diese soll jetzt ins Leben treten, nachdem die Marine durch das Gesetz vom 29. März die dazu nötigen Mittel erhalten hat (vgl. S. 464). Sie betragen, einschließlich 150 000 Franks, die im Marinebudget 1912 bewilligt wurden, im ganzen 1 240 230 Franks. Hiervon sind 94 230 Franks für Personal, 550 000 Franks für Materialankäufe und 570 000 Franks für die Einrichtung eines Marineflugplatzes mit Fliegerschule in Frejus bestimmt. Bis diese vollendet ist, wird einstweilen ein Privatflugplatz in Montpellier benutzt.

Zum obersten Leiter des Marineflugwesens ist ein Fregattenkapitän mit dem Titel „commandant supérieur de l'aviation maritime" ernannt worden. Er ist gleichzeitig Kommandant des kleinen Kreuzers Foudre, der bereits als Flugzeugschiff umgebaut worden ist. Die Foudre ist mit Einrichtungen zur Unterbringung und Ausbesserung von Flugzeugen versehen worden und hat eine Abflugbahn auf dem Deck und Vorrichtungen erhalten, mit denen die Flugzeuge ähnlich wie Rettungsboote auf das Wasser niedergelassen oder an Bord gehoben werden können. Dem Oberkommandierenden des Marineflugwesens werden auch einige Torpedoboote zur Verfügung gestellt, die den über dem Meere übenden Fliegern folgen und sie nötigenfalls retten sollen. Zu Fliegern sollen nur Offiziere ausgebildet werden, die mindestens drei Jahre als solche und davon ein Jahr an Bord Dienst getan haben. Die Ausbildungszeit ist auf neun Monate beschränkt, nach deren Ablauf die Schüler, die das Führerzeugnis noch nicht erworben haben, wieder aus dem Flugdienst ausscheiden müssen.

Von einer Verwendung von Luftschiffen bei der Marine ist in Frankreich nie die Rede gewesen.

VII. Die Militärluftfahrt in der öffentlichen Meinung.

„Unsere Zukunft liegt in der Luft", lautet ein Schlagwort, das jetzt in Frankreich von Mund zu Munde geht. Es ist bezeichnend für die Hoffnungen, die das Volk auf die „fünfte Waffe" setzt. Von den Luftschiffen verspricht es sich allerdings nichts und hat ihnen seit dem Aufschwunge des Flugwesens gleichgültig oder feindlich gegenübergestanden. Im Flugzeug aber glauben die Franzosen ein Mittel gefunden zu haben, das ihnen in einem künftigen Kriege den Sieg sichern wird. Sie scheuen daher keine Opfer, um sich ihren Vorsprung auf dem Gebiete des Flugwesens zu erhalten. Immer wieder hat die öffentliche Meinung die Regierung zu neuen Ausgaben für das Flugwesen gedrängt. Selbst die jetzigen großen Pläne und die neuerdings bewilligten Millionen genügen ihr nicht. Mitte Februar, gerade zur Zeit, als die Erhöhung der Regierungsforderungen bekannt wurde, hat eine erfolgreiche Werbetätigkeit im ganzen Lande eingesetzt, um weitere Millionen für das Militär-Flugwesen durch freiwillige Sammlungen aufzubringen. Diese hatten Ende Mai über 3 Millionen Franks ergeben. Alle Kreise des Volkes, Gemeinden, Vereine und Privatpersonen, Jung und Alt, Arm und Reich tragen dazu bei. Auf Anregung des „Matin" werden im ganzen Lande „Flugfeste" veranstaltet, bei denen Schauflüge stattfinden und öffentliche Vorträge über das Militär-Flugwesen gehalten werden. Die Kosten dieser Veranstaltungen werden von der Pariser Presse und einzelnen Provinzblättern getragen, der durch die Eintrittsgelder einkommende Ertrag soll der Nationalspende zugute kommen. Gewiß mag bei einigen der großen Spender, Zeitungen und Großkaufleuten Reklamebedürfnis, Ordenssucht oder persönliche Eitelkeit die Veranlassung zu ihrer Opferwilligkeit gewesen sein; für die große Mehrzahl der Geber war doch sicherlich patriotische Opferfreudigkeit der einzige Beweggrund.

Der Kriegsminister hat sich mit Freuden zur Annahme aller Geldspenden bereit erklärt, sich aber das Recht vorbehalten, die Art der nach den Wünschen der Geber anzukaufenden Flugzeuge selbst zu bestimmen. Wenn die von einer Gemeinde, Vereinigung oder Privatperson geschenkte Summe zum Ankauf eines Apparates ausreicht, soll dieser nach dem Stifter benannt werden oder einen von ihm gewählten Namen tragen. Als solche sind z. B. vorgeschlagen worden „Strasbourg", „Espérance", „Quand-Même".

Der Kriegsminister hat besonders darauf hingewiesen, daß es ihm lieb sein würde, wenn ihm die Gemeinden, wie es in einigen Fällen geschehen ist, statt baren Geldes das zur Einrichtung von Flugplätzen und Schulen nötige Gelände unentgeltlich zur Verfügung stellten. Den Umfang seiner Pläne für das Flugwesen will er dem Ertrag der Nationalspende entsprechend erweitern.

Anlehnung und Zusammenwirken.

Die Sorge um das Zusammenwirken der Waffen beherrscht seit Jahren Vorschriften, Literatur, Manöver und sonstige Übungen in Theorie wie Praxis. Ebenso allgemein wird zugegeben, daß die Bedeutung von Übungen im beiderseits angelehnten Kampfe nicht leicht zu hoch veranschlagt werden kann. In der Tat ist ja auch im angelehnten Angriff die Regelung der gegenseitigen Feuerunterstützung nach Führungsabsicht, Kampfzweck oder den augenblicklichen Bedürfnissen des Gefechts nahezu das wichtigste Führungsmittel.

Man darf daher sagen, daß alle Übungen gemischter Verbände, die nur den bescheidenen und doch so außerordentlich bedeutsamen Zweck haben, die Truppe über einen seitlich scharf abgegrenzten Streifen angreifen zu lassen, hervorragend geeignet sind, das Zusammenwirken der Waffen praktisch zu üben. Das ist auch der Standpunkt unserer Reglements, da bei solchen Übungen Truppe wie Leitung nicht durch andere Aufträge abgelenkt werden von dem wichtigsten Übungszwecke: Wie sind Artillerie- und Infanteriefeuer in dem zugewiesenen Streifen am zweckmäßigsten mit der Vorwärtsbewegung des Angriffs in Einklang zu bringen?

Es liegt in der Natur der Sache, daß manche Manöverkritik Vortreffliches sagt über Auftrag oder Führerentschluß, Aufklärung oder Ausdehnung, Umfassung oder Flankenschutz u. a. m., daß sie aber über das einfache Ineinandergreifen von Infanterie- und Artilleriefeuer nichts bringt. Das ist gewiß vielfach in den Verhältnissen wohl begründet, aber immerhin im Interesse der Ausbildung schade. Denn die vollkommenste Erkundung des anzugreifenden Gegners, die glücklichsten Führerentschlüsse, die sorgsamste Geländebenutzung und die hervorragendsten Einzelleistungen von Unterverbänden nützen wenig, wenn nicht der gemischte Verband in allen seinen Teilen, vom Führer bis zur kleinsten Kommandoeinheit *praktische Routine* besitzt in der zeitgerechten Vereinigung von Geschütz- und Gewehrfeuer, in der zeitgerechten Ausnutzung von Artilleriefeuer, um Boden nach vorwärts zu gewinnen.

Es wird ausdrücklich gesagt: Routine; denn es fehlt weder an Wissen noch an Vorschriften, weder an Ehrgeiz noch an Initiative, weder an Tatendrang noch an dem kameradschaftlichen Bestreben der Schwesterwaffe zu helfen. Nach den Gesamt-

erfahrungen zahlreicher kleiner und größerer Übungen gemischter Verbände wäre aber vielleicht eine größere Zahl von Übungsanlagen erwünscht, die den Führerentschluß zum Angriff bereits geben und nur die Art der Durchführung zum Gegenstande der Übung machen. Mit anderen Worten: der beiderseits angelehnte Angriff verträgt noch häufigere Übung als bisher. Vielleicht bringt die Weiterentwicklung unserer Truppenübungen diese Verbesserung ganz von selbst. Denn es ist ja wohl kein Zweifel, daß die Vorbereitung auf den modernen Krieg die Übungen in kleinen, mehr oder weniger selbständig auftretenden gemischten Verbänden immer entbehrlicher, Übungen in großen und größten Verbänden immer dringlicher macht. Je größer diese Heeresteile sind, um so zahlreicher werden auch angelehnte Übungskämpfe, um so gründlicher wird die Schulung im Kampf ohne Ellenbogenfreiheit. Sind doch selbst die Kaisermanöver nur Kleinkrieg gegen die gigantischen Maße des Ernstfalls!

Die Gefahr, daß die vorgeschlagenen Übungen eintönig werden könnten, ist weit geringer als es scheint. Nützliche Führerüberlegungen ergeben sich ja schon daraus, daß sich in jeder anzugreifenden Front entweder von vornherein oder im Verlaufe des Kampfes eine Schwäche zeigen wird, die dazu herausfordert, den Nachdruck des Angriffs dorthin zu richten. Es ist bedenklich, solche Schwächen nur auf den feindlichen Flügeln zu suchen. Man drückt damit dem breiten frontalen Ringen, das uns doch bevorsteht, geradezu den Stempel der Hoffnungslosigkeit auf, anstatt zu lehren, daß der Einbruch in die feindliche Front ganz ebenso anzustreben ist, wie der Stoß in die feindlichen Flanken.

Lehrreiche Führererwägungen zeitigt der angelehnte Kampf ferner auch dann, wenn der Kräfteeinsatz zeitlich sorgsame Regelung verlangt, Stützpunkte, deren man zum Angriffe bedarf, erst mit Hilfe von Artillerie genommen werden müssen, oder deckungslose Teile des Angriffsstreifens erst nach vorbereitenden Erfolgen an benachbarter Stelle überschreitbar werden. Oft wird die Artillerie in einem eng begrenzten Abschnitte nicht leicht so unterzubringen und später noch weniger leicht mit Teilen so vorzuführen sein, wie das der Infanteriekampf fordert. Der angelehnte Kampf im höheren Verbande wird auch immer lehrreiche praktische Einzelfälle für die Besprechung der Frage bringen, wo und wieviel Artillerie dem Infanterieangriff unmittelbar anzuschließen war. Der praktische Einzelfall ist in dieser Frage in ihrem heutigen Stadium das einzig Maßgebende. Mit Grundsätzen kommen wir nicht weiter als wir sind. Diejenigen unserer Vorschriften reichen aus. Ihre theoretische Erörterung darf nun nachgerade als erschöpft gelten.

Auch das Durchschreiten von Artillerielinien ist für Infanterie schwieriger, wenn man Flügelfreiheit nicht besitzt. Zwei gelbe Flaggen, die die Flügel der zu durchschreitenden Artillerie bezeichnen, sind kein Ersatz für fehlende Artillerie. Die Aufgaben des Artillerieführers, der die Infanterie durchlassen, und des Infanterieverbandes, der die Feuerlinie der Geschütze durchschreiten soll, müssen sich störend reiben. Es

wird nötig sein, daß die Führer sich auseinandersetzen. Das liefert Übungsstoff in Menge.

Gerade auf den angelehnten Flügeln der Flügeldivisionen oder -korps brachten die Kaisermanöver häufig kritische Lagen und zwangen zu schwierigen Entschlüssen. Von anderen, nichtdeutschen Manövern gilt dasselbe. Der russisch-japanische Feldzug lehrt vielfach das gleiche.

Die Leitung solcher Übungen auf herausgeschnittenem Gefechtsstreifen verfügt über mancherlei Vorteile. Abgesehen davon, daß sie einwandfrei klare Gefechtsaufträge zu stellen hat, kann sie durch die Gefechtsverhältnisse der Nachbarn Abwechselung bieten, die sonst in einem wiederholt benutzten Gelände fehlen würde. Im angelehnten Kampfe besteht in hohem Maße Abhängigkeit vom Nachbar. Sein Gefecht kann das eigene erschweren oder erleichtern: im Ernstfalle, je nach dem Vorwärtsschreiten der nachbarlichen Angriffe; im Frieden, je nach dem Übungsbedürfnis der übenden Truppe. Die Anlehnung kann auch gelegentlich lose sein oder im Kampfverlaufe lose werden. So können sich auch im angelehnten Kampfe Umfassungsaussichten sehr wohl bieten. Immer aber werden Rücksichten auf den eigenen oder feindlichen Nachbar oder auf Weisungen von höherer Stelle kräftige Entschlüsse, die die völlige Ellbogenfreiheit mühelos zeitigt, erschweren, und damit kommen wir dem lehrreichen Ernstfalle näher.

An Anregung braucht es also bei Übungen beiderseits angelehnter Angriffe nicht zu fehlen. Trotz alledem sollen die zum Teil zwingenden Gründe, die der häufigeren Übung des Angriffs im höheren Verbande hinderlich sind, nicht verkannt werden. Sie können aber hier übergangen werden. Es kommt nur darauf an, festzustellen, daß solche Übungen, ohne langweilig oder für die Führerausbildung nutzlos zu sein, mehr Zeit und mehr Gelegenheit liefern, die gegenseitige Unterstützung der beiden Hauptfeuerwaffen zu üben, als Gefechte, deren Hauptinteresse mit dem Führerentschlusse und dem Ansetzen des Angriffs erschöpft zu sein pflegt.

Eines fehlt allerdings oft auch solchen engumgrenzten Angriffsübungen in bezug auf die gewährte Artillerieunterstützung: die Kraft der Überzeugung.

Die Gefechtsbefehle an die Infanterie sieht der Führer am Feinde reifen; von dem Einflusse seiner Befehle an die Artillerie sieht er am Feinde nichts. Ist die Verbindung gut, so kennt der Divisionsführer die Feuerbefehle des Artilleriekommandeurs. Aber da vielerlei Reibungen zwischen Befehl und wirksamem Schusse liegen können, so fehlt der Sache die überzeugende Kraft. Ähnliches gilt von der angreifenden Infanterie. Ein Teil erfährt gar nicht, ob eigenes Artilleriefeuer in den anzugreifenden Abschnitt einschlägt oder nicht. Und wenn auch die Führer der Infanterie davon hören, so fehlt doch für ihre Schützenlinien das Augenfällige.

Daß ein in Schrapnellrauch gehüllter Feind schlechter schießt als einer, dessen Schußfeld frei bleibt; daß eigenes Artilleriemassenfeuer vor dem Infanterieangriffs-

ziel gleichbedeutend ist mit dem Kommando: „Sprung! Auf! Marsch! Marsch!", das weiß die Infanterie wohl, aber sie erlebt es nie. Das ist in der Tat ein großer Übelstand. Er wiegt um so schwerer, als, trotz allem Für und Wider, die neueste Kriegsgeschichte nicht sonderlich geeignet ist, diesen Übelstand wettzumachen.

Im übrigen ist es für Friedensübungen sachlich ganz belanglos, ob das Artilleriefeuer tatsächlich fehlte, oder ob die Infanterie nur glaubte, es habe gefehlt. Beides ist in seinem Erfolge gleich nachteilig. Beides rüttelt an dem Vertrauen in die eigenen Kanonen. Kein Mittel sollte zu kostbar sein, dieses Vertrauen in augenfälliger, überzeugender Weise zu stützen. Die glänzendsten Gefechtsleistungen von Artillerie in neueren Kriegen entbinden nicht von der Pflicht, immer wieder von neuem den Beweis zu liefern, daß wir es ebenso und besser verstehen. Mangels solcher Beweise hat der Wunsch, die Artillerieunterstützung der Infanterie recht glaubhaft erscheinen zu lassen, schon manchen unnötigen Stellungswechsel veranlaßt. Die Folge war Vermengung der Waffen statt Vereinigung des Feuers!

Die geschickte Art unserer westlichen Nachbarn, bestechende theoretische Grundsätze aufzustellen, hat leider hie und da das ihrige dazu beigetragen, das Vertrauen zwischen den beiden Hauptwaffen oder gar das Selbstvertrauen der Artillerie wenn auch gewiß nicht dauernd zu schädigen, so doch vorübergehend zu erschüttern. Unter der Suggestion blendender Worte war mancher nahe daran, bewährte Grundlagen gegen neue von unbewiesenem Werte einzutauschen.

Wir sind ja nun wohl über den Höhepunkt dieser Krise hinweg. Wir halten zwar nach wie vor sorgsam abgemessene Hinweise darauf, wie anders fechtende Gegner zu bekämpfen sind, für nützlich. Aber wir haben allen Grund, die Erfahrungen eigener, selbstvertrauender gewissenhafter Friedensarbeit für wertvoller zu halten als literarische Erzeugnisse, denen — so gute Anregungen sie auch sein mögen — praktischen Übungserfahrungen gegenüber jede Überlegenheit an Beweiskraft fehlt.

Was wir brauchen, ist Anschauungsunterricht. Wenn der Divisionskommandeur sich selbst des öfteren beim Scharfschießen der Artillerie davon überzeugt hat, in welchem Maße das Feuer der unterstellten Artillerie den Gefechtsbefehlen des Truppenführers zu folgen vermag, wird es für ihn im Manöver nicht viel bedeuten, daß er den augenfälligen Effekt seiner Weisungen am Feinde vermissen muß. Nur muß reichliche Munition zu diesen, vom Divisionskommandeur zu leitenden Scharfschießen verfügbar sein. Sie müssen sich zu „Feuerleitungsübungen" großen Stils auswachsen. Solche Feuerleitungsübungen unter Truppenführern sind um so wichtiger, als wir in wachsendem Maße schon im Frieden über bespannte schwere Artillerie verfügen. Hoffentlich ist es nur noch eine Frage kurzer Zeit, daß diese Waffe bei allen größeren Truppenübungen grundsätzlich vertreten ist.

Wenn Infanteriekommandeure vielleicht von Sicherheitsständen aus, die aber mitten im Angriffsfelde liegen müssen, selbst erlebt haben, ob, wie rasch und mit

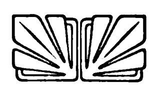
welchem Erfolge die rückwärts stehende Artillerie den augenblicklichen Gefechtsbedürfnissen eines bedrängten Infanterie-Unterverbandes auf telephonischen Anruf Rechnung tragen kann, werden diese Kommandeure im Manöver ihren Unterführern auch überzeugende Mitteilungen über die Artillerieunterstützung zu machen wissen. Es wird sich dabei herausstellen, daß die Bitte eines Infanterie-Unterführers um Artillerieunterstützung von dem am schnellsten erreichbaren Artillerie-Unterführer nicht selten einen verantwortungsfreudigen Entschluß von großer Tragweite fordert.

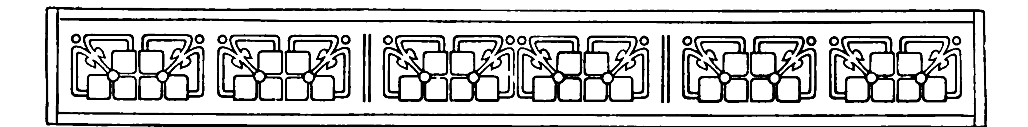
Wenn Kompagnien im Scharfschießen öfters durch Kanonenschläge recht kräftig in Rauch gehüllt werden, wenn dasselbe gelegentlich mit den Zielen auf den Infanterie-Schießplätzen geschieht, muß schließlich jedem Schützen klar werden, daß ein so beunruhigter Gegner schlecht schießt, und daß er in solchen Momenten aus eigener Initiative vorwärts zu springen hat.

Attacken eigener Kavallerie auf den Gegner, unter dessen Feuer man leidet, nutzt die Infanterie ja auch zur Bewegung aus. Ob die Maske Reiter oder Rauch heißt — der Vorgang ist ein sehr ähnlicher: in beiden Fällen läßt das Feuer mehr oder weniger nach. Aber der Reiter wird gesehen, die Rauchmaske im Frieden nie, aus Munitionsmangel sogar auf den Schießplätzen nur selten. Darum wird die Verwertung von Attacken von der Infanterie beherrscht, die rasche Ausnutzung von Artilleriefeuer zum Sprung ist ihr höchstens in der Theorie geläufig.

Jede Theorie, auch wenn sie so vortrefflich ist wie diejenige unserer Vorschriften über das Zusammenwirken der Waffen, braucht aber praktische Betätigung und immer von neuem greifbare Beweise.

v. Metzsch,
Major im Königl. Sächsischen Generalstabe,
kommandiert zum Großen Generalstabe.





Die Sicherstellung der Verpflegung des deutschen Volkes und seiner Armee im Mobilmachungsfalle.

In der Literatur wird wiederholt auf einen Ausspruch Moltkes hingewiesen: In dem Augenblick, wo für den Kriegsfall die deutsche Landwirtschaft nicht mehr in der Lage wäre, Heer und Volk unabhängig vom Auslande zu ernähren, in dem Augenblick hätten wir jeden Feldzug schon verloren, bevor noch der erste Kanonenschuß gefallen wäre.

Tatsächlich besteht heute die Möglichkeit, ganze Völker im Kriegsfalle durch Hunger zu einem unerwünschten Frieden zu zwingen und ihnen auf Grund ihrer Zwangslage dabei die Friedensbedingungen vorzuschreiben, wie früher die gleiche Möglichkeit für Festungen und für große befestigte Lager strategisch ausgenutzt wurde.

Wiederholt hat man in den letzten Jahren dazu Anlaß gehabt, die Möglichkeit einer kriegerischen Verwicklung für unser Volk in den Tagesblättern ins Auge zu fassen. Man hat dabei nach der heutigen Lage der Dinge auch den Fall erwogen, daß eine Küstensperre uns jegliche Einfuhr von außen abschneidet. Es wurde demzufolge die Frage erörtert, ob die deutsche Landwirtschaft unter einer solchen Voraussetzung dazu imstande wäre, Volk und Armee ohne Zuhilfenahme einer Einfuhr an Getreide, an Futtermitteln und an Fleisch zu ernähren. Ohne Zweifel gibt uns die Sicherstellung der Ernährung im Mobilmachungsfalle einen starken Rückhalt im Innern und ein starkes Sicherheitsgefühl auch für den Fall, daß wir den Kriegsschauplatz nicht ganz ins Ausland zu verlegen imstande sein sollten.

Die Bedenken darüber, ob die deutsche Landwirtschaft Volk und Armee im Mobilmachungsfalle ohne Zufuhr aus dem Auslande zu ernähren vermag, gründen sich vor allem auf drei Erscheinungen: 1. auf die Notwendigkeit der Einfuhr in Friedenszeiten, 2. auf den prozentischen Niedergang unserer Landbevölkerung, sowie 3. auf das Steigen der Bevölkerungsziffer Deutschlands.

Zunächst ist es eine Tatsache, daß Deutschland bis zu der Zeit nach 1870/71 noch ein getreideexportierendes Land war, daß es dann aber zu einem getreideimportierenden Lande wurde. 1900 betrug die Einfuhr Deutschlands bereits:



an Weizen, Roggen, Reis, Hülsenfrüchten, Mühlenfabrikaten . . .	241 000 000 Mk.
" Hafer, Gerste, Mais	251 000 000 "
" verschiedenem Viehfutter	134 000 000 "
zusammen . . .	626 000 000 Mk.

Die weitere Entwicklung geht aus den genau bekannten Zolleinnahmen hervor; dieselben betrugen:

	Zollertrag in Millionen Mark für Getreide, Hülsenfrüchte u. Malz	Prozent vom gesamten Zollertrag	Zollbetrag in Mark auf den Kopf der Bevölkerung
1900	132	25,2	2,34
1902	159	29,5	2,73
1904	146	26,4	2,44
1906	218	32,6	3,55
1908	213	31,1	3,37
1910	251	31,4	3,83

Aus diesen Zahlen kann man recht wohl ein Ansteigen der Einfuhr konstruieren. Es fragt sich aber, ob sich der Import nur aus dem Bedarf Deutschlands an Nahrung für Mensch und Tier ergibt, oder ob nicht noch andere Bedürfnisse daraus gedeckt werden. So sei hier nur an die Versorgung mancher Gewerbe (z. B. Bier- und Branntweinindustrie) erinnert. Man kann aus dem Ansteigen des Imports daher keineswegs ohne weiteres auf die Unfähigkeit der deutschen Landwirtschaft zur Ernährung unseres Volkes und seiner Armee im Kriegsfalle schließen.

Einen zweiten Grund zu Bedenken wollte man aus dem prozentischen Sinken der Landbevölkerung entnehmen, weil man hieraus glaubt, auf den Rückgang unserer Landwirtschaft schließen zu können.

Es wohnten von der deutschen Gesamtbevölkerung

	1867	1885	1906
in Landorten (unter 2000 Einwohnern)	63,5 vH.	56,3 vH.	42,5 vH.
in Mittelstädten (von 2000—100000 Einwohnern)	29,7 "	34,2 "	19 "
in Großstädten (über 100 000 Einwohnern) . .	6,8 "	9,5 "	38,5 "

Von der Gesamtbevölkerung gehörten

in Deutschland	1882	1895	1907	in Großbritannien jetzt
zu Land- und Forstwirtschaft . .	43 vH.	35 vH.	33 vH.	15 vH.
zu Industrie und Bergbau . . .	34 "	36 "	37 "	54 "
zu Handel und Verkehr	8 "	10 "	12 "	10 "
zu Armee und Marine		2,8 "	2,3 "	1,1 "

Daß es indessen falsch ist, aus solchen Prozentzahlen auf einen Rückgang der Zahl Erwerbstätiger für ländliche Berufe schließen zu wollen, geht schon daraus hervor, daß prozentual auch die Zahl der in Armee und Marine erwerbstätigen Personen (1895 2,8 vH.; 1907 2,3 vH.) gesunken ist, während wir alle wissen, daß bei uns in Deutschland nicht eine Heeresverringerung, sondern eine Heeresverstärkung

eingetreten ist. Ähnlich liegt es auch bei den ländlichen Berufen. In absoluten Zahlen waren nämlich Erwerbstätige und Zugehörige in Millionen vorhanden:

	1895					1907				
	Erwerbstätige		Zugehörige		Summe	Erwerbstätige		Zugehörige		Summe
in Land- und Forstwirtschaft . .	8,3	+	18,5	=	26,8	9,9	+	17,7	=	27,6
in Industrie und Bergbau . .	8,3	+	20,3	=	28,6	11,3	+	26,4	=	37,7

Vielleicht interessiert uns dabei die Zahl Erwerbstätiger in Deutschland und einigen anderen Ländern in den verschiedenen Berufen in Millionen:

Land	Land- und Forstwirtschaft		Industrie und Bergbau		Handel und Verkehr		Armee und Marine	
	1895	1907	1895	1907	1895	1907	1895	1907
Deutschland	8,3	9,9	8,3	11,3	2,3	3,5	0,6	0,65
	1890	1900	1890	1900	1890	1900	1890	1900
Österreich	8,5	8,2	2,9	3,1	0,6	0,7	0,19	0,23
Ungarn	5,4	6,1	0,9	1,2	0,3	0,4	0,11	0,13
	1881	1901	1881	1901	1881	1901	1881	1901
Italien	8,6	9,7	4,2	4,0	0,6	1,2	0,16	0,20
	1901	1906	1901	1906	1901	1906	1901	1906
Frankreich	8,3	8,9	6,4	6,6	2,7	3,0	0,6	0,6
	1897		1897		1897		1897	
Rußland	18,3		5,6		2,2		1,1	
	1901		1901		1901		1901	
Großbritannien u. Irland .	2,4		8,4		3,9		0,2	
	1900		1900		1900		1900	
Vereinigte Staaten . . .	10,5		7,0		4,8		0,13	

Wir ersehen aus diesen Zahlen, daß in Deutschland die Anzahl der in den ländlichen Berufen erwerbstätigen Personen absolut nicht nur nicht abgenommen, sondern erheblich zugenommen hat. Es ist also keine Rede davon, daß es in Feld und Hof weniger fleißige Hände gibt als früher.

Das dritte Bedenken über die Nahrungsversorgung in Kriegszeiten knüpft an das stetige Anwachsen der deutschen Volkszahl an. Diese betrug in dem Gebiete des heutigen Deutschen Reiches:

1816	25 000 000	1900	56 000 000
1825	28 000 000	1905	61 000 000
1850	35 000 000	1911	65 000 000
1875	43 000 000		

Der Zuwachs beträgt jährlich 800 000 bis 900 000 Seelen. Von mancher Seite wird angenommen, daß der Jahreszuwachs demnächst kleiner werden und sich auf 600 000—700 000 Seelen verringern wird. Immerhin zeigen die Zahlen, wie viel mehr hungrige Leute sich jährlich an einen gedeckten Tisch zu setzen wünschen,

ganz abgesehen davon, daß auch die Ansprüche des einzelnen an die Lebenshaltung gestiegen sind.

Das bedeutet also, daß alljährlich erheblich mehr Getreide als **Brotfrucht** beschafft werden muß. Gleichzeitig steigt aber auch der Bedarf an Milch und Fleisch und damit notwendigerweise die Nutztierhaltung, während zugleich die Steigerung der Bodenkultur eine Vermehrung der Arbeitstiere mit sich bringt. Das drückt sich auch in den folgenden Zahlen aus. Deutschland besaß (in Millionen):

	Pferde	Rinder	Schweine	Schafe	Ziegen
Um 1860	3,2	15,0	6,5	28,0	1,8
am 10. Januar 1873 . .	3,4	15,8	7,1	25,0	2,3
„ 10. „ 1883 . .	3,5	15,8	9,2	19,2	2,6
„ 1. Dezember 1892. .	3,8	17,6	12,2	13,6	3,1
„ 1. „ 1900. .	4,2	18,9	16,8	9,7	3.3
„ 2. „ 1907. .	4,3	20 6	22,1	7,7	3,5

Dabei erhöhte sich das durchschnittliche Lebendgewicht bei Rindern und Schweinen ganz erheblich; ebenso sind die Leistungen der Tiere ganz wesentlich größer geworden. Zurückgegangen ist nur die Schafhaltung, die indessen für die Fleischversorgung Deutschlands früher darum nicht stark in Betracht kam, weil wir sehr starken Export nach Frankreich hatten. Interessant ist es hier, einen Vergleich mit unseren Nachbarstaaten zu ziehen, wie er uns möglich wird, wenn wir die Tierhaltung nicht in absoluten Zahlen angeben, sondern umgerechnet auf den Quadratkilometer landwirtschaftlich benutzter Fläche. Wir kommen dabei zu folgenden Zahlen:

Tierbestand auf den Quadratkilometer landwirtschaftlich benutzter Fläche.

Land	Jahr der Zählung	Pferde	Rinder	Schweine	Schafe	Ziegen
Belgien	1880	12,7	64,7	30,2	17,1	—
	1906	12,9	94,3	60,9	—	—
	1909	13,5	98,4	53,9	—	—
Dänemark	1880	14,1	54,9	28,9	46,1	0,6
	1903	18,5	70,1	55,5	33,3	1,5
	1909	19,8	83,4	54,5	27,1	1,5
Deutschland	1892	10,9	50,0	34,7	38,7	8,8
	1907	12,4	58,7	62,9	21,9	10,0
Frankreich	1889	7,3	33,9	15,2	55,3	3,9
	1901	7,3*)	36,8	16,9	49,4	3,8
	1909	8,1**)	35,9	18,4	43,6	3,5
Großbritannien und Irland	1890	9,8	53,5	21,6	157,1	—
	1905/6	10,5	58,0	17,9	144,5	—
	1910	10,8	59,1	17,8	156,5	—
Niederlande	1904	15,1	78,6	41,1	28.2	7,7
Österreich	1890	8,2	46,2	18,8	17,1	5,5
	1900	9,2	51,3	25,2	14,1	5,5

*) Maultiere 1,4. **) Maultiere 1,3.

Land	Jahr der Zählung	Pferde	Rinder	Schweine	Schafe	Ziegen
Ungarn	1884*)	8,0	22,4	22,2	49,0	1,2
	1907*)	8,2	27,2	22,2	34,5	1,3
	1909	8,6	28,7	22,0	33,8	1,3
Rußland, europäisches	1888	10,3	13,5	5,1	23,5	
	1906	10,7	16,4	5,3	20,4	
	1910	11,3	17,4	5,5	21,6	

Wir sehen, daß Belgien und Dänemark in gleicher Weise wie Deutschland die Tierhaltung — immer mit Ausnahme der Schafhaltung — stark vermehrten, daß dagegen Frankreich seine Tierhaltung kaum steigerte, wie es auch in der Bevölkerungsziffer stehen geblieben ist. Aus den für Belgien und Dänemark ermittelten Zahlen können wir schließen, daß auch Deutschland seine Tierhaltung noch erheblich steigern kann und wird. Damit steht aber die andere Aufgabe der deutschen Landwirtschaft im Zusammenhange, nicht nur für die wachsende Menschenzahl mehr Brot, sondern auch für die zugleich wachsende Tierzahl mehr Futter zu beschaffen, obwohl die in Kultur genommene Bodenfläche sich nicht wesentlich vermehren läßt.

Neben die hier geschilderte Doppelaufgabe, Vermehrung von Brot und von Futter, wie sie mit dem Steigen der Volkszahl in direkte Verbindung gebracht werden kann, tritt übrigens noch die dritte Aufgabe der deutschen Landwirtschaft, für eine Reihe von Industrien pflanzliche Produkte als Rohmaterial zu liefern. So gab es 1800 noch keine Zuckerfabrik in Deutschland. Neuerdings aber gelten folgende Zahlen:

Zuckerindustrie	Zahl der Fabriken	Rüben	Rohzucker
1888/9	396	7,9 Mill. Tonnen	1,0 Mill. Tonnen
1893/4	405	10,6 " "	1,3 " "
1898/9	402	12,2 " "	1,6 " "
1903/4	384	12,7 " "	1,8 " "
1908/9	358	11,8 " "	1,8 " "
1909/10	356	12,9 " "	1,8 " "

Ebenso erzeugte man 1800 nur wenig Branntwein, dagegen betrug dessen Produktion

1898/9 . . 3,8 Mill. hl 1903/4 . . 3,9 Mill. hl 1907/8 . . 4,0 Mill. hl

Gegenüber der geringen Menge, die 1800 an Bier erzeugt wurde, sehen wir auch in dem Brauereigewerbe eine starke Steigerung eintreten. Es betrug der Bierverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung in Litern für

	Deutsches Zollgebiet	Brausteuergebiet (Norddeutschland)	Bayern	Württemberg	Baden	Elsaß-Lothringen
1900	118	97	246	180	161	83
1905	112	92	235	173	157	94
1909	100	79	230	146	146	88

*) Ohne Kroatien und Slavonien.

Zwar ist die Zahl der Liter auf den Kopf der Bevölkerung in der Abnahme begriffen, rechnen wir die Bevölkerungszunahme dagegen auf, so kommen immerhin sehr erhebliche Mengen an Gerste zum Verbrauch.

Aus den mitgeteilten Zahlen, zu denen u. a. noch der Verbrauch der Kartoffeln in der Stärkeindustrie tritt, können wir uns ein Bild von der Größe der dritten Aufgabe der deutschen Landwirtschaft machen, neben mehr Brot und neben mehr Futter seit 1800 auch immer steigende Mengen an Rohmaterialien für die Zuckerindustrie, sowie für Brennerei, Brauerei und für die Stärkeindustrie zu beschaffen. Anderseits beruhigen uns die mitgeteilten Zahlen insofern, als in der Aufgabe der Beschaffung von Rohmaterial für die genannten Industriezweige jetzt ein Beharrungszustand erreicht ist.

Man muß zugeben, daß die Frage Bedenken erregen kann, ob unsere deutsche Landwirtschaft der dreifachen Aufgabe gewachsen ist. Man kann aber nicht ohne weiteres das Gegenteil behaupten. Wir lassen hier wieder die Zahlen sprechen.

Die Frage der Steigerung der deutschen Pflanzenproduktion seit 1800 ist bereits wiederholt erörtert worden. Man ist zu dem Ergebnis gekommen, daß von 1800 bis 1900 die Getreideproduktion sich absolut verdoppelt hat. 1800 baute man Hackfrüchte, wie z. B. die Kartoffel, nur vereinzelt, die Zuckerrübe noch gar nicht an; 1900 betrug, in Trockensubstanz berechnet, die erzeugte Hackfruchtmenge ebensoviel wie die 1900 erzeugte Getreidemenge in Trockensubstanz. Hiernach hat sich von 1800 bis 1900 die Pflanzenproduktion in dem Gebiete des heutigen Deutschen Reichs geradezu vervierfacht. Eine genaue Statistik besitzen wir seit 1878 und können daraus folgende Zahlen mitteilen. Deutschland erzeugte in Millionen Tonnen:

	1878	1900	1910
Weizen (ohne Spelz)	2,6	3,8	3,9
Roggen	6,9	8,6	10,5
Hafer	5,0	7,1	7,9
Gerste (Sommergerste)	2,3	3,0	2,9
Halmfrüchte zusammen	16,8	22,5	25,2
Kartoffeln	23,9	40,6	43,5

Man könnte nun die Ansicht aussprechen, daß die Steigerung der Pflanzenproduktion unter Zuhilfenahme früherer unkultivierter Bodenflächen erreicht sei. Das ist indessen nur in unwesentlichem Maße zutreffend, denn die Erträge, auf die Flächeneinheit berechnet, sind ganz wesentlich gesteigert worden. Man erntete in Doppelzentnern von einem Hektar:

Frucht	1878	1900	1910	Steigerung auf
Weizen	14,4	18,7	19,9	138 vH.
Roggen	11,8	14,4	17,0	144 "
Hafer	13,6	17,2	18,4	135 "
Gerste	14,4	18,0	18,5	129 "
Kartoffeln	85,8	126,1	131,9	154 "

Alle Kenner der Verhältnisse unserer Bodenkultur sind übrigens darin einig, daß die hier angegebenen Hektarerträge nicht nur noch weiter im Steigen begriffen, sondern daß sie noch einer ganz erheblichen weiteren Steigerung fähig sind. Interessant ist es hier auch, die Zahlen zu vergleichen, die das Internationale Landwirtschaftliche Institut in Rom als Weizen-Durchschnittserträge verschiedener Länder angegeben hat. Danach ernteten in Doppelzentnern vom Hektar:

Land	dz	Land	dz	Land	dz
Belgien	25,2	Frankreich	14,8	Ungarn	9,2
Irland	24,2	Finnland	13,9	Viktoria	9,2
Schweden	22,6	Japan	13,7	Argentinien	9,1
Niederlande	20,7	Österreich	13,4	Queensland	9,0
Großbritannien	20,4	Luxemburg	12,7	Italien	8,8
Deutschland	19,9	Serbien	11,6	Bulgarien	8,4
Neu-Seeland	18,7	Europäische Türkei	11,4	West-Australien	8,4
Tasmanien	16,2	Canada	10,8	Bosnien	7,9
Schweiz	16,0	Vereinigte Staaten von Nordamerika	10,6	Süd-Australien	7,7
Norwegen	15,9	Spanien	9,8	Uruguay	7,4
Chile	15,8	Neu-Südwales	9,6	Rußland	7,3
Rumänien	15,5			Algier	7,0

Auch diese Zahlen lassen durchaus den Schluß zu, daß wir noch eine erhebliche Steigerung der Erträge erzielen können und werden.

Vor allem aber haben wir noch ganz erhebliche Mittel zur weiteren Steigerung der Bodenerträge in der Hand. Bodenmelioration und Bodenbehandlung sind heute besser als vor hundert Jahren, lassen aber noch weit mehr erreichen als bisher; wir schreiten fort, sind aber noch lange nicht am Ende des Könnens angelangt. Neu ist in Pflanzenbau und Tierzucht der Kampf gegen Pflanzenkrankheiten wie gegen Tierseuchen; auf diesem Wege können wir die sehr erheblichen Verluste in der pflanzlichen wie in der tierischen Produktion stark herabmindern und somit indirekt die Produktion vermehren. Die Kartoffeltrocknung und das Trocknen von Rüben, Blättern usw. macht erhebliche Mengen an Futtermitteln für uns weit mehr nutzbar als früher und vergrößert ihren Transportradius ganz erheblich. Pflanzen- wie Tierernährung sind durch die neuesten Forschungen, wie sie seinerzeit Liebig in Gießen anregte, auf neue Grundlagen gestellt.

Auch von seiten der Staaten wird heute energisch an der Förderung der landwirtschaftlichen Produktion mitgearbeitet. Dabei steht die Hebung der Intelligenz der Landbevölkerung stark im Vordergrunde. Einzelne Nachbarländer, besonders Dänemark und Schweden, führen die auffallende Steigerung ihrer landwirtschaftlichen Produktion auf die Hebung der Intelligenz durch ihre „Volkshochschulen" zurück. Ihrem Beispiele folgend sucht man auch in Deutschland nicht nur das Fachschulwesen, sondern auch die auf jedem Dorfe schließlich zu errichtenden ländlichen Fortbildungsschulen nach besten Kräften in Gang zu setzen und möglichst nutzbar zu machen. Auch

der an Soldaten erteilte landwirtschaftliche Unterricht kann, wenn er geschickt und praktisch angefaßt wird, hierbei mithelfen.

Neben sonstigen Maßnahmen, welche die Förderung pflanzlicher und tierischer Produktion bezwecken, ist man auch bemüht, in Gegenden mit extensiv betriebenem Großgrundbesitz durch dessen Aufteilung die Produktion zu steigern. Das gilt natürlich nur insoweit, als er in besonders weitem Umfange vorhanden ist, und als sich diese Güter in ungünstiger finanzieller Lage befinden. Ein heute viel angeführtes Beispiel betrifft ein norddeutsches Gut, das in 30 Bauernstellen von je etwa 7 ha Größe aufgeteilt wurde. Das Ergebnis war folgendes:

		Vor der Aufteilung	Nach der Aufteilung
Tiere:	Rinder	37	114
	Pferde	20	43
	Schweine	40	356
	Hühner	50	547
Ernte:	Getreidestiegen	5 132	9 017
	Fuhren Heu	109	226
	Zentner Kartoffeln	500	4 126
Einnahme:	Getreideverkauf	16 286 Mk.	22 450 Mk.
	Viehverkauf	6 425 "	37 992 "
	Futterverkauf	1 988 "	5 000 "
	Eierverkauf	336 "	3 857 "
	Summe	25 035 Mk.	69 299 Mk.
Gebäudeversicherung		81 500 "	207 000 "
Haushaltungen		14 "	22 "
Seelenzahl		95 "	130 "

Wir werden es darum auch allgemein volkswirtschaftlich für richtig halten müssen, wenn in Gegenden mit stark vorwiegendem Großgrundbesitz dieser zum Teil aufgeteilt wird, soweit er sich in ungünstiger Finanzlage schwer halten kann. Eine solche Maßnahme erscheint auch nach den folgenden Zahlen als sehr wohl möglich. 1000 ha landwirtschaftlich benutzter Fläche verteilen sich auf

	1882	1895	1907
Großgrundbesitz (größer als 100 ha)	244	241	222
Großbäuerlichen Besitz (100—20 ha)	311	303	293
Mittelbäuerlichen Besitz (20—5 ha)	288	299	327
Kleinbäuerlichen Besitz (5—2 ha)	100	101	104
Parzellenbesitz (kleiner als 2 ha)	57	56	54

Selbstverständlich muß der Großgrundbesitz in gewissem Umfange aufrechterhalten bleiben, da ihm bei der Selbstverwaltung wichtige Aufgaben zufallen, und er auch, unter günstiger Finanzlage, technisch durch sein Beispiel als der Träger des Fortschritts in der Landwirtschaft gelten kann.

Eine wichtige Kulturaufgabe harrt ferner in der Urbarmachung der Moore in Deutschland noch ihrer Erledigung. Man schätzt deren Fläche auf 2 300 000 ha,

d. h. auf 3000 qkm mehr als die Provinz Westfalen an Flächeninhalt besitzt. Etwa 70 000 Bauernfamilien könnten dort ansässig sein und im ganzen etwa 500 000 Bewohner angesiedelt werden. Allein an Tieren könnten jährlich 8 000 000 Doppelzentner Marktvieh-Lebendgewicht auf diesen Flächen erzeugt werden.

Es darf hier nicht unerörtert bleiben, daß bei der ganzen Entwicklung noch zwei Momente wesentlich mitsprechen. Einerseits vollziehen sich Organisationsänderungen in der Landwirtschaft nicht so schnell als in der ihrer Natur nach weit beweglicheren Industrie; vor allem bleibt die kultivierte Bodenfläche in Deutschland ungefähr die gleiche, und zu der Kultursteigerung gehört in der Landwirtschaft eine Steigerung der Kapitalkraft des Landwirts. Eine Kapitalansammlung vollzieht sich aber langsam und läßt die Intensivierung darum nur langsam, wenn auch sicher fortschreiten. Anderseits aber hängt die Landwirtschaft als Gewerbe auch von den Preisen ihrer Produkte ab; sie bedarf einer Sicherstellung ihrer Einnahmen, und Schwankungen in der Zollpolitik wirken auch stets hemmend auf den Fortschritt in der Bodenkultur ein. Endlich sei noch darauf hingewiesen, daß unsere deutschen Kolonien eine erhebliche Getreideproduktion nie erreichen werden, daß die Viehzucht dort allerdings entwicklungsfähig ist, und daß auch Kraftfuttermittel in erheblichem Umfange erzeugt werden können. Werden uns aber im Mobilmachungsfalle die Häfen gesperrt, so wird auch unsere Verbindung mit den Kolonien unterbrochen, und wir bleiben mit Brot- und Fleischversorgung doch auf uns allein angewiesen. Österreich-Ungarn wird uns in diesem Falle übrigens auch keine sehr merkliche Unterstützung in der Ernährung unseres Volkes und unserer Armee leisten können.

Wir können indessen über unsere Zukunft in dieser Beziehung beruhigt sein. Unsere Nebengewerbe, wie Brauerei, Brennerei, Zucker- und Stärkefabrikation, haben einen gewissen Gleichgewichtszustand erreicht. Die Pflanzenproduktion und die Tierproduktion haben erhebliche Steigerung erfahren und sind noch weiterer starker Steigerung sehr wohl fähig. Für die nächsten Jahrzehnte reicht unsere Kraft mit Leichtigkeit dazu aus, mit dem Steigen der Bevölkerungszahl in unserer Brot- und Fleischproduktion gleichen Schritt zu halten. Man schätzt heute die Fleischproduktion Deutschlands auf 95 vH. des Fleischbedarfs*) und die Getreideproduktion

*) **Fleischverbrauch in Deutschland auf den Kopf der Bevölkerung.**

	Gewerbliche Schlachtung [1])	Hausschlachtung	Einfuhrüberschuß	Gesamtverbrauch
1904	39,67 kg	9,25 kg [2])	2,50 kg [3])	51,42 kg
1905	38,58 „	9,25 „ [2])	2,50 „ [3])	50,33 „
1906	37,42 „	9,25 „ [2])	2,50 „ [3])	49,17 „
1907	40,75 „	9,25 „ [2])	2,50 „ [3])	52,50 „
1908	41,46 „	9,21 „	2,73 „	53,40 „
1909	41,31 „	9,21 „	2,65 „	53,17 „
1910	40,69 „	9,21 „	2,16 „	52,06 „
1911	42,29 „	9,21 „	2,75 „	54,25 „

[1]) nach Abzug der vernichteten, bei der Fleischbeschau als unbrauchbar befundenen 0,18 kg auf den Kopf. — [2]) im Mittel. — [3]) ungefähr.

auf 90 vH., während Großbritannien und Irland nur 50 vH. des Fleischbedarfs und 16 vH. ihres Getreidebedarfs selbst decken. Eine gewisse Reserve haben wir dabei noch in den Rohstoffen, die wir heute den vorhin genannten Nebengewerben zuführen, die wir aber im Notfalle großenteils auch noch als Futter verwenden können. Professor v. Halle macht in einem Aufsatze „Die englische Seemachtpolitik und die Versorgung Großbritanniens in Kriegszeiten" (Marine=Rundschau 1906) interessante Mitteilungen über das Ergebnis der Verhandlungen einer Kommission, welche die Versorgung Großbritanniens im Kriegsfalle prüfen sollte. Die Weizenvorräte Großbritanniens reichen hiernach für 7 Wochen, die Fleischvorräte nur für kurze Zeit aus. Die Kommission erklärte aber, daß die britische Marine der Aufgabe gewachsen sei, Hungersnot fernzuhalten, denn in 7 Wochen sei jede feindliche Flotte niedergekämpft oder blockiert. Man könne dabei den Schutz der Handelsschiffe sehr wohl so weit gewährleisten, daß die Einfuhr von Brotfrucht, Futter und Fleisch gesichert sei.

Solange wir das gleiche von unserer Flotte nicht sagen können, ist es für uns eine der wichtigsten Aufgaben, die Versorgung des Volkes und seiner Armee im Mobilmachungsfalle im eigenen Lande sicherzustellen.

Bismarck forderte im Jahre 1885 im Reichstage: „Die Getreidepreise müssen auf der Höhe erhalten werden, daß Getreide überhaupt im Lande noch gebaut werden kann, und daß wir nicht notwendig und zwangsweise auf überseeische Verproviantierung angewiesen sind. Es würde das dieselben Erfolge in höherem Maße haben, wie die bekannte Panik, die vor wenigen Tagen in England stattfand, wo man an das angebliche Auslaufen der Kanalflotte kriegerische Gerüchte knüpfte und wo die Operation den Erfolg hatte, daß die Papiere einigermaßen fielen, die Kornpreise aber auf der Stelle um 12 bis 15 Prozent stiegen, weil man sich sagte: Wie wird sich England, im Falle Krieg ausbricht, verproviantieren? Gebe Gott, daß diese Frage niemals für Deutschland vorgelegt werden wird, sondern daß Deutschland immer in der Lage bleibe, das Korn, welches die deutsche Nation ißt, auch selbst bei sich zu Hause zu bauen, daß wir niemals dahin kommen, daß die Kornpreise niedriger sind als der Kostenpreis, für den der Zentner Roggen überhaupt bei uns gebaut werden kann, — daß nicht nach 2000 Jahren ein Mommsen sich findet, der sagt: es hat an den niedrigen Kornpreisen gelegen, daß der Staat zugrunde gegangen ist."

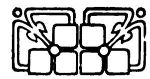
Wir wissen es ja, daß unsere Landbevölkerung in den Orten unter 2000 Einwohnern uns auch fast zwei Drittel unserer Rekruten für die Armee stellt. 1906 wurden die folgenden Zahlen ermittelt:

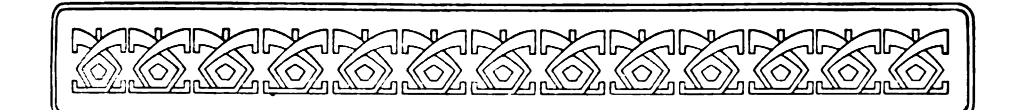
	Großstädte (mehr als 100 000 Einw.)	Mittelstädte (100000—2000 E.)	Kleine Städte u. Land (weniger als 2000 E.)
Einwohnerprozentzahl in Deutschland	38,5 vH.	19 vH.	42,5 vH.
Rekrutenanteil	6,14 =	29,25 =	64,15 =

Der Rekrutenanteil betrug für die Orte unter 5000 Einwohnern 75,42 v.H.

Unsere Landwirtschaft soll und muß uns aber im Kriegsfalle vor einer Hungersnot und vor einer strategisch nicht haltbaren Situation in diesem Falle schützen. Eine tüchtige und gut ernährte Armee hält uns wohl den Feind vom Leibe und setzt uns bei einigem Glück auch in den Stand, einen Krieg mit Ehren und mit Erfolg durchzuführen. Dazu ist es aber notwendig, Schwert und Pflug beide blank und beide gleich tüchtig zu erhalten!

Gisevius,
Hauptmann d. R. a. D.,
Professor an der Universität Gießen.





Kriegsgefangenentransporte.

„Nach altem Kriegsgebrauch verfielen alle dem feindlichen Staate angehörigen Personen, die der Gegner in die Hände bekam, der Kriegsgefangenschaft, einerlei ob sie Kombattanten oder Nichtkombattanten waren. Er konnte mit ihnen nach Belieben verfahren, sie mißhandeln, töten, in die Knechtschaft abführen oder in die Sklaverei verkaufen. Die Gefangenen gehörten demjenigen, der sie zu Gefangenen gemacht hatte. Ihre Behandlung war meist hart und unmenschlich; noch im 17. Jahrhundert war es daher gebräuchlich, ihr Schicksal beim Ausbruch eines Krieges durch Verträge zu sichern.

Eine Wandlung in den Anschauungen über die Stellung und Behandlung der Kriegsgefangenen trat durch die in neuerer Zeit völlig veränderte Auffassung des Kriegsbegriffes ein. Von dem Satze ausgehend, daß nur die Staaten, nicht aber die Privaten im Kriege sich feindlich gegenüberstehen, daß der entwaffnete und zum Gefangenen gemachte Feind kein ferner zu bekämpfendes Objekt mehr ist, hat sich die Lage der Kriegsgefangenen wesentlich anders gestaltet. Sie gehören nicht mehr demjenigen, der sie gefangen genommen hat — Heerführer, Truppenteil oder Soldaten —, sondern sie sind Gefangene des Staates."*)

Festgelegt ist diese Auffassung in den Bestimmungen der 2. Haager Friedenskonferenz: „Die Kriegsgefangenen unterstehen der Gewalt der feindlichen Regierung, aber nicht der Gewalt der Personen oder der Abteilungen, die sie gefangen genommen haben. Alles, was ihnen persönlich gehört, verbleibt ihr Eigentum, ausgenommen Waffen, Pferde und Schriftstücke militärischen Inhalts."

Rechtlich ist die Kriegsgefangenschaft im heutigen Kriege somit nur eine Sicherungshaft. Der Staat betrachtet die Gefangenen als Personen, die einfach ihre Pflicht getan und höheren Befehl befolgt haben, als Sicherheits-, nicht als Strafgefangene. Der Staat kann zwar alles tun, was zur Sicherung der Gefangenen notwendig erscheint, nicht aber was darüber hinausgeht. Strafenartige Einschließungen, Fesselungen und unnötige Beschränkung der Freiheit sind nur dann anzuwenden, wenn besondere Umstände vorliegen, die sie rechtfertigen.

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 31, „Kriegsbrauch im Landkriege".



Sammeln der Gefangenen vor dem Transport.

Die im Gefecht gefangen genommenen Offiziere und Mannschaften des Feindes werden entwaffnet und außerhalb des unmittelbaren feindlichen Wirkungsbereiches gesammelt. Alle Anordnungen für den Abtransport der Gefangenen gestalten sich verhältnismäßig einfach und lassen sich vor allem einheitlich treffen, wenn die Gefangenen vorher sämtlich an einem Punkt zusammengebracht werden können. Dies war der Fall nach der Kapitulation der französischen Armee bei Sedan. Während der Schlacht waren 21 000 Mann, infolge der Kapitulation 83 000 Mann in Kriegsgefangenschaft geraten. Für die Unterbringung dieses Heeres von Gefangenen hatte Moltkes scharfer Blick den günstigsten Ort herausgefunden. Auf einer von der Maas umflossenen Halbinsel bei Vilette und Iges nahe unterhalb Sedan erfolgte das Sammeln der Gefangenen. Es dauerte bis zum 4. September abends. Ein Entweichen von dort war sehr schwierig, die Bewachung dagegen außerordentlich erleichtert. Trotz dieser günstigen Umstände wurde es für nötig gehalten, zur Bewachung usw. zwei Armeekorps (das XI. und I. Bayerische) und zwei Brigaden der 4. Kavallerie-Division unter gemeinsamem Oberbefehl des Generals v. d. Tann zu bestimmen. Teile dieser Armeekorps umstellten die Halbinsel, andere wurden zur Bedeckung der Gefangenentransporte verwendet; ferner stellten sie starke Kommandos zur Besorgung der Verpflegung der Gefangenen, deren disziplinarer Bewachung, sowie zum Aufräumen des Schlachtfeldes. Die beiden Kavallerie-Brigaden wurden beauftragt, die erbeuteten 10 000 französischen Pferde zusammenzutreiben, koppeln zu lassen und nach Verteilung den einzelnen deutschen Armeekorps zuzuführen. Außerdem hatten sie noch Begleitkommandos für die einzelnen Gefangenenkolonnen zu stellen.

Nur selten wird sich ein derartig günstiger Punkt, wie die oben erwähnte Halbinsel, zur Sammlung der Kriegsgefangenen finden. Meist werden sie an mehreren Punkten in Biwaks zu vereinigen sein. Die nach der Kapitulation von Metz in Gefangenschaft geratenen Mannschaften wurden in sechs großen Lagern*) untergebracht und von dort mittels Fußmarsches den Orten zugeführt, von wo aus die Weiterbeförderung mit der Eisenbahn erfolgen sollte. Mit der Oberleitung der Gefangenentransporte wurde der Chef des Generalstabes des in Metz und Umgegend verbleibenden VII. Armeekorps, Oberst v. Unger, beauftragt. Auch hier wird sogleich für Einheitlichkeit in den Transportbewegungen Sorge getragen. Eine solche ist aber nicht möglich, wenn an verschiedenen, weit auseinander liegenden Orten Gefangene gemacht werden. Von ihrer Sammlung vor der Abbeförderung bis zur nächsten Eisenbahnstation kann dann keine Rede sein. Dadurch werden die Verhältnisse natürlich sehr erschwert.

Transporte auf Landwegen.

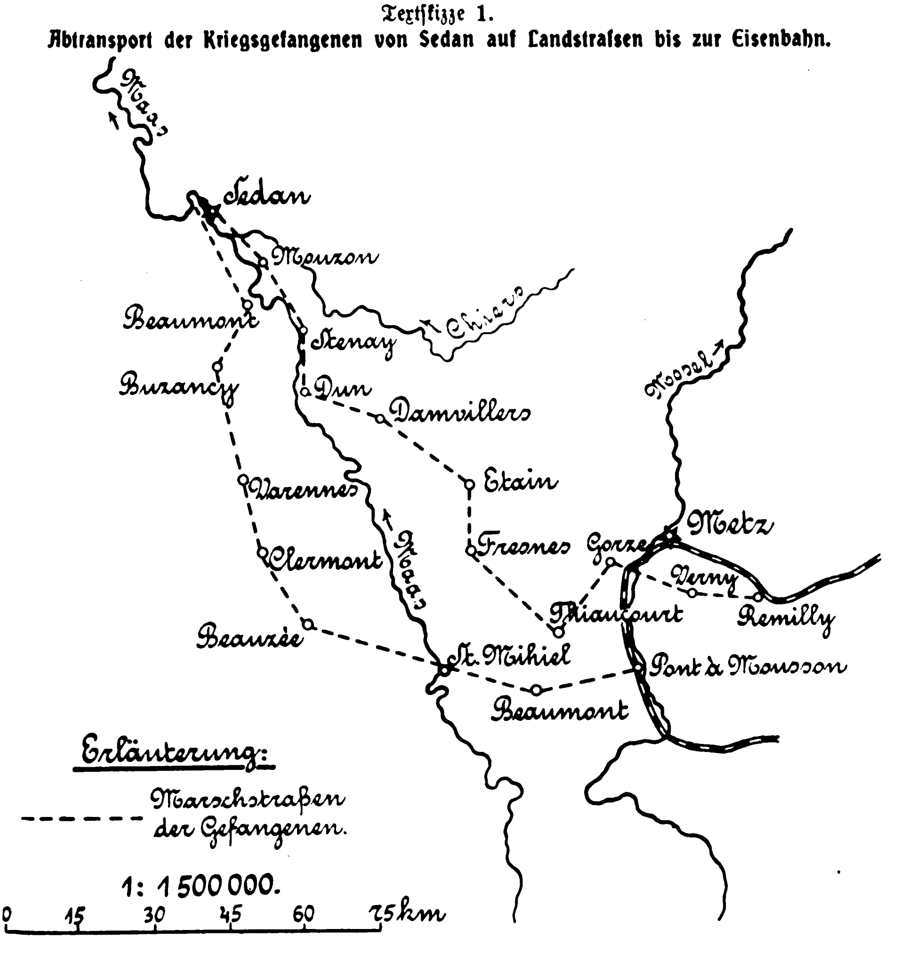
Bis zum Erreichen der nächsten Eisenbahnstation sind die Gefangenentransporte auf Fußmarsch angewiesen. Im Interesse der schnelleren Abschiebung und leichteren Verpflegung ist es dringend geboten, größere Transporte auf mehreren Straßen

*) Vgl. Textskizze 3, Seite 522.



zugleich in Marsch zu setzen, wie nach Sedan (Textskizze 1) und Metz, und dementsprechend auch für die Einschiffung auf der Eisenbahn mehrere Stationen zu bestimmen. Hierzu sind einheitliche Anordnungen vom Großen Hauptquartier unter Mitwirkung der General-Etappen-Inspektion notwendig. Diese Maßnahmen können von langer Hand vorbereitet werden, wenn eine Kapitulation von größeren Teilen

Textskizze 1.
Abtransport der Kriegsgefangenen von Sedan auf Landstraßen bis zur Eisenbahn.



der feindlichen Armee nach mehrwöchiger Einschließung zu erwarten ist. Eine derartige Vorbereitung ist aber nicht möglich, wenn nach schnellem Verlauf der Operationen durch die Entscheidungsschlacht ziemlich unerwartet Massen von Gefangenen in die Hände des Siegers fallen. Etappeneinrichtungen in unmittelbarer Nähe sind dann noch nicht vorhanden; Etappenkommandanturen müssen erst eingesetzt werden. An Ortsbesatzungen verfügen letztere zunächst nur über kleine Abteilungen von Marschkranken, die beim Vormarsch zurückgeblieben sind. Eine solche unerwartete Überflutung

des Etappengebiets mit Gefangenentransporten, besonders in rauher Jahreszeit, bringt stets Notstände für Unterkunft, Verpflegung und Weiterbeförderung mit sich, die nur durch Tatkraft und Umsicht der Etappenkommandanten und Transportführer überwunden werden können.

Ordnen der Transporte. Trennung der Offiziere von den Mannschaften.

Vor Antritt des Marsches hat ein Ordnen der Gefangenen stattzufinden. Hierbei ist es vor allem notwendig, die Offiziere von den gefangenen Mannschaften zu trennen, sie weder zusammen marschieren, noch in ein und demselben Ort übernachten zu lassen. Kommt ein Gefangenentransport in eine ernste Lage, und befinden sich die Offiziere noch bei den Mannschaften, so sind diese naturgemäß die Führer, die die Mannschaften zum Entweichen und zum Angriff auf die Bedeckung veranlassen werden. Auf die Offiziere ist also während des Marsches ganz besondere Aufmerksamkeit zu richten. Bei einer größeren Anzahl gefangener Offiziere sind diese in einem besonderen Transport zu vereinigen. 1870 wurden in einem Falle 70 Offiziere einem Transport von 907 Gefangenen angegliedert. Unterwegs entkamen in einem Nachtquartier 64 Offiziere und 281 Mann.*) Hier hätte es sich sehr wohl gelohnt, die Offiziere unter eigener Bedeckung gesondert zu befördern.

Wenn ein Beitreiben von Wagen möglich ist, so sind solche für die höheren Offiziere zu stellen. Letztere können auch die Erlaubnis erhalten, unter Verpfändung ihres Ehrenwortes, zu einer bestimmten Zeit sich auf der Einschiffungsstation zu melden. Geben in Kriegsgefangenschaft geratene Offiziere die ehrenwörtliche Versicherung ab, während des Krieges nicht wieder Kriegsdienste zu tun, so sind sie in die Heimat zu entlassen.

Das Verhältnis der Kriegsgefangenen zu ihren eigenen Vorgesetzten hört während der Dauer der Kriegsgefangenschaft auf. Gefangene Offiziere sind auch niemals Vorgesetzte von Soldaten des Staates, in dessen Gewalt sie geraten sind, dagegen Untergebene von Soldaten, die mit ihrer Bewachung betraut sind. Die Offiziere behalten ihre Burschen, die zu ihnen in das Verhältnis von Privatdienern treten.

Verwendung der kriegsgefangenen Unteroffiziere.

Das Ordnen der Gefangenen wird sehr erleichtert, wenn die Mannschaften truppenteilweise unter ihre eigenen kriegsgefangenen Unteroffiziere gestellt werden, die für ihre Abteilungen verantwortlich zu machen sind. Es empfiehlt sich unter Mitwirkung dieser Unteroffiziere die Gefangenen in Kompagnien und Züge einzuteilen. Der günstige Einfluß, den die französischen Unteroffiziere durch Beaufsichtigung, Ordnen usw. der Gefangenen auf die Führung der Transporte ausübten, muß hier besonders erwähnt werden.

Kommissionen zur Erledigung aller die Gefangenen betreffenden Angelegenheiten.

Geraten ganze Armeen in Gefangenschaft, so kann ein Abschieben derartiger Massen nur ganz allmählich erfolgen. Nach Sedan begannen die Transporte am 5. September; der letzte wurde am 12. September abgeführt. Mit der Erledigung

*) Seite 518.

aller die Gefangenen betreffenden Angelegenheiten hatte General v. d. Tann den General v. Bernhardi, Kommandeur der 9. Kavallerie-Brigade, betraut und diesem als Hilfspersonal eine größere Anzahl von Offizieren usw. zur Verfügung gestellt. Aus letzteren bildete General v. Bernhardi vier Kommissionen; und zwar je eine für die bei der Kapitulation von Sedan beteiligten vier französischen Armeekorps mit dem Auftrage:

1. Die Entwaffnung und Abnahme von Kriegsmaterial zu bewirken;
2. festzustellen, wieviel Offiziere, Beamte und Mannschaften von jedem der französischen Korps vorhanden wären, welchen Truppenteilen sie angehörten, und namentliche Listen über die Offiziere anzufertigen;
3. von denjenigen Offizieren, die auf Ehrenwort erklärten, während des gegenwärtigen Feldzuges nicht gegen Deutschland zu dienen, einen dahin lautenden Revers unterschreiben zu lassen und ihnen einen Passierschein zu erteilen, sowie darüber eine Liste zu führen;
4. die französischen Ärzte der Kommandantur von Sedan zu überweisen;
5. die Verteilung der Lebensmittel für je eins der Korps zu leiten;
6. die täglich abzusendenden Gefangenentransporte zu ordnen und in Marsch zu setzen.*)

Einteilung in Marschstaffeln.

Für den Marsch werden die Mannschaften zweckmäßig in Staffeln eingeteilt. Die Erfahrung lehrt, daß durchschnittlich nicht mehr als 2000 Gefangene in einer Transportstaffel vereinigt werden dürfen. Wird diese Zahl erheblich überschritten, so entsteht eine zu schwerfällige Masse, die Marschkolonne wird zu tief, und der Führer verliert die erforderliche Übersicht. Überdies gestalten sich auch Unterkunft und Verpflegung schwierig.

Nach der Übergabe von Soissons sollten 3500 Kriegsgefangene der Besatzung unter Bedeckung eines Landwehr-Bataillons und einer Eskadron nach Chateau-Thierry abgeführt werden. Der Abmarsch nach dem ersten Nachtquartier Oulchy am 16. Oktober hatte sich infolge späten Sammelns der Gefangenen derart verzögert, daß Eile geboten war, wenn man noch vor Beginn der Dunkelheit das Marschziel erreichen wollte. Trotz aller Bemühungen war es jedoch völlig dunkel geworden, als die Kolonne nach etwa 15 km Marsch ein Waldstück durchschritt. Das Erscheinen einiger Blusengestalten in diesem und einzelne ihnen nachgesandte Schüsse veranlaßten ein zweckloses, sowohl für die Bedeckungsmannschaften, wie für den ganzen Transport verderbliches Schießen. Hierbei gelang es 300 bis 400 Gefangenen zu entkommen. Der Aufbruch einer Gefangenenkolonne bei vorgerückter Tageszeit, in der Voraussicht, erst bei Dunkelheit am Marschziel einzutreffen, ist an sich schon ein Wagnis, das

*) Kriegstagebuch der 9. Kavallerie-Brigade und Kardinal v. Widdern, „Der Krieg an den rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere", Teil I



meist unangenehme Folgen hat. Anstatt einer Kolonne zu 3500 Mann wären hier besser zwei Kolonnen zu 1700 und 1800 Mann gebildet worden, die am nächsten Morgen mit einem Zwischenraum von zwei bis drei Stunden den Marsch hätten antreten können.

In einem anderen Falle sind sogar 32 Offiziere und 6400 Gefangene in einem einzigen Transport zusammengehalten worden. Daß hierbei keine besonderen Unzuträglichkeiten entstanden sind, dürfte wohl nur einem glücklichen Zufall zu verdanken sein.

Es empfiehlt sich, die für den Marsch zu treffenden Maßnahmen in aller Ruhe anzuordnen und nicht eher aufzubrechen, als bis man Gefangene und Begleitkommando richtig eingeteilt und unterwiesen hat. Jede Überstürzung ist vom Übel.

Beim Ausmarsch der Gefangenen aus Soissons wurden diese nach ungefährem Überschlag ihrer Stärke, ungezählt, eiligst den einzelnen Kompagnien zur Weiterführung übergeben. An einem geeigneten Punkte der Marschstraße war ein Halt in Aussicht genommen. Hierbei sollten die Kriegsgefangenen genauer eingeteilt, und auch die Marschkolonne gebührend geordnet werden. In der Befürchtung, an dem an sich schon sehr düsteren Tage durch die Dunkelheit überrascht zu werden, nahm der Führer des Transportes von einer Rast Abstand, so daß die Kolonne ohne die angestrebte Ordnung weiter marschierte. Dieser Umstand trug dann mit zu dem oben erwähnten Entkommen von mehreren Hundert Gefangenen bei.

Nach erfolgter Abzählung der einer Marschstaffel zuzuteilenden Gefangenen ist es zweckmäßig, dem Transportführer bei der Übernahme eine summarische Liste der Gefangenen zu übergeben, auf Grund deren er den Transport gegen Quittung auf der nächsten Eisenbahnstation oder an einem Etappenort abzuliefern hat. Gleichzeitig wird ihm eine geheimzuhaltende Marschlinie, die die Unterkunfts- und Verpflegungsorte enthält, auszuhändigen sein. Nunmehr erfolgt die Verteilung der zur Bedeckung des Transportes bestimmten Mannschaften.

Stärke der Bedeckung auf dem Marsche.

Mit Rücksicht auf die Schlagfertigkeit der Armee wird die Bedeckung so schwach, wie nur irgend möglich zu machen sein. Es müssen daher oft viele Tausende durch verhältnismäßig wenig Begleitmannschaften beaufsichtigt werden. Diese Beaufsichtigung auf einer ganzen Reihe von Märschen, womöglich abseits einer von Truppen gesicherten Straße, mitten durch eine feindliche Bevölkerung, die natürlich danach trachtet, ihren Landsleuten zur Flucht behilflich zu sein, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Kriegslebens. In solcher Lage werden dem Transportführer häufig nur eiserne Strenge und die rücksichtslose Anwendung aller zu Gebote stehenden Mittel helfen können. Die Gefangenen, die sich durch die Flucht selbst zu befreien suchen, handeln auf eigene Gefahr und dürfen sich deshalb über keine Gewalthandlung beschweren, die von dem Transportführer pflichtmäßig angeordnet wird, um ein derartiges Vorhaben zu verhindern. Die Befehlsführung ist daher nur in die Hände energischer und

umsichtiger Offiziere zu legen, die sich zu helfen verstehen. Sie müssen möglichst beritten sein; andernfalls ist die Beschaffung eines Wagens für ihre Fortbringung nötig.

Die Bedeckungstruppen sind zunächst von der Feldarmee zu stellen. Ihre Ablösung am nächsten Etappenort kann bei größeren Transporten nicht ohne vorbereitende Maßnahmen erfolgen. Die schwache Besatzung eines Etappenortes wird lediglich zum örtlichen Sicherheitsdienst, sowie zur Heranschaffung von Lebensmitteln verwendet und vermag Abgaben zur Begleitung der Gefangenen in der Regel nicht zu leisten. Eine baldige Entlastung der Feldarmee ist aber erwünscht. Daher müssen zur Übernahme und weiteren Geleitung der Gefangenen Truppen zweiter Linie entweder an den Eisenbahn-Einschiffungs-Stationen oder besser noch an weiter vorwärts gelegenen Etappenpunkten rechtzeitig bereitgestellt werden.

Eine knappe Bemessung der Bedeckung ist also durchaus gerechtfertigt, allein sie hat doch ihre Grenzen. In kurzen Wintertagen müssen die Bedeckungen stärker gemacht werden, als in langen Sommertagen, da sich im Winter die Märsche leicht bis in die Dunkelheit hinein ausdehnen. Will man die Gefangenen in geheizten oder doch wenigstens nicht zu kalten Räumen unterbringen, so entsteht für das Nachtquartier eine größere Verteilung innerhalb der Ortschaft und damit eine Erschwerung der Bewachung.

Als geringste Stärke für die Bedeckung sind auf je 100 Gefangene zehn Mann und einige Reiter nebst den zugehörigen Offizieren und Unteroffizieren anzusehen. Vielfach ist man, oft zum eigenen Nachteil, unter diese Zahl heruntergegangen. Nach den Kapitulationen von Prenzlau und Ratkau im Jahre 1806 wurden die Gefangenen noch völlig in ihren bisherigen Verbänden formiert, die Reiter zu Pferde, unter unzureichender, teilweise sogar ohne jede Bedeckung in Marsch gesetzt.*) Ein Teil des Dragoner-Regiments Katte, das bei Lübeck gefangen genommen worden war, marschierte ganz allein nach dem Bestimmungsort Potsdam. Dort kamen nur 50 Reiter an, die sich hier aber auch noch zerstreuten. Vom Regiment Blücher-Husaren kam kein Mann bis an den Rhein; alles „ranzionierte sich" und fand sich allmählich wieder bei den Fahnen ein. Von den bei Sedan und in den vorausgegangenen Kämpfen gemachten etwa 108 000 Gefangenen ist eine überaus große Zahl (auf über 14 000 berechnet**) auf dem Landtransport entwichen. Die Angaben über die Stärke der in den Kriegen 1864, 1866, 1870/71 gestellten Bedeckungsmannschaften schwanken zwischen 5 und 11 v. H. Zu bemerken ist noch, daß bei kleineren Transporten von nur einigen Hundert Gefangenen die Bedeckung verhältnismäßig sehr viel stärker sein muß als 10 zu 100 Mann, da die Maßnahmen für die taktische Sicherung der Kolonne dieselben sein müssen, wie bei größeren Transporten.

---

*) Höpfner, „Der Krieg von 1806 u. 1807".
**) Lehmann, „Die Mobilmachung von 1870/71".

Nach Sedan wurden jeder Marschstaffel von 2000 Mann zwei Kompagnien und eine halbe Eskadron zugewiesen; davon war eine Kompagnie bei jeder Kolonne lediglich zum Heranschaffen von Lebens- und Transportmitteln bestimmt. Sie hatten die Gefangenen nicht nur bis zum nächsten Etappenort, sondern bis zu ihrer Ablieferung an die Truppen der Einschließungsarmee von Metz zu begleiten.

Nach dem Falle von Metz ordnete das VII. Armeekorps an, daß jedem Gefangenentransport von 2000 Mann 10 v. H. Infanterie- und 1 v. H. Kavallerie-Mannschaften mitzugeben, für die Bewachung während der Nacht außerdem noch 5 v. H. Infanterie hinzuzufügen seien. Man hielt also 200 Mann nicht für ausreichend, um eine sichere Bewachung von 2000 Gefangenen während der Nacht zu gewährleisten. Der Bedarf an Begleitmannschaften betrug daher für jeden Etappenort 1500 Mann Infanterie und 100 Pferde, von denen 500 Mann dauernd auf dem Etappenort verblieben, während 1000 Mann und 100 Pferde zum Transport der täglich eintreffenden fünf Marschstaffeln nach dem nächsten Etappenort zu verwenden waren. Sobald hier eine Staffel abgeliefert worden war, kehrte das Begleitkommando sogleich nach seinem Ausgangspunkt zurück. Da nun der Abtransport der gefangenen Rheinarmee nach den Einladebahnhöfen Saarlouis und Saarbrücken auf zwei Straßen mit zusammen sieben Etappenorten vor sich ging, belief sich die Gesamtstärke der Begleitkommandos auf 10 500 Mann. Hierzu reichten die Kräfte des VII. Armeekorps bei den ihm anderweitig gestellten Aufgaben: Besetzung von Metz, Belagerung von Diedenhofen und Montmedy, nicht aus. Es beantragte daher bei der General-Etappen-Inspektion, drei Etappenorte mit Etappentruppen besetzen zu lassen. Dadurch verminderte sich die Zahl der Deckungstruppen für das VII. Armeekorps von 10 500 auf 6000 Mann. Außerdem wurden noch beträchtliche Teile des I. und VIII. Armeekorps für den Bewachungsdienst der großen Gefangenenlager um Metz in Anspruch genommen.

Die Übernahme großer Massen von Gefangenen, sowie ihre ordnungsmäßige Abführung und Verpflegung kann zu einer recht großen Verlegenheit werden und belastet jedenfalls viele Kommando- und Verwaltungsbehörden auf dem Kriegsschauplatz wie in der Heimat mit zahlreichen eiligen Arbeiten.*)

Die Ausführung aller die Gefangenen betreffenden Maßnahmen erfordert bei Massentransporten stets viel Zeit und Kräfte. Die beiden zu diesem Zweck bei Sedan zurückgelassenen Armeekorps (XI. und I. Bayerisches) konnten erst am 11. September — 8 Tage nach der Kapitulation — zum Anschluß an die Dritte Armee abmarschieren. Beim Abmarsch fehlten aber beim XI. Armeekorps noch $11^1/_2$ Bataillone, $2^1/_2$ Eskadrons. Beim I. Bayerischen Armeekorps waren elf Kompagnien noch nicht zurückgekehrt. Die

*) Am 3. November 1806 berichtet Murat von Malchin aus an Napoleon: „Nous sommes fort embarrassés pour les escortes des prisonniers; les escortes affaiblissent considérablement nos troupes.“ (Foucart.)



3. Brigade der 4. Kavallerie-Division, von der Teile ebenfalls zur Bewachung usw. der Gefangenen bei Sedan zurückgeblieben waren, fand sich erst am 23. September bei Pithiviers wieder zusammen.

Nach dem Falle von Metz konnten das I. und VIII. Armeekorps erst am 7. November, also zehn Tage nach der Kapitulation, die ihnen befohlenen Bewegungen nach Westen antreten.

Aus diesen Vorgängen ist die Lehre zu ziehen, daß nach größeren Schlachten das Aufräumen des Schlachtfeldes, das Sammeln der Kriegsbeute und vornehmlich das Ordnen, die Bewachung sowie der Abtransport zahlreicher Gefangener beträchtliche Kräfte auf längere Zeit in Anspruch nehmen. Treten unmittelbar nach einer gewonnenen Schlacht an die siegreiche Armee neue Aufgaben heran, die nach verhältnismäßig kurzer Zeit wiederum zu einer Schlacht führen, so wird man bei dieser stets mit dem Ausfall der für vorerwähnte Zwecke bestimmten Truppenteile rechnen müssen.

Stärke der Bedeckung während der Eisenbahnfahrt.

Die Bedeckung während der Beförderung auf Eisenbahnen kann erheblich schwächer gemacht werden. Das Entweichen ist schwieriger, und die Bewachung auf den Haltestationen wird durch die Bahnhofswachen unterstützt. Auch hat die Bedeckung auf Eisenbahntransporten nichts für die Unterbringung und Verpflegung der Gefangenen zu tun, da dies auf den Verpflegungsstationen von seiten der Etappenbehörden bereits veranlaßt wird. Es genügen demnach etwa 5 v. H. Infanterie, die meistens den Etappentruppen entnommen werden können. Eine feste Norm für die Stärke der Begleitabteilungen läßt sich jedoch um so weniger aufstellen, als die mit deren Gestellung beauftragten Etappenorte in ihren Mitteln meist sehr beschränkt sind. Begleitkommandos für die ganze Eisenbahnstrecke vom Einladeort bis zum Bestimmungsort im Heimatlande mitzugeben, empfiehlt sich nicht. Es ist erwünscht, daß diese Abteilungen womöglich noch an demselben oder doch am nächsten Tage in ihrem Etappenorte wieder eintreffen, da sie bei der numerischen Schwäche der Besatzung eines Etappenortes dort auf längere Zeit nicht zu entbehren sind.

Es kann sich ereignen, daß die Ablösungen verabsäumt oder aus Mangel an verfügbaren Mannschaften überhaupt nicht gestellt werden. Die bisherige Begleitmannschaft muß weiter mitfahren, wenn der absendende Etappenort das Eintreffen eines Kriegsgefangenenzuges bei demjenigen Etappenort nicht angemeldet hat, auf dem die Ablösung erfolgen sollte. Bei den Ende Januar 1871 stattfindenden, mehrere Tage anhaltenden Gefangenentransporten mußte die Etappe Chalons am 26. melden, daß sie am Tage vorher außerstande gewesen wäre, die Ablösung der Begleitmannschaften zu stellen, weil bereits drei derartige Kommandos abgegangen, keines derselben aber zurückgekehrt wäre. Eines von diesen, in der Stärke von 28 Mann, ist über Reims, Metz, Coblenz sogar bis Stettin verschlagen worden. Dem Etappenkommandanten fehlte somit auf zwei bis drei Wochen ein beträchtlicher Teil seiner Besatzung. Durch derartige Unregelmäßigkeiten entstehen dann unter Umständen erhebliche Verlegenheiten.



Wenn Massentransporte von Gefangenen mit der Bahn abbefördert werden, sind auf dem Einladebahnhof besondere Truppenteile bereitzustellen, aus denen nach näherer Anordnung der betreffenden Etappeninspektion die Begleitkommandos entnommen werden. Die Einschließungsarmee von Metz entsandte je drei Landwehr-Bataillone nach Remilly und Pont a Mousson, den Einladepunkten der von Sedan eintreffenden Gefangenen, zu deren Bewachung während der Eisenbahnfahrt bis zum Bestimmungsort.

Zusammensetzung der Bedeckung.

Zur Bedeckung marschierender Gefangenentransporte muß in der Hauptsache stets Infanterie bestimmt werden; einige Reiter sind zur Aufklärung und zum Begleitdienst nicht zu entbehren. Da aber die Heereskavallerie unter Umständen recht zahlreiche Gefangene machen kann, so hat sie vorerst auch deren Bedeckung zu stellen. Ihre baldige Ablieferung an den nächsten Truppenverband der Infanterie, die dann den weiteren Transport bis zur Etappe übernimmt, muß angestrebt werden.

Die Übernahme der Bedeckung durch Kavallerie allein hat, besonders bei größeren Transporten, große Bedenken. Die Reiter stehen etwaigen Fluchtversuchen beim Marsch durch bedecktes Gelände (Wälder, Weinberge) und durch Ortschaften, namentlich bei Dunkelheit, ziemlich hilflos gegenüber; sie sind außerdem nicht schnell genug schußbereit. Das Schießen vom Pferde herab ist äußerst unsicher und gefährdet die eigenen Mannschaften. Beim Transport eines gefangenen französischen Mobilgarden-Bataillons in der Stärke von 27 Offizieren und etwa 1000 Mann am 25. August 1870 unter Bedeckung einer Eskadron Husaren-Regiments Nr. 16 schoß in der Nähe des Städtchens Passavant ein Husar vom Pferde herab auf einen Mobilgardisten, der die Kolonne verlassen hatte. Der Schuß hatte zur Folge, daß die Gefangenen in wilder Flucht nach allen Seiten auseinanderstoben. Sie flüchteten in die nahen Weinberge. Dorthin konnten ihnen die Husaren aber nicht folgen. Diese feuerten lebhaft auf die Fliehenden, wobei jedoch auch ein Husar der Bedeckung getötet wurde. Nur mit Hilfe des zufällig in der Nähe einquartierten Garde-Jäger-Bataillons und der in Passavant liegenden Garde-Dragoner gelang es, die Flüchtlinge wieder einzufangen.

Besteht die Bedeckung ausnahmsweise nur aus Kavallerie, so ist der Marsch durch größere Ortschaften, die das Entweichen der Gefangenen wesentlich begünstigen, noch mehr zu vermeiden als sonst. Ist dies nicht möglich, so müssen der Bürgermeister und einige angesehene Einwohner vorher festgenommen und als Geiseln so lange zurückbehalten werden, bis die Kolonne den Ort durchschritten hat. Die Anwendung der gleichen Maßregel empfiehlt sich auch, wenn ein Gefangenentransport in einem Ort nächtigen muß, der kein Etappenort ist.

Marschordnung.

Auf die in entsprechende Unterabteilungen gegliederte Gefangenenkolonne ist die Infanteriebedeckung derart zu verteilen, daß jede Unterabteilung zur disziplinaren Bewachung einer Anzahl von Begleitmannschaften unterstellt wird. Diese verteilen sich rechts und links der Marschkolonne. Einige Kavalleristen auf beiden Seiten erleichtern das Herantreiben und erschweren das Ausbrechen einzelner Gefangener.



Abgeschlossen nach vorn, wie am Ende, wird die Kolonne durch je einen geschlossenen Infanterietrupp. Die Marschordnung einer Kompagnie wird somit zweckmäßig in der Weise befohlen, daß je ein Zug am Anfang und am Ende der ihr überwiesenen Gefangenenkolonne marschiert. Der 3. Zug begleitet die Gefangenen, zu beiden Seiten verteilt.

In einer vom Feinde gefährdeten Gegend besteht die taktische Sicherung in dem Ausscheiden einer Vorhut, Nachhut oder Seitendeckung nach der bedrohten Seite. Hierzu wird aber vielfach die Stärke der Bedeckung nicht ausreichen. Einigen Ersatz bietet dann nur die Beigabe von Kavallerie. Diese stellt eine Spitze und eine Nachspitze, während der größere Teil in Patrouillen eingeteilt, das Vor- und Nebengelände der Marschstraße aufklärt. Fehlt Kavallerie, so muß auf die Aufklärung verzichtet werden, da hierzu etwa verwendete Infanteriepatrouillen in kurzer Zeit völlig erschöpft sein würden. Von Entsendungen, die einen größeren oder kleineren Teil der Bedeckung von der Kolonne entfernen, ist in der Regel Abstand zu nehmen.

Die Gefangenen marschieren dicht aufgeschlossen in breiter Front. Da aber zu beiden Seiten der Kolonne die Begleitmannschaften sich zu bewegen haben und außerdem noch Platz für den Verkehr auf der Straße freibleiben muß, so wird man nicht breiter als in 5 Rotten Front marschieren können. So marschierten auch die Gefangenen von Sedan „à cinq“, wie das schnell erfundene Kommando lautete. Vor Antritt des Marsches wird in Gegenwart der Gefangenen geladen und bekannt gegeben, daß jede Widersetzlichkeit sofortiges Erschießen zur Folge hat. Während des Marsches muß strengste Ordnung in der Kolonne herrschen: kein Austreten oder Zurückbleiben ohne Erlaubnis ist zu dulden. Es empfiehlt sich, den Marschgewohnheiten der fremden Armee nach Möglichkeit sich anzuschließen. Ohne zwingenden Grund untersage man den Gefangenen das Sprechen nicht. Kenntnis ihrer Sprache ist für einen Teil der Begleitmannschaften sehr erwünscht, um unausbleiblichen Mißverständnissen vorzubeugen. Im Falle eines feindlichen Angriffs wird in Züge aufmarschiert und aufgeschlossen. Die Gefangenen haben sich hinzulegen, das Gesicht dem Erdboden zugewandt; auf jeden, der den Versuch macht sich zu erheben, wird geschossen. Diejenigen Begleitmannschaften, die zur disziplinaren Beaufsichtigung die Gefangenenkolonne rechts und links einfassen, bleiben bei den Gefangenen. Die zur taktischen Sicherung eingeteilten Trupps treten nach der bedrohten Seite hin dem Feinde entgegen.

Die Bedeckung muß stets darauf gefaßt sein, daß der geringfügigste Anlaß, z. B. ein Schuß, eine panikartige Wirkung auf die Masse der Gefangenen ausüben, und jedes überraschende Auftreten kleiner feindlicher Abteilungen gefährlich werden kann.

So glückte es 1806 einer Handvoll preußischer Husaren 4000 Gefangene zu befreien.*) Das zum Korps des Herzogs von Weimar gehörende 2. Bataillon Ploetz-

*) v. Lettow-Vorbeck „Der Krieg von 1806 u. 1807“ Bd. 2.



Husaren war am 17. Oktober 1806 nach Mechterstedt, einem Dorfe zwischen Gotha und Eisenach gelangt. Hier erfuhr man, daß am folgenden Tage die in Erfurt gemachten preußischen Gefangenen unter schwacher Bedeckung nach Eisenach marschieren sollten. Der Gedanke lag nahe, einen Versuch zur Befreiung derselben zu wagen. Hierzu wurde Leutnant v. Hellwig mit 50 ausgesuchten Husaren zurückgelassen, während das Bataillon die Richtung auf Mühlhausen einschlug. Leutnant v. Hellwig entledigte sich seines Auftrages in sehr geschickter Weise. Er legte seine kleine Schar bei Eichrodt, 4 km östlich von Eisenach, in ein Versteck und ließ die Kolonne der Gefangenen erst ganz an sich vorbeiziehen. Von der Bedeckung marschierte am Anfang und am Ende des Transportes je eine geschlossene Kompagnie, während in der Mitte sich ebenfalls eine geschlossene Abteilung befand und einzelne Mannschaften längs des ganzen Zuges zu beiden Seiten verteilt waren. Kaum war die letzte Kompagnie des Feindes an dem Versteck vorüber, als die Husaren sich in gestrecktem Lauf auf diese warfen. Der gänzlich überraschte Gegner stob auseinander, dann wurde die längs der Kolonne zerstreute Kompagnie aufgerollt und zuletzt die vorderste Kompagnie nach Eisenach hineingeworfen. Die Gefangenen hatten bei ihrer Befreiung zunächst nicht tätig mitgewirkt. Die Mitte und die Spitze ahnten nicht, was vorging, als plötzlich am Ende der langen Marschkolonne Gewehrsalven ertönten. Erst der Anblick der preußischen Husarenuniformen schaffte Klarheit. Jetzt warfen sich die Gefangenen auf die einzelnen französischen Voltigeurs, entrissen ihnen die Waffen und stachen sie nieder. Der ganze Vorgang spielte sich mit solcher Schnelligkeit ab, daß in wenigen Minuten die Arbeit beendet und die Gefangenen befreit waren.

Ein Fluchtversuch ist leicht durchführbar, wenn ihn die nächtliche Dunkelheit und ein dicht an die Marschstraße herantretender Wald begünstigen. Die Bedeckung steht dann einer Massenflucht hilflos gegenüber. Bei der Unmöglichkeit einer schnellen Orientierung und gezielter Schüsse führt der in der Dunkelheit entstehende Wirrwarr leicht zu Verlusten der Bedeckungstruppe durch das eigene Feuer. Die Einwirkung der Offiziere beschränkt sich hierbei nur auf den nächsten Kreis ihrer Umgebung, indem sie vor allem das für den Transport als Ganzes verderbliche Schießen verhindern.

In Feindesland von Erfolg gekrönte Fluchtversuche einer größeren Anzahl von Gefangenen sind stets mit erheblichem Nachteil verbunden. Die entkommenen Soldaten verstärken die Reihen des Feindes, die Besatzung nahe gelegener Festungen oder etwaige Freischärlerbanden. Außerdem haben sie auch moralische Folgen, indem sie bei der Bevölkerung das Ansehen des Landesfeindes schwächen und in ihr die Neigung zum Volkskriege fördern.

Marschleistungen.

Solange die Gefangenen noch auf dem Marsche sind, ihre Befreiung noch möglich ist, bilden sie stets einen Gegenstand der Besorgnis. Es muß daher das Ziel der Heeresleitung sein, mit den Gefangenen in kurzer Zeit große Strecken zurü legen und so schnell wie möglich die nächste im Betriebe befindliche Eisenbahnstation zu er-

reichen. Diese wird unter Umständen weit zurückliegen; dann steigern sich die Anstrengungen, besonders im Bewegungskriege, für die von der Feldarmee zu stellenden Bedeckungstruppen, weil sie nach Ablieferung der Gefangenen meist mittels Fußmarsches wieder zu ihren Armeekorps zurückkehren müssen.

Bei guten Wegeverhältnissen und auf einer bereits eingerichteten Etappenstraße können die Gefangenen Märsche von durchschnittlich 35 bis 40 km mehrere Tage hintereinander wohl leisten. Dem Verlangen nach großen Marschleistungen steht jedoch oft der durch vorangegangene Entbehrungen, anhaltende Märsche und lange dauernde Kämpfe geschwächte Körperzustand der Gefangenen hemmend im Wege. Beim Rücktransport Berittener fehlt die Marschgewöhnung; die unzweckmäßige Bekleidung (lederbesetzte Reithosen, schwere Stiefel) behindert den Marsch. Stets werden sich in einem größeren Transport eine nicht geringe Anzahl von solchen Leuten befinden, die größeren Anstrengungen auf mehrere Tage hintereinander nicht gewachsen sind. Durch Zurückbleiben wird die Kolonne endlos lang, die Überwachung schwierig und höchst anstrengend. Anhaltender Regen und grundlose Wege bewirken eine weitere Beschränkung der Marschleistung. Die allmählich eintretende Erschöpfung der Gefangenen zwingt zu mehrfachen Rasten. An kurzen Tagen dehnen sich dann die Märsche, namentlich wenn täglich mehrere Transporte sich in Zwischenräumen zu folgen haben, leicht bis in die Nacht hinein aus. Schließlich wird es nur unter Anwendung sehr energischer Maßnahmen möglich sein, die bis auf den Tod ermüdeten Gefangenen bis zum befohlenen Marschziel zu bringen.

Trotzdem die bei Sedan gemachten Gefangenen durch vorangegangene Strapazen und Kämpfe sehr geschwächt waren, hatte man doch für ihren Abtransport täglich nahezu doppelte Tagemärsche — zwischen 40 und 48 km — in Aussicht genommen, die auch tatsächlich geleistet wurden. Allerdings waren vorher sämtliche Kranke nach Sedan in die französischen Lazarette geschickt worden.

Für den Transport unterwegs erkrankter und schwacher Mannschaften sind möglichst einige Wagen mitzuführen. Nicht Marschfähige bleiben am nächsten Etappenort oder sind den Ortsbehörden gegen Bescheinigung zu übergeben. Mannschaften, die betrunken sind oder sich widersetzlich zeigen, müssen von den übrigen Gefangenen getrennt und — nötigenfalls mit gebundenen Armen — besonders energischen Leuten unterstellt werden. Die Fortschaffung der Betrunkenen läßt sich auch nicht anders als auf beigetriebenen Fahrzeugen bewerkstelligen. Einige Wagen sind zum Fahren der Tornister der Bedeckungsmannschaften erwünscht. Sind diese den Feldtruppen entnommen, so müssen sie mit vollem Gepäck marschieren, da sie nach Ausführung ihres Auftrages wieder Anschluß an die Armee zu suchen haben. Somit ergeben sich für die Begleitkommandos ganz erhebliche Marschleistungen, die das Einschieben eines Ruhetages nach Ablieferung der Gefangenen dringend notwendig machen. Unter Umständen können die zur Übernahme eines Gefangenen-

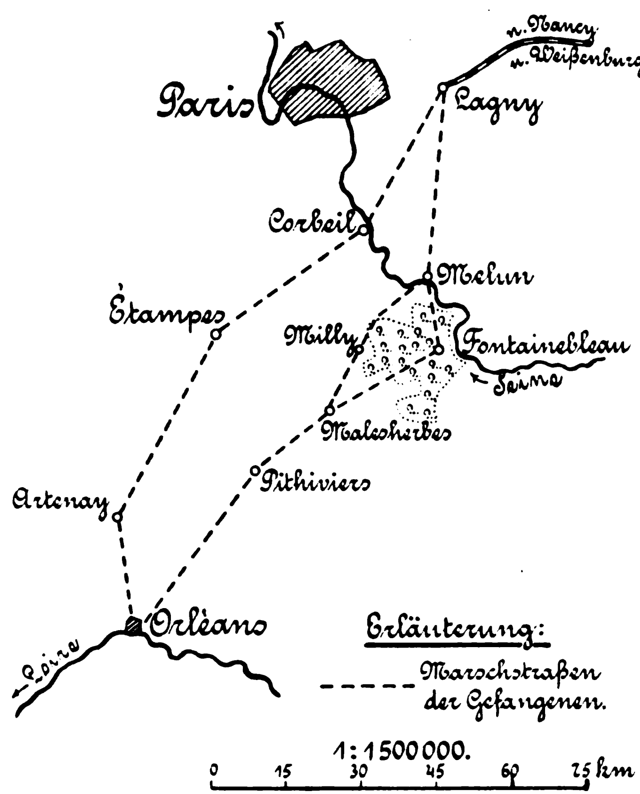


transportes bestimmten Etappentruppen diesem ein Stück entgegenmarschieren und dadurch die Feldtruppen etwas entlasten. Für Etappentruppen ist die Mitnahme des Gepäcks nicht erforderlich. Sie geleiten die Gefangenen bis zum nächsten Etappenort, übergeben sie dort der Besatzung desselben und kehren wieder zurück.

Wahl der Marschstraße.

Stehen für den Rücktransport der Gefangenen mehrere Marschstraßen zur Verfügung, so wird man diejenige wählen, die unter Vermeidung von Wäldern durch offenes Gelände führt und die wenigsten Ortschaften berührt. Hiergegen ist 1870 wiederholt gefehlt worden. Nach den Kämpfen bei Orleans wurden die Gefangenen über Pithiviers, Malesherbes, Melun (Etappenort) nach Lagny (Etappenort und Eisenbahn-Einladestation) in Marsch gesetzt. (Textskizze 2). Zwischen Malesherbes und Melun mußten der Wald von Fontainebleau und dieser Ort selbst durchschritten werden. Die Wahl der Straße durch das weite Waldgebiet um Fontainebleau erscheint nicht praktisch. Die Kolonnen wären besser, wie es auch später geschah, auf den Weg über Milly zu setzen gewesen, der nicht weiter war und den Wald umging. In Fontainebleau sollten die Gefangenen übernachten. Gleich die erste Marschstaffel (70 Offiziere und 907 Mann), die noch dazu von einer ganz unzureichenden Bedeckung (1 Offizier, 40 Mann Infanterie und 4 Ulanen) geleitet wurde, büßte in Fontainebleau 64 Offiziere und 281 Mann ein.*) Sie waren teils von der Bevölkerung befreit worden, teils hatten sie sich selbst befreit. Für den Kommandoführer war es unmöglich, mit seinen wenigen Leuten in einer Stadt von damals

Textskizze 2.
Abtransport der Gefangenen nach der Schlacht bei Orleans.



*) Seite 508.

12000 Einwohnern 1000 Gefangene festzuhalten und zu bewachen. Bei der nächsten Marschstaffel entkamen auf dieselbe Weise 281 Mann. Die Führer der folgenden Transporte hielten es für bedenklich, außerhalb eines von Etappentruppen besetzten Ortes Nachtquartier zu nehmen und legten daher die Strecke Malesherbes—Melun (45 km) in einem Tage zurück. Dort trafen die Gefangenen, vielfach marschunfähig, in ziemlich erschöpftem Zustande ein.

Als eine der Gefangenenkolonnen (24 Offiziere, 1200 Mann), nur von zwei Offizieren, 54 hessischen Chevaulegers bedeckt, das Städtchen Milly durchschritt, nahm die dortige Bevölkerung eine drohende Haltung an und versuchte Gefangene aus den Gliedern zu zerren. Obwohl die Reiter von der blanken Waffe Gebrauch machten, gelang es nur mit Mühe, die Gefangenen vor die Stadt zu bringen; 60 waren entkommen. Dieser Verlust ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß der Transportführer die Gefangenen mitten durch die Stadt, anstatt um diese herum marschieren ließ.

Das Entkommen von 300—400 Gefangenen unter dem Schutze der Dunkelheit im Walde von St. Jean bei Soissons ist bereits erwähnt worden.*)

Unterbringung während des Marsches.

Spätestens bei Antritt des Marsches sind Quartiermacher beritten oder auf Wagen nach dem in Aussicht genommenen Nächtigungsort vorauszusenden. Dem nächsten Etappenort werden die Stärke des Transportes und die ungefähre Zeit des Eintreffens telegraphisch mitgeteilt. Wenn diese vorherige Ankündigung unterbleibt, und ein Transport ganz unerwartet in einen Etappenort mit dem Verlangen nach Unterkunft und Verpflegung einrückt, so erwachsen dem Etappenkommandanten bedeutende Schwierigkeiten. Anderseits müssen die vom Marsch erschöpften Gefangenen und deren Begleitmannschaften unnötig lange warten, bis alles unter Dach und Fach gekommen und verpflegt worden ist. Es kann sich auch ereignen, daß ein kleiner Etappenort die Zahl der Gefangenen nicht zu bergen vermag, und in der Nähe liegende Ortschaften für die Unterkunft mit herangezogen werden müssen. Dann empfiehlt es sich, mit der Mitteilung hierüber dem Transport eine Patrouille vom Etappenort aus entgegenzusenden, damit der Kommandoführer die Einteilung des Transportes noch vor dem Erreichen des Marschzieles vornehmen kann. Als Nachtquartier dienen Kirchen, Kasernen, Fabriken, Magazine, Scheunen, Gehöfte und andere große Gebäude. In jedes Quartier kommt eine Innenwache, die in den mit Gefangenen belegten Räumen Doppelposten ausstellt. Wenn irgend möglich, hat die Besatzung des Etappenortes die Bewachung zu übernehmen, damit die Mannschaften des Begleitkommandos auch zur Ruhe kommen.

Frühzeitiges Eintreffen am Ort des Nachtquartiers erleichtert alle Anordnungen für die Unterbringung. Bei Massentransporten, besonders im Herbst und Winter, wird es sich jedoch nicht vermeiden lassen, daß einzelne Transporte erst bei Dunkelheit

---

*) Seite 509.

ihren Unterkunftsort erreichen. Nach Sedan trat täglich die erste Gefangenenkolonne um 6⁰ Morgens, die letzte um 10⁰ Vormittags an. Dementsprechend gestalteten sich auch die Ankunfts- und Abmarschzeiten der verschiedenen Marschstaffeln in den Nachtquartieren. Bei dem schlechten Wetter und den teilweise grundlosen Wegen traten erhebliche Verzögerungen ein, so daß die Transporte oft sehr spät am Tage, mehrfach erst in der Nacht oder gar erst am nächsten Morgen, an den Bestimmungsorten ankamen.

Verpflegung während des Marsches.

Nicht minder schwierig gestaltet sich die Verpflegung der Gefangenen, besonders wenn deren Zahl eine unerwartet große Höhe erreicht und vorsorgende Maßnahmen infolge Zeitmangels nicht getroffen werden können. Dazu kommt, daß durch die mehrtägige Anwesenheit zweier großer Armeen auf engem Raume vor und während der Schlacht die ganze Gegend vollständig ausgesogen sein wird. Derartig lagen auch die Verhältnisse nach der Kapitulation von Sedan. Die Etappenstraßen waren hier eben erst in der Einrichtung begriffen, Magazine also noch nicht vorhanden. Für die Anlage solcher durch die teilweise auch erst einzusetzenden Etappenkommandanturen fehlten Zeit und Kräfte. Die französische Festung Mézières half auf Grund besonderer Vereinbarung durch Zuschub mit der Eisenbahn nach Donchery wenigstens etwas aus. Nichtsdestoweniger mußten am 4. September die deutschen Armeekorps zur Verpflegung der Gefangenen beisteuern. Aus Mézières scheint nur Zwieback, sowie Kaffee und Zucker geliefert zu sein. Diese Bestände wurden unter Leitung eines Intendanturbeamten in der Nähe des Gefangenenlagers in einem Magazin an der Brücke von Glaire untergebracht. Dorthin sollten auch die in der Umgegend beigetriebenen Lebensmittel eingeliefert werden. Den mit dieser Aufgabe betrauten beiden Eskadrons gelang es tatsächlich, noch einige Hundert Stück Vieh beizutreiben.

Da gegenwärtig die Mannschaften fast aller europäischen Armeen mit einer oder mehreren eisernen Portionen ausgerüstet sind, könnte bei der ersten Verpflegung nach erfolgter Gefangennahme auf diese zurückgegriffen werden. Mit Sicherheit ist aber auf ihr Vorhandensein nicht zu rechnen. Dann bleibt noch die Verpflegung aus dem Lande. Nur im äußersten Notfalle dürfen die Verpflegungskolonnen der eigenen Truppen mit herangezogen werden.

Den nach starkem Marsche todmüde eintreffenden Mannschaften ist die Zubereitung der Mahlzeit nach Kräften zu erleichtern. Einwohner des Etappenorts liefern große Kessel und beteiligen sich an der Herstellung einer warmen Kost. Bei den Gefangenentransporten nach Königgrätz war vom Oberkommando der Ersten Armee die Anordnung getroffen worden, daß überall, wo Gefangene Ortschaften durchschritten, an geeigneten Plätzen große Kessel aufzustellen seien, in denen von den Einwohnern zubereitetes warmes Essen bereitgehalten werden mußte. Hier erfolgte also eine Verpflegung auch während des Marsches, eine Maßnahme, deren Zulässigkeit jedoch wesentlich von dem Geiste der Bevölkerung abhängig sein wird.

Befindet sich an einem Etappenorte ein größeres Magazin, so können aus diesem Lebensmittel zur Verpflegungsaushilfe nach kleineren Etappenorten den Gefangenen entgegengeschickt werden. Bei eintretendem Mangel ist es wohl selbstverständlich, daß in erster Linie die Mannschaften der Bedeckung ihre ausreichende Verpflegung erhalten und dann erst die Gefangenen an die Reihe kommen. Teile von Verpflegungskolonnen, die zum Nachschub für die Armee bestimmt den Anschluß an diese suchen, dürfen nur mit Genehmigung des Armee-Oberkommandos an Etappenorten zurückgehalten und zur Verpflegung der Gefangenen verwendet werden.

Unterbringung und Verpflegung im Biwak (Gefangenenlager).

Wenn irgend möglich, ist ein Biwakieren der Gefangenen zu vermeiden, das ihnen leichter Gelegenheit zum Entkommen bietet. Die Schwierigkeiten der Bewachung steigern sich und erfordern deshalb einen ungewöhnlich großen Aufwand an Kräften. Namentlich nach größeren Kapitulationen wird man aber auf Biwaks nicht verzichten können. Es fehlt an Unterkunftsräumen, um Massen von Gefangenen so lange unterzubringen, bis nach und nach ihr Abtransport mit der Eisenbahn erfolgt. Der längere Aufenthalt in den Biwaks bedingt eine sorgfältige Organisation und Einrichtung derselben. Es ist durchaus erforderlich, daß die Oberleitung der Beaufsichtigung, Verpflegung und Bewachung jedes einzelnen Gefangenenlagers in einer Hand ruht. Aufgaben des hiermit beauftragten Stabsoffiziers sind: Bestimmungen darüber, in welcher Reihenfolge die einzelnen Staffeln zum Lebensmittel- und Holzempfang, sowie zum Abmarsch kommen, die Übernahme und Zuweisung neu eintreffender Transporte, Revision der Wachen, Beitreibung von Wagen zum Wegschaffen der Kranken, Regelung des Sanitätsdienstes. Die Vielseitigkeit dieses Dienstes macht eine Ablösung des betreffenden Stabsoffiziers nach 24 Stunden erforderlich.

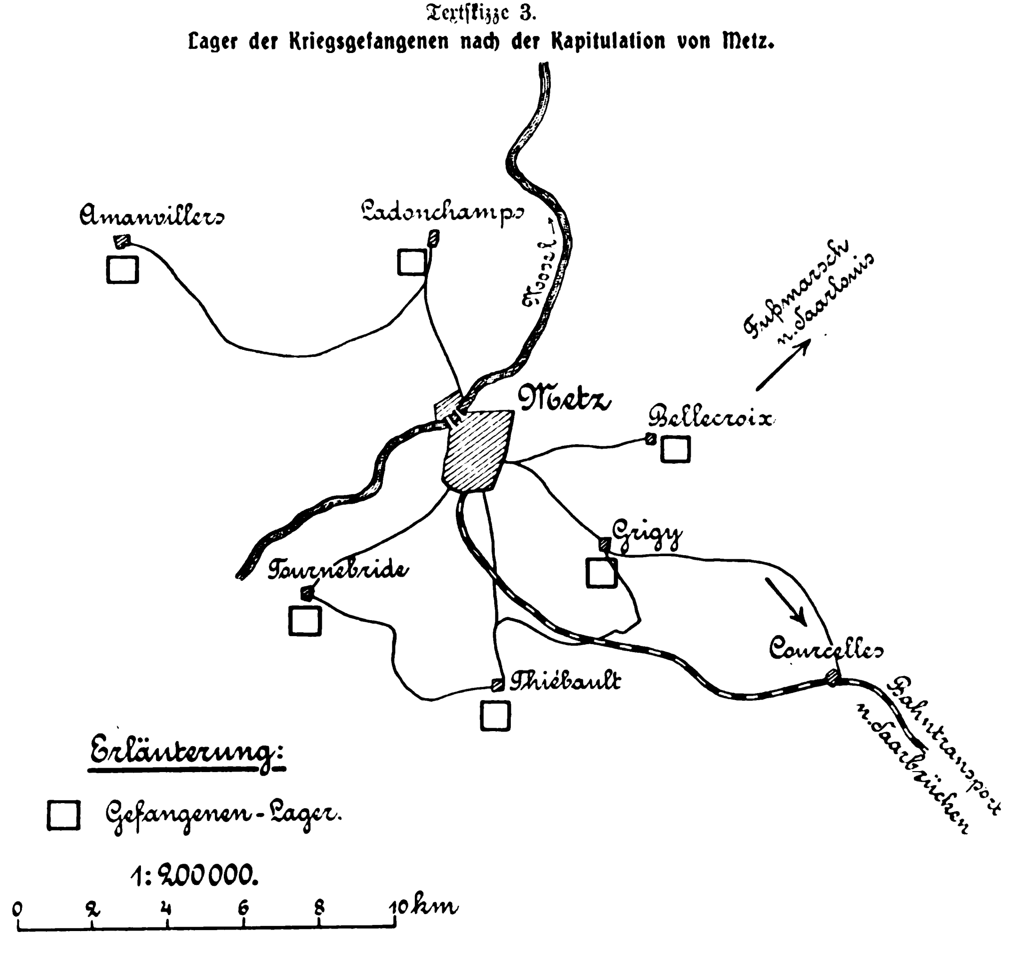
Die Größe und Ausdehnung des Lagers wird bedingt durch die zur Bewachung zur Verfügung gestellte Truppenzahl. Es darf keinen größeren Raum einnehmen, als diese mit Sicherheit bewachen kann; erst dann dürfen Rücksichten der Bequemlichkeit Platz greifen. Die Bewachung wird erleichtert, wenn es möglich ist, die Gefangenen auf einem rings von Wasser oder unüberschreitbaren Niederungen eingeschlossenen Felde — wie bei Sedan auf einer von der Maas fast ganz umflossenen Halbinsel — zu lagern.

Der Aufenthalt in einem solchen Lager gehört nicht zu den Annehmlichkeiten und läßt den Wunsch nach baldiger Weiterbeförderung mit der Bahn berechtigt erscheinen. Da deren Leistungsfähigkeit durch den Nachschub für die Feldarmee in hohem Grade in Anspruch genommen ist, werden täglich wohl kaum mehr als 10 000 Gefangene abbefördert werden können. Je nach der Gesamtzahl der Gefangenen läßt sich danach die Zeitdauer des Abtransportes mit der Bahn berechnen.

Die Regelung der Unterbringung und Verpflegung im einzelnen stellt ebenso, wie der tägliche Arbeits-, Wacht- und Transportdienst recht erhebliche Anforderungen an die hiermit beauftragten Offiziere und Mannschaften, besonders wenn es sich um

große Massen von Gefangenen handelt. Nach dem Falle von Metz gerieten **173000** Mann in Kriegsgefangenschaft. Ihr Ausmarsch erfolgte am 29. Oktober gleichzeitig aus allen Toren der Festung regimenterweise ohne Waffen. Der älteste Offizier jedes Regiments übergab den Stärkerapport, worauf die Mannschaften übernommen und auf die für sie bestimmten Biwaksplätze geführt wurden. Sämtliche Gefangenen waren in sechs

Textskizze 3.
Lager der Kriegsgefangenen nach der Kapitulation von Metz.



großen Lagern bei Ladonchamps, Amanvillers, Tournebride, Thiebault, Grigy und Bellecroix untergebracht. (Textskizze 3.) Auf jedes Lager kamen somit durchschnittlich 24000 Mann mit zwei bis vier Bataillonen zur Bedeckung. Nachdem die Gliederung der Gefangenen in Staffeln erfolgt war, wurde jede von einer Kompagnie geleitet und nach Eintreffen auf dem zugewiesenen Biwaksplatz mit Posten umstellt. Die Kompagnie hatte ferner die innere Ordnung im Biwak aufrecht zu erhalten und

gab die Kommandos zur Begleitung der Gefangenen zum Wasser- und Holzholen, sowie zum Lebensmittelempfang. Das Kommando über eine Staffel führte ein der französischen Sprache mächtiger Hauptmann. Innerhalb der Staffeln wurden truppenteilweise Abteilungen zu 100 Mann gebildet und in 4 Gliedern aufgestellt. Zwischen den einzelnen Abteilungen blieb ein Raum von 20 Schritt zur Anlage der Lagerfeuer frei. Die gefangenen Unteroffiziere hatten eine bestimmte Anzahl von Mannschaften zugewiesen erhalten, für die sie Lebensmittel empfingen, deren Verteilung sie besorgten. Überhaupt wurden sie für die Ausführung aller Einzelheiten verantwortlich gemacht. Am ersten Tage machte sich der Mangel an Holz sehr fühlbar, da der angefahrene Vorrat bei weitem nicht ausreichte. An den nächsten Tagen holten die Gefangenen selbst ihr Holz aus den nächsten Wäldern. Die Verpflegung war rechtzeitig in Magazinen sichergestellt, die praktischerweise in unmittelbarer Nähe der Biwaks angelegt worden waren. Der Empfang im Magazin hätte dadurch erleichtert werden können, daß die Lebensmittel für jede Staffel besonders bereit gelegt wurden. Dazu wäre aber ein zahlreiches Beamtenpersonal notwendig gewesen, das nicht zur Verfügung stand.

Die Bewachung bestand aus einer Reihe selbständiger Wachen mit einer dichten Postenkette. In angemessener Entfernung standen an geeigneten Punkten Unterstützungen bereit. Abgesehen von der Bewachung und dem Arbeitsdienste mußten die Mannschaften auch mit zum Transport der Gefangenen nach dem nächsten Lager herangezogen werden. Von den beiden östlichsten Lagern sollten täglich je 10 000 Mann in Richtung Courcelles und Saarlouis zum Eisenbahntransport nach Deutschland in Marsch gesetzt werden. Dies bedingte für die mittleren Lager ein Abschieben von 10 000 Mann nach Osten und einen Empfang der gleichen Anzahl aus den westlichen Lagern an jedem Tage. Somit fand in den Biwaks eine fast ununterbrochene Transportbewegung statt, indem fünfmal am Tage eine Staffel von 2000 Mann abgelassen wurde, während ebensooft an die Stelle der abrückenden eine neue, gleichstarke Staffel trat. Zur Bedeckung der 5 Staffeln auf dem Marsche bis zum nächsten Lager waren täglich 1000 Mann Infanterie und fünf Züge Kavallerie unterwegs. Alle Gefangenen hatten den Wunsch, bei dem strömenden Regen zuerst wegzukommen. Es war nun nicht mehr als billig, daß die zuerst angekommenen Mannschaften auch zuerst weiterbefördert wurden. Das Durcheinanderlaufen der Gefangenen und die geringe Zahl der Bewachungsmannschaften machten das aber nicht leicht. Man half sich dadurch, daß bereits geraume Zeit vor dem Abmarsch die für diesen bestimmte Staffel durch Posten abgesperrt und gezählt wurde.

Bei Übernahme der von Sedan eintreffenden Gefangenentransporte durch die Einschließungsarmee von Metz machte sich das späte Eintreffen einzelner Marschstaffeln recht unangenehm bemerkbar. Bis nach Mitternacht waren die Truppen damit beschäftigt, die Gefangenen aufzustellen, abzuteilen und ihnen die erforderliche Verpflegung



zuzuführen. Besondere Schwierigkeiten verursachte das Verteilen der Verpflegung in der Dunkelheit. Für die nächsten Tage wurden daher die Lebensmittel: Brot und Speck, schon während des Tages durch die Zahlmeister für je 2000 Mann empfangen und den mit der Übernahme des Transportes beauftragten Offizieren überwiesen. Diese ließen sie in die Nähe der für die Gefangenen bestimmten Biwaksplätze tragen, dort an der Chaussee niederlegen und demnächst Speck und Brot für je 400 Mann abteilen. Hier wurden sie weiter in Portionen für je 20 Mann zerlegt. Auch Holz und Wasser wurden am Tage bereitgestellt, da es nicht ratsam schien, die Gefangenen, selbst unter Bedeckung, während der Dunkelheit von den Biwaksplätzen zu entfernen.

Transporte auf Eisenbahnen.

Von dem geschilderten anstrengenden Dienst, den die Bewachung und Fürsorge für die Kriegsgefangenen mit sich bringen, werden Feldarmee und Etappe um so eher befreit, je eher ein Abtransport der Gefangenen mit der Eisenbahn erfolgen kann. Ganz besonders erwünscht ist der Eisenbahntransport jedoch im Winter, wo die Kürze der Tage und die Beschaffenheit der Wege die Überschlagung von Etappen und das Zurücklegen von Doppelmärschen erschweren; auch ist eine Unterbringung größerer Gefangenentransporte in heizbaren Räumen meist nicht zu ermöglichen.

Die Ausführung des Wunsches, die Gefangenen schnell mit der Bahn abzustoßen, ist nicht nur von der rechtzeitigen Bereitstellung des notwendigen Leermaterials, sondern auch davon abhängig, ob und wieviel Bahnlinien überhaupt zur Verfügung stehen. Deren Zahl wird stets eine beschränkte sein, da in erster Linie für den Nachschub an Munition, Verpflegung usw. von der Heimat zur Armee Sorge getragen werden muß. Es kann sogar der Fall eintreten, daß eine Armee in Feindesland zeitweise überhaupt nicht über eine eigene betriebsfähige Eisenbahn verfügt. Dies traf bei der Zweiten Armee nach den Kämpfen um Orleans zu. Hier hatte sich die Belastung mit nahezu 21 000 Gefangenen vom 2. bis 4. Dezember in den folgenden Tagen durch die bei der Verfolgung Chanzys abermals gemachten Tausende von Gefangenen noch erheblich vermehrt. Da aber Prinz Friedrich Karl über keine eigene Bahnlinie verfügte, erwirkte er sich vom Großen Hauptquartier telegraphisch die Genehmigung, die von der Zweiten Armee gemachten Gefangenen behufs Weiterführung mit der Eisenbahn der General-Etappeninspektion*) der Dritten Armee überweisen zu dürfen. Diese gebot über den von Weißenburg über Nancy—Blesme—Chalons a. M. nach Lagny (östlich Paris) führenden Schienenweg.**)

Es bleibt noch zu berücksichtigen, daß nach dem Erreichen einer Eisenbahnstation nur dann ein sofortiger Abtransport der Gefangenen vor sich gehen kann, wenn bei der zuständigen Linienkommandantur rechtzeitig die erforderlichen Züge beantragt und

*) 1870/71 gab es bei jeder Armee eine General-Etappen-Inspektion und bei jedem Armeekorps eine Etappen-Inspektion.

**) Textskizze 2, Seite 518.

auch bereitgestellt sind. Hierbei sind Verzögerungen nicht ausgeschlossen, die dann weitere Nachteile im Gefolge haben.

Nach der Kapitulation von Montmedy am 14. Dezember 1870 wurden etwa 3000 Gefangene einem Bataillon zur Abführung nach der Eisenbahnstation Vezin übergeben. Diese, nur 11 km von Montmedy entfernt, lag sehr bequem, um die Gefangenen schon hier dem Eisenbahntransport übergeben zu können. Die zur Abbeförderung notwendigen beiden Eisenbahnzüge waren aber aus irgendwelchen Gründen nicht zur Stelle. Die Gefangenen mußten auf deren Eintreffen zwei Nächte und einen Tag warten. Während dieser Zeit wurde biwakiert. Diese Art der Unterbringung war hier um so ungünstiger, als die nahe belgische Grenze ein Entweichen sehr erleichterte. Tatsächlich sind denn auch über 1000 Mann entkommen.

Das Armee-Oberkommando teilt der Etappeninspektion die Zahl der Kriegsgefangenen, die Stärke der einzelnen Transportstaffeln und die für den Abschub gewählten Transportstraßen mit. Die Etappeninspektion bestimmt in Verbindung mit der betreffenden Linienkommandantur den Tag des Abgangs des ersten Eisenbahntransportes und die Zahl der täglich abzulassenden Züge. Das Armee-Oberkommando sowie die Etappeninspektion müssen über die vorerwähnten Punkte und die voraussichtliche Dauer der Gesamtbeförderung aller Gefangenen dem Kriegsministerium Mitteilung machen. Dieses hat dann den zuständigen Eisenbahnbehörden Anweisung zu geben, nach welchen Orten die verschiedenen Transporte zu leiten sind.

Bei Abbeförderung der Gefangenen mit der Eisenbahn werden sich Reibungen nicht immer vermeiden lassen. 1870 fehlte es wiederholt an genügendem und geeignetem Wagenmaterial, so daß öfters auch offene Wagen zur Beförderung verwendet werden mußten. Die stets sehr langen und stark besetzten (bis zu 2000 Mann) Gefangenen-Züge beeinflußten auch den Betrieb an den Einladeorten ungünstig und hemmten häufig das schon an und für sich schwierige Entladen der Verpflegungszüge. Im allgemeinen wurden die Gefangenentransporte auf Züge des Fahrplans gesetzt. Bisweilen mußten jedoch wegen der großen Zahl der zu befördernden Mannschaften Sonderzüge für sie bestimmt werden.

Nach der Militär-Eisenbahn-Ordnung soll das Begleitkommando von den Kriegsgefangenen gesondert, am Anfang und Ende, unter Umständen auch in der Mitte des Zuges untergebracht werden. Während der Fahrt hat es darauf zu achten, daß kein Gefangener den Zug verläßt und nötigenfalls sofort das Zeichen zum Halten des Zuges zu geben. In jedem Wagen wird ein Gefangener für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich gemacht. Bremsersitze, die nicht von Bahnbeamten benutzt werden, müssen an den von Gefangenen eingenommenen Wagen mit Posten besetzt werden, um jede unbefugte Handhabung der Bremsen zu verhüten.

Für die Zeit der Anwesenheit größerer Gefangenentransporte auf einer Station ist der vollständige Abschluß aller von ihnen zu benutzenden Räume geboten. Durch

die Bahnhofswache, wenn nötig auch durch Begleitmannschaften, müssen vor dem Aussteigen an den Grenzen der Aufstellungsplätze, an Verpflegungsanstalten, Wasserschöpfstellen, Marketendereien und Latrinen Posten aufgestellt werden.

Die Verpflegung wird, wo es die örtlichen Verhältnisse bedingen, in den Wagen verabreicht oder wagenweise durch einzelne Gefangene empfangen.

Findet kein Nachtbetrieb statt, so kann es unter Umständen notwendig werden, daß die Gefangenen auf den Übernachtungsstationen in den Wagen verbleiben. Dadurch wird jedoch eine große Zahl von Posten zur Bewachung des Zuges auf beiden Seiten notwendig.

Unterbringung im Heimatlande.

Rechtzeitig ist im eigenen Lande die Unterbringung der Kriegsgefangenen vorzubereiten. Diese erfolgt zunächst in Festungen. In solchen wurden 1864 sämtliche 7800 Gefangene untergebracht. 1866 konnte die Mehrzahl von den 48 000 Gefangenen noch in Festungen Unterkunft finden. Für einen Teil (rund 13 000 Mann) wurden jedoch besondere Gefangenenlager bei Dirschau und Körlin in Pommern eingerichtet. 1870 konnten anfangs in den befestigten Plätzen ausreichende Unterkunftsräume bereitgestellt werden. Der aus der Kapitulation von Sedan und den vorangegangenen Kämpfen stammende Zuwachs (104 000 Mann) machte weitere und umfassendere Maßnahmen notwendig. Auf allen Schießplätzen der Artillerie wurden Lager mit heizbaren Baracken errichtet. Ihr Bau war jedoch noch nicht vollendet, als bereits der Winter mit großer Kraft einsetzte und die weitere Benutzung von Biwaks, Zelten und Hütten auf den Schießplätzen unmöglich machte. Nunmehr mußte man sich entschließen, auch offene Orte zu belegen, insoweit dort geeignete Truppen zur Bewachung zur Verfügung standen oder zeitweilig untergebracht werden konnten. Nur mit großer Mühe gelang es, die Gefangenen von Metz (173 000 Mann) in Deutschland unterzubringen. Bei etwaigem weiteren Zufluß großer Massen wurde vom Kriegsministerium der Gedanke erwogen, für die Unterbringung auf die Festungen und andere geeignete Örtlichkeiten innerhalb des besetzten feindlichen Gebiets zurückzugreifen.*) Der Chef des Generalstabes der Armee erklärte sich aber bestimmt dagegen, zumal da die feindlichen Gebiete von völliger Beruhigung noch weit entfernt seien. Unter Anspannung aller Kräfte und Mittel wurden im Inlande noch weitere Unterkunftsgelegenheiten geschaffen. Die Entwicklung der Ereignisse, der Übertritt der Armee Bourbakis nach der Schweiz und der Abschluß des Präliminarfriedens, der die Abführung der Garnison von Paris nach Deutschland erübrigte, machten diese Vorbereitungen überflüssig. Was die Zahl der Gefangenen anbelangt, steht der Krieg von 1870/71 einzig in seiner Art da; 11 860 Offiziere und 371 981 Mann gerieten in Gefangenschaft.**)

---

*) Lehmann, Die Mobilmachung von 1870/71.

**) Generalstabswerk, Bd. V, Seite 1540.

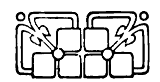


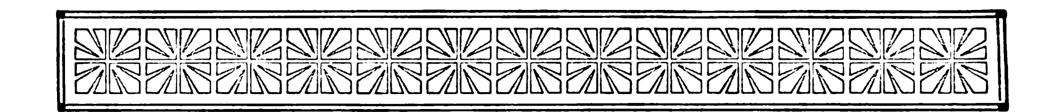
Im Zusammenhang mit den Schwierigkeiten der Unterbringung war auch die Frage der Bewachung allmählich brennend geworden, da die fortdauernden Nachschübe von mobil gewordenen Besatzungstruppen das Bewachungspersonal erheblich geschwächt hatten. Die Ersatztruppenteile konnten zu Bewachungszwecken nur in beschränktem Umfange gebraucht werden, wenn man sie nicht ihrer eigentlichen Bestimmung entziehen wollte. Dieser Zustand war um so weniger erwünscht, als sich mit Ende November vielfach ein Umschwung in der Aufführung der Gefangenen bemerkbar machte. Fälle von Auflehnung und Desertionen, begünstigt durch dem Heere nicht angehörige Personen, mehrten sich und nötigten, ernste Abwehrmaßregeln in Erwägung zu ziehen, wie die allgemeine Verkündung des Kriegszustandes in sämtlichen Gefangenendepots. Es gelang jedoch, ausgiebige Mittel für eine strengere Beaufsichtigung durch Bildung neuer Truppenkörper in Gestalt von 72 Garnison-Bataillonen in der Stärke von je 602 Mann und 60 unberittenen Landwehr-Depoteskadrons zu je 200 Mann zu schaffen.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung und leichteren Beaufsichtigung der Gefangenen wurden diese in Kompagnien zu 200 bis 300, später zu 500 Mann unter Befehl eines Offiziers gegliedert. Mehrere Kompagnien bildeten ein Gefangenen-Bataillon unter einem Stabsoffizier. Jedes Gefangenen-Depot unterstand einem Kommandanten, der die höhere Disziplinar-Strafgewalt ausübte. Den kriegsgefangenen Offizieren, die sich ehrenwörtlich verpflichteten, keinen Fluchtversuch zu unternehmen, wurde die Erlaubnis erteilt, ihren Aufenthalt in einer offenen Garnisonstadt zu wählen. Sie reisten ohne Begleitung unter Vergütung der Kosten dorthin und konnten sich nach erfolgter Meldung beim Garnisonkommando auf eigene Kosten ein Privatquartier mieten. Unbemittelten gewährte man eine Kasernenwohnung mit Offiziereinrichtung. Wünschen nach Versetzung in andere Garnisonorte wurde nach Möglichkeit Rechnung getragen, eine Vergütung für die Reise jedoch nicht gezahlt. Offiziere, die ihr gegebenes Ehrenwort zurücknahmen oder auf dessen Abgabe überhaupt verzichteten, wurden in Festungen untergebracht und unter den für ihren Stand erforderlichen Rücksichten militärisch bewacht.

„Wenn infolge des massenhaften Zuflusses von Gefangenen einzelne Unzuträglichkeiten, zumal bei den Transporten, nicht ganz zu vermeiden gewesen sind, so dürfte sich doch die Mehrzahl der während des Krieges in Deutschland untergebrachten Franzosen über Verpflegung und Behandlung nicht zu beklagen gehabt haben."*)

*) Generalstabswerk, Bd. V, Seite 1539.





Größere Truppenübungen in Frankreich 1911.

I. Eine amtliche Manöverbesprechung.

Der mit der Leitung der Armeemanöver 1911 betraute General Chomer vom Obersten Kriegsrat hat mit Genehmigung des Kriegsministers in der Zeitschrift „Revue militaire générale“ (Dezemberheft 1911) eine Besprechung der Manöver veröffentlicht. Sie ist in gedrängter Kürze abgefaßt und enthält eine vollständige, sehr übersichtliche Beschreibung des Verlaufs, sowie viele beachtenswerte kritische Bemerkungen über das taktische Verhalten von Führern und Truppen.

Diese Bemerkungen sollen, so weit sie die operativen und taktischen Anschauungen der Franzosen beleuchten, ausführlich behandelt werden. Der Verlauf der Armeemanöver 1911 kann als so bekannt angenommen werden, daß es genügen wird, ihn in der Hauptsache durch die beigegebenen Skizzen in Erinnerung zu bringen. Dagegen sollen Einzelheiten aus dem Verlauf insoweit herausgegriffen werden, als sie zum Verständnis der Leitungstätigkeit und der kritischen Bemerkungen des Leitenden nötig erscheinen.

Skizze 18. Für die Manöver, die westlich Belfort in der Zeit vom 11. bis 13. September stattfanden, war die rote Partei aus dem VII. Armeekorps zu zwei Infanterie-Divisionen und einer zusammengesetzten Infanterie-Brigade (26—4—30) und der 8. Kavallerie-Division (0—16—2), die blaue Partei aus einem zusammengesetzten XXVIII. Armeekorps zu einer Infanterie-Division und einer verstärkten Infanterie-Brigade (19—2—24) und der 7. Kavallerie-Brigade (0—8—0) gebildet.

Die beiden Parteien kämpften als Flügelkorps im engsten Anschluß an angenommene Nachbarkorps. Die Befehle der beiderseitigen Armee-Oberkommandos wurden von der Leitung ausgegeben. Die blaue Armee, die die Einschließung von Belfort zu decken hatte, stand am Vorabend des Manövers (10. 9. Abends) nord- und südwestlich dieser Festung, die rote Armee, die Belfort entsetzen sollte, in der Gegend von Vesoul.

Der 11. September. Das rote VII. Armeekorps hatte den Dignon von Longevelle ab südlich zu überschreiten. Es sollte in zwei Kolonnen auf die Brücken von Autrey-le-Vay und

Villersexel vorgehen. Die Zusammensetzung der beiden Kolonnen ist aus der Skizze ersichtlich. General Chomer bemerkt zur Art des Vormarsches, daß es mit Rücksicht auf den am Oignon zu erwartenden Widerstand besser gewesen wäre, eine möglichst große Anzahl von Übergangsstellen in Aussicht zu nehmen. Dementsprechend hätte eine dritte Kolonne auf die Brücke von Bonnal losgehen sollen. Die Front von 8 km wäre für ein Korps zu fünf Infanterie-Brigaden nicht zu breit gewesen. Da das Straßennetz keinen direkten Marsch von Vesoul auf Bonnal gestatte, konnte die vorgeschlagene rechte Kolonne einstweilen die Straße der 13. Infanterie-Division mitbenutzen und sich in die Zwischenräume der Vorhut eingliedern, um dann bei Les Pateys auf Chassey abzubiegen. General Chomer hätte also in diesem Fall infolge des Aufgebens der Sicherungsabstände bei der 13. Infanterie-Division auf eine Vorhut verzichtet und einen Zusammenstoß mit dem Feinde in dieser Marschform in Kauf genommen.

Skizze 19.

Weiter bespricht der Leitende die Kavallerieverwendung bei Rot. Die 8. Kavallerie-Division durfte nicht den Auftrag erhalten, den Übergang des Korps zu decken. Sie hätte nicht westlich und nordwestlich Rougemont sondern möglichst nahe bei ihren Quartieren, also in der Gegend von Montbozon, über den Oignon gehen und geradeswegs in Richtung Montbeliard—Hericourt Fühlung mit den feindlichen Hauptkräften suchen müssen. Die Offenhaltung der Übergänge konnte der Korpskavallerie übertragen werden, eine Aufgabe, die so eigentlich in das Gebiet der Korpskavallerie-Brigade falle, besonders wenn man ihr ein Jäger-Bataillon zuteilte. Es sei nicht zweckmäßig gewesen, das ganze Kavallerie-Regiment der linken Kolonne zu überweisen. Man hätte eine Eskadron als Divisionskavallerie zurücklassen, mit dem Rest Hand auf die einschlägigen Brücken legen können. So wäre eine reinliche Scheidung der Aufgaben eingetreten, nämlich Aufklärung für die Kavallerie-Division, Sicherung für die Korpskavallerie. Allerdings hätte die Korpskavallerie vor der Front in diesem Falle nur aus drei Eskadrons bestanden. Die Brückensicherung wäre damit hauptsächlich dem Jäger-Bataillon zugefallen, während die Eskadrons mehr zu seiner Unterstützung gedient hätten.

Blau war in drei Kolonnen an den Oignon marschiert, um dem Feinde dort Aufenthalt zu bereiten. Die rechte und die mittlere Kolonne erreichten den Fluß zuerst und schoben auf Befehl des Korpsführers je zwei Bataillone auf das westliche Ufer. Die Masse der Truppen verblieb östlich des Oignon. General Chomer bezeichnet die Aufstellung westlich des Oignon als eine Art Vorpostenlinie, die noch dazu so ausgedehnte Waldungen vor sich hatte, daß sie nicht viel sehen konnte. Das XXVIII. Armeekorps hätte die Oignon-Brücken stark besetzen und sich zur Verteidigung des östlichen Ufers einrichten sollen. Mit genügendem Abstand dahinter wären die Truppen brigadeweise zurückzuhalten gewesen, um die nötige Manövrierfreiheit zu behalten. Die Aufklärung am westlichen Ufer konnte man vorgeschobenen Ab-

teilungen (détachements de couverture) übertragen. Chomer schlägt die Entsendung folgender Detachements vor:

1 — 1/2 — 0 oder 3/4 — 1 — 0 nach Borey,
1 — 1/2 — 0 oder 3/4 — 1 — 0 nach Baslières,
1/2 — 1/4 — 0 nach Chassey.

Die Franzosen machen bekanntlich von Vorstellungen oder von vorgeschobenen Detachements, auch von beiden gleichzeitig Gebrauch. Der Führer von Blau betrachtete die Aufstellung westlich des Oignon als eine Vorstellung und verzichtete auf Detachements. Im Gegensatz dazu will General Chomer bei einem so starken Fronthindernis auf die Vorstellung verzichten, die Verteidigung hinter dem Fluß zusammenhalten und nur die zur Verschleierung und Aufklärung bestimmten Detachements vorschieben.

Rot stand von etwa 9° Morgens ab im Kampf gegen die feindliche Vorstellung. Links drang die 41. Infanterie-Division langsam durch den Wald Le Grand Fougeret vor. Um das Vorwärtskommen und den späteren Angriff auf Villersexel zu erleichtern, waren rechts und links um den Wald herumgreifend Detachements entsandt worden, nämlich 1—0—3 auf Moimay, 1—4—1 auf Longevelle.

Bei der rechten roten Kolonne hatte inzwischen die Vorhut (zusammengesetzte Brigade) mit der Divisionsartillerie die vorgeschobenen blauen Bataillone der 27. Infanterie-Brigade angegriffen. Auf die Nachricht des Armee-Oberkommandos von Rot (Leitung), daß es beim VI. und V. Armeekorps vorwärtsgehe und das VII. Armeekorps noch Vormittags auf dem östlichen Oignon-Ufer Fuß zu fassen habe, erhielt die 13. Infanterie-Division Befehl, gegen die Linie Les Magny—Bois du Petit Fougeret vorzugehen, während zur Entlastung der 41. Infanterie-Division ein Teil der Divisionsartillerie der 13. Infanterie-Division in Richtung auf Moimay eingesetzt wurde. Die vordere Brigade der 13. Infanterie-Division ging inzwischen bei Pont über, die rückwärtige Infanterie-Brigade und die Korpsartillerie wurden als Hauptreserve (Manövriertruppe) bei Esprels angehalten.

Die Maßnahmen sind sehr bezeichnend für das taktische Verfahren der Franzosen. An verschiedenen Stellen des Schlachtfeldes werden Kampfgruppen für besondere Zwecke (groupement momentané) gebildet. Der Führer scheidet sich aus der südlichsten Kolonne, der die Umfassung zufiel, eine starke Hauptreserve aus und stellt sie hinter der Mitte seiner Front auf.

General Chomer hält die Ausscheidung einer starken Reserve (Manövriertruppe) und ihre Aufstellung hinter der Mitte auch in dieser Lage offenbar für zweckmäßig. Er bemerkt lediglich, daß sie etwas zu spät erfolgt sei. Allerdings hätte er den über Pont vorgehenden Truppen mindestens einen Teil der Korpsartillerie mitgegeben, während diese so tatsächlich nicht in Tätigkeit trat. Dagegen hätte der Leitende die Reserve anscheinend nicht aus der 13. Infanterie-Division genommen und aus dieser

auch keine Truppen zur Unterstützung der 41. Infanterie-Division verwendet, denn er sagt an anderer Stelle, daß man durch eine rücksichtslose Offensive mit allen Kräften der 13. Infanterie-Division auf das östliche Oignon-Ufer der 41. Infanterie-Division das Vorwärtskommen besser ermöglicht hätte als durch die Entsendung von Teilen auf dem westlichen Ufer. Sonst schließt sich aber General Chomer offenbar den Stimmen in Frankreich an, die die Bildung von Kampfgruppen zu besonderen Zwecken für richtig halten. Denn die erwähnte Ausscheidung von Detachements bei der 41. Infanterie-Division beiderseits um den Wald herum heißt er gut und äußert nur hierzu, die Notwendigkeit ihrer Entsendung hätte von Anfang an erkannt werden und daher früher geschehen müssen, um das Vorwärtskommen der 41. Infanterie-Division zu beschleunigen.

Blau hatte inzwischen Nachricht erhalten, daß das XXIX. Armeekorps zurückgehe, und daß das XXVIII., wenn es zurückweichen müsse, unter allen Umständen den Abschnitt des Beveuge- und Grand Rû-Baches festzuhalten habe. Der Führer entschloß sich bald zum Rückzuge, der von Rot nicht ernstlich belästigt wurde.

Der Leitende findet die Verteidigung von Blau nicht ernst genug. Man habe von Gegenstößen nicht genügend Gebrauch gemacht, obwohl günstige Gelegenheiten gegeben waren. In der Verteidigung müsse man sich überall und immer angriffsweise verhalten. Um den Feind aufzuhalten, müsse man angreifen. Anderseits habe der Führer von Blau versäumt, die zurückgehaltenen Truppen rechtzeitig in eine Aufnahmestellung an den Beveuge- und Grand Rû-Bach zurückzusenden. Die Vorbereitung solcher Aufnahmestellungen sei beim Rückzuge Sache aller Führer und Unterführer in ihren Geländestreifen.

Die Bemerkungen des Leitenden beleuchten die Ansichten der Franzosen über die Ausführung des schrittweisen Rückzugs (manœuvre en retraite). Die am Feinde befindlichen Teile sollen ihn fortgesetzt angreifen, die rückwärtigen Kräfte einstweilen in die nächste Stellung zurückmarschieren. Man glaubt offenbar, mit Hilfe der rückwärtigen Stellung das Loslösen der Truppen, die angegriffen haben und dann zurückgehen müssen, zu ermöglichen.

Der 12. September. Skizze 20.

Das rote VII. Armeekorps sollte laut Befehl des Armee-Oberkommandos mit seinem rechten Flügel so vorgehen, daß es den feindlichen linken Flügel umfaßte. Der Parteiführer teilte den beiden Divisionen Geländestreifen zu. Die Grenze zwischen ihnen bildete die große Straße Villersexel—Villargent—Bellechevreux; die 13. Infanterie-Division war südlich durch die Linie Abbenans—Courchaton, die 41. nördlich durch den Scey-Bach begrenzt. Als Korpsreserve standen die zusammengesetzte Brigade und die Korpsartillerie hinter der Mitte der Front. Nur die 8. Kavallerie-Division mit einem Bataillon sollte zur Umfassung und Bedrohung des feindlichen Flügels über Bournois—Geney auf Arcey vorgehen.

Der Leitende weist darauf hin, daß die große Straße über Villargent nicht als



Abgrenzung zwischen den Divisionen gewählt werden durfte. Die fast undurchschreitbare Waldzone südlich Villargent habe von selbst den Angriff in zwei Kampffelder zerlegt; die 41. Infanterie-Division mußte nördlich, die 13. südlich der Waldungen angreifen. Wenn sich in diesem Falle auch die 13. Infanterie-Division im Streben nach Umfassung und nach Gewinnung der Höhen von Bournois—Accolans nach Süden ausgedehnt hätte, wäre das wenig bedenklich gewesen. General Chomer bewegt sich mit diesen Äußerungen vollständig auf dem Boden der allgemein herrschenden französischen Anschauungen, denn er ist damit einverstanden, daß die beiden Divisionen in der Hauptsache frontal angesetzt wurden, und daß mit der eigentlichen Umfassung nur die Kavallerie-Division betraut wurde.

Bei Besprechung der Maßnahmen der Unterführer bezeichnet es Chomer als unzulässig, daß die ganze 13. Infanterie-Division in einer Marschkolonne mit Vorhut vorgeführt wurde, als ob man sich 25 km vom Feinde entfernt befände, während die beiderseitigen Vorposten doch Nachts in engster Fühlung gestanden hätten. Die 41. Infanterie-Division habe nur mit dem Vorposten-Regiment angegriffen, während die Divisionsartillerie 3 km dahinter in Bereitstellung, eine ganze Brigade westlich des Oignon am Südostrand des Waldes Le Grand Fougeret versammelt war. Tatsächlich stand diese Brigade weiter zurück als die Korpsreserve und mußte beim späteren Vorgehen Villersexel in einer Kolonne durchschreiten. Man scheine sowohl beim Generalkommando wie bei der 41. Infanterie-Division den Auftrag der kräftigen Offensive aus den Augen verloren zu haben; zu viele Truppen seien als Reserve zurückgehalten und dann nicht voll oder zu spät eingesetzt worden.

Hier warnt also General Chomer vor der übertriebenen Anwendung des französischen Angriffsverfahrens, zunächst vorsichtig vorzugehen, die den Kampf einleitenden Truppen schwach zu bemessen und starke Reserven zurückzuhalten.

Der Führer von Blau hatte der 14. Infanterie-Division die Linie Bois du Teint—Bois du Charmois, der verstärkten 29. Infanterie-Brigade die südlich anschließende Linie bis Höhe 361 westlich Grammont zugewiesen. Eine Infanterie-Brigade (sechs Bataillone) der nördlichen Division und die gesamte Korpsartillerie (zwölf Batterien) standen als Reserve hinter der Mitte.

General Chomer hätte gewünscht, daß auch bei den Maßnahmen von Blau die Waldzone vor der Front mehr berücksichtigt worden wäre, durch die der Feind nur mit schwachen Kräften vorgehen konnte. Er hätte der 14. Infanterie-Division zu drei Regimentern (das vierte Regiment als Korpsreserve) das Gelände nördlich, der verstärkten 29. Infanterie-Brigade das südlich der Waldungen zugeteilt. Letztere konnte sich dann mehr nach Süden ausdehnen, woher die feindliche Umfassung zu befürchten war, und die Höhen von Bournois—Accolans stärker besetzen, die wohl den Hauptangriffspunkt des Feindes bilden mußten.

General Chomer empfiehlt also dem Verteidiger auf Grund der besonderen Ver-

hältnisse eine größere Frontausdehnung. Das Gleiche tut er, wie wir sehen werden, bei Rot am 13. September (Seite 535). Mit der Aufstellung der Hauptreserve hinter der Mitte ist er offenbar einverstanden, trotzdem er selbst die Höhen am südlichen Flügel als den entscheidenden Punkt bezeichnet. Weiter weist die Besprechung auf die im Entwurf des neuen französischen Artillerie-Reglements betonte Notwendigkeit hin, starke Artillerie zurückzuhalten. Der Führer hatte sich die ganze Korpsartillerie ausgeschieden und befohlen, daß die beiden Divisionsartillerien von Anfang an in Lauerstellung stehen sollten. General Chomer meint, daß auch Teile der Divisionsartillerie in Bereitschaftsstellung zu nehmen waren, um je nach den Umständen verwendet zu werden.

Als der Führer von Rot erkannte, daß die Umfassung der 8. Kavallerie-Division nicht vorwärts komme, entsandte er zu ihrer Unterstützung die zusammengesetzte Brigade, also die gesamte Infanterie der Korpsreserve, und die Hälfte der Korpsartillerie in Richtung auf Fallon. Dafür schied er sich aus der 41. Infanterie-Division zwei Bataillone als neue Korpsreserve aus.

General Chomer bemerkt, daß sich über den Gedanken, die Kavallerie-Division in diesem Fall zu verstärken, reden lasse. „Unangebracht sei aber die Entsendung der zusammengesetzten Brigade zu diesem Zweck. Wie sollte diese die 7 bis 8 km entfernte Kavallerie-Division erreichen? Wie sollte sie ihre Bewegungen einrichten, da sie doch alle Marschlinien der 13. Division kreuzen mußte? In der Tat sei sie mit ihrer Einwirkung dort sehr spät gekommen."

Der Leitende nimmt mit diesen Bemerkungen Stellung zu einem in der französischen Kampfführung fast grundsätzlich angewandten Verfahren. Die französischen Führer halten die Hauptreserve meist lange hinter der Front, um sie später, wenn der Augenblick günstig erscheint, zum Durchbruch oder zur Umfassung anzusetzen. Zur Umfassung muß dann die Hauptreserve, wie es hier der Fall war, hinter den kämpfenden Truppen vorbei- und durch deren rückwärtige Staffeln durchmarschieren. Meist hat sie hierbei auch noch einen weiten Weg zurückzulegen. General Chomer bezeichnet also dieses Verfahren als unzulässig. Da er nicht anregt, die Hauptreserve von vornherein so aufzustellen oder in Marsch zu setzen, daß sie umfassend wirken konnte, ist anzunehmen, daß er die Umfassung der Kavallerie-Division und Teilen der 13. Infanterie-Division überlassen hätte. Er hätte also offenbar die Hauptreserve hinter der Mitte belassen, wo sie nur zum Durchbruch verwendet werden konnte. Damit bewegt sich General Chomer durchaus auf dem Boden der bisherigen französischen Ansichten. Denn selbst in dieser Lage, wo das rote VII. Armeekorps am Flügel einer Armee kämpfte, wird damit der Umfassung eine untergeordnete, dem Durchbruch die Hauptbedeutung beigelegt. Wir werden die gleiche Auffassung des Generals Chomer in dem Armeebefehl wiederfinden, den er an Blau für den 13. September ausgibt.

Die Leitung hatte inzwischen dem Führer von Rot die Nachricht zukommen

lassen, daß die angenommenen Nachbarkorps vorwärts kämen, und daß das VII. Armeekorps „den gegenüberbefindlichen Kräften heftig nachdrängen solle."

Blau war verständigt worden, daß das XXIX. Armeekorps abermals zurückgehe, mit dem linken Flügel bis Granges-le Bourg. „Angesichts der drohenden Umfassung habe sich das XXVIII. Armeekorps langsam zurückzuziehen, das Gelände Schritt für Schritt verteidigend, jedoch heute nicht über die Linie Secenans—Höhen südlich Geney."

Für die französische Auffassung, wie man den Feind während des Rückzuges aufhalten könne (**manœuvre en retraite**) ist es bezeichnend, daß die Leitung während der beiden ersten Manövertage das angenommene XXIX. Armeekorps in breiter Front und in schwierigstem Gelände schrittweise und kämpfend um wenige Kilometer in eine neue Stellung zurücknahm, und daß sie das gleiche Verfahren auch vom XXVIII. Armeekorps, wenn auch in normaler Frontbreite und in günstigerem Gelände, forderte. General Chomer tadelt auch hier wie am 11. September, daß für die Aufnahmestellung nichts geschehen sei, während anderseits ein Gegenstoß von St. Ferjeux in westlicher Richtung Aussicht auf Erfolg gehabt hätte; allerdings sei Blau nicht vom Feinde gedrängt worden, so daß es in diesem Falle vielleicht nicht nötig war, vorzustoßen.

Der 13. September. Skizze 21.

Für den letzten Manövertag wurde die Lage stark verändert, um auch Blau Gelegenheit zur Offensive zu geben. Belfort wurde als gefallen angenommen, Blau konnte daher an Truppen verstärkt werden. Zu dem Zweck traten die zusammengesetzte Brigade und eine Brigade der 8. Kavallerie-Division von Rot zu Blau über; eine gemischte Brigade kam aus den angenommenen Einschließungstruppen von Belfort heran (Festungstruppen der Friedensbesatzung).

Bereits am 12. September um 10^{30} Vormittags nach dem Abbrechen des Manövers (bis zum Abend) hatte der Führer von Blau den Auftrag erhalten, am 13. „durch kräftige Offensive den Feind auf den Oignon zurückzuwerfen. Hierzu sei ein möglichst starker Angriff in Richtung Bellecheveux—St. Ferjeux mit einer Umfassungsbewegung zu verbinden."

Wir sehen in dieser Anordnung des Leitenden wieder deutlich die schon oben besprochenen Merkmale der französischen Kampfführung: trotz des Kampfes des Armeekorps am Armeeflügel Durchbruch mit den Hauptkräften und Unterstützung des Durchbruchs durch Drohen mit der Umfassung.

Der Tag begann mit dem vom Armee-Oberkommando Rot (Leitung) befohlenen nächtlichen Angriff auf die Höhe 440 (1 km östlich Bellecheveux). Der Führer von Rot beauftragte damit die 41. Infanterie-Division, die hierzu zwei Bataillone Infanterie bestimmte. Der Feind hatte die Höhe mit einem Regiment besetzt, das den Angriff abwies. Nach Ansicht des Generals Chomer mußte zum Angriff mindestens ein Regiment verwendet werden, selbst eine Brigade wäre nicht zu viel gewesen. Der Kommandierende General hätte die Truppenstärke für den nächtlichen Angriff selbst

festsetzen müssen. Er konnte am besten beurteilen, welche Wichtigkeit der Punkt hatte und wie stark der feindliche Widerstand dort sein werde.

Die Divisionen des roten VII. Armeekorps waren in der aus der Skizze ersichtlichen Weise bereitgestellt. Trotz des Armeebefehls, anzugreifen, war ihnen befohlen worden, am 13. ihre Stellungen zu behaupten. Als Korpsreserve waren nur zwei Bataillone Infanterie, das Kavallerie-Regiment und die Korpsartillerie hinter der Mitte ausgeschieden.

General Chomer findet es richtig, daß zunächst eine abwartende Haltung eingenommen wurde. Einerseits habe man nachts die Nachricht von der Ankunft blauer Verstärkungen erhalten, anderseits sei das Gelände zur Abwehr des Feindes sehr günstig gewesen. Denn der Wald von Courchaton teilte das feindliche Angriffsgelände in zwei Teile. Jeder Angriff von Blau, der nördlich oder südlich des Waldes vorbrechen wollte, konnte durch einen aussichtsvollen Gegenangriff zurückgewiesen werden. Allerdings wäre es hierzu nötig gewesen, daß sich der Kommandierende General eine stärkere Reserve, mindestens eine Infanterie-Brigade, ausschied. Zwei Bataillone seien ganz unzureichend gewesen.

Es ist beachtenswert, daß der Leitende, der in seinen allgemeinen Bemerkungen (siehe S. 538) die rücksichtslose Offensive anempfiehlt, hier mit dem selbständigen Aufgeben des Angriffsgedankens von seiten des Führers von Rot einverstanden ist. Sehr bezeichnend für die französischen Anschauungen ist auch die Begründung, daß das Gelände hier zur Verteidigung aufforderte. Nicht billigen kann es General Chomer, daß der Parteiführer vom üblichen französischen Verfahren abwich, indem er als Manövriertruppe (wahrscheinlich mit Rücksicht auf die dahinter stehende angenommene Armeereserve) nur zwei Bataillone ausschied.

Die starke Korpsreserve hätte nach seiner Ansicht der 13. Infanterie-Division entnommen werden können, die ja in günstigem Gelände zu fechten hatte. Der Führer durfte sich mit der Einrichtung von Stützpunkten, wie des Bois dit Oizelot, des Signales und Dorfes Grammont, des Bois des Epontry begnügen. So hätte die 13. Infanterie-Division unter Einsatz schwacher Kräfte ihre Front ausdehnen, einer südlichen Umfassung entgegentreten und am rechten Flügel, unterstützt von der Dragoner-Brigade, auch offensiv werden können. Ein ernstlicher Angriff des Feindes sei mit Rücksicht auf den Wald von Courchaton nur hier zu erwarten gewesen.

In bezug auf die Aufstellung der 13. Infanterie-Division ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Vorschlag Chomers und den Maßnahmen des Parteiführers schwer zu erkennen; denn letzterer hatte tatsächlich starke Kräfte (fünf Bataillone) weit südlich hinausgeschoben und ging mit diesen später zum Angriff über. Bemerkenswert ist übrigens die Aufstellung der beiden Bataillone am Walde östlich Accolans als vorgeschobene Flügelstaffel (garde-flanc offensif) und die Besetzung von Courchaton. Die Franzosen schieben wie vorerwähnt in der Verteidigung mit Vor-

liebe Detachements vor die Front und in die bedrohte Flanke. Außerdem besetzen sie meist eine vorgeschobene Stellung oder einzelne Punkte vor der Front. General Chomer bemerkt, daß Courchaton höchstens mit Vorposten hätte besetzt werden dürfen, da sich der Ort zur Verteidigung wenig eignete. Er wendet sich also nicht gegen den Grundsatz der Besetzung vorgeschobener Punkte, sondern warnt nur vor seiner Anwendung in diesem Falle.

Daß bei Rot die ganze Korpsartillerie weit zurückgehalten wurde (als Reserve), könne er nur bedauern. Tatsächlich sei sie nicht in Tätigkeit getreten. Die Verwendung der ganzen oder fast der ganzen Artillerie in vorderster Linie wäre mit Rücksicht auf die vorübergehend verteidigungsweise Haltung angezeigt gewesen. Wir erinnern uns, daß General Chomer im Gegensatz hierzu bei dem schrittweisen Zurückweichen von Blau am 12. September die Zurückhaltung nicht nur der Korpsartillerie, sondern auch noch von Teilen der Divisionsartillerie empfahl.

Für das blaue XXVIII. Armeekorps hatte der Korpsführer einen zusammenhängenden Angriff mit folgenden Zielen befohlen:

Brigade Belfort auf das Bois Dessus;

14. Infanterie-Division gegen Linie Mignafans — Höhe 385 — Höhe 382;

verstärkte 29. Infanterie-Brigade in Richtung Bois des Epontry—Melecey;

Korpsartillerie bei Gemonval,
zusammengesetzte Brigade und provisorische Kavallerie-Division bei Marvelise } als Korpsreserve.

Wie schon bei Rot erwähnt, teilte nach Ansicht des Generals Chomer der Wald von Courchaton das Angriffsgelände in zwei Kampffelder. Im nördlichen Teil mußten alle Truppen einem verantwortlichen Führer unterstellt werden. Die vom Kommandierenden General gewählte Stärke der Angriffstruppen auf diesem Teil des Gefechtsfeldes, nämlich drei Infanterie-Brigaden, die Artillerie der Brigade Belfort und der 14. Infanterie-Division sowie später die Korpsartillerie, hält er für zweckmäßig. Es wäre aber auch ein einheitlicher Artillerieführer zu bestimmen gewesen. Tatsächlich habe die Korpsartillerie, trotzdem sie den Angriff der 14. Division zu unterstützen hatte, auch direkte Befehle vom Kommandierenden General erhalten. Damit weist Chomer auf die Bestimmungen des neuen französischen Artillerie-Reglements hin, nach denen die Korpsartillerie in der Regel der Division zu unterstellen sein wird, die den entscheidenden Angriff führt.

Im südlichen Teil des Kampffeldes sei das Angriffsziel der 29. Infanterie-Brigade Bois des Epontry—Melecey zu weit entfernt und zu unbestimmt gegeben gewesen, da der Feind doch Courchaton und Grammont besetzt hatte. Die Einwirkung der 29. Infanterie-Brigade wäre viel entscheidender gewesen, wenn sie mit den Hauptkräften südlich des Waldes von Courchaton vorgebrochen, also etwa die Richtung auf Accolans genommen hätte. General Chomer wünscht also auch hier wieder ein

kräftiges Drohen mit der Umfassung, während die Hauptentscheidung, laut Armeebefehl, auf dem nördlichen Teil des Schlachtfeldes gesucht wurde.

Dort war zum Massenangriff inzwischen die zusammengesetzte Brigade zwischen die Brigaden der 14. Infanterie-Division hineingeschoben und die Kavallerie-Division nachgezogen worden. Diese Anhäufung der Kräfte und Vermischung der Verbände in vorderster Linie hält der Leitende für bedenklich. Der Führer habe auf diese Weise zu früh seine letzte Reserve aus der Hand gegeben; er konnte gar nicht wissen, ob nicht die drei eingesetzten Infanterie-Brigaden genügten. Machte der Feind einen starken Gegenangriff, so hatte man nichts zur Verfügung, ihn abzuwehren. Mit dieser Kritik weist General Chomer auf die vorgeschriebene französische Angriffsgliederung hin, wonach auch während der Entscheidung noch eine Truppe zur Ausnutzung des Erfolges oder zur Abwehr von Gegenstößen zurückzuhalten ist (troupe de l'achèvement).

Anderseits wendet er sich dagegen, daß die Kavallerie-Division ohne Befehl angeritten sei, um beim Massenangriff mitzuwirken. Sie hätte zurückgehalten werden sollen, bis Blau die feindliche Stellung erobert hatte, während sie so in das Feuer von Freund und Feind geriet. Sie wäre dem sicheren Untergang geweiht gewesen, den die Umstände in keiner Weise rechtfertigten. Abweichend vom französischen Gebrauch, die Heereskavallerie zum Durchbruch heranzuziehen, stellt General Chomer außerdem zur Erwägung, ob man sie nicht besser nach dem linken Flügel genommen hätte, wo sie gemeinsam mit der verstärkten 29. Infanterie-Brigade die Deckung des Hauptangriffs hätte übernehmen können, denn die Unsicherheit sei in der linken Flanke zur Zeit des Hauptangriffs doch recht groß gewesen.

Tatsächlich führte die rote 13. Infanterie-Division bald darauf einen einheitlichen und umfassenden Angriff aus, der infolge des Manöverschlusses nicht mehr durchgeführt wurde, der aber nach Ansicht des Leitenden geglückt wäre. Leider verschweigt die Kritik, welche Folgen dieser Sieg des äußersten rechten Flügels von Rot für den inzwischen gelungenen Durchbruch von Blau und für die blaue Armee gehabt hätte.

Schlußbetrachtung.

Aus den Einzelbetrachtungen geht hervor, daß sich General Chomer, der Mitglied des Obersten Kriegsrates ist und dementsprechenden taktischen Einfluß besitzt, fast durchweg im Rahmen der zur Zeit maßgebenden französischen Anschauungen hält. Abweichende Ansichten konnten nur in wenigen Einzelfällen festgestellt werden, bei denen nach Ansicht des Leitenden das Verfahren infolge besonderer Umstände nicht paßte. Den gleichen Gedanken, nicht blindlings zu verallgemeinern, verfolgt wohl General Chomer, wenn er in seinen allgemeinen Bemerkungen sagt: „Der Gedanke des Manövrierens, der in den Grundzügen in den Reglements festgelegt ist und bei Kriegsspielen und Übungsritten geübt wird, hat sich bei hoch und niedrig eingebürgert. Jedermann will manövrieren. Aber dieses an sich gute Streben dürfe



nicht übertrieben werden auf die Gefahr hin, die Angriffe auseinanderlaufen zu lassen, die Kräfte zu verzetteln und die Führung zu schwächen."

Weiter äußert der Leitende, er habe die Kriegslage so gewählt, daß „in erster Linie der Angriffsgedanke in der Vor- wie in der Rückwärtsbewegung zur Geltung kommen konnte. Von diesem Angriffsgeist müssen wir bis ins innerste Mark durchdrungen sein". Seine Bemerkungen zu den einzelnen Maßnahmen der Führer lassen keinen Zweifel, daß er unter Angriffsgeist das Streben versteht, im Angriff wie in der Verteidigung mit den zuerst zurückgehaltenen Unterstützungen überall und fortgesetzt Angriffe und Gegenstöße auszuführen, um schließlich mit der Hauptreserve die Entscheidung zu bringen.

Aus seinen Bemerkungen über die Tätigkeit der einzelnen Waffen sei kurz folgendes hervorgehoben.

Bei der Infanterie lasse die Anwendung des Exerzier-Reglements noch zu wünschen übrig. Man sehe häufig lange, dünne und starre Schützenlinien. Anderseits werde übersehen, daß der Kampf nur mit Hilfe frischer Truppen vorwärts getragen werden könne. Die Infanterie verliere die Ruhe, wenn sie von einigermaßen stärkerer Kavallerie angegriffen werde.

Die Artillerie habe große Fortschritte gemacht, aber ihre Maßnahmen zielen immer noch nicht genügend auf die Unterstützung der Infanterie hin. Auch folge sie der Infanterie nicht rasch genug.

Die Kavallerie sei sehr beweglich, ihre Aufklärung aber stellenweise unzureichend gewesen. Sie verstehe es nicht genügend, den Feuerkampf mit dem Angriff zu Pferde zu verbinden.

In bezug auf Führertätigkeit bemerkt General Chomer, daß ein gewisser Mangel an System und Genauigkeit in der Art festzustellen sei, wie die Truppen eingesetzt und die Angriffe geregelt werden. Sobald man in den Kampf träte, lassen die Befehle zu wünschen übrig oder seien fehlerhaft; die Aufträge seien nicht klar genug, das Zusammenwirken nicht sichergestellt.

Im allgemeinen seien aber die Manöver sehr befriedigend verlaufen. Die Führer aller Grade zeigten gute Auffassungsgabe, Entschlußkraft und festen Willen. Die Truppen hätten bemerkenswerte Beweise von Ausdauer, Frische und Disziplin geliefert.

II. Fliegeraufklärung während der Armeemanöver 1911.

Gelegentlich der Armeemanöver 1910 in der Picardie wurden zum ersten Male die Flugzeuge im Rahmen größerer Truppenverbände verwendet. Die allgemeine Begeisterung für die „vierte" oder „fünfte" Waffe, die damals in Frankreich Armee und Volk erfaßte, ließ die sachliche Beurteilung in den Hintergrund treten. Wenn sich auch die Anschauung, daß das französische Heer durch den Vorsprung in der

Entwicklung des Flugwesens anderen Heeren überlegen sei, im großen ganzen bei den Franzosen bis heute erhalten hat, so hat doch allmählich die Begeisterung einer ruhigeren und damit sachgemäßeren Beurteilung Platz gemacht. In der Zeit zwischen den Manövern 1910 und 1911 arbeitete die Heeresverwaltung eifrig daran weiter, die kriegsmäßige Bedeutung der Flieger zu untersuchen und zu fördern, sowie dem technischen Ausbau des Flugwesens die militärische Brauchbarkeit zugrunde zu legen.

Die Verwendung der Flieger im Manöver 1911 weist dementsprechend große Fortschritte auf. Von Schauflügen, die 1910 noch eine große Rolle spielten, wurde nur der notwendigste Gebrauch gemacht, um die günstige Stimmung für das Flugwesen im Lande aufrecht zu erhalten. In der Hauptsache wurden die Flieger rein taktisch verwendet und die inzwischen erreichten technischen Fortschritte taktisch erprobt. Diese Fortschritte lagen in erster Linie auf dem Gebiet der Meldungserstattung, der Fortbewegung der Flugzeuge auf dem Erdboden und der Unabhängigkeit von festen Flughäfen durch Nachführung ihres gesamten Bedarfs auf Lastkraftwagen. Außerdem sollte die Zuteilung von Fliegern an die Artillerie erprobt werden.

Verteilung der Flieger und allgemeine Bestimmungen.

Die Versuche wurden bei den Armeemanövern (VII. Armeekorps) unternommen. Auch dem VI. Armeekorps waren eine Anzahl Flieger zugeteilt. Über ihre Verwendung wird bei der Besprechung dieser Manöver (S. 552 bis 558) berichtet.

Dem VII. Armeekorps waren 25 Flieger zugeteilt, davon 16 aktive Offiziere und 9 Zivilflieger (Reservisten). Es wurden vier Gruppen gebildet:

1. Gruppe (Rot), Flughafen Vesoul, 7 Flugzeuge; 2. Gruppe (Blau), Flughafen Hericourt, 6 Flugzeuge; 3. Gruppe (Blaue Korpsartillerie), ohne Flughafen, 3 Flugzeuge; 4. Gruppe (Leitung), Flughafen Villersexel, 9 Flugzeuge.

Die letzteren waren anscheinend nicht dem Leitenden selbst, sondern dem obersten Schiedsrichter unterstellt, der in Frankreich zugleich den Nachrichtendienst der Manöverleitung zu versehen hat (S. 563). Ein Hauptmann führte die Oberaufsicht über sämtliche Flieger; er konnte in ihrer Verteilung nach Bedarf Verschiebungen anordnen, um bei Unfällen usw. einen Ausgleich zu schaffen. Die aktiven Offiziere sollten hauptsächlich im Aufklärungsdienst, die Reservisten im Verbindungsdienst Verwendung finden. Beobachter konnten nur auf den 6 Farman-Flugzeugen mitgeführt werden. Sie waren durch die Parteiführer unter den sich freiwillig meldenden Offizieren auszuwählen. Eine Karte mit Einzeichnung der Landungsplätze wurde den Flugzeugführern zur Verfügung gestellt.

Bestimmungen für die taktische Verwendung.

Der Generalinspekteur des Flugwesens erließ für die Manöver mit Zustimmung des Leitenden Bestimmungen über die taktische Verwendung der Flieger, die hier im Auszug wiedergegeben seien.

Als allgemeiner Gesichtspunkt ist vorangestellt, daß die Flugzeuge nach den in der Felddienst-Ordnung gegebenen Grundsätzen für Aufklärung und Sicherung zu

verwenden seien. Für die Schlacht würden sie in Zukunft auch als Kampfmittel (organe de lutte) in Betracht kommen. Gegenwärtig könnten sie der Führung durch Nachrichten vor und während des Gefechtes schon gute Dienste leisten. Besonders wertvoll sei die Feststellung der feindlichen Artilleriestellungen im einzelnen, der Aufstellung und Bewegung feindlicher Reserven und der rückwärtigen Bewegungen beim Feinde. Die Tätigkeit der Kavallerie werde hierdurch in keiner Weise beeinträchtigt, da die Fliegertätigkeit von den Witterungseinflüssen abhängig sei.

In bezug auf die Flughöhe wurde befohlen, daß sich die Flugzeuge mindestens 500 m über dem Feinde zu bewegen hätten. Bei Höhen unter 200 m habe sich der Flieger als außer Gefecht gesetzt zu betrachten und zu landen. Muß ein Flieger im Feinde landen, so habe ihn der Schiedsrichter als neutral zu erklären, jedoch nicht länger als auf die Dauer von 24 Stunden.

In wagerechter Richtung sollten sich Flugzeuge nicht auf weniger als 500 m einander nähern. Flieger weichen den Luftschiffen aus. Gegenseitiges Überholen zweier Flieger findet links, Ausweichen rechts statt. Fliegen sie im spitzen Winkel gegeneinander, so weicht der linke von seiner Richtung ab. Ein gegenseitiges Überfliegen ist untersagt.

Die Truppe soll im allgemeinen die Zerstörung der Luftschiffe durch Geschützfeuer, die der Flugmaschinen durch Gewehrfeuer anstreben, wobei nur in der Richtung auf den Feind hin geschossen werden darf. Um sich der Luftaufklärung zu entziehen, soll sie zur Versammlung Waldungen, Obstgärten, Ortsränder benutzen und regelmäßige Formen vermeiden. Auf der Straße marschiere man zweckmäßigerweise an den Straßenrändern und unter den Bäumen der Schattenseite; auf freiem Felde benutze man Hecken, Bäume, Gräben usw. zur Deckung. In der Unterkunft seien vor allem die Artillerie-Parks unkenntlich zu machen.

Für die Verwendung der Flieger im allgemeinen wurde bestimmt, daß sie während der Anmärsche zum Manöver und während der Abtransporte die Eisenbahnen, in der Operation die Marschkolonnen und zurückgehaltenen Teile, während des Kampfes die Gefechtsfronten, die Artilleriestellungen und die Aufstellung der Reserven, während der Ruhetage die Unterkunftsräume erkunden sollten. Der ihnen gegebene Auftrag müsse bestimmt sein, die Lage bei der eigenen Partei, die Nachrichten vom Feinde und den Platz für die Meldungserstattung enthalten. Die Unterbringung der Fliegertrupps habe weit rückwärts der Armeefront zu erfolgen.

Der Bericht über die ausgeführte Erkundung war während der Fahrt oder unmittelbar nach der Landung schriftlich niederzulegen. Er hatte Angaben über Tag und Stunden, Flughöhen, Weg und Ergebnis zu enthalten. Über besondere Vorkommnisse war Sonderbericht zu erstatten.

Die Bestimmungen entsprechen im allgemeinen den in Deutschland geltenden Anschauungen über die Verwendung der Flieger. Als Punkt, wohin die Meldung

zu erstatten ist, wird der Führer häufig seinen vermutlichen Aufstellungsplatz bei der Rückkehr des Fliegers bezeichnen. Es liegt die Gefahr nahe, daß der Führer, der meist mit Ungeduld die Fliegermeldung erwartet, sich bis zu ihrem Eintreffen an den betreffenden Platz gebunden fühlt. Daß die Flieger auch an den Ruhetagen zu einer mehr friedensmäßigen Erkundung der Unterkunftsräume verwendet werden, mag darin seinen Grund haben, daß möglichst jeder Tag ihres Zusammenseins mit der Truppe zur Übung ausgenutzt werden soll, was um so berechtigter erscheint, als in der Regel infolge der Witterungsverhältnisse einige Manövertage für die Flieger so gut wie ausfallen.

Die einzelnen Erkundungsflüge.

Der Verlauf des Armeemanövers ist in großen Zügen aus dem Abschnitt „Eine amtliche Manöverbesprechung" (S. 528 ff.) und aus den Skizzen 18 bis 21 zu ersehen.

Nachrichten über die Aufträge an die Flieger und die Durchführung der Flüge liegen in diesem Jahre nur spärlich vor. Die Leitung hatte verfügt, daß über die Aufträge und die Erkundungsergebnisse keinerlei Mitteilung gemacht werde.

Skizze 18.

Für Erkundungen im operativen Sinne hatte der Leitende befohlen, daß Rot durch Flieger mit den Gouverneuren von Belfort und Besançon, gegebenenfalls mit dem Führer der angenommenen Westarmee in Verbindung zu treten habe. Ebenso sollte Blau mit dem Führer der angenommenen Ostarmee Fühlung nehmen und die Verhältnisse vor Besançon erkunden. (Die Gouverneure von Belfort, Besançon und Langres, letzterer für die beiden Hauptarmeen, waren angewiesen, die dort landenden Flieger mit entsprechenden Nachrichten zu versehen.)

11. September. Blau.

Der Führer von Blau erteilte am 10. September Abends an seine Fliegerabteilung folgenden Befehl:

„Die Fliegerabteilung unternimmt morgen, den 11. September:

einen Erkundungsflug gegen Besançon mit dem Auftrag, über die wesentlichsten zur Verteidigung und Deckung der Festung getroffenen Maßnahmen zu berichten;

Skizze 19.

drei Erkundungsflüge in den allgemeinen Richtungen 1. Villersexel—Noroy le-Bourg—Vesoul; 2. Les Magny—Esprels—Vesoul; 3. Abbenans—Bonnal—Dampierre-sur Linotte—Vesoul.

Ein Flugzeug hält sich bereit zur Abfahrt nach Langres, um die Verbindung mit dem Führer der Hauptarmee herzustellen."

Der Führer der Fliegerabteilung, Hauptmann Echeman (mittlerweile im Fliegerdienst durch Absturz tödlich verunglückt), verteilte die Aufträge auf seine Flieger folgendermaßen: nach Besançon Leutnant Ducourneau und Flieger Tabuteau; zwischen dem Oignon und Vesoul rechts Hauptmann de Goys (1.), Mitte Hauptmann Echeman (2.), links Leutnant Yence (3.); in Reserve Flieger Aubrun, dessen Flugzeug nach Meldung des Hauptmann Echeman 60 bis 80 km zurücklegen konnte. (Die Luftlinie nach Langres, wohin dieses Flugzeug bestimmt war, betrug 115 km).

Infolge des heftigen Windes wurden an diesem Tage, trotzdem die meisten Flieger den Aufstieg wagten, geringe Aufklärungsergebnisse erzielt, dagegen mehrere Flugzeuge beschädigt. Hauptmann de Goys landete nach dem Fluge, bei dem er etwa den in der Skizze 19 eingetragenen Weg zurücklegte, bei Villersexel und meldete 6^{30} Morgens dem Parteiführer: „Ich habe 5^{30} Morgens in Richtung Villersexel, Marast, Oppenans, Borey, Cerre-les Noroy, Noroy-le-Bourg erkundet und nichts vom Feinde gesehen. 1 km südlich von Colombe-les Vesoul waren drei Artillerieabteilungen in Versammlung.“ — Bei der Landung beschädigte Goys seinen Apparat.

Hauptmann Echeman hatte schon 5 Minuten nach dem Aufstieg in Hericourt einen Motordefekt.

Leutnant Yence, der über Dampierre-sur Linotte aufklären sollte, wurde nach Süden verschlagen und landete bei L'Isle-sur le Doubs, von wo er nach dem Flughafen Hericourt zurückkehrte.

Leutnant Ducourneau erfüllte seinen Auftrag, mit Besançon Verbindung aufzunehmen, und landete 6^{30} auf dem Manöverfeld. Flieger Tabuteau erreichte zwar Besançon; beim Versuch des Wiederaufstiegs dort wurde aber sein Apparat zertrümmert.

Flieger Védrines, der offenbar nachträglich Blau zur Verfügung gestellt wurde, stieg 4^{45} Morgens in Vesoul auf und meldete nach seiner Landung im Flughafen Hericourt telegraphisch: „Eine lange Artilleriekolonne (etwa zehn Batterien) im Marsche von Vesoul auf Villersexel über Les Pateys, 5^{30} Morgens in der Höhe dieses Ortes.“ Die Meldung kam erst zwischen 7^{45} und 8^{0} in die Hände des Generals Picard, der um diese Zeit durch seine Kavallerie über den Feind unterrichtet war.

Von der Fliegerabteilung, die der blauen Korpsartillerie unterstellt war (drei Flugzeuge), scheint Hauptmann Bellenger einen Aufklärungsflug über Noroy-le-Bourg—Montbozon unternommen zu haben. Auch sein Apparat wurde bei der Landung auf freiem Felde beschädigt. Er überbrachte zu Pferd seine Meldung dem Führer der Korpsartillerie, der über das Erkundungsergebnis sehr befriedigt gewesen sein soll.

Rot.

Der um Mitternacht des 10./11. September ausgegebene Auftrag des Führers von Rot an seine Fliegerabteilung lautete: „Der Führer der Fliegerabteilung läßt die Aufstellung und die Stärke der feindlichen Kräfte erkunden, die am östlichen Oignon-Ufer in Richtung Rougemont und Villersexel gemeldet sind. Meldungen möglichst vor 8^{0} Morgens in den Flughafen von Vesoul, von wo sie telephonisch an den Kommandierenden General zu übermitteln sind.“

Die Ergebnisse der Erkundung waren bei der roten Partei gering, da sie hauptsächlich über Zweidecker verfügte, die bei dem heftigen Winde nicht aufsteigen konnten.

Leutnant Blard flog mit einem Beobachter in 52 Minuten von Vesoul über Villersexel—Rougemont nach Vesoul zurück. Hauptmann Casse legte ebenfalls mit



Beobachter den gleichen Weg in umgekehrter Richtung zurück. (Der Weg ist in die Skizze eingezeichnet.) Da bei ihrer Rückkehr die telephonische Verbindung mit dem Kommandierenden General noch nicht hergestellt war, brachten sie im Kraftwagen ihre Meldungen nach vorn, über deren Inhalt nichts bekannt geworden ist.

Der Flieger Loridan führte ebenfalls eine Erkundung in Richtung Villersexel aus, landete bei Noroy=le=Bourg, wo er dem Kommandierenden General Meldung erstatten sollte. Da sich dieser bereits weiter nach vorne begeben hatte, bestieg der Flieger das Pferd eines Hauptmanns und ritt zum Generalkommando. Außerdem unternahm der Flieger Legagneux einen Aufstieg. Sein Apparat soll beschädigt worden sein.

Ergebnis.

Als Gesamtergebnis des ersten Manövertages ist festzustellen, daß die Erkundungsergebnisse infolge der ungünstigen Witterungsverhältnisse mangelhaft waren und teilweise verspätet in die Hände der Parteiführer gelangten. Daß die beiden Führer trotzdem über die feindlichen Maßnahmen gut unterrichtet waren, beweist, daß Parteiführer und Kavallerie sich nicht auf die Flieger verlassen, sondern ihre Aufklärung richtig angesetzt und durchgeführt haben.

Die Verzögerungen in der Übermittlung der Meldungen traten meist dann ein, wenn der Flieger in den Flughafen zurückkehrte, um die Meldung von dort zu übermitteln. Es scheint, daß die Flieger meist so frühzeitig in den Flughafen zurückkehrten, daß die telegraphische Verbindung nach vorwärts erst im Bau, der Führer selbst vielleicht noch in Bewegung oder sein Standpunkt von der Endstation zu weit entfernt war. Das Vorhandensein von Kraftwagen am Flughafen glich den Mißstand in einigen Fällen aus. Im ganzen kann aber aus den Verzögerungen geschlossen werden, daß die Landung beim Führer oder das Abwerfen der Meldung in seiner Nähe die wünschenswerteste Art der Meldungserstattung bleibt.

Die französischen Flieger haben mit bewundernswertem Mut dem Winde getrotzt und alles versucht, die Aufklärung zu ermöglichen. Die Folge davon war, daß eine große Anzahl Flugzeuge schon am ersten Tag unbrauchbar wurde. Hauptmann Echeman meldete am Abend, daß er für den 12. nur noch drei Flieger (von sechs) zur Verfügung habe.

Die Art der Auftragserteilung der beiden Parteiführer an ihre Fliegerabteilungen war eine sehr verschiedene. Der Führer von Blau läßt die Straßen erkunden, auf denen er den feindlichen Anmarsch vermutet, gibt also den Fliegern eng begrenzte und ganz bestimmte Aufträge in bezug auf das, was ihm augenblicklich am wichtigsten erscheint. Im Gegensatz hierzu läßt der Führer von Rot einen 10 km langen Teil des Oignon=Abschnittes erkunden, wo ihm bisher nur feindliche Kavallerie gemeldet ist und verzichtet darauf, die Flieger gegen die feindlichen Marschkolonnen anzusetzen. Es ist nicht festzustellen, wann die Flieger von Rot am Oignon kreuzten, ob sie also die Anfänge der blauen Kolonnen zufällig noch dort eintreffen sahen. Wahrscheinlich ist es nicht, wenn man in Betracht zieht, daß die Flieger meist sehr früh entsandt



wurden, und daß Leutnant Blard beispielsweise schon nach 52 Minuten wieder in Vesoul zurück war. Auch bei Blau zeigt sich der Nachteil, der der sehr frühzeitigen Entsendung der Flieger am Morgen anhaftet, besonders wenn die Flugzeuge infolge der Witterung nicht in der Lage sind, sich länger in der Luft zu halten. Der einzige Flieger, der seinen Auftrag trotz des Windes durchführen konnte, Hauptmann de Goys, kam schon um 5^{30} Morgens in die Gegend von Vesoul, also zu einer Zeit, als der Gegner die Versammlung erst begann. Er erkannte infolgedessen nur feindliche Artillerie und kehrte mit dieser zwar nicht unwesentlichen, aber doch nicht im Verhältnis zur Flugleistung stehenden Meldung zurück. Als Lehre dürfte aus den Vorgängen zu ziehen sein, daß man bei Witterungsverhältnissen, die kein längeres Kreuzen in der Luft erlauben, die Flieger zweckmäßigerweise zu einer Zeit entsendet, in der man die feindlichen Kolonnen im vollen Anmarsch vermutet. Dem steht freilich entgegen, daß vorläufig noch die allerfrühesten Morgenstunden nicht nur als die beste, sondern häufig als die einzig nutzbare Flugzeit des Vormittags anzusehen sind.

Die Meldung des Fliegers Védrines, daß um 5^{30} Morgens eine lange Artilleriekolonne Les Pateys erreicht habe, war unrichtig, da die feindlichen Kolonnen erst um 6^{0} Morgens südöstlich Vesoul den Vormarsch antraten. Anläßlich dieser Meldung wird darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, Fliegermeldungen auf ihren Wert zu prüfen. Auch diese müßten sich in der Regel entweder mit einer anderen Fliegermeldung oder mit Meldungen der Kavallerie decken.

Bemerkenswert ist schließlich noch, daß Hauptmann Bellenger als Artillerie-Erkunder einen Aufklärungsflug gegen die feindlichen Marschkolonnen ausführte. Offenbar ist er aber zur Gefechtsaufklärung für die Artillerie rechzeitig zurückgekehrt.

12. September.

Der zweite Manövertag war den Fliegern günstig, so daß zahlreiche Flüge ausgeführt werden konnten.

Blau.

Skizze 20.

Der Führer von Blau erteilte seiner Fliegerabteilung folgenden Auftrag: „Der Führer der Fliegerabteilung läßt, wenn möglich, die westlich des Beveuge- und Grand Rû-Baches befindlichen feindlichen Kräfte erkunden.“

In welcher Weise Hauptmann Echeman daraufhin die in Hericourt versammelten Flieger verteilte und welche Aufträge er ihnen gab, ist aus den vorliegenden Nachrichten nicht mit Sicherheit zu entnehmen. Anscheinend wurden der Flieger Védrines gegen den feindlichen linken Flügel, die Flieger Aubrun und Leutnant Yence gegen die Mitte, Leutnant Ducourneau gegen den feindlichen rechten Flügel angesetzt.

Besonders rege Tätigkeit entfaltete Védrines. Der Weg, den er zurücklegte, ist nicht bekannt. Nach seinem ersten Fluge landete er bei General Picard mit folgender Meldung, in der leider Zeitangaben fehlen: „Zehn Batterien richten sich eben westlich vom Bois de Beveuge (?) ein. Eine lange Kolonne Infanterie marschiert von Autrey-le-Vay nach Villersexel (vielleicht Versammlungsbewegung). Im Raume St. Sulpice—Etrottefontaine—Villafans befindet sich feindliche Kavallerie.“ Nach

einer anderen Nachricht soll er einem Artillerie-Offizier mündlich mitgeteilt haben, daß er sehr starke Kavallerie bei Gouhenans (6 km nördlich Villersexel), eine Batterie bei Uzelle (6 km östlich Rougemont), weitere Artillerie im Marsch auf Bournois, eine Funkenstation bei Rougemont und Infanteriemassen bei St. Ferjeux gesehen habe.

General Picard scheint ihm hierauf einen neuen Auftrag erteilt zu haben. Er hat später Truppen gemeldet, die sich in bewaldetem Gelände zum Angriff auf Senargent bereitstellten.

Die Leutnants Aubrun und Yence sollen brauchbare und im wesentlichen mit den Angaben Védrines' übereinstimmende Meldungen gebracht haben.

Leutnant Ducourneau nahm bei seinem Fluge Richtung auf Villersexel und kehrte über Les Magny—Fallon zurück, um dann gegen den feindlichen Flügel entsandt zu werden.

Eine wichtige Meldung übermittelte wieder Hauptmann Bellenger seinem Artillerieführer:

„8⁵⁰ Morgens feindliche Infanterie und Artillerie, die ich auf eine Division schätze, westlich Fallon, anscheinend im Marsch gegen Süden. Schwächere Teile (ein Bataillon) waren westlich des Bois de la Côte. Feindliche Batterien in Stellung auf Höhe 385 (600 m westlich Melecey)." — Die Meldung verlor dadurch an Wert, daß sie den General Picard infolge des Umweges über den Artillerieführer erst erreichte, als die Lage am südlichen Flügel durch eine Meldung des Führers der 29. Infanterie-Brigade bereits geklärt war.

Leutnant Chevreau hatte vom Artillerieführer den ausdrücklichen Auftrag erhalten, sich nicht um die feindliche Infanterie und Kavallerie zu bekümmern, sondern nur die Artilleriestellungen zu erkunden. Er landete nach seinem Fluge, wie befohlen, bei St. Ferjeux und zeichnete dem Artillerieführer „in eine Karte den genauen Platz ein, wo die feindlichen Geschütze standen."

Rot.

Der Auftrag des Parteiführers und die Verteilung der Flieger bei Rot sind nicht bekannt Dagegen liegen einige Nachrichten über Wege und Erkundungsergebnisse vor.

Leutnant Péralda verließ Vesoul 5²⁷ Morgens und nahm Richtung Esprels—St. Ferjeux zur Erkundung der Gegend von Villargent—Mignafans—Beveuge. Mit einer Panne landete er in den eigenen Truppen und meldete, daß 5⁵⁰ Morgens der Ort St. Ferjeux von einem Bataillon und einer Abteilung Artillerie besetzt gewesen sei. Der Beobachter, Leutnant Prof, beklagte sich, daß er infolge des Sonnenlichtes und des Dunstes aus der Höhe von 600 m die Vorgänge am Erdboden nur mangelhaft unterscheiden konnte. Wenn die Felduniform eingeführt sei, werde es schwierig sein, aus Höhen über 500 m die Zugehörigkeit zu einer Partei zu erkennen.

Leutnant Blard mit dem Beobachter Leutnant Aubé landete bei Villers-la-Ville. Aubé erstattete einem in der Nähe befindlichen Infanterie-Brigadekommandeur



Meldung über die Erkundung. Er hatte angeblich „alle feindlichen Batteriestellungen festgestellt. Wenn er gewollt hätte, hätte er Pferde und Menschen einzeln abzählen können.“ Er wurde dann mit einem neuen Auftrag gegen den Feind gesandt. Das Flugzeug langte erst 11[10] Morgens im Flughafen von Vesoul an, war mithin mindestens 5 Stunden unterwegs.

Einen weiteren Erkundungsflug in der Dauer von 3½ Stunden führte Hauptmann Casse aus, während der Flieger Moineau (Flugzeug zu 100 PS.), der einen beobachtenden Offizier und einen Mechaniker an Bord hatte, mit einer Erkundung über Granges-le Bourg auf Hericourt und des sich von da auf Montbeliard ziehenden Tales beauftragt war.

Ferner fanden Verwendung: Gourlez und Migaud zur Verbindung mit Belfort, sowie Loridan, der anscheinend eine Nachricht aus dem Flughafen Vesoul an den Führer von Rot zu überbringen hatte.

Sämtliche den Parteiführern zugeteilten Flieger landeten an diesem Tage in offenem Gelände bei ihren Führern. Leutnant Ludman stürzte bei einer Landung in Villersexel ab, ohne sich lebensgefährlich zu verletzen.

Leitung. Auch die der Leitung zugeteilten Flieger wurden teilweise in Tätigkeit gesetzt. Taktische Verwendung fanden nur Legagneux und Remy.

Flieger Legagneux gebrauchte zur Fahrt von Villersexel nach Besançon (etwa 50 km Luftlinie) und zurück 55 Minuten einschließlich der Landung in Besançon.

Leutnant Remy hatte zur Darstellung der Verbindung mit der Hauptarmee nach Langres zu fliegen (etwa 90 km Luftlinie). Er legte die Hin- und Rückfahrt in je 1 Stunde 10 Minuten zurück.

Andere Flieger führten in Villersexel vor dem Großfürsten Boris Schauflüge aus.

Ergebnis. Auf Grund der Nachrichten über die Fliegertätigkeit am zweiten Manövertage ist es schwer, ein zutreffendes Urteil über den Erfolg der Erkundungen zu fällen. Es darf wohl angenommen werden, daß manche gute Meldung der Flieger nicht bekannt geworden ist, denn die oben angeführten Meldungen würden ein geringes Ergebnis bedeuten, nachdem infolge der günstigen Witterungsverhältnisse so viele Flieger an der Arbeit waren.

Neben sehr guten und wichtigen Nachrichten, wie solche beispielsweise durch Bellenger und Chevreau von der Artillerie-Fliegerabteilung eingebracht wurden, sind auch an diesem Tage Irrtümer und unzureichende Meldungen festzustellen. So berichtete Védrines über starke Artillerie an einem Bois de Beveuge, was wohl Bois les Breuleux (östlich Villersexel) heißen soll, wo die Artillerie der roten 41. Infanterie-Division auffuhr. Eine Verwechslung mit einem kleinen Wäldchen westlich des Ortes Beveuge wäre für die Empfänger leicht möglich gewesen. Auch meldete er in der Gegend nördlich des Scey-Baches, wo das Anschluß-Armeekorps angenommen war,

wiederholt starke feindliche Kavallerie, obgleich sich dort keine befand. Die Meldung des Beobachters auf dem Flugzeug Péralda, daß St. Ferjeux besetzt sei, war insofern dürftig, als nahe dahinter die gesamte Korpsreserve des feindlichen Führers stand, und als sich nördlich an diesen Ort bis an den Scey-Bach die Hauptverteidigungslinie anschloß, die vollständig in dem von ihm zu erkundenden Raum lag. Auch die Meldung des Flugzeuges Blard, daß bei Melecey drei, bei Courchaton sechs Batterien stehen, ist sehr allgemein. Offenbar handelte es sich um die drei Batterien der 29. Infanterie-Brigade in Feuerstellung südwestlich Grammont und um sechs Batterien der Korpsartillerie als Reserve südlich Georfans.

Infolge der spärlichen Nachrichten über die Auftragserteilung läßt sich auch die Verwendung der Flieger nicht mit Sicherheit beurteilen. Auffallend ist es, daß der Führer von Blau seiner Fliegerabteilung einen sehr allgemein gehaltenen Befehl erteilt, obwohl die eingangs erwähnten Bestimmungen des Leitenden genau festlegten, worauf es bei der Gefechtsaufklärung durch Flieger ankomme. Aus den Meldungen kann geschlossen werden, daß die Flieger in dem Bestreben, möglichst Gutes zu leisten, sich nicht auf ihren Auftrag beschränkten. So meldete beispielsweise Védrines, dem ein bestimmter Flügel zugewiesen war, über Truppenbewegungen bei Gouhenans im äußersten Norden und bei Uzelle im äußersten Süden des Kampffeldes. Anderseits brachte Bellenger, der der Korpsartillerie zugeteilt war, also feindliche Artilleriestellungen erkunden sollte, über den Marsch der südlichen feindlichen Division eine sehr wichtige Meldung für den Parteiführer, der sie aber zu spät erhielt, da sie über den Artillerieführer laufen mußte.

Sind demnach die Leistungen der Flieger in der Gefechtsaufklärung nicht mit Sicherheit zu beurteilen, so geht aus den ausgeführten Fernflügen der außerordentliche Wert der Flugzeuge als Verbindungsmittel einwandfrei hervor. Die Führer können sich heutzutage in kürzester Zeit über die Verhältnisse bei Nachbararmeen, in und vor Festungen usw. unterrichten.

13. September.

Für den letzten Manövertag war die Vereinigung sämtlicher Flieger im Flughafen Hericourt befohlen, wo sie nach Schluß des Manövers den Ministern vorgestellt wurden. Über taktische Flüge an diesem Tage ist nichts bekannt geworden; sie scheinen unterblieben zu sein, um die rechtzeitige Versammlung sicherzustellen, die infolge des starken Windes ohnehin gefährdet war. Die Parteiführer hatten aber offenbar die Befehle an ihre Fliegerabteilungen trotzdem zu erteilen. Der Führer von Blau erließ am 12. September 5⁰ Abends folgenden Befehl:

Skizze 21.

„Der Führer der Fliegerabteilung läßt die feindlichen Kräfte westlich der allgemeinen Linie Secenans—Geney erkunden.

Es kommt besonders darauf an festzustellen, ob sich Truppen in der Gegend von Abbenans, Cubry, Uzelle und in der Richtung Melecey—Autrey-le-Vay und Vellechevreux—Villersexel befinden.“

Die befohlene Aufklärung bis weit hinter die Front der gegenüberstehenden Vorposten läßt annehmen, daß es dem Führer vorerst auf die Erkundung der feindlichen Versammlungsmärsche und nicht auf die Gefechtsaufklärung ankam. Denn er gibt keine Hinweise auf die Feststellung von Flügeln, Reserven, feindlichen Umfassungsversuchen. Tatsächlich reichte die Unterkunft des roten Armeekorps nur bis zur Linie Villers-la-Ville—Fallon zurück, während die rote Kavallerie-Division in der Gegend von Fontaine lag, also mit der befohlenen Aufklärung auf Uzelle kaum festgestellt werden konnte.

Schluß-betrachtung.

Die spärlichen Berichte über die Tätigkeit der Flieger im Armeemanöver 1911 lassen kein sicheres Urteil über die erreichten Ergebnisse zu und erschweren Rückschlüsse auf die zweckmäßigste taktische Verwendung der Flugzeuge. Auch die zusammenfassenden Urteile der französischen Berichterstatter sind mit gewisser Vorsicht aufzunehmen, denn sie bewegen sich, wie eingangs erwähnt, vielfach in übertriebener Bewunderung des neuen Kriegsmittels. Allerdings warnen ernste Stimmen zum ersten Male vor einer Überschätzung der „fünften Waffe". „Man hüte sich, ihr eine falsche Bedeutung beizumessen. Es hat eine Zeit gegeben, in der die Artillerie auf Grund der Fortschritte im Material die Schlacht allein gewinnen wollte. Wir dürfen nicht dazu beitragen, daß die jungen Flieger den gleichen Ehrgeiz bekommen; das hieße dem Lande einen schlechten Dienst erweisen." (France militaire.)

Im ganzen hat aber das Manöver zweifellos von neuem erwiesen, daß das Flugzeug ein wertvolles Aufklärungs- und Verbindungsmittel ist. Die Schwierigkeiten und Schwächen seiner Verwendung sind allerdings infolge des kriegsmäßigeren Einsatzes in diesem Jahre deutlicher hervorgetreten als im Manöver 1910.

Wir haben gesehen, daß die Fliegeraufklärung am ersten Manövertage infolge der Ungunst der Witterung trotz des außerordentlichen Mutes der Flieger nur geringe Ergebnisse erreichte. Auch führte der Kampf gegen den Wind schon an diesem einen Tage zu einer so auffallend großen Zahl von Beschädigungen der Apparate, daß seine öftere Wiederholung in einem Kriege nicht ratsam erscheinen würde.

Weiter traten wieder die Nachteile in Erscheinung, die der Fliegeraufklärung aus dem Umstande erwachsen, daß das Flugzeug vorerst nur in den Morgen- und Abendstunden zur Erkundung benutzt werden kann. Die Fliegertätigkeit beschränkte sich daher, wie aus den Meldungen zu ersehen ist, meist auf die Feststellung der feindlichen Versammlung, des Anmarsches und der Einleitung des Gefechtes. Gerade vom Flugzeug erhofft man sich aber den für die Kavallerie meist unmöglichen Einblick hinter die feindliche Kampffront, also die Feststellung des Platzes und der Bewegungen der feindlichen Hauptreserve und damit die Aufdeckung des Schlachtgedankens des feindlichen Führers. Unter den bekannt gewordenen Meldungen befindet sich keine, die in dieser Richtung Aufschluß gegeben hätte. Der Einsatz der feindlichen Hauptreserve erfolgte entsprechend den taktischen Anschauungen der Franzosen meist zu einer so

späten Tagesstunde, daß die Beobachtung durch Flieger ausgeschlossen war. Über Erkundungsflüge in den Abendstunden ist nichts Näheres bekannt geworden. Da das Manöver täglich bis zu Beginn der Dunkelheit (8° Abends) unterbrochen wurde, fanden die Flieger in dieser Zeit offenbar wenig Gelegenheit zur Betätigung.

Es ist wohl möglich, daß man sich im Kriege in wichtigen Augenblicken ohne Rücksicht auf Verluste von Flugzeugen noch weniger von der Witterung und Tageszeit abhängig machen wird, wie es hier im Manöver geschah. Gewissen Beschränkungen wird die Fliegeraufklärung aber immer ausgesetzt bleiben. Zum wenigsten „benötigt der Flieger das Tageslicht und klares Wetter. Stürmischer Wind, Wolken, Nebel, Morgendünste verhindern ihn, seinen Auftrag zu erfüllen. Es wird immer Nachtmärsche, Winterschlachten und Angriffe auf Stellungen bei Regen und Sturm geben. Daher dürfen sich unsere Hoffnungen nicht ausschließlich auf die Luftaufklärung aufbauen.“ (Temps.) Die im Manöver nicht darstellbare gegenseitige Bekämpfung der Luftfahrzeuge, mit der sich die Technik bereits eingehend befaßt, sowie ihre Bekämpfung von der Erde aus werden im Kriege weiterhin die Sicherheit der Luftaufklärung beeinträchtigen. Die Parteiführer haben während des Manövers offenbar die vielen Schwächen des Flugzeuges im Auge behalten und demgemäß ihre Kavallerie zur Aufklärung voll eingesetzt, so daß sie auch im Falle des Versagens der Flieger stets gut über den Feind unterrichtet waren.

Die französischen Berichte warnten in diesem Jahre nicht nur vor der allgemeinen Überschätzung des Flugwesens, sondern sie legten auch zum ersten Male einen strengeren Maßstab an die Einzelleistungen an, die hauptsächlich von der guten Auftragserteilung, von einer verständigen Beobachtung und einer zweckmäßigen Meldungserstattung abhängig seien.

Die Flieger standen im Manöver 1911 ohne Einschränkung zur Verfügung der Führer. Der rührige Förderer des militärischen Flugwesens in Frankreich, Oberst Hirschauer, soll geäußert haben: „Im letzten Jahre stiegen sie auf, wenn sie wollten. Diesesmal sind sie nur auf Befehl geflogen. Man hat ihnen Aufträge gegeben und sie nicht nach ihrer Meinung gefragt.“ Der Parteiführer erteilte, wie bei den einzelnen Tagen besprochen, meist nur einen allgemein gehaltenen Auftrag an den Führer seiner Flieger-Abteilung, der seinerseits die Verteilung und Unterweisung der Flieger vornahm. Einer persönlichen Unterweisung durch den Führer wären die im Manöver angestellten Versuche mit der Nachführung der Flugzeuge und des Flugzeugparks auf dem Erdboden wesentlich zu Hilfe gekommen. Denn die Flugzeuge sind dadurch in der Lage, sich stets in der Nähe des Führers zum Aufstieg bereitzuhalten und werden mit Rücksicht auf den bereitstehenden Flugzeugpark auch unter ungünstigen Umständen eine Landung behufs Empfanges neuer Befehle weniger scheuen als früher.

Über die Art der Auftragserteilung an die einzelnen Flieger liegen keine Urteile

vor. Von mehreren Seiten wird gefordert, daß zur Prüfung der Richtigkeit des Erkundungsergebnisses stets sich ergänzende Meldungen verschiedener Flieger erwünscht seien. Aus einzelnen Nachrichten geht auch hervor, daß ebenso wie im Manöver 1910 zwei Flieger mit dem gleichen Auftrag angesetzt waren, von denen der eine den Weg in umgekehrter Richtung zurücklegte wie der andere.

Die Veranlassung zu dem Ruf nach besseren Erkundungsergebnissen im allgemeinen gab den französischen Berichterstattern die schon erwähnte Tatsache, daß während des Manövers eine Anzahl unzureichender und unrichtiger Meldungen einlief. Diese seien hauptsächlich von den Zivilfliegern (Reservisten), teilweise auch von Fliegeroffizieren gebracht worden, die keinen Beobachter an Bord hatten. Es zeigte sich wieder, daß es für einen vorgeschulten Offizier an sich schon recht schwierig ist, aus der von den Fliegern durchweg eingehaltenen kriegsmäßigen Mindesthöhe von 500 m zu beobachten. Manche technische Verbesserungen werden von einem als Beobachter verwendet gewesenen Offizier vorgeschlagen, wie bequemer Sitz, Schutz gegen Wind, um Karten und Schreibzeug handhaben zu können, geeignete Anbringung des Sitzes und des Propellers zur Gewinnung eines größeren Gesichtsfeldes. Aber trotz alledem wird immer nur derjenige gut sehen können, der in der eigenartigen Beobachtung von oben gründlich ausgebildet ist.

Die Beobachtungsschwierigkeiten mehren sich aber ganz außerordentlich, wenn Beobachter und Flieger in einer Person zusammenfallen, also beim Einsitzer. „Bei gleichem Auftrag mußten die Einsitzer den doppelten Weg der Zweisitzer zurücklegen, ein sicherer Beweis, welchen Schwierigkeiten in der Beobachtung die ersteren begegnet sind, und denen sie durch Anlegen von Schleifen abzuhelfen suchten." (Pichot-Duclos, Reconnaissances en Aéroplane.)

Außer der Übung im Beobachten sei aber auch eine gute taktische Vorbildung unbedingt erforderlich. Es genüge nicht, daß der Beobachter überhaupt etwas erkennt, sondern er müsse das, was er erkennt, auch verstehen und seine Rückschlüsse daraus ziehen. Weiter müsse er Verständnis für die taktische Gesamtlage haben, um das zu erkunden, worauf es ankomme. In dieser Richtung hätten die Zivilflieger, die ausgezeichnete Flieger seien, naturgemäß meist versagt. Sie würden sich daher wohl zur Nachrichtenübermittlung, nicht aber zur taktischen Aufklärung eignen. Manche Stimmen gehen noch weiter und fordern, daß in Zukunft, wenn die Flugzeuge den Stäben überallhin folgen könnten, der General selbst, der Chef oder ein beliebiger Offizier des Stabes zur Erkundung mit aufsteigen solle.

Im allgemeinen ist also als Ergebnis der Manöver die Forderung festzustellen, in Zukunft in der Hauptsache Zweisitzer zu verwenden und eine große Anzahl gut ausgebildeter Beobachtungsoffiziere heranzuziehen, die von vornherein, ähnlich wie gute Patrouillenoffiziere der Kavallerie, das unbedingte Vertrauen ihrer Führer hätten. Einige Berichterstatter kommen auf Grund der Manöver auch zu der Auffassung, daß

für gewisse Zwecke, wie für die Schießbeobachtung der Feldartillerie, für Nachrichtenübermittlung und Verbindung, auch für die Kavallerie, der Einsitzer genügen dürfte.

Die letzte wichtige Vorbedingung einer erfolgreichen Fliegeraufklärung, die Art der Meldungserstattung, wurde im Manöver verschieden gehandhabt. Teilweise kehrten die Flieger in die Flughäfen zurück und beförderten ihre Meldungen mit Telegraph oder Kraftwagen zum Führer vor. Dieses Verfahren führte wiederholt dazu, daß die Meldungen durch Nachrichten der Kavallerie überholt waren. Andere warfen die Meldung ab, meist aber landeten die Flieger in der Nähe des Führers, der zur Bezeichnung seines Standpunktes ein weißes Tuch am Erdboden ausgebreitet hatte. Die Urteile sind darin einig, daß die letztere Art der Meldungserstattung die erwünschteste ist, solange die Flugzeuge noch nicht mit Funkentelegraphie ausgestattet sind. Denn auf diesem Wege sind eine persönliche Berichterstattung und die persönliche Empfangnahme neuer Befehle möglich. Es wurde oben schon erwähnt, daß die Versuche mit dem Nachführen des Flugzeugparks das Landen beim Führer wesentlich erleichtert haben. Immerhin kamen bei dem Landen auf offenem Felde sehr viele Unfälle vor. Denn der Führer konnte und durfte wohl seinen Standpunkt nicht ausschließlich nach den Bedürfnissen der Flieger auswählen. Die Maßnahme, vorher Landungsplätze zu erkunden und in eine Karte einzuzeichnen, ist selbstredend nicht kriegsgemäß. Im übrigen zeigte das Manöver, daß es auch kein Unglück ist, wenn die Flieger nicht in unmittelbarer Nähe des Führers landeten. Sie fanden stets rasch in der Nähe ein Pferd, Fahrrad oder Automobil, mit dem sie zum Führer eilen konnten. Im Kriege wird an solchen Beförderungsmitteln hinter der Front noch weniger Mangel herrschen.

Über den Einfluß der Fliegeraufklärung auf die Führung liegen aus diesem Manöver keinerlei Nachrichten vor. Daß sich die Führer im Vergleich zum Manöver 1910 von der Fliegeraufklärung ziemlich freigemacht, ihre Kavallerie richtig verwendet und an ihrer Gefechtsabsicht festgehalten haben, wurde erwähnt. Die Truppe zeigte, daß sie in der Übung, sich der Fliegeraufklärung möglichst zu entziehen, seit dem Manöver 1910 wieder wesentliche Fortschritte gemacht hat. Die Aufstellung der Reserven in Waldungen und sonstigen Deckungen sowie die Annahme unregelmäßiger Formen im offenen Gelände ist der Infanterie zur Gewohnheit geworden. Auch Artillerie verbirgt sich so gut sie kann; in der Feuerstellung bekleidet sie die Geschütze und Fahrzeuge mit Laub. Im Quartier ist die Truppe geübt, beim Hörbarwerden eines Flugzeuges rasch in den Häusern zu verschwinden. Einige Vorschläge gehen so weit, für die Zukunft in der Hauptsache Nachtmärsche auszuführen. Für größere Truppenkörper wird aber mit Rücksicht auf ihre Marschlänge die Nachtzeit nicht ausreichen, um so weniger, als ein sehr frühzeitiger Aufbruch mit Rücksicht auf die Truppe auf die Dauer nicht durchführbar ist. Besonders betont wurde der günstige moralische Einfluß, den die Anwesenheit der todesmutigen Flieger auf die Leistungen

der Truppe ausübte, ein Einfluß, der sich auch im Kriege fühlbar machen kann, allerdings nur, wenn die Truppe sicher erkennt, daß jene mutigen Flieger Freunde, nicht Feind sind.

Auf Grund der Manövererfahrungen wurden hinsichtlich der zweckmäßigsten Verwendung der Flieger die mannigfaltigsten Vorschläge gemacht, die in der Hauptsache ihren Ausdruck in der inzwischen erfolgten Neuorganisation des Flugwesens gefunden haben. Übereinstimmend wurde hervorgehoben, daß die höheren Kommandobehörden besonders leistungsfähige Flugzeuge benötigen, während den Führern der Infanterie- und Kavallerie-Verbände, sowie der Artillerie schwächere zugeteilt werden könnten. Da das Flugwesen nunmehr Gemeingut der Armee geworden sei, erscheine es nötig, in die Reglements der Waffen entsprechende Hinweise aufzunehmen.

III. Die Korpsmanöver des VI. Armeekorps.

Neben den Armeemanövern verdienen die Korpsmanöver des VI. Armeekorps (Chalons-sur Marne) besondere Beachtung. Durch die Anwesenheit des Kriegsministers, die Zuteilung von Fliegern und die Versuche mit neuen Uniformen traten sie aus dem Rahmen der gewöhnlichen Manöver hervor. Auch die Kriegslage ist insofern bemerkenswert, als die Einwirkung einer Festung auf die Tätigkeit einer in unmittelbarer Nähe kämpfenden Armee zur Darstellung kam.

Kriegslage und Verlauf.

Eine rote und blaue Armee (angenommene Truppen) kämpfen am Aisne-Fluß. Verdun ist von Blau eingeschlossen.

Skizze 22.

Die rote 40. Infanterie-Division mit einer aus Korpskavallerie-Brigaden zusammengesetzten Kavallerie-Division steht am 10. September Abends in der Gegend von Ligny und hat den Auftrag, den Südflügel der blauen Armee zu umfassen. — Die blaue 42. Infanterie-Division mit der 4. Kavallerie-Division, in Gegend von Montfaucon versammelt, soll gegen Süden vorrücken, um mit der Hauptarmee zusammenzuwirken und die Flankenbedrohung durch die rote 40. Infanterie-Division abzuweisen.

Am 11. September rückten die rote 40. Infanterie-Division bis in die Gegend östlich von Bar-le Duc, die blaue 42. Infanterie-Division in die Gegend von Clermont und östlich vor. Die beiden Kavallerie-Divisionen attackierten sich westlich von Courcelles-sur Aire und blieben, da offenbar kein durchgreifender Schiedsrichterspruch gefällt wurde, während der Nacht in unmittelbarer Fühlung.

Am 12. September wollte der Führer von Blau, General Lecomte, mit den Hauptkräften in zwei Kolonnen längs des Südrandes der Argonnen zum umfassenden Eingreifen bei der Hauptarmee abmarschieren. Der Flankenmarsch sollte dadurch gedeckt werden, daß eine starke Seitenabteilung — 4. Kavallerie-Division, ein Infanterie-Regiment, ein Jäger-Bataillon, eine Abteilung Artillerie —, die westlich Beauzée versammelt wurde, in Richtung Rembercourt vorzustoßen hatte.

General d'Aubignosc ließ die rote 40. Infanterie-Division in zwei Kolonnen marschieren. Die zusammengesetzte Kavallerie-Division hatte zur Aufklärung vorauszugehen, wurde aber bei Beauzée von der blauen 4. Kavallerie-Division geworfen und wich nach Westen aus. Bald darauf trat die 40. Infanterie-Division auf den Höhen westlich Beauzée mit der blauen Seitenabteilung in den Kampf. Die blauen Haupttruppen waren inzwischen durch die Leitung von der Aufgabe, zur Armee zu marschieren, entbunden worden, drehten nach Süden ab und griffen anscheinend umfassend in den Kampf bei Beauzée ein. Mittags wurde das Manöver abgebrochen.

Für den 13. September wurde dem Führer von Blau mitgeteilt, daß seine Armee den Rückzug durch die Argonnen einleite, und daß die 42. Infanterie-Division zur Deckung der linken Flanke auf die Höhen zwischen Lavoye und Ippécourt zurückzugehen habe. Mit Tagesanbruch stand Blau in der neuen Stellung, zwang Rot, das abermals in zwei Kolonnen vorgegangen war, zur Entwicklung und ging dann unter dem Schutz der Kavallerie-Division wieder um wenige Kilometer auf die Höhen von Julvécourt zurück, worauf das Manöver abgebrochen wurde.

Der 14. September war Ruhetag.

Am 15. September war die blaue Armee im Rückzuge und die Einschließung von Verdun als aufgehoben angenommen. Um sich der Umklammerung und der Einwirkung der Festung zu entziehen, ging die blaue 42. Infanterie-Division, vor Mitternacht aufbrechend, in zwei Kolonnen an die Maas nördlich der Festung zurück. Skizze 23.

Die rote 40. Infanterie-Division hatte sich gemäß Armeebefehl am 15. unter dem Schutz der Festung so bereitzustellen, daß sie am 16. in Richtung Damvillers gegen Flanke und Rücken des Feindes vorgehen konnte. Der zurückgehenden 42. Infanterie-Division folgte auf dem westlichen Maas-Ufer lediglich die durch ein Jäger-Bataillon verstärkte zusammengesetzte rote Kavallerie-Division, während die Infanterie-Division in zwei Kolonnen durch Verdun das östliche Maas-Ufer gewann. Rot wurde durch eine aus Festungstruppen zusammengesetzte Brigade, Blau durch zwei bis drei Bataillone (ebenfalls aus Verdun) verstärkt, die man wohl als vom Flügel der Hauptarmee abgesandt zu betrachten hatte.

Am 16. September sollte die blaue 42. Infanterie-Division den Rückmarsch der Armee als Seitendeckung in Richtung auf Damvillers begleiten und Unternehmungen aus der Festung zurückweisen. Rot stieß, unterstützt durch das Feuer der Festungsgeschütze, in drei Kolonnen und rechts ausholend vor und zwang die ebenfalls in drei Kolonnen marschierende 42. Infanterie-Division, aus der Marschrichtung abzuschwenken und den Kampf im Begegnungsverfahren anzunehmen. Als um 10[30] Vormittags alle Truppen eingesetzt waren, wurde das Manöver abgebrochen.

Am 17. September scheint sich Blau auf den Höhen bei Delut verteidigt zu haben und von Rot über Dombras—Vittarville angegriffen worden zu sein. (Nach anderer Nachricht soll an diesem Tage nicht gekämpft worden sein.)



Skizze 24.

Für den 18. September wurde Rot in die Verteidigung verwiesen. Es stellte sich beiderseits Damvillers etwa in der aus der Skizze 24 ersichtlichen Weise bereit. Blau griff mit der schwächeren Kolonne über Peuvillers an und marschierte mit der stärkeren Kolonne in ausholender Umfassung über Mangiennes gegen Flanke und Rücken des Feindes vor. Rot, das die Umgehung anscheinend durch einen Flieger rechtzeitig erfuhr, sandte seine rechtsstehende gemischte Brigade auf die Höhen von Azannes zurück, um den Feind aufzuhalten und griff mit allen übrigen Truppen den Feind nördlich Damvillers an. Das Manöver scheint vor Durchführung des Angriffs abgebrochen worden zu sein.

Betrachtung des Verlaufs.

Nach übereinstimmenden Nachrichten haben diese Korpsmanöver einen sehr kriegsmäßigen Verlauf genommen. Der Kommandierende General des VI. Armeekorps, Perruchon, äußerte zu Beginn der Manöver, daß er die Durchführung nur nach den eintretenden Umständen einrichten werde. „Dieser Grundsatz wurde bis zum Schluß folgerichtig durchgeführt und selbst die Anwesenheit des Kriegsministers führte zu keiner Abweichung." (Senator Humbert in der France Militaire). Nur die bei den Franzosen übliche Manöverpause von Mittag bis Abend wurde auch beim VI. Armeekorps eingelegt.

Besonders bemerkenswert ist die Art, wie sich der Armeeführer von Rot (Leitung) die Ausnutzung der Festung dachte, um Blau den Rückzug zu erschweren. Die rote 40. Infanterie-Division läßt von der direkten Verfolgung ab, führt einen überholenden Flankenmarsch und den Uferwechsel unter dem Schutz der Werke aus. Innerhalb des Festungsbereichs vereinigt sie sich mit der Hauptreserve, stellt sich gedeckt bereit und greift unter Mitwirkung der Festungsgeschütze die Flanke der feindlichen Armee an, die noch im Übergang über die Maas begriffen ist. Die Lage der 42. Infanterie-Division war unter diesen Umständen eine sehr schwierige geworden, da sie im Rückmarsch und zwischen ihrer eigenen Armee und der Festung den Maas-Übergang ausführen mußte. Bemerkenswert sind die großen Marschleistungen, die beide Parteien bei dem Flankenmarsch und Rückmarsch bei Nacht ausführten.

Das bei den französischen Führern beliebte, gelegentlich der Armeemanöver 1911 besprochene schrittweise Zurückweichen von einer Stellung in eine nur wenige Kilometer zurückliegende tritt auch hier zutage, so bei Blau in der Nacht vom 12./13., am 13. und nach dem Kampf am 16. September.

In einzelnen Fällen haben aber die Führer in diesem Manöver weniger streng an den sonst üblichen französischen Anschauungen festgehalten. So sehen wir am 12. September bei Blau einen, allerdings durch die vorausgehende Lage gegebenen, umfassenden Anmarsch, am 18. September eine von vornherein weitausholende Umgehung des Feindes durch die linke blaue Kolonne. Auch vom Begegnungsverfahren scheint wiederholt Gebrauch gemacht worden zu sein.

Den beiden Parteien und der Leitung war je eine Flieger-Abteilung zugeteilt. Bei Beginn der Manöver befand sich der Flughafen der Leitung in Souilly, der der roten Partei in Bar-le Duc, der blauen in Dun-sur Meuse. Später wurde der Flughafen der Leitung nach Charny (4 km nördlich Verdun) verlegt, den anscheinend dann auch Rot mitbenutzte. Beim VI. Armeekorps wurden die gleichen Versuche wie bei den Armeemanövern mit dem Nachführen des Flugzeugparks auf Lastkraftwagen unternommen.

Flieger-aufklärung. Skizze 22.

Aus den taktischen Flugleistungen sollen nur diejenigen herausgegriffen werden, über die besonders genaue Nachrichten vorliegen.

Für den 11. September erhielten bei Rot Flieger Leutnant Chentin und Beobachter Generalstabshauptmann Giraudeau folgenden Auftrag:

1. festzustellen, ob Triaucourt besetzt ist;

2. Stärke, Zusammensetzung und Marschrichtung der feindlichen Haupttruppen zu erkunden, die am 10. September Abends in der Gegend von Vilosnes, Consenvoye, Cuisy, Montfaucon gemeldet waren.

Das Flugzeug stieg 6³⁰ Morgens in Bar-le Duc auf und landete nach einer Fahrt von rund 150 km 8⁴⁰ Vormittags wieder im Flughafen mit folgender Meldung (die in der Meldung erwähnten Ortsnamen usw. sind in Skizze 22 rot unterstrichen; der zurückgelegte Weg kann daraus erkannt werden):

„6³⁰ die eigene Kavallerie-Division in Bereitstellung südlich des Waldes von Massonge, 6³⁵ Gegend von Triaucourt vom Feinde frei, 7¹⁰ ein Regiment Infanterie, von Varennes oder von Norden kommend, erreicht Clermont, 7²⁰ zwischen Varennes und Boureuilles eine Kolonne aller Waffen von ungefähr 1200 m Tiefe (am Ende eine Abteilung Artillerie), 7³⁷ Montfaucon frei, 7⁴⁰ Truppenfahrzeuge mit schwacher Bedeckung verlassen Cuisy in Richtung Varennes, 7⁵⁰ Truppenfahrzeuge, von Chattancourt kommend, erreichen Montzéville, 8⁰ Dombasle. Viele Truppenfahrzeuge. 8¹⁸ feindliche Kavallerie-Division in Versammlungsform 1 km südöstlich Eves, 500 m tief."

Dem klaren Auftrag entsprach ein ebenso gutes Erkundungsergebnis. Der Führer von Rot hatte durch diese Meldung frühzeitig ein klares Bild vom Vormarsch des Feindes. Kavalleriemeldungen über die gleichen Vorgänge hätten kaum vor den ersten Nachmittagsstunden in der Gegend von Bar-le Duc eintreffen können, während der Führer auf Grund der Fliegermeldung schon um 8⁴⁰ Morgens beurteilen konnte, daß er heute nicht mehr mit dem Feinde zusammenstoßen werde.

Am 12. September unternahmen Generalstabshauptmann Pichot-Duclos und der Flieger Renaux für die Leitung eine erfolgreiche Erkundung. Die näheren Angaben sind, teilweise im Wortlaut, der von Pichot-Duclos herausgegebenen Broschüre „Reconnaissances en Aéroplane" entnommen.

Auftrag: Erkundung der blauen Kräfte, die gestern mit dem Gros im Raum Froidos—Clermont-en-Argonne, mit der Kavallerie in Gegend Beauzée, Pretz-en-Argonne nächtigten.

Skizze 25.



Aufstieg von Souilly um 7⁰ Morgens, Landung in Souilly 7^{56} Morgens; zurückgelegte Flugstrecke rund 70 km, mittlere Flughöhe 900 bis 1000 m. (Auszug aus dem Flugbericht.)

Der Führer hörte beim Aufstieg Kanonendonner, der vermutlich von der Kavallerie-Division kam, und entschloß sich, zuerst gegen die blauen Haupttruppen aufzuklären.

7^{15} Autrécourt, 7^{30} Umkreisung von Froidos, 7^{45} Beauzée. Aufstieg in Schleifen bis zu 900 bis 1000 m, Landung mit Gleitflug. Meldungserstattung mit Kraftwagen von Souilly nach Beauzée, wo sich das Generalkommando im Gelände aufhielt. (Auszug aus dem Flugbericht.)

Kurz vor Froidos glaubte der Beobachter zu erkennen, daß Teile der Infanterie auf Waly marschierten. Er veranlaßte den Flieger zur Ausführung des Kreises östlich Froidos und konnte auf diese Weise feststellen, daß es sich um zwei Kompagnien handelte. Ebenso mußte bei der Rückkehr östlich Lavoye ein Kreis geflogen werden, da hinter der Infanterie Wagen nachfuhren, die weder Artillerie- noch Infanteriefahrzeuge sein konnten. Sie wurden dann als beigetriebene Wasserwagen erkannt.

Der Erkundungsflug ist ein besonders deutlicher Beweis für den Wert der Fliegeraufklärung bei günstigen Verhältnissen. Der Beobachter hat fast jeden Truppenteil einzeln erkannt und die Stärke und Zusammensetzung der Marschkolonne in kürzester Zeit genau feststellen können. Die Gründe für diese Leistung sind neben günstigen Witterungs- und Beobachtungsverhältnissen in folgendem zu suchen: Flieger und Beobachter hatten unbedingtes Vertrauen zueinander und waren frei von Eifersüchteleien, eine Erscheinung, die nach französischen Berichten nicht zu häufig sein dürfte. Der Beobachter war Generalstabsoffizier, wußte daher, worauf es ankam. Das zeigte sich in dem Entschluß, zuerst die Hauptkräfte aufzusuchen, das Abzweigen feindlicher Infanterie auf Waly genau zu prüfen und die Eigenschaft der bei Lavoye gesehenen Fahrzeuge festzustellen. Und als Hauptmann Pichot-Duclos die Truppen einer Division abgezählt hatte, kehrte er rechtzeitig um und flog noch einmal die Kolonne entlang zur Kavallerie-Division vor. Einem taktisch weniger geübten Offizier oder einem Zivilflieger wäre es wohl nicht möglich gewesen, aus so bedeutender Flughöhe und bei so großer Geschwindigkeit aus den erkannten Truppen so rasch das Bild der ganzen Marschkolonne zusammenzufügen. Der geübte Beobachter dagegen weiß so gut wie der tüchtige Patrouillenoffizier der Kavallerie, welche Truppe er auf einem bestimmten Straßenstück zu suchen hat und erleichtert so sich und dem Flieger die Aufgabe.

Am 14. September (Ruhetag) ließ der Führer von Rot die Flieger 5⁰ Morgens von Bar-le Duc in sein Quartier Fleury-sur Aire kommen und gab ihnen den Auftrag, die feindlichen Unterkunftsorte in der Gegend von Clermont, Dombasle, Verdun, Souilly (Leitung), im Aire- und Cousances-Tal zu erkunden. Laut übereinstimmenden Nachrichten sollen die Flieger nach Verlauf einer Stunde sehr gute Meldungen ge-

Skizze 23.

bracht haben. Bemerkenswert ist, daß sie die Belegung aller Ortschaften an den Feldfahrzeugen festgestellt hätten, und daß ihnen kein einzelner auf einer Ortsstraße befindlicher Mann entgangen sei. Der Vorgang weist darauf hin, auch für die Feldfahrzeuge in Zukunft möglichst gedeckte Unterkunft zu suchen und an Ruhetagen in den Morgen- und Abendstunden die Truppen in den Häusern zu halten.

Über einen Erkundungsflug **am 18. September**, dem letzten Manövertage, berichtet wieder Generalstabshauptmann Pichot-Duclos. Er fuhr, dieses Mal auf dem Flugzeug des Hauptmann Etévé, 6⁰ Morgens vom Flugzeugpark südlich Charny ab, landete 6²⁰ Morgens bei Etraye und fuhr im Kraftwagen zum Generalkommando auf Höhe △ 234 nordwestlich Damvillers. Dort erhielt er vom Chef des Stabes den Auftrag, „die Stärke und genaue Zusammensetzung einer blauen Kolonne zu erkunden, die im Anmarsch von Mangiennes auf Azannes sein muß. Ebenso sind die roten Kräfte festzustellen, die bereitstehen, dem Feinde den Austritt aus dem Gehölz Clairs Chênes zu verwehren. Meldungserstattung in dreiviertel Stunden auf △ 324 (1 km nördlich Chaumont-devant Damvillers)."

Skizze 26.

Empfang des Auftrages 7¹⁰ Morgens bei △ 234 nordwestlich Damvillers. Landung 7⁵⁵ 1 km östlich Chaumont-devant Damvillers, Meldungserstattung auf △ 324 um 8⁵ Morgens, wobei der Kraftwagen die Höhe querfeldein ersteigen mußte. Zurückgelegte Flugstrecke 42 km, mittlere Flughöhe 1000 m (Flugbericht).

Der Chef des Stabes hatte bei der Erteilung des Auftrages über die Lage keine Angaben gemacht. Der Beobachter sagte sich, daß „rote Kräfte, die den Austritt aus dem Gehölz Clairs Chênes verwehren sollten", ihre Artillerie auf der Côte de Romagne und ihre Infanterie ebendort oder auf der Côte de Morimont, vielleicht auch im Orte Romagne-sous-les-Côtes und in Le Roise Ferme haben müssen. Es wurde daher Richtung auf die genannten Höhen genommen; über der Ortschaft Romagne-sous-les Côtes mußten mehrere Kreise geflogen werden behufs Feststellung, daß sie von keiner der beiden Parteien besetzt war. Die in die Karte eingezeichneten blauen und roten Truppen meldete der Beobachter genau nach Stärke und meist auch nach den Formationen, die sie eingenommen hatten. Nur einige Batterien der blauen Kolonne waren ihm entgangen, da sie offenbar im Walde verborgen standen.

Das Ergebnis des Fluges ist mithin wieder ein sehr gutes gewesen, trotzdem es sich dieses Mal um die Gefechtsaufklärung handelte. Die Schwierigkeiten dieser Art von Aufklärung im Vergleich zur Feststellung einer Marschkolonne finden deutlich ihren Ausdruck in dem Bilde des zurückgelegten Weges. Das Flugzeug mußte eine große Zahl Schleifen auf verhältnismäßig engem Raum ausführen, um die einzelnen, im Gelände verstreuten und eingenisteten Truppenteile zu erkennen. Es erscheint daher ratsam, zur Gefechtsaufklärung einem Flugzeug einen nicht zu großen Raum zuzuweisen und in größeren Verhältnissen das gesamte Kampffeld in möglichst viele Abschnitte für die einzelnen Flieger zu zerlegen.

Weiter beweist das Beispiel abermals, welcher Grad von taktischem Verständnis von seiten des Beobachters gerade zur Gefechtsaufklärung nötig erscheint. Der Beobachter erkannte beispielsweise die Bedeutung des Ortes Romagne-sous-les-Côtes und setzte alles daran, festzustellen, ob er besetzt war. Der Chef des Stabes hatte bei der Auftragserteilung, wie es auch im Kriege vorkommen mag, keine Unterweisung über die Lage gegeben. Der Generalstabsoffizier reimte sich aus dem Auftrag die Lage richtig zusammen und versäumte daher keine Zeit, denn er suchte die Truppen am richtigen Fleck. Trotz aller Schwierigkeiten erledigte er infolgedessen seinen Auftrag in der ihm vorgeschriebenen kurzen Zeitspanne.

Zusammengefaßt kann aus den Ergebnissen der hier beschriebenen und anderer beim VI. Armeekorps ausgeführten Erkundungsflüge festgestellt werden, daß das richtig verwendete Flugzeug zu einem gradezu vorzüglichen Aufklärungsmittel werden kann. Die gelegentlich der Armeemanöver besprochenen Schwächen traten hier infolge zweckmäßiger Anordnungen wenig hervor. Die klaren Aufträge der Führer, die Verwendung von Zweisitzern, die Einteilung von Generalstabsoffizieren als Beobachter haben sich als grundlegende Bedingungen für eine gute Fliegeraufklärung erwiesen. Erleichtert wurde die Aufgabe allerdings durch die kleineren Verhältnisse gegenüber den Armeemanövern und für die Flieger der Leitung, deren Erkundungen hier teilweise angezogen wurden, vielleicht dadurch, daß sie über den allgemeinen Manöververlauf schon vor ihrer Erkundung ein klareres Bild hatten als die zur Partei gehörigen Flieger.

Im einzelnen ist noch zu bemerken, daß bei den Manövern des VI. Armeekorps erfolgreiche Versuche mit der Flugzeugphotographie gemacht worden sein sollen.

Versuche.

Nachdem die Versuche mit Felduniformen in Frankreich seit dem Jahre 1908 geruht hatten, wurden sie im Manöver 1911 beim VI. Armeekorps wieder aufgenommen. Die Veranlassung hierzu dürften unter anderem die Hinweise der französischen Presse auf die Versuche im deutsche Kaisermanövern 1910 gegeben haben.

Zwei Bataillone, zwei Eskadrons und zwei Batterien waren mit einer Felduniform aus graugrünem (réséda) Stoff ausgestattet. Nebenher wurden bei der Infanterie ein Korkhelm und Wickelgamaschen aus gleicher Farbe und ein rucksackartiger Tornister erprobt. Die berittenen Truppen trugen Reitgamaschen, die Kavallerie ihren alten Helm.

Obwohl die Versuchsuniform in den französischen Berichten wegen der geringeren Sichtbarkeit vielfach als vorteilhaft bezeichnet wurde, hat man sich auch dieses Mal zu ihrer endgültigen Annahme nicht entschließen können. Als Grund gab man die geringe Widerstandsfähigkeit des Stoffes an. Es wurde aber auch offen zugestanden, daß man keine Lust habe, die Nationalfarben aufzugeben und den Soldaten in eine unscheinbare Uniform zu stecken. Nur die Wickelgamaschen wurden allgemein als praktisch empfunden und in die neuesten Versuche miteinbezogen. Man will

nunmehr die alte Uniform beibehalten, die Wickelgamaschen in der Farbe des Mantels einführen und im Kriege das Käppi mit einem Überzug versehen.

Für die **Verpflegung** der Truppen wurden beim VI. Armeekorps bemerkenswerte Versuche mit gekühltem Fleisch vorgenommen. Es handelte sich hierbei nicht um das bisherige Verfahren, das Fleisch in Gefrieranstalten einer Temperatur von wenigstens — 20° C. auszusetzen, um es dann für lange Zeit genußfähig zu erhalten. Die Franzosen erprobten vielmehr mangels einer genügenden Zahl von Gefrieranstalten seit Juli 1911 ein Verfahren, bei dem der Gesichtspunkt maßgebend war, mit einfachen Mitteln das Fleisch lediglich für mehrere Tage widerstandsfähig zu machen. Hierzu wurde es acht Tage lang in Zimmern mit einer Temperatur von 0 bis — 2° (nach anderer Nachricht + 2 bis — 2°) aufgehangen und dann sorgfältig in große, keimfrei gemachte Baumwollsäcke verpackt.

In den Manövern verblieb es während der ersten Nacht nach Entnahme aus dem Kühlraum im Eisenbahnwagen, um zum Etappenhauptort (gare de ravitaillement) vorgefahren zu werden. Hier wurde es am nächsten Morgen auf Lastkraftwagen verladen und Abends an die Truppenfahrzeuge abgegeben, auf denen es in der zweiten Nacht und während des Marsches am folgenden Tage verblieb. Gegen 5[0] Abends des zweiten Tages wurde dann in der Regel mit dem Abkochen begonnen, das Fleisch war also etwa 48 Stunden bei der außerordentlichen Hitze des vorjährigen Manövers unterwegs. Nach der ersten Nacht im Eisenbahnwagen soll das Fleisch eine Temperatur von durchschnittlich + 6°, nach dem Transport im Lastkraftwagen von + 9° und bei der Ausgabe an die Truppe von + 12 bis 13° erreicht haben. Es soll in diesem Augenblick noch einen sehr frischen Eindruck gemacht haben, infolge der langen Lagerung im Kühlraum mürbe, von ausgezeichnetem Geschmack und leicht zuzubereiten gewesen sein. Das Fleisch wurde vor der Ausgabe durch die Truppenärzte genauestens untersucht, und nur ganz ausnahmsweise sei es nötig gewesen, einzelne Stücke von der Abgabe auszuschließen.

IV. Schiedsrichterwesen.

Bis zum Jahre 1910 war für die Handhabung des Schiedsrichterdienstes die französische Manöverordnung (Instruction, troisième volume) maßgebend, die aber nur einige kurze Anhaltspunkte enthielt. Am 12. Juni 1910 gab der Kriegsminister eine vorläufige Vorschrift aus, die den Schiedsrichterdienst zum ersten Male einheitlich regelte. Ergänzungen zu dieser Vorschrift wurden im Juni 1911 ausgegeben. Außerdem erließ der als oberster Schiedsrichter für die Armeemanöver 1911 bestimmte General Goiran vom Obersten Kriegsrat erläuternde Bestimmungen. Im nachfolgenden seien die wesentlichsten Punkte aus diesen Bestimmungen erwähnt und anschließende Betrachtungen über ihre Durchführung in den Manövern angestellt.

Entscheidungen der Schiedsrichter.

Die Schiedsrichter sollen hauptsächlich auf die Führer einwirken, indem sie diesen die Gefahren ihrer Handlungsweise und die begangenen Fehler vor Augen führen und so belehrend und ausgleichend (instructeurs et régulateurs) wirken.

Als bestes und häufigst anzuwendendes Mittel wird die rechtzeitige Mitteilung (avis préalable) an den Führer empfohlen, daß sich seine Truppe im feindlichen Feuer befindet. Erst wenn der Führer daraufhin unrichtige Maßnahmen trifft, oder die Truppen die Befehle schlecht ausführen, soll zu stärkeren Mitteln übergegangen werden.

Diese bestehen zunächst darin, daß Führer, einzelne Leute und kleinere Abteilungen für bestimmte Zeit oder für die ganze Dauer des Tages außer Gefecht gesetzt werden können (mise hors de combat). Hierbei kann vom Ausfall eines gewissen Prozentsatzes von Leuten Gebrauch gemacht werden. Der oberste Schiedsrichter für die Armeemanöver 1911 hält es für besser, kleinere geschlossene Abteilungen ausfallen zu lassen, da die Führer dann die Unterstützungen und Reserven heranziehen, ihre Verbände vermischen müßten, und da auf diese Weise auch der Sanitätsdienst geübt werden könne. Immer müßte mit dem Sammeln der ausgetretenen Mannschaften gewartet werden, bis die anderen Truppen so weit entfernt sind, daß keine unwahrscheinlichen Bilder entstehen.

Ferner ist der Schiedsrichter berechtigt, die weitere Vorbewegung einer Truppe, die in feindliches Feuer gerät, zu verlangsamen, zu unterbrechen, oder die Truppe bis zur nächsten Deckung zurückzusenden (interruption ou ralentissement de la marche). General Gorian will dieses Verfahren, insbesondere das Zurücksenden, nur ganz ausnahmsweise angewandt sehen, da es die Infanterie lähme und den Angriffsgeist untergrabe. Kleinere Aufenthalte seien allerdings oft zweckmäßig. Beispielsweise könne sehr wohl eine Truppe angehalten werden, die „nach Wegnahme eines Stützpunktes erschöpft ankomme, sich ordnen und die Verfolgung frischen Truppen überlassen müsse.“ *)

Schließlich können Truppenteile, die sich überraschen lassen, für die ganze Dauer der Übung als vernichtet erklärt werden (annulation). Sie werden mit Schiedsrichterflaggen versehen und so aufgestellt, daß sie die übrigen Truppen nicht hindern. Handelt es sich um stärkere Truppenkörper (Bataillon oder Batterie bei Divisionsmanövern, Infanterie-Regiment oder Artillerie-Abteilung bei Korps- und Armeemanövern), so ist die Genehmigung des Leitenden einzuholen. Der oberste Schiedsrichter im Armeemanöver 1911 wünschte, daß mit Rücksicht auf die Ausbildung der Truppen von diesem Verfahren möglichst abgesehen werde.

*) Die Franzosen halten während des entscheidenden Angriffs (attaque décisive) noch Truppen zurück, die nach dem Siege den Erfolg ausnützen oder Rückschläge verhindern sollen (troupes de l'achèvement).



Für unterlegene oder in wirksamem Infanteriefeuer befindliche Artillerie gilt außerdem die Bestimmung, daß sie durch die Schiedsrichter gezwungen werden kann, das Feuer einzustellen, Stellung zu wechseln oder in die nächste Deckung zurückzugehen.

Grundlagen für Schiedsrichterentscheidungen.

Die Grundlagen für die Schiedsrichterentscheidungen entsprechen im allgemeinen den in der deutschen Felddienst- und Manöver-Ordnung enthaltenen Anschauungen. Bei den Angaben über die Waffenwirkung fällt die Bestimmung auf, daß Artillerie, die in offener Feuerstellung der feindlichen Infanterie auf 1000 oder weniger Meter gegenübersteht, das Feuer nicht mehr fortsetzen könne und die Bedienung in Deckung zu nehmen habe. Anderseits erleiden geschlossene und ungedeckte Abteilungen von Kompagnie- usw. Stärke aufwärts erst auf Entfernungen unter 2000 m in kurzer Zeit starke Verluste durch Artilleriefeuer.

Besonders betont wird, daß es zum Gelingen des Angriffs unerläßlich sei, sehr überlegene Kräfte zusammenzufassen, und daß ein Angriff ohne Reserve oder ohne volles und einheitliches Zusammenwirken gegen das gemeinsame Ziel (liaison des armes) rasch zusammenbrechen werde. Die Aussichten auf das Gelingen des Sturmes wachsen mit der Möglichkeit gedeckter Versammlung hart gegenüber dem Angriffsziel, mit der Schmiegsamkeit der Formen, der Überflügelung, dem Zusammenwirken mit der Kavallerie, der Überraschung.*)

Aus den erläuternden Bestimmungen des obersten Schiedsrichters für die Armeemanöver 1911 ist der starke Einfluß der Schiedsrichter auf die taktische Führung beachtenswert.

Die zahlenmäßige Überlegenheit allein genüge nicht, um einer Partei den Vorteil zuzubilligen; vielmehr müßten die durch die Führer getroffenen Maßnahmen, die Organisation der Führung, die Klarheit der Aufträge, ihre zweckmäßige Ausführung durch die Truppen in Erwägung gezogen werden.

Bei Entscheidungen über die Tätigkeit der Artillerie solle berücksichtigt werden, ob die auf ein gemeinsames Angriffsziel eingesetzte Artillerie auch einem gemeinsamen Artillerieführer unterstellt ist, ob die Maßnahmen dem Auftrage entsprechen, ob in der Verteidigung die Trennung in Fern- und Nahbatterien vorgesehen ist, ob nicht auf leere Räume oder eigene Truppen geschossen wird, ob nicht mehr Batterien eingesetzt sind, als die Lage erfordert, und ob freigewordene Artillerie wieder rechtzeitig in die Hand genommen wird.

Schiedsrichterpersonal und technische Nachrichtenmittel.

Das Schiedsrichterpersonal besteht aus Schiedsrichtern (arbitres), Schiedsrichtergehilfen (officiers adjoints aux arbitres) und Nachrichtenüberbringern (agents de transmission). In Armee- und Korpsmanövern kann außerdem ein Divisionsgeneral

*) Die Franzosen führen den entscheidenden Angriff meist in Form eines Massenstoßes durch. Die gedeckt bereitgestellten Infanteriemassen mit starker Kavallerie brechen plötzlich aus der Deckung zum Angriff vor.



als oberster Schiedsrichter (chef des arbitres) zur Unterstützung des Leitenden aufgestellt werden.

Die Zahl der Schiedsrichter soll etwa der Anzahl der beteiligten Regimenter entsprechen. Sie sind mit besonderer Sorgfalt unter den Generälen und Stabsoffizieren mit Generalstabsqualifikation auszuwählen und sollen sich durch ihren Charakter, durch Ruhe, scharfen Blick, gesunden Menschenverstand und gründliche Kenntnis der betreffenden Waffen auszeichnen. Es sei besser, zugunsten der Güte der Schiedsrichter ihre Zahl einzuschränken.

Jedem Schiedsrichter sollen im allgemeinen zwei Gehilfen zugeteilt werden. Eine geringe Überschreitung der Zahl ist gestattet, insbesondere bei der Artillerie. Sie sind Majore oder jüngere Offiziere und nicht berechtigt, selbständig Entscheidungen zu treffen. Sie dienen hauptsächlich als Nachrichtenoffiziere für die Schiedsrichter; bei ihrer Auswahl komme es daher ebenso auf Beweglichkeit und gute Berittenmachung als auf Verständnis für die Sache an.

Die Nachrichtenüberbringer bestehen aus Meldereitern, Radfahrern und Kraftradfahrern. Auch Kraftwagen, Telegraph, Fernsprecher und optische Signale dienen zur Übermittlung von Nachrichten. Die Zahl der Befehlsüberbringer, besonders der Meldereiter soll mit Rücksicht auf die Frontstärken möglichst eingeschränkt werden. Meldereiter bringen die Nachrichten nur bis zum nächsten Radfahr-Relaisposten. Die Infanterie-Truppenteile stellen die Radfahrer für Schiedsrichter neben ihrer vorschriftsmäßigen Anzahl von Radfahrern auf. Auch die Fliegerabteilung der Leitung scheint dem obersten Schiedsrichter für Nachrichtenzwecke unterstellt gewesen zu sein.

In den großen Manövern der letzten Jahre wurden aus dem Personal mehrere Schiedsrichterstäbe für Infanterie und Artillerie, sowie ein eigener Schiedsrichterstab für Kavallerie gebildet. Im Armeemanöver 1911 setzte sich das Schiedsrichterpersonal folgendermaßen zusammen:

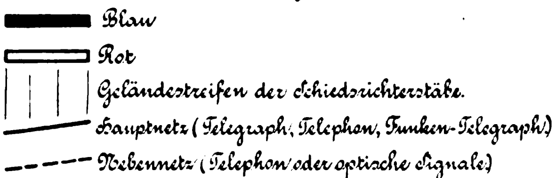
	Generale	Stabsoffiziere	Hauptleute und Leutnants	Kraftwagen	Kraftradfahrer	Radfahrer	Reiter und Fliegertruppen	Packwagen
Oberster Schiedsrichter	4	2	2	1	2	2	6	1
1. Schiedsrichterstab	3	14	7	1	3	10	12	2
2. "	3	15	4	1	3	10	12	2
3. "	3	11	12	1	3	10	12	2
Kavallerie- "	2	7	3	1	2	5	8	1
Summe	15	49	28	5	13	37	50	8

Außerdem stand dem obersten Schiedsrichter ein Telegraphen- und Fernsprechnetz zur Verfügung, für dessen tägliche Einrichtung er jeweils am Vorabend der Manöverleitung Vorschläge einreichte. Die Textskizze gibt ein schematisches Bild eines solchen Netzes.

Nachrichtenverbindungen im Schiedsrichterdienst.

Offiziere des 1. Schiedsrichterstabes (poste secondaire)
Parteiführer (poste principal)
Offiziere des 2. Schiedsrichterstabes (poste secondaire)
Offiziere des 3. Schiedsrichterstabes (poste secondaire)
1. Schiedsrichterstab (poste principal)
Leitung
oberster Schiedsrichter (poste central)
3. Schiedsrichterstab (poste principal)
2. Schiedsrichterstab (poste principal)
Offiziere des 1. Schiedsrichterstabes (poste secondaire)
Parteiführer (poste principal)
Offiziere des 3. Schiedsrichterstabes (poste secondaire)

Erläuterung:



Das Netz zerfällt in das Hauptnetz und ein Nebennetz.

Das Hauptnetz (réseau principal) dient gleichzeitig der Manöverleitung und dem obersten Schiedsrichter, entspricht also etwa unserem neutralen Fernsprechnetz. Die Linien dieses Netzes können durch Telegraph, Telephon und Funkentelegraphie betrieben werden. Sie verbinden die Station des obersten Schiedsrichters (poste central) mit den Stationen der Parteiführer und der Schiedsrichterstäbe (poste principal). Während der oberste Schiedsrichter für seine Person Bewegungs-

freiheit hat, ist seine Station ständig mit einem Offizier besetzt, der alle Nachrichten sammelt und in der Lage ist, den Leitenden und den obersten Schiedsrichter über die Ereignisse auf dem ganzen Manöverfelde auf dem laufenden zu erhalten.

Ein Nebennetz wird eingerichtet, wenn die Mittel hierzu ausreichen. Die Linien dieses Netzes erhalten in der Regel nur Telephonbetrieb oder werden durch optische Signale ergänzt. Sie dienen zur Verbindung des Führers des Schiedsrichterstabes (poste principal) mit den von ihm entsandten Offizieren, die Nebenstationen (postes secondaires) errichten.

Das Buch „Les manœuvres de l'Est en 1911", erschienen bei H. Charles-Lavauzelle in Paris, bringt folgende Tabelle über die Verwendung der technischen Nachrichtenmittel in den Armeemanövern 1911:

Tag	Netz		Zahl der		Bemerkungen (im Auszug)
	Leitungslänge	Stationen	Telegramme	Worte	
11. 9.	78 km, davon 9 km benutzte Staatsleitung	15	18	913	1. Etwa 30 km Leitung nicht benutzt. 2. Alle Leitungen gleichzeitig für Morse und Telephon eingerichtet. 3. Verschiedene Stationen waren so nah aneinander (2 1/2 bis 4 km), daß bei starker Ausnutzung der Linien die Übermittlung durch Radfahrer rascher gegangen wäre. 4. Die Ausnutzung des Netzes war im Vergleich zu seiner Ausdehnung nicht nennenswert.
12. 9.	61 km, davon 8 km benutzte Staatsleitung	14	25	1138	
13. 9.	52 km	15	5	248	

Die „Bemerkungen" verdienen besondere Beachtung.

Dienst der Schiedsrichter.

Am Tage vor dem Beginn der Armeemanöver fand die vorgeschriebene Zusammenkunft der Schiedsrichter statt, in der sich der oberste Schiedsrichter überzeugen soll, daß die Offiziere die einschlägigen Vorschriften beherrschen.

Jedem Schiedsrichterstab ist ein Geländestreifen (vgl. die Textskizze auf S. 563) zugeteilt. Ausnahmsweise können auch einzelne Schiedsrichter oder schwächere Gruppen einem weiter entfernten Truppenteil angehängt werden. Innerhalb des Geländestreifens regelt der Führer des Schiedsrichterstabes die Verteilung und die Aufgaben der Schiedsrichter und der Gehilfen. General Goiran wies für die Manöver 1911 darauf hin, daß „der Schiedsrichter möglichst einen Dienstgrad höher sein solle als der Führer, der die Entscheidung anzunehmen hat". Die Schiedsrichtergehilfen begleiten die Schiedsrichter, um ihnen bei der Überwachung des Geländestreifens und zur Übermittlung von Entscheidungen behilflich zu sein, oder sie werden als Nach-

richtenoffiziere Truppenteilen zugeteilt, um die Schiedsrichter über die dortigen Vorgänge auf dem laufenden zu erhalten.

Einige besonders geeignete Stabsoffiziere können auch den Parteiführern oder größeren Truppenverbänden zugeteilt werden mit dem Auftrage, über die getroffenen Maßnahmen und Befehle der Führer unmittelbar an den obersten Schiedsrichter zu berichten. Da der oberste Schiedsrichter die Leitung dauernd über die Gesamtlage unterrichten soll, entsprechen dessen Offiziere etwa unseren Nachrichtenoffizieren der Manöverleitung.

Die Schiedsrichter haben im Gelände volle Bewegungsfreiheit. Um aber das Zusammenwirken des gesamten Schiedsrichterdienstes sicherzustellen, soll eine Nachrichtenstation (poste de correspondance) errichtet werden, die möglichst selten ihren Platz ändert, und mit der enge Fühlung zu halten ist. In größeren Manövern wird das in der Regel die betreffende Telephon- oder Telegraphenstation (also der poste principal oder secondaire) sein.

Durch diese Stationen wird an den obersten Schiedsrichter laufend über die Ereignisse berichtet. General Goiran wies für die Armeemanöver 1911 darauf hin, daß nur Nachrichten von wirklicher Wichtigkeit, die einen gewissen Einfluß auf den Verlauf des Manövers haben können, gegeben werden sollen. Vielleicht war diese Verfügung der Anlaß zu der oben erwähnten geringen Ausnutzung der neutralen Leitungen.

Betrachtungen. Besondere Merkmale des Schiedsrichterwesens in Frankreich und französische Urteile.

Zusammengefaßt sind die wesentlichsten Merkmale des französischen Verfahrens im Schiedsrichterwesen folgende:

Der Schiedsrichterdienst ist gleichzeitig mit dem Nachrichtenwesen für die Manöverleitung betraut, der er fortlaufend das Gesamtbild der Ereignisse zu liefern hat. Daher wird bei größeren Manövern neben dem Leitenden ein eigener oberster Schiedsrichter aufgestellt, dem das neutrale Fernsprechnetz, unter Umständen auch eine Fliegerabteilung unterstellt ist.

Die Franzosen machen, da sie keine Oberschiedsrichterstäbe aufstellen, die Schiedsrichterstäbe sehr stark und weisen ihnen Geländestreifen zu, in denen sie über alle Truppen beider Parteien entscheiden, die dort auftreten. Anderseits räumen sie nur den wenigen als Schiedsrichter bestimmten Offizieren das Recht ein, selbständig Entscheidungen zu fällen. Die Tätigkeit der Schiedsrichter besteht neben der Benachrichtigung über die Waffenwirkung in einer weitgehenden Einwirkung auf die Tätigkeit der Truppen, wie Zurücksenden der Infanterie in die nächste Deckung, Einstellen des Feuers bei der Artillerie, Anhalten ermüdeter Truppenteile.

Die französischen Manöverberichte führen übereinstimmend Klage über die Einrichtung des Schiedsrichterdienstes. „Nach einer nun vierjährigen Erfahrung scheint sich der Schiedsrichterdienst schwieriger zu gestalten, als es anfangs schien, und man muß zugeben, daß jedes Jahr neue Fehler des Systems festzustellen sind.“ (France



militaire.) Die meisten Stimmen suchen das Grundübel darin, daß die Schiedsrichter nicht sorgfältig genug ausgewählt seien und einen zu niederen Rang bekleiden. Ihre Entscheidungen seien oft schematisch, oft unbrauchbar. So sei es wiederholt vorgekommen, daß die kühne Offensive nicht gewürdigt wurde, und daß die Schiedsrichter von der Infanterie ohne Rücksicht auf die Lage das Abwarten der Artillerieunterstützung forderten. Anderseits fühlen sich die Führer durch die Schiedsrichter mehr belästigt als unterstützt, da diese nicht nur die Tätigkeit der Truppen, sondern auch die Abfassung der Befehle überwachen. Deshalb mache sich ein gewisser Widerstand bei der Truppe geltend. „Infolge der Verfügung, auf die **Führer** einzuwirken, habe sich der Übelstand herausgebildet, daß die Schiedsrichter diese wenig bereitwillig gefunden hätten, Entscheidungen anzunehmen; am ersten Tage mußte General Goiran (oberster Schiedsrichter) persönlich einschreiten." Deshalb sei es nötig, als Schiedsrichter möglichst hohe Offiziere einzuteilen. „Denn bei uns duldet man es ungern", schreibt die „Gazette de l'Armée", „daß ein Offizier niederen Grades eine Truppe anhält, die von einem höheren geführt wird, wobei auch häufig persönliche Eitelkeiten mitspielen; man erlebt bei dieser Gelegenheit Aussprachen, bei denen der kameradschaftliche Ton aufhört und der Schikane Platz macht."

Infolge dieser Verhältnisse „hätten die Schiedsrichter ihrerseits das Gefühl gehabt, daß ihre Rolle wenig wirksam sei. Die Truppe neige zur Kritik der getroffenen Entscheidungen und komme meist zu der Überzeugung, daß der Schiedsrichter nichts könne. Demgegenüber wagen die Schiedsrichter nicht mehr in Tätigkeit zu treten; oft zögern sie auch, einen hervorragenden Kameraden zu vergrämen." Die „Gazette de l'Armée" macht den Vorschlag, die Manöver der verschiedenen Korps in Frankreich nicht zu gleicher Zeit abzuhalten. Man wäre dann in der Lage, eine große Anzahl Generale sowohl an ihren eigenen Manövern, als auch als Schiedsrichter an denen anderer Truppen teilnehmen zu lassen.

Neben der Auswahl der Schiedsrichter werden verschiedene Anordnungen im Dienstbetrieb als Ursache für die Mißerfolge angeführt. Eine übereinstimmend abfällige Beurteilung erfährt die Maßnahme, daß den einzelnen Schiedsrichterstäben Geländestreifen zugewiesen werden, die „doch nur selten mit dem Operations- und Kampfgelände bestimmter größerer Truppeneinheiten zusammenfallen könnten. Da mithin ein fortwährendes Übergreifen von einem Geländestreifen in den anderen stattfinde, sei es besser, dieses System aufzugeben und die Schiedsrichterstäbe den Truppenverbänden anzugliedern. Die Größe des zu überwachenden Geländes erschwere die Aufgabe, besonders wenn, wie im Armeemanöver 1911, „auf 42 Schiedsrichter nur 45 Gehilfen (nach den Bestimmungen auf einen Schiedsrichter wenigstens zwei Gehilfen) treffen." „Die letzteren seien immer unterwegs gewesen, um sich über die Lage zu unterrichten und Entscheidungen zu überbringen; sie durften zufrieden sein, wenn sie infolge der Veränderung der Lage nicht zu spät kamen."

Ein weiterer Mangel des Systems wird in Frankreich darin erblickt, daß die Schiedsrichter die Ermüdung der Truppen in Betracht ziehen und Ruhepausen anordnen sollen. „Diese Vorschrift hebe die kriegsmäßige Durchführung der Manöver tatsächlich auf."

Aus diesen Urteilen geht hervor, daß die Franzosen mit den gegenwärtigen Bestimmungen für den Schiedsrichterdienst wenig zufrieden sind. Sie erwarten von einer sorgfältigen Auswahl der Schiedsrichter und von einer neuen und besseren Vorschrift Abhilfe.

Während der Drucklegung dieses Aufsatzes wurde eine Verfügung bekannt, die die Zusatzbestimmungen vom Jahre 1911 wieder aufhebt, die Verfügung vom 12. Juni 1910 als Grundlage für das Schiedsrichterwesen bezeichnet und einige wesentliche Neuerungen bringt.

Ein eigener oberster Schiedsrichter sei auch bei den großen Manövern nicht mehr erforderlich. Die Schiedsrichter sollen die Ergebnisse der Kämpfe auf den verschiedenen Teilen des Gefechtsfeldes zueinander in Einklang bringen und eine Gesamtentscheidung über den Verlauf des Kampfes fällen. Hierdurch soll offenbar der Nachteil der Verteilung der Schiedsrichterstäbe auf Geländestreifen ausgeglichen werden.

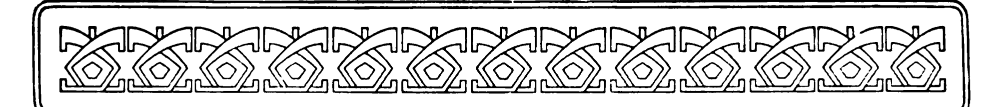
Von der Maßnahme, eine Truppe anzuhalten, sei nur mit äußerster Vorsicht Gebrauch zu machen. Der Aufenthalt soll nur dazu dienen, Verstärkungen abzuwarten und fehlerhafte Maßnahmen abzuändern, dürfe also der Dauer nach nicht festgelegt werden.

Die Würdigung der Führertätigkeit von seiten der Schiedsrichter fällt nun wieder fort; letztere haben ihren Entscheidungen lediglich die Tatsachen zugrunde zu legen.

Die Anordnungen sollen den hauptsächlichsten in Frankreich laut gewordenen Klagen über das Schiedsrichterwesen abhelfen.







Der Feld-Pionierdienst aller Waffen bei uns und in anderen Heeren.

(Fortsetzung.)

Beim Vergleich der Vorschriften für den Feldpionierdienst aller Waffen in den verschiedenen Heeren kann der neuen Anleitung F. Pi. D. gewissenhafte Ausnutzung der letzten Kriegserfahrungen und Verwertung der Ergebnisse der kriegswissenschaftlichen Literatur nicht abgesprochen werden. Sie hat sie in den „Grundsätzen“ beachtet und in den „Ausführungen“ eine Reihe von Formen der Pionierarbeiten aufgenommen, die sich nach dem letzten Kriege hier und da bereits Bürgerrecht erworben haben. Natürlich ist es nicht möglich gewesen, allen etwaigen Wünschen in dieser Beziehung gerecht zu werden. Demgegenüber ist wieder auf die Einleitung hinzuweisen, in der sich die Anleitung an das Verständnis der Offiziere und die Findigkeit der Truppen wendet und das Vertrauen erkennen läßt, daß die leitenden Offiziere im Bedarfsfalle unerwarteten technischen Aufgaben gewachsen sein werden. Auf die Formen und ihre Verschiedenheiten erschöpfend einzugehen, ist deshalb in den folgenden Ausführungen nicht beabsichtigt. Es soll vielmehr nur versucht werden, die allgemeinen Grundsätze und das Wesentliche der Formen zu beleuchten und, soweit anderwärts wesentliche Abweichungen bestehen, dies nach Möglichkeit aus der Eigenart der fremden Länder und Heere zu erklären.

Bahnen und Bessern von Wegen.

Notwendigkeit der Fürsorge für die Wege.

General v. Bernhardi hat in seinem Werk vom heutigen Kriege in überzeugendster Weise nachgewiesen, welchen Einfluß das Wegenetz des Kriegsschauplatzes auf die Kriegführung mit Massenheeren beansprucht. Müssen gar beim Vormarsch durch Gebirge neue Wegestrecken hergestellt werden, so können die Operationen von der Ausführung der dazu notwendigen Arbeiten abhängig werden. Dies wird in den Kulturländern Europas freilich nicht in dem Maße der Fall sein wie beim Vormarsch der Armee Kuroki durch das Bergland der Südost-Mandschurei. Aber wenn auch das Wegenetz in Europa die heutige Kriegführung im Vergleich zu der vor 100 Jahren wesentlich

erleichtert, es wird in Richtung auf breite Gewässer, zur Umgehung zerstörter Kunstbauten, beim Anmarsch zum Kampfe und auf dem Gefechtsfelde selbst, häufig genug für vorübergehenden Gebrauch ergänzt und gebessert, stellenweise befestigt werden müssen. In und vor Festungen verlangen die Bereitschaft im andauernden Kampfzustand, die Vermeidung gefährdeter Strecken sowie der Aufmarsch und die Munitionsergänzung der schweren Artillerie sogar grundsätzlich sehr weitgehende Arbeiten. Allermindestens müssen in allen diesen Fällen die nicht gefestigten Feld-, Wiesen- und Waldwege zur Truppenbewegung ausgenutzt, in brauchbaren Zustand versetzt und in ihm erhalten werden. Außerdem werden selbst die besten Straßen durch den Massenverkehr, den ein marschierender Truppenverband im Gefolge hat, namentlich durch Kolonnen und Armeelastzüge bei ungünstiger Witterung sehr stark mitgenommen und bedürfen zu ihrer Instandsetzung um so mehr Zeit und Arbeit, in je höherem Grade sie bereits verdorben sind.

Es wird deshalb für die höhere Truppenführung Bedingung, daß sie frühzeitig für die Ergänzung, Beaufsichtigung und gebrauchsfähige Erhaltung der Wege Vorsorge trifft und einen planmäßigen Aufsichtsdienst wenigstens auf besonders beanspruchten Strecken einsetzt, wie ihn die Anleitung K. u. F. vorschreibt (Ziff. 90). Man wird Offiziere mit der Aufsicht über die Wege betrauen und u. U. an stark benutzten Strecken Kommandos zu sofortigem Eingreifen bereit halten müssen. Die Organisation der mobilen russischen Verwaltungen der Militärkommunikationen und der ihnen untergeordneten Feld-Wegeverwaltungen sieht derartiges grundsätzlich vor.

Beschränkung der den Truppen zufallenden Arbeiten.

Die Überschrift des die Wegearbeiten behandelnden Abschnittes der Vorschrift F. Pi. D., „Bahnen und Bessern von Wegen", deutet nun auf den Umfang der den Truppen zufallenden Tätigkeit. Während die russische und italienische Anleitung für den Sappeurdienst bei den Truppen den Abschnitt ganz allgemein „militärische Verbindungen" nennen, spricht die österreichische Anleitung für den technischen Unterricht bei der Infanterie über „Straßen- und Wegebau" und widmet ihm ein recht umfangreiches Kapitel. Wir können uns allerdings wohl mit geringeren Anforderungen begnügen und darauf verzichten, unsere Truppen, wenn sie nicht gerade zu kolonialen Unternehmungen ausziehen sollen, im Wegebau eingehend zu schulen. Verfügen wir doch in unserem eigenen Lande über ein ausgedehntes Netz von gebauten Wegen und immer noch recht brauchbaren Landwegen und dürfen darauf rechnen, jenseits unserer Westgrenze ebensolche Verhältnisse anzutreffen! Anders freilich steht es im Osten und namentlich jenseits Weichsel und Njemen, wo die Zahl der Chausseen begrenzt ist und ihr Zustand manches zu wünschen übrig läßt, und wo die Naturwege von Ort zu Ort besonders zur Zeit der Frühjahrs- und Herbstüberschwemmung (Rasputiza) gänzlich unbrauchbar zu werden pflegen. Wo aber, wie hier, Staatsbehörden und Landschaftsverwaltung schon im Frieden außerstande sind, das Verkehrsnetz dem Bedürfnisse entsprechend auszugestalten, sind im Kriege umfangreiche Neu-

bauten von befestigten Wegen schon aus Mangel an geeigneten Baustoffen von vornherein fast ausgeschlossen. Bahnen und Bessern muß deshalb auf den für die Truppenbewegungen in Anspruch genommenen Gelände- und Wegestrecken genügen und kann es auch, da Flachland immerhin keine solchen Schwierigkeiten darin verursacht, wie unwegsames Gebirgsland. Auf den Etappen-Wegeverbindungen werden freilich umfangreiche Wegebauten notwendig werden, aber durch Zivilarbeitskräfte unter Anleitung von Pionierabteilungen bewältigt werden müssen. Es leuchtet ein, daß die Operationen durch diese Verhältnisse allerdings entweder in gewisse Richtungen gewiesen oder aber wesentlich verlangsamt werden. Es treten eben Lagen ein wie im Niederungsland der Mandschurei, wo ausgedehnte Wegearbeiten im Rücken der Stellungen zu leisten waren und z. T. allerdings den Truppen übertragen und unter Aufsicht von Sappeurkompagnien ausgeführt werden mußten.*) Die inzwischen veröffentlichte Anleitung für den Wegebau**) trägt der Notwendigkeit derartiger Verwendung der Pioniere im Wegebau genügend Rechnung.

Marschhindernisse müssen frühzeitig, möglichst vor dem Eintreffen der Gros marschierender Truppen beseitigt sein. Da es nicht immer möglich ist, Pionierabteilungen an die Spitze jeder marschierenden Kolonne einzuteilen oder sie nach einer geleisteten Arbeit rechtzeitig an den Ort vorzuführen***), wo man ihrer von neuem bedarf, so erhellt, wie wichtig es ist, daß sich jede Truppe und jede Kolonne bei schwierigen Wegeverhältnissen selber helfen kann. Deshalb wird es sich empfehlen, diesen Zweig des Pionierdienstes nicht auf die Regiments-Pionierkommandos zu beschränken. Dazu gehört, daß jeder Offizier imstande ist, bei Tage und bei Nacht die nötige Aufklärung über die Wegeverhältnisse durch Erkundung beizubringen sowie geeignete Vorschläge für alle vorkommenden Arbeiten zu machen.

Einzelheiten. Arbeiten im Bergland.

Wenn nun in der österreichischen Anleitung für die Infanterie der Herstellung von Straßen im Bergland und z. B. den Maßregeln, wie Wege verbreitert und gegen Bergstürze gesichert werden müssen, breiter Raum zugewiesen ist, so ist dies auf die in Bosnien und in den Alpen gewonnenen Kriegs- und Friedenserfahrungen zurückzuführen. Die Ausbildung der Infanterie-Pionierzüge im Sprengdienst kann bei der Herstellung von Gebirgswegen wohl des öfteren von Nutzen sein. Eine weitere Eigenart der österreichischen Anleitung sind die Angaben für Überwindung von starken Steigungen mit Seilwinden, Aufzügen u. dergl. Auch in Japan wird dem flüchtigen Wegebau im Bergland Aufmerksamkeit gewidmet. Allerdings ist es

*) Vgl. hierzu „Die Technik im russisch-japanischen Kriege", Kriegstechnische Zeitschrift 2, 3, 4, 1906; „Kriegserfahrungen der russischen Sappeur-Bataillone", Militär-Wochenblatt 32 u. 33/1910, „Skizze einer Geschichte des (russischen) 16. Sappeur-Bataillons", Ingenieur-Journal 1/1911.

**) Wegebau. Flüchtige Wiederherstellung am Eisenbahn-Oberbau, Lagerbau. Abschnitte g—i der Anleitung Pionierdienst im Kampf um Festungen (P. K. u. F.).

***) Die Tätigkeit der deutschen Pioniere in China 1900/01. Mitteilungen des Ing. Kom., 45. Heft.

bei der Zuteilung eines Pionier-Bataillons von drei Kompagnien zu jeder Division möglich, die anderen Truppen davon zu entlasten. Die Infanterie-Lehrkommandos werden aber auch in diesem Dienstzweig unterwiesen, in dem auf rasches Arbeiten nach flüchtiger Absteckung Wert gelegt wird.

Weichland.

Den Verhältnissen des östlichen Kriegsschauplatzes trägt die F. Pi. D. darin Rechnung, daß sie auf die schwierigen technischen Aufgaben bei der in einem neuen Werke über Taktik*) mit Recht sehr gründlich behandelten Überwindung von Weich- und Sumpfland näher eingeht. Ein genauer Kenner des Poljessje und der Sumpflandschaften in Polen hält bei genügender Einübung der Truppen allerdings Bewegungen dort für sehr wohl möglich und bringt auch brauchbare Vorschläge dafür bei.**) Ebenso enthalten die russischen Kriegsschulleitfäden, weit über die Anleitung für die Offiziere aller Waffen hinausgehend, zahlreiche Vorschläge für die Überbrückung von Weichland. Die F. Pi. D. sieht jedoch umfassende Vorbereitungen für das Überschreiten von breiten Weichlandstrecken als meist notwendig an und stellt sie in Vergleich zum überraschenden Übergang über Gewässer. Glücklicherweise ist in der Anleitung unter den Wegebesserungsarbeiten für Weichland die Herstellung von Knüppel- und Faschinendämmen nicht mehr erwähnt. Sachunkundige neigen dazu, sie grundsätzlich als das Mittel anzusehen, mit dem Weichland überwunden werden muß, ohne zu bedenken, daß die Ausführung derartiger Dämme eine sehr große Arbeitsleistung darstellt. Tatsächlich können und sollen im Weichland nur die einfachsten dem Verlegen von Schnellbrücken über Gewässer ähnlichen Arbeiten durch die Infanterie- oder Kavallerie-Pioniere geleistet werden. Hat doch Ssuworoff es fertig gebracht, mit solchen Mitteln selbst Kavallerie in den Gefechten bei Kruptschizy im Jahre 1794 über einen Sumpfstrich hinüberzuführen.***)

Brücken im Zuge der Wege.

Die Anleitung für Bahnen und Bessern von Wegen muß sich mit der Lage und Einrichtung der Kunstbauten im Zuge der Wege befassen. Es heißt darum in der F. Pi. D., daß Brücken erforderlichenfalls zu verstärken sind. Dies ist eine Arbeit, die auf einem östlichen Kriegsschauplatz mit Rücksicht auf den Kraftwagenverkehr besonders häufig notwendig werden wird. Hat doch die im vorigen Sommer mit der russischen Automobil-Lehrkompagnie veranstaltete Dauerfahrt†) auf Chausseen und Landwegen (allerdings im Gegensatz zu Ziff. 43 der F. Pi. D.) ergeben, daß die Kraftwagen der verschiedenen beteiligten Firmen durchaus imstande waren, sich auf Landwegen auch bei ungünstiger Witterung zu bewegen und daß nur die mangelhaften Brücken

*) Löffler, Taktik.

**) A. Schemanski, Operationen in Sumpfland, Invalid 137, 144, 160/1911. Bearbeitet in den Mitteilungen über Pionierwesen 4/1911.

***) Charkewitsch, Streifzüge auf einem Ssuworoffschen Schlachtfelde.

†) Nach dem Bericht im russischen Intendantur-Journal 11/1912, bearbeitet in der Kriegstechnischen Zeitschrift 5/1912.

ihnen Halt geboten. Gleiche Erfahrungen hat ein Kommando der Lehrkompagnie in der ersten Hälfte dieses Jahres auf den Wegen von Dshulfa nach Choi und Täbris in Persien gemacht, wo es mit einigen Kraftwagen die Verbindung zwischen der Grenze und den russischen Okkupationstruppen zu unterhalten hatte. Es ist daher wohl zu beachten, daß nach der F. Pi. D. auf Wegen, die von Kraftfahrzeugen benutzt werden sollen, die Brücken auf Tragfähigkeit untersucht werden müssen. Die Wiederherstellung zerstörter Brücken im Zuge eines Weges wird als zeitraubend bezeichnet, namentlich wenn die Brückenbahn hoch über dem Wasserspiegel liegt; der Bau einer neuen Brücke ist ihr vorzuziehen. Jedoch entstehen dabei Schwierigkeiten, wenn bei beschränktem Raume Rampen von den hochliegenden Zufahrtsstraßen zur neuen Brücke herabgeführt werden müssen.

Eisenbahndämme.

Eine Neuheit weist unsere Anleitung darin auf, daß sie die in Ländern mit weitverzweigtem Eisenbahnnetz sehr häufig erforderliche Benutzung und auch Überschreitung von Eisenbahndämmen streift. Es ist dies eine Arbeit, die gerade beim Anmarsch auf das Gefechtsfeld mitunter unvermeidlich ist, namentlich wenn damit gleichzeitig der Übergang über irgend ein Gewässer ermöglicht werden kann.

Furten, Eisdecken.

Auch Furten und Eisdecken sind mit den notwendigsten Angaben über ihre Benutzungsmöglichkeit und ihre Sicherung und Verstärkung in diesem Abschnitte behandelt. Man kann sich jedoch dem Eindruck nicht entziehen, daß jene bei uns — wenigstens im Frieden — nicht allzu gern benutzt werden. In bemerkenswertem Gegensatz dazu steht die Rücksichtslosigkeit, mit der in Japan selbst in kalter Jahreszeit bei Flußübergängen von ihnen Gebrauch gemacht wird.*) Auch die österreichische Durchfurtung des Dunajez mit 15 cm Haubitzen und 24 cm Mörsern im Vorjahre ist eine nachahmenswerte Übung. In der Benutzung und Verstärkung von Eisdecken geben uns aus sehr natürlichen Gründen unsere östlichen Nachbarn lehrreiche Beispiele. Die Verlegung und Benutzung eines Schienengleises auf dem Eise des Baikal-Sees zu Beginn des russisch-japanischen Krieges ist eine einzig dastehende Kriegsleistung.**)

Wälder.

Der Hinweis auf die Durchquerung von Wäldern mit dichtem Unterholz ist nützlich, da er uns ermöglichen wird, auch ohne Hilfe von Pionieren in den dichten französischen Wäldern vorwärts zu schreiten und Irrfahrten wie im Bois de la Cusse am 18. August 1870 zu vermeiden oder Fehler in der Pionierverwendung wie beim VII. und VIII. Armeekorps auszugleichen. Die französische Anleitung für die Pionierarbeiten der Infanterie***) spricht in gleichem Sinne über Pfade und Wege im Gehölz. Die kleinen Mittel der Wegebezeichnung und -ausbesserung können sich von denen anderer Vorschriften natürlich nicht unterscheiden.

---

*) Eine japanische Winterübung, Beiheft 1/1912 zum Militär-Wochenblatt.

**) Die Technik im russisch-japanischen Kriege, Kriegstechnische Zeitschrift 3/1906.

***) Neudruck der Instruction pratique sur les travaux de campagne à l'usage des troupes d'infanterie von diesem Jahre.

Für die Erkundung von Kolonnenwegen sind zweckmäßige Anweisungen gegeben. Darunter ist die Bemerkung zu beachten, daß die Meldungen über Wegeerkundungen verschieden abgefaßt werden müssen, je nachdem sie für den Truppenführer oder für den Leiter der Arbeiten bestimmt sind.

Erkundung.

Überwinden und Verteidigen von Flußläufen und anderen Gewässern.

Allgemeines.

Notwendigkeit innigsten Zusammenwirkens aller Waffen.

Die Überwindung eines Wasserlaufes muß je nach seiner Bedeutung und seiner Verwertung durch den Feind als Operation (Donauübergang 1877) oder als taktische Handlung angesprochen werden. Mit dem Beginn der Vorbereitungen zur Überwindung greift auch die Operation in das Gebiet der taktischen Handlung über. In dem seltenen Falle, daß jede feindliche Unternehmung während des Überganges ausgeschlossen erscheint, wird der Übergang allerdings zu einer lediglich technischen Aufgabe, deren Schwierigkeit nur durch die gegebenen technischen Verhältnisse bedingt wird. Vorhandene Mittel und ihre Geeignetheit sind dabei gewiß von großem Einfluß, aber nicht von entscheidender Bedeutung, denn technisch ist schließlich auch die schwierigste Aufgabe zu leisten. Die Eingliederung der technischen Handlung in die Truppenbewegungen muß nur darauf ausgehen, daß diese möglichst wenig beeinflußt werden. Sobald aber beim Überwinden von Wasserläufen mit dem Feinde gerechnet werden muß, äußern sich die technischen Verhältnisse in einer erheblichen Erschwerung der taktischen Aufgabe. Gewiß kann kurz entschlossenes kräftiges Zufassen zum Erfolge verhelfen, namentlich wenn der Gegner noch nicht festen Fuß am andern Ufer gefaßt hat und die Strombewachung nicht ausreichend eingespielt ist. Jedoch wird sich die Führung u. U. sogar damit abfinden müssen, daß der Übergang zeit- und stellenweise nicht durchführbar ist und der entscheidende Wille seine Macht verliert (Lobau 1809). Die taktische Handlung muß darum in solchen Fällen unter Berücksichtigung der vorhandenen technischen Kräfte und Mittel bedacht, eingeleitet und unter innigstem Zusammenwirken aller Waffengattungen durchgeführt werden. Sie kann anderseits vom Verteidiger nur unter gleichen Bedingungen mit Aussicht auf Erfolg verhindert werden.

Vorschriften über Flußübergänge.

Dieser Notwendigkeit sollte in der F. Pi. D. durch Zusammenstellung der wichtigsten Gesichtspunkte für die Ausführung der Unternehmungen an Wasserläufen und für die Schulung der Führung und Truppen darin Rechnung getragen werden. In ähnlichem Sinne war bereits in die Pontoniervorschrift vom Jahre 1902 ein besonderes Kapitel Kriegsbrückenschläge aufgenommen worden. Die dort niedergelegten, den allgemein gültigen taktischen Anschauungen entnommenen Lehren schärften den Pionieren ein, daß ihre in langer Friedenszeit bis auf eine recht große Höhe der technischen Vollkommenheit gesteigerte Ausbildung erst dann vollen Nutzen verspricht, wenn die

technische Tätigkeit richtig in die Kriegshandlung eingepaßt wird. Aber die Pontoniervorschrift entbehrt der offiziellen Wertschätzung durch Führung und Truppen der Hauptwaffen; ihre Grundsätze sind nur, soweit sie in die Felddienst-Ordnung aufgenommen worden sind, Gemeingut geworden.

Ähnlich liegt die Sache im russischen Heere, wo vermutlich der nur für den Dienstgebrauch bestimmte Teil II der Pontoniervorschrift die nötigen Gesichtspunkte für die Ausführung von Übergängen enthält und wo die Pontonier-Bataillone in ihrer sehr spezialisierten Tätigkeit sich im Frieden anscheinend wenig zu kriegsmäßiger Tätigkeit mit den Hauptwaffen vereinigen. Die Mißverhältnisse, die sich aus der Stellung der russischen Pontoniere für sie während des Feldzuges ergeben haben, deuten jedenfalls auf Ähnliches hin. Sie sind überzeugend vom Kommandeur des Ostsibirischen Pontonier-Bataillons geschildert*) und auf Grund seiner Darstellung im russischen Generalstabswerk über den Krieg offiziell bestätigt worden.**)

Wenn nun die fremden Vorschriften über Kriegsbrückenbau die taktischen Verhältnisse von Flußübergängen mit Stillschweigen übergehen und die Vorschriften für die Pioniertätigkeit der Infanterie und Kavallerie nichts darüber enthalten, so muß darin nach diesen Erfahrungen ein gewisser Mangel gesehen werden. Die Japaner haben ihm durch ein paar Ziffern ihres Exerzier-Reglements für die Infanterie ganz im Geiste ihres die Selbsttätigkeit betonenden Pionier-Reglements mit Geschick, aber doch nicht ausreichend abzuhelfen gesucht. Es ist eben nicht leicht, auf beschränktem Raum eine für alle Fälle gültige Vorschrift über einen Gegenstand zu bringen, der nur in Lehrbüchern erschöpfend behandelt werden kann.

Die technische Tätigkeit bei Flußübergängen in großen Verhältnissen ist Sache der Pioniere. Das entbindet Niemand, auch die Führer niederer Grade nicht davon, sich und ihre Truppe mit der Pioniertätigkeit dabei soweit vertraut zu machen, daß sie ihre taktischen Handlungen danach einrichten können, wenn es die Lage fordert. Die Hauptwaffen sind zur technischen Tätigkeit im allgemeinen nur soweit berufen, als Teile von ihnen (Pionierkommandos) zur Mitwirkung herangezogen werden oder Aufgaben mit technischer Tätigkeit — meist in kleinen Verhältnissen — zu lösen haben, für welche keine Pioniere verfügbar gemacht werden können.

Überwinden von Flußläufen.

Grundsätze d. F. Pi. D. für Übergänge.

Die F. Pi. D. gibt Grundsätze für Übergänge im Vormarsch und im Rückzuge, für das Überwinden kleinerer Gewässer und für die Verteidigung von Flußläufen. Sie vermeidet irgend welche Unterscheidungen zwischen Flüssen, Strömen, langgestreckten schmalen Seen, Meeresarmen, zwischen schnellströmenden und fast stehenden

*) „Die Pontoniere im fernen Osten", Kriegstechnische Zeitschrift 10, 1905.

**) Bd III, Teil 1.

Gewässern, sowie zwischen landschaftlichen Besonderheiten, die auf die Unternehmung Einfluß haben können. Sie geht davon aus, daß fern von feindlicher Einwirkung es sich nur darum handelt, die technischen Kräfte und Mittel so frühzeitig anzusetzen, daß Zeitverluste vermieden werden. Besteht im Vormarsche die Aussicht, noch vor dem Feinde das jenseitige Ufer zu gewinnen, so verlangt sie, den vorhandenen Vorsprung vor dem Gegner energisch auszunutzen und, wenn Berührung mit dem Gegner nicht ausgeschlossen ist, einen Teil der Kräfte zur Feuerunterstützung über den Fluß hinüber bereitzustellen. Sie spricht sodann von der Erzwingung des Überganges durch Waffengewalt, durch die Kraft des Feuers gegenüber einem erschütterten Gegner und endlich von dem überraschenden Übergang unter Mitwirkung starker Pionierkräfte, der mehr oder weniger einen Durchbruch der feindlichen Stellung bedeutet.*)

In der für die russische Kriegsakademie gegebenen Darstellung**) der Flußübergänge ist noch einfacher unterschieden, ob der Feind auf dem anderen Ufer steht oder überhaupt nicht da ist. Für jenen Fall ist das Beispiel des Yalu-Überganges, für diesen Fall eine angenommene Kriegslage am Dnjestr besprochen, in der es nur darauf ankommt, die technischen Kräfte und Mittel an den Strom heranzuziehen und die Hauptwaffen zum Übergang ohne Zeitverlust bereitzustellen. Allerdings weist die Besprechung beider Fälle von Flußübergängen auf fast alles hin, was auch in anderen Lagen Rechtens ist — ein Rezept ist sie nicht und soll auch sie nicht geben.

Erzwingung des Überganges und überraschender Übergang.

Die Erzwingung des Überganges durch Waffengewalt läuft nach der F. Pi. D. darauf hinaus, das Feuer des Verteidigers auf die Übergangsstellen niederzukämpfen und niederzuhalten. Der überraschende Flußübergang verspricht dagegen oft nur unter Ausnutzung der Dunkelheit oder unsichtigen Wetters Erfolg. Er bedarf dann wegen der gefährdeten taktischen Lage der bereits übergesetzten Truppen und der mit der Strombreite und den ungünstigen Verhältnissen wachsenden Schwierigkeit der technischen Ausführung mehr noch wie andere Nachtunternehmungen sorgfältigster Befehlserteilung, Vorbereitung und Einleitung, bei der Durchführung rücksichtslosester Tatkraft. Irreführende Märsche, Schein- und Nebenangriffe sollen den Gegner täuschen und zur Zersplitterung seiner Kräfte verleiten (Ziff. 69). Hierbei ist indessen zu bedenken, daß Scheinangriffe auch Kräfte und Mittel verzehren und daß Nebenangriffe sogar sehr reichlich zu bemessende Kräfte und Mittel in Anspruch nehmen, die der Hauptunternehmung entzogen werden müssen, endlich daß diese den Einsatz starker Pionierkräfte grundsätzlich verlangt (Ziff. 69).

---

*) Eine eingehende Betrachtung über die verschiedenen Lagen bei Flußübergängen ist enthalten in „Taktik und Technik bei Flußübergängen", von Oberst Mertens, Mitteilungen über Pionierwesen, Heft 2/3. 1912.

**) Mitteilungen der Russischen Kriegsakademie. Heft 19. Taktik der technischen Truppen, bearbeitet in den Mitteilungen über Pionierwesen 1/1912.



Die Überraschung bedarf der Verschleierung der Maßnahmen. Demgemäß verlangt die F. Pi. D. Vorsicht schon bei der Erkundung, damit der Feind nicht aufmerksam wird. Durch Scheinerkundungen ist er zu täuschen (Ziff. 70). So vermochte der ostentative Aufbau des kaiserlichen Gefolges 1877 bei Flamunda die türkische Strombewachung wohl irre zu führen. Dagegen waren die japanischen Vorbereitungen und einleitenden Brückenschläge am Yalu eigentlich kaum geeignet, bei den Russen Unsicherheit über die wahrscheinliche Stelle des Überganges hervorzurufen. Die Strombewachung war hier nur zu schwach und ungenügend vorbereitet, die Erkundungstätigkeit ganz im argen.

Ausführung von Übergängen im Vormarsch. Erkundung.

Der Ausführung des Uferwechsels im Vormarsch soll **frühzeitige Erkundung** der für den Übergang und für die Feuerwirkung günstigsten Stellen durch Kavallerie und vorausgesandte Offiziere aller Waffen vorangehen (Ziff. 63). Sie muß einheitlich geregelt, mit der Verschleierung in Übereinstimmung gebracht und einem tätigen Gegner gegenüber auch durch Truppen gedeckt werden (Ziff. 62). Sie wird angeordnet auf Grund der Kenntnisse, die man aus militärgeographischen und statistischen Arbeiten, den vorhandenen Karten und aus Mitteilungen Ortskundiger gewonnen hat. Selten wird man in so günstiger Lage sein, wie die Japaner, die die Übergangsstelle aus einem früheren Feldzuge kannten und dazu noch ausgezeichnet durch Kundschafter bedient wurden. Mitunter wird auf Grund des gewonnenen Bildes eine Reihe einleitender Maßnahmen (Beschaffung von Übergangsmitteln) von langer Hand her getroffen werden können. Doch hat man sich zu hüten, die taktische Entschließung in ein vorgezeichnetes Bild einpassen zu wollen. Vielmehr kann sie erst erfolgen, nachdem mit der Annäherung der Truppen an den Wasserlauf die Erkundung auf die Feststellung der Lage beim Feinde und darauf fußend auf die sorgfältige Klarlegung der einschlagenden technischen Verhältnisse erstreckt worden ist. Dabei kann nicht darauf verzichtet werden, genaue, zuverlässige Nachrichten in beiden Richtungen durch übergegangene Patrouillen zu gewinnen. Weit seitwärts ausholende Kavallerie- und Radfahrerpatrouillen, die vielleicht mit Kavallerie-Brückengerät übersetzen, aber auch Infanterie- und Pionierpatrouillen müssen an schlecht bewachten, unwahrscheinlichen, schwierigen Übergangsstellen das andere Ufer zu gewinnen suchen. Von dem Mittel, ihnen Wagen der Divisionsbrückentrains mitzugeben, wird allerdings nur sparsam Gebrauch gemacht werden dürfen, um diese nicht vorzeitig zu verausgaben und die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen. Gut schwimmende Offiziere (mit Schwimmgürteln u. dgl.) werden bei Nacht immer die meiste Aussicht haben, ihren eng zu begrenzenden Erkundungsauftrag zu erfüllen.

Die **Flugzeuge** aller Art verheißen vielleicht der Verteidigung noch mehr Vorteile als dem Angriff, weil sie die lähmende Unsicherheit über die Angriffsrichtung beseitigen können, aber sie werden auch dem Angriff die wertvollsten Nachrichten über die Aufstellung der Gros des Verteidigers bringen können. Die Anleitung F. Pi. D.

rechnet allerdings mehr mit den jetzt verfügbaren zuverlässigen Mitteln der sich über das Hindernis hinüberbewegenden Patrouillen und nimmt unausgesprochen an, daß die Flugzeuge bei Nacht und ungünstiger Witterung versagen.

Einleitung des Unternehmens. Führung.

Anderseits werden die Flugzeuge den Angreifer in Zukunft wohl dazu nötigen, mit seinem Anmarsch und namentlich mit der Heranziehung seiner Brückentrains sowie durch Bereitstellung zahlreicher zur Bekämpfung der Luftfahrzeuge geeigneter Artillerie bestrebt zu sein, den Verteidiger über seine Absichten im unklaren zu halten. Ort und Zeit des Überganges sind möglichst lange geheim zu halten (Ziff. 74). Hinter einem dichten Schleier von Truppen werden deshalb die für einen gewaltsamen oder überraschenden Übergang bestimmten Truppen und Brückentrains zunächst bis auf etwa einen Tagemarsch an den Wasserlauf herangezogen und in größerer Breite mit der Möglichkeit einer Entwicklung nach allen in Frage kommenden Übergangspunkten hin bereitgestellt werden müssen. Ein gut überlegtes Netz von Nachrichtenverbindungen muß dabei die Gewähr geben, die zum Übergang bestimmten Truppen je nach der Lage zu verschieben. Zweifellos wird durch diese Art der Einleitung des Unternehmens der ganze Apparat nicht gerade vereinfacht. Um so wichtiger ist es, daß der Führer mit Einsicht und Tatkraft die Lage beherrscht und verständnisvolle Gehilfen seine Befehle in Taten umsetzen. In dieser Beziehung sind die letztjährigen großen italienischen Manöver überaus belehrend. Für den Po-Übergang waren sehr günstige taktische Verhältnisse angenommen worden, indem die Südpartei bei Beginn der Bewegungen etwa 75 km vom Strome entfernt stand. Der Übergang konnte also, wohl weil das neue Gerät erst einmal in großen Verhältnissen technisch erprobt werden sollte, in aller Ruhe ausgeführt werden. Bezeichnend ist nun, daß die Arbeit bei der am weitesten stromab zu schlagenden Brücke anscheinend durch Ungeschicklichkeit der Pioniere des 4. (als Pontoniertruppe ausgebildeten) Genie-Regiments so viel langsamer vonstatten ging, daß der Vormarsch der Nordarmee um 24 Stunden aufgehalten wurde. Diese Tatsache ist einerseits ein Zeichen unsachlicher Abhängigkeit der Truppenführung von dem Gelingen der Pioniertätigkeit, anderseits ein Beweis dafür, daß die Truppenführung nicht gewandt genug war, sich von ihrem ersten Entschluß frei zu machen und die am nördlichen Ufer festgehaltene Kolonne an einen anderen Übergang heranzuziehen.

Auch der Yalu-Übergang der Japaner zeigt nicht die Spannung, die bei Ereignissen gleicher Art beim Angreifer und Verteidiger mitunter vorhanden gewesen ist und in Zukunft erst recht nötig sein wird. Allerdings ist wohl die Untätigkeit auf russischer Seite von den Japanern ebensowenig erwartet worden als ihre geringe Stärke und unsachliche Truppenverteilung. So konnte sich die ganze Handlung streng methodisch und ungestört nach einem wohlerwogenem Plane vollziehen, in dem alle Einzelheiten bis auf die Stunde und Minute berücksichtigt waren. Sie führte auf sichere Weise zu dem erstrebten Erfolge, aber unter augenscheinlicher Zeitverschwendung.



Die Vorbereitungen am Stromufer dauerten vom 23. April, an dem die Armee Kuroki aufmarschiert war, bis zum Morgen des 1. Mai. In dieser Zeit wurden allerdings 1630 m Brücken, davon fast drei Viertel aus beigetriebenem Gerät, hergestellt. Aber wenn man diese Leistung auch anerkennt und zugibt, daß der Ausgang der Kriegshandlung am Jalu als erste Unternehmung des Krieges gegen eine überlegene europäische Großmacht von weitesttragenden Folgen sein und darum jeder Fehlschlag durch gute Vorbereitungen ausgeschlossen werden mußte, so vermißt man doch das entschlossene Zugreifen des Führers in einer ihm günstigen Lage, die sich immerhin zu seinen Ungunsten verändern konnte.

Die F. Pi. D. sucht in sehr durchdachter Weise den Einfluß des Führers auf die Unternehmung sicherzustellen. Sie verlangt von ihm neben ruhiger, sachlicher Überlegung frischen Wagemut, Verantwortungsfreudigkeit und rücksichtslose Tatkraft (Ziff. 69). Vorbereitung und Durchführung sollen einheitlich geregelt werden, so daß sich Anmarsch und Bereitstellung aller durch die Truppeneinteilung gebildeten Befehlsverbände in voller Übereinstimmung vollziehen (Ziff. 74). Die Bereitstellungsplätze der Truppen und des Gerätes sollen mit dem Truppenführer durch Fernsprecher oder Telegraph verbunden werden (Ziff. 76). Dauernde Verbindung mit den übergegangenen Truppen ist von großer Bedeutung (Ziff. 79). Ist der Brückenschlag gelungen, so bestimmt der Führer allein über die Erhaltung oder den Umbau der fertigen Brücke. Ohne seine Genehmigung darf kein Brückengerät herausgenommen werden, um es etwa für weitere Operationen verfügbar zu machen (Ziff. 83).

Pionieroffiziere.

Die Aufgaben der Pionieroffiziere sind durch die Ziele ihrer Erkundungstätigkeit, die von ihnen verlangten Vorschläge (Ziff. 73) und die Feststellung ihrer Verantwortlichkeit beim Übersetzen (Ziff. 77) klar bezeichnet. Beim Brückenbau ergeben sie sich von selbst. Einleitung und straffe Durchführung des Brückenschlages, Maßnahmen für baldigen Ersatz des Kriegsbrückengerätes durch beizutreibende Baustoffe, Sicherung der Brücke schon während ihres Entstehens gegen Angriffe und Zerstörungsversuche erfordern trotz anscheinender Beschränkung des Einflusses des leitenden Pionieroffiziers nach wie vor ein hohes Maß von Überlegung und Tatkraft. Der Pionierführer, der in der gespannten Lage eines Flußüberganges vor dem Feinde versagt, gefährdet die ganze Unternehmung, denn es sind im besten Falle schwierige Stunden, die eine im Angriff über den Wasserlauf übergesetzte Abteilung ohne feste Verbindung zum eigenen Ufer mit nur tropfenweise eintreffender Unterstützung zu durchleben hat. Die schon erwähnte russische Arbeit scheidet die Aufgaben des leitenden Pontoniers übrigens ganz im Sinne der F. Pi. D. von denen des Truppenführers und seines Generalstabes. Auch seine Zeitberechnungen dienen als Grundlage für die Regelung der Truppenbewegungen durch den Generalstab. Das Feldtaschenbuch für den österreichischen Genieoffizier läßt dagegen zwischen den Zeilen seiner Ratschläge erkennen, daß größere Rücksichtnahme auf technische Verhältnisse weiter-

reichenden Einfluß der Techniker auf die taktische Handlung zur unvermeidlichen Folge hat.

Welchen Gefahren durch Zerstörungsversuche der Übergang über einen Wasserlauf ausgesetzt ist, lehrt eine vor nicht langer Zeit veröffentlichte Zusammenstellung.*) An der Donau 1877 ist ihnen Rechnung getragen, ebenso bei Liaojan, wo zudem nach den vorhergegangenen üblen Erfahrungen Vorkehrungen gegen die Einwirkung des plötzlichen Anschwellens des Tai tsy ho getroffen werden mußten. Wagemutige Gegner wie die Japaner stellen, da sie mit immer mehr vervollkommneten Zerstörungsmitteln arbeiten können, die technische Brückensicherung jedenfalls vor überaus schwere Aufgaben.

Ausführung des Überganges.

Der Flußübergang vor dem Feinde besteht technisch aus zwei Akten: dem Anmarsch und dem Übersetzen der Deckungstruppen, dem Brückenschlag und nachfolgendem Übergang über den Wasserlauf. Beide greifen ineinander über, weil der Brückenbau taktischer Sicherung durch möglichst starke Truppen bedarf und die Herstellung der festen Verbindung von Ufer zu Ufer tunlichst beschleunigt werden muß, weil das zum Brückenbau benötigte Gerät zum großen Teil zunächst beim Übersetzen gebraucht wird. Es bedarf deshalb sorgfältiger Überlegung und Befehlserteilung, um Personal und Gerät rechtzeitig, aber auch nicht unnötig früh zum Brückenschlag heranzuziehen. Strombreite und Stromstärke sind dabei ebenso von Einfluß wie die durch das Wegenetz und die Uferverhältnisse bedingte Lage der **Übersetzstellen** zu der **Brückenstelle**. Zwischen beiden muß unterschieden werden. Brückenstellen sind meist an das Wegenetz gebunden (Ziff. 71); mehr oder weniger große Gunst der Verhältnisse, wie sie die Theorie sonst als ausschlaggebend für ihre Wahl hinzustellen liebte, hat doch nur beschränktere Bedeutung (Ziff. 98). Dagegen geben für die Auswahl der Übersetzstellen taktische und Geländeverhältnisse den Ausschlag, während die Wege nur soweit sie für das Heranführen der Brückentrains zu den Abladeplätzen notwendig sind, in Betracht zu ziehen sind (Ziff. 71).

Bereitstellung ausreichender Kräfte und Mittel.

Grundsätzlich sind für den Übergang über Gewässer in großen Verhältnissen alle verfügbaren Pionierkräfte und Kriegsbrückentrains bereitzustellen. Ihnen Anstrengungen ersparen wollen, würde meist ein Fehler sein, denn es muß mit unvermeidlichen Verlusten, Steckenbleiben von Teilen der Trains auf schlechten Wegen, Untergang und Unbrauchbarwerden von Pontons gerechnet werden. Umgekehrt darf Mangel an technischen Truppen und an Brückentrains nicht dazu führen, den von der Führung gewollten Übergang für unmöglich zu erklären oder Einwendungen gegen die Pläne der Führung hinsichtlich Zeit und Ort des Überganges zu machen, soweit sich die Gründe dafür nur irgend beseitigen lassen. Wie beim Donauübergang 1877 Matrosen und des Ruderns kundige Mannschaft der Infanterie und Kasaken aus-

*) „Schutz und Zerstörung von Kriegsbrücken," Mitteilungen über Pionierwesen, Heft 3, 1911.



geholfen haben, so müssen nötigenfalls vor allem die Pionierkommandos der Infanterie herangezogen werden. Mangel an Gerät kann allerdings durch Einbau behelfsmäßiger Mittel in die Brücke ausgeglichen werden. Aber dabei ist nicht zu vergessen, daß die Beschaffung und Zurichtung dieser Mittel noch viel mehr Zeit kostet als ihr Einbau.*) In einzelnen Fällen, wie an der Donau 1877 und am Yalu 1904, konnte die Beschaffung wohl von langer Hand vorbereitet werden. Selten aber und darum rühmenswert ist eine Leistung wie an der Beresina, wo die französischen Pioniere aus sehr wenig geeigneten Baustoffen, Gebälk und Verschalung von ärmlichen Bauernhäusern, Knüppeln und Strauchwerk verhältnismäßig schnell zwei Brücken fertigstellten. Immer bleibt zu bedenken, daß eine bunte Musterkarte von Fahrzeugen wie in den Donaubrücken 1877 und gewisse Unregelmäßigkeiten in der Brückenbahn, die unter dem Druck der taktischen Lage nicht schnell genug beseitigt werden können, nicht nur das dafür empfindliche Auge verletzen, sondern auch tatsächlich Grund zu minderem Vertrauen auf Tragfähigkeit geben. Diese Schwierigkeiten des Brückenbaues mit behelfsmäßigen Mitteln können indessen nur dringend dazu auffordern, ihm recht viel Aufmerksamkeit zuzuwenden und bei der Ausbildung hierin nicht nur der technischen Truppen, sondern auch der Infanterie und Kavallerie ausreichende Zeit zu widmen. Das japanische Pionier-Reglement betont dies als Notwendigkeit.

Behelfsgerät.

Fähren.

An Stelle fester Brücken können bei Mangel an Gerät für kleinere Truppenabteilungen fliegende Brücken oder Zugfähren in Betrieb gesetzt werden (Ziff. 84). Stehen Fahrzeuge einer Stromflotille wie auf der Donau und dem Amur oder Motorboote**) zur Verfügung, oder sind einzelne Pontons für Ausstattung mit leistungsfähigen Motoren eingerichtet, wie dies bei den russischen Pontonier-Bataillonen vorgesehen zu sein scheint, so erleichtert dies den Fährbetrieb.

Schnellbrücken.

Wo ein Wasserlauf von geringerer Breite nur ein taktisches Hindernis vor einer Stellung bildet und die Lage dazu nötigt, den Angriff hinüber zu tragen, ist die Überwindung mit Schnellbrücken angezeigt. Sie sind sonach eigentlich ein Kampfmittel, mit dem sich alle Waffen zu befassen haben. Dennoch werden der Natur der Sache nach vorwiegend die Pioniere nicht nur die Herstellung aus den sich bietenden Mitteln mit aller Findigkeit zu bewirken, sondern auch das fertige Gerät überall zu bedienen haben, wo es im Kampfe verwendet werden muß.

Flußübergänge im Rückzuge.

Beim Rückzuge liegen die Verhältnisse für den Übergang über Wasserläufe scheinbar viel einfacher als beim Vormarsch, da es sich zunächst um die rein technische Aufgabe des Brückenschlages durch vorausgesandte Pioniere und Brückentrains handelt.

---

*) Man tut gut, nur mit Leistungen von 5 bis 10 m Brückenlänge in einer Stunde zu rechnen, wie auch das Taschenbuch für den österreichischen Genieoffizier annimmt, während mit Kriegsbrückenmaterial Brückenlängen von 40 bis 50 m in der gleichen Zeit hergestellt werden können.

**) In Österreich sind neuerdings Mittel zur Beschaffung von Motorbooten für die Pioniertruppe bewilligt worden.

Der Übergang über die Beresina, bei dem außerdem noch das jenseitige Ufer in Besitz genommen werden mußte, ist eine Ausnahme. Er zeigt wenig von den frühzeitig einzuleitenden Anordnungen und ist doch ein Schulbeispiel für das Ineinandergreifen taktischer Handlungen und technischer Tätigkeit.

Es kommt beim Rückzuge darauf an, viele Übergänge zu schaffen, sie in exzentrische Rückzugsrichtungen zu verlegen, gut in das Wegenetz einzupassen und Teilen der zurückgehenden Truppe günstige Verhältnisse für Nachhutgefechte, also Brückenkopfstellungen diesseits und gute Artilleriestellungen jenseits zu schaffen. Ferner muß dafür gesorgt werden, daß die technischen Truppen genügenden Vorsprung gewinnen, um besonders zuverlässige Übergänge herzustellen, die auch der schwersten Belastung, nämlich durch unvermeidliches Menschengedränge, standhalten. Sodann müssen die zurückgehenden Truppen durch sorgfältige Marschanordnungen gleichmäßig, jedenfalls in überlegter Weise auf die Übergänge verteilt und Unordnungen durch scharfe polizeiliche Maßregeln (Ziff. 90) verhindert werden. Endlich handelt es sich um Vorkehrungen für den Abbruch der Übergänge, die Deckung dieser Arbeiten, ihre Ausführung, die Bergung des Kriegsbrückengerätes und die Rettung der letzten Deckungstruppen. Das Beispiel des Rückzuges über die Brücken bei Liaojan zeigt sorgfältige technische Vorkehrungen für den Abzug, aber nicht ganz einwandfrei geregelte Benutzung. Es läßt die nötige Unterstützung der Pontoniere bei der Bergung des Kriegsbrückengerätes vermissen. Unsicherheit über die Befehlserteilung für die Zerstörung erzeugte nicht ausreichende Ausführung der dazu nötigen Arbeiten. Allerdings findet dies Versagen seine Erklärung in der Art der Eingliederung der technischen Truppen und Brückentrains in die Truppenverbände.*) Bei Friedensübungen sind unkriegsmäßige Bilder des Abbruchs von Brücken und der Bergung des Gerätes, hier allerdings aus Übungsrücksichten und wirtschaftlichen Gründen, nicht immer zu vermeiden. Die Zerstörung von Brückenteilen muß aus solchen Gründen meist unterbleiben oder doch unnatürlich eingeschränkt werden. Darum ist die Festlegung von Bestimmungen in dieser Richtung eine für die Erhaltung der Operationsfreiheit der Truppenverbände wichtige Maßregel. Die F. Pi. D. schreibt vor, daß das Kriegsbrückengerät soweit möglich geborgen wird und Verluste nur dann nicht gescheut werden dürfen, wenn damit die Rettung der letzten Truppen erkauft werden kann (Ziff. 92). Diese Bergung stellt hohe Anforderungen an die Mannszucht der Pioniere; ihre schwierige Tätigkeit dabei soll aus Aufnahmestellungen am gewonnenen Ufer unterstützt werden. Für die letzten Deckungstruppen am feindlichen Ufer müssen Übergangsmittel, Fahrzeuge oder Schnellbrücken an mehreren klar bezeichneten Stellen bereitgehalten werden, damit der

*) Die Pontonier-Bataillone sind Heerestruppen. Sie waren im ersten Teile des Krieges 1904/05 in dauerndem Wechsel Armeekorps, Divisionen, dem Ingenieur-Inspekteur der Armee und dem Chef der Ingenieure der Etappen unterstellt, Sappeurtruppenteilen angegliedert und wieder selbständig, vor Mukden schließlich der Heeresreserve zugeteilt.



Rückzug in breiter Front erfolgen kann. Die Zerstörung der Übergänge muß gründlich sein und durch Anbringung von Sprengladungen frühzeitig genug vorbereitet werden. Daß Feuer unzuverlässig ist, lehrt das teilweise Versagen bei der Zerstörung der Brücken bei Liaojan.

Die Rücksicht auf Erhaltung des Kriegsbrückengerätes läßt tunlichste Verwendung von Behelfsbaustoffen in Rückzugsbrücken erwünscht erscheinen. Oft wird es möglich sein, während des Rückzuges über Kriegsbrücken Behelfsbrücken herzustellen und in Benutzung zu nehmen, so daß jene abgebrochen werden können.

Tätigkeit und Mittel der Kavallerie.

Bei Durchsicht der F. Pi. D. wird auffallen, daß in den Grundsätzen über die Überwindung von Gewässern weder von der Eingliederung der Kavallerie in die Handlung — abgesehen natürlich von Erkundungen — noch von selbständigen Handlungen der Kavallerie an Gewässern die Rede ist. Zu diesen nötigen sie die Aufgaben der strategischen Aufklärung an allen ihr hinderlichen Wasserläufen. Bei Übergängen großer Heereskörper über Gewässer muß sie sich an der Erkundung auch über den Wasserlauf hinüber beteiligen, Nebenübergänge weit ausholend auf den Flügeln ausführen und bei Scheinübergängen helfen.

Die Glanzleistungen der Raids im Sezessionskriege zeigen zwar die Fähigkeit großer Kavalleriekörper, unter besonderen Verhältnissen ohne Hilfsmittel Ströme zu überwinden. Inzwischen sind jedoch die Heereskavalleriemassen durch die ihr angegliederte Artillerie und schon durch ihre eigene Gefechtsbagage, geschweige denn die Große Bagage unbehilflicher geworden. Darum war die Einführung von Kavallerie-Brückengerät für die Lösung der angeführten Aufgaben eine Notwendigkeit. In Rußland hatte man den unter Kaiser Nikolaus I. errichteten berittenen Pionier-Eskadrons Kavallerie-Brückentrains zugeteilt. Da sie sich aber zu schwerfällig erwiesen, so wurden sie die Ursache zur Aufhebung dieser sehr nützlichen Truppe im Jahre 1862.*)

Das heute übliche, teils eingeführte, teils in der Einführung begriffene Kavallerie-Brückengerät ist überall leicht fahrbar, einfach und doch zu vielseitiger Verwendung befähigt. Es hat aus zwei Halbbooten zusammenzusetzende Einzelboote zur Beförderung der Mannschaft und des Gepäcks beim Übergang mittels Schwimmen und läßt sich zu leistungsfähigen Fähren für Geschütze und Gefechtsbagagen zusammenstellen sowie zu Brückenstegen, Laufbrücken und verstärkten Laufbrücken (für den Übergang auch von Fahrzeugen) benutzen. Die Vereinigung der Geräte mehrerer Regimenter ergibt ansehnliche Brückenlängen.

Das neue österreichische Gerät enthält in normaler Zusammensetzung als Kavallerie-Brückentrain zu vier Wagen etwa doppelt so viel Brückengerät als bei unseren Regimentern mitgeführt wird. Da der Entwurf der Anleitung für den technischen Unterricht bei der Kavallerie auch die Herstellung von Brücken aus dem Gerät von

*) „Die berittenen Pioniere", Invalid 59/1912.

acht Wagen vorsieht, so liegt der Schluß nahe, daß vielleicht jede Brigade allmählich einen solchen Train erhalten soll. Außer den Booten werden auch noch stehende Unterstützungen mitgeführt. Hierdurch können zwar noch größere Brückenlängen erzielt und die Arbeiten bei ungünstigen Uferverhältnissen vereinfacht werden, doch hat die Verschiedenartigkeit des Gerätes auch ihre Nachteile. Sie ist entstanden aus dem Wunsche, „größere Flußläufe zu jeder Jahreszeit mit Geschützen und Fuhrwerken übersetzen zu können“ und allen Lagen auch ohne die umständliche Beitreibung von Behelfsbaustoffen gerecht zu werden. Daneben ist das österreichische Kavallerie-Regiment mit Kavallerie-Schwimmsäcken ausgestattet, die als „Notmittel für die Mannschaft und die Ausrüstung beim Durchschwimmen von Wasserläufen zur Anwendung kommen sollen“. Außerdem betont die Anleitung für den technischen Unterricht bei der Kavallerie die Wichtigkeit der „Schulung dieser Waffe im Gebrauch und der Erzeugung von Notmitteln“ für die Aufgaben an Gewässern. Die großzügig angelegten und mit Schneid durchgeführten Kavallerie-Manöver an der Drau im vergangenen Sommer haben jedenfalls dargetan, daß die österreichische Kavallerie sehr wohl imstande ist, einen fast 300 m breiten Strom, wie die Drau, in kurzer Zeit mit eigenen und beigetriebenen Mitteln zu überwinden.*) Die für Flußübergänge und die Flußsicherung zu beobachtenden Grundsätze sind dabei in sehr sachlicher Weise zum Ausdruck gekommen.

Die russischen Kavallerie- und Kasaken-Regimenter haben, wie schon erwähnt, kein Brückengerät; sie müssen sich trotz aller Kriegserfahrungen immer noch mit den Poljanskischen Floßsäcken begnügen, die mit Behelfsmitteln zu Brückenunterstützungen oder dicht zusammengestellt zu tragfähigen Flößen verwendet werden können.**) Die Kavallerie ist also grundsätzlich auf das Überschwimmen von Wasserläufen und die Ausnutzung von Behelfsmitteln angewiesen und hat darin seit langem gute Erfahrungen gemacht, auch mit Nutzen das Übersetzen von Fahrzeugen mittels angebundener Schwimmkörper (Tierhautschläuche) erprobt. Dem Vorteil des Wegfalls von Brückenfahrzeugen steht aber doch größere Unfreiheit und größerer Zeitaufwand bei der Bezwingung von Wasserläufen nachteilig gegenüber, so daß die Einführung von Kavallerie-Brückengerät befürwortet wird.***)

---

*) Innerhalb rund 28 Stunden haben 48½ Eskadrons, 5 Batterien, 4 Maschinengewehr-Abteilungen mit schwimmenden Pferden den Strom überschritten.

**) Wojenny Sbornik 2/11 brachte einen durch Bilder erläuterten Bericht über Übungen mit diesen Floßsäcken und über Fahrten über den Irtysch, wobei die Strombreite von 590 m 22 Minuten Fahrzeit erforderte.

In Raswjedtschik 988 ist die Beschreibung eines beim Turkestanischen Sappeur-Bataillon erprobten Tragtier-Brückentrains enthalten, der in fertigen Floßgliedern von 2,10 m Länge auf zwei Kamelen verladen werden kann.

***) A. Matkowski, „Selbständige Operationen größerer Kavalleriekörper in Flanken und Rücken der feindlichen Heere“, Mitteilungen der Russ. Kriegsakademie, Heft 16.



Die Einrichtung der Brückentrains und ihre Verwendung.

Noch eine andere Lücke wird man in der F. Pi. D., gerade bei ihrer so einsichtigen Förderung des Zusammenwirkens der Waffen vielleicht empfinden. Während das Kavalleriegerät und seine technische Handhabung im Anhange genau beschrieben sind, sind die Angaben über das Kriegsbrückengerät der Pioniere, mit dem das ganze Heer im eigensten Interesse vertraut sein muß, sehr knapp gehalten. Sie sind in zwei Übersichten über die Leistungsfähigkeit des Brückentrains beim Übersetzen und Brückenbau und eine Anzahl Bemerkungen zusammengedrängt.

Da die Gestaltung der Brückentrains neben der Organisation der sie bedienenden Truppen von größter Bedeutung für die Ausführung der Unternehmungen an Wasserläufen ist, so soll hier auf die Wechselbeziehungen zwischen beiden und der Art des in den Trains mitgeführten Gerätes, seiner Beweglichkeit zu Lande und Tragfähigkeit zu Wasser, seiner schnellen Verwendungsbereitschaft für das Übersetzen und den Brückenschlag und endlich der für Brückenschläge erforderlichen Bauzeit kurz eingegangen werden.

Wo die Pioniere — wie bei uns, in Österreich und in Japan — als Einheitspioniere auch mit dem Kriegsbrückengerät ausgebildet werden, ist die größte Freiheit in der Zuteilung zu den gemischten Truppenverbänden und in ihrer Eingliederung in die Marschkolonnen gegeben. Bei einiger Umsicht können sie fast immer rechtzeitig mit Kriegsbrückengerät an die Stelle, wo man ihrer bedarf, gezogen werden. Die französischen Genie-Kompagnien der Divisionen sind dagegen durch ihre Zusammensetzung vorläufig kaum in der Lage, Kriegsbrückengerät gut zu bedienen. Sie müssen sich mit den paar mitgeführten Floßsäcken und beigetriebenen Baustoffen behelfen, während zur Überwindung größerer Gewässer die Korpskompagnien mit dem Korpsbrückentrain vorgeführt werden müssen. Es heißt allerdings, daß in diesen Verhältnissen eine Änderung eintreten und die Geniekompagnien der Divisionen leichte Brückentrains unter Benutzung umzuändernder Schanzzeugwagen erhalten sollen. In Italien und Rußland sind die Divisions-Sappeur-Kompagnien mit einem besonderen Brückenpark*) ausgestattet und auf seine Bedienung eingeschworen, aber in der ordnungsmäßigen Bedienung der zu Pontonier-Kompagnien (in Rußland Bataillonen zu 2 Kompagnien) gehörigen schweren Brückentrains nicht ausgebildet.

Es ist zwar ein Vorzug, daß letztere (wohl nur teilweise) im Frieden bespannt sind, ändert aber nichts an der Tatsache, daß es ihnen wie im letzten Kriege**) gehen wird: sie werden trotz guter Ausbildung im Zusammenwirken mit den Hauptwaffen nicht das Höchste leisten können, solange es am inneren Zusammenhange mit ihnen fehlt. Mangelt die Gelegenheit zur Verwendung in ihrer Spezialität, so sind sie an ihren großen Brückentrain, für den keine höhere Befehlsstelle Interesse hat, gebunden oder werden, wie bei Mukden mit anderen Truppen in einer bunt zusammengewürfelten Heeresreserve aufgebraucht.

Für das den Pionier-Kompagnien der Divisionen zugeteilte Kriegsbrückengerät ist **leichte Beweglichkeit** Bedingung. Es muß den Truppen auch auf dem Gefechtsfelde überallhin folgen können. Ein Gerät wie das der Kavallerie oder die russische 10 Ssashen-Brücke ist aber trotz Erfüllung dieser Bedingung nicht recht geeignet, weil es nicht die Tragfähigkeit des sonstigen Kriegsbrückengerätes besitzt, mit dem es u. U. in längeren Brücken zusammen eingebaut werden muß. Dies Gerät muß aber wieder alle Lasten des Feldheeres, also auch schwere Geschütze, Armeelastzüge und bei Rückzügen Menschengedränge, und zwar in stark strömenden Gewässern tragen können. Das österreichische und russische (auch bayerische) Gerät entsprechen der letzteren Forderung unbedingt. Die als Divisionsbrückentrains verwendeten Hälften der österreichischen Kriegsbrückentrains werden aber vielleicht die erwünschte Beweglichkeit vermissen lassen. Unsere früheren Brückentrains hatten bei nicht mehr genügender Tragfähigkeit den gleichen Mangel, auch waren ihre Pontons nicht als Einzelfahrzeuge

*) Dort von 41,6 m Länge, hier der sogenannten 10 Ssashen (21 m)-Brücke.

**) Siehe S. 581.

zu benutzen. Aber die Divisionsbrückentrains waren doch wenigstens organische Glieder des Divisionsverbandes, dessen Führung und Truppen für sie einstehen müssen. Die Japaner wiederum sind in der Lage, von ihren bei den Divisionen eingeteilten Brückentrains der Pionier-Bataillone beliebig große Teile abzuzweigen, hatten aber im russischen Kriege ein ganz besonders leichtes, aus vielen Teilen zusammenzusetzendes Gerät, das auf japanische Wegeverhältnisse hin konstruiert, den größeren Anforderungen des festländischen Kriegsschauplatzes nicht entsprach. Sie sind dabei, ein schwereres, anscheinend aber immer noch schwaches Gerät einzuführen, dessen Flußfahrzeuge aus einigen Teilen am Gebrauchsort zusammengefügt werden müssen, also nicht schnell genug verwendungsbereit sind.

Durch Verladung eines Pontons mitsamt dem Oberbau und Zubehör für eine Strecke auf einem Wagen wird die Abzweigung beliebig vieler Fahrzeuge der Trains erleichtert und daher völlige Ausnutzung des Gerätes in schwierigen Fällen besser ermöglicht, als durch geräteweise Verladung, wie z. B. bei den russischen Trains, welche sehr tragfähige aber auch schwere Halbpontons führen. An sich ist es nicht unvorteilhaft, möglichst tragfähige schwimmende Brückenunterstützungen zur Verfügung zu haben. Sie gestatten, die Spannungen zu vergrößern (auf 6,50 m bei normalen russischen Kriegsbrücken gegenüber unserer Normalspannung von 4,50 m) und dadurch den Gesamtdruck stark strömenden Wassers auf die Brücke zu verringern. Man bedarf aber dafür wieder stärkeren Oberbaumaterials und sieht sich genötigt, auf die streckenweise Verladung zu verzichten, muß auch die durch größeres Gewicht erschwerte Handhabung des Gerätes in den Kauf nehmen.

Man wird deshalb nicht umhin können, die bei uns gefundene Lösung der ganzen Frage als glücklich anzusehen. Wir haben schwere Korpsbrückentrains und bei den Divisionen leichte vierspännige Brückentrains mit Halbpontons. Die Brückenwagen sind bei diesen für das Aufsitzen von vier Mann eingerichtet und können einzeln oder im ganzen Train zur Erkundung und zu beschleunigtem Einbau des Gerätes im Trabe vorgezogen, bei Rückzügen vorausgesandt werden. Je zwei Halbpontons lassen sich mit wenigen Handgriffen zu Ganzpontons von der Tragfähigkeit der Pontons der Korpsbrückentrains vereinigen. Da die übrigen Brückenteile denen der Korpsbrückentrains gleich sind, so können die leichten Divisionsbrückentrains unbeschadet dessen, daß sie ihrer Bestimmung nach Gefechtsbrückentrains sind, vollwertige Brückenteile liefern.

Ganzpontons und zusammengesetzte Halbpontons haben einen erhöhten Bug; sie sind damit gegen den Wasserschwall in stark strömenden Gewässern geschützt und in solchen überhaupt erst als Brückenunterstützungen verwendbar geworden. Beim Übersetzen von Infanterie können sie im Gegensatz zu früher auch einzeln gefahren werden. Fähren aus zwei Pontons werden grundsätzlich wie eine Brückenstrecke hergestellt und haben fast doppelt so große Tragfähigkeit als die früheren Infanteriefähren.

Die als Einheitspioniere ausgebildete Mannschaft der Pionier-Kompagnien ist aber gleichmäßig befähigt, das Gerät der beiden Arten Trains zu bedienen wie auch fehlendes Kriegsbrückengerät mit Behelfsmitteln zu ergänzen. Wir halten an stramm exerziermäßiger Bedienung des Kriegsbrückengerätes fest, weil sie in schwierigen Lagen allein den vollen Nutzen der Bereitschaft unseres reichlich bemessenen Gerätes*) verbürgt. Schneller Baufortschritt erfordert nicht nur verständnisvolles, sondern auch bei gewissen Verrichtungen taktmäßiges Zusammenarbeiten. Das aber ist nur zu erzielen, wenn von allen Künsteleien im Kriegsbrückenbau abgesehen wird, wozu die Konstruktion des österreichischen

*) Brückenlängen für Kolonnenbrücken

	bei der Inf.-Div.	beim Armeekorps	bei der Armee von 3 bis 5 Armeekorps	mithin entfallen auf ein Armeekorps rund
Deutschland . .	35 m	130 m	—	200 m
Österreich . .	26,5 m	—	320 (?)	150 (?) m
Italien . . .	40 m	—	216 m	170 m
Frankreich . .	—	128 m	256 m	180 m
Rußland . . .	21 m	—	243 m	100 m
Japan . . .	144 m	—	—	288 m, aber leichtere Brücke.

und russischen Gerätes ja etwas verführt. Die dort vorhandenen Halbpontons können bis zu fünf zu einem Fahrzeug vereinigt werden. Wenn auch die Einschaltung größerer Fahrzeuge für die Stabilität längerer Brücken nicht unerwünscht ist, so kann doch wohl auf Brücken mit durchweg doppelter oder gar dreifacher Brückenbahn auf verlängerten Pontons, wie sie das österreichische Reglement vorsieht, verzichtet werden. Denn bei ausreichendem Gerät sind mehrere einzelne Brücken einer einzigen verbreiterten wohl vorzuziehen.

In der bereits angeführten Darstellung eines angenommenen Brückenschlages durch russische Pontoniere über den schwach strömenden Dnjestr wird angegeben, daß eine Kolonnenbrücke von 264 m Länge in 6½ Stunden benutzbar sein soll, was annähernd dem von der F. Pi. D. angenommenen Zeitbedarf entspricht. Im Gegensatz dazu wird bei den japanischen Pionieren weniger auf günstige Zeitleistungen hingearbeitet und die exerziermäßige Ausbildung mit dem Kriegsbrückengerät, die Festsetzung nummernweiser Verrichtungen sogar bewußt eingeschränkt; freies selbsttätiges Zusammenarbeiten soll den Vorteil des Drills ersetzen. Um das nötige Zusammenwirken zu ermöglichen, ist das Brückengerät tunlichst vereinfacht und auf e i n e Normalform beschränkt. Dafür wird dem Behelfsbrückenbau erhöhter Wert beigemessen, zwei Drittel der ganzen für den Wasserdienst bestimmten Zeit gewidmet. Aber auch hier herrscht Einfachheit der Formen, um das in den trefflichen Worten der Einleitung vorgezeichnete Ziel der Erziehung des Pioniers zu einem entschlußfähigen, selbständigen, arbeitsfreudigen, um feindliches Feuer unbekümmerten Soldaten erreichen zu können.

Leistungsfähigkeit.

Ein Vergleich der Brückenlängen des Kriegsbrückengerätes*) ergibt, daß die deutschen Armeekorps sehr günstig gestellt sind. Die Organisation ihrer Pioniere und Brückentrains verspricht nach Durchführung der Ausstattung mit dem neuen Gerät den Armeekorps die günstigsten Bedingungen für Kriegshandlungen an Wasserläufen und sichert ihnen die größte Operationsfreiheit.

Die in der F. Pi. D. enthaltene Übersicht über die Leistungsfähigkeit der Brückentrains weicht von den Angaben der Felddienst-Ordnung im Bedarf an Pionierkräften und Bauzeiten für Brücken unwesentlich ab. Beachtenswert ist die Zusatzbemerkung, daß diese Bedarfszahlen nur als allgemeine Anhalte unter günstigen Verhältnissen dienen können. Insbesondere ist davor zu warnen, daß man bei Brücken von größerer Länge die Zahl der nötigen Pionier-Kompagnien und Brückentrains aus der Summe des Bedarfs für mehrere kürzere Brückenlängen entnimmt. Je breiter der Wasserlauf ist, mit um so stärkerer Mannschaft muß schon wegen der weiteren Wege beim Bau gerechnet werden, um so mehr Reserven an Mannschaft und Gerät sind erforderlich. Handelt es sich um einen kriegsmäßigen Übergang mit Übersetzen von Deckungstruppen, so ergibt sich erst recht ein weitaus größerer Bedarf. Zu einem Rheinübergang auf Strecken von 300 bis 350 m Breite wird man im allgemeinen mindestens die Pioniere und Brückentrains von drei Armeekorps heranziehen müssen, um den Erfolg der Unternehmung technisch einigermaßen sicherzustellen. Zum Vergleich sei wieder auf das russische Beispiel Bezug genommen. Dort werden nur drei Kompagnien für den Brückenschlag von 264 m Länge und für das Übersetzen von schwachen Deckungstruppen bestimmt; allerdings wird auf keinerlei Störung durch den Feind gerechnet.

---

*) Vgl. Fußnote auf S. 585.

Die Bedarfsangaben der F. Pi. D. für das Übersetzen sind anders gefaßt als in der Felddienst-Ordnung. Nicht was mit einem Brückentrain geleistet werden kann, ist angeführt, sondern wie vieler Fahrzeuge ein taktischer Verband bedarf. Da es sich beim Angriff über Wasserläufe um das Übersetzen gemischter Truppen in vielen Fahrten handelt, wobei die Reihenfolge der Truppen nach taktischen Gesichtspunkten bestimmt werden muß, so läßt sich der Bedarf an Fahrzeugen und Zeit aus der neuen Anleitung schneller und zutreffender ermitteln und für die im Verlaufe eines Krieges verringerte Stärke der Truppeneinheiten ohne weiteres richtig angeben. Zum Vergleich sei angeführt, daß ein Infanterie-Bataillon 56 Fahrten von Einzelpontons oder 14 von Fähren bedarf, also in zweimaliger Fahrt mit den Pontons eines Korpsbrückentrains nahezu in seinem ganzen Sollstande das andere Ufer erreicht, während ein russischer Pontontrain dazu gerade genügt.

Verhalten der Truppen.

Die für alle Truppen wichtigen Bestimmungen für das Verhalten der Truppen beim Überschreiten von Kriegsbrücken und beim Übersetzen über Gewässer können wohl als Gemeingut in allen Heeren angesehen werden. Die nach deutlichen Photographien hergestellten Bilder der Beladung von Pontons und Fähren vereinfachen die vor jedem Übergang erwünschte Unterweisung der Mannschaft.

Brückenarten.

Die Ausführungen bringen zunächst die Einteilung der Kriegsbrücken. Es werden nur unterschieden: Stege und Schnellbrücken, Laufbrücken (zu denen auch die verstärkten Laufbrücken der Kavallerie gerechnet werden), Kolonnenbrücken und schwere Kolonnenbrücken. Die österreichischen Anleitungen kennen Gehstege und Reitstege (für den Übergang einzelner Reiter); aus dem Kavalleriebrückentrain können außer solchen Übergängen auch normale Brücken und für Geschütze und Fuhrwerke Gleisbrücken hergestellt werden. Der Infanterie und Kavallerie liegt der Bau von Stegen und leichten Notbrücken (von der Breite unserer Kolonnenbrücken) aus Behelfsgerät ob. Unsere F. Pi. D. weist beiden Waffengattungen im Behelfsbau nur Stege und Laufbrücken zu und behandelt Stege mit den Schnellbrücken gesondert von den Laufbrücken. Der Bau aller schwereren Brücken ist Aufgabe der Pioniere. Ob diese Teilung zweckmäßig ist und nicht durch den Bedarf der Wirklichkeit hinfällig wird, ist allerdinds fraglich; denn häufig genug werden Truppen der Hauptwaffen in die Lage kommen, schmale Hindernisse selbst zu überwinden und für die nicht allzu leichten Fahrzeuge ihrer Gefechtsbagage sorgen zu müssen. Auch die stoffliche Gliederung sagt weniger zu, als die bisher in unseren Vorschriften übliche und in den österreichischen Anleitungen für den technischen Unterricht der Infanterie und Kavallerie durchgeführte zusammenfassende Behandlung aller Brückenarten. Diese Formsache ist aber doch nicht dazu angetan, den Wert der Beschränkung auf die wichtigsten Formen und ausreichender Berücksichtigung der hauptsächlichsten und einfachsten Arten der so wichtig gewordenen Schnellbrücken zu beeinträchtigen. Die Findigkeit der unteren Führer und die Ge-

schicklichkeit der Mannschaften hat auf diese Weise freiesten Spielraum in der Ausnutzung der vorhandenen Mittel.

Österreichische Infanterie- und Kavalleriepioniere müssen sich mit besonderen Brückenarten vertraut machen. Die „Torrenten" der Alpengebiete mahnen zur Vorsicht, verlangen stärkere, festere Unterstützungen und Brechung der Gewalt des Wassers, verlegbare Brückenbahnen. Die tief eingeschnittenen Wasserrisse der Karstgebirge und auch des stellenweise holzarmen Kaukasus haben Hängebrücken und Behelfskonstruktionen eigner Art aus kurzen Hölzern Eingang in die Brückenbauvorschriften verschafft. Die luftgefüllten Tierhautschläuche, welche die bei uns zahlreicher vorhandenen Tonnen ersetzen, haben den offiziell eingeführten Floßsäcken als Vorbild gedient. Der größere Bedarf an Kriegsbrücken in den weniger kultivierten Landstrichen der Balkanhalbinsel hat in Österreich endlich erweiterte Ausbildung im Brückenbau und Ausdehnung dieser Ausbildung auf feste Bauarten (Pfahljoche und gezimmerte Böcke) erwünscht erscheinen lassen.

Schwimmen mit Pferden.

Es darf als Vorzug der F. Pi. D. angesprochen werden, daß durch die Angliederung des Anhangs „Pionierarbeiten der Kavallerie" dem Offizier der Fußtruppen eine Anleitung zugänglich gemacht ist, nach der der Übergang mit schwimmenden Pferden auszuführen ist. Die Offizierpatrouille kann in die Lage kommen, davon Gebrauch zu machen, Maschinengewehre und Bagagen können ebenso wie Feldartillerie sich gezwungen sehen, ein Wasserhindernis zu nehmen. Als Ergänzung dazu zeigt das Bild eines durch angebundene Tonnen schwimmend gemachten Wagens, wie Geschütze und Fahrzeuge über Wasser zu befördern sind.

Sicherheits- und Rettungsmaßnahmen.

Die F. Pi. D. bringt als Abschluß des Abschnittes Sicherheits- und Rettungsmaßnahmen bei Übungen im Frieden. Inwieweit sie auf den Ernstfall ausgedehnt werden können, muß dem Ermessen der leitenden Offiziere überlassen bleiben. Zu bedenken ist, daß Unglücksfälle vor dem Feinde eine Panik zur Folge haben können, die sich durch Überlastung z. B. einer Brücke wie über die Beresina äußert. Am wirksamsten wird immer vorgesorgt durch Bereitstellung zahlreichen Reservegeräts, Verhinderung von Zerstörungsversuchen durch den Feind, sorgfältige Überwachung der Einzelheiten des Brückenbaus, vorsichtige Auswahl beizutreibender Baustoffe und gute Behandlung des Kriegsbrückengerätes. Die einen Fluß überwindenden Truppen sind ihrer eigenen Sicherheit genaue Befolgung der von den technischen Leitern für nötig gehaltenen Anordnungen schuldig.

Flußverteidigung.

Die Flußverteidigung ist bisher immer nur in taktischen Lehrbüchern und Vorschriften vom rein taktischen Standpunkte behandelt und an der Hand kriegsgeschichtlicher Ereignisse von dem Gesichtspunkte aus beurteilt worden, daß sie früher oder

später überwunden wird und der Angriff glücken muß. Auch die letzte Flußverteidigung, am Yalu, hat nur ein verneinendes Ergebnis gehabt. Aber freilich, sie mußte bei ihrer zahlenmäßigen Schwäche, ohne genügende technische Kräfte und Mittel dem methodisch überlegenden und geschickt vorgehenden Angreifer erliegen. Ebenso gelingen bei Friedensübungen, allerdings durch die Anlage erleichtert und durch die Leitung gewollt, die Angriffe immer. Die Benutzung der neuen Kriegsmittel, wie der Scheinwerfer, läßt vielfach noch die nötige Gewandtheit vermissen, und die durch sie erleichterte oder gar erst ermöglichte Waffenwirkung bei Nacht fällt aus. Minen und Handgranaten, die z. B. bei einem russischen Manöver des Jahres 1910 im Militärbezirk Wilna zur Verteidigung eines Flusses eingesetzt worden sind, können ebensowenig wie Maschinengewehre die eindringliche Sprache reden, die dem auf die Benutzung technischer Hifsmittel gegründeten Angriffe Halt zuruft. Bei den schon erwähnten italienischen Manövern am Po war, um das Gelingen des Überganges mit dem neuen Gerät nicht in Frage zu stellen und um über seine Benutzung Erfahrungen zu sammeln, von eigentlicher Flußverteidigung abgesehen worden. Und so wird überall bei jeder mit großen Kosten verknüpften kriegsmäßigen Übung an Wasserläufen die Verteidigung etwas stiefmütterlich behandelt werden, da man in erster Linie Erfahrungen nach der positiven Seite hin anstrebt und jener nicht völlig freie Hand lassen kann.

Von den Fällen abgesehen, wo der Verteidiger in fertiger Stellung hinter einem als Hindernis ausgenutzten Wasserlauf von nur mäßiger Breite in Ruhe den Angreifer erwarten kann, weil er hier angreifen muß, ist er hinter einem breiteren Wasserhindernis in übler Lage. Zahlenmäßig aber festlegen zu wollen, bei welchen Strombreiten man zu den oder jenen Maßnahmen gezwungen wird, ist freilich nicht tunlich, da die Uferbeschaffenheit und Stromverhältnisse dabei wesentlich mitsprechen. Immer befindet sich die Verteidigung in starker Spannung, einerlei ob sie darauf ausgehen soll, durch Festhalten der Hindernislinie sich Zeitgewinn zu verschaffen oder ob sie selber einen Waffenerfolg unter Ausnutzung eines für den Angreifer ungünstigen Zeitpunktes anstrebt, immer zwingt die Unsicherheit über den Feind zu lähmendem Abwarten. Es will aber scheinen, als ob die Verbesserung der Nachrichtenmittel, die Ausgestaltung des Verkehrsnetzes, die Indienststellung geeigneter Beleuchtungsmittel und nicht am wenigsten die Steigerung der Waffenwirkung und der Kraft der Zerstörungsmittel der Verteidigung am Flußlaufe in höherem Maße zugute kommen, als dem Angriff. Insbesondere werden die Flugzeuge durch Feststellung der Bewegungen des Angreifers, seiner Truppen und Brückentrains das über seine Absichten gebreitete Dunkel zu lüften und die nötigen Gegenmaßregeln zu erleichtern vermögen. Die F. Pi. D. verlangt weitgreifende Aufklärung über den Fluß hinüber (Ziff. 93) und Einrichtung eines sicher und schnell wirkenden Nachrichtendienstes für Tag und Nacht. Sie geht auch hierbei auf den Flugdienst nicht näher ein; ihn in die

Aufklärungstätigkeit und den Nachrichtendienst einzugliedern wird Aufgabe naher Zukunft sein. Wo Stromflottillen zur Verfügung stehen, kann sich die Verteidigung ihrer mit großem Nutzen bedienen, wie es z. B. die Türken 1877 eine Zeit lang getan haben. Die Amurflottille übte demgemäß im vorigen Jahre mit 18 Kanonen- und 9 Depeschenbooten wiederholt gemeinsam mit Truppenverbänden.

Auf die Festhaltung eines oder des anderen leicht zu verteidigenden Punktes am feindlichen Ufer, wenn auch weit seitwärts der Hauptangriffsrichtung, ist Wert zu legen. Sie sind die gegebenen Meldesammelstellen für die am Feinde belassenen Patrouillen. Auch nachdem der Gegner sein Ufer völlig in Besitz genommen hat, darf die Erkundungstätigkeit nicht abreißen, der Flußlauf und das feindliche Ufer sind weithin zu überwachen. Selbst solche Strecken, die für einen Übergang nicht in Betracht zu kommen scheinen, dürfen davon nicht ausgenommen werden, hier wird der Gegner unter Umständen gerade Erkundungen ansetzen. Die Überwachung ist Sache von Vorposten, die wie im Festungskampfe eine vordere Kampflinie bilden und sich durch Befestigungen sowohl gegen Artilleriewirkung schützen als auch günstige Kampfbedingungen schaffen. Zuteilung von Maschinengewehren und Geschützen erleichtert wirksame Längsbestreichung und stärkt die ohnehin schon hochgesteigerte Abwehrkraft ihrer Feuerwaffen. Das japanische Exerzier-Reglement für die Infanterie erkennt indessen diese Aufstellung am Fluß nur unter dem Vorbehalt an, daß das Gelände dafür günstig ist, was am Yalu für die Russen nicht zutraf. Dort war außer der Herstellung von kümmerlichen, weithin sichtbaren Schützengräben und Geschützdeckungen nichts Rechtes zur Verstärkung der Stellung geschehen. Die einzige vorhandene Sappeurkompagnie war fehlerhafterweise zu Nebenaufgaben verwendet und schließlich zur Reserve beordert worden. General Kaschtalinski soll aber laut Meldung an den Oberbefehlshaber mit seinen Vorbereitungen überaus zufrieden gewesen sein.

Zusammenwirken aller Waffengattungen zur Vorbereitung des Kampfes und im Gefecht, Verbindung von technischer Tätigkeit mit taktischer Handlung sind die Regel. Die Pioniere, denen Fährdienst, Wegearbeiten und die Ausführung von Hindernisanlagen aller Art, auch Minen obliegen, werden nach Bedarf auch für Kampftätigkeit den Vorposten zugeteilt. Alle geeigneten Beleuchtungsmittel, vornehmlich aber die Scheinwerfer kommen, letztere möglichst aus flankierender Aufstellung, zur Geltung. Meist fallen den Pionieren bedeutende Zerstörungsaufträge zu. Die über den Wasserlauf führenden Kunstbauten im richtigen Augenblick zu zerstören und vorbereitete Zerstörungen rechtzeitig zu zünden, stellt an ihre Verantwortungsfreudigkeit und Geschicklichkeit hohe Anforderungen. Der Auftrag, die Flußfahrzeuge und sonstigen Übergangsmittel zu bergen, zu beseitigen oder zu zerstören ist eine weitere wichtige, aber oft kaum lösbare Aufgabe. Ein letztes ist die Vorbereitung von treibenden Zerstörungsmitteln, die gegen Brückenschläge losgelassen werden müssen.

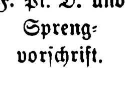
Die Ausscheidung und Aufstellung der geschlossen gehaltenen oder gruppenweise verteilten Reserven und Hauptkräfte soll sich nach dem Gefechtszweck und Gelände richten. Pioniertätigkeit muß wieder einsetzen, um ihnen völlige Bewegungsfreiheit zu verschaffen.

Zerstörungsaufgaben.

Bedeutung und Aufgaben der Zerstörungstätigkeit.

Der großen Bedeutung der Zerstörungstätigkeit an den Verkehrsanlagen, die die Truppenverwendung und die Überwindung des Raumes so wesentlich erleichtern aber auch wieder die Truppenführung beeinflussen, ist bereits gedacht worden.*) Die großartige Entwicklung dieser Anlagen fordert im Kriege mehr als je zu dem eifrigsten Bemühen auf, durch Zerstörung ihre Benutzung dem Feinde zu erschweren, wenn es angeht, unmöglich zu machen. Aber auch die Schlachtfelder verlangen Zerstörungsarbeiten. Immer mehr bedeckt sich das Gelände mit Bauten, die seine Auswahl, Einrichtung und Ausnutzung für die Schlacht erschweren und deshalb umgestaltet oder beseitigt werden müssen, zumal da die Massenheere von heute weniger Freiheit haben, sich vorteilhaftes Gelände auszusuchen, als die kleineren Truppenaufgebote weiter zurückliegender Zeiten. Ferner sieht man sich nicht nur vor den starken Deckungen der Festungen, sondern auch vor den Hindernissen der Feldbefestigungen genötigt, die Fernwirkung der Artillerie durch Naharbeit der Pioniere mit ihren Zerstörungsmitteln ergänzen zu lassen. Endlich liegt es nahe, die vernichtende Kraft der wirkungsvollen Sprengmittel unserer Zeit als aktives Kampfmittel auch gegen die Truppen des Feindes auszunutzen.

Diese verschiedenen Aufgaben sichern dem Teil des Pionierdienstes, der sich mit Zerstörungsaufgaben zu befassen hat, immer mehr zunehmende Wichtigkeit. Vornehmlich betrifft dieses den Sprengdienst, für den besondere Vorschriften in Kraft sind. Unsere im Vorjahre in zeitgemäßer Neubearbeitung**) erschienene Sprengvorschrift wird voraussichtlich nur geringer Abänderungen bedürfen, um sie als Erweiterung der F. Pi. D. für die Pioniertruppe erscheinen zu lassen.


F. Pi. D. und Sprengvorschrift.

Während die Sprengvorschrift die gesamte Zerstörungstätigkeit mit Sprengstoffen und die nötigen Vorarbeiten dazu behandelt, beschränkt sich die F. Pi. D. in einem besonderen Abschnitte auf das Unterbrechen von Verkehrslinien allerdings mit allen Mitteln und auf einfache Angaben über Beseitigen und Überwinden von Hindernissen im Abschnitt Feldbefestigung. Sie gibt im Hauptteil Grundsätze und leitende Gesichtspunkte, für die Ausführungen aber nur das Notwendigste, im Anhange für die Kavallerie dagegen eingehendere Einzelheiten über Sprengungen. Der Stoff ist so bemessen, daß sich die Offiziere aller Waffen, gegebenenfalls sogar durch Sprengung mittels beigetriebener Munition, zu helfen vermögen, ohne daß sie und ihre Truppe darin besonders ausgebildet sind.

---

*) Heft 2 dieses Jahrganges, S. 272.

**) vgl. Besprechung im Militär-Wochenblatt 1911, 24 bis 26



Berechtigung zu Zerstörungen und Sperrungen.

Wenn nun, wie schon erwähnt ist, die Energie der Kriegführung schwächliche Rücksichtnahme und halbe Maßregeln bei den für notwendig erkannten Zerstörungen, Unterbrechungen und Sperrungen verbietet, so darf anderseits keine Heeresleitung ihre Bewegungsfreiheit durch sinnlos ausgeübte Zerstörungstätigkeit ihren Absichten zuwider beeinträchtigen lassen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat die Felddienst-Ordnung schon von jeher Grenzen gezogen zwischen Zerstörung und Unterbrechung, und sie hat der Heeresleitung, den Armee-Oberkommandos und selbständig auftretenden Armeekorps die Entscheidung weitgehend vorbehalten. Es ist nicht ganz leicht, hierfür einen geeigneten Mittelweg zu finden. Die Felddienst-Ordnung hatte sich in ihren Bestimmungen auf Eisenbahnen und Nachrichtenlinien beschränkt. Es ist jedoch kein Zweifel, daß die Zerstörung einer weit gespannten und hochgelegenen Brücke, einer Stützmauer im Zuge einer Gebirgsstraße oder eines Dammes in feuchtem Niederungsland von nachhaltigerem Einfluß auf die Operationen sein kann als die Zerstörung einer Eisenbahn, die während der Operationen nur dem Nach- und Abschub dient. Es geht also nicht an, untergeordneten Offizieren für solche Fälle Entscheidungen zu überlassen, die die Operationen stören können. Die Gefahr liegt aber wieder nahe, daß in gespannten Lagen die notwendigen Zerstörungen unterbleiben, wenn sich nicht verantwortungsfreudige Führer finden, die das jeweilig Notwendige anordnen, und wenn die Vorschriften durch ihre Fassung die Entschlußfreudigkeit lähmen. Es ist darum als ein Fortschritt zur Klarheit zu begrüßen, daß in der F. Pi. D. Land- und Wasserstraßen in dieser Beziehung den Eisenbahnen gleichgestellt und die von der Felddienst-Ordnung gegebene Unterscheidung von Zerstörungen und Sperrungen (Unterbrechungen) durch übersichtliche Zusammenstellung schärfer hervorgehoben, auch das Recht und die Bedingungen für die Anordnung von Sperrungen bestimmter gefaßt sind. Die österreichische Anleitung für die Kavallerie bezieht sehr richtiger Weise auch elektrische Kraftanlagen in die Reihe der Kunstbauten, deren Zerstörung den höchsten Befehlsstellen vorbehalten bleiben muß.

Gesichtspunkte für Auftragserteilung.

Als sehr zweckmäßig dürfen die Gesichtspunkte der F. Pi. D. für die Auftragserteilung und Durchführung der Zerstörungsaufträge angesehen werden. Indem der beauftragende Vorgesetzte sie sich nach Zweck und Ziel überdenkt, wird er sich ihre Folgen klar zu machen haben und Unerwünschtes durch die Form des Auftrages auszuschließen imstande sein. Die in Ziff. 178 geforderte schriftliche Auftragserteilung zur Zerstörung von Eisenbahnen, Land- und Wasserstraßen sowie zur gründlichen Zerstörung von Telegraphen- und Fernsprechanlagen bietet hierfür die beste Gewähr. Zudem entlastet sie die nachgeordneten Befehlshaber von der Verantwortung für die Aufgabe selbst und von den Folgen möglicher Irrtümer und Mißverständnisse.

In der Regel wird der Auftrag sich über Ort, Art und Zeitpunkt der Unterbrechung unter genauer Bezeichnung der in Frage kommenden Kunstbauten sowie über die Zeit, wie lange die Unterbrechung wirksam sein soll, auszusprechen haben.

Unter Umständen muß der ausführenden Dienststelle selbständiges Handeln nach bestimmten Gesichtspunkten*) zugebilligt werden. Dies wird besonders auf dem Rückzuge nötig, wo die von höherer Stelle nicht vorher zu übersehende Lage dazu nötigt, viel dem Ermessen auch niederer Truppenbefehlshaber zu überlassen, und wo jüngere Offiziere schließlich mit der Ausführung der Zerstörung unter eigener Verantwortung betraut werden müssen. Die Sprengung der Elster-Brücke in Leipzig ist ein warnendes Beispiel geworden, die häufige Unterlassung von Zerstörungen auf dem Rückzuge der Russen im letzten Krieg ein nicht wieder gut zu machender Fehler gewesen. Er mag aus der trügerischen Hoffnung auf Erhaltung der Brücken für die Offensive und die zukünftige Benutzung, aus fehlender Überlegung und Fürsorge von oben, fehlender Entschlußkraft und Selbsttätigkeit unten und vielleicht aus organisatorischen Unzuträglichkeiten geboren sein.

Kunstbauten auf dem Schlachtfelde.

Nicht leicht ist die Frage zu entscheiden, wie es mit der Beseitigung von Kunstbauten durch die Verteidigung auf dem Schlachtfelde zu halten ist. Bloße Vorbereitung einer Brückenzerstörung vor einer schwach besetzten Stellung ist eine Quelle dauernder Beunruhigung, denn ihre Ausführung kann durch den Feind verhindert, von dem verantwortlichen Offizier verpaßt werden und technisch mißglücken; sie kann anderseits, als „Sperrung" beabsichtigt, zu einer nicht beabsichtigten „Zerstörung" werden. Die F. Pi. D. mißt daher den Unterbrechungen mit Recht nur Wert bei, wenn sie rechtzeitig erfolgen (Ziff. 179).

Ausführung.

Alle Zerstörungen und Unterbrechungen an Verkehrslinien im Bereiche des Feindes sind Aufgaben, die nur durch ein sorgsam überlegtes, aber blitzschnelles, kühnes und energisches Vorgehen gelöst werden können. Die taktischen Maßnahmen müssen mit der technischen Vorbereitung in Übereinstimmung gebracht werden. Unter Umständen darf der Kampf nicht gescheut werden, um den Gegenstand der Zerstörung in Besitz zu nehmen. Dann muß die inzwischen vorbereitete Arbeit in kürzester Zeit ausgeführt, aber auch wirksam gesichert werden. Die Sicherung kann wieder durch eine technische Leistung (an Eisenbahnen Geleiseunterbrechung gewissermaßen zur Abschnürung der Strecke, damit von den nächsten Bahnhöfen keine Truppen herangeführt werden können) erleichtert werden.**) Jedenfalls darf eine in den Rücken des Feindes entsandte Abteilung auch vor großen Verlusten nicht zurückschrecken, um eine wichtige Zerstörung durchzuführen.

In der russischen Militärliteratur ist früher der Gedanke verfochten worden, bei einem Kriege gegen Deutschland zu derartigen Aufgaben Kavalleriemassen, wenn es sein muß auf Nimmerwiederkehr, weit in unser Gebiet hinein zu entsenden. Den General

*) Beispiele sind die Unternehmungen des Majors Naganuma gegen die Brücke von Fandsjatun, Streffleur 10/1911 und des Oberst Gilenschmidt gegen die Brücke von Haitschöng. Kriegstechnische Zeitschrift 10/1907.

**) Überfall der Brücke von Fontenoy, Kriegsgeschichtliche Einzelschriften 2.

Mischtschenko hat man aber mit seiner Transbaikal-Kasakenbrigade zu Beginn des letzten Krieges an die Kette gelegt, obgleich er in Korea sehr lohnende Tätigkeit in dieser Richtung hätte entfalten können.

Mittel für die technische Leistung.

Die technischen Mittel für Unterbrechungen sind das mitgeführte Schanz- und Handwerkszeug der Truppen, das Zerstörungswerkzeug der Kavallerie und die Sprengmunition, für Zerstörungen nur die Sprengmunition. Die Infanterie ist für die ihr ausnahmsweise zufallenden Zerstörungsarbeiten auf Beitreibungen angewiesen; in Frankreich, Italien und Österreich (hier bei den Pionierabteilungen in tragbarer Verpackung) ist sie mit Zerstörungswerkzeug und mit Sprengmitteln ausgestattet. Auch das Feuer kann zur Zerstörung benutzt werden. Jedoch ist vor unüberlegter Anwendung zu warnen. Bei ungünstiger Windrichtung kann eine Stellung durch Rauch unbenutzbar werden, wenn versucht wird, Waldstücke, Gehöfte, Strohmieten u. dgl. durch Feuer zu beseitigen. Mitunter freilich wird nichts übrig bleiben, als der Gefahr des Brandes in einer Stellung (etwa infolge Artilleriefeuers bei großer Dürre in Ortschaften) durch Gegenfeuer vorzubeugen. Immer ist bei der Zerstörung durch Feuer zu befürchten, daß sie, wie die Zerstörung einiger Brücken bei Liaojan nur unvollkommen gelingt, zudem den Gegner aufmerksam macht und ihn veranlaßt, den Brand zu löschen. Erweisen sich Geräte, Menschenkraft, Zugkraft von Tieren und Feuer als Zerstörungsmittel von begrenztem Wert, so vermag kaum etwas der zerschmetternden Wirkung brisanter Sprengstoffe zu widerstehen. Ihr Vorzug ist, daß diese Wirkung nach empirisch ermittelten Ladungsformeln in den erwünschten Grenzen gehalten werden kann. Wirkung, Entzündung und Gefahrlosigkeit bei der Aufbewahrung, dem Transport und der Handhabung sind überall fast gleich, ob diese Sprengmunition Trinitrotoluol (Sprengstoff 03) oder Melinit, Ekrasit, Lyddit, Schimose oder Schießwolle ist. Die Hauptunterschiede bestehen in mehr oder weniger großer Unempfindlichkeit gegen atmosphärische Einflüsse, Wasser und Wärmeentwicklung in festgeschlossener Umhüllung. Alle brisanten Sprengstoffe üben in kleinen Mengen große Wirkung im allgemeinen nach der Seite des stärksten Widerstandes, besonders gegen Eisen aus. Diese Eigenschaften lassen die brisanten Sprengstoffe als kriegsmäßiges Sprengmittel besonders geeignet erscheinen. Dabei hat sich in allen Heeren als zweckmäßig erwiesen, Mengen, die zur Zerschmetterung einer Eisenbahnschiene ausreichen als Kavalleriesprengpatronen in fertigen Ladungen mitzuführen, um sie schnell anbringen und mit Leitfeuer zünden zu können. Nur bei den Kavallerie-Regimentern der Militärbezirke Wilna und Warschau sind die Sprengpatronen für gewöhnlich nicht fertig zusammengestellt, sondern nur vorbereitet. Die Ausstattung der österreichischen Kavallerie-Regimenter ist in letzter Zeit von 32 auf 150 kg erhöht worden.*)

Sprengmunition.

Mitführung der Zerstörungsmittel.

Für die Mitführung der Zerstörungsmittel werden entweder vorhandene Bootswagen, Telegraphenkarren ausgenutzt, wie in Italien Kraftwagen beschafft oder wie in Rußland und Japan Packpferde eingestellt. Diese gewähren der Kavallerie die größte Freiheit der Bewegung und der Wahl der Zerstörungsstellen. Es ist ohne weiteres klar, daß die einmal durchgeführte Regelung dieser Frage für die der Kavallerie zuzumessenden Aufgaben und die ihnen entsprechenden Ziele der Ausbildung auf lange Zeit hinaus bindend und jede Änderung hierin von Einfluß auf die Beweglichkeit und die strategische Verwendung der Kavallerie sein muß. In Zukunft können vielleicht verbesserte Zerstörungsmittel wie das Thermit**) und die Einführung leichter Apparate für ein Sauerstoffgebläse, jenes zum Schmelzen, diese zum Zerschneiden von Eisenteilen, der Kavallerie zugute kommen.

Handhabung der Sprengmunition. Ausbildung mit ihr.

Die an sich harmlosen Sprengmittel werden durch Einführung der Zündmittel in die Ladung scharf und Unerfahrenen gefährlich. Die Gefährdung der eigenen

*) Nach Armeeblatt 4, 1912.

**) Thermit, eine Mischung von Aluminiumpulver, Eisenoxyd und einer Entzündungsmasse, erzeugt beim Übergang in flüssige Tonerde Temperaturen bis 3000° C., mittels deren man in wenig Sekunden selbst Panzerplatten durchschmelzen kann.

Truppen wird darum durch Beschränkung der Ausbildung im Sprengdienst auf die Pioniere und besondere Pionierabteilungen bei anderen Waffen nach Möglichkeit ausgeschlossen. Diese Sonderausbildung ermöglicht beschleunigte Ladungsanbringung, was bei vielen Aufträgen der Kavallerie unerläßlich ist. Sie fordert aber auf, bei solchen Aufträgen daran zu denken, daß der dazu befohlenen Truppe geeignete Mannschaft in genügender Stärke zugeteilt wird. Das über den Etat gehaltene Kommando der russischen und der Pionierzug der österreichischen Kavallerie-Regimenter ist dazu besser zur Hand, wie etwa auf Wagen, Fahrrädern, Kraftwagen oder Kleinautos zu befördernde Pionierabteilungen großer Kavalleriekörper.

Die Ausbildung älterer Mannschaft zu Spezialisten, wie bei den japanischen Pionier-Bataillonen, ist der Leistung besonders förderlich. Müssen Sprengstoffe beigetrieben werden, so sind sogenannte Sicherheitssprengstoffe zu bevorzugen. Ihre Verwendung und Handhabung regelt sich nach den Vorschriften für die Sprengmunition, wobei mitunter die Vertrautheit von Angehörigen des Beurlaubtenstandes mit solchen Stoffen vorteilhaft verwertet werden kann.

Gesichtspunkte für die technische Ausführung.

Während bei einfachen Kunstbauten die Vorbereitungen zur Zerstörung meist nur geringe Zeit erfordern, können sie bei schweren, weitgespannten Eisenkonstruktionen viel Zeit in Anspruch nehmen. Ist diese Zeit vorhanden, so ist eingehende Erkundung und Ladungsberechnung zweckmäßig. Mitunter muß die Vorbereitung der Ladung durch Verstärkung der Munitionsmasse ersetzt werden, niemals aber kann die Rücksicht auf Munitionsersparnis eine mangelhafte Ausführung rechtfertigen (Ziff. 183). Wohl ist Haushalten mit der Munition angebracht, wenn bei verfügbarer Zeit durch überlegte Anordnung der Verbrauch eingeschränkt werden kann und wenn aus irgendwelchen Gründen damit hausgehalten werden muß.*) Technisch einwandfreie Maßnahmen sind jedoch wertlos, wenn sie nicht rechtzeitig zum Ziele führen (Spr. V., Ziff. 2).

Brückenzerstörungen müssen so angeordnet sein, daß die Umgehung oder Wiederherstellung des zerstörten Teiles dem Feinde möglichst viel Aufenthalt bereitet; mindestens sollen Brücken auf 20 bis 25 m zerstört werden. Aus leicht erklärlichen Gründen sind nur wenige Erfahrungen über Brückenzerstörungen zu verzeichnen. Die Zerstörung der Hunho-Brücke**) gibt ein Bild des zu erwartenden Erfolges. Fehlt bei weitgespannten Eisenkonstruktionen die Zeit zu einer Pfeilersprengung, so muß man suchen, die Träger in beiden Gurtungen nebst allen Diagonalen in der Nähe der beiden Auflager durch Sprengung gewissermaßen zu durchschneiden. Sonst kann es kommen, daß sich über die stehen gebliebenen Teile wenigstens Stege oder Laufbrücken für Infanterie herstellen lassen.

*) Ostsibirische Sappeur-Kompagnien hatten sich während des Feldzuges, ohne daran zu denken, verschossen und mußten fünf Monate auf Ergänzung aus der Heimat warten. Kriegserfahrungen der russischen Sappeurbataillone, siehe Anmerkung S. 570.

**) Mitteilungen über Pionierwesen 3/1910. Die Brücke zeigte die übliche Gitterträgerkonstruktion der russischen Eisenbahnen.

Da die Bauart größerer Kunstbauten bekannt zu sein pflegt oder wenigstens geographisch-statistische Werke darüber Auskunft geben können, so wird die befehlende Stelle gut tun, sich vor der Auftragserteilung auch ein Bild der technischen Ausführung zu machen oder sich darüber aufklären zu lassen, um die ausführende Truppe stark genug zu machen und genügend auszustatten. Welchen Einfluß Tunnelzerstörungen, besonders im Innern und an mehreren Stellen haben können, zeigt das Beispiel des Tunnels von Nanteuil. Noch wirksamer können sich die Arbeiten an Wasserstraßen, bei Tunnel-, Schleusen, Tal- und Wegeüberführungen (wie am Rhein-Marnekanal) gestalten. Die Zerstörung von Kriegsbrücken wird auf Strömen wie die Donau bei beschränktem Brückengerät empfindlich. Hier ist die Gefährdung durch treibende Kähne, Flöße, Minen öfter versucht worden und mitunter geglückt.*) Daß am Yalu von russischer Seite darin nichts geschehen ist, zeigt, daß die Kenntnis aller Kriegsmittel und ihrer Benutzung auf russischer Seite nicht tief genug ging. Einsichtige Leute verlangen darum jetzt, daß die 1910 erfolgte Unterstellung der Sappeure unter die Armeekorps dazu ausgenutzt werde, Führer und Truppen der Armeekorps mit den einzelnen Zweigen des Sappeurdienstes, darunter auch des Zerstörungsdienstes, genauer bekannt zu machen.

Über die Sperrungen auf Bahnhöfen, die, in großer Ausdehnung ausgeführt, an Bedeutung einer Zerstörung gleichkommen, werden kaum verschiedene Ansichten zu finden sein. Unsere Straßenunterführungen und Bahnsteigtunnel geben immerhin mehr Gelegenheit zu wirksamster Unterbrechung, als dies auf russischen Bahnhöfen mit ihren ebenerdigen Zugängen der Fall ist.

Sperrungen von Landstraßen sind eine gute Sicherung gegen nächtliche Überfälle und können für den Kraftwagenverkehr sehr lästig werden; meist steht aber die darauf verwendete Arbeit in keinem Verhältnis zu dem erreichten Erfolge.

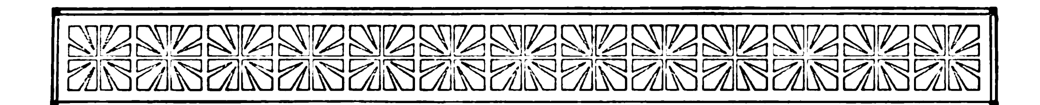
Die Angaben der F. Pi. D. über Arbeiten zur Zerstörung und Unterbrechung von Telegraphenanlagen zeigen der Natur der Sache nach keinerlei Besonderheiten. Das unerwartete Einsetzen einer Unterbrechung, die Störung im Nachrichtendienst und die Beunruhigung des Gegners sind leicht zu erreichende greifbare Erfolge. Eine als Zerstörung fühlbar werdende Masse von Einzelarbeiten ist aber selten durchzuführen, wenn nicht gerade ein wichtiges Kabel oder ein Gestänge mit sehr vielen Leitungen gefaßt wird.

(Schluß folgt.)

*) Vgl. Anmerkung S. 579.

Toepfer,
Major und Mitglied des Ingenieur-Komitees.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68 Kochstr. 68—71.



Ankündigung.

Im zehnten Jahrgang (1913) der Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde werden unter anderen die nachfolgenden Aufsätze voraussichtlich erscheinen:

Graf Schlieffen, Generalfeldmarschall:
Cannae (Schluß).

Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Generalmajor:
Das preußische Offizierkorps der Befreiungskriege.
Kritik.

Wenninger, Generalmajor:
Über den Durchbruch als Entscheidungsform.
Über das Entstehen von Führerentschlüssen (Schluß).

Glatzel, Konteradmiral z. D.:
Einfluß der Persönlichkeit auf den Erfolg im Land- und Seekriege. (Ein Vergleich.)

v. Zimmermann, Oberst a. D.:
Milizheere (Schluß).

Troschel, Oberst z. D.:
Das Korps Yorck bei Wartenburg und Möckern.

Thomsen, Major:
Luftfahrzeuge als Kampfmittel.

Kumme, Major:
Was können wir aus der Studie Cannae für Führung und Organisation unserer Kavallerie lernen?

Schwertfeger, Major:
Episoden aus dem Halbinselkriege 1808 bis 1814 (Schluß).

v. Metzsch, Major:
Der Vernichtungsgedanke.

v. Wenz zu Niederlahnstein, Major:
Marschall Bazaine am 16. August 1870, seine Befehlsgebung und sein Ritt.

Süßlein, Major:
Der Pionier im Manöver.

Lothes, Major:
Ausdehnung und Gliederung im Festungskampf.

Ludwig, Major:
Der Aufmarsch der Belagerungsartillerie.
Der Artilleriekampf im Festungskriege.
Die artilleristische Vorbereitung des Infanterieangriffs im Festungskriege.

v. Dücker, Major:
Die Photographie als Hilfsmittel der taktischen Aufklärung.

Kretschmar, Hauptmann:
Infanterie-Maschinengewehre beim Abbrechen von Gefechten.

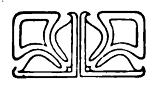
Marbach, Hauptmann:
Artilleristische Wünsche für Anlage und Verteidigung von Festungen.

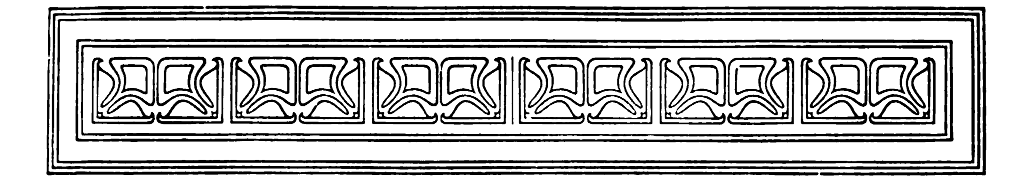
Henke, Hauptmann:
Eisenbahnschutz im Kriege.

Weyland, Oberleutnant:
Die Kämpfe der Spanier in Melilla 1911 bis 1912.

Außerdem:

Die französischen Armeemanöver 1912.
Französische Artilleriefragen.
Neues von der französischen Kavallerie.
Die Feldfahrzeuge der französischen Infanterie.
Militärluftfahrt in Frankreich.
Die Kämpfe der Türken in Albanien 1909 bis 1911.
Die japanische Herrschaft in Korea.
Die militärische Bedeutung des russisch-türkischen Grenzlandes Armenien.





Der türkisch-italienische Krieg.

(Fortsetzung.)

Ereignisse im Jahre 1912.

Seit dem Oktober 1911, wo sich die Italiener in den Besitz von fünf Küstenpunkten gesetzt hatten, sind wesentliche Änderungen der Lage auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz nicht eingetreten. Man hat sich damit begnügt, die gewonnenen Stellungen auszubauen und zu erweitern, sowie zwei neue Punkte an der Küste zu besetzen. Die zur endgültigen Eroberung des Landes erforderliche Offensive in das Innere ist unterblieben. Skizze 27.

Tatsächlich stehen einer solchen Offensive große Schwierigkeiten entgegen. Nach der Küste zu wird das Innere Tripolitaniens durch das steile Gebirge des Djebel Gharian abgegrenzt. Bis dorthin ist ein etwa 80 km breiter, vegetations- und wasserlaser Wüstenstrich zu durchschreiten. Das Vorwärtskommen ist für Truppen aller Waffen und besonders für die lediglich auf Tragetiertransporte angewiesenen Kolonnen und Trains sehr schwierig, ganz abgesehen davon, daß gerade hier Angriffe des mit dem Lande wohl vertrauten, beweglichen Gegners zu erwarten sind. Am Hange des Djebel angelangt, werden die italienischen Kolonnen dann auf weitere Hindernisse stoßen. In fast senkrechtem Absturze sperren gewaltige Felsmassen den Eingang ins Gebirge. Nur wenige, leicht zu verteidigende Saumpfade führen hinauf. Im Djebel selbst muß ein ausgesprochener Gebirgskrieg geführt werden. Die Aussichten, den schwer zu fassenden Gegner niederzuringen, sind gering.

Im Februar wurde der Oberkommandierende, Generalleutnant Caneva, zur Berichterstattung nach Rom berufen. Es gelang ihm, unter Darlegung der soeben geschilderten Schwierigkeiten, die Regierung davon zu überzeugen, daß nur ein langsames, etappenweises Vorrücken unter gleichzeitigem Bahnbau dauernde Erfolge zeitigen könne. Aber auch dieses etappenweise Vorrücken konnte erst beginnen, nachdem die erforderliche Menge von Tragetieren zusammengebracht war. In erster Linie kamen als solche Kamele in Frage. Ihre Beschaffung stieß auf erhebliche Schwierigkeiten. Im Lande selbst hatten die Araber alle brauchbaren Tiere in das Innere abgetrieben. Die Bemühungen, sie von außerhalb zu beschaffen, stießen auf Hindernisse, da die

Verwaltung von Tunis, die die italienische Aktion mit Argwohn betrachtete, eine größere Kamelausfuhr ablehnte. So konnten bis zum April nur 3000 Tiere in Tripolis zusammengebracht werden. Der Bedarf war dadurch auch nicht annähernd gedeckt; war er doch schon bei einer Brigade auf 4000 bis 5000 Kamele berechnet worden.

Mittlerweile begann auch die heiße Jahreszeit. Ein Vormarsch ins Innere wurde nunmehr endgültig verschoben.

Um die zur Untätigkeit verurteilten Truppen zu beschäftigen und sie gegen die fortdauernden Beunruhigungen durch unternehmungslustige Arabertrupps besser zu schützen, wurden die Befestigungsanlagen an allen Küstenpunkten bedeutend ausgebaut. Es bildeten sich allmählich lange fortlaufende Hindernislinien, die von Blockhäusern und Erdwerken flankiert werden. Dahinter dienen geschlossene, für je eine Kompagnie eingerichtete und mit Feldgeschützen armierte Schanzen als Stützpunkte. An besonders gefährdeten Stellen ordnete man mehrere Verteidigungslinien hintereinander an. Bei einem Feinde, der über fast gar keine Artillerie verfügte, wurde weniger Wert auf Unsichtbarkeit der Werke und ihre Anpassung an das Gelände gelegt, als auf Übersicht und völlige Sicherheit der Anlagen Gewehrfeuer gegenüber. Es gelang, in diesen starken Stellungen die Sicherung der ruhenden Truppen durch schwache Kräfte zu gewährleisten, während zu Anfang des Krieges die Gesamtheit des italienischen Expeditionskorps wochenlang in Alarmbereitschaft gehalten und dadurch sehr stark angestrengt worden war.

Da sich nun die Türken und Araber vor den italienischen Linien ebenfalls eingruben und beide Teile auf ein energisches Vorgehen verzichteten, so bildete sich allmählich ein Stillstand der Operationen heraus, der gewöhnlich nur von Erkundungen, kleinen Überfällen und sonstigen Plänkeleien unterbrochen wurde. Zu etwas ernsteren Kämpfen kam es nur, wenn die Italiener daran gingen, wichtige vorgeschobene Geländepunkte in ihre Verteidigungslinien hineinzuziehen oder weitere Orte an der lybischen Küste zu besetzen.

Tripolis.

Skizze 28.

Bei der Stadt Tripolis waren die Italiener seit den Dezemberkämpfen im Besitz des gesamten umliegenden Oasengebietes. Im Südosten war die 12 km landeinwärts gelegene Oase von Ain Sara befestigt und mit einer starken Besatzung versehen worden. Nunmehr galt es, auch die im Südwesten liegenden Oasen von Gargaresch und Sansur in die Gewalt zu bekommen, da der Gegner von dort aus die rechte Flanke der Italiener bedrohte, und anderseits der Besitz der Steinbrüche von Gargaresch für Hafen- und sonstige Bauten in Tripolis von Wichtigkeit war.

Am 18. Januar ging eine gemischte Brigade zum Angriff auf Gargaresch vor. Es gelang zunächst mühelos, in die nur von schwachen feindlichen Kräften besetzte Oase einzudringen und sie zu durchqueren. Da erfolgte gegen Mittag ein heftiger, von Artillerie unterstützter Angriff von einigen hundert Türken und Arabern aus südwestlicher Richtung. Unter geschickter Ausnutzung des Dünengeländes arbeiteten

sie sich stellenweise bis auf 500 m an die sehr eng liegenden italienischen Schützenlinien heran und fügten ihnen empfindliche Verluste zu, während die Wirkung des italienischen Feuers gegen die weit zerstreuten Araber gering gewesen zu sein scheint. Gegen 5⁰ Nachmittags zogen sich die Angreifer zurück und waren, ohne verfolgt zu werden, in der hereinbrechenden Dämmerung bald der Sicht entschwunden. Auch die Masse der italienischen Truppen räumte die Oase wieder, die erst einige Tage später endgültig stark besetzt wurde.

Es folgte bei Tripolis nun eine längere Zeit der Ruhe, nur hin und wieder unterbrochen von kleineren Unternehmungen gegen Sansur, Erkundungsgefechten und Scharmützeln. Mitte Februar langten bei den Italienern die ersten eritreischen Eingeborenentruppen an, ein Askari-Bataillon und eine Kamelreiter-Abteilung. Zwei weitere Bataillone folgten später. Die Leute erwiesen sich im allgemeinen als recht brauchbar und wurden bald zu allen Unternehmungen herangezogen. So gingen sie am 4. März, von italienischer Kavallerie begleitet, von Ain Sara aus zu einer Erkundung auf Bir el Turki vor und hatten, vom Gegner heftig angegriffen, ein ernstes und verlustreiches Gefecht zu bestehen.

Das befestigte Lager von Ain Sara wurde im März mit Tripolis durch eine Bahn verbunden. Seine Verproviantierung wurde dadurch wesentlich erleichtert. Mit Beginn der warmen Jahreszeit tauchte jedoch eine neue Schwierigkeit auf. Da sich das Lager in der Nähe von Sümpfen befand, brach Malaria aus. Die Besatzung mußte bis auf zwei Bataillone verringert werden. Schließlich wurde das Lager, das mit allen Mitteln der Feldbefestigungskunst ausgebaut worden war, überhaupt aufgegeben und weiter nach Norden verlegt.

Im Juni erneuerten die Italiener die Versuche, die 19 km südwestlich Tripolis gelegene Oase von Sansur in Besitz zu nehmen. Sie war mittlerweile von den Türken und Arabern stark befestigt worden. Auch Artillerie und Maschinengewehre sollen eingebaut worden sein. Die Verteidigungslinie zog sich am Ostrande der Oase und auf den am Meere gelegenen Höhen von Sidi Abd-el-Gilil hin.

Nach sorgfältiger Lufterkundung ging am Morgen des 8. Juni die italienische Division Camerana in einer Gesamtstärke von etwa 12000 Mann in zwei Kolonnen von Gargaresch aus vor. Unterstützt wurde ihr Angriff durch das Feuer des Panzerkreuzers „Carlo Alberto“ und zweier Torpedoboote, sowie der bei Gargaresch in Stellung gebrachten schweren Artillerie.

Nach mehrstündigem verlustreichem Kampfe gelang es, besonders dank dem überwältigenden Artilleriefeuer, die Höhen von Sidi Abd-el-Gilil in Besitz zu nehmen. Ein arabischer Gegenstoß von Süden her gegen die linke Flanke der Division Camerana wurde durch das Eingreifen von Reserven abgewiesen. Die genommene Stellung richtete man sofort zur Verteidigung ein, die Masse der italienischen Truppen kehrte aber am Nachmittage nach Tripolis zurück.

Die Türken und Araber hatten unterdessen die Oase von Sansur geräumt. Sie ist seitdem von keinem der beiden Gegner besetzt worden. Hin und wieder tauchten arabische Streifscharen in ihr auf. Die während der Kämpfe geflüchtete einheimische Bevölkerung ist teilweise wieder zurückgekehrt.

Aus allen vorliegenden Nachrichten geht hervor, daß bei den türkisch-arabischen Kämpfern die Unmöglichkeit, dem überlegenen Gegner einen entscheidenden Schlag zuzufügen oder seinen stets sorgfältig vorbereiteten Unternehmungen nachdrücklich zu widerstehen, eine Entmutigung nicht gezeitigt hat. Dauernd erhielten sie Zuzug, selbst aus Fessan und vom Sudan her, was wochen- und monatelange Anmärsche bedeutete. Die Zahl der Streiter vor Tripolis wuchs im Laufe der Zeit von 8000 auf nahezu 15 000 an. Ihre Masse lagerte in den Oasen von Bir Tobras, nördlich Asisieh und am Wege Asisieh—Sansur. Das Hauptquartier des für seine Verdienste zum General beförderten türkischen Führers Neschat-Pascha befand sich in Asisieh. Alle wichtigen Punkte sind telegraphisch untereinander verbunden. Sogar bis zu den vorderen Sicherungstrupps soll ein regelrechter Fernsprechverkehr eingerichtet worden sein.

Es scheint, daß zur Zuversicht der fanatischen Eingeborenen nicht unwesentlich auch die geringe Wirkung der italienischen 6,5 mm Geschosse beigetragen hat. Die bereits in anderen Kolonialkriegen gemachte Beobachtung hat sich auch in Lybien bestätigt, daß ein so kleinkalibriges Vollmantelgeschoß nicht imstande ist, den von Natur sehr widerstandsfähigen schwarzen, gelben oder braunen Menschen außer Gefecht zu setzen. Verletzungen ernsterer Art rührten fast immer nur von Schrapnellkugeln her. Auch die aus Luftschiffen und Flugzeugen geschleuderten Bomben der Italiener haben nur geringe Wirkung gehabt. Der anfängliche Schrecken der Eingeborenen vor dem neuen Kriegsmittel wich bald einer völligen Gleichgültigkeit ihnen gegenüber.

Für die Pflege der Verwundeten und zahlreichen Kranken war bei den Arabern anfangs nur in sehr geringem Maße gesorgt. Die wenigen türkischen Ärzte konnten dem großen Elend nicht steuern. Erst das Eintreffen einer Abteilung des Deutschen „Roten Kreuzes“ unter Leitung des Professors Dr. Göbel schuf Wandel.

Unter größten Schwierigkeiten war die deutsche Expedition in einer Stärke von drei Ärzten und elf Pflegern Anfang Februar von der tunesischen Grenze aus über Suara beim türkischen Oberkommando in Asisieh eingetroffen. Dieser Ort erwies sich dann als ungeeignet für die Errichtung eines Lazaretts, da er auf einem spitzen Hügel inmitten einer öden und wasserarmen Wüstengegend liegt. Man wählte daher das bereits im Djebel kühler und höher gelegene und mit besseren Wasserverhältnissen versehene Kasr Gharian.

Die hauptsächlichsten Krankheiten unter den Türken und Arabern waren Malaria, Lungenentzündung und Typhus. Letzterer Seuche erlagen auch drei Mitglieder der Expedition, deren Rest nach nahezu fünfmonatiger Tätigkeit im Juni nach der Heimat

zurückkehrte. Das gesamte, sehr umfangreiche Sanitätsmaterial wurde als Geschenk in Kasr Gharian zurückgelassen.

An Geld, Munition und Lebensmitteln scheint im türkisch-arabischen Lager nie Mangel geherrscht zu haben, da außer dem Verkehr mit dem Hinterlande auch von Tunis her ein regelrechter Verbindungsdienst längs der Küste über Suara mittels Kamelkarawanen aufrecht erhalten wurde.

Suara.

Naturgemäß richtete sich das Streben der Italiener darauf, diesen Verkehr zu unterbinden. Dazu schien vor allem die Einnahme von Suara notwendig.

Anfang April sammelte sich ein Expeditionskorps von etwa 10 000 Mann unter Führung des Generalleutnants Garioni im Hafen von Agosta auf Sizilien. Es setzte sich aus Teilen der Besatzung von Tripolis und der in Neapel bereit gehaltenen Reserven, sowie aus neu eingetroffenen eritreischen Askaris zusammen und wurde auf Transportschiffe verladen, zu deren Begleitung man die verstärkte Schulschiffdivision bestimmte. Am 9. April traf die Flotte vor Suara ein. Während die Kriegsschiffe am folgenden Tage den Ort bombardierten und Scheinlandungen vornahmen, wurden die Expeditionstruppen überraschend auf der 36 km westlich Suara gelegenen Halbinsel von Makabes ausgeschifft. Sie stießen zunächst auf keinen nennenswerten Widerstand. Am 11. April setzte ein Detachement über den Meeresarm hinüber und nahm das Fort Forwa (auch Bukamesch genannt), ein kleines türkisches Wachthaus, in Besitz. Weiter gingen die Italiener zunächst nicht vor; am Strande der Halbinsel wurde ein festes Lager errichtet. Die Verbindung mit dem Fort Forwa konnte nur über den Meerbusen hinweg aufrecht erhalten werden, da die durch Scheinlandungen anfänglich bei Suara festgehaltenen 2000 bis 3000 Türken und Araber herbeieilten und den Italienern durch Besetzung der Höhen von Sidi Said und Sidi Ali den Zugang zum Festlande sperrten.

Ein Angriff auf die von Natur starken Stellungen der Türken fand längere Zeit nicht statt. Die Italiener begnügten sich damit, kleine Detachements von Fort Forwa aus gegen die tunesische Grenze vorgehen zu lassen, um den feindlichen Karawanenverkehr zu hindern. Eine Unterbindung desselben gelang aber nicht. Allmählich gestaltete sich die Lage der Italiener auf dem engen, fast schattenlosen Raume der nur 2 bis 3 km breiten Halbinsel Makabes unerträglich. Krankheiten brachen unter ihnen aus. Nur eine Offensive konnte Abhilfe schaffen. Sie erfolgte aber erst Ende Juni, nachdem mehr als zwei Monate seit der Landung verstrichen waren. In Kämpfen, die vom 26. bis 28. Juni dauerten, glückte es den Italienern, unter Mitwirkung der Kriegsschiffe den hartnäckigen Widerstand der Türken zu brechen und sich in den Besitz von Sidi Said zu setzen. Am 14. Juli wurde auch Sidi Ali nach erbitterten Kämpfen genommen. Nun galt es, Suara selbst in die Gewalt zu bekommen. Dies gelang am 5. August durch ein Zusammenwirken der Division

Garioni von Sidi Ali her mit einem bei Suara gelandeten neuen Expeditionskorps. Der anscheinend überraschte und an Zahl weit unterlegene Feind leistete keinen nennenswerten Widerstand, sondern zog sich landeinwärts zurück.

Ob die Italiener durch die Besetzung von Suara ihr Ziel — die Unterbindung des Verkehrs von Tunis her — erreicht haben, erscheint bisher zweifelhaft. Die Kamelkarawanen sind keineswegs nur auf die Pfade längs der Küste angewiesen, sondern jederzeit in der Lage, weiter nach Süden auszubiegen und sich neue Wege durch die Dünenketten zu suchen.

Östlich Tripolis.

Östlich Tripolis hatten sich die Italiener bei Homs nach ihrer Landung im Oktober 1911 und einem bald darauf erfolgten vergeblichen Vorstoß gegen die nur 4 km entfernten beherrschenden Mergheb-Höhen zunächst auf den Besitz der Stadt und ihres unmittelbaren Vorgeländes beschränkt. Sie wurden von den Türken und Arabern dauernd stark belästigt.

Um diesem Zustande ein Ende zu machen, bemächtigte sich Generalmajor Reisoli in der Frühe des 27. Februar in einem überraschenden Angriff der Höhen von Mergheb, nachdem die Masse des Gegners durch eine Scheinlandung aus italienischen Kriegsschiffen nach dem 35 km entfernten Küstenort Sliten gelockt worden war. Von dort nach Homs zurückgekehrt, unternahmen die Türken gegen Mittag einen entschlossenen Gegenangriff, den jedoch die Italiener nach vielstündigem heftigem Kampfe unter Mitwirkung der Schiffsgeschütze abschlugen. Die genommenen Höhen wurden stark besetzt und befestigt. Am 2. Mai dehnten die Italiener ihre Stellungen weiter aus, indem sie, wiederum durch überraschenden Angriff, die 4 km südöstlich von Homs an der Küste gelegene altrömische Ruinenstätte Lebda in Besitz nahmen. Versuche des türkischen Führers, Verstärkungen dorthin zu entsenden, vereitelte man durch einen entschlossenen Angriff von den Mergheb-Höhen aus. Lebda wurde in die Verteidigungslinie einbezogen. Alle späteren Angriffe des Feindes gegen Homs sind, oft unter empfindlichen beiderseitigen Verlusten, abgewiesen worden.

Der nächste Küstenpunkt, der besetzt wurde, war die 90 km südöstlich Homs, inmitten einer sehr fruchtbaren und ausgedehnten Oase gelegene Stadt Masrata. Am 16. Juni landete ein italienisches Expeditionskorps in Stärke von rund 9000 Mann unter Generalmajor Fara im Schutze der Schulschiffdivision an den östlich Masrata gelegenen Küstenpunkten Kap Suruk und Buscheifa, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Sofort wurden Befestigungen errichtet. Die sich zu spät vor ihnen sammelnden türkisch-arabischen Scharen versuchten zwar am 2. Juli den Gegner durch heftige Angriffe wieder in das Meer zu werfen, wurden jedoch zurückgeschlagen. Am 8. Juli drangen die Italiener weiter vor. Von den Schiffsgeschützen unterstützt, gelang es ihnen, die Türken und Araber aus der Oase von Masrata zu vertreiben und sich in den Besitz der Stadt zu setzen. Ein weiterer Vormarsch fand

dann nicht mehr statt. Der Verlust von Masrata erschwert den Türken den bisher eifrig und mit Erfolg betriebenen Küstenschmuggel.

An der tripolitanischen Küste sind jetzt nur noch wenige Orte von Bedeutung in den Händen der Türken, so westlich Tripolis Adjilah und Savia, und östlich davon das zwischen Homs und Masrata gelegene Sliten.

Cyrenaica.

In der Cyrenaica blieb die Lage seit der Eroberung von Bengasi, Dernah und Mirsa Tobruk im Oktober 1911 im allgemeinen unverändert. Weitere Küstenpunkte haben die Italiener nicht besetzt. Die genommenen Stellungen wurden ausgebaut und teilweise erweitert.*) Hierbei glückte es am 12. März dem General d'Ameglio, bei Bengasi mit einer gemischten Brigade die den italienischen Linien nordöstlich Sidi Daud vorgelagerte „Oase der zwei Palmen" durch überraschenden Angriff zu nehmen. Der mehrere hundert Mann starke Verteidiger wurde nach hartnäckiger Gegenwehr zum größten Teil aufgerieben.

Vor Dernah entfalteten die Türken und Araber eine lebhafte Tätigkeit. Hier befehligte der bisherige Militärattaché in Berlin und nunmehrige Oberkommandierende und Gouverneur der Cyrenaica, Major Enver-Bey. Er hat mit so bemerkenswertem Geschick alle Hilfskräfte des Landes zum Widerstand gegen die Italiener zusammengefaßt und weiter entwickelt, daß seine Tätigkeit eine nähere Beleuchtung verdient.

Die von allen Seiten herbeiströmenden Araber und Berber wurden, nach Stämmen geordnet, unter den Befehl türkischer Offiziere und eingeborener Hilfsoffiziere gestellt und ausgebildet. Ein regelrechter Dienstbetrieb begann, in dem die wilden Söhne der Wüste in den notwendigsten Bewegungen der geschlossenen und geöffneten Ordnung sowie im Feuergefecht unterwiesen wurden. Aus Angehörigen der Scheichsfamilien bildete Enver eine besondere Freiwilligenkompagnie, die, auf das modernste bewaffnet, ihm als persönliche Leibwache diente. Die Formierung weiterer Kompagnien erfolgte nach und nach.

500 einheimische Reiter wurden zu einem Kavallerie-Regiment zusammengestellt. Zu den wenigen anfangs verfügbaren Geschützen und Maschinengewehren sind andere durch Sendungen aus der Türkei sowie durch Wegnahme vom Feinde hinzugekommen.

Munition war im allgemeinen reichlich vorhanden. Die Ausrüstung und Bekleidung der Truppen wurde in Werkstätten, die man im Laufe der Zeit errichtete, ausgebessert und ergänzt. An Sold erhält jeder Kämpfer monatlich 8 Mark neben freier Verpflegung und Ausrüstung.

Die Stimmung unter den Türken und Arabern war dauernd vorzüglich. Ihre Angriffslust zeigte sich besonders in zwei Gefechten vor Dernah in glänzendem Lichte. Am 11. Februar gingen 3000 Araber in vier Angriffskolonnen gegen die italienische

*) Vgl. die Textskizze im 2. Heft dieses Jahrganges, S. 341.



Westfront vor. Ungeachtet heftigsten Feuers drangen sie in die Verschanzungen ein und konnten erst nach mehrstündigem erbittertem Kampfe von den an Zahl überlegenen Italienern zurückgeworfen werden. Letztere gaben ihre Verluste auf 233 Tote und Verwundete an, die der Araber sind nicht bekannt geworden, dürften aber ebenfalls beträchtlich gewesen sein.

Am 3. März entbrannte ein neuer heißer Kampf. Vorschleichende Arabertrupps wurden in ein Gefecht mit zwei italienischen Kompagnien verwickelt. Auf beiden Seiten eilten Verstärkungen herbei. Trotz anfänglicher Erfolge kam dann der Angriff der Araber vor der italienischen Hauptstellung zum Stehen, so daß sie schließlich nach neunstündigem Ringen unter Mitnahme zahlreicher Beutestücke den Rückzug antreten mußten.

Auch der Pflege der Kranken und Verwundeten wurde durch Enver große Sorgfalt zugewendet. Im ganzen standen ihm drei Abteilungen des ägyptischen und zwei bis drei des türkischen „Roten Halbmonds" zur Verfügung, je zu 100 bis 200 Betten. Aus diesen Beständen wurden in den Etappenorten vor Bengasi, Dernah und Mirsa Tobruck Kriegslazarette, sowie in dem bei Muheili gelegenen Hauptdepot ein Hauptlazarett errichtet.

Für den Antransport der Verpflegung, die für die Cyrenaica über Ägypten bezogen wurde, dienten zwei nach dem Golf von Solum und nach Djarabub führende, etwa 20 m breite Römerstraßen, deren vorzügliche Beschaffenheit sogar den Gebrauch von Automobilen gestattete.

Auch für die Bevölkerung des Landes sorgte Enver-Bey in umfassender Weise. An zahlreichen Orten wurden artesische Brunnen gebohrt; öffentliche Märkte entstanden, bei denen durch Preisfestsetzung eine Verteuerung der Lebensmittel verhindert wurde. Als Bezahlung für die Lieferungen diente Papiergeld, das auf Befehl Envers angefertigt und von ihm mit einem Stempel versehen worden war. Es soll von der Bevölkerung als vollwertig anerkannt worden sein.

Alle diese und zahlreiche andere Maßnahmen hatten zur Folge, daß das bisher verwahrloste Land trotz des Krieges einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte. Dazu kam, daß die früheren Fehden der Stämme untereinander aufhörten, indem sie das gemeinsame Ziel — der Kampf gegen die Italiener — einigte.

Italienische Unternehmungen zur See.

Die geringe Aussicht auf schnelle Erfolge in Lybien ließ bei den Italienern den Wunsch entstehen, den Krieg in die eigentliche Türkei hineinzutragen und dadurch den Gegner zur Aufgabe der nordafrikanischen Provinzen zu zwingen. Dem stand jedoch entgegen, daß das osmanische Reich über eine starke, modern ausgebildete und gut bewaffnete Armee verfügte. Ein italienisches Expeditionskorps auf türkischem Boden landen zu lassen, erschien daher wenig aussichtsreich. Früher oder später wäre es von der feindlichen Übermacht erdrückt worden. So blieb nur eine Aktion zur See übrig. Ihr Ziel mußte, wenn angängig, Constantinopel selbst sein. Gelang es der Flotte, bis dorthin vorzudringen, so war es möglich, daß die türkische Regierung aus

Skizze 29.

Scheu vor einem Bombardement in die italienischen Friedensbedingungen einwilligen würde. Um nach Constantinopel zu gelangen, mußten jedoch die Dardanellen durchfahren und sowohl ihre starken Befestigungsanlagen als auch die türkische Flotte niedergekämpft werden. Zum mindesten war dabei mit schweren Verlusten zu rechnen. Weitere Operationsziele konnten die türkischen Häfen der Levante sein. In erster Linie kamen dabei Salonik, Smyrna und Beirut in Frage. Erstere beiden Städte sind durch Befestigungen gesichert, die jedoch modernen Angriffsmitteln kaum auf die Dauer standhalten können. Beirut ist eine offene Stadt. Ein Erfolg war somit an allen drei Punkten wohl zu erzielen. Durch das italienische Vorgehen wäre aber eine erhebliche Schädigung des in ihnen vereinten internationalen Handels eingetreten. Ein Einspruch der Großmächte war nicht ausgeschlossen. Schließlich konnten sich die italienischen Unternehmungen gegen türkische Inseln im Ägäischen Meere richten. Dadurch wurde die Türkei jedoch entscheidend nicht getroffen. Verlor sie doch nur ein Gebiet, das in überwiegender Mehrzahl von Griechen bewohnt war, für die türkischen Staatseinnahmen nur einen geringen Gewinn abwarf und kaum als ein integrierender Bestandteil der Monarchie angesehen werden konnte. Trotzdem entschloß sich die italienische Regierung unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die eine lebhaftere Kriegführung forderte, im Frühjahr zu einem Vorgehen im Ägäischen Meere.

Die Türkei hatte reichlich Zeit gehabt, sich zur Abwehr zu rüsten. Die Befestigungen der Dardanellen, von Salonik und Smyrna, für deren Instandhaltung in den letzten unruhigen Jahren nur geringe Mittel verfügbar gewesen waren, hatte man eiligst verstärkt. Zur Schließung der Einfahrten waren Minen neuester Konstruktion beschafft, Schwimmsperren und versenkbare Hulks bereitgestellt worden. An Truppen waren Ende März — nach zeitweiser Verringerung in den Wintermonaten — etwa 200000 Mann in Europa unter den Waffen. Weitere 120000 Mann konnten binnen zwei Wochen eingezogen werden. Bei den Dardanellen waren über 15000 Mann vereinigt. Die wichtigsten Inseln des Ägäischen Meeres, Mytilene, Chios, Samos und Rhodos, hatten eine Besatzung von je 1000 bis 1500 Mann mit Gebirgsartillerie und Maschinengewehren erhalten. Auf den übrigen Inseln befanden sich nur Gendarmeriepostierungen. Die Türkei war somit für alle Fälle, auch für einen Krieg mit den Balkanstaaten, gerüstet.

Beirut.

Der italienische Angriff begann am 24. Februar mit einem Handstreich gegen die syrische Handelsstadt Beirut, in deren offenem Hafen zwei kleine türkische Kriegsschiffe Zuflucht gesucht hatten. Ein italienisches Geschwader forderte sie zur Übergabe auf und brachte sie nach kurzem ungleichem Kampfe durch Artilleriefeuer zum Sinken. Mehrere Gebäude der Stadt wurden durch zu weit gehende Geschosse beschädigt, und über 100 Personen getötet und verwundet. Unter der Bevölkerung brach eine Panik aus, die wohl zu Christenmetzeleien geführt hätte, wenn es dem energischen Eingreifen



der türkischen Behörden nicht gelungen wäre, die Ordnung rasch wiederherzustellen. Eine Landung der Italiener fand nicht statt. Als Antwort auf diesen Angriff verfügte die türkische Regierung die Ausweisung der in Syrien und Palästina lebenden Italiener mit Ausnahme der Ordensgeistlichen und der bei öffentlichen Bauten beschäftigten Arbeiter.

Erstes Dardanellengefecht.

Acht Wochen später, am 18. April, erfolgte ein Vorstoß der italienischen Flotte gegen die Dardanellen. An diesem Tage trat in Constantinopel die Kammer wieder zusammen. Man hoffte wohl, durch einen Angriff auf die der Hauptstadt so nahe gelegenen Engen einen nachhaltigen Eindruck auf die Regierung und Volksvertretung auszuüben.

In der Nacht vom 16./17. April hatten sich das 1. und 2. italienische Geschwader, sowie die Torpedobootsflottille des Herzogs der Abruzzen bei der Insel Astropalia, anscheinend von den Türken unbemerkt, gesammelt. Von hier aus brach dann das durch die Kreuzer des 2. Geschwaders verstärkte 1. Geschwader mit den Torpedobooten nach den Dardanellen auf. Ein planmäßiger Angriff und die Erzwingung der Durchfahrt war wegen der Stärke der Befestigungen aber gar nicht ins Auge gefaßt. Beabsichtigt war lediglich eine Demonstration, sowie die Vernichtung aller außerhalb der Engen befindlichen türkischen Seestreitkräfte. Man stieß jedoch nur auf ein zur Erkundung ausgefahrenes türkisches Torpedoboot, das sich, von den italienischen Kriegsschiffen verfolgt, bald in die Einfahrt zurückzog.

Gegen 11° Vormittags am 18. eröffneten die türkischen Batterien der am Dardanelleneingang liegenden Vorstellung auf etwa 9 km das Feuer, das von den mit wechselnder Geschwindigkeit kreuzenden italienischen Schiffen erwidert wurde. Nach etwa dreiviertelstündigem Gefecht stellten die Türken das Feuer ein. Wegen der geringen Übung der Geschützbedienung hatten sie eine irgendwie nennenswerte Wirkung nicht erzielt. Aber auch die ihnen von den italienischen Schiffen zugefügten Beschädigungen und die Verluste an Toten und Verwundeten waren nur gering. Das italienische Geschwader zog sich nun zurück. Der Angriff wurde vorläufig nicht erneuert: Das Gros der Flotte fuhr nach Italien ab. Den erwarteten Eindruck in Constantinopel hatte man nicht hervorgebracht.

Die türkische Regierung befahl nunmehr die Schließung der Dardanellen durch Minen. Die Schiffahrt sollte so lange unterbrochen bleiben, als die Gefahr eines erneuten Angriffs bestand. Mehrere hundert Handelsdampfer sammelten sich bald in Constantinopel sowie außerhalb der Engen an. Die Freigabe der Durchfahrt erfolgte erst nach längeren diplomatischen Verhandlungen mit den Mächten am 18. Mai. Der dem internationalen Handel dadurch zugefügte Schaden soll beträchtlich gewesen sein. Besonders hat der südrussische Getreidehandel unter der Sperre gelitten.

Archipel.

Gleichzeitig mit der Operation gegen die Dardanellen hatten die Linienschiffe des 2. Geschwaders die Kabelverbindungen zwischen den Inseln des Archipels und



dem Festlande, sowie die Radiostation westlich Smyrna zerstört. Ein im Hafen von Bathy, der Hauptstadt des tributären Fürstentums Samos, liegender kleiner türkischer Stationär war durch einen Torpedoschuß zum Sinken gebracht worden, nachdem die Mannschaft ihn verlassen hatte. Etwas später erfolgte die Wegnahme einiger tür-



kischer Inseln. Zunächst wurde am 22. April die im südlichen Teile des Ägäischen Meeres gelegene Insel Astropalia von einem Landungskorps der Kriegsschiffe besetzt. Die nur wenige Gendarmen zählende türkische Besatzung ergab sich, ohne Widerstand zu leisten. Die Insel besitzt gute Häfen und Buchten mit genügender Wassertiefe.

Es folgte ein Vorgehen gegen Rhodos, die größte türkische Insel im südlichen Archipel (1400 qkm). Ihre Bevölkerung besteht aus etwa 30 000 Christen und

6000 Mohammedanern. In der Frühe des 4. Mai erschien vor Rhodos eine italienische Transportflotte, die ein etwa 8000 Mann starkes Expeditionskorps an Bord hatte und von einer großen Zahl von Kriegsschiffen unter Vizeadmiral Viale begleitet wurde. Die Truppen waren zumeist der lybischen Expeditionsarmee entnommen und standen unter dem Befehl des Generalleutnants d'Ameglio, der sich in Bengasi mehrfach ausgezeichnet hatte. Während die Flotte die auf der Nordspitze der Insel gelegene Stadt Rhodos in weitem Bogen umschloß, landeten die Truppen im Laufe des Vormittags südlich der Stadt in der Bucht von Kalitheas, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen.

Die türkische Besatzung in der Stärke von etwa 1500 Mann mit einigen Gebirgsgeschützen und Maschinengewehren hatte sich zunächst bei der Stadt Rhodos befunden. Eine Verteidigung der altertümlichen, weithin sichtbaren Festungswerke erschien gegenüber der italienischen Flotte aussichtslos. Auch drohte den Türken die Gefahr, durch die Landungen im Süden auf der Nordspitze der Insel eingeschlossen zu werden. Ihr Führer, Major Abdullah-Bey, entschloß sich daher, in das gebirgige Innere zurückzugehen und dort unter günstigeren Verhältnissen Widerstand zu leisten. Der Rückzug gelang unter Zurücklassung einiger Gefangener. Ein überraschender Vorstoß gegen Teile der bei Kalitheas gelandeten Italiener, der vielleicht Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, unterblieb.

Am folgenden Tage fiel die Stadt Rhodos ohne Kampf in die Hände der Italiener. Längs der Küste richtete die Flotte einen strengen Überwachungsdienst ein, um die türkische Besatzung an einem Entweichen zu hindern und sie von jeder Verbindung mit dem Festlande abzuschneiden.

Das Vorgehen der Italiener in das Innere erfolgte erst nach sorgfältigen Vorbereitungen. Durch wiederholte Erkundungen wurde festgestellt, daß die Türken eine Stellung bei Psitos bezogen hatten. Darauf befahl Generalleutnant d'Ameglio am 15. Mai eine umfassende Offensive. Während die Hauptkräfte in der folgenden Nacht von Rhodos gegen die feindliche Front vorrückten, wurden zwei Kolonnen auf der Nordwest- und Südostseite der Insel gelandet und gegen den Rücken des Gegners angesetzt. Nach schwierigem Nachtmarsch begann am Morgen des 16. Mai der konzentrische Angriff der an Zahl weit überlegenen Italiener gegen die infolge ungenügender Aufklärung und Sicherung völlig überraschten Türken. Es gelang, sie nach hartnäckiger Gegenwehr zu zersprengen und in die Schluchten des Gebirges zu werfen, wo sie sich am folgenden Morgen ergaben.

Außer Rhodos wurde noch eine Anzahl kleinerer Inseln im südlichen Archipel von den Italienern in Besitz genommen. Überall erfolgte ein begeisterter Empfang durch die griechische Bevölkerung. Die schwachen türkischen Gendarmerie-Besatzungen sowie die Behörden gerieten in Gefangenschaft. Ein Angriff auf die größeren und stärker besetzten Inseln Samos, Chios und Mytilene erfolgte nicht.

Als Antwort auf das italienische Vorgehen im Archipel verfügte die Türkei nunmehr die Ausweisung aller in der Türkei lebenden Italiener. Die Maßnahme wurde bis Mitte Juni durchgeführt.

Neue türkische Rüstungen.

Die Sorge vor weiteren italienischen Unternehmungen gegen die Dardanellen und Smyrna veranlaßte die türkische Heeresleitung Anfang Juni zur Zusammenziehung beträchtlicher Truppenmengen an beiden Punkten. Im ganzen wurden dazu etwa 80 000 Mann neu mobilisiert. Die sechs Divisionen starke Smyrna-Armee zählte an 50 000 Mann und wurde dem energischen Marschall Abdullah-Pascha, dem früheren Kommandierenden General in Adrianopel, unterstellt. Als Chef des Stabes war ihm Oberst Pertev-Bey beigegeben, der in der hamidischen Zeit schon einmal den Rang eines Kommandierenden Generals bekleidet hatte, durch das Gradausgleichungsgesetz jedoch wieder in die Klasse der Stabsoffiziere zurückversetzt worden war. Die sieben Divisionen zählende Dardanellen-Armee mit im ganzen etwa 52 000 Mann stand unter dem Befehl des Generalleutnants Ali Risa-Pascha, des früheren Großmeisters der Artillerie. Sein Stabschef war Oberstleutnant Halil-Bey, der bisherige Direktor der Constantinopeler Kriegsakademie. Alle vier Offiziere gelten als besonders befähigt und genießen in der türkischen Armee ein hohes Ansehen. Mit Ausnahme von Abdullah-Pascha sind sie in Deutschland ausgebildet.

Einige Wochen später, als sich herausgestellt hatte, daß die Italiener zu den gefürchteten Unternehmungen in Erkenntnis ihrer Gefahren nicht geschritten waren, wurde die Smyrna-Armee durch Entlassung von vier anatolischen Redif-Divisionen von 50 000 auf 20 000 Mann verringert. Im August wurde dann auch die Dardanellen-Armee durch Redifentlassungen um die Hälfte vermindert.

Zweites Dardanellengefecht.

Bei den Dardanellen kam es Mitte Juli noch einmal zu einer kleinen italienischen Unternehmung zur See. Fünf Torpedoboote der ständig im Archipel kreuzenden italienischen Flottillen drangen in der Nacht vom 18/19. Juli, zunächst unbemerkt, in die Engen ein, um die im Schutze der Befestigungen ankernde türkische Flotte anzugreifen. Es gelang ihnen, etwa 15 km weit bis zur Hauptverteidigungsstelle vorzukommen. Dort wurden sie jedoch durch Sperren festgehalten und mußten, vom Gegner entdeckt, im heftigsten Artilleriefeuer wieder umkehren. Nach ihren eigenen Angaben haben sie dabei keine Verluste erlitten. Dieser Vorgang hat der Unternehmungslust der italienischen Seeoffiziere ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Die türkische Flotte verhielt sich völlig passiv, ja sie ließ nicht einmal ihre modernen, schnellen Torpedoboote zur Verfolgung vorgehen.

Irgendwelche Folgen für den Schiffahrtsverkehr hatte der Zwischenfall nicht. Die Dardanellen blieben geöffnet; doch soll die Breite der Fahrrinne durch Minen um die Hälfte verringert worden sein.

Rotes Meer.

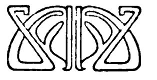
Auf dem Nebenkriegsschauplatz am Roten Meer haben, wie im Jahre 1911, auch 1912 keine kriegerischen Ereignisse von Bedeutung stattgefunden. Das dort be-

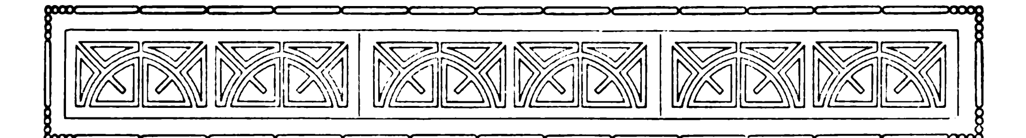


findliche italienische Kreuzergeschwader von neun Kreuzern und Torpedobooten hatte längere Zeit die arabische Westküste mit ihrem Gewirr von Inseln nach den dort gemeldeten türkischen Kanonenbooten abgesucht. Am Nachmittage des 7. Januar sichteten schließlich der Kreuzer „Puglia“ und zwei Torpedoboote die aus neun kleinen Küstenwachtschiffen bestehende feindliche Flottille auf der Höhe von Kunfuda. In dem sich entspinnenden, sehr ungleichen dreistündigen Feuergefecht wurden die türkischen Schiffe, die sich tapfer zur Wehr setzten, stark beschädigt. Nach Einbruch der Dunkelheit wurden sie von ihren Besatzungen verlassen und am folgenden Morgen von den Italienern zerstört.

Über den wichtigsten Handelshafen des Jemen, Hodeida, ist Ende Januar die Blockade verhängt worden. Mehrfach beschossen die Italiener auch die dortigen schwachen Befestigungen und die militärischen Gebäude, sowie Truppenansammlungen. Gelegentlich eines solchen Bombardements wurden die einer französischen Gesellschaft gehörigen Anlagen der im Bau befindlichen Bahn Hodeida—Sana beschädigt, was diplomatische Weiterungen zur Folge hatte. Auch sonst kam es im Laufe des Jahres zu mehrfachen Beschießungen von Hafenorten, so von Mokka und Scheich Said im Süden, und von Lohaja sowie Kunfuda im Norden. Landungen größerer italienischer Truppenmengen haben angesichts der auf etwa 30000 Mann einzuschätzenden türkischen Truppen im Jemen nicht stattgefunden. Dafür versuchten die Italiener ihren Gegnern auf andere Weise Abbruch zu tun. Sie traten mit dem arabischen Rebellenführer in Assir, Sejid Idris, in Verbindung und lieferten ihm Geld und Waffen zu einem neuen Feldzuge gegen die Türken. Die in der Presse verbreiteten Nachrichten von späteren heftigen Kämpfen zwischen den türkischen Truppen und Sejid Idris haben sich jedoch nicht bestätigt. Wahrscheinlich scheute sich dieser nach den Niederlagen des Jahres 1911, erneut gegen die ihm an Zahl überlegenen Türken vorzugehen. Auch mußte er gewärtigen, daß der mächtige, türkenfreundliche Großscherif von Mekka, wie im Vorjahre, auch jetzt wieder gegen ihn zu Felde ziehen würde. Anderseits lag aber auch der Türkei während des Krieges mit Italien nichts an einem neuen, kostspieligen und schwierigen Feldzuge in Assir. So ist der Zustand in Arabien im allgemeinen unverändert geblieben.

(Fortsetzung folgt).





Die Regiments- und Brigadeübungen der Feldartillerie.

Zweck der Regiments- und Brigadeübungen der Feldartillerie.

„Die Ansprüche, die der Krieg an die Truppe stellt, sind maßgebend für ihre Ausbildung im Frieden.“ Hieraus ergibt sich der Zweck jeder Truppenübung. Sie soll dem Kriege möglichst nahe kommen. Anlage und Leitung müssen kriegsmäßig sein.

Das klingt einfach und ist doch ungemein schwer. Schon die zunehmende Kultur des Landes zwingt zu verschiedenen friedensmäßigen Einschränkungen. Kriegserfahrungen gehen in langen Friedensjahren verloren. Auch bieten die Verhältnisse unserer letzten großen Kriege nicht immer mehr die nötige Unterlage. Der Phantasie muß ein großer Spielraum gewährt werden. Wir werden daher Vollkommenes in der Anlage unserer Friedensübungen nicht erreichen können. Immerhin liegt in dem Drange nach dem Kriegsgemäßen bereits ein hoher Gewinn. Je größer dabei der übende Truppenverband ist, um so anschaulicher und belehrender gestaltet sich die Übung für den nur mit den Massen rechnenden Kriegsfall.

Aus diesem Gedankengang heraus sind die Regiments- und Brigadeübungen der Feldartillerie entstanden. Nicht die einzelne Batterie, sondern die im Kriege auftretenden größeren Artillerieverbände und deren Führer sollen für den Ernstfall vorbereitet werden. Man will das nachholen, was auf dem Schießplatz fast niemals möglich ist: die Vorführung der Schlachtentätigkeit der Feldartillerie, die Kampfhandlung im großen Rahmen.

Anlage der Übungen. Gelände oder Truppenübungsplatz.

Die Übungen finden in der Regel im Manövergelände statt. Man verringert so den niemals ganz zu vermeidenden Flurschaden und führt die Truppe jedes Jahr in ein neues, unbekanntes Gelände. Die Vorteile liegen auf der Hand. Die Ausbildung wird vor Einseitigkeit bewahrt.

Auch sind viele unserer Truppenübungsplätze für Artillerieübungen größeren Stils an und für sich nicht geeignet. Die Unterbringung würde auf Schwierigkeiten stoßen. Schließlich ist noch zu erwägen, ob die von der Infanterie und Kavallerie sehr beanspruchten Truppenübungsplätze für diese Zwecke überhaupt zur Verfügung gestellt

werden können. Ein Verweisen der Infanterie und Kavallerie in das Gelände, zugunsten der auf den Übungsplätzen übenden Feldartillerie, würde erhebliche Mehrkosten veranlassen.

Die Franzosen haben keine Geländeübungen der Feldartillerie. Sie lassen ihre Artillerie unter Zuteilung zur Infanterie auf den Truppenübungsplätzen üben und erhalten damit Übungen gemischter Truppenverbände, die zweifelsohne von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. So konnte z. B. der Inspekteur der französischen Feldartillerie, General Percin, im Frühjahr 1910 eine Übung der 6. Infanterie-Division im Lager von Mailly leiten, bei der die Verwendung von 18 Batterien, also der durch drei Abteilungen der Korpsartillerie verstärkten Divisionsartillerie geübt wurde. Derartige große Übungen, wie sie auch bei uns stattfinden, bilden aber immer nur die Ausnahme. Meist können in Frankreich den auf den kleineren Truppenübungsplätzen übenden Infanterie-Brigaden nur einzelne Artillerie-Abteilungen zugeteilt werden. Die Artillerie wird damit Hilfswaffe der Infanterie, der große Artilleriekampf wird ausgeschaltet. Ob die Franzosen bei dem eingeschlagenen Verfahren bleiben werden, ist zweifelhaft. Wichtige Stimmen in der französischen Literatur, auch das neu erschienene französische Artillerie-Reglement, neigen bereits ernstlich zu größerer Berücksichtigung der altbewährten Artilleriemassentaktik. Ein Verlegen der Übungen ins Gelände dürfte die Folge sein. Die englische Feldartillerie kennt nur den Übungsplatz, das Üben im Gelände ist gesetzlich nicht möglich. Rußland hat überhaupt keine Geländeübungen der Feldartillerie.

Aus allen diesen Erörterungen erhellt zur Genüge, daß die deutsche Feldartillerie sich den unschätzbaren Vorsprung, den sie für ihre taktische Ausbildung in ihren Geländeübungen hat, auch unbedingt bewahren muß.

Welches Gelände kommt in Betracht?

Sobald die Divisionen den Feldartillerie-Brigaden im Frühjahr jeden Jahres das in Frage kommende Übungsgelände bekannt geben, ist dieses auf der Karte vom artilleristischen Standpunkte zu studieren. Hierbei sind die lehrreichen Gefechtsfelder für die taktische Verwendung der Feldartillerie herauszusuchen, ungeeignetes Gelände wird von vornherein ausgeschaltet. Sind die lehrreichen Gefechtsfelder gewonnen, so bedarf es ihrer Verteilung auf die Brigade und Regimenter. Erstere hat den Vorzug. Sie braucht vor allem langgestrecktes Höhengelände, das normale Gefechtsfeld, in dem sich die großen Truppenbegegnungen abspielen. Den Regimentern bleibt der Rest. Das Gelände der Regimenter wird dann oft weniger günstig, vielleicht aber gerade deshalb besonders lehrreich sein. Ein Geländewechsel zwischen Regiments- und Brigadeübungen ist jedenfalls von hohem Wert. Die dadurch erreichte Vielseitigkeit nützt der ganzen Ausbildung. Vorteilhaft wird der Brigadeabschnitt räumlich zwischen dem Übungsgelände der Regimenter liegen. Man erreicht ein unmittelbares Eintreten der Regimenter aus ihrem Gelände in den Übungsabschnitt der Brigade und erspart einen kostspieligen Marschtag. Außerdem werden meistens die alten

Quartiere auch während der Brigadeübungen beibehalten werden können, ein Vorteil, der sowohl den Regimentern als auch der Leitung, die nunmehr über alle im Quartier zurückgebliebenen und bei den manövrierenden Batterien nicht erforderlichen Berittenen (Bagageführer, Quartiermacher) verfügen kann, zugute kommt. Außerdem sind bei zentraler Lage des Brigadeübungsgeländes die Marschleistungen auf beide Regimenter gleichmäßiger verteilt, Verpflegung und Befehlsausgabe werden wesentlich erleichtert.

Das Übungsgelände für den einzelnen Tag.

Nachdem das Übungsgelände verteilt, auch an der Hand der Zeiteinteilung nachgeprüft ist, ob das rechtzeitige Einrücken und Abrücken der Regimenter zu und aus den Geländeübungen möglich ist, ist noch in der Garnison mit der eigentlichen taktischen Übungslage für jeden einzelnen Übungstag — ähnlich den in der Armee bewährten Manöveranlagen — zu beginnen. Sie erfolgt grundsätzlich durch den Leitenden selbst, die Einsichtnahme durch den höheren Vorgesetzten bleibt vorbehalten.

Zur Zeit stehen für die Übungen der Regimenter fünf Übungstage zur Verfügung. Eine jedenfalls reichliche Zeit. Dementsprechend ist es für den Regimentskommandeur auch schwierig, für jeden seiner fünf Übungstage eine wirkliche brauchbare taktische Lage festzulegen. Man behilft sich vielfach damit, daß man einen sogar zwei Tage den Abteilungen zu Übungen im Gelände überläßt oder daß man an einzelnen Tagen die Abteilungen gegeneinander führt. Eine solche Maßregel kann nun wohl nicht im Sinne der eigentlichen Regimentsübungen liegen. Derartige Übungen lassen sich bei gutem Willen meist ebenso lehrreich in der Garnison oder auf den Schießplätzen erledigen. Was wir erstreben, ist das einheitliche Fechten des Regiments in den verschiedensten taktischen Lagen, in jedem Gelände, zu jeder Tageszeit und unter schwierigsten Verhältnissen.

Die Übungsanlage eines Regiments wird sich im allgemeinen in nicht zu kleinem Rahmen halten müssen. Artillerie in der Vorhut eines Armeekorps, zurückgehaltene Artilleriekräfte des Kommandierenden Generals, Entsendung eines Regiments zum Begleiten des Infanterieangriffs usw. werden Gefechtsmomente ergeben, aus denen sich eine lehrreiche Übungslage für ein Regiment wohl schaffen läßt.

Für die Übungen der Brigade sind drei Tage vorhanden. Diese Zeit ist in Anbetracht der Fülle des zu bewältigenden Stoffs sehr knapp. Wir müssen z. B. in diesen drei Tagen üben:

a) das Begegnungsgefecht einer Division mit anschließender Verfolgung;
b) den geplanten Angriff, meist rechts und links angelehnt;
c) die Verteidigung mit darauf folgendem Rückzug.

Dabei fällt ein Übungstag für die Besichtigung aus. Dem Brigadekommandeur bleiben nur zwei eigentliche Übungstage. Der Übungszweck wird nicht immer erreicht. Es wäre daher zu erwägen, ob man die Regimentsübungen zugunsten der Brigadeübungen nicht um zwei Tage kürzen könne. Verlängert man dafür die Brigadeübungen um zwei Tage, so gewinnt der Brigadekommandeur Zeit zu einer wirklich

eingehenden kriegsmäßigen Ausbildung seiner Truppe. Er wird neben den obenerwähnten Gefechtsarten auch noch dem nächtlichen Kampfe um vorbereitete Stellungen sowie vor allen Dingen auch dem so notwendigen Scharfschießen größerer Artillerieverbände im Gelände sich widmen können. Diese Übungen gewinnen noch besondere Bedeutung, wenn wir die Heranziehung der schweren Artillerie zu den Geländeübungen zur Regel machen.

Leitung. Perion des Leitenden.

Die Regiments- und Brigadeübungen werden durch den betreffenden Kommandeur geleitet. Auch bei Hinzuziehung der schweren Artillerie zu den Brigadeübungen wird die Leitung dem Brigadekommandeur der Feldartillerie verbleiben. Er ist im Gefecht der Division der Artilleriekommandeur, mithin verantwortlich für das taktische Zusammenarbeiten der gesamten Artillerie dieses Verbandes. An den Besichtigungstagen wird der Divisionskommandeur die Aufgabe stellen. Damit kommt auch seine Einwirkung auf die Ausbildung der Feld- und Fußartillerie im Gelände zur Geltung.

Vorbildung des Leitenden.

Jeder mit der Leitung größerer Truppenübungen beauftragte Kommandeur wird eine Vorbildung für diesen Zweck wünschen. Diese hat zeitig zu beginnen. Schon der junge Offizier ist mit Übungsanlagen vertraut zu machen. Zur Zeit wird in unserer Winterbeschäftigung dieser Punkt vielleicht nicht genügend berücksichtigt. Wir vertiefen durch Kriegsspiele und Vorträge gewiß das taktische Verständnis unserer Offiziere. „Übungsanlagen" in der Winterbeschäftigung sind nicht überall bekannt. Vielleicht könnte jeder Stabsoffizier eine solche mehrere Male anfertigen. Die höheren Vorgesetzten nehmen Stellung. Die gegenseitigen Ansichten werden geklärt. Wir gelangen damit auch zu wirklich kriegsmäßigen Unterlagen für unsere Übungen. Wir werden uns freimachen von jener Detachementstaktik, wie sie im Gegensatz zur Wirklichkeit und unter Zurücksetzung des Artilleriemassenkampfes noch häufig in unserer Winterbeschäftigung betrieben wird. Für alle unsere Übungsanlagen und Kriegsspiele dürfte der Rahmen der Division in der Regel die Grundlage bilden. Aber auch Anlagen im Korpsverbande, besonders für die Übungen der Brigade, erscheinen unerläßlich. Wenn in dieser Hinsicht gearbeitet, alles Nebensächliche und nicht mehr Zeitgemäße fortgelassen wird, würden wir theoretisch die beste Grundlage für die taktische Durchbildung unserer Offiziere und Artilleriekommandeure gewinnen. Daneben sind praktische Übungen zu veranstalten. Übungen in Kader-Verbänden und Übungsritte unter Beteiligung einer möglichst großen Zahl, besonders älterer Offiziere. Wie diese Übungen im einzelnen abzuhalten sind, geht über den Rahmen der vorliegenden Abhandlung hinaus. Jedenfalls ist mit allen Mitteln, wozu auch das häufige Beiwohnen bei den Übungen der anderen Waffen gehört, ein selbständiges, taktisches Denken der Feldartillerieoffiziere zu erziehen, ein Denken, das uns befähigt, unsere Geländeübungen kriegsgemäß im großen Rahmen anzulegen und im Sinne der Taktik der verbundenen Waffen zu leiten.

Übungsanlage durch den Leitenden.

Über die Übungsanlage selbst ist bereits vorher gesprochen worden. Persönliche Ausarbeitung wird zweckdienlich und für die spätere Tätigkeit des Leitenden von besonderem Nutzen sein. Der fertige Entwurf geht an den Adjutanten zur Prüfung und Äußerung. Unterbringung und Anmärsche sind entsprechend vom Adjutanten zu bearbeiten.

Erkundungsreise des Leitenden in das Gelände und weitere Tätigkeit bis zum Ausrücken aus der Garnison.

Die Erkundungsreise ist unerläßlich. Übungen, die nur auf der Karte festgelegt werden, sind aus Flurrücksichten im Gelände oft nicht durchführbar. Ein großes Rübenstück wirft eine ganze, sorgfältig angelegte Übung über den Haufen. Eine dicht mit Bäumen bestandene Wegeverbindung sperrt jedes Schußfeld. Auch können Wegeverlegungen stattgefunden haben, die auf der Karte noch nicht berücksichtigt sind. Neubau von Chausseen, Ausbesserungsarbeiten vorhandener Straßen machen einen bestimmten Abschnitt für den vorliegenden Zweck unbrauchbar. Unter Umständen kann ein Wechsel in den Aufgaben der Truppe und des markierten Feindes Abhilfe schaffen. Äußerstenfalls ist zur Vermeidung von Unnatürlichkeiten eine neue Anlage zu schaffen. Diese Reisen in das Übungsgelände haben für den Leitenden außerdem den Vorteil, daß er sich mit dem Übungsgelände vertraut macht. Der Leitende kann — gestützt auf seine eigene Kenntnis des Geländes — sich bei den Übungen selbst mehr der Truppe widmen. Er wird ihre Leistungen richtiger beurteilen. Der Blick für das Große und Ganze bleibt frei.

Neben der Erkundung des Geländes prüft der Leitende auch die beabsichtigte Unterkunft seiner Truppe. Schlechte Quartiere tragen nicht zur Hebung der Dienstfreudigkeit bei. Auch weite Anmärsche müssen möglichst vermieden werden. Daß in jedem Falle bei diesen Erkundungsreisen Fühlung mit den leitenden Zivilbehörden genommen wird, erscheint selbstverständlich. Besonders wenn neben den eigentlichen Geländeübungen auch noch Scharfschießen stattfinden soll, ist eine vorherige Besprechung mit den in Frage kommenden Zivilpersönlichkeiten zur Vermeidung unnötiger Schreibarbeiten garnicht zu umgehen.

Bei allen Erkundungsreisen ist der Leitende von seinem Adjutanten begleitet. Dieser hält das Erkundungsmaterial (Übungsanlagen, Karten, Quartierskizzen) auf dem Laufenden. Ein Begleiten des Leitenden durch die später zum Führen des markierten Feindes bestimmten Offiziere findet nicht statt. Die Erkundung für diese Offiziere erfolgt durch den Leitenden selbst.

Nach Rückkehr in die Garnison sind die Geländeübungen endgültig festzulegen, nachträgliche Änderungen zu vermeiden. Das Geschäftszimmer des Leitenden beginnt und beendigt kurz vor dem Ausrücken das Schreiben und den Umdruck der Kriegslagen und sonstigen Anordnungen. Ihre Ausgabe erfolgt, soweit durch die taktische Lage zulässig, möglichst am Tage vor der betreffenden Übung oder nach der besonderen Bestimmung des Leitenden.

Tätigkeit des Leitenden an den einzelnen Übungstagen.

Der Leitende ist an den einzelnen Übungstagen Leitender und Kommandeur in einer Person. Er stellt die Aufgabe für die Truppe und den markierten Feind. Den kriegsmäßigen Einschlag geben die Schiedsrichter sowie der selbständig handelnde und nicht nur als Scheibe auftretende markierte Feind. Seine Zusammensetzung erfolgt grundsätzlich aus wirklichen und Flaggentruppen. Reichliche Munition ist mitzuführen.*)

Die Hauptaufgabe des Leitenden bleibt immer seine Tätigkeit als Kommandeur. Neben richtiger taktischer Durchführung sollen von der übenden Truppe gezeigt werden:

a) Lange Anmärsche in allen Gangarten; geschlossene Marschkolonnen in schwierigem, wechselndem Gelände.

b) Zweckentsprechendes Instellunggehen, schnelle Feuereröffnung, richtige Zielauffassung und Feuerverteilung.

Auch die Tätigkeit der Patrouillen und Geländeaufklärer bedarf der besonderen Aufmerksamkeit. Reibungen aller Art werden nicht ausbleiben. Sie sind sogar absichtlich herbeizuführen, um Gewandtheit und Entschlußfähigkeit zu prüfen. Grundsätzlich ist das Schanzzeug zu gebrauchen. Körperlage der Offiziere und Mannschaften ist wie im Ernstfall. Auch Verlustausfall kann an einigen Tagen geübt werden.

Wird eine Übung nicht zur Zufriedenheit des Leitenden ausgeführt, so kann sie unter Umständen wiederholt werden. Zu berücksichtigen ist nur, ob nicht der kriegsmäßige Verlauf des Ganzen gestört wird; dieser geht immer vor. In ihm erwächst die Freude an der Übung selbst, die man niemand nehmen darf. Ebenso handelt der Leitende psychologisch unrichtig, wenn er die Übungen zu lang gestaltet. Mensch und Tier haben nur eine gewisse Spannkraft. Aber auch sonst sind der Truppe Erleichterungen zu gestatten, wie Ausrücken ohne Gepäck und ohne belastete Fahrzeuge. Die späteren Manöver stellen noch genug Anforderungen an Mann und Pferd.

Im übrigen dürfte der Kommandeur jede Gelegenheit zur Anregung und Belehrung benutzen. Er wird tadeln, wo es am Platze ist. Er wird aber auch das Gute hervorheben und dies Offizieren und Mannschaften aussprechen. Besonders lehrreich wird er die Übung gestalten, wenn er an einzelnen Tagen den markierten Feind in der von unseren Gegnern beabsichtigten Weise ins Gefecht treten läßt. Eine solche Gegenüberstellung regt ungemein an. Viele Zweifel werden geklärt, ein Urteil über die Zweckmäßigkeit des eigenen Verfahrens gewonnen, für die Fortentwicklung der Waffe ein besonderer Nutzen erreicht.

Heranziehung der Fußartillerie zu den Geländeübungen.

Mit dem Eintritt der bespannten Fußartillerie in die Reihe der Feldtruppen wurde bald auch die Frage der Heranziehung der Fußartillerie zu den Geländeübungen der Feldartillerie aufgerollt. Es ist naturgemäß, diese neue Waffe bei ihren

*) Vgl. im übrigen die in den Beispielen gegebenen Anweisungen für den markierten Feind.

taktischen Übungen im Gelände dem Verbande anzugliedern, unter dessen Befehl sie später in der Wirklichkeit steht. Führer und Truppe sollen sich kennen lernen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Feld- und Fußartillerie gestärkt werden. Daß man bei diesen Erwägungen das Richtige traf, beweisen die bereits abgehaltenen gemeinsamen Übungen beider Waffen. Der Wert wird allseitig anerkannt.

Bisher waren nur bei einzelnen Armeekorps Bespannungs-Abteilungen vorhanden. Trat auch an anderer Stelle Bedarf ein, so mußten die Bespannungs-Abteilungen mit der Bahn dorthin befördert werden. Die Kosten steigerten sich mit der Größe der Entfernung. Dazu kam das häufige Mieten von Gespannen, da die Bespannungs-Abteilungen allein für den erwünschten Zweck vielfach nicht ausreichten. Jetzt wird jedes Armeekorps eine Bespannungs-Abteilung besitzen. Die Kosten für einen Bahntransport größeren Stils fallen fort, das Ermieten von Zivilpferden kann wesentlich eingeschränkt werden.

Eine Heranziehung der schweren Artillerie zu den Regimentsübungen der Feldartillerie wird wegen der Kleinheit des übenden Verbandes wohl nur ausnahmsweise in Frage kommen. Auch für die ganze Dauer der Brigadeübungen erscheint die Anwesenheit der Fußartillerie nicht erforderlich. Ihr ständiges Mitwirken würde die Feldartillerie in ihren Bewegungen verlangsamen, die dauernde Teilnahme der Fußartillerie außerdem der Wirklichkeit nicht entsprechen. Nur eine Division des Armeekorps wird im Gefecht über schwere Artillerie verfügen. Verwöhnt man jedoch schon in Friedenszeiten die Feldartillerie in dieser Beziehung, erzieht man in ihr künstlich das Gefühl, daß es ohne schwere Artillerie überhaupt nicht mehr geht, so wird ein Versagen vor dem Feinde nicht zur Unmöglichkeit. Die Feldartillerie muß das Vertrauen auf ihre eigene Kraft behalten.

Es dürfte daher genügen, wenn die Fußartillerie an zwei Tagen an den Brigadeübungen der Feldartillerie teilnimmt. An einem dieser Tage ist das an späterer Stelle vorgeschlagene gemeinsame Schießen beider Waffen zu erledigen. Die Dauer der Brigadeübungen ist hierbei zu fünf Übungstagen angenommen. Es wird ferner, da die Bespannungs-Abteilung des Armeekorps schwer teilbar ist, nur bei einer Feldartillerie-Brigade des Armeekorps Fußartillerie überhaupt üben können.

Welcher Feldartillerie-Brigade des Armeekorps in jedem Jahre das schwere Feldhaubitz-Bataillon zuzuteilen ist, ergeben die örtlichen Verhältnisse. Naturgemäß wird ein jahrweiser Wechsel in der Zuteilung anzustreben sein. Die Kostenfrage wird mitsprechen. Der kürzere Weg entscheidet. Er wird um so ausschlaggebender, da nach Beendigung der Brigadeübungen der Feldartillerie für die zu diesen herangezogene Fußartillerie die Frage des Rückmarsches in die Garnison oder der weiteren Belassung im Manövergelände zu entscheiden ist. Ein Rückmarsch in die Garnison wird in den Fällen stattfinden, wo die schwere Artillerie noch an anderen Stellen, z. B. Belagerungsübungen, gebraucht wird. Sie soll dann schnell für diese Zwecke

wieder verfügbar sein. Ein Verbleiben im Manövergelände gestattet anderseits wieder die Heranziehung der schweren Artillerie zu den eigentlichen Manövern.

Wenn in der vorgeschlagenen Weise die Heranziehung der Fußartillerie zu den Geländeübungen der Feldartillerie stattfindet, so dürfte ohne besondere erhebliche Kosten das nutzbringende Zusammenwirken der Feld- und Fußartillerie in der Gefechtsausbildung gesichert sein. Die höheren Führer finden gleichzeitig Gelegenheit, bei ihren Besichtigungen die gemeinsame Tätigkeit beider Waffen zu beobachten. Der Wert der schnell beweglichen und vielseitigen Feldartillerie, die Würdigung des artilleristischen Kräftezuwachses durch die Fußartillerie wird auf eine gesündere Grundlage gestellt werden, wie sie durch Einzelbesichtigung, gesonderte Berichte und Mitteilungen von Feld- und Fußartillerie erzielt wird.

Heranziehung von Infanterie zu den Geländeübungen.

Schon vielfach ist die Frage erörtert worden, ob man nicht zur klaren Schaffung der Gefechtsbilder und zur Vorführung des Zusammenwirkens der Infanterie und Artillerie im Gefecht, Infanterie an den Geländeübungen der Feldartillerie teilnehmen lassen soll. Bei Heranziehung von Infanterie-Brigaden zu den Geländeübungen der Feldartillerie werden die Geländeübungen zu Übungen gemischter Waffen. Es ergibt sich eine Art Vorübung für die Manöver, wozu schließlich auch noch Kavallerie und die Spezialwaffen erforderlich sind. Die besondere Ausbildung der Artillerie kommt zu kurz. Solche Übungen gemischter Waffen würden immer nur auf die Führerausbildung hinauslaufen, die Truppe an sich gewinnt nichts. Und gerade auf das Letztere kommt es doch nicht zum mindesten an, abgesehen von den Kosten, die derartige Gemeinschaftsübungen von Infanterie und Feldartillerie hervorrufen würden. Wer soll außerdem die Übung leiten? Alles dies sind Momente, die unbedingt gegen die Heranziehung größerer Infanterieverbände zu den Geländeübungen sprechen.

Es bliebe die Erwägung, ob nicht mit der Zuteilung einiger Bataillone oder Kompagnien zu den Übungen der Feldartillerie ein besonderer Vorteil erreicht wird. Die Infanterie wäre frühzeitig in das Manövergelände abzubefördern. Nehmen wir an, daß jedem Feldartillerie-Regiment des Armeekorps vom Beginn seiner Übungen je ein Bataillon zugeteilt wird, so würden vier Bataillone im ganzen mit der Feldartillerie des Armeekorps üben. Diese Bataillone lassen sich vielleicht vom Generalkommando verfügbar machen. Jede Division stellt ohne Schwierigkeiten zwei Bataillone aus denjenigen Verbänden, die ihre Regiments- und Brigadeübungen auf den Truppenübungsplätzen bereits erledigt haben. Die Bataillone können nach Abschluß der Übungen der Feldartillerie unmittelbar zu den Detachementsübungen abrücken.

Wie gestaltet sich die Verwendung der Infanterie-Bataillone bei dem übenden Feldartillerie-Regiment? Aus den nachfolgenden Beispielen 1 bis 3 geht hervor, daß das Feldartillerie-Regiment in der Regel in größerem Rahmen seine Übungen anlegen muß. Im Beispiel 1 ist es der Verband einer gemischten Infanterie-Brigade, im Beispiel 2 der der Vorhut eines Armeekorps, im Beispiel 3 der Rahmen einer Infanterie-

Division. Das zugeteilte Infanterie-Bataillon würde also die Infanterieverbände vorstehend genannter Kampfeinheiten zu verkörpern haben. Das bedingt ein völliges Auflösen des Bataillons. Im Beispiel 3 z. B. würden zwölf Flaggenbataillone notwendig sein, d. h. jeder Infanteriezug hätte ein Flaggenbataillon darzustellen. Eine Leitung des Infanteriegefechts durch den Bataillonskommandeur ist dann unmöglich. Es werden derartige unklare Gefechtsentwickelungen der Infanterie entstehen, daß nicht nur die Feldartillerie keinen Nutzen, sondern vor allem die Infanterie den größten Schaden in ihrer eigenen Ausbildung hätte. Dazu kommt noch, daß die Anstrengungen für die mitübende Infanterie nicht gering sind. Lange Anmärsche, die die berittene Truppe spielend zurücklegt, weitausholende Entfaltung und Entwicklung blieben der Infanterie nicht erspart. Schließlich wird die Feldartillerie zur dauernden Rücksichtnahme auf die Schwesterwaffe gezwungen. Die Übungen verlaufen schleppend, die eigene Übungsanlage leidet, der Zweck wird leicht verfehlt.

Es erscheint daher richtig, daß die Feldartillerie bei ihren Geländeübungen auch ohne Infanterie auskommen muß und man kann wohl sagen, zu ihrem eigenen Nutzen auch auskommen kann. Zur Darstellung des Infanteriegefechts genügt dessen Markieren durch Flaggenabgaben der Feldartillerie. Ihre Führung durch Feldartillerieoffiziere wird für die Ausbildung der Letzteren sogar von besonderem Nutzen sein.

Scharfschießen während der Geländeübungen.

Nach Ziffer 31 der Manöverordnung können innerhalb der für die Geländeübungen festgesetzten Zeit Scharfschießen abgehalten werden. Dieser Hinweis hat durch fast sämtliche Generalkommandos eine besondere Förderung erfahren. Man glaubt damit den Verhältnissen des Krieges am nächsten zu kommen und will gleichzeitig den Wünschen der höchsten artilleristischen Waffenvorgesetzten gerecht werden. Aus den anfänglichen Schießen in Batterien haben sich unter Einsetzen einer oft recht großen Munitionsmenge Abteilungs-, Regiments- und vielfach sogar Brigadeschießen ergeben, letztere zum Teil unter Heranziehung der schweren Artillerie.

Der Wert derartiger, mit großer Munitionsmenge ausgestatteter Geländeschießen ist nicht zu verkennen. Sie führen die Waffenwirkung den höheren Truppenführern tatsächlich vor Augen, die ihrerseits wiederum die bei Geländeschießen kriegsmäßig erzielte Wirkung den übrigen Waffen zu deren eigener nutzbringender Berücksichtigung bei ihrer Ausbildung übermitteln. Hieraus erklärt sich die besondere und gewiß auch berechtigte Vorliebe der höheren Truppenführer für Wirkungs-Scharfschießen im Gelände. Für die Feldartillerie liegen diese Vorteile nicht in demselben Maße vor. Auch sie verkennt keineswegs die besondere Bedeutung von Schießübungen im Gelände. Sie weiß aber auch, daß derartige Wirkungsschießen, wie sie die höhere Truppenführung verlangt, einen ungemein großen Munitionsaufwand bedingen, der zu dem erreichten Zweck nicht immer in richtigem Verhältnis steht. So hat es z. B. keinen Zweck, im Streuverfahren eine große Anzahl von Bz-Schüssen hinter einen Höhen-



rand zu verschießen, hinter dem nicht einmal mit Sicherheit die feindliche Artillerie erkannt ist. Die so verschwendete Munition wäre an anderer Stelle besser verwendet worden. Auch lassen bewegliche Ziele, besonders vorgehende feindliche Infanterie, da die nötigen Zugvorrichtungen fehlen, sich fast niemals bei den Geländeschießen darstellen.

Es erscheint daher zweckmäßig, zwischen den Wünschen der höheren Truppenführung und den Interessen der Feldartillerie einen Mittelweg zu finden, der beide Teile befriedigt, ohne die Vorteile eines Schießens im Gelände aufzugeben.

Es müssen möglichst alle Batterien im Gelände schießen, und zwar in großen Verbänden, also im Regiments- und Brigadeverband unter Teilnahme der schweren Artillerie. Die Schießen sind jedoch nicht bis zum vollen Wirkungsschießen durchzuführen; es soll keine Schießübung, sondern eine Gefechtsübung sein, bei der die wichtigen Momente durch Scharfschießen zu markieren sind. Damit gewinnt man die Möglichkeit, die so sehr schwierige Feuerleitung größerer Verbände, das Einschießen und die ersten Brennzünderkorrekturen zu üben. Alles übrige kommt für die Feld- und Fußartillerie an sich nicht in Betracht. Sie lernen mehr durch einen häufigen Zielwechsel, durch stetes erneutes Einschießen und Feuerschwenken, als wie durch die in einem längeren Schießen gegen nur wenige Ziele erlangte Wirkung. Zweifelsohne ist ein solches nur die Gefechtsmomente betonendes Verfahren ein Notbehelf. Sache der Kommandeure wird es sein, die gewonnenen Grundlagen auf dem Wege der Besprechung weiter auszubauen und so zu brauchbarem Ergebnis für den ganzen Artilleriekampf zu gelangen. Daß eine derartige Leitung des Schießens nicht einfach ist, kann nicht geleugnet werden. Die Leitung bedarf zahlreicher Unterorgane, die nach den Weisungen der Leitung selbständig in den Batterien handeln, die zu verfeuernde Munition bestimmen und das Feuer abbrechen, wenn der Zweck erreicht ist. Nimmt man dieses Verfahren allgemein an, so würden 80 Schuß für jede Feld- und 50 Schuß für jede schwere Batterie für den zu erreichenden Zweck genügen. Es wäre das aber auch die äußerste Schußzahl, die für Schießen während der Geländeübungen von der Schießübungsmunition freigemacht werden könnte. Will dann die höhere Truppenführung außerdem noch Wirkungsschießen sehen, so müßte vom Kriegsministerium weitere Munition für Geländeschießen bereitgestellt werden. Gäbe das Kriegsministerium diese jahresweise wechselnd den einzelnen Generalkommandos, übermittelte man außerdem die von den Waffenvorgesetzten der Feld- und Fußartillerie summarisch zusammengestellte Durchschnittswirkung der gesamten Geländeschießen den höheren Truppenführern, so würden letztere den Anhalt gewinnen, den sie für die Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Feld- und Fußartillerie wünschen. Die auf den Schießplätzen ermittelte Durchschnittswirkung der Feldartillerie kann für den höheren Truppenführer allein nicht maßgebend sein.

Im übrigen wird, mit den Jahren zunehmend, immer mehr über die Schwierig-



keiten geklagt, die infolge fortschreitender Bebauung des Landes und Abneigung der Bevölkerung gegen Geländeschießen überhaupt zunehmen. In den Ansiedelungsgebieten des Ostens und noch in anderen Gegenden des Landes liegen in der Tat die Verhältnisse, besonders wenn größere Schießen in Fragen kommen, recht ungünstig. Trotzdem wird ein guter und fester Wille noch immer der Schwierigkeiten Herr werden. Es kommt nur darauf an, daß die Truppe der Bevölkerung gegenüber nicht nachgibt, daß sie fordert, was ihr Recht ist.

Beispiel Nr. 1.

Skizze 30.

A. Allgemeine Kriegslage.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung.)

„Das blaue XVII. Armeekorps steht am 27. August in Linie Taabern—Goyden im Angriffsgefecht gegen einen Gegner, der die Höhen von Prohnen—Heinrichsdorf und westlich Preußisch Mark verteidigt.

Die 71. Infanterie-Brigade mit Feldartillerie-Regiment Nr. 36 ist zur Verfügung des kommandierenden Generals bei Gut Ebenau zurückgehalten. Generalkommando Gut Boyden. F. Danielsruhe ist von der Kavallerie der linken Flügel-Division besetzt."

B. Besondere Anordnungen für den 27. August.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung.)

1. Das Regiment (ohne die dritten Züge I./36) steht am 27. August 8⁰ Vormittags auf der Chaussee Saalfeld—Ebenau, Anfang Ebenau. Abteilungskommandeure am Anfange des Regiments. Reihenfolge: I., II. Abteilung.

2. Eine Artillerie-Offizierpatrouille der II./36 meldet sich 7³⁰ Vormittags in meinem Quartier Saalfeld.

3. Zum Darstellen eigener Truppen stehen 7⁴⁵ Vormittags sechs blaue Flaggen der II./36 am Wegekreuz 800 m südwestlich Ebenau. Führer dieser sechs blauen Flaggen ein Offizier mit Meldereiter der II./36.

4. Führer des markierten Feindes Major B.; Anweisung anbei (siehe D). Demselben stehen zur Verfügung: Die dritten Züge I./36 7⁴⁵ Vormittags auf der Chaussee Vorwerk—Preußisch Mark, Ende an Vorwerk. Jedes Geschütz mit einer roten, einer weißen, einer gelben Flagge (zusammengerollt). Rote Bänder an den Helmbezügen.

5. Schiedsrichter: Hauptmann beim Stabe v. S., dazu ein Trompeter der I./36.

gez. F., Oberst.

Im Umdruck bis einschließlich Batterie.



C. Verlauf des 27. August.

Nach Abreiten der Marschkolonne des Regiments werden sämtliche Offiziere des Regiments am Anfang des Regiments versammelt.

Der Regimentskommandeur zeigt im Gelände eigene und, soweit sichtbar, feindliche Aufstellung, fügt hinzu, daß eine Artillerie-Offizierpatrouille über F. Danielsruhe gegen den feindlichen rechten Flügel bereits vorgesandt sei, und fährt fort:

„In diesem Augenblick trifft ein Adjutant des Generalkommandos mit folgender Weisung ein:

Der Angriff des Armeekorps aus der Linie Taabern—Goyden kommt nur langsam vorwärts. Der kommandierende General beabsichtigt, den Kampf in der Front zunächst nur hinhaltend zu führen. Die Entscheidung wird durch Umfassung der feindlichen rechten Flanke gesucht werden. 71. Infanterie-Brigade (sechs blaue Flaggen am Wegekreuz 800 m südwestlich Ebenau) tritt hierzu sofort über Kunzendorf—F. Danielsruhe an. Feldartillerie-Regiment Nr. 36 unterstützt diesen Angriff."

Entschluß des Regimentskommandeurs: Lauerstellung mit dem ganzen Regiment auf den Goydener Bergen. Meldung hierüber an den Kommandeur der 71. Infanterie-Brigade.

D. Anweisung für Major B., Führer des markierten Feindes.

(Ausgegeben am Abend vor der Übung.)

Kriegslage.

Das rote I. Armeekorps steht am 27. August in verstärkter Stellung Preußisch Mark—Prohnen gegenüber blauen Kräften, die bis zur Linie Goyden—Taabern vorgedrungen sind. Hinter dem roten rechten Flügel sind (unter Führung des Majors B.) um 7^{45} Vormittags eingetroffen: eine Infanterie-Brigade (sechs Bataillone = sechs rote Flaggen); ein Feldartillerie-Regiment (sechs Batterien, dargestellt durch sechs Geschütze mit gelben Flaggen) am Ostausgang von Vorwerk; sechs Eskadrons (dargestellt durch sechs Reiter mit weißen Flaggen) bei zu Vorwerk.

Aufgabe für Major B. Verlängerung des rechten Flügels des roten I. Armeekorps. Feindliche Verstärkungen sind von Saalfeld im Anmarsch.

gez. F., Oberst.

E. Weiterer Verlauf des 27. August und Schluß.

Rot wird seine Artillerie südwestlich Preußisch Mark entwickeln. Feldartillerie-Regiment Nr. 36 bemerkt das Instellunggehen der roten Artillerie und nimmt das Feuer auf.

Inzwischen gewinnt die über F. Danielsruhe vordringende 71. Infanterie-Brigade Gelände; auch das blaue XVII. Armeekorps überschreitet den Sorge-Abschnitt siegreich.



Eine Abteilung des Feldartillerie-Regiments Nr. 36 folgt der 71. Infanterie-Brigade durch den Wald über F. Danielsruhe zum Begleiten des Infanterieangriffs. Die zweite Abteilung wird später dorthin nachgezogen, da Preußisch Mark durch andere Truppen des XVII. Armeekorps gesperrt ist (Annahme).

Schließlich geht das Regiment in eine Stellung südöstlich zu Vorwerk, Front gegen Vorwerk, wohin der rote rechte Flügel zurückweicht.

Vorwerk wird genommen; die Verfolgung wird in nordwestlicher Richtung durchgeführt.

Bemerkung. Die Bewegungen der blauen und roten Flaggentruppen, im besonderen das schließliche Abziehen des markierten Feindes, erfolgt durch schiedsrichterlichen Spruch.

Nach der Übung: Besprechung.

Betrachtungen über Anlage, Leitung und Verlauf der Übung.

Zu A. Die allgemeine Kriegslage wird am Tage vor der Übung im Umdruck ausgegeben, damit jeder Teilnehmer sich eingehend in die Lage hineindenken kann. Erfahrungsgemäß wird eine erst am Tage der Übung ausgegebene Kriegslage in ihrem Geiste nicht immer überall richtig verstanden. Am Übungstage selbst genügt ein kurzer mündlicher Hinweis auf die Kriegslage durch den Leitenden, der hieran anschließend — wie unter C. dargestellt ist — die weiteren Ergänzungen der Kriegslage für den inzwischen eingetretenen Gefechtsmoment ausgibt.

Zu B. Das Ausschalten der dritten Züge zur Darstellung des Gegners ist erwünscht. Eine Darstellung des Gegners nur durch Flaggen macht die Übung weniger anschaulich und gestaltet sie nicht genügend lebendig. Auch bietet das Vorhandensein wirklicher Truppen beim markierten Feinde Gelegenheit, ältere Offiziere für ihre ferneren Stellungen vorzubereiten. Das Fehlen der dritten Züge bei einer Abteilung wird für die Übung des ganzen Regiments kaum als Nachteil empfunden werden.

Die zu entsendenden Artillerie-Offizierpatrouillen melden sich zweckmäßig — wie in der Wirklichkeit — schon vor Beginn der Übung bei dem Leitenden, wo sie eine der Kriegslage entsprechende Anweisung erhalten. Die Offizierpatrouillen haben dann mehr Zeit, sich über ihre Aufgabe zu unterrichten, und gewinnen den Vorsprung, den sie für eine sach- und kriegsgemäße Ausführung ihres Auftrages unbedingt gebrauchen.

Die Darstellung eigener Truppen, wenn auch nur durch wenige Flaggen, empfiehlt sich immer. Das Bild wird klarer, die Maßnahmen und Entschlüsse der Unterführer fügen sich natürlicher in die Lage des Ganzen ein.

Das Ausscheiden eines Schiedsrichters ist nicht zu entbehren. Seine Aufgabe ist es vornehmlich, im Sinne der Leitung die erforderlichen Entscheidungen bei

den markierten eigenen und gegnerischen Truppen zu treffen. Über die artilleristischen Maßnahmen wird jedoch der Leitende sich in jedem Falle die Entscheidung selbst vorbehalten müssen.

Zu C. Mit dem Befehl, die 71. Infanterie-Brigade bei ihrem Angriff zu unterstützen, wird der Regimentskommandeur gleichzeitig vor einen Entschluß gestellt. Eine solche Entschlußfassung ist möglichst immer herbeizuführen. Hierin liegt auch der erzieherische Wert derartiger Übungen. Der Regimentskommandeur muß sich in der hier gegebenen Lage entscheiden, ob er

der 71. Infanterie-Brigade in das Waldgelände in Richtung F. Danielsruhe unmittelbar folgen oder

eine Bereit- und demnächst Lauerstellung zur Unterstützung der bei F. Danielsruhe heraustretenden 71. Infanterie-Brigade auf den Goydener Bergen nehmen soll.

In letzterem Falle ist auch noch ein Entschluß darüber notwendig, wann die Bewegung nach den deckenden Goydener Bergen anzutreten ist.

Zu D. Eine kriegsmäßige Anweisung des Führers des markierten Feindes mit eigenem Auftrag entspricht den Grundsätzen der Felddienst-Ordnung. Der Führer des markierten Feindes wird dadurch zum wirklichen Führer. Für den Leitenden erwächst hieraus der große Vorteil, daß er trotz Kenntnis der taktischen Ausgangslage dauernd vor neue Lagen gestellt wird. Je tätiger der markierte Feind hierbei verfährt, desto besser ist es. Man wird daher zu Führern des markierten Feindes in der Regel nur solche Offiziere nehmen, die nach ihrer Persönlichkeit und Vorbildung für eine sachgemäße Führung eine unbedingte Gewähr bieten.

Zu E. Ob der Fortgang der taktischen Lage zu Beginn jedes neuen Gefechts-Abschnitts den Unterführern bekannt zu geben oder erst am Schluß der Übung nachholend zu entwickeln ist, muß der jedesmaligen Gefechtslage angepaßt werden.

In der Regel werden während des Gefechtes kurze Mitteilungen bis einschließlich an die Abteilungskommandeure genügen. Für die Gesamtheit bietet meist erst die Schlußbesprechung hierzu Gelegenheit.

Schlußbesprechung.

Vor derselben meldet der Führer des markierten Feindes die von ihm getroffenen Maßnahmen und gemachten Beobachtungen.

Demnächst ist der Schiedsrichter vom Leitenden zu hören.

Schließlich erörtert der Leitende vor versammelten Offizieren nochmals den ganzen Gang der Übung. Er gibt hierbei alle von ihm erlassenen Befehle im Wortlaut. Die getroffenen Maßnahmen werden einer kurzen, immer aber ganz bestimmten Besprechung unterzogen.

Beispiel Nr. 2.

Skizze 31.

A. Allgemeine Kriegslage.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung.)

„Das blaue XVII. Armeekorps, auf dem Südflügel einer von Osten gegen die Weichsel vorgehenden Armee, marschiert am 28. August von Mohrungen über Maldeuten auf Saalfeld. Feindliche Infanterie hatte am 27. August Abends, von Süden kommend, Liebemühl besetzt."

Marschordnung.

Voraus: vier Eskadrons.

Vorhut: Kdr. 71. Inf. Brig., Jäg. Batl. 2, 3/4 Esk./1. L. Hus. R., (Vortrupp).
1000 m Abstand.
Regtsstb. u. I./Gren. R. 5, F. A. R. 72, II. F./Gren. R. 5, 2 l. M. Kol. (Haupttrupp).
1500 m Abstand.

Gros: zugleich Marschordnung; Generalkommando: 1/4 Esk./1. L. Hus. R., 36. Inf. Div., ohne Truppen bei der Vorhut, 35. Inf. Div.

B. Besondere Anordnungen für den 28. August.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung.)

1. Das Regiment (ohne die dritten Züge von I./72) steht am 28. August 8⁰ Vormittags auf der Chaussee Maldeuten—Seegertswalde, Anfang an Seegertswalde. Die Abteilungsstäbe am Anfang des Regiments. Reihenfolge: I., II. Abteilung.

2. Zum Darstellen eigener Truppen stehen um dieselbe Zeit:

a) eine blaue Flagge der I./72 zu Fuß (Anfang des Vortrupps) am Ch. H. 1200 m südwestlich Seegertswalde;

b) eine blaue Flagge der I./72 zu Fuß als Anfang des Haupttrupps in Seegertswalde in Höhe der Kapelle;

c) zwei blaue Flaggen der II./72 zu Fuß am Chausseekreuz südlich Maldeuten (zur Darstellung des II. und Füsilier-Bataillons des Grenadier-Regiments 5) und je ein Reiter mit gelber Flagge von I. und II./72 zur Darstellung der leichten Munitionskolonnen des Regiments.

3. Führer der blauen Infanterieflaggen zu 2a, b, c ein Offizier der II./72 mit einem Meldereiter. Meldung bei mir 8⁰ Vormittags auf dem Sammelplatz des Regiments.

4. Führer des markierten Feindes Hauptmann beim Stabe K. Anweisung ist besonders erfolgt (siehe D). Ihm stehen zur Verfügung: Die dritten Züge von I./72

7^{45} Vormittags auf der Chaussee Liebemühl—Maldeuten, Anfang in Höhe der Nordwestecke von Plenkitten. Rote Streifen an den Helmbezügen. Jedes Geschütz führt gerollt mit sich eine rote, eine weiße und zwei gelbe Flaggen. Als Zugführer Offiziere.

5. Schiedsrichter Hauptmann F. mit einem Meldereiter der I./72.

D., Oberst.

Im Umdruck bis einschließlich Batterie.

Außerdem je ein Exemplar an die Hauptleute K. und F.

C. Verlauf des 28. August.

Mündlich durch den Regimentskommandeur an die am Anfang des Regiments versammelten Offiziere.

„Allgemeine Kriegslage bekannt. Als die Vorhut des XVII. Armeekorps am 28. August 8^{0} Vormittags mit dem Anfang des Vortrupps das Ch. H. 1200 m südwestlich Seegertswalde erreicht, der Anfang des Haupttrupps sich in Höhe der Kapelle in Seegertswalde befindet (die blauen Flaggen werden im Gelände gezeigt), geht folgender Befehl des Generalkommandos ein:

Meldekarte.

ab Gr. Wilmsdorf, 28. August 7^{40} Vormittags.

An den Führer der Vorhut.

Feind von Liebemühl auf Maldeuten im Vormarsch. Anfang kann 8^{0} Vormittags Höhe von Nickelshagen erreichen. Vorhut greift den von Liebemühl im Anmarsch gemeldeten Feind an. Armeekorps bleibt zunächst im Weitermarsch auf Saalfeld.

Generalkommando.

Darauf befiehlt der Führer der Vorhut:

II. und F./5 abbiegen von Maldeuten auf Plenkitten; leichte Munitionskolonnen folgen F./5,

I./5 dahinter Feldartillerie-Regiment 72 gewinnt über Wilhelmshöhe — Richtung Zöpel Anschluß an II. und F./5 auf Chaussee,

Jäger-Bataillon 2 über Plössen nach Höfen,

Vorhut-Kavallerie über Höfen auf Nickelshagen.

Aufklärung usw.

Der Vorhutführer mit dem Kommandeur des Feldartillerie-Regiments Nr. 72 reitet nach Wilhelmshöhe vor.

D. Anweisung für den Führer des markierten Feindes.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung.)

„Die verstärkte rote 1. Infanterie-Division ist am 28. August im Vormarsch von Liebemühl auf Maldeuten. Sie befindet sich mit dem Anfang des Haupttrupps 8^{0} Vormittags in Höhe von Nickelshagen, als von ihrer auf Maldeuten vorgesandten 1. Kavallerie-Brigade folgende Meldung eingeht:

ab Plenkitten, 28. August 7^{40} Vormittags.

Feindliche Kolonnen aller Waffen im Anmarsch von Mohrungen auf Maldeuten. Anfang kann zur Zeit letzteren Ort erreicht haben. Ich greife an.“ Z.

Friedensanordnungen.

1. Aus den dem markierten Feinde zur Verfügung gestellten Truppen ist am 28. August 7^{45} Vormittags eine markierte Kavallerie-Brigade (sechs Flaggeneskadrons und zwei Flaggenbatterien) zu bilden. Es stellen dar: je ein Geschützführer mit einer weißen Flagge eine Eskadron, je ein Geschütz mit einer gelben Flagge eine Batterie. Die so gebildete markierte Kavallerie-Brigade tritt 8^{0} Vormitags unter Führung eines älteren Offiziers des markierten Feindes von Plenkitten an und handelt entsprechend dem vom Brigadekommandeur in der Aufgabe angegebenen Entschlusse.

2. Die für die Kavallerie-Brigade nicht benötigten Truppen des markierten Feindes sind 8^{0} Vormittags von Plenkitten auf der Chaussee nach Liebemühl bis Chausseeknick 600 m westlich Dosnitten zur Verfügung der Leitung zurückzusenden. Bei Dosnitten angekommen, nehmen sie erneut Front nach Plenkitten.

3. Der Führer des markierten Feindes bleibt zunächst bei Plenkitten.

E. Voraussichtlicher Verlauf der Übung.

Die rote Kavallerie-Brigade entwickelt sich bei dem östlichen oder westlichen Linkenau gegen die in mehreren Kolonnen nach Süden abbiegende Vorhut des blauen XVII. Armeekorps. Blau wird von dem Auftreten der roten Kavallerie-Brigade überrascht werden. Da der blaue Artillerieführer mit dem Vorhutführer vorgeritten ist, werden die blauen Batterien unter dem Feuer der reitenden roten Batterien voraussichtlich zu selbständigem Handeln kommen. Jedenfalls kann die Leitung derartige selbständige Entschlüsse nach der taktischen Lage leicht herbeiführen.

Sobald das blaue Feldartillerie-Regiment Nr. 72 etwa bei Wilhelmshöhe in Stellung gegangen ist, auch die blaue Infanterie vordringt, wird die Stellung der roten Kavallerie-Brigade taktisch unhaltbar. Sie kann ausweichen — nach Entschluß ihres Führers — entweder richtig nach einer flankierenden Stellung auf dem Ilske-

Berg südwestlich Höfen oder, unrichtig handelnd, über Plenkitten auf den Anfang der roten 1. Infanterie-Division.

Im ersteren Falle wird eine neue Stellungnahme des Feldartillerie-Regiments Nr. 72 zwischen dem östlichen und westlichen Linkenau notwendig, im zweiten Falle bildet Blau erneut Marschkolonne auf der Chaussee und geht auf Plenkitten vor.

Bereits vorher hat der Führer des markierten Feindes folgenden neuen Befehl erhalten:

Leitung. ab südlich Zöpel, 28. August.

„Rote 1. Infanterie-Division nimmt eine Verteidigungsstellung in Linie Dosnitten—Bagnitten. Es stehen zur Verfügung:

a) sechs rote Flaggen zur Darstellung der vorderen Infanterielinie,

b) zehn gelbe Flaggen mit vier Geschützen zur Darstellung der roten Divisions-Artillerie (zehn Batterien).

Die rote Kavallerie-Brigade hat schwere Verluste erlitten und ist für die Dauer von zwei Stunden nicht mehr gefechtsfähig.“ D., Oberst.

Die Übung wird fortgesetzt: die blaue Infanterie besetzt Plenkitten; Feldartillerie-Regiment 72 nimmt Stellung mit weiten Zwischenräumen nördlich Plenkitten gegen die starke Stellung der roten 1. Infanterie-Division. Blau führt ein hinhaltendes Gefecht, bis das XVII. Armeekorps hinter seiner Vorhut westlich durchgezogen ist und siegreich über Mosens und Gr. Kanten vordringt. (Annahme.)

Die rote Stellung Dosnitten-Bagnitten wird geräumt. Verfolgung des Feldartillerie-Regiments 72 in Richtung auf Liebemühl.

Schluß der Übung, nachdem Feldartillerie-Regiment 72 eine Verfolgungsstellung südlich Wodigehnen eingenommen hat.

Betrachtungen über Anlage, Leitung und Verlauf der Übung.

Zu A. In der Kriegsgliederung werden hier im Gegensatz zum Beispiel Nr. 1 auch die leichten Munitionskolonnen gegeben. Es kann die Frage sein, ob man die Zuteilung der leichten Munitionskolonnen nicht in jedem Falle anordnen soll. Werden sie zugeteilt, dann muß auch seitens der Leitung der ganze Betrieb des Munitionsersatzes hinter der Front eingehend bei der Besprechung gewürdigt werden. Dies wird nicht immer der Fall sein können. Die gründliche Erörterung der taktischen Maßnahmen bei der Besprechung nimmt ohnehin schon viel Zeit in Anspruch. Der Wichtigkeit der taktischen Frage gegenüber wird daher an einzelnen Tagen die genauere Erörterung der Verhältnisse hinter der Feuerlinie zurücktreten müssen.

Zu C., D. und E. Es handelt sich um das Abbiegen der Vorhut eines Armeekorps in eine neue Marschrichtung zum Angriff gegen einen die Flanke des Armee-



korps bedrohenden Feind. Da der Hauptteil der Vorhut das für das Abbiegen am günstigsten gelegene Chausseekreuz südlich Maldeuten bereits nach Westen hin überschritten hat, muß das Abbiegen der vorderen Teile der Vorhut über Plössen und Wilhelmshöhe erfolgen, um von dort aus die Hauptmarschstraße Maldeuten-Plenkitten zu gewinnen. Dies ergibt ein Entfalten der Vorhut südwärts. Es bilden sich mehrere Marschkolonnen, von denen jede eine gewisse Selbständigkeit hat. Dieser Umstand soll für die Durchführung der Übung ausgenutzt werden.

Mit dem Auftreten der roten reitenden Artillerie bei Linkenau ist dieser Augenblick gegeben. Der Regimentskommandeur, mit dem Vorhutführer (Annahme) vorgeritten, befindet sich nicht bei seinem Regiment, als dieses von Linkenau her Feuer erhält. Die Abteilungskommandeure müssen selbständig handeln. Sind sie ebenfalls nicht beim Regiment, sondern fälschlicherweise vielleicht zum Regimentskommandeur vorgeritten, so wird einerseits den Abteilungskommandeuren das Unrichtige ihres Handelns vor Augen geführt, anderseits tritt die Forderung selbständigen Handelns an die Batteriechefs heran.

In dieser Erziehung zur Selbständigkeit kann gar nicht genug geschehen. Jede Möglichkeit, sie zu üben, muß bei den Geländeübungen im Auge behalten werden. Der Schießplatz bietet hierzu fast niemals Gelegenheit. Und haben nicht gerade unsere Kämpfe 1870/71 unter dem Zeichen der Selbständigkeit der unteren Führer gestanden? Sie schafft uns jene Verantwortungsfreudigkeit, jene Lust und Liebe zur Sache, ohne die schon in langen Friedensjahren, erst recht aber im scharfen Gefecht unter Einwirkung langer Anstrengungen, großer eigener körperlicher Ermüdung und angesichts der überall drohenden Gefahr gar nicht auszukommen ist.

Auch die Führer beim markierten Feind werden mehrfach vor wichtige Entschlüsse gestellt. So bedarf es eingehender Überlegung, wie der Führer der markierten Kavallerie-Brigade die auf ihn abbiegende Vorhut des XVII. Armeekorps angreifen und wie lange er in seiner ersten Angriffsstellung bei Linkenau verbleiben soll. Über die Abmarschrichtung der markierten Kavallerie-Brigade, in südwestlicher oder südlicher Richtung, ist bereits gesprochen. Auch die Auswahl der Verteidigungsstellung der roten 1. Infanterie-Division in Linie Dosnitten-Bagnitten wird eingehender Überlegung und vorheriger Erkundung bedürfen. Hierbei wird Wodigehnen sowie das Gelände östlich und westlich des Dorfes zweifelsohne von roter Infanterie zu besetzen sein. Je eine Artilleriegruppe wird bei Dosnitten und Bagnitten aufgestellt werden, einzelne Batterien werden zur Unterstützung der Infanterie mit flankierender Wirkung im Gelände vorgeschoben. Demnächst ist die so wesentliche Frage über den Zeitpunkt der Feuereröffnung seitens der Verteidigung zu klären. Ein längeres „tot liegen“ der Hauptkampfstellung wird jedenfalls eine Fülle von Belehrung für Angreifer und Verteidiger bieten.

Skizze 32.

Beispiel Nr. 3.

A. Allgemeine Kriegslage.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung im Umdruck bis einschließlich Batterien.)

Die blaue 36. Infanterie-Division marschiert am 2. September über Pr. Groß-Görlitz—Röschken—Gr. Schmückwalde—Seubersdorf auf Lichteinen, um einen östlich des Grabitscheck-Abschnittes in verstärkter Stellung gemeldeten roten Gegner anzugreifen. Südlich der 36. Infanterie-Division sind weitere blaue Truppen mit ihrem linken Flügel von Löbau über Zlottowo—Rhein auf Döhringen angetreten.

10⁰ Vormittags erreicht der Vortrupp der 36. Infanterie-Division Seubersdorf. Aus Gegend Rhein erschallt heftiger Kanonendonner.

Marschordnung der 36. Infanterie-Division 10⁰ Vormittags.

Vortrupp: I./Gren. Regt. 5 Westeingang Seubersdorf (4 blaue Flaggen).

Haupttrupp: II./Gren. Regt. 5 halbwegs Gr. Schmückwalde—Seubersdorf (4 blaue Flaggen), F. A. R. 36, Ende am Ostausgang Gr. Schmückwalde, F./Gren. 5 (4 blaue Flaggen am Ende des F. A. R. 36), 2 l. Mun. Kol. (Annahme).

1500 m Abstand.

Gros: J. R. 128, F. A. R. 72, 72. J. B., 2 l. Mun. Kol., (Annahme).

Der Divisionskommandeur reitet am Anfang des Haupttrupps.

gez. Z., Oberst.

B. Besondere Anordnungen für den 2. September.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung im Umdruck bis einschließlich Batterien.)

1. Das Regiment (ohne 1. Batterie) steht am 2. September 10⁰ Vormittags wie in der allgemeinen Kriegslage angegeben. Reihenfolge I., II./36. Die ausgefallene 1. Batterie ist durch die 3. Züge von 2. und 3./36 neu zu bilden. Abteilungskommandeure am Anfange des Regiments.

2. Die in der allgemeinen Kriegslage genannten blauen Flaggen haben 10⁰ Vormittags die ihnen durch die Marschordnung vorgeschriebene Aufstellung, Front nach Osten, eingenommen.

Es sind zu stellen je 4 blaue Flaggen zur Darstellung von I. und II./Gren. 5 durch die in Seubersdorf im Quartier befindliche II./36; 4 blaue Flaggen für F./Gren. 5 von 2/36 (Quartier Gr. Schmückwalde). Führer sämtlicher 12 blauen Flaggen ein Offizier mit einem Meldereiter der I./36. Meldung bei mir auf dem Sammelplatz des Regiments.

3. Führer des markierten Feindes Hauptmann X. (1. Batterie/36). Der-

selbe steht mit seiner Batterie (Quartier Buchwalde) am 2. September 9^{50} Vormittags auf der Chaussee Osterode—Lichteinen, Anfang Lichteinen. Jedes Geschütz führt mit sich eine gelbe und zwei rote Flaggen. Rote Streifen an den Helmbezügen.

4. Schiedsrichter Hauptmann beim Stabe N. gez. Z., Oberst.

C. Anweisung für den markierten Feind.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung.)

Kriegslage.

„Rot erwartet am 2. September früh in verstärkter Stellung östlich des Grabitscheck-Abschnittes den Angriff eines von Westen her im Anmarsch gemeldeten Gegners.

Es halten besetzt:

a) die rote 1. Reserve-Division — Führer Hauptmann X. — den Abschnitt Südostecke Mörlen-See bis einschließlich Lichteinen. Je ein Bataillon ist zur Sicherung der erst um 12^{0} Mittags völlig vollendeten Verstärkungsarbeiten nach zu Arnau südöstlich Arnau, Preußhof und Nordwestausgang Kraplau vorgeschoben;*) Divisionskavallerie Arnau. Das Reserve-Feldartillerie-Regiment steht zur Verfügung des Divisionskommandeurs auf Chaussee Osterode—Lichteinen, Anfang Lichteinen. Divisionskommandeur Höhe 165 nördlich Kraplau.

b) Das rote II. und III. Armeekorps (Annahme) anschließend an 1. Reserve-Division vom Südrand des Lichteiner Sees ab.

Friedensanordnungen.

1. Die nach zu Arnau, Preußhof und Nordwestausgang Kraplau vorgeschobenen Bataillone sind durch je vier rote Flaggen darzustellen und haben am 2. September 10^{0} Vormittags ihre Stellungen eingenommen. Die Kavallerie in Arnau wird nicht markiert.

2. Das markierte Reserve-Feldartillerie-Regiment 1 (sechs Geschütze der 1./36 mit sechs gelben Flaggen) hat von 10^{0} Vormittags ab aus seiner Aufstellung nördlich Lichteinen Bewegungsfreiheit. Zu derselben Zeit ist der beifolgende versiegelte Briefumschlag zu öffnen. gez. Z., Oberst.

In versiegeltem Briefumschlag, zu öffnen 2. September 10^{0} Vormittags:

An den Führer des markierten Feindes.

„10^{0} Vormittags geht bei dem Kommandeur der 1. Reserve-Division nachstehende Meldung ein:

Divisions-Kavallerie. ab Arnau, 2. September 9^{30} Vormittags.

Eine feindliche Kolonne aller Waffen im Marsch von Röschken auf Gr. Schmückwalde. N., Major.

*) Der Grund zwischen Mörlen-See und Zibora-See ist von allen Waffen nicht überschreitbar.

D. Verlauf des 2. September.

Rot wird bis Fertigstellung der Schanzarbeiten in der Hauptstellung (12° Mittags) die Vorstellung in Linie zu Arnau (südöstlich Arnau) — Preußhof — Nordwesteingang Kraplau behaupten. Das markierte Reserve-Feldartillerie-Regiment 1 wird mit sechs oder weniger Batterien in genannte Vorstellung vorgeschoben und geht voraussichtlich gruppenweise östlich zu Arnau und auf Höhe 165 nördlich Kraplau, in Stellung und eröffnete sofort das Feuer gegen den bei Seubersdorf sich entwickelnden Gegner.

Letzterer (Blau) hat Meldung von feindlicher Infanteriebesetzung in Linie Kraplau—zu Arnau. (Mitteilung des leitenden Regimentskommandeurs 10° Vormittags an die am Anfang des Feldartillerie-Regiments 36 versammelten Offiziere).

Der Divisionskommandeur beschließt den Angriff und befiehlt:

östlich Seubersdorf, 2. September 10° Vormittags.

Divisions-Befehl 1.

1. Feindliche Vortruppen in Linie Kraplau—zu Arnau. Hauptstellung des Gegners anscheinend erst östlich des Grabitscheck-Abschnittes.
2. Ich greife an.
3. Vorhut besetzt Seubersdorf.
4. Artillerie-Brigade südlich und nördlich Seubersdorf in Stellung. Sofortige Feueröffnung. l. Munitionskolonne unterstellt.
5) Gros biegt vom Ostausgang Gr. Schmückwalde auf Arnau ab und stellt sich bei Höhe 180 südlich Arnau zum Angriff bereit.
6. Sanitätskompagnie usw.
7. Ich bleibe am Westausgang Seubersdorf.

Schriftlich den Befehlsempfängern.

gez. Divisionskommandeur.

Der Kommandeur der 36. Feldartillerie-Brigade befahl dementsprechend: „Regiment 36 südlich, Regiment 72 (Annahme) nördlich Seubersdorf in Stellung. Sofortige Feuereröffnung. Regiment 36 Gefechtsstreifen Kraplau—Preußhof ausschl., Regiment 72 anschließend bis zu Arnau. Brigadekommandeur auf linkem Flügel des Regiments 36."

Bevor die Entfaltung der 36. Infanterie-Division beendet ist, räumt Rot (etwa 12° Mittags) die Vorstellung und geht in die Hauptstellung östlich des Grabitschecks zurück. Das Reserve-Feldartillerie-Regiment wird voraussichtlich zwischen Lichteiner und Zibora-See Stellung nehmen; rote Infanterie wird vor der Artillerie bis an den Grund vorgeschoben.

Die blaue Infanterie nimmt die Vorstellung Kraplau—zu Arnau. Feldartillerie-

Regiment Nr. 36 wird nach Höhe 165 nördlich Kraplau, Feldartillerie-Regiment Nr. 72 nach Preußhof und zu Arnau vorgezogen (letzteres Annahme).

Es folgt der Kampf zwischen der blauen und roten Artillerie. Der Angriff der blauen Infanterie geht gleichzeitig weiter gegen die feindliche Hauptstellung vor und kommt auf mittleren Entfernungen zum Stehen. Der Divisionskommandeur beschließt 3⁰ Nachmittags, den entscheidenden Sturm in Anbetracht der sehr starken roten Hauptstellung erst mit Morgengrauen des 3. September durchzuführen.

Das weitere Verhalten des übenden Feldartillerie-Regiments Nr. 36 ergibt sich aus dem Exerzier-Reglement für die Feldartillerie Ziff. 488 bis 500. Es wird sich in Sonderheit um eine noch bei Tageslicht unter dem Schutz der vorgehenden Infanterie einzuleitende planmäßige Erkundung der roten Stellung handeln. Die Abteilungen erhalten Erkundungsabschnitte zugewiesen. Es sind festzustellen: Lage und Ausdehnung der feindlichen Stellung, Aufstellung der feindlichen Batterien, Möglichkeit des näheren Herankommens einzelner Batterien zur Unterstützung der Infanterie und zu flankierender Wirkung. Wie viel Offiziere zu Erkundungszwecken vorzusenden sind, liegt im Ermessen der Abteilungskommandeure. Aus Übungsrücksichten ist jedenfalls die Teilnahme einer größeren Anzahl von Offizieren, auch von Unteroffizieren und gewandten Richtkanonieren erwünscht.

Das Ergebnis der am Nachmittage vorgenommenen Erkundungen ist von den Batterien des Regiments nicht abzuwarten (Friedensrücksichten). Nachdem in den Batterien darüber Belehrung stattgefunden hat, daß einer verstärkten Stellung gegenüber der Artilleriekampf auch am Nachmittage, am Abend und in der Nacht fortgesetzt wird, ist die Übung für die Batterien abzubrechen. Sie rücken friedensmäßig in ihre westwärts gelegenen Quartiere. Nur der Regimentskommandeur und die Beobachtungswagen bleiben in der Stellung des Regiments. An den Regimentskommandeur gelangen noch am Nachmittage die Ergebnisse der Erkundung.

Das Einrücken des markierten Feindes sowie der die eigene Infanterie darstellenden blauen Flaggen und der Beobachtungswagen ist erst nach beendeter Erkundung zu befehlen. Die 1. Batterie rückt in ihr Quartier Buchwalde, die blauen Flaggenträger treten zu ihren Batterien nach Seubersdorf und Gr. Schmückwalde zurück.

8⁰ Abends ist Befehlsempfang im Regimentsstabsquartier Kraplau. Hierbei wird nachstehender Divisionsbefehl ausgegeben:

36. J. D. Div. St. Qu. Seubersdorf, 2. September 7⁰ Abends.

Divisionsbefehl 3.*)

1. Beim Feinde wurde mit Sicherheit eine Artillerielinie zu beiden Seiten der Chaussee nördlich Lichteinen erkannt. Infanterie des Gegners vorgeschoben bis

*) Divisionsbefehl 2 betraf die Erkundung.

an den Grabitscheck-Abschnitt. Lichteinen ist vom Feinde frei. Südlich des Lichteiner Sees ist blaue Infanterie bereits bis an den Grabitscheck-Abschnitt vorgedrungen. — Der Grund zwischen Mörlen-See und Zibora-See ist von allen Waffen nicht überschreitbar.

2. Ich werde am 3. September beim Morgengrauen die feindliche Stellung stürmen.

3. Hierzu gehen noch heute 10° Abends vor: 71. Infanterie-Brigade aus Linie Kraplau—Preußhof einschl. gegen den Abschnitt Lichteinen — dunkele Waldecke halbwegs Lichteiner See—Zibora-See; 72. Infanterie-Brigade unter Belassung von zwei Bataillonen zu meiner Verfügung westlich Preußhof und unter Sicherung der linken Flanke der Division aus Linie Preußhof ausschl.—zu Arnau gegen dunkele Waldecke halbwegs Lichteinen und Zibora-See — Südecke Zibora-See.

Die Brigaden haben 4° Vormittags die Sturmstellung erreicht. Zu derselben Zeit ist Lichteinen von der 71. Infanterie-Brigade besetzt. Das Antreten zum Sturm wird besonders durch Feldfernsprecher befohlen. Zu jeder Infanterie-Brigade eine halbe Pionier-Kompagnie.

4. Die Artillerie hält mit Feldartillerie-Regiment Nr. 72 auch in der Nacht die feindliche Stellung unter Feuer. Feldartillerie-Regiment Nr. 36 hat dem Vorgehen der Infanterie hinter dem rechten Flügel der 71. Infanterie-Brigade derartig zu folgen, daß es 4° Vormittags aus Gegend südlich Lichteinen ein umfassendes Feuer gegen die Haupteinbruchstelle nördlich Lichteinen aufnehmen sowie flankierende Wirkung gegen die feindliche Artillerie erzielen kann. Feuereröffnung des Feldartillerie-Regiments Nr. 36 befiehlt die Division.

5. Hauptverbandplatz, Gefechtsstaffel, große Bagage usw.

6. Divisionskommandeur von 2° Nachts ab am Nordwesteingang Kraplau.

gez. Divisionskommandeur.

Im Umdruck bis einschl. Batterie.

Auf Grund dieses Befehls ordnet das Regiment unter Meldung an die 36. Feldartillerie-Brigade (letzteres Annahme) an:

D. U. Kraplau, 2. September 8° Abends.

Regiments-Befehl.

1. Das Regiment hat morgen 4° Vormittags mit I./36 die heute von Oberleutnant X. 500 m südlich Lichteinen, östlich der Chaussee, mit II./36 die von Leutnant Y. 600 m östlich Höhe 165 nördlich Kraplau, westlich der Chaussee Döhringen—Lichteinen erkundeten Stellungen eingenommen.

2. Hierzu treffen ein: II./36 3° Vormittags von Seubersdorf am Nord-



westeingang Kraplau (Leutnant Y. führt die II./36 in ihre Stellung vor. Stellung von Wegweiserposten mit abzublendenden Laternen erfolgt durch die Abteilung);

I./36 3^{10} Vormittags über Seubersdorf ebenfalls am Nordwesteingang Kraplau. (Oberleutnant X. führt 3^{25} Vormittags die I./36 in die von ihm südlich Lichteinen erkundete Stellung vor. Die südlich Lichteinen unter dem Haubitzfeuer des Gegners [Annahme] liegende Chausseegabel darf hierbei für den Anmarsch nicht benutzt werden. Wegweiserposten mit abgeblendeten Laternen gibt I./36).

3. 4^{0} Vormittags sind I. und II./36 in der neuen Stellung feuerbereit. Ziele I./36 die feindliche Artillerie. II./36 Einbruchstelle nördlich Lichteinen.

4. Regimentsstab von 3^{0} Vormittags auf Höhe 165 nördlich Kraplau. Fernsprechverbindung von den Abteilungen bis 3^{45} Vormittags aufgenommen.

gez. Z., Oberst.

Den Befehlsempfängern diktiert.

Bemerkung. Blaue Flaggentruppen zum Darstellen eigener Infanterie sind bei der Nachtübung des Regiments nicht aufgestellt. I./36 bildet wie am 2. September aus 2. und 3./36 drei Batterien zu vier Geschützen. 1./36 bleibt beim markierten Feinde.

Befehl für den markierten Feind.

Der markierte Feind steht am 3. September 4^{0} Vormittags mit seiner Artillerie wie am 2. September Nachmittags. Rote Infanterie wird nicht dargestellt.

gez. Z., Oberst.

Durch Radfahrer.

E. Verlauf des 3. September.

Das Einrücken des Regiments in die neuen südlich Lichteinen gelegenen Stellungen geschieht entsprechend dem am Abend vorher gegebenen Regimentsbefehl. Hierbei ist Flurschaden zu vermeiden. Trotzdem wird Flurschaden erfahrungsgemäß in der Dunkelheit immer noch mehr als erwünscht vorkommen. Die erkundenden Offiziere waren auf diesen Punkt besonders hingewiesen. Sie hatten dementsprechend die Anmarschwege und die Stellungen selbst festgelegt, in letzteren auch noch am Nachmittage des 2. September die Schußrichtungen bestimmt und durch Zeichen genau kenntlich gemacht. Bei gut getroffenen Anordnungen konnte alsdann die Feuereröffnung am 3. September 4^{0} Vormittags auf keine Schwierigkeiten mehr stoßen. Mit beginnendem Tageslicht befiehlt der Leitende die Feuereröffnung und prüft dann die gesamte Aufstellung des Regiments sowie die für den eigentlichen Feuerkampf getroffenen Maßnahmen. Ob Erdarbeiten in den Batteriestellungen auszuführen oder nur zu markieren waren, ist dem Ermessen des einzelnen Batteriechefs zu überlassen. Vielfach werden die örtlichen Verhältnisse entscheiden. Flurschaden größeren Umfanges,

z. B. das Zerstören der in der Dunkelheit schwer erkennbaren Drainageleitungen, ist unbedingt verboten.

5⁰ Vormittags — in der Annahme, daß der Sturm der blauen 36. Infanterie-Division gelungen ist — wird die Übung abgebrochen. Es folgt eine eingehende Besprechung des 2. und 3. September. Hierbei ist auch der so schwierige Munitionsersatz beim Angriff auf eine befestigte Feldstellung zu erörtern. Die Batterien bleiben während der Besprechung noch in ihren Stellungen. Dem Leitenden wird dadurch die Möglichkeit gegeben, an Ort und Stelle sowie an der Hand der Tatsachen zu belehren.

Inzwischen ist es 6⁰ Vormittags geworden. Der Regimentskommandeur wird sich zu entscheiden haben, ob die Batterien angesichts der anstrengenden Übung am 2. und 3. September früh in die Quartiere entlassen oder ob noch andere besondere Übungen an diesem Tage vorgenommen werden sollen.

Letztere könnten z. B. darin bestehen, daß alle Batterien Befehl erhalten, ohne Benutzung der Wege den Grabitscheck-Abschnitt in der Westostrichtung zu überschreiten. Besonders für Regimenter, die in ihren Friedensgarnisonen das Überwinden von Geländeschwierigkeiten nicht genügend üben können, wird eine derartige Übung von ganz besonderem Nutzen sein. Das Selbstbewußtsein in der Waffe, das Vertrauen auf die eigene Leistungsfähigkeit werden dadurch wesentlich gehoben. Auch bietet der im Grabitscheck-Tal laufende kleine Bach eine vortreffliche Gelegenheit für kleinere pioniertechnische Arbeiten, die jede Truppe im Felde auch einmal selbständig ausführen muß. Das nötige Behelfsmaterial wäre freihändig in Lichteinen anzukaufen. Die Kostenverrechnung aus Kapitel 24, 21 war bereits in der Garnison mit der Divisions-Intendantur geregelt.

F. Betrachtungen über Anlage, Leitung und Verlauf des 2. und 3. September.

Anlage, Leitung und Verlauf des 2. und 3. September mußten von langer Hand her vorbereitet und bis ins kleinste durchdacht sein. Nicht immer wird sich ein so günstiges Gelände, wie es hier der zwischen zwei Seen begrenzte Grabitscheck-Abschnitt für den Übungszweck bot, im Übungsraum des Regiments finden. Die Leitung muß dann auf Mittel sinnen, um ihren Zweck anderweitig zu erreichen. So wird z. B. ein rechts und links an Wegen angelehnter Gefechtsstreifen, in dem das Heranarbeiten des Regiments an die feindliche Stellung erfolgen muß, ähnliche Schwierigkeiten, wie die hier vorliegenden, schaffen.

Zum markierten Feind wurde die geschlossene 1. Batterie gegeben. Ihr Ersatz bei der I./36 erfolgte durch Abgabe der dritten Züge der 2. und 3./36. Die 1. Batterie fiel damit als solche bei dem übenden Regimentsverband aus. Trotzdem glaubte die Leitung diese Maßregel anwenden zu müssen, weil der Übergang zur

Ruhe am 2. September Nachmittags sowie der Wiederbeginn des Kriegszustandes am 3. September früh sich hierdurch wesentlich erleichterte, auch der taktischen Lage entsprechend natürlicher gestaltete.

Über den Wert von Nachtübungen sagt Ziffer 30 der Felddienst-Ordnung: „Nachtübungen sind unentbehrlich. Namentlich nächtliches Marschieren auch außerhalb der Wege ist wichtig. Auf den Kampf bei Nacht muß die Truppe vorbereitet werden."

Diese Ziffer gilt für alle Waffen. Im eigentlichen Manöver bietet sich für Nachtübungen nur selten die Gelegenheit. Die höheren Kommandeure wollen die Führer und die Truppe sehen. Es wird daher das Üben des Nachtgefechts der Feldartillerie bei den Geländeübungen stattfinden müssen. Welche Schwierigkeiten sich dabei ergeben, wurde versucht, vorzuführen. Die moderne Schlacht wird oft mehrere Tage dauern. Ihr dienen die Nächte zur Verbesserung der eigenen, zur Minderung des Wertes der feindlichen Stellung. So wird die Ausnutzung der Nacht eine wichtige Vorstufe für den endlichen Erfolg. Es gilt auch auf diesem Gebiet sich die Vorherrschaft zu bewahren.

Beispiel Nr. 4.

Skizze 33.

A. Allgemeine Kriegslage.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung.)

Blau im Vormarsch von der Weichsel, erreicht am 4. September Abends den Oberländer Kanal in Linie Maldeuten—Hirschfeld.

Rot ist von Osten gegen Blau im Vormarsch.

Für den 5. September beabsichtigt Blau, den Oberländer Kanal zu verteidigen. Die blaue 1. Infanterie-Division auf dem rechten Flügel soll den Abschnitt Zölp—Maldeuten—Gr. Rüppertswalde— Bauditten (einschl.) halten.

Dementsprechend befahl der Kommandeur der 1. Infanterie-Division:

1. J. D. ab Gr. Arnsdorf, 4. September 10° Abends.

Divisionsbefehl für 5. September.

1. Feind hat mit linkem Flügel Mohrungen erreicht. Auch aus Kahlau, Quittainen und nördlich haben unsere Patrouillen Feuer erhalten.

2. 1. Infanterie-Division verteidigt morgen Abschnitt Zölp—Maldeuten—Gr. Rüppertswalde—Bauditten (einschl.). Anschließend nördlich II. Armeekorps usw.

3. Zur Verteidigung werden überwiesen:

a) 1. Infanterie-Brigade Abschnitt Zölp—Maldeuten—Nordrand Schloßwald einschl.

b) 2. Infanterie-Brigade anschließend über Gr. Rüppertswalde—Bauditten einschl. Pionier-Kompagnie usw.*)

*) Die vordere Infanterielinie wird durch blaue Flaggen dargestellt.

Die Brigaden und Pionier-Kompagnien sind 6^{0} Vormittags hinter ihren Abschnitten eingetroffen und beginnen sofort mit Einrichten der Stellung.

4. Von 1. Feldartillerie-Brigade nehmen Stellung:

a) Feldartillerie-Regiment Nr. 1 im Abschnitt 1. Infanterie-Brigade.

b) Feldartillerie-Regiment Nr. 37 im Abschnitt 2. Infanterie-Brigade.

Hierzu treffen ein mit den den Regimentern unterstellten leichten Munitionskolonnen:

a) Feldartillerie-Regiment Nr. 1 7^{0} Vormittags von Terpen mit Anfang an Seegertswalde,

b) Feldartillerie-Regiment Nr. 37 zu derselben Zeit von Gr. Arnsdorf am Südeingang Kl. Arnsdorf.

5. Schweres Feldhaubitz-Bataillon mit leichter Munitionskolonne, der 1. Feldartillerie-Brigade unterstellt, 7^{0} Vormittags mit Anfang bei Gut Gr. Arnsdorf.

6. Hauptverbandplatz Gr. Arnsdorf.
7. Divisions-Kavallerie Gr. Bestendorf usw.
8. Gefechtsstaffel 8^{0} Vormittags Saalfeld. I., II. Stab usw.
9. Divisionsstab 7^{0} Vorm. Höhe 134 nordöstlich Seegertswalde.

} Annahme.

gez. Divisionskommandeur.

Zusatz der 1. Feldartillerie-Brigade zu vorstehendem Divisionsbefehl.

1. Regiment Nr. 1 und 37 haben bis 7^{0} Vormittags die einzunehmenden Stellungen erkundet. Gefechtsstreifen Feldartillerie-Regiment Nr. 1 Gr. Wilmsdorf—Freiwalde einschl., Feldartillerie-Regiment Nr. 37 anschließend über Kl. Samrodt—Gr. Samrodt—Mahrau bis Dargau einschl.

2. Bataillon s. F. H. erkundet im Einvernehmen mit den Feldartillerie-Regimentern bis 7^{0} Vormittags Stellungen für je zwei Batterien bei Seegertswalde mit Schußrichtung Gr. Wilmsdorf—Freiwalde und westlich Gr. Rüppertswalde mit Schußrichtung Freiwalde—Kl. Samrodt—Gr. Samrodt—Mahrau—Dargau.

3. Das Einrücken der gesamten Artillerie und die Feuereröffnung werde ich befehlen.

4. Brigadestab 6^{30} Vormittags auf der Höhe 200 m westlich Maldeuten. Die Regimentskommandeure der Feldartillerie und der Kommandeur des Bataillons s. F. H. melden mir nach dort bis 7^{0} Vormittags das Ergebnis ihrer Erkundungen. Bis zu derselben Zeit ist Fernsprechverbindung von Feld- und Fußartillerie zum Brigadestabe aufgenommen.

gez. Brigadekommamandeur.

Im Umdruck bis einschl. Batterie.



B. Besondere Anordnungen für den 5. September.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung.)

1. Es erreichen ihre Sammelplätze: Feldartillerie-Regiment Nr. 1 über Mosens, Terpen, Feldartillerie-Regiment Nr. 37 über Bündtken, Gr. Arnsdorf, Bataillon s. F. H. über Ankern. Alles weitere ist entsprechend Zusatz der 1. Feldartillerie-Brigade zum Divisionsbefehl zu veranlassen.

2. Zum Darstellen eigener Truppen sind zu stellen:

a) vom Feldartillerie-Regiment Nr. 1 acht, vom Bataillon s. F. H. vier blaue Flaggen. Dazu ein Leutnant vom Feldartillerie-Regiment Nr. 1. Meldung 5^{30} Vormittags auf Gutshof Maldeuten beim Brigadeadjutanten;

b) vom Feldartillerie-Regiment Nr. 37 acht, vom Bataillon s. F. H. vier blaue Flaggen. Dazu ein Leutnant vom Feldartillerie-Regiment Nr. 37. Meldung 5^{15} Vormittags auf Höhe 135 östlich Gr. Rüppertswalde beim Oberleutnant N., Ordonnanzoffizier des Brigadestabes.

Genannte Offiziere werden bis 6^{0} Vormittags die vordere Linie der eigenen Infanterie markiert haben.

3. Zum markierten Feind (Helmbezüge mit rotem Band) treten:

a) R./Feldartillerie Regiment Nr. 1. Dieselbe erhält unmittelbare Anweisung;*)

b) Die dritten Züge der I./Feldartillerie-Regiment Nr. 37. Diese stehen am 5. September 7^{0} Vormittags auf dem Wege Hagenau—Bw. Rehberg, Anfang bei letzterem. Jedes Geschütz führt mit sich zwei rote, eine gelbe Flagge (zusammengerollt). Führer zu b) Major beim Stabe S. Weitere Anweisung geht Major S. unmittelbar zu.*)

4. Je eine Artillerie-Offizierpatrouille der Feldartillerie-Regimenter und der schweren Artillerie melden sich 6^{0} Vormittags in meinem Quartier Gut Maldeuten.

5. Schiedsrichter Blau rechter Flügel: 1 Hauptmann Feldartillerie-Regiment Nr. 1.
" " linker " 1 " " " " 37.

gez. Brigadekommandeur.

Im Umdruck bis einschl. Batterie.

C. Anweisung an den markierten Feind. Allgemeine Kriegslage.

„Rot hat am 5. September aus Linie Pr. Holland—Mohrungen den Vormarsch gegen den Oberländer Kanal angetreten. Feind steht westlich des Kanals in verstärkter Stellung. Es marschierten, vom linken roten Flügel angefangen:

a) 1. Landwehr-Division (8—1—4) von Mohrungen über Gr. Bestendorf auf Maldeuten, Anfang 7^{0} Vormittags am Osteingang von Gr. Bestendorf;

*) Vgl. C.



b) 1. Reserve-Division (12—½—6) aus Gegend Gottesgabe—Königsdorf über Hagenau—Vw. Rehberg—Kl. Samrodt—Gr. Samrodt auf Ch. H. Fischerbuden westlich Gr. Samrodt. Anfang 7⁰ Vormittags am Osteingang Vw. Rehberg.

c) Weiter nördlich (Annahme) ist das I. Armeekorps von Quittainen über Grünhagen auf Draulitten im Vormarsch. Anfang 7⁰ Vormittags Grünhagen.

7⁰ Vormittags faßt der Führer von Rot den Entschluß zum Angriff.

Es sollen angreifen (vom linken Flügel begonnen):

a) 1. Landwehr-Division aus Linie Gr. Wilmsdorf—Freiwalde einschl. gegen Zölp—Maldeuten—Nordrand Schloßwald.

b) 1. Reserve-Division anschließend aus Linie Freiwalde ausschl. Gr. Samrodt—Mahrau einschl. gegen Gr. Rüppertswalde—Bauditten.

c) I. Armeekorps nördlich davon (Annahme).

Gleichzeitig sollte die Kavallerie-Division, die den Röthlof-See umgangen hatte und mit ihrem Anfang 8⁰ Vormittags den Westausgang Nickelshagen erreichen kann, gegen die blaue rechte Flanke vorgehen.

Friedenszusätze.

a) Für R./Feldartillerie-Regiment Nr. 1.

1. Die Abteilung — ohne dritte Züge — steht am 5. September 8⁰ Vormittags auf Chaussee Liebemühl—Nickelshagen. Anfang in Höhe von Nickelshagen. 16 weiße Flaggen sind mitzuführen.

Major J. bildet in der Versammlung bei Nickelshagen eine markierte Kavallerie-Division (0—16—2) und hat mit dieser entsprechend der Kriegslage von 8^{30} Vormittags an Bewegungsfreiheit.

2. Die dritten Züge der R. Abt. stehen am 5. September 7⁰ Vormittags auf Chaussee Mohrungen—Gr. Bestendorf. Anfang Gr. Bestendorf. Acht rote, eine weiße, vier gelbe Flaggen sind mitzuführen. Oberleutnant F. bildet aus den dritten Zügen der R. Abt. und den zur Verfügung gestellten Flaggen die markierte rote 1. Landwehr-Division und hat von 7^{15} Vormittags an entsprechend der Kriegslage ab Gr. Bestendorf Bewegungsfreiheit.

b) Für Major S., Führer des markierten Feindes bei Vw. Rehberg.

Major S. bildet aus den dritten Zügen der I./37 und den überwiesenen zwölf roten und sechs gelben Flaggen die markierte rote 1. Reserve-Division. Bewegungsfreiheit 7^{15} Vormittags ab Vw. Rehberg. Weiteres Handeln entsprechend der Kriegslage. Die Divisions-Kavallerie der 1. Reserve-Division wird nicht markiert.

gez. Brigadekommandeur.

Ausgabe. Der R. Abt. in vier, Major S. in zwei Exemplaren — Umdruck — unmittelbar übersandt.

D. Verlauf des 5. September.

Die Regiments- und Abteilungskommandeure sowie der Führer des Bataillons schwerer Feldhaubitzen erkunden am 5. September bis 7° früh die ihnen durch Divisions-Befehl sowie durch die Zusätze des Feldartillerie-Brigadekommandeurs angewiesenen Stellungen. Hierbei werden die Stellungen der eigenen Infanterie (blaue Flaggen), die Möglichkeit der Feuervereinigung gegen die wahrscheinlichen Angriffsrichtungen und feindlichen Artillerie-Stellungen für die Wahl der eigenen Stellung in erster Linie bestimmend sein. Voraussichtlich werden Feldartillerie-Regiment 1 und Feldartillerie-Regiment 37 gruppenweise Aufstellung wählen.

Die schwere Artillerie handelt bei der Erkundung im Einvernehmen mit der Feldartillerie. Sie wird dieser mitteilen, gegen welche feindliche Artilleriestellungen sie ihr Feuer richten will. Die Feldartillerie-Regimenter können dann ihrerseits eine möglichst große Zahl von Batterien zur Abwehr des feindlichen Infanterie-Angriffs freimachen.

Über alle stattgefundenen Erkundungen, gegenseitigen Verabredungen der Feld- und Fußartillerie in den einzelnen Abschnitten sowie über sonstige noch getroffene Maßnahmen (Vorsenden von Offizier-Patrouillen, Beobachtungsposten) erhält der Kommandeur der 1. Feldartillerie-Brigade möglichst bald — spätestens aber bis 7° Vormittags (vergl. Befehl der 1. Feldartillerie-Brigade, Ziffer 4) nach seinem Aufenthaltsort westlich Maldeuten Meldung. Hierzu werden zweckmäßigerweise die Regimentskommandeure und der Führer des schweren Feldhaubitz-Bataillons sich persönlich beim Brigadekommandeur einfinden. Aufstellungsskizzen sind dabei zu übergeben.

7^{15} Vormittags — nachdem die feindliche Angriffsrichtung im allgemeinen erkannt ist — befiehlt der Brigadekommandeur das Einrücken der gesamten Feld- und Fußartillerie in die Feuerstellung. Die Regimenter beginnen sofort mit dem Einrichten der Stellungen. Erdarbeiten werden wie in Wirklichkeit ausgeführt, auch, wenn es die Zeit noch gestattet, Scheinanlagen und Masken angelegt.

8° Vormittags wird schwache feindliche Infanterie bei Kl. und Gr. Samrodt sichtbar werden. Regiment 37 meldet an den Brigadekommandeur. Letzterer hat sich zu entschließen, ob das Feuer — mit dem Regiment 37 — eröffnet werden soll. Voraussichtlich wird er den Augenblick als noch nicht gegeben betrachten. Eine entsprechende Meldung (Annahme) ergeht an den Divisionskommandeur.

8^{15} Vormittags wird weitere feindliche Infanterie (Schützen) vor der Front des Regiments 1 bei Gr. Wilmsdorf sichtbar. Auch jetzt ist der Augenblick für die Feuereröffnung noch nicht gekommen. Es gilt den Feind so lange als möglich im unklaren zu lassen und ihn so zu einem unvorsichtigen Auffahren seiner Artillerie zu verleiten. Auch dieser Entschluß wird an den Divisionskommandeur (Annahme) gemeldet.



8^{30} Vormittags erscheint feindliche Artillerie in Marschkolonne auf dem Wege Bw. Rehberg—Kl. Samrodt; ihr Anfang erreicht um diese Zeit letzteren Ort. Auch östlich Höhe 154 (1700 m nordöstlich Freiwalde) scheint rote Artillerie in Stellung gehen zu wollen.

Der Brigadekommandeur befiehlt, nach Billigung durch den Divisionskommandeur, die Feuereröffnung des Feldartillerie-Regiments 37 und der gesamten schweren Artillerie. Letzterer wird vornehmlich die Bekämpfung der feindlichen Artillerie bei Höhe 154 übertragen.

Inzwischen ist 8^{45} Vormittags — unbemerkt vom Feldartillerie-Regiment 1 — auch feindliche Artillerie östlich Gr. Wilmsdorf ins Gefecht getreten. Feldartillerie-Regiment 1 erhält diesen neuen Gegner als Ziel.

9^{0} Vormittags ist der Artilleriekampf auf der ganzen Linie im Gange. Nur II./37 — auf dem linken Flügel des Regiments — steht noch in Lauerstellung.

9^{30} Vormittags geht die feindliche Infanterie zum Angriff vor. Sie erscheint westlich Gr. Wilmsdorf, bei Freiwalde, Kl. Samrodt, Gr. Samrodt, Mahrau. Westlich Mahrau wird neue feindliche Artillerie sichtbar. Die Bekämpfung des feindlichen Infanterieangriffs wird jetzt die Hauptsache. Gegen ihn wenden sich: Feldartillerie-Regiment 1 und I./Feldartillerie-Regiment 37. Die schwere Artillerie hält ihr Feuer in voller Stärke gegen die gesamte Angriffsartillerie aufrecht. II./Feldartillerie-Regiment 37 wendet sich gegen die feindliche Artillerie westlich Mahrau, die flankierend die blaue Artillerie um Gr. Rüppertswalde unter Feuer genommen hat.

Unter dem Feuer der blauen Artillerie kommt der rote Infanterieangriff 10^{0} Vormittags zum Stehen. (Entscheidung des Schiedsrichters.)

10^{15} meldet die schwere Artillerie:

ab Seegertswalde, 5. September 10^{5} Vormittags.

„Starke feindliche Kavallerie mit reitender Artillerie trabt vom östlichen Linkenau auf Plössen. Reitende Artillerie zwischen Plössen und westlichem Linkenau in Stellung.“ gez. T., Major.

Gleich darauf schweigt das Feuer der schweren Artillerie bei Seegertswalde. Kanonendonner aus südlicher Richtung ist hörbar.

Befehl des Brigadekommandeurs an Feldartillerie-Regiment Nr. 1 — Fernsprecher.

„Feindliche reitende Artillerie zwischen Plössen und westlichem Linkenau, beschießt unsere schwere Artillerie bei Seegertswalde. Regiment wendet sich sofort mit drei Batterien des rechten Flügels gegen feindliche reitende Artillerie. Infanterie aus Seegertswalde wird gegen Plössen — westliches Linkenau vorgehen."

Entsprechende Benachrichtigung ergeht an den Schiedsrichter.

Bevor obiger Befehl an das Feldartillerie-Regiment 1 gelangt, hat dieses bereits

drei Batterien seines rechten Flügels selbständig gegen die rote reitende Artillerie eingesetzt. Es gelingt nach kurzem Kampf, die feindliche Artillerie zum Schweigen zu bringen (Entscheidung des Schiedsrichters). Die schwere Artillerie bei Seegertswalde nimmt den Kampf Richtung Gr. Wilmsdorf wieder auf.

10^{45} Vormittags meldet Feldartillerie-Regiment 1, daß die feindliche Kavallerie-Division mit ihrer Artillerie von Plössen auf Höfen zurückgegangen sei.

Neue Lage.

„Blau, in seiner linken Flanke durch starke über Pr. Holland vorgegangene rote Kräfte umfaßt, beschließt den Abmarsch. Es sollen zurückgehen:

1. Infanterie-Division auf Saalfeld,

2. Infanterie-Division über Gr. Arnsdorf—Ankern auf Boyden;

1. Feldartillerie-Brigade mit unterstelltem Bataillon schwerer Feldhaubitzen in eine Aufnahmestellung in Linie Barten—Gr. Arnsdorf.

11^{0} Vormittags treten die durch Ordonnanzoffiziere des Brigade-Stabes benachrichtigten und in Bewegung gesetzten blauen Infanterieflaggen vom Oberländer Kanal den Abmarsch auf Saalfeld--Boyden an. Sie sollen zunächst in breiter Front die blaue Artilleriestellung durchschreiten und demnächst in Marschkolonnen — die einzelnen Flaggen 200 m voneinander — auf die Chaussee Maldeuten—Saalfeld und auf Weg Gr. Rüppertswalde—Gr. Arnsdorf—Ankern—Boyden sich setzen. Die schwere Artillerie erhält gleichzeitig Befehl, über Gr. Arnsdorf in eine Aufnahmestellung 1500 m südwestlich Gr. Arnsdorf zurückgehen.

Als die blaue Infanterie im Zurückgehen die Linie der blauen Feldartillerie durchschritten hat, geht auch die Feldartillerie in die Aufnahmestellung zurück. Zum Erreichen derselben wird dem Feldartillerie-Regiment 1 die Chaussee über Seegertswalde auf Saalfeld, dem Feldartillerie-Regiment 37 der Feldweg über Kl. Arnsdorf, Gr. Arnsdorf zugewiesen. Der Brigadekommandeur begibt sich mit seinem Stabe nach Höhe 141 (Arnsdorfer Berge).

Der Abzug der Feldartillerie vollzieht sich nicht ohne Schwierigkeiten. Feldartillerie-Regiment 1 erhält, nördlich Drenken zurücktrabend, erneut Feuer von der roten reitenden Artillerie, die auf den Höhen südlich Terpen erscheint. Das Regiment ist gezwungen, westlich Drenken aufzufahren und das Feuer gegen die feindliche Artillerie aufzunehmen.

11^{15} Vormittags geht die feindliche Artillerie zurück. Zwei blaue Bataillone. (Flaggen) sind auf Anfordern des Kommandeurs Feldartillerie-Regiments 1 in der Richtung auf Terpen entwickelt. Der Rest der blauen Infanterie bleibt auf Saalfeld im Abmarsch.

Inzwischen hat Feldartillerie-Regiment 37 über Gr. Arnsdorf die Arnsdorfer Berge erreicht. In Gr. Arnsdorf war es zum Zusammentreffen mit der schweren

Artillerie gekommen. Feldartillerie-Regiment 37 war an der schweren Artillerie vorbeigetrabt, um schnell die Arnsdorfer Berge zu erreichen.

12⁰ Mittags eröffnet Feldartillerie-Regiment 37 aus seiner neuen Stellung das Feuer gegen rote Artillerie bei Kl. Arnsdorf und feindliche Infanterie bei Seegertswalde. Das bald darauf eintreffende Feldartillerie-Regiment 1 verlängert die Stellung des Feldartillerie-Regiments 37 rechts. Gefechtsstreifen für beide Regimenter werden vom Brigadekommandeur verteilt. Die schwere Artillerie soll neu erschienene rote Artillerie nördlich Seegertswalde bekämpfen.

Von 12^{30} Nachmittags ab findet ein erneuter Stellungswechsel der Artillerie statt. Es gehen zurück: Feldartillerie-Regiment 1 über Saalfeld nach Bahnhof Saalfeld; schwere Artillerie über Bündtken—Lopittken auf Boyden, Feldartillerie-Regiment 37 ebenfalls über Bündtken, an der schweren Artillerie vorübertrabend, in eine Zwischenstellung bei Lopittken.

Nachdem 12^{40} Nachmittags die Bewegungen eingeleitet waren, wurde die Übung abgebrochen.

Betrachtungen über Anlage, Leitung und Verlauf der Übung.

In dem Bestreben, unsere traditionelle und vornehmste Kampfart — den Angriff — ständig zu üben, kommt die Verteidigung meist zu kurz. Aber auch sie bedarf der Übung. Nicht nur um zu zeigen, in welchem hohen Grade die Verteidigung abhängig ist vom Gelände, sondern um auch mittelbar auf die Entschlüsse einzuwirken, die im anderen Falle beim Vorgehen gegen eine Verteidigungsstellung zu fassen sind.

Auch der an die Verteidigung sich anschließende Rückzug zeigt die außerordentliche Schwierigkeit einer solchen Bewegung. Die Verfolgung muß hieraus ihren Nutzen ziehen. So trat der Wert einer verfolgenden reitenden Artillerie in der Flanke des abmarschierenden Gegners augenscheinlich zutage. Die abziehende schwere Artillerie mußte — beständig von der roten reitenden Artillerie in ihrem Abmarsch bedroht — auf die schlechten Verbindungen über Gr. Arnsdorf, später über Bündtken—Lopittken verwiesen werden. Der beste und nächste Weg auf Saalfeld war der schweren Artillerie versperrt. Auch die geringere Beweglichkeit der schweren Artillerie war für die in die Aufnahmestellung zurückeilende Feldartillerie hemmend. Die rückgängigen Bewegungen der schweren Artillerie hätten frühzeitiger befohlen werden müssen.

Beispiel Nr. 5.

Skizze 34.

A. Allgemeine Kriegslage.

(Ausgegeben am Tage vor der Übung im Umdruck bis einschließlich Batterien.)

Blau am 9. September aus nördlicher Richtung, Rot aus Linie Schnellwalde—Liebemühl, gegen Saalfeld—Maldeuten im Vormarsch.



Von dem auf dem rechten Flügel von Blau befindlichen XVII. Armeekorps marschierten: 35. Infanterie-Division mit schwerem Feldhaubitz-Bataillon über Lippitz—Liebwalde—Preußisch Mark—Kunzendorf—Haack auf Weinsdorf; 36. Infanterie-Division über Miswalde auf Saalfeld.

Die Vorhuten der Divisionen haben mit den Anfängen der Haupttrupps 8⁰ Vormittags Linie Kunzendorf—Boyden überschritten.

Das Generalkommando befindet sich bei der 36. Infanterie-Division.

B. Besondere Anordnungen für den 9. September.

(Ausgegeben wie A.)

1. Die 35. Feldartillerie-Brigade, ohne die dritten Züge von I./71 und I./72, steht am 9. September 8⁰ Vormittags wie folgt:

a) I./71 — Vorhutartillerie — auf Weg Preußisch Mark—Kunzendorf, Anfang an Kunzendorf;

b) Rest der Brigade — Artillerie des Gros — auf Weg Heinrichsdorf — Preußisch Mark, Anfang Preußisch Mark. Reihenfolge II./71, Regiment 72.

2. Schweres Feldhaubitz-Bataillon steht zu derselben Zeit auf Weg Lippitz—Liebwalde, Anfang Liebwalde.

3. Zur Darstellung eigener Infanterie sind zu stellen:

a) drei blaue Flaggen der I./71 8⁰ Vormittags auf Weg Kunzendorf—Haack; vordere Flagge an Haack, letzte Flagge am Südausgang Kunzendorf. Dazu ein berittener Unteroffizier der I./71;

b) drei blaue Flaggen der II./71 8⁰ Vormittags auf Weg Preußisch Mark—Kunzendorf; vorderste Flagge halbwegs beider Orte, letzte Flagge am Südausgang Preußisch Mark. Dazu ein berittener Unteroffizier der II./71;

c) sechs blaue Flaggen des schweren Feldhaubitz-Bataillons 8⁰ Vormittags auf Weg Liebwalde — Heinrichsdorf; vorderste Flagge an Heinrichsdorf, letzte Flagge Südostausgang Liebwalde. Dazu ein berittener Unteroffizier des schweren Feldhaubitz-Bataillons.

4. 8^{15} Vormittags treten die unter 1. und 2. genannten Truppen und die unter 3. genannten Flaggen im Schritt an. Marschstraße für alle Teile Lippitz—Liebwalde—Heinrichsdorf—Preußisch Mark—Kunzendorf—Haack auf Weinsdorf (vgl. Kriegslage).

5. Brigadestab marschiert am Anfang von I./71. Eintreffen des Brigadestabes 7^{45} Vormittags am Nordwesteingang Kunzendorf. Oberleutnant J. vom Feldartillerie-Regiment Nr. 72 mit zwei Meldereitern desselben Regiments, zur Führung der gesamten blauen Infanterieflaggen bestimmt, reitet zunächst beim Brigadestab.

Außerdem melden sich 7⁴⁵ Vormittags bei mir: die Regimentskommandeure, der Kommandeur des schweren Feldhaubitz-Bataillons sowie je eine Offizierpatrouille der beiden Feldartillerie-Regimenter und des schweren Feldhaubitz-Bataillons.

6. Schiedsrichter: Blau rechter Flügel: ein Hauptmann vom Feldartillerie-Regiment Nr. 71; Blau linker Flügel: ein Hauptmann vom Feldartillerie-Regiment Nr. 72.

7. Befehl für die dritten Züge der I./71 und I./72, sowie für besondere Verwendung einzelner Offiziere durch die Leitung geht den Regimentern unmittelbar zu.

8. Uhr. Brigadekommandeur.

a) Zusatz für Feldartillerie-Regiment Nr. 71.

Die dritten Züge von I./Feldartillerie-Regiment Nr. 71 unter Führung des Hauptmanns beim Stabe X. (Feldartillerie-Regiment Nr. 71) stehen am 9. September 7⁴⁵ Vormittags auf Feldweg Boyden—Goyden, Anfang an Goyden. Helmüberzüge, keine roten Bänder. An jedem Geschütz entrollt eine gelbe Flagge befestigt. Hauptmann X. bildet aus den sechs Geschützen das markierte blaue Feldartillerie-Regiment Nr. 36 (sechs Batterien) und meldet mir persönlich 8¹⁵ Vormittags nach Nordwesteingang Kunzendorf, daß das markierte Feldartillerie-Regiment Nr. 36 bei Goyden steht. Als Stab sind dem Hauptmann X. vom Feldartillerie-Regiment Nr. 71 ein Offizier, zwei Trompeter zuzuteilen.

b) Zusatz für Feldartillerie-Regiment Nr. 72.

Die dritten Züge von I./Feldartillerie-Regiment Nr. 72 unter Führung des Majors beim Stabe Y. stehen als markierter Feind -- Helmbezüge mit roten Bändern — am 9. September 7³⁰ Vormittags auf Weg Schliewe—Saalfeld, Anfang in Höhe von Mitteldorf. An jedem Geschütz entrollt und befestigt je eine gelbe Flagge. Außerdem sind zur Stelle — zusammengerollt — 9 rote Flaggen sowie drei Reiter (Geschützführer) mit gelben Flaggen.

Der beifolgende versiegelte Brief (siehe unter C) ist dem Major beim Stabe Y. auszuhändigen. gez. Brigadekommandeur.

Schriftlich.

C. An Major beim Stabe Y., Führer des markierten Feindes (zu öffnen am 9. September 6⁰ Vormittags).

Rot.

Kriegslage für 9. September.

Rot, aus Gegend Liebemühl—Schnellwalde vorgegangen, erwartet am 9. September früh in Linie Zöpel—Plößen—Terpen—Gergehnen—Kuppen den Angriff eines von Norden gegen ihn vormarschierenden Gegners. Hinter dem linken Flügel von Rot ist die verstärkte 71. Infanterie-Brigade (9—0—6) zurückgehalten. Der Brigadekommandeur, Major beim Stabe Y., befindet sich westlich Mitteldorf.



Er erhält 7^{30} Vormittags folgenden Befehl:

A. O. K. Rot. ab Gr. Hanswalde, 9. September 7^{10} Vormittags.

„Blaue Kolonnen aller Waffen auf Gr. Arnsdorf und Boyden im Vormarsch. Auch durch Preußisch Mark soll starker Feind Richtung Kunzendorf im Vorgehen sein. Verstärkte 71. Infanterie-Brigade setzt sich sofort in Besitz von Höhe 117 östlich Weinsdorf und verhindert den Gegner am Überschreiten des Weinsdorfer Kanals.

gez C.“

Friedensanordnungen für den markierten Feind.

1. Major Y. hat aus den überwiesenen sechs Geschützen der I./72 und den neun roten Flaggen die verstärkte rote 71. Infanterie-Brigade zu bilden.

Beginn der Bewegung 7^{40} Vormittags entsprechend der Kriegslage.

2 Drei Reiter mit je einer gelben Flagge — linker markierter Flügel der roten Artillerie in der Hauptstellung — stehen 8^{30} Vormittags auf Höhe 130 südlich Kuppen, Front nach Saalfeld. gez. Brigadekommandeur.

Schriftlich.

D. Verlauf des 9. September.

8^{15} Vormittags tritt Blau die Vorwärtsbewegung in Richtung auf Weinsdorf an. Offizierpatrouillen der Feld- und Fußartillerie waren bereits 7^{45} Vormittags in derselben Richtung vorgegangen.

8^{45} Vormittags erreicht der vorgaloppierte Brigadestab den Westeingang von Weinsdorf. Blaue Infanterie besetzt diesen Ort.

Der Brigadekommandeur gibt folgende Lage aus:

„Feind, mit Artillerie auf Höhe 117 östlich Weinsdorf, sperrt mit Infanterie den Übergang über den Weinsdorfer Kanal. Feindliche Hauptkräfte mit linkem Flügel bei Kuppen. XVII. Armeekorps greift an. 35. Infanterie-Division Richtung Höhe 117 östlich Weinsdorf. 36. Infanterie-Division gegen Kuppen—Gergehnen. Feldartillerie-Regiment Nr. 36 von Boyden nach Goyden zur 35. Infanterie-Division herangezogen, sowie schweres Feldhaubitz-Bataillon sind mir unterstellt.

Es gehen in Stellung: Feldartillerie-Regiment Nr. 71 südlich Westteil Weinsdorf, linker Flügel am Dorfe, rechter Flügel an dem breiten gelben Felde; Feldartillerie-Regiment Nr. 72, von Haack auf Kämmen abbiegend, rechts vom Regiment 71, rechter Flügel bei Höhe 115 nordwestlich Motitten; Feldartillerie-Regiment Nr. 36, über Ebenau vortrabend, nördlich Westteil Weinsdorf; schweres Feldhaubitz-Bataillon östlich Haack.

Gefechtsstreifen: Feldartillerie-Regiment Nr. 72 Höhe 120 nordwestlich Rohden bis Windmühle nordwestlich davon einschl.; schweres Feldhaubitz-Bataillon, feindliche Artillerie östlich Höhe 117; Feldartillerie-Regiment Nr. 36 Gelände nördlich Höhe 117;

Feldartillerie-Regiment Nr. 71 Infanterie östlich Weinsdorf zu beiden Seiten der Kanalbrücke. Regimenter und schweres Feldhaubitz-Bataillon melden Feuerbereitschaft. Leichte Munitionskolonnen unterstellt.*) Brigadestab auf rechtem Flügel Feldartillerie-Regiments Nr. 71."

Oberleutnant J. — Führer der blauen Infanterie — erhielt außerdem Anweisung, mit drei blauen Vorhutflaggen die Höhe südlich Weinsdorf zu besetzen. Drei weitere blaue Flaggen waren nach Höhe 121 nördlich Weinsdorf vorzuschieben, sechs blaue Flaggen an der Wegegabel 500 m westlich Weinsdorf bereitzustellen.

9^{15} Vormittags geht I./71 südlich Weinsdorf in Stellung, 9^{35} Vormittags II./71 rechts davon; 9^{45} Vormittags ist auch Feldartillerie-Regiment Nr. 72 in seiner Stellung eingetroffen; Regiment 36 wird kurz nach 10^{0} Vormittags nördlich Weinsdorf erwartet.

Bevor jedoch das Regiment 36 angelangt ist, eröffnet die feindliche Artillerie von Höhe 117 östlich Weinsdorf ihr Feuer. Sie beschießt (Schiedsrichter-Mitteilung) das auf Weinsdorf vortrabende Regiment 36.

Der Brigadekommandeur befiehlt die Feuereröffnung der Regimenter 71 und 72 gegen die feindliche Artillerie; Gefechtsstreifen für Feldartillerie-Regiment Nr. 72 wie bisher, für Feldartillerie-Regiment Nr. 71 eine Regimentsbreite nördlich davon.

Unter dem Feuer der südlich Weinsdorf stehenden blauen Artillerie gelingt das Auffahren des Regiments 36 nördlich des Dorfes.

10^{15} Vormittags hat die gesamte Feldartillerie das Feuer aufgenommen.

Inzwischen ist auch die schwere Artillerie auf das Gefechtsfeld vorgegangen. Sie eröffnet 11^{0} Vormittags aus ihrer Stellung östlich Haack das Feuer gegen die feindliche Artillerie auf Höhe 117 östlich Weinsdorf. Feldartillerie-Regiment Nr. 71 bekämpft mit sechs Batterien nunmehr die feindliche Infanterie.

Der Feind erleidet unter dem konzentrischen Feuer der überlegenen blauen Artillerie schwere Verluste (Schiedsrichter). Die blaue Infanterie tritt 11^{0} Vormittags zum Angriff an und nimmt 11^{30} Vormittags die Kanalbrücke. Der Feind geht in östlicher Richtung zurück. Blaue Infanterie besetzt Höhe 117 östlich Weinsdorf. Gleichzeitig wird neue rote Artillerie (drei gelbe Flaggen) auf Höhe 130 südlich Kuppen sichtbar.

Regiment 36 und das Bataillon schwerer Feldhaubitzen wenden sich gegen diesen Feind. Teilweiser Stellungswechsel bei der schweren Artillerie wird hierbei notwendig. Regiment 71, das schon vorher mit einzelnen Batterien den blauen Infanterieangriff begleitet hatte, wird über den Kanal gezogen. Es geht östlich Weinsdorf in Stellung. Regiment 72 folgt und verlängert das Regiment 71 südlich. Beide Regimenter be-

*) Annahme.

schießen den auf Mitteldorf abziehenden Feind. Rote Artillerie in einer Aufnahmestellung nördlich Mitteldorf wird bald zum Schweigen gebracht.

12⁰ Mittags: Abbruch und Schluß der Übung.

E. Betrachtungen über Anlage, Leitung und Verlauf der Übung.

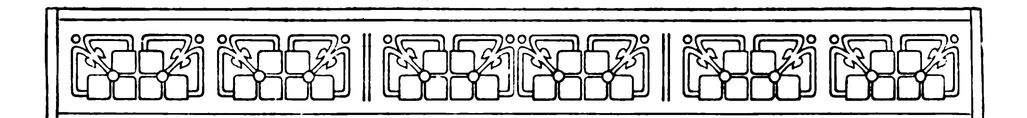
Die Übung bezweckte, die Massenwirkung einer einheitlich geführten Artillerie auf dem Stoßflügel eines Armeekorps zum Ausdruck zu bringen. Die Hinzuziehung schwerer Artillerie sowie das Heranführen eines vom Kommandierenden General zur Verfügung gestellten dritten (markierten) Feldartillerie-Regiments stellte den Artilleriekommandeur vor eine nicht leichte Aufgabe.

Die Marschtiefen bei Blau beim Anmarsch zum Gefecht waren nur annähernd kriegsgemäß angenommen. Das Einsetzen der wirklichen kriegsmäßigen Abstände würde die Übung zu sehr in die Länge gezogen, die Aufmerksamkeit in der Truppe nicht genügend gefesselt haben.

Die für den markierten Feind gegebene Kriegslage entsprach den früher geäußerten Grundsätzen des selbständigen Handelns des Gegners. Es war Rot überlassen, wie es östlich Weinsdorf seine Kräfte entwickeln, im besonderen wie es seine Artillerie in Stellung bringen wollte. Den weiteren Gang des Gefechtes bestimmte die schiedsrichterliche Entscheidung.

v. Klewitz,
Major im Großen Generalstabe.





Vorausdenken, nicht Vorausdisponieren.

„Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus", lautet ein vielfach angeführtes Wort von Moltke aus seinem Aufsatz über Strategie vom Jahre 1871*). Napoleon hat bekanntlich geäußert, er habe niemals einen Operationsplan gehabt. Moltke sagt weiterhin in dem erwähnten Aufsatz, daß im Kriege, vom Beginn der Operationen an, alles unsicher sei, außer was der Feldherr an Willen und Tatkraft in sich selber trüge, und Clausewitz bezeichnet den Krieg als „das Gebiet der Ungewißheit"**). Nach ihm „gibt es keine menschliche Tätigkeit, welche mit dem Zufall so beständig und so allgemein in Berührung stände als der Krieg"***). In diesem „Gebiet der Friktion stimmt sich durch den Einfluß unzähliger kleiner Umstände, die auf dem Papier nie gehörig in Betracht kommen können, alles herab, und man bleibt weit hinter dem Ziel"†), und das umsomehr, als „der Führer im Kriege das Werk seiner Tätigkeit einem mitwirkenden Raum übergeben muß, den seine Augen nicht überblicken, den der regste Eifer nicht immer erforschen kann, und mit dem er bei dem beständigen Wechsel auch selten in eigentliche Bekanntschaft kommt"††).

In der Tat handelt jeder Führer, sei es auf operativem oder auf taktischem Gebiet auch bei bestdurchdachtem Plan stets mehr oder weniger ins Ungewisse hinein. Zahllose Beispiele der Kriegsgeschichte, gewonnene wie verlorene Schlachten bestätigen dieses. Der „coup d'oeil" eines Friedrich hat in vielen Fällen dieser Schwierigkeit Herr zu werden gewußt, die Niederlagen von Kolin und Kunersdorf aber nicht abzuwenden vermocht. Napoleon war bei Marengo geschlagen, wenn nicht Desaix' Eingreifen die Niederlage schließlich in einen Sieg verwandelt hätte. Die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt wurde auf völlig unsicherer Grundlage geschlagen, Eylau war eine unentschiedene Schlacht und in jedem Falle für Napoleon ein Pyrrhus-

*) Taktisch-strategische Aufsätze. Seite 291.
**) Vom Kriege. I. Buch. 3. Kap.
***) Vom Kriege. I. Buch. 1. Kap.
†) Vom Kriege. I. Buch. 7. Kap.
††) Vom Kriege. I. Buch. 3 Kap.

sieg. Bei Friedland spielte ihm ein Zufall den Erfolg in die Hände, und während der berühmten Regensburger Tage befand er sich in völliger Unkenntnis über den Feind. Nicht viel anders lagen die Dinge 1866 und 1870/71. Vor Königgrätz bestanden im preußischen Hauptquartier Zweifel, ob man noch die gesamte österreichische Nordarmee oder nur Teile von ihr auf dem rechten Elbufer antreffen würde. Bei Spichern stieß die 14. Division statt auf einen abziehenden Feind auf einen zur Verteidigung in überaus starker Stellung bereiten, bei Vionville das III. Armeekorps nicht, wie vermutet wurde, auf noch zurück befindliche Teile der Franzosen, sondern auf deren gesamte Rhein-Armee. Die Operation von Le Mans war vom Prinzen Friedrich Karl als eine konzentrische unter Ausgreifen beider Flügel geplant, statt dessen mußten später diese Flügel durch beschleunigtes Vortreiben der Mitte entlastet werden. Bei Liaoyan fiel den Japanern der Sieg zu, weil ihre rechte Flügelarmee selbständig zu einer Umgehungsbewegung schritt, die anfänglich im Sinne einer seitlichen Verfolgung auf Grund der unzutreffenden Annahme von einem beginnenden Rückzuge der Russen eingeleitet worden war.

Liegt es sonach auf der Hand, daß in dem ungewissen, wechselnden Element des Krieges jedes Vorausdisponieren sich schwer rächen muß, so drängt sich gleichzeitig bei Betrachtung der erwähnten Beispiele unwillkürlich die Frage auf, ob dann nicht auch ein Vorausdenken im Kriege unangebracht ist. Diese Frage aber ist unbedingt zu verneinen, denn dieselben großen Praktiker und Kriegslehrer, die uns auf die Ungewißheit hinweisen, die für das Planen im Kriege besteht, betonen nachdrücklich die Notwendigkeit des Vorausdenkens. Dieses, richtig angewandt, verhindert am besten ein unzeitiges Vorausdisponieren und erleichtert es, da die verschiedensten Möglichkeiten geistig beherrscht werden, im gegebenen Augenblick sofort zweckmäßig zu handeln. So sagt Napoleon:*) „Es liegt in meiner Gewohnheit, drei bis vier Monate im voraus die von mir zu ergreifenden Maßnahmen zu überdenken, wobei ich mit dem Schlimmsten rechne." Moltke betont den Gegensatz, der zwischen den Anordnungen für den ersten Aufmarsch des Heeres und der Durchführung der Operationen besteht, „wo uns der unabhängige Wille des Gegners begegnet"**). Und wenn der Feldmarschall weiter sagt, daß sich die Wege, auf denen der Feldherr seine großen Ziele zu erreichen hofft, auf weit hinaus nie mit Sicherheit feststellen lassen, so stellt er doch dem voran, daß der Feldherr diese großen Ziele stetig im Auge behalten wird, unbeirrt durch die Wechselfälle der Begebenheiten**). Wer es versucht, die Wege zum Ziel auf weit hinaus festzulegen, der disponiert voraus. Unbeirrt durch die Wechselfälle der Begebenheiten das Ziel im Auge zu behalten aber vermag wiederum nur wer folgerichtig vorausgedacht hat.

*) Corresp. XIII. 10810.
**) A. a. O. Seite 291.

Die ältere strategische Schule, die der Napoleonischen Kriegsweise erlag, liebte es, vorauszudisponieren. Die Operationspläne der verschiedenen Koalitionen gegen die erste französische Republik und das Kaiserreich bewegten sich mit Vorliebe unter Mißachtung des unabhängigen Willens des Gegners in selbstgefälligen Schlüssen, in Gebilden, die den Ereignissen weit vorausgriffen. Die Art und Weise, wie man in Frankreich einzudringen gedenkt, wird erörtert, lange bevor die französischen Armeen aus Deutschland und Italien vertrieben sind. Erzherzog Karl strebt zu Beginn des Feldzuges 1809 danach, seine aus Böhmen und vom Inn her in Bayern einrückenden Korps an der Altmühl zu vereinigen. Darüber versäumt er das nächstliegende, den Feind in der Trennung anzufallen und zu schlagen. Der Herzog von Braunschweig plant 1805 weit ausgreifende Manöver, durch deren Macht, so glaubt er, Napoleon gezwungen sein wird, über den Rhein zurückzugehen, wiewohl die siegreiche „Große Armee" im Herzen der österreichischen Monarchie steht. Auch Scharnhorsts Entwürfe unterscheiden sich vor 1806 kaum wesentlich von der überkommenen Kriegsweise.

Die Gefahr, daß in solcher Art verfahren wird, aber ist mitnichten ein für allemal seit dem Auftreten Napoleons überwunden. Der Operationsplan, den Erzherzog Albrecht für den Fall eines gemeinsamen Handelns der französischen und österreichischen Heeresmacht gegen das unter preußischer Führung geeinte Norddeutschland entwarf, beabsichtigt eine Vereinigung beider Heere in der Gegend von Nürnberg und rechnet mit einem Vorgehen in großer geschlossener Masse an der Saale abwärts, wie es Napoleon im Jahre 1806 ausführte. Dieses wird mit einer Bestimmtheit ins Auge gefaßt, die jede Störung des französischen Einmarsches in Süddeutschland vom Rhein und unteren Main her als ausgeschlossen betrachtete. Auch die Russen hielten sich in der Mandschurei nicht frei von ähnlichen Fehlern, denn das grundsätzliche Bestreben Kuropatkins auszuweichen, bis er im Besitze einer unbedingten Überlegenheit war, gehört ebenfalls hierher. Es hat das Handeln der Unterführer gelähmt und dahin geführt, daß sich bietende Gelegenheiten zu Erfolgen ungenützt vorübergingen. Wenn aber der russische Feldherr in einer Denkschrift vom 15. Januar 1904*) von späterem Übergang zum Angriff, völliger Verdrängung des Gegners vom Festlande, und sogar von einer Landung in Japan spricht, so erinnert das bedenklich an die Entwürfe der Koalitionsfeldherrn gegen Frankreich, in denen das Fell des Bären verteilt wurde, bevor man ihn erlegt hatte.

Die Anlage der erfolgreichsten Feldzüge Napoleons von 1805 und 1806 läßt ähnlich wie bei Moltke verschiedene Möglichkeiten offen. Beiden großen Feldherrn ist es mehrfach begegnet, daß schließlich Fälle eintraten, die nicht vorgesehen waren, teils infolge von Reibungen innerhalb des eigenen Heeres, teils weil bei ihren Gegnern

*) Russisches Generalstabswerk. Deutsch von Oberstleutnant v. Tettau. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. 1911. — I. Band.



vernünftige Entschlüsse angenommen werden mußten, während tatsächlich oft die allerunvernünftigsten gefaßt wurden. Das glänzende Ergebnis, das erzielt wurde, war gleichwohl die Folge bestimmter, klarer Absichten und zielbewußter Durchführung. Das machte sich, unbeschadet aller Zwischenfälle, bis in die einzelnen Gefechtshandlungen hinein geltend. Davout zögerte bei Regensburg im Sinne der Gesamtlage nicht mit dem Angriff auf die weitüberlegene Hauptmacht des Erzherzogs Karl, wiewohl der Kaiser diese irrtümlicherweise bereits in vollem Rückzuge annahm. Alvensleben schreibt über die Krisis am 16. August 1870*): „Wie schon am 15., so trat mir wiederum das strategische Bild des Feldzugs mit voller Klarheit vor Augen, und die Gewißheit, daß die Lage es rechtfertige, mein Armeekorps einzusetzen. . . . Ich wußte, daß es für den Zweck bei der Richtung des französischen Abmarsches gleichgültig für uns war, ob dieser Zweck zwei Meilen mehr vorwärts oder rückwärts erreicht werde, ich aber überdem mit jedem Schritt rückwärts an Zeit und Kräften gewann, die der Feind verlor. Der Einsatz war daher, näher betrachtet, nicht zu groß oder zu gefährlich. Es wäre sehr, sehr bitter gewesen, das Schlachtfeld mit unseren Verwundeten dem Feinde zu überlassen, aber auf das Ziel der Tagesaufgabe war das von keinem Einfluß. . . . Bazaine konnte mich schlagen", sagt Alvensleben, „aber losgeworden wäre er mich noch lange nicht. Kam keine Unterstützung, so ging ich, die einmal in Besitz genommene Straße festhaltend, auf Verdun zurück, und hoffte, das X. Armeekorps würde dann rechts von mir zur Deckung meines Rückzuges aufmarschieren." Aus diesen Worten Alvenslebens, die sein Handeln an jenem denkwürdigen Tage kennzeichnen, ermißt man den ganzen Wert richtigen Vorausdenkens. Solches machte hier den Fehler wieder gut, der aus der vorgefaßten Meinung entsprang, die bei der Zweiten Armee herrschte und die dahin geführt hatte, daß ihre Masse gegen die Maas in Marsch gesetzt worden war. Diese Anordnung kam einem Vorausdisponieren gleich, so begreiflich es auch war, daß mit der an sich unnatürlichen Anwesenheit stärkerer feindlicher Kräfte bei Metz nicht mehr gerechnet wurde, man daher in erster Linie danach trachtete, dem Gegner an der Maas zuvorzukommen.

Eine ähnliche vorgefaßte Meinung bestand zu Beginn des Herbstfeldzuges 1813 bei den Verbündeten. Es herrschte allgemein der Glaube, Napoleon könne infolge des Beitrittes Österreichs zur Koalition und der Überflügelung seiner Elb-Basis von Böhmen her, sich unmöglich länger auf dem rechten Elbufer behaupten. Die Folge dieser Anschauung war auch hier bei der Schlesischen Armee ein Vorausdisponieren.

In der Nacht zum 18. August räumten die Franzosen die Linie ihrer vordersten Unterkunftsorte an der Katzbach, um sich aus den weiten Unterkunftsbezirken, die sie

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 18. Das Generalkommando des III. Armeekorps bei Spichern und Vionville.



während des Waffenstillstandes innegehabt hatten, hinter dem Bober zusammenzuziehen. Auf die Meldung vom Abzuge des Feindes von Liegnitz und Goldberg, noch bevor festgestellt worden war, ob er weiter südlich im Gebirge ebenfalls zurückgegangen war, wurde im Armeehauptquartier Jauer am 18. Mittags ein Verfolgungsbefehl erlassen, der, obwohl sich die Verhältnisse nur bis zur Katzbach übersehen ließen, über den Bober hinaus bis an den Queis vorausdisponierte. Selbst für den Fall, daß sich der Rückzug des Feindes auf der ganzen Linie bewahrheitete, bargen diese Anordnungen eine große Gefahr. Einem noch unerschütterten Gegner gegenüber auf Tage vorauszudisponieren und das gleichmäßige Fortschreiten der Anfänge durch Regelung der Aufbruchszeiten erzielen zu wollen, wie es hier geschah, statt durch tägliche Vorzeichnung der Marschziele, war bedenklich und gab die einheitliche, straffe Leitung des Ganzen aus der Hand. Die Schlesische Armee stieß denn auch bereits am Bober auf überlegene Kräfte und sah sich zum Rückzuge hinter die Katzbach genötigt. Die Verfolgungsdisposition war an demselben Tage, wo sie erlassen wurde, schon von den Ereignissen überholt worden.

Gneisenau nicht minder wie den übrigen Generalen der Verbündeten fehlte damals noch die Übung in der Führung einer großen, bei Marsch und Unterkunft notwendigerweise getrennten Armee. Seine Anordnungen vom 18. aber lassen die Nachteile eines derartigen Disponierens in den Feind hinein klar erkennen. Zweifel und Unordnung mußten die Folge sein, da die Armeekorps die Lage ganz anders fanden, als der Befehl des Oberkommandos vermuten ließ. Mißstimmung und übelwollende Kritik der Unterführer konnten nicht ausbleiben. Dergleichen wird sich in ähnlichen Fällen überall ereignen. Man erkennt daraus, wie sorgfältig die Maßnahmen für Marsch und Unterkunft, nicht anders wie die unmittelbar für das Gefecht erlassenen durchdacht werden müssen, weil sonst gar zu leicht ein Vorausdisponieren eintritt. Unsere Friedensübungen, selbst die größten, lassen die Nachteile eines solchen nur selten in ihrer ganzen Tragweite erkennen. Namentlich die vorzeitige Zerlegung der Marschkolonnen straft sich nicht immer in gleichem Maße wie im Kriege, schon weil Stärke und Maßnahmen des Gegners nicht in gleichem Maße verborgen bleiben wie im Ernstfall.

Übrigens ist es nicht nur die Friedensschulung des Manövers, die nach dieser Richtung leicht Täuschungen hervorruft, es sind nicht minder gewisse Lehrmeinungen, die sich bei längerem Frieden leicht festsetzen und die meist auf falschen Schlüssen aus den Erfahrungen der Kriegsgeschichte beruhen. Dahin gehört die Meinung von der Unfehlbarkeit einer bestimmten sogenannten „Operationsmanier“, wie man sie Moltke hat zuschreiben wollen. Die Verfechter einer solchen haben dabei übersehen, wie sehr sie Moltke dadurch verkleinern, denn dieser reiche Geist verfügte nicht nur über **eine** Operationsmanier, sondern über deren viele, je nach den Kriegslagen, die es für ihn

zu meistern galt. Wenn er die Vereinigung getrennter Heeresteile auf dem Schlachtfelde selbst als die höchste Leistung der Strategie bezeichnet, so hat er doch nachdrücklich davor gewarnt, das Beispiel von Königgrätz ohne weiteres zu verallgemeinern. Vor allem ist es ihm nie in den Sinn gekommen, die Trennung, die für die Armeen eines Gesamtheeres angezeigt und notwendig ist, auch auf Truppenkörper wie Korps und Divisionen oder auf noch schwächere Einheiten zu übertragen. Wer für diese grundsätzlich getrenntes Marschieren anordnen wollte, würde in den weitaus meisten Fällen vorausdisponieren. Es gilt an dem Streben nach der Vernichtung des Feindes festzuhalten. Solche kann in vollem Maße nur durch Umfassung erzielt werden, der Weg aber, wie diese zu erreichen ist, wird stets verschieden sein. Vor allem aber ist zu bedenken, daß für die Führung größerer Heeresmassen und einzelner Korps und Divisionen Unterschiede bestehen, die nicht ohne weiteres übersehen werden dürfen. Die Gefahr, daß solches geschieht, liegt namentlich bei unseren kleineren Manövern vor, mit ihrer Bevorzugung des Begegnungsgefechtes.*) Dieses in ausgesprochener Form zum Vorbilde zu nehmen, erscheint verfehlt. Das sogenannte „Begegnungsverfahren" hat, grundsätzlich angewandt, im Kriege ebensowenig Berechtigung wie irgendeine andere bestimmte Art des Handelns.

Von derartigen ein für allemal zurechtgemachten Gebilden und theoretischen Vorstellungen gilt das Wort von Clausewitz:**) „Wer sich in einem Element bewegen will, wie es der Krieg ist, darf durchaus aus den Büchern nichts mitbringen als die Erziehung seines Geistes; bringt er fertige Ideen mit, die ihm nicht der Stoß des Augenblicks eingegeben, die er nicht aus seinem eigenen Fleisch und Blut erzeugt hat, so wirft ihm der Strom der Begebenheiten sein Gebäude nieder, ehe es fertig ist." „Fertige Ideen" bedeuten an sich schon ein Vorausdisponieren, wenn wir aber durch Studium die „Erziehung unseres Geistes" fördern, werden wir zu jenem Vorausdenken geführt, das uns auch dem Unerwarteten, selbst dem Schwersten gelassen entgegensehen läßt.

Auch wer dem Buch der Kriegsgeschichte, also den Erfahrungen der Vergangenheit, statt ihm nur Anregung und Belehrung zu entnehmen, für immer gültige Lehren abzugewinnen trachtet, indem er die Beispiele der Vergangenheit verallgemeinert, wird leicht erleben, daß „der Strom der Begebenheiten sein Gebäude niederreißt, ehe es fertig ist", und erkennen müssen, daß er vorausdisponiert hat. In den Fehler solcher Verwertung seiner Kenntnisse ist u. a. Prinz Friedrich Carl verfallen. Wenn der Prinz für seinen eigenen Gebrauch zahlreiche Auszüge aus militärwissenschaftlichen Werken machte, wird man das nur als ein Zeichen seines rastlosen Strebens nach

*) Vgl. hierüber den Aufsatz des Verfassers „Detachementskrieg und Massenkrieg". VI. Jahrgang, 1909. 4. Heft.

**) Band VII. Feldzug 1812. Charakteristik des Obersten v. Wolzogen.



Vervollkommnung zu betrachten haben. Bedenklich aber war es, daß er einem Teil dieser Auszüge die Aufschrift gab: „Notizen, die mit ins Feld zu nehmen sind". Das deutete darauf, daß er nicht nur Anregung, sondern Anlehnung bei der Kriegsgeschichte suchte. Sein Handeln als Armeeführer läßt denn auch, namentlich zu Beginn des Feldzuges 1866 die Spuren davon deutlich erkennen. Napoleonische Vorbilder — dazu, wie es der damalige Stand der kriegsgeschichtlichen Forschung mit sich brachte, nicht einmal immer richtige — führten ihn zu einem übertriebenen Zusammenhalten der Armee. Indem er den Maßstab der Vorstellungen, die er sich selber auf theoretischem Wege erworben hatte, an den Gegner anlegte, gelangte er vielfach zu falschen Schlüssen über diesen.

Wenn uns einerseits die Kriegsgeschichte für die Schulung des Geistes unentbehrlich ist, so bietet sie anderseits demjenigen nichts, der sie zu einer Beispielsammlung erniedrigt. Ihn erzieht sie nicht dazu, den Führern der Vergangenheit nachzuempfinden und sich hierdurch zu größerer innerer Freiheit durchzuringen, denn freies künstlerisches Schaffen, nicht handwerksmäßige Nachahmung fordert unser Beruf. Darum haben auch Übungsaufgaben, die, statt nur die Anregung von einer Lage der Kriegsgeschichte zu entnehmen, sich eng an das Beispiel selber anklammern, stets etwas Gekünsteltes und sind weit weniger fruchtbar als frei erfundene Lagen.

Wie der Heerführung im großen auf operativem, so sind auch der Teilführung auf taktischem Gebiet bestimmte als allgemeingültig hingestellte Grundsätze verderblich. Das Vorausdisponieren, das in den Armeen der Koalitionen gegen die erste französische Republik und Napoleon üblich war, übertrug sich ohne weiteres auf die Taktik. Bei den Friedensmanövern der nachfriderizianischen Zeit waren alle Momente bis ins einzelne vorgezeichnet. Diese Übungen konnten sonach keine wirkliche Schulung für den Krieg bilden, vielmehr mußten Generale, die im Sinne solcher Revuetaktik herangebildet waren, dem Unerwarteten gegenüber, das der Krieg stets mit sich bringt, versagen, wie denn jedes Schema in der Taktik einem Vorausdisponieren gleichkommt, denn es rechnet mit einem passiven, im Grunde willenlosen Gegner. Das Schema legt geistige Kräfte lahm und fördert nur das im Menschen ohnehin vorhandene Beharrungsvermögen.

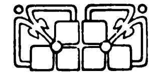
Wie wenig im Gegensatz hierzu im Kriege das Vorausdenken zu entbehren ist, lehrt vor allem ein Blick hinter die Front des Heeres. Die Anordnungen für alles, was auf den rückwärtigen Verbindungen den fechtenden Truppen folgt, stehen in engstem Zusammenhange mit den Operationen. Es bedarf sorgfältigster Erwägungen, um die Nachschubsverhältnisse nicht nur zu regeln, sondern sie vor allem den Operationen in oft rasch wechselnden Lagen anzupassen. Hat doch schon König Friedrich in diesem Sinne gesagt, nicht er kommandiere die Armee, sondern Mehl und Furage. Man kann für unsere Zeit getrost hinzufügen: „und Munition". Weites Vorausschauen ist hier unentbehrlich. Der Blick des Feldherrn und seiner Organe muß gleichmäßig

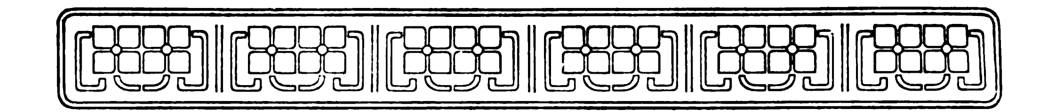
die Verhältnisse vor und hinter der Front umfassen, er darf über dem Heute nicht das Morgen, das Übermorgen und die Folgezeit außer acht lassen.

Der Krieg fordert von uns ein genaues und scharfes Durchdenken jeder Lage. Hierbei darf keine Lücke bleiben. Der Gedanke: „es wird schon gehen" darf nicht in uns aufkommen. Man mag damit gelegentlich einmal Glück haben, aber es wird nicht das „Glück des Tüchtigen" sein, von dem Moltke gesagt hat, daß es allein von Dauer sei*).

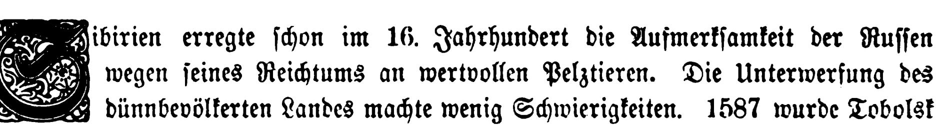
*) Taktisch-strategische Aufsätze. Seite 292.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
Generalmajor und Oberquartiermeister im Generalstabe der Armee.





Die russische Übersiedlungsbewegung nach Sibirien und Zentralasien.



Skizze 35.

Sibirien erregte schon im 16. Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Russen wegen seines Reichtums an wertvollen Pelztieren. Die Unterwerfung des dünnbevölkerten Landes machte wenig Schwierigkeiten. 1587 wurde Tobolsk gegründet, 1646 der Baikal-See erreicht, 1658 in der heutigen Provinz Transbaikalien das Fort Nertschinsk angelegt; im äußersten Norden waren schon vorher Jäger bis Kamtschatka vorgedrungen. Frühzeitig wurden zum Schutz der Grenzen Kasaken angesiedelt. Eine freiwillige Abwanderung nach Sibirien fand dagegen zunächst nur in sehr bescheidenem Umfange statt. Der Zuzug bestand hauptsächlich aus Sektierern oder Verbrechern, die die Heimat verließen, um Bedrückungen oder Strafen zu entgehen. Um 1600 begann auch die Verschickung von Sträflingen. Die Vermehrung, die die russische Bevölkerung hierdurch erfuhr, blieb gering, da die Verbannten in der Regel keine Familien gründeten. Die Erschließung des Landes machte nur langsame Fortschritte.

Ein Umschwung erfolgte erst in neuerer Zeit durch die ungünstige Entwicklung der Agrarverhältnisse im europäischen Rußland. Das im Jahre 1861 bei Aufhebung der Leibeigenschaft den Bauern überlassene Ackerland war in den meisten Gouvernements zu Gemeindebesitz gemacht worden. Der Entwicklung intensiver Wirtschaft war dies nicht förderlich. Da das Land außerdem recht gering bemessen worden war und die Bevölkerung rasch zunahm, trat Verarmung ein. Die natürliche Folge war eine ständig zunehmende Abwanderung nach dem russischen Asien. Über 4 Millionen Russen sind allein in den letzten 25 Jahren dorthin übergesiedelt.

Die Bedeutung dieser „Völkerwanderung" wurde von der Regierung bald erkannt. 1885 ist die westsibirische Ansiedlungskommission, 1896 die Übersiedlungsverwaltung als besonderes Departement im Ministerium des Innern ins Leben gerufen worden. Da sie jahrelang mit völlig unzureichenden Mitteln arbeiten mußte, hatte die neue Behörde einen schweren Stand. Sie konnte nicht verhindern, daß die

Masse der Auswanderer sich in besonders fruchtbaren Landstrichen zusammendrängte, wo dann infolge der örtlichen Überfüllung Notstände aller Art eintraten. Erst in den letzten Jahren stellte die Regierung bedeutendere Mittel zur Verfügung. Der Etat der Übersiedlungsverwaltung, der noch im Jahre 1905 nur 5½ Millionen Mark betrug, hat in diesem Jahr bereits 60 Millionen Mark überschritten. In der gleichen Zeit stieg die Zahl der Beamten von 500 auf etwa 4000.

Zahlreiche Flugschriften, die in Rußland verbreitet werden, fördern die Kenntnis Sibiriens. Man unterstützt auch das „Kundschafterwesen", das sich im Laufe der Zeit herausgebildet hat. Es besteht darin, daß Vertrauensleute der Familien vorausgesandt werden, um für diese Land auszusuchen und zu belegen. Sie haben sich jetzt immer mit den Ansiedlungsbeamten in Verbindung zu setzen. Die Zahl der eigenmächtigen Übersiedler ist infolgedessen in den letzten Jahren von 80 auf etwa 20 vH. zurückgegangen. Immerhin machen diese Leute auch heute noch der Regierung viel zu schaffen. Da die Vermessungskommissionen der Übersiedlungsverwaltung kaum imstande sind, genügend Land für die durch Kundschafter angemeldeten Übersiedler bereit zu stellen, bleiben die eigenmächtigen Auswanderer größtenteils darauf angewiesen, sich als Arbeiter zu verdingen. Sie stellen auch den Hauptteil zu der in den letzten Jahren stark anwachsenden Rückwanderung.

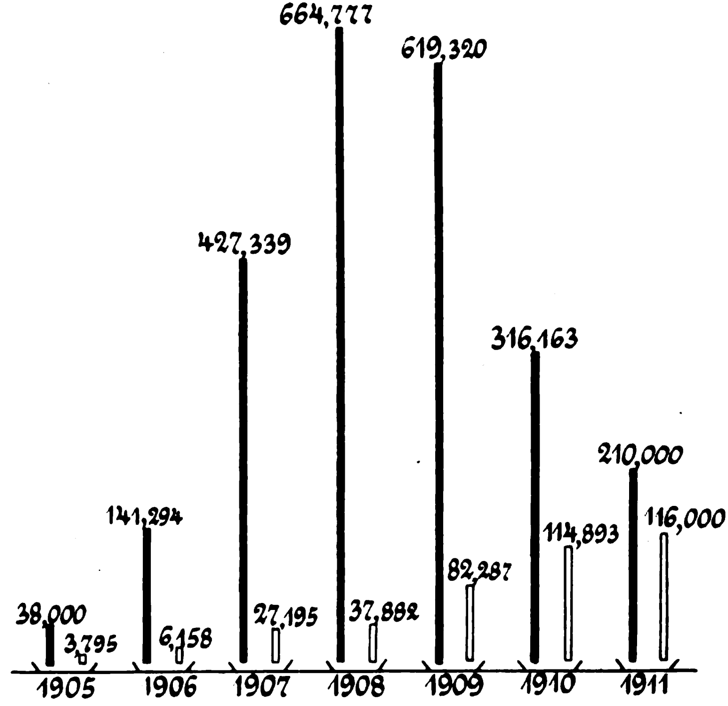
Die Ansiedler verfügen in der Regel über recht geringe eigene Mittel. Nur selten bringt ihnen die Auflösung der heimatlichen Wirtschaft mehr als etwa 100 Rubel (216 Mark), die nicht einmal zur Bestreitung der Reisekosten ausreichen. Daher muß ihnen in weitem Umfange staatliche Unterstützung gewährt werden. So stellt die Regierung besondere Übersiedlerzüge mit bedeutend ermäßigten Tarifen zur Verfügung. Zum Bau von Übersiedlerwagen, die mit Schlaf- und Heizvorrichtungen versehen sind, wurden im Jahre 1910 nicht weniger als 48 Millionen Rubel (103 Millionen Mark) bewilligt. Von der Militärverwaltung werden Kriegsküchenwagen überlassen. An allen größeren Stationen, von denen aus sich der Übersiedlerstrom ins Land ergießt, sind Verpflegungsanstalten errichtet worden, in denen die Leute kostenlos gespeist werden. Unterkunftsbaracken entstanden überall da, wo erfahrungsmäßig Stauungen der Ansiedler eintreten. Auch für unentgeltliche ärztliche Hilfe wurde gesorgt.

Am Bestimmungsorte selbst werden staatliche Darlehen in Höhe von 360 Mark für die erste Einrichtung der Wirtschaft gezahlt. In den Steppengebieten liefert die Übersiedlungsverwaltung außerdem das dort völlig fehlende Bauholz, in den von der Bahn entfernten Waldgebieten auch Saatgetreide. Lebensmittel und landwirtschaftliche Maschinen können aus zahlreichen staatlichen Niederlagen zu ermäßigten Preisen entnommen werden.

Die Entwicklung der Übersiedlungs- und Rückwanderungsbewegung in den Jahren 1905—1911 ist in nachfolgender Skizze veranschaulicht.



Naturgemäß waren Zunahme und Rückgang der Übersiedlung von maßgebendem Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung der Siedlungsgebiete. Von den asiatischen Besitzungen Rußlands fallen gewaltige Flächen aus klimatischen Gründen für die Besiedlung aus, so die nur oberflächlich im Sommer auftauenden moosbedeckten „Tundren“ des hohen Nordens und größtenteils auch die anschließenden Sumpf- und Waldgebiete der „Taiga“ nördlich des 55. Breitengrades. Auch an die Erschließung der wüstenartigen Hungersteppe zwischen Aral- und Balkasch-See ist in absehbarer Zeit



Schwarz: Zuwanderung, ohne Kundschafter. — Weiß: Rückwanderung.
Für 1912 ist ein geringes Steigen der Zuwanderung und ein geringes Fallen der Rückwanderung zu erwarten.

nicht zu denken. Immerhin übertrifft das besiedlungsfähige Gebiet noch immer an Größe das europäische Rußland. Das Klima ist durchweg kontinental. Die hohen Sommertemperaturen verkürzen die Reifezeit des Getreides, so daß Ackerbau auch da noch mit gutem Erfolge betrieben werden kann, wo der Boden nur in seinen oberen Schichten auftaut. Anderseits ist aber selbst in den südlichsten Teilen Sibiriens die Vegetationsperiode nur kurz. Noch im Mai und bereits im August sind Nachtfröste häufig; auf sie ist der unvermittelte Wechsel von vorzüglichen und sehr schlechten Ernten zurückzuführen.

Die südlich der „Taiga“ liegenden kulturfähigen sibirischen Landstriche werden durch den Baikal-See in zwei geographisch und wirtschaftlich verschiedene Abschnitte geteilt. Der größere westliche Teil gehört im wesentlichen den Stromgebieten der Lena, des Jenissei und des Ob an. Diese münden in das einer regelmäßigen Schiffahrt verschlossene Nördliche Eismeer und haben daher nur eine rein örtliche wirtschaftliche Bedeutung. Ein Verkehr aus dem westlichen Abschnitt besteht fast nur mit dem Mutterlande.

Die wertvollsten russischen Besitzungen östlich des Baikal-Sees sind Transbaikalien, die Amur- und die Küsten-Provinz, die unter dem Begriff des „russischen Fernen Ostens“ zusammengefaßt werden. Geographisch gehören sie zum Becken des Amur, der sie mit der benachbarten Mandschurei und dem Meere verbindet.

Die heutige Einwohnerzahl der asiatischen Besitzungen Rußlands ohne Turkestan ist nicht genau bekannt, läßt sich aber unter Zugrundelegung der letzten Volkszählung von 1897 aus Zu- und Rückwanderung sowie natürlicher Vermehrung annähernd errechnen. Danach muß sie ohne Militär und die Saisonarbeiter gelber Rasse etwa 12,5 Millionen Seelen betragen. An Russen mögen etwa 10 Millionen, an Eingeborenen mongolischer Rasse etwa 2,5 Millionen vorhanden sein. Auf den „Fernen Osten“ entfallen ungefähr 1,5 Millionen Russen, von denen 680 000 in Transbaikalien, 300 000 in der Amur-Provinz und 500 000 in der Küsten-Provinz wohnen.

Westlich des Baikal-Sees ist die Entwicklung des Landes bisher rein agrarisch gewesen. Sehr günstige Vorbedingungen dafür boten die fruchtbaren Schwarzerdegebiete zwischen Ural-Gebirge, Ob und den westlichen Abhängen des Altai-Gebirges. Gegen den Baikal-See zu wird das Klima mit dem zunehmenden Gebirgscharakter rauher, der Boden steiniger und weniger fruchtbar. Die Masse der Übersiedler verblieb daher in den westsibirischen Gouvernements Tobolsk und Tomsk sowie den zentralsibirischen Steppengebieten (Provinzen Uralsk und Turgai). Die Wirtschaftsweise blieb wie in der Heimat extensiv. Fast überall wurde die sogenannte Feldgraswirtschaft betrieben, bei der das Ackerland höchstens alle fünf Jahre einmal unter den Pflug kommt. Dreifelderwirtschaft war die höchste Leistung, die hier und da erreicht wurde.

Unter diesen Umständen zeitigten die unausbleiblichen Mißernten Notstände, die die Rückwanderung anwachsen ließen. Traf es sich, wie in den Jahren 1909 und 1910, daß gleichzeitig im europäischen Rußland die Ernten gut waren, so ging auch die Zuwanderung zurück. Es kam hinzu, daß die Übersiedlungsverwaltung in den letzten Jahren bestrebt war, die Ansiedler in weniger gute, noch dünn bevölkerte Landstriche zu lenken und das in guten Gegenden noch verfügbare Land zurückzuhalten.

Alle diese Gründe verursachten den starken Rückgang der Auswanderung seit 1910. Die Regierung mußte einsehen, daß die von ihr lebhaft unterstützte Übersiedlungsbewegung neuer Anregungen bedurfte, und daß es im besonderen nötig war,

die Anziehungskraft der wirtschaftlich weniger günstigen Gebiete zu heben. Man beschloß, die Höhe von Darlehen und Reisevergünstigungen künftig nach den örtlichen Ansiedlungsbedingungen zu bemessen. Unter besonders schwierigen Verhältnissen verpflichtete sich der Staat die erforderlichen Rodungs- und Entwässerungsarbeiten selbst in die Hand zu nehmen. Unentgeltlich, wie bisher, soll das Land nur dort überlassen werden, wo der Boden schlecht ist, in den gesuchten Gebieten ist ein angemessener Kaufpreis zu zahlen. Das in diesem Jahre wieder einsetzende langsame Heraufgehen der Zuwanderung und das Abnehmen der Rückwanderung sind teilweise wohl schon auf diese Maßnahmen zurückzuführen.

Vielfach ist in der russischen Presse behauptet worden, die Landvorräte Westsibiriens und der Steppenprovinzen seien bereits erschöpft, da die Nachfrage das Angebot der Übersiedlungsverwaltung übersteige. Auch auf die Klagen der altangesessenen Bevölkerung und der nomadisierenden Eingeborenen (Kirgisen) wurde hingewiesen, die sich in ihrer bisher unbeschränkten Landnutzung durch die Ansiedler behindert sehen. Sorgfältige Feststellungen der Regierung haben aber ergeben, daß bei einer rationellen Verteilung des kulturfähigen Landes an Altangesessene, Eingeborene und Übersiedler noch sehr große Flächen für die weitere Besiedlung freigemacht werden können. Von einer Überfüllung selbst der gesuchtesten Landstriche kann gar keine Rede sein. Es wird damit gerechnet, daß die Gebiete westlich des Baikal-Sees 60 Millionen Menschen ernähren können. Und auch diese Schätzung erscheint noch gering, denn allein die Ackerbausteppe Westsibiriens mit ihrem schwarzerdigen Weizenboden hat die ungefähre Ausdehnung des Deutschen Reiches. Am nötigen Menschenmaterial zur Besiedlung wird es auch in Zukunft nicht fehlen. Die Bevölkerung des europäischen Rußlands vermehrt sich jährlich um über $1^1/_2$ Millionen Menschen. Die Industrie ist nicht imstande, den Überschuß aufzunehmen, und die Landwirtschaft könnte es nur tun bei intensiverem Wirtschaftsbetrieb, dessen Durchführung noch viel Zeit in Anspruch nehmen wird. Im übrigen werden schlechte Ernten im europäischen Rußland immer wieder ein Anwachsen der Auswanderung zur Folge haben.

Daß heute schon eine Festigung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Westsibirien eingetreten ist, findet seinen beredten Ausdruck in der Bereitwilligkeit des Privatkapitals dortige Eisenbahnunternehmungen zu finanzieren. Der Bahnbau in Russisch-Asien erfolgte bisher ausschließlich aus Staatsmitteln und nach politischen und militärischen Gesichtspunkten. In den letzten Jahren wurden alle verfügbaren Mittel durch den zweigleisigen Ausbau der sibirischen und der Amurbahn*) in Anspruch genommen. Zur wirtschaftlichen Erschließung der fruchtbaren Steppengebiete fehlten die Mittel. Es kam der Regierung daher sehr gelegen, daß im Sommer 1911 Privatunternehmer begannen, sich um Konzessionen zu bewerben. Zunächst soll mit dem

*) Vgl. „Die Amureisenbahn", V. Jahrgang, 1908, 3. Heft.



Bau einer südsibirischen Bahn von Semipalatinsk nach Orenburg begonnen werden. Sie wird die Erträge der Steppenprovinzen über Uralsk und Saratow den Häfen des Schwarzen Meeres zuführen. Weitere Bahnen sollen später Semipalatinsk über Barnaul mit der sibirischen Bahn verbinden und den aussichtsreichen Bergbau im Altai-Gebirge erschließen. Schließlich plant man, Semipalatinsk durch eine östlich des Balkasch-Sees über Wjerny nach Arys führende Bahn an das turkestanische Bahnnetz anzuschließen.

Im „Fernen Osten" liegen die Verhältnisse für die Landwirtschaft wesentlich ungünstiger. Ein Urteil über die Aufnahmefähigkeit des gesamten Gebiets läßt der Stand der bisherigen Forschungen nicht zu. Sicher ist, daß für Ackerbau geeignete Flächen selbst im Amur- und Küstengebiet reichlich vorhanden sind. Anderseits ist aber das Klima in dem gebirgigen Lande und selbst an der Küste, wo warme Meeresströmungen fehlen, sehr rauh. Die Bedingungen für die Landwirtschaft sind daher durchweg schlechter als westlich des Baikal-Sees.

Am weitesten fortgeschritten ist die Kolonisierung Transbaikaliens. Hier besteht die Masse der russischen Bevölkerung aus Kasaken und den Nachkommen der schon im 18. Jahrhundert errichteten Sträflingskolonien. Im Generalgouvernement Priamur erfolgte die Festsetzung der Russen erst in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die Eröffnung der Transbaikal-Bahn ließ den Zustrom der Übersiedler hier anschwellen.

Besondere Schwierigkeiten erwachsen der russischen Landwirtschaft durch die starke Getreideeinfuhr aus der Mandschurei. Es wird dort bei besserem Klima und größerer Anspruchslosigkeit der chinesischen Bevölkerung so billig produziert, daß ein Wettbewerb fast unmöglich ist. Überdies ist der russische Bauer angestrengter Tätigkeit abgeneigt und dem Trunk ergeben, der durch einen regen Branntweinschmuggel über die mandschurische Grenze gefördert wird. Er verpachtet sein Land gern an Koreaner und Chinesen.

Durchgreifende Abhilfe wäre nur von einer großzügigen Erschließung des Landes durch Straßenbauten, Rodungs- und Entwässerungsarbeiten zu erwarten. Die Verwirklichung solcher Pläne aber hängt wiederum von der Arbeiterfrage ab. Die schwache russische Bevölkerung vermag nur einen geringen Teil der erforderlichen Kräfte zu stellen. Dagegen ziehen die günstigen Erwerbsverhältnisse alljährlich Scharen gelber Arbeiter ins Land, und zwar von Chinesen nach Transbaikalien und dem Amurgebiet, von Koreanern in das Küstengebiet. Japaner leben nur in geringer Zahl als Kaufleute und Handwerker in den Städten.

Der Verlust, den die russische Volkswirtschaft durch den Verdienst dieser Saisonarbeiter erleidet, ist bedeutend. Zweifellos liegt in der Zuwanderung auch eine nationale Gefahr. Die Regierung sah sich daher zu Abwehrmaßregeln veranlaßt, die in Erhebung einer Paßgebühr von 5 Rubeln (10,80 Mark), sowie im Verbot,

Staatsländereien an Ausländer zu verkaufen oder zu verpachten und gelbe Arbeiter bei staatlichen Bauten zu beschäftigen, bestanden. Russischen Arbeitern, die sich für den Fernen Osten verpflichten, und ihren Familien wird seit dem Sommer 1911 freie Ausreise und Rückfahrt zum billigen Übersiedlertarif gewährt.

Die Einschränkung der chinesischen Zuwanderung erwies sich trotzdem als verfrüht. Der erwartete Strom russischer Arbeiter blieb aus; die einzige Folge war eine außerordentliche Steigerung der Löhne. Um die Einstellung zahlreicher öffentlicher Arbeiten zu verhüten, war man gezwungen, erneut Chinesen zuzulassen. Nur der Bau der Amur-Bahn wurde mit russischen Arbeitern fortgeführt. Im Sommer 1911 waren an ihr 50000 Mann, darunter etwa 10000 Arrestanten, beschäftigt.

Die Richtung, in der sich die voraussichtliche Entwicklung der russisch-asiatischen Besitzungen bewegen wird, ist heute bereits ziemlich klar erkennbar.

Das westbaikalische Sibirien dürfte zu einer bedeutenden Rolle als Getreideproduzent berufen sein. Der Ministerpräsident Stolypin betonte im Rechenschaftsbericht über seine Bereisung Sibiriens im Jahre 1911, daß sich die dortige bebaute Ackerfläche seit 1905 verdoppelt und 1910 bereits gegen 6,5 Millionen Hektar betragen habe. Die Durchschnittsernten an Körnerfrüchten seien auf etwa 5 Millionen Tonnen jährlich gestiegen. Die Bevölkerung brauche zu ihrer Ernährung und Viehhaltung nur etwa zwei Drittel dieser Erträge. Der zur Ausfuhr verbleibende Rest entspräche bereits etwa einem Sechstel der gesamten russischen Getreideausfuhr.

Anders wie im westbaikalischen Sibirien wird sich voraussichtlich die Entwicklung des russischen Fernen Ostens gestalten. Wladiwostok und Nikolajewsk, ersteres am Endpunkt der großen asiatischen Überlandbahn, letzteres an der Mündung des Amur, sind gegebene Ausgangspunkte für den überseeischen Handel. Auch dürfte, sobald erst ein Abbau der reichen Bodenschätze des Fernen Ostens erfolgreich betrieben werden kann, der Industrie daselbst ein weites Feld der Tätigkeit offen stehen.

Die militärische Bedeutung der Übersiedlungsbewegung liegt in dem Kraftzuwachs, der dem asiatischen Rußland zugeführt wird, und der sich hieraus ergebenden Entlastung des Mutterlandes bei einem Kriege im Fernen Osten.

Bei Ausbruch des mandschurischen Feldzuges 1904 standen in Sibirien östlich des Baikal-Sees nur 90000 Mann. Die Mobilisierung der Truppen war mangelhaft vorbereitet. Die Bevölkerung des Amur- und Küstengebiets unterlag der Wehrpflicht überhaupt nicht. Auf ein rasches Eintreffen von Reservisten aus den übrigen Teilen Sibiriens konnte bei dem wenig entwickelten Bahn- und Wegenetz nur in geringem Umfange gerechnet werden. Man war daher genötigt, auf Abgaben aktiver europäischer Truppenteile an Offizieren und Mannschaften zurückzugreifen. Eine planmäßige Ausnutzung des im Lande verfügbaren Menschenmaterials fand überhaupt nicht statt.

Die Leistungsfähigkeit der sibirischen Bahn betrug bei Beginn des Krieges nur drei, später sechs bis sieben Zugpaare täglich, wobei zu berücksichtigen bleibt, daß die Züge wegen des leichten Unterbaues des Bahnkörpers nur mit halber Achsenzahl fahren konnten. Wenn trotzdem die Versammlung und dauernde Unterhaltung von über 300000 Mann fechtender Truppen mit dieser einzigen unzulänglichen rückwärtigen Verbindung gelang, so ist dies allein dem Umstande zu danken, daß die Russen die fruchtbare Mandschurei besaßen, deren Hilfsquellen die Armee so gut wie unabhängig vom Verpflegungsnachschub aus der Heimat machten.

Nach dem Kriege wurde sofort damit begonnen, die Truppen im Fernen Osten zu vermehren und vor allem die rückwärtigen Verbindungen von dort nach Europa weiter auszubauen. Tatsächlich sind in dieser Hinsicht große Fortschritte erzielt worden. Das zweite Gleis der Sibirischen Bahn wird 1913 fertig sein. Die Durchlaßfähigkeit der Bahn soll dann 34 Zugpaare täglich betragen, mehr als das Zehnfache also wie 1904. In der Amur-Bahn, die bis 1916 beendigt werden soll, wird eine durchweg auf russischem Gebiet verlaufende Verbindung mit Wladiwostok geschaffen.

Rußland verfügt heute in Sibirien, von der rund 21000 Mann starken Transamur-Grenzwache abgesehen, über 176 Bataillone, 43 Eskadrons und Sotnien, 104 leichte und schwere Batterien und 57 technische Kompagnien, d. h. über mehr als die dreifache Macht, wie bei Ausbruch des letzten Krieges. Diese Kräfte wurden bei der Neuorganisation der Armee im Jahre 1910 in fünfeinhalb Armeekorps zusammengefaßt, von denen nur anderthalb westlich des Baikal-Sees längs der Bahn untergebracht sind.

Die territoriale Ergänzung, die neuerdings im europäischen Rußland durchgeführt worden ist, wird auch für Asien angestrebt. Im schwach bevölkerten Fernen Osten ist naturgemäß die Zahl der vorhandenen Ergänzungsmannschaften noch gering, trotzdem für die Masse der russischen Bevölkerung im Generalgouvernement Priamur nach dem Kriege die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde und die meisten Übersiedler Reservisten im wehrpflichtigen Alter sind. Man ist daher gezwungen, die vier Armeekorps östlich des Baikal-Sees ständig auf stark erhöhtem Friedensfuß zu halten.

Westlich des Baikal-Sees stehen Rußland bereits etwa 285000 ausgebildete Mannschaften zur Verfügung. Die territoriale Ergänzung der hier untergebrachten anderthalb Armeekorps ist infolgedessen ohne weiteres durchführbar. Es bleibt noch ein bedeutender Mannschaftsbestand zur Aufstellung von Reserve- und Reichswehrformationen übrig.

Im Fernen Osten erwachsen auch der Rekrutierung der russischen Truppen noch Schwierigkeiten. Die eingeborenen Völkerschaften unterliegen der Wehrpflicht nicht. Auch die russischen Bewohner des Kamtschatka-Gebietes, der nördlichsten Kreise der Gouvernements Jenisseisk, Tomsk und Tobolsk und der Provinz Jakutsk sind von ihr

befreit. Allen über 18 Jahre alten Übersiedlern wird ferner zur Ableistung ihrer Dienstpflicht ein Aufschub von drei Jahren gewährt. Infolge dieser Einschränkungen betrug das Rekrutenkontingent im Jahre 1911 nur rund 24000 Mann, d. h. 0,26 v. H. der russischen Bevölkerung. Hinter dem Mutterlande, wo 0,35 v. H.*) der Bewohner der Dienstpflicht genügen, blieb es also zurück.

Eine Besserung der Aushebungsergebnisse verspricht man sich von der Durchführung des neuen Wehrgesetzes, das am 1. Dezember d. Js. in Kraft treten soll. Es wird zahlreiche Wehrpflichtsbefreiungen aufheben und durch verschärfte Strafandrohungen die üblichen Wehrpflichtsentziehungen einzuschränken suchen. Ein weiteres in Vorbereitung befindliches Gesetz nimmt die Heranziehung der Fremdvölker zur Wehrpflicht in Aussicht. Allein die Kirgisen in der westsibirischen Steppe und die Burjäten im Gouvernement Irkutsk und in Transbaikalien zählen etwa zwei Millionen Seelen. Ursprünglich nomadisierende Viehzüchter, sehen beide Stämme sich durch die Ausbreitung der Übersiedlung in ihrer Bewegungsfreiheit beschränkt und gehen daher rasch zur Seßhaftigkeit über. Ihr Wohlstand ist im Wachsen begriffen.

Russische Schätzungen nehmen an, daß die Durchführung der neuen Gesetze die Anspannung der Wehrkraft auf etwa 0,5 v. H. der Gesamtbevölkerung bringen wird. Das würde, auch wenn man die eine halbe Million starke Kasakenbevölkerung außer Betracht läßt, ein jährliches Rekrutenkontingent von etwa 60000 Mann bedeuten und für den Bedarf der westlich und östlich des Baikal-Sees stehenden Truppen reichlich genügen.

Für die Remontierung der sibirischen Truppen liegen die Verhältnisse schon jetzt recht günstig. Ein vorzügliches Material ist in dem ausdauernden Kirgisenpferde vorhanden. Außerdem zieht die russische Landbevölkerung Pferde, die für die Artillerie und Trains in Betracht kommen. Bereits hat sich die Aufmerksamkeit der Übersiedlungsverwaltung auf die Veredelung der Pferderasse des Landes gerichtet. Ein in Tomsk befindliches staatliches Gestüt soll in Kürze erweitert werden, die Anlage eines neuen Gestütes in Transbaikalien ist beschlossen worden.

Um den Pferdereichtum Westsibiriens besser auszunützen, wurde ferner 1909 eine ständige Remontekommission in Tomsk gebildet. Den Fernen Osten bereisen Remonteoffiziere zu freihändigem Ankauf. Neuerdings wurde auch die allgemeine Pferdegestellungspflicht auf die asiatischen Besitzungen ausgedehnt, mit der Maßgabe, daß den Ansiedlern in den ersten Jahren Erleichterungen gewährt werden sollen.

Eine zuverlässige Pferdezählung ist in Sibirien zur Zeit noch nicht durchführbar, da sich die großen Herden der Kirgisen, die auf 5½ bis 7 Millionen Pferde geschätzt werden, einer genauen Kontrolle entziehen. Vergleichsweise sei erwähnt, daß der

*) Der in Rußland bisher zur Dienstpflicht herangezogene Prozentsatz der Bevölkerung ist sehr gering. Bei den noch jetzt gültigen Wehrpflichtsbestimmungen werden etwa 47 v. H. der Auszuhebenden wegen Familienrücksichten und Bildungsvorrechten von der Dienstpflicht befreit.

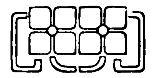


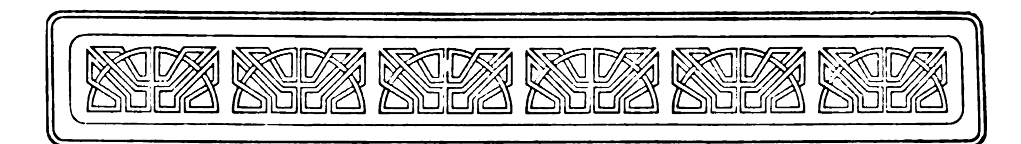
Pferdebestand des Deutschen Reiches 4,2 Millionen beträgt. Der Mobilmachungsbedarf und der Ersatz im Verlaufe eines Feldzuges werden daher, wie dies auch 1904/05 der Fall war, ohne weiteres dem Lande entnommen werden können. Schwierigkeiten dürfte nur das schnelle Zureiten der rohen Steppenpferde machen.

Sehr wichtig ist schließlich in einem Zukunftskriege im Fernen Osten die Verpflegungsfrage, da die dortigen Provinzen nicht einmal den Bedarf für ihre eigene Bevölkerung hervorbringen. Wie schon erwähnt, verpflegte sich die russische Armee während des Krieges fast völlig aus der Mandschurei und, was lebendes Vieh betraf, aus der Mongolei. Ein Zurückgreifen auf die bedeutenden Vorräte des westbaikalischen Sibiriens an Vieh, Brotgetreide und Hafer war nicht möglich. Allein der Furagebedarf der Armee hätte, wie das russische Generalstabswerk bemerkt, täglich 18 Züge gefordert, fast das Dreifache der damaligen, mehr als die Hälfte der zukünftigen Leistungsfähigkeit der Sibirischen Bahn.

Der tatsächliche Besitz der Nord-Mandschurei, vor allem der fruchtbaren, für Ackerbau sehr geeigneten Gebiete am mittleren und unteren Sungari, gewährt Rußland wenigstens im Anfang eines Feldzuges auch heute noch die Möglichkeit, auf den Verpflegungsnachschub aus Westsibirien zu verzichten. Allein aus diesem Grunde rechtfertigt sich schon vom militärischen Standpunkte aus das große Interesse, das Rußland jenen Gebieten zuwendet.

Im großen und ganzen wird man sagen dürfen, daß die in den letzten Jahren vor sich gegangene russische Völkerwanderung nach Asien nicht nur große wirtschaftliche Vorteile verspricht, sondern auch bereits jetzt eine erhebliche Entlastung des Mutterlandes bei einem etwaigen neuen kriegerischen Zusammenstoß im Fernen Osten gezeitigt hat.





Krieg- und Heerführung während des 1. Koalitionskrieges in Deutschland.

Skizze 36. Unter den Feldzügen, die der Umwälzung von 1789 gefolgt sind, nimmt der italienische von 1796 das Interesse des Geschichtsschreibers wie des Soldaten in erster Linie in Anspruch. Das unvermittelte Auftreten eines Feldherrn, der sich mit seinen ersten Taten den größten Heerführern aller Zeiten an die Seite stellt, der einen bisher wenig beachteten Nebenkriegsschauplatz durch die Macht seiner Persönlichkeit plötzlich zum Felde weltgeschichtlicher Entscheidungen macht und, der Armseligkeit der eigenen Mittel trotzend, in Jahresfrist den Zusammenbruch einer Militärmacht herbeiführt, die, wiewohl oft geschlagen, sich doch bisher immer mit Ehre und Zähigkeit behauptet hatte, — dies alles sind Vorgänge, hinter denen das Hin und Her auf dem Kriegsschauplatz nördlich der Alpen zurücktreten mußte.

Trotzdem bieten auch die Kämpfe, die während des 1. Koalitionskrieges in den Niederlanden, am Rhein und an der Donau ausgefochten wurden, des Interessanten genug, um zwar nicht eine ausführliche Darstellung der Ereignisse in ihrer Gesamtheit, wohl aber die Schilderung gewisser Vorgänge und Erscheinungen zu rechtfertigen.

Bei einer derartigen zusammenfassenden Betrachtung eines Feldzuges oder eines ganzen Krieges steht die Frage nach den Ursachen von Sieg und Niederlage im Vordergrund. Sie ist leicht zu beantworten, wo ein einzelner Mann die Dinge meistert, Mitarbeiter und Gegner um Haupteslänge überragt und bis zu einem gewissen Grad auch das Kriegsglück in Fesseln zu schlagen scheint. Fehlt eine derartige außergewöhnliche Persönlichkeit, so müssen eine Reihe von Faktoren in Rechnung gestellt werden, die zwar auch im ersteren Fall keineswegs ausgeschaltet sind, aber doch an Bedeutung und Wirkung wesentlich verlieren. Die Politik, die Staats- und Heeresverfassung, Geist, Zahl und Schulung der Truppen, die Leistungen ihrer Führer und Zufälligkeiten aller Art bestimmen dann, oft genug in gegenseitigem Widerstreit, den Ausgang der Kriege und das Schicksal der Staaten. Namentlich die Erfolge werden von einer materialistischen Geschichtsauffassung in solchen Fällen gerne aus den Verhältnissen erklärt, Mißerfolge aber in vollem Maße dem Führer oder seinen Gehilfen zur Last gelegt.

1. Vorbedingungen und Vorgeschichte des Kampfes. Einfluß der Politik.

Wenn Clausewitz „die zwanzigjährigen Siege der französischen Revolution hauptsächlich als Folge der fehlerhaften Politik der ihr gegenüberstehenden Regierungen" bezeichnet, so gilt dies ganz besonders für den 1. Koalitionskrieg. Er eröffnet die Reihe jener Bündniskriege, in denen die Kabinettsregierungen des alten Europa immer aufs neue versuchten, die entfesselte Volkskraft Frankreichs mit den alten beschränkten Mitteln einzudämmen, ohne hierbei auf Sonderabsichten zu verzichten. Der einheitlichste Staat Europas mußte an sich einem Bunde überlegen sein, den weder „äußerste Gefahr noch schrankenloser Zwang" zusammenhielt. Es bedurfte noch zweier Jahrzehnte voll blutiger Lehren, bis ein Staatenbund von hinreichender Festigkeit sich bilden und zusammenhalten ließ, der eine einigermaßen einheitliche und tatkräftige Kriegführung gestattete. Auch in unserer bündnisfrohen Zeit wird man nicht vergessen dürfen, daß die Kriegführung jeder Koalition mit diesen tief in der natürlichen Beschränktheit und Schwäche des Menschen begründeten Verhältnissen zu kämpfen hat.

Schon bei der Feldzugseröffnung zeigte sich, wie die Verbündeten durch politische Rücksichten aller Art gehemmt, gegenüber dem bei aller Zerfahrenheit zielbewußter geleiteten Frankreich im Nachteil waren. Nur zögernd war der kluge, friedliebende Kaiser Leopold II. dem Gedanken eines bewaffneten Eingreifens in die Angelegenheiten Frankreichs näher getreten. Als er endlich, seinem monarchischen Solidaritätsgefühl folgend, Verhandlungen mit den übrigen europäischen Staaten einleitete, fand er so wenig Entgegenkommen, daß es wohl ohne die Herausforderung des Gegners nie zu dem für notwendig gehaltenen Bündnis gekommen wäre. Auch da, wo noch am meisten ehrliche Begeisterung und Teilnahme für die Sache des mit dem Untergang bedrohten französischen Königtums bestand, in der Umgebung König Friedrich Wilhelms II. von Preußen, verkannte man das Wesen des bevorstehenden Kampfes mit der Revolution so sehr, daß man zunächst mit der Einnahme zweier Festungen an der französischen Nordgrenze und mit einem Einmarsch in das Elsaß auskommen zu können glaubte. So wenig war selbst in der Armee Friedrichs des Großen erkannt, daß auch das beschränkteste politische Ziel auf kriegerischem Wege nur zu erreichen ist, wenn der Heerführung die Brechung des feindlichen Widerstandes durch Niederwerfung des gegnerischen Heeres als Ziel gesteckt wird. Die ganze Napoleonische Kriegsepoche mußte noch hingehen, bis Clausewitz das „Wehrlosmachen des Feindes als das Ziel des kriegerischen Aktes" hinstellen konnte. Handelt es sich auch bei diesem Ziel nicht immer um ein Äußerstes, Absolutes, wird sich die Staatsleitung vielfach mit den ersten Schritten zur Erreichung dieses Zieles begnügen, so wirkt doch die grundsätzliche Beschränkung der Heerführung auf enger begrenzte Aufgaben unheilvoll auf diese selbst. Sie führt zu nutzlosen Versuchen mit unzulänglichen und untauglichen Mitteln, zu matter Kriegführung, zum Hinzögern der Entscheidung und oft genug zu Rückschlägen.

Streitkräfte und Führer.

Wenn man freilich die Kräfte gegeneinander abwog, über die Österreich und Preußen einerseits und Frankreich anderseits verfügten, so konnte kein Zweifel obwalten, wem die größeren Siegesaussichten beizumessen waren. An taktischem Werte zwar schienen die Heere der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich ziemlich gleichzustehen. Denn in allen äußerlich erfaßbaren Dingen hatte man sich nach dem Siebenjährigen Kriege überall bemüht, die preußischen Einrichtungen anzunehmen. Die schwere Kunst aber, ein so unbehilfliches Instrument wie ein nach allen Regeln der Lineartaktik exerzierendes Heer in jedem Gelände, nicht bloß auf den ebenen Exerzierplätzen zum Siege zu führen, ist anscheinend mit dem großen König begraben worden. Die Exerzierkunststücke, die seine angeblichen Schüler den Bewunderern vorführten, haben niemals die Probe der Wirklichkeit bestanden.

Auch in der Bewaffnung und in der Zusammensetzung der überall zum Teil auf Werbung beruhenden Heere konnte sich keines von diesen einen besonderen Vorsprung zuschreiben. Die Ausbildung der Führer lag überall gleich sehr im argen. Es blieb dem einzelnen überlassen, wie viel oder wie wenig er sich mit theoretischen Studien abgeben wollte. Die sehr rege Militärliteratur konnte den Mangel an geeigneten Lehrern und Schulen nicht ausgleichen. Wo solche vorhanden waren, waren ihre Lehren vielfach recht künstlicher Art. Es war daher nicht so unverständlich, daß das theoretische Wissen überall recht gering bewertet wurde. Mochte dies für die niederen Dienstgrade unbedenklich sein, so wirkte es auf die Heranbildung der höheren Führer um so schädlicher, als diese bei den Friedensübungen keine Gelegenheit fanden, sich für die Aufgaben des Krieges zu schulen, Aufgaben, die sich bald als sehr verschieden von denen des Exerzierplatzes erweisen sollten. Die bessere Bildung der Artillerie- und Ingenieuroffiziere kam nur ihren Sondergebieten zustatten.

Je mehr in allen diesen Beziehungen Gleichheit herrschte, um so schwerer mußte es ins Gewicht fallen, daß Österreich und Preußen eine fast dreifache Überlegenheit über das ursprüngliche königlich französische Heer besaßen (etwa 480 000 Mann gegen 170 000 Mann). Und dieses Mißverhältnis steigerte sich noch dadurch, daß die französische Armee sich beim Ausbruch des Krieges in voller Auflösung befand, daß sie durch die Emigration und durch die Maßnahmen der neuen Machthaber der überwiegenden Mehrzahl ihrer Offiziere beraubt war und alle Bande der Disziplin und Ordnung gelöst wurden. Die systemlosen Aufgebote von Nationalgarden und Freiwilligen konnten für den Ausfall zunächst ebensowenig einen Ersatz bieten, wie die durch Wahl innerhalb der Truppenteile improvisierten Führer.

Kriegseröffnung und Kriegspläne.

Bei derartigen chaotischen Zuständen hätte Frankreich einem raschen und kräftigen Angriff kaum standhalten können. Aber dagegen schützte es nicht nur die räumliche Trennung von den Sitzen der feindlichen Macht, die Langsamkeit der Mobilmachung und des Aufmarsches, die Friedrich der Große als einziger im 18. Jahrhundert



überwunden hatte, sondern vor allem die Art der Kriegseröffnung, durch die nicht Frankreich, sondern die Verbündeten überrascht wurden.

Es ist bekannt, daß das Treiben der französischen Emigranten in den deutschen Rheinstaaten in Frankreich von König Ludwig XVI. benutzt wurde, um die zur Siedehitze gesteigerten Leidenschaften durch die Aussicht auf einen äußeren Kampf zu beschwichtigen, von den Radikalen, um ihren republikanischen Übermut und ihre tyrannenfeindlichen Theorien auch nach außen zu betätigen. Die einleitenden Schritte zum Kriege wurden von Frankreich und nicht von den Verbündeten getroffen. Österreich kam mit diplomatischen Vorstellungen, mit der Ergänzung der belgischen Truppen erst hinterher, Maßnahmen, die wiederum der französischen Regierung den Vorwand zu einer vollkommen überraschenden Kriegserklärung boten (20. April 1792).

Damit war die merkwürdige Lage geschaffen, daß derjenige Teil, der zu einer aktiven Kriegführung völlig unfähig war, den Krieg vom Zaune brach, und daß zwei wohlgerüstete Mächte zur Untätigkeit verurteilt waren, weil ihre Gegner ihnen nicht die Zeit zu der umständlichen Mobilmachung und den langwierigen Versammlungsmärschen gelassen hatten. Der Zustand seiner Armee hinderte Frankreich freilich entsprechende Vorteile hieraus zu ziehen.

Mit 50000 Mann in den Niederlanden und 50000 erst noch aufzustellenden am Rhein wollte Österreich das Eingreifen von 50000 Preußen abwarten und hoffte im übrigen auf die drohende Haltung des Königs von Sardinien, auf einen Einmarsch der Spanier über die Pyrenäen und auf den Abfall königlich gesinnter französischer Truppen. Die augenblickliche Schwäche Frankreichs zu raschen entscheidenden Schlägen mit den zunächst verfügbaren Truppen, den belgischen, auszunützen, daran dachte niemand. Das einzige, was geschah, war die Bildung eines 40 km langen Kordons an der zunächst bedrohten Grenzstrecke Tournai — Mons.

Auf französischer Seite setzte der damalige Minister des Äußeren, Dumouriez, der die Leitung der Operationen an sich zu reißen verstand, durch, daß trotz des kläglichen Zustandes der Armee schon jetzt die Eroberung Belgiens als Ziel bezeichnet wurde. Von den an der Nordgrenze versammelten 100000 Mann sollte die eine Hälfte unter Rochambeau die Österreicher in der Front beschäftigen, die andere unter Lafayette auf Lüttich vorgehen. An die Ausführung dieses Planes war natürlich vorerst nicht zu denken. Der in ihm ausgesprochene Grundgedanke, der bei entsprechender Durchführung voraussichtlich das österreichische Korps von seinen Verbindungen abgeschnitten und zu seiner Vernichtung geführt hätte, zeigt indessen seinen Urheber den übrigen Plänemachern jener Zeit weit überlegen. Dumouriez hat ihn dauernd festgehalten und später bis zu einem gewissen Grade verwirklicht.

Als Ende Juli der Aufmarsch der preußisch-kaiserlichen Hauptkräfte sich seinem Abschluß näherte, mußte man auch auf seiten der Verbündeten sich über die Ziele schlüssig werden, die man den nun verfügbaren Heeren geben wollte. Sie insgesamt

zum Angriff gegen das Zentrum der feindlichen Macht, gegen Paris, anzusetzen, entsprach nicht dem Geiste der Zeit und den Sonderwünschen der Verbündeten. Es wurde vielmehr eine Teilung in mehrere Offensiv- und Defensivkorps beliebt. Die ersteren bestanden aus 45 000 Preußen, 8000 Emigranten und 6000 Hessen unter dem Herzog von Braunschweig, 18 000 Österreichern und Emigranten aus den Niederlanden unter dem Feldzeugmeister Clerfayt und 15 000 Österreichern, die unter dem Fürsten Hohenlohe sich am Oberrhein sammelten. 50 000 Österreicher wurden in Belgien und am Oberrhein zur reinen Abwehr bestimmt. Von den Offensivkorps sollte das preußische Gros über Longwy auf Verdun vorrücken, die übrigen sich beim Vormarsch anschließen. Man dachte, auf diese Weise die Vereinigung der mittleren in der Gegend von Metz stehenden französischen Heeresgruppe mit der nördlichen an der belgischen Grenze befindlichen zu verhindern. Diese Trennung sollte aber nicht zur Zertrümmerung eines der französischen Heere benutzt werden, sondern erst nach Erreichung der Maas wollte man sich über das weitere Verfahren klar werden. Dem Kriegsplan fehlte also nicht nur jeder Gedanke an ein kühnes Wagen, ohne das im Kriege noch nie Erfolge erzielt worden sind, sondern er läßt auch jeden leitenden Gesichtspunkt vermissen. Der Hauptvorteil der Verbündeten: die Ausnützung der besseren taktischen Schulung ihrer Truppen zu schnellen Schlägen gegen die ungeordneten Aufgebote der Revolution, blieb ungenützt. Dem Inhalt des aus einem Kriegsrat entsprungenen Planes entsprach seine Ausführung durch eine vielköpfige, in sich uneinige Armeeleitung. Das Ergebnis ist bekannt.*)

2. Das Kriegsjahr 1792. Die Abwehr der preußischen Offensive.

Auf französischer Seite hatten sich die ersten hochfliegenden Pläne nicht verwirklichen lassen. Aus der raschen Eroberung Belgiens waren infolge der Unzuverlässigkeit der Truppen, der Uneinigkeit der Generale und der politischen Wirren ein paar zweck- und erfolglose Vorstöße gegen die österreichischen Grenzpostierungen geworden.

Der Einfall der Hauptarmee der Verbündeten im August 1792 hatte neue Kraftanstrengungen der französischen Regierung zur Folge und brachte Dumouriez an die Spitze aller an der belgischen Grenze versammelten Truppen. Er gedachte durch einen Vorstoß nach Belgien hinein, den Feind vom Boden Frankreichs zu entfernen, mit der Nebenabsicht, seinen Lieblingsplan, die Eroberung Belgiens, zu verwirklichen und dem seinem eigenen Ansehen und seiner Armee gleich gefährlichen Zusammentreffen mit den wohlgeübten preußisch-österreichischen Truppen auszuweichen. Später entschloß er sich indessen in Übereinstimmung mit einer Weisung des Kriegsministers Servan, wenigstens mit einem Teil seines Heeres sich den Verbündeten in den Argonnen vorzulegen. Daß aus dieser rein defensiven Maßregel eine Versammlung im Rücken der Invasionsarmee wurde (am 18. September bei St. Mene-

*) Vgl. VII. Jahrgang 1910. 1. bis 3. Heft. v. Borries „Der Feldzug von 1792".

houlb), und daß den Franzosen schließlich bei Valmy ein leichter Sieg zufiel, war nicht das Ergebnis eines tief angelegten Planes, sondern ein Glücksfall, dessen sich ihr Führer durch die in diesen Tagen bewiesene Festigkeit immerhin würdig gezeigt hatte. Für beide Teile war die Lage vor der berühmten Kanonade so, daß ein energischer Feldherr mit kampftüchtigen Truppen nicht gezögert haben würde, die Entscheidungsschlacht mit verkehrter Front zu schlagen. Der Unterschied war nur, daß der Herzog von Braunschweig dazu in der Lage und eigentlich gezwungen war, während für die französischen Führer wegen der Verfassung ihrer Truppen ein Angriff ausgeschlossen war.

Der Einfall in Belgien.

Der Spätherbst 1792 brachte dann noch den lange geplanten Einfall in Belgien. Dieser war für die Franzosen aus finanziellen Gründen wünschenswert, für die Entscheidung des Krieges aber von untergeordneter Bedeutung, da der Verlust Belgiens weder Österreich noch seine Verbündeten in ihren Lebensinteressen bedrohte. Das einzige, was einen erheblichen Eindruck hätte machen können, die Vernichtung der in Belgien stehenden österreichischen Heeresmacht, wurde nicht planmäßig angestrebt, so sehr den Siegern von Valmy der Kamm geschwollen war. Und doch hätte es nahe gelegen, von den vier Gruppen, die Dumouriez im Oktober 1792 bei Givet, Maubeuge, Valenciennes und Lille versammelt hatte, die südlichste, Ardennen-Armee genannte, zum Hauptstoß zu verwenden. Sie ist tatsächlich von Dumouriez in der entscheidenden Richtung gegen die rückwärtigen Verbindungen der Österreicher auf Namur angesetzt worden. Wollte man hier einen großen Erfolg erzielen, so mußte jedoch von den 80000 Mann nicht bloß ein 20000 Mann starkes Korps eingesetzt und ihrem Führer Valence nicht nur eine Bedrohung der feindlichen Rückzugslinie aufgetragen werden. An allen übrigen Stellen genügten schwache Kräfte, da der Herzog zu Sachsen-Teschen seine Truppen von Courtrai über Mons bis Namur zersplittert hatte.

Statt dessen faßte Dumouriez die beiden mittleren Gruppen zum gemeinsamen Angriff gegen die österreichische Mitte zusammen und siegte am 6. November bei Jemappes. Eine Verfolgung, durch die auch jetzt noch möglicherweise eine Vernichtung des österreichischen Heeres zu erreichen gewesen wäre, verbot der Zustand der Armee. Die Ardennen-Armee, der die Früchte des Sieges hätten in den Schoß fallen müssen, trat erst am 6. November von Givet an und wandte sich statt auf Namur oder Lüttich auf Nivelles. Clerfayt, der an die Stelle des Herzogs zu Sachsen-Teschen trat, konnte infolgedessen die österreichische Armee bei Löwen versammeln und Ende November über die Maas zurückführen.

Betrachtungen.

Dumouriez hatte somit seine ursprüngliche Absicht, die Eroberung Belgiens, verwirklicht. Er hatte in der Überwindung innerer Widerstände, wie sie aus der Verwahrlosung seiner Truppen, dem Mangel an Mitteln und aus den unverständigen Einmischungsversuchen der Zentralregierung und ihrer Kommissare entstanden, Großes geleistet. Auch taktisch hatte er bei Jemappes den Anforderungen entsprochen und



insbesondere einen Lieblingsgedanken der französischen Militärschriftsteller des 18. Jahrhunderts, die einheitliche Verwendung einer starken Artilleriemasse, geschickt verwirklicht. War dieses Mittel zum Sieg auch nicht neu — Friedrich der Große hatte es mehr als einmal angewendet —, so scheint es doch außerhalb der französischen Armee vollkommen vergessen gewesen zu sein, und ist es merkwürdigerweise fast während der ganzen Napoleonischen Kriegsepoche geblieben, so daß die Franzosen es immer wieder anwenden konnten, ohne von ihren Gegnern mit demselben Mittel bekämpft zu werden.

Auffallender als die Niederlage der oft geschlagenen Österreicher erschien den Zeitgenossen der Mißerfolg der vielgerühmten preußischen Armee. Nicht ohne Berechtigung konnte Goethe von der Kanonade von Valmy eine neue Epoche der Weltgeschichte datieren. Und doch lag keineswegs ein Versagen der Truppe, sondern nur eine Schwäche der Führung vor. Schon die nächstfolgenden Ereignisse sollten klar erweisen, daß die preußischen Truppen den französischen an innerem Wert und taktischem Geschick bei weitem überlegen waren.

3. Die Kriegsjahre 1793 und 1794.

Was der Kunst eines Kaunitz nicht gelungen war, eine große europäische Koalition gegen das revolutionäre Frankreich zustande zu bringen, das hatte dieses selbst durch seine Übergriffe, vor allem durch den Königsmord, fertig gebracht. Neben Österreich und Preußen standen jetzt das Deutsche Reich, England, Holland, Spanien und Sardinien gegen den allgemeinen Störenfried unter Waffen.

Der Kampf um die Niederlande.

Der gegebene Kriegsschauplatz für eine derartige Koalition waren, wie einst während der Kriege Ludwigs XIV., die Niederlande. Neben Österreich sollten dort England und seine deutschen Bundesgenossen sowie Holland sich mit den Sansculotten messen. Preußen, durch seine Mißerfolge im vorhergehenden Herbst verstimmt und durch die polnischen Wirren der Koalition innerlich entfremdet, beschränkte sich im wesentlichen auf den Schutz des Mittelrheins, von dessen rechtem Ufer es die im Herbst 1792 eingedrungenen Scharen Custines durch einen kurzen Winterfeldzug vertrieben hatte.

Der Einfall in Holland.

Einer solchen Koalition gegenüber schien es geboten, nach berühmten Mustern das Prävenire zu spielen. Dumouriez erhielt daher den Befehl, die schlecht gerüsteten und ihrer Bevölkerung keineswegs sicheren Generalstaaten zu überrennen. Dieser Gedanke entsprang weniger militärischen Erwägungen, als dem Drang der neuen Machthaber nach politisch und finanziell verwertbaren Erfolgen. Er deckte sich mit den Wünschen Dumouriez', der ebenfalls einen schnellen Erfolg brauchte, um sich gegen die ihm feindlich gesinnten Jakobiner zu behaupten. Ein Vorstoß mit 14 000 Mann von Antwerpen über Rotterdam auf Amsterdam mußte zudem nach den Erfahrungen, die die Preußen bei dem militärischen Spaziergang von 1787 gemacht hatten, wohl genügen. 60 000 Mann, unter verschiedenen Führern von Namur über Aachen bis Venlo zersplittert, wurden bei der erprobten Langsamkeit der Österreicher für den

Schutz der Flanke und des Rückens für ausreichend erachtet. Sie sollten nebenher die holländischen Maasfestungen erobern.

Die Möglichkeit, die hinter der Erft und Roer kantonierenden Österreicher mit Übermacht anzufallen und gegen den Rhein zu werfen, scheint ebensowenig erwogen worden zu sein wie die außerordentliche Gefahr eines von diesem wichtigsten Gegner ausgehenden Flanken- oder Rückenstoßes. Man hatte seine Pflicht getan, indem man diesem Feind gegenüber den üblichen Kordon bildete. Vielmehr als einen Flankenstoß von dieser Seite fürchtete man merkwürdigerweise eine Bedrohung von dem schwachen Holland, wenn man sich an diesem vorbei gegen den Rhein gewandt hätte.

Anfangs schien indessen auch hier das Glück dem Kühnen hold zu sein. Dumouriez stand nach einem Feldzuge von kaum mehr als zwei Wochen bei Geertruidenburg am 4. März zum Übergang über den südlichsten Maas-Rheinarm bereit, als ihn die Nachricht von dem an anderer Stelle eingetretenen Umschwunge ereilte.

Die Pläne der Koalition.

Die Koalition hatte an innerer Stärke nicht in dem Maße gewonnen wie an Ausdehnung. Das Reich, England und die Niederlande waren nicht kriegsbereit, Österreich und Preußen nach den Erfahrungen des vorangegangenen Feldzuges nicht kriegslustiger geworden. Nachdem der Kampf für die gemeinsamen monarchischen Interessen durch den Fall Ludwigs XVI. gegenstandslos geworden war, traten die Sonderinteressen der Mächte noch mehr in den Vordergrund. Österreich strebte die Wiedererwerbung Belgiens und dessen Tausch gegen die kurbayerischen Lande, Preußen möglichst freie Hand für seine polnischen Eroberungen an. Daß beide Ziele am besten durch eine schnelle Niederwerfung Frankreichs sich erreichen ließen, lag so sehr außerhalb des Gedankenkreises, daß ein militärisches Genie dazu gehört hätte, um diesen einfachen Plan vorzuschlagen und durchzuführen.

Dafür wurde in einer Konferenz zu Frankfurt a. Main vom Herzog von Braunschweig und dem neuernannten österreichischen Oberbefehlshaber, Prinzen Josias von Koburg, unter Mitwirkung des Obersten Mack beschlossen, daß von den 200 000 zwischen Wesel und Rheinfelden verzettelten Österreichern und Preußen 60 000 Mann unter dem Prinzen von Koburg die Franzosen bis an die Maas zurückwerfen sollten. Die übrigen 140 000 Mann wurden für Nebenzwecke, die Sicherung von Luxemburg, Trier und des Oberrheins, sowie für die Belagerung von Mainz bestimmt. Der Einwurf des Herzogs von Braunschweig, daß die Wiedereroberung der Niederlande und die dort zu erringenden Vorteile, nicht aber die Eroberung von Mainz die Franzosen vielleicht zum Nachgeben veranlassen könnten, blieb unbeachtet. Er zeigt den Herzog wie mancher andere Vorgang als den einsichtigsten unter den Führern der Koalition, dem nur der entschlossene Wille fehlte, seiner besseren Einsicht Geltung zu verschaffen.

Es wurde betont, daß solange Mainz nicht gefallen sei, die Verpflegung der kaiserlichen Armee in Belgien auf Schwierigkeiten stoßen würde; die aus Belgien ver-



drängten Franzosen könnten sich unter Umständen nach dem Mittelrhein wenden. Dort könnten sie den Mainz belagernden Herzog von Braunschweig schlagen; eine verlorene Schlacht sei für diesen höchst gefährlich, solange Mainz nicht in seinem Besitz wäre.

Es bedarf kaum eines Beweises, daß dies Scheingründe waren. Denn mit dem reichen Holland im Rücken und der See in der Flanke konnte die Armee in Belgien nicht verhungern und einen Abmarsch der Franzosen aus Belgien in die Pfalz verhinderte man besser, indem man sie in Belgien aufs Haupt schlug, als indem man an der Maas stehen blieb und dem Gegner volle Freiheit des Handelns ließ. Faßte man statt dessen nur die 40 000 an der Erft und die 30 000 bei Luxemburg-Trier stehenden Österreicher zu einem gemeinsamen Stoß etwa gegen Namur zusammen, so kam die französische Armee in eine so schwierige Lage, daß nur eine siegreiche Schlacht ihr Rettung bringen konnte. Mit seinen äußerst mangelhaften Truppen, die Holländer, die allmählich landenden Engländer und die zum Aufstand bereiten Belgier im Rücken, eine Schlacht zu schlagen, hätte aber auch ein Dumouriez nicht leichten Herzens gewagt. Welche Aussichten hier winkten, zeigt der tatsächliche Verlauf des Feldzuges.

Die österreichische Gegenoffensive.

Der Prinz von Koburg, der sich im Türkenkriege, wenn auch nicht als großer Heerführer, so doch als tapferer und unternehmender Soldat bewährt hatte, überschritt am 1. März die Roer bei Jülich und Düren und hatte nach unbedeutenden Kämpfen bei Aldenhoven schon am 3. März die französische Linie gesprengt und die Maasfestungen entsetzt. Der Erfolg selbst trieb ihn über sein damit erreichtes Ziel hinaus. Nach einem dreitägigen Feldzug konnte man nicht stehen bleiben, bis der Feind sich wieder kampfbereit gemacht hatte. Immerhin ließ man Dumouriez Zeit, bei Löwen ausreichende Kräfte zu vereinigen, um die österreichische Offensive zum Stillstand, wenn nicht zum Scheitern zu bringen. Obwohl nun wieder eine Waffenentscheidung bevorstand, konnte sich Dumouriez von seinem niederländischen Unternehmen nicht trennen und beließ 25 000 Mann in bedenklichster Lage im südlichen Holland. 13 500 Mann unter Harville blieben, obwohl von den ihnen gegenüber stehenden Kaiserlichen in keiner Weise gefesselt, bei Namur. Von den Verbündeten schlug der bisher bei Wesel stehende Herzog von Braunschweig-Öls mit seinen 8000 Preußen die exzentrische Richtung auf Geertruidenburg ein und hielt an ihr trotz mehrfacher Gegenbefehle fest. Von den österreichischen Truppen blieben gegen 10 000 Mann gegen Namur und anderwärts entsendet. Im ganzen brachte Dumouriez von etwa 84 000 Mann 45 000, Koburg von 50 000 Mann 32 000 auf das Schlachtfeld.

Dumouriez entschloß sich zum Angriff, aber bei Neerwinden (18. März) und Löwen (22. März) siegte die bessere Beschaffenheit der kaiserlichen Truppen.

Damit war wieder eine Lage geschaffen, die nach unserem Gefühl zur Vernichtung des unterlegenen Heeres führen mußte. Wären die Preußen, Holländer und Engländer über Antwerpen, die Hauptarmee über Brüssel, die Abteilung Beaulieu über

Namur nachgestoßen, so hätte kein Franzose den schützenden Festungsgürtel seines Vaterlandes erreichen dürfen. Ein solcher Erfolg konnte vielleicht die erhitzten Patrioten in Paris zum Nachgeben bestimmen.

Die in der Schule des 18. Jahrhunderts aufgewachsenen Soldaten begnügten sich indessen mit dem Besitze des strittigen Gebietes und bauten dem Feinde durch Verhandlungen und Waffenstillstand goldene Brücken. Wenn trotzdem nur Trümmer der französischen Armee den französischen Boden erreichten, so lag dies an deren inneren Verhältnissen.

Nachdem das französische Heer durch den Abfall Dumouriez' des einzigen brauchbaren Führers beraubt war, schien Frankreich dem Einmarsch seiner Gegner ebenso offenzuliegen, wie 22 Jahre später nach Belle-Alliance. Aber Koburg war kein Blücher.

Der Festungskrieg an der nordfranzösischen Grenze.

„Ich habe niemals die Torheit gehabt, meine Operationspläne bis nach Paris auszudehnen", meinte der kaiserliche Oberbefehlshaber, und der neue Leiter der österreichischen Politik, Thugut, gedachte sich für die Erwerbungen, die Preußen eben im Osten gemacht hatte, schadlos zu halten, indem dem neu gewonnenen Belgien die französischen Nordfestungen als Barriere hinzugefügt würden. England hatte sein Auge auf Dünkirchen geworfen. Daß diese Plätze nicht nur genommen, sondern auch Frankreich zu ihrer Abtretung gezwungen, d. h. bei dem gesteigerten Patriotismus seiner Bevölkerung völlig niedergeworfen werden mußte, blieb unerörtert. Die Pläne des Soldaten Koburg erheben sich kaum wesentlich über die Projekte der Diplomaten. „Die Einnahme von Mainz, Valenciennes usw. mit Inbegriff der Eroberung von Saarlouis würde vor der Welt eine schöne Kampagne ausmachen. Außerdem würde man den Winterquartieren durch die Eroberungen in Feindesland Ruhe und Sicherheit verschaffen." Da auf französischer Seite von größeren Unternehmungen vor gründlicher Neuordnung und Verstärkung der Nordarmee nicht die Rede sein konnte, verliert sich der Feldzug von 1793 in einem in hohem Maße uninteressanten Posten- und Festungskrieg.

Die Franzosen sichern sich das Übergewicht durch die Levée en masse. Hondschoote u. Wattignies.

Inzwischen aber änderten sich die Verhältnisse von Grund aus zu Ungunsten der Verbündeten. Die Massenaushebungen des Konvents füllten die Reihen der französischen Armeen. An deren Spitze traten neue, zwar unerfahrene, aber tatkräftige und durch keine altersgraue Theorie beschwerte Führer, die der Konvent mit allen Mitteln immer wieder vorwärts trieb. Mit dem letzten Rest der ehemaligen aristokratischen Armee schwanden auch die Gegensätze, die das Heer innerlich geschwächt hatten. In dem jetzt in den Wohlfahrtsausschuß eintretenden Carnot erhielt die französische Regierung einen sachkundigen Berater, dessen Hand sich in der Oberleitung der Heere und in der Sorge für ihre Aufstellung und Erhaltung bald vorteilhaft fühlbar machte. Die ersten Erfolge des neuen Systems sind Hondschoote und Wattignies.

Obwohl die wachsende Stärke der Franzosen zur Vorsicht mahnte, erzwang das englische Kabinett nach dem Fall von Valenciennes im August die Belagerung von



Dünkirchen und damit die Trennung des belgischen Heeres in zwei Teile. Der Herzog von York mit 37 000 Mann wandte sich gegen Dünkirchen; Koburg mit 36 000 Mann belagerte Le Quesnoy. 23 000 Holländer und Österreicher bildeten bei Menin, Bouvines und Orchies schwache Zwischenglieder zwischen beiden Gruppen.

Eine solche Gelegenheit zu einem verhältnismäßig leichten Teilsiege konnte sich auch ein Houchard nicht entgehen lassen. Er griff mit 50 000 Mann von dem Lager von Cassel aus die 16 000 Hannoveraner an, die zur Deckung der Belagerung von Dünkirchen zwischen Bergues und Ypern den üblichen Kordon gezogen hatten. Wurde dieser Stoß schnell und energisch bis Furnes weitergeführt, wie Houchard dies anfangs plante, so konnte der zwischen dem Meere und dem weiten Sumpfgelände südlich Dünkirchen eingeklemmte York der Vernichtung kaum entgehen. Dazu reichte aber weder die Energie des Führers noch die Leistungsfähigkeit der Truppen aus. Houchard begnügte sich, die Hannoveraner durch frontale Angriffe aus ihren Stellungen südwestlich Hondschoote zu verdrängen (6. bis 8. September). Dann erlahmte die Offensive, und York konnte sein Truppenkorps bei Fournes in Sicherheit bringen, während sich Houchard gegen die unvorsichtig bei Menin stehengebliebenen Holländer wandte. Diese erlitten ebenfalls eine schwere Niederlage. Zur vollen Ausnützung des Sieges fehlte aber auch hier den Franzosen die Kraft. Ihre nachstoßenden Abteilungen wurden von dem österreichischen Korps Beaulieu bei Courtrai zurückgeschlagen (15. September).

Damit fand die französische Offensive nach Flandern zunächst ihr Ende. Ihr Leiter büßte das Verbrechen, mit seinen unbestreitbaren Erfolgen hinter den Erwartungen der Gewalthaber in Paris zurückgeblieben zu sein, nach karthagischem Muster mit dem Tode. Der Hauptvorwurf, der ihm gemacht wurde, war, seine Streitkräfte zersplittert und damit überlegenen Angriffen ausgesetzt zu haben. Damit war die militärische Zeitkrankheit erkannt. Die Besserung sollte freilich noch lange auf sich warten lassen.

Koburg hatte unterdessen Le Quesnoy genommen und wandte sich, nachdem das über Flandern hereingebrochene Gewitter sich zerstreut hatte, gegen Maubeuge. Er konnte hoffen, wenn ihm das Glück im Festungskriege treu blieb, in Jahr und Tag den ganzen Festungsgürtel Nordfrankreichs zu bezwingen. Die französische Regierung ließ ihm hierzu indessen nicht die Zeit. Sie forderte von ihrem neuen Feldherrn Jourdan und seiner auf über 100 000 Mann angewachsenen Armee gebieterisch den Entsatz der bedrohten Festung. Das Belagerungskorps wurde wie üblich durch ein Beobachtungskorps gedeckt, das, rund 20 000 Mann stark, in weitgetrennten Gruppen von St. Vaast über Wattignies bis Beaumont verteilt war. Der Angriff wurde mit 65 000 Mann in vielen, weitgetrennten Kolonnen aus der Linie Philippeville-Avesnes angesetzt, die entscheidende Richtung über Beaumont in die Flanke und den Rücken der Verbündeten der schwächsten Kolonne zugewiesen. Die Schlacht von

Wattignies (15./16. Oktober) beschränkte sich daher auf ein frontales Ringen, in dem sich schließlich Koburg ohne zwingenden Grund besiegt gab.

Er führte seine Armee über die Sambre zurück und bildete den unvermeidlichen Kordon, der, abgesehen von den in Flandern verbliebenen Truppen, sich in großem Bogen von westlich Valenciennes über den Mormal-Wald bis über Thuin an der unteren Sambre erstreckte. Der Feldzug war damit beendet. Über das Drängen des Wohlfahrtsausschusses siegte ebenso wie über den Wunsch des Kaisers, „den Feldzug durch irgendeine Unternehmung von einigem éclat zu endigen", das Ruhebedürfnis der Truppen und ihrer Führer.

Neue Operationspläne.

Die lange Dauer des Kampfes mit den anfangs so verachteten Revolutionären gab während der winterlichen Waffenruhe Veranlassung zu ernsthaften Erwägungen über die Weiterführung der Operationen. Der Prinz von Koburg erkannte jetzt richtig, daß der Marsch auf Paris das zweckmäßigste Mittel wäre, die Machthaber der neuen Republik zum Frieden zu zwingen. Er gedachte zu diesem Zweck „mit 100 000 Mann gegen Landrecies, Cambrai und sodann weiter zu agieren", während 189 000 Mann vom Meere bis Hüningen zu Deckungszwecken aller Art verwendet werden sollten. Da man nicht weniger als 5 Festungen wegzunehmen für notwendig hielt, setzte man sich für den nächsten Feldzug die Somme als Ziel. In einem weiteren gedachte man dann die feindliche Hauptstadt zu erreichen. In ganz ähnlichem Gedankengange bewegten sich die Vorschläge des Generals Mack, der, auf der Höhe seines militärischen Ansehens stehend, damals die Geschäfte des Generalstabschefs der belgischen Armee zum zweiten Male übernahm.

Beiden Entwürfen gemeinsam waren der übertriebene Wert, den man den Festungen beilegte, die Nichtberücksichtigung der feindlichen Streitkräfte, deren Niederwerfung kaum erwähnt wurde, und das Rechnen mit Größen zugunsten der eigenen Sache, die wenigstens zunächst noch gar nicht vorhanden waren.

So mußte die Mitwirkung von 64 000 Preußen, ohne die man den auf 289 000 bis 340 000 Mann berechneten Bedarf an Streitkräften niemals decken konnte, erst durch langwierige Verhandlungen und bedeutende Subsidienzahlungen seitens Englands erreicht werden. Auch die Leistungen der übrigen Verbündeten blieben weit hinter dem zurück, was die kaiserlichen Strategen voraussetzten. Auf Schnelligkeit der Operationen legte man keinen Wert. Daß Zeitgewinn immer dem Angegriffenen zustatten kommt, daß sich bei langsamem Vorgehen alle Verhältnisse ändern, alle möglichen Zwischenfälle eintreten konnten, blieb unbeachtet, ebenso die schwere Last, die jahrelange Kriegführung den Staaten auferlegt.

Vor allem aber übersah man gänzlich, daß Frankreich inzwischen trotz aller inneren Wirren die erste Militärmacht der Welt geworden war. Nicht weniger als 720 000 Feldsoldaten brachte das Machtgebot des Wohlfahrtsausschusses bis zum Beginn des Feldzuges 1794 unter die Fahnen. Mochten diesen Massen auch noch so

viele Schwächen anhaften, so konnte eine derartige Überzahl nur schwer durch die nicht mehr so zweifelsfreie moralische und taktische Überlegenheit der verbündeten Truppen ausgeglichen werden.

Die Franzosen waren somit berechtigt und durch die Lage im Innern gezwungen, in dem neuen Kriegsjahr eine Entscheidung zu ihren Gunsten zu suchen. Nach dem bisherigen Verlauf und nach der Verteilung der Streitkräfte mußte dies in Belgien geschehen. Dort sollten nach Carnots Plan und unter Pichegrus Führung anscheinend 100 000 Mann in Flandern einbrechen, 50 000 Mann von Südwesten her gegen die untere Sambre operieren.

Die Verbündeten dachten somit an einen strategischen Durchbruch, die Franzosen an ein Eindrücken beider Flügel, eine Lieblingsidee Carnots. Beide Pläne konnten, mit versammelter Kraft schnell durchgeführt, recht wohl zu einem großen Erfolg führen, nur mußte als Hauptziel die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte unverrückt im Auge behalten werden. Hiervon wich der Plan der Verbündeten weiter ab als der der Franzosen, da die Verbündeten ihre Kraft durch unnötige Festungskämpfe und Sicherungen zersplittern, die Franzosen die ihrige in Richtungen zusammenfassen wollten, die den Kaiserlichen und den Engländern gleich unangenehm werden mußten. Die Gefahr für die Franzosen lag in der weiten Trennung der beiden zum Angriff bestimmten Gruppen, die vereinzelt zu schlagen, sich ein wirklicher Feldherr nicht hätte entgehen lassen.

Zunächst kam es indessen nicht zu den geplanten Operationen. Beide Armeen hatten sich durch einen Aufmarsch in größter Breite zu einer Kraftentfaltung in irgendeiner Richtung vorläufig unfähig gemacht. Koburgs Streitkräfte waren von Menin in Westflandern über Valenciennes bis Dinant an der Maas verteilt. Die zwölf Divisionen der von Pichegru selbst geführten Nordarmee standen einzeln von Avesnes über Cambrai—Lille bis Dünkirchen, die zunächst von Scherer befehligte Ardennen-Armee bei Rocroi—Philippeville.

Koburg eröffnet den Feldzug 1794 mit der Belagerung von Landrecies.

Unter diesen Umständen konnte Koburg mit etwa 60 000 Mann Mitte April die Unternehmung gegen Landrecies beginnen, auf welche seine von der eigenen Regierung vielfach durchkreuzten Pläne zusammengeschrumpft waren. Sie führte zu heftigen Kämpfen mit der Mitte der französischen Nordarmee, in denen die Verbündeten Sieger blieben (17., 21., 26. April).

Gegenoffensive der Franzosen an der Sambre und in Flandern.

Unterdessen hatte aber Pichegru den Angriff gegen die beiden Flügel seiner Gegner in Gang gebracht. An der Sambre erwiesen sich die französischen Streitkräfte unzulänglich, einen entscheidenden Erfolg zu erzielen. Die Ardennen-Armee, unterstützt durch drei Divisionen der Nordarmee, mühte sich vergeblich ab, das nördliche Sambre-Ufer zu gewinnen (Kämpfe bei Rouvroy am 13. Mai). Gegen Flandern brach Pichegru am 25. April mit 50 000 Mann von Lille, Cassel und Dünkirchen vor und sprengte die schwachen hannoverschen und kaiserlichen Truppen auseinander, die

hier verblieben waren, nachdem Clerfayt mit seinem Gros sich durch eine Scheinbewegung nach Südwesten hatte abziehen lassen. Als dieser mit Verstärkungen wieder umkehrte, wurde er bei Moescroen am 29. April gründlich geschlagen.

Die so glänzend eingeleitete Operation kam indessen bald zum Stocken. Koburg schickte nach dem Fall von Landrecies immer mehr Verstärkungen nach Flandern und begab sich schließlich Mitte Mai ebenso wie der auf dem Kriegsschauplatz anwesende Kaiser Franz dorthin. Dieser übernahm halb und halb den Oberbefehl und schuf dadurch einen Zwiespalt in der obersten Leitung, der um so verderblicher wirken mußte, als die Umgebung des Kaisers die des Prinzen auf das heftigste befehdete.

Man gedachte die Franzosen nach einem von Mack ausgearbeiteten „Vernichtungsplan" aus dem Felde zu schlagen. Am 18. Mai erlitt jedoch das verbündete Heer bei Tourcoing eine schwere Niederlage. Ebensowenig vermochte jedoch Pichegru auszurichten, als er vier Tage später seinen Gegner bei Tournai angriff. Er beschäftigte sich fernerhin mit der Belagerung von Ypern, die das bei Tuielt stehende Korps Clerfayt vergeblich zu hindern versuchte.

Jourdan bringt die Entscheidung des Feldzuges an der Sambre.

Die Entscheidung des Feldzuges sollte auf dem anderen Flügel fallen. Dort hatte die Ardennen-Armee bei ihren mit mehr Energie als Sachkenntnis unternommenen Versuchen, über die Sambre zu dringen, noch zwei weitere Niederlagen erlitten (Rouvroy 24. Mai und Charleroi 6. Juni). Am 3. Juni traf aber, von Carnot herbeigerufen, Jourdan mit vier Divisionen der Mosel-Armee südlich Namur ein. Durch diesen Schachzug war die ursprüngliche Schwäche des französischen Operationsplanes ausgeglichen, endlich waren an der entscheidenden Stelle ausreichende Kräfte vorhanden. Freilich wurden diese nicht zu einer rücksichtslosen Offensive in den Rücken der feindlichen Heere verwendet. Solche Operationen zu lehren, blieb dem Meister vorbehalten, der eben um diese Zeit sich bei Toulon seine ersten Lorbeeren verdiente. Die Eroberung der kleinen Festung Charleroi schien ein entsprechendes Ziel für eine Armee von 80 000 Mann.

Wenn trotzdem ein großer Erfolg erreicht wurde, so lag dies an dem Verhalten der Gegner. Diese hatten sich zwar auf 33 000 Mann verstärkt und vermochten am 16. Juni noch einmal über die wenig vorteilhaft um Charleroi verteilte französische Armee zu siegen (erste Schlacht bei Fleurus). Als aber die Franzosen schon zwei Tage darauf von neuem über die Sambre gingen und Charleroi einschlossen, versagte die oberste Führung aus nicht näher aufgeklärten Gründen. Der Prinz von Koburg, der selbst das Kommando übernommen hatte, brach die in siegreichem Fortschreiten befindliche zweite Schlacht bei Fleurus (26. Juni) ab, nach der einen Lesart auf die Nachricht von dem — gänzlich belanglosen — Fall von Charleroi, nach der andern, weil er seine Streitkräfte zu einem weiteren Kampf für unzureichend hielt, und trat den Rückzug auf Brüssel an. Die Beharrlichkeit, die Napoleon in ähnlichen Fällen (Arcole, Eylau) den Sieg verschaffen sollte, hatte gesiegt.

Die Verbündeten räumen die Niederlande.

Koalitionsarmeen pflegen im Glück schwer zusammenzuhalten zu sein, im Unglück aber ganz auseinanderzufallen. Dies erwies sich auch hier. Die Lebensinteressen der verschiedenen Heere zogen diese in verschiedene Richtungen. Die Österreicher strebten dem Mittelrhein, die Holländer ihrer Heimat zu, die Engländer konnten sich vom Meere nicht abschneiden lassen.

Zum Glück für die Verbündeten fand eine ernsthafte Verfolgung weder an der Sambre noch in Flandern statt. Auch sie mußte erst Napoleon zu Ehren bringen. Die Verbündeten konnten bis zum 1. Juli in der fast 25 Meilen langen Linie Gent—Renaix—Tournai—Braine-l'Alleud—Namur stehen bleiben. Dann griff Jourdan auf höheren Befehl gegen seine bessere Überzeugung, nach der er sich gegen den äußersten linken Flügel der Verbündeten gewandt hätte, über Mons deren Mitte an und veranlaßte ihren Rückzug in die immer noch 16 Meilen lange Linie Antwerpen—Mecheln—Gembloux—Namur. Auch diese mit der auf einige 60 000 Mann zusammengeschrumpften Armee gegen eine mehr als doppelte Überlegenheit zu halten, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Die Franzosen folgten nur zögernd, zum Teil infolge der Weisungen des Wohlfahrtsausschusses, dem die militärisch bedeutungslose Wiedereinnahme der nordfranzösischen Festungen mehr am Herzen lag, als die Vernichtung der feindlichen Feldarmee. Immerhin trieb Jourdan den linken Flügel der Verbündeten am 8. Juli bis in Höhe von Tirlemont zurück.

Am 15. Juli erfolgten von Truppen beider französischer Armeen Angriffe auf Löwen und Mecheln. Damit war, ob mit oder ohne Absicht, der entscheidende Punkt in der gegnerischen Stellung getroffen, die Stelle, wo sich die holländisch-englischen Truppen mit den österreichischen berührten. Es geschah genau das, was Napoleon zwei Jahre später in Oberitalien bewußt anstrebte: jede Heeresabteilung ging in ihrer natürlichen Rückzugsrichtung zurück, die Holländer nach Norden hinter die Demer, die Österreicher nach Osten. Nicht nur der Kordon, sondern die Armee Koburgs überhaupt war gesprengt. Keiner ihrer Teile konnte an ernsthaften Widerstand denken. Die Österreicher wichen in dem Maße, wie die Franzosen zögernd und mit langen Pausen gegen ihre Front und ihre linke Flanke vorgingen, von Abschnitt zu Abschnitt zurück. Nach einem letzten unglücklichen Kampf an der Roer (Treffen bei Aldenhoven am 2. Oktober 1794) führte sie Clerfayt zum zweitenmal an und über den Rhein zurück. Die Gelegenheit, die österreichische Armee durch Umfassung ihres linken Flügels von ihren Verbindungen ab gegen den Niederrhein zu drängen, blieb ungenützt. Jourdan folgte lediglich in breiter Front in die Linie Bonn—Düsseldorf.

Während und nach diesen Ereignissen eroberte die französische Nordarmee in mehreren Etappen Holland. Ihre Arbeit wurde ihr durch die völlige Entmutigung der Verbündeten, insbesondere des Herzogs von York, und die mangelhaften Kriegsvorbereitungen der Holländer erleichtert, vermöge deren die südholländischen Festungen,

die alten Bollwerke gegen Spanier und Franzosen, sämtlich ohne nachhaltigen Widerstand fielen. Zunächst erfolgte Ende August und im September ein Vorstoß Pichegrus gegen den linken Flügel der Verbündeten über Turnhout—Hoogstraeten gegen die Dintel. Dieser veranlaßte York nach heftigen Nachhutkämpfen bei Boxtel zum Rückzug hinter die Maas, wo er seine 30000 Mann von Appeltern bis Venlo verteilte. Auch diese Stellung wurde Mitte Oktober aufgegeben, als der äußerste rechte Flügel der Nordarmee bei Venlo die Maas überschritt. Dann trat wieder eine Ruhepause ein. Der Herzog von York glaubte schon bei dem sehr heruntergekommenen Zustande seiner und der feindlichen Armee an die Beendigung des Feldzuges und begab sich am 2. Dezember nach England.

Er würde mit seiner Annahme wohl kaum fehlgegangen sein, wenn nicht der Wohlfahrtsausschuß den französischen Oberbefehlshaber vorwärtsgetrieben und von Mitte Dezember ab der zunehmende Frost die Stromlinien wertlos gemacht hätte. So wurden Ende Dezember die Holländer aus ihren noch südlich der Maas festgehaltenen Stellungen (Breda—Geertruidenburg) vertrieben. Mitte Januar 1795 sah sich der Führer der englisch-deutschen Armee, Graf Wallmoden, veranlaßt, seine auf 23 000 Mann zusammengeschmolzenen Truppen vor den jetzt überall über die Waal dringenden Franzosen nach Deutschland zu führen, ein Rückzug, bei dem ohne Zutun der Franzosen Zustände eintraten, die erst 1812 in Rußland ihr Gegenstück fanden.

Pichegru konnte ohne Schwertstreich ganz Holland besetzen. Das Ziel Ludwigs XIV., der Plan Dumouriez' war erreicht. Trotz aller Fehler und vieler Schwächen und trotz aller Hindernisse der Natur hatte die Offensive, die natürlichere, rücksichtslose Kriegsweise über ein System gesiegt, das in dem Bestreben, alles zu decken, die eigenen Kräfte nicht benützte und grundsätzlich mit Minderheiten gegen Mehrheiten kämpfte.

Die Kämpfe am Mittelrhein. Der Feldzug 1793.

Die neben dem Ringen um den Besitz der Niederlande hergehenden Kämpfe am Mittelrhein sind in operativer Beziehung noch unbedeutender als die in Belgien. Die Kriegführung der Verbündeten litt hier von Anfang an darunter, daß die Gegensätze zwischen dem Führer der Preußen, dem vorsichtigen Herzog von Braunschweig, und demjenigen der Österreicher, dem alten Draufgänger Wurmser, sich ebensowenig überbrücken ließen, wie die zwischen den Kabinetten, von denen das eine nach den Erfahrungen des Vorjahres nur an die Sicherung der Reichsgrenzen dachte, während bei dem anderen unter dem Einflusse Thuguts das Streben nach Landerwerbungen, in diesem Fall nach Eroberung des Elsasses, leitender Gesichtspunkt wurde.

Zunächst fesselte die Wiedereroberung von Mainz einen großen Teil der etwa 60 000 Mann zählenden preußischen Armee bis Mitte 1793.

Mit den übrigen Truppen vertrieb der Herzog von Braunschweig, indem er den Rhein Ende März bei Bacharach überschritt, die französische Rhein-Armee, 25000 Mann unter Custine, unter leichten Kämpfen aus der Pfalz, ohne daß die ebenso starke



Mosel-Armee etwas Wesentliches zu ihrer Unterstützung unternommen hätte. Nachdem dann General Wurmser mit etlichen 20 000 Österreichern und Emigranten bei Ketsch über den Rhein gefolgt war, wurde zur Deckung der Belagerung eine „Chaine“ gebildet, die anfangs von Landstuhl über Kaiserslautern—Neustadt bis zum Rhein bei Germersheim lief.

Diese Verzettelung der preußisch-österreichischen Truppen gestattete den Franzosen mit ihren völlig unorganisierten, durch Abgaben auf den nördlichen Kriegsschauplatz geschwächten Truppen zur Offensive überzugehen und Anfang und Ende Mai aus der Gegend von Weißenburg den die Rheinebene sperrenden Wurmser anzugreifen. Ein weiterer Versuch zur Rettung von Mainz kam nach bedeutender Verstärkung beider Armeen erst nach dem Fall der Festung in Gang und wurde dann aufgegeben. Die Mosel-Armee ging in ihr Lager an der zweibrückisch-lothringischen Grenze, die Rhein-Armee auf Bergzabern zurück.

Über die Fortführung der Operationen nach dem Fall von Mainz vermochten die Verbündeten sich nicht zu einigen. Schließlich drang Wurmser auf eigene Faust in das Elsaß ein, erstürmte am 13. Oktober die Weißenburger Linien und ging bis an die Zorn vor. Dort konnte seines Bleibens nur sein, solange die Preußen die ihnen gegenüberstehende Mosel-Armee festhielten oder diese freiwillig untätig blieb.

Ging die Mosel-Armee durch die nördlichen Vogesenpässe den Österreichern in den Rücken, so war Wurmsers Lage äußerst bedenklich. Da der Herzog von Braunschweig nicht gesonnen war, sich durch die Österreicher zu einem Winterfeldzug zwingen zu lassen, der Wohlfahrtsausschuß aber das von den Preußen eingeschlossene Landau unter allen Umständen entsetzt haben wollte, blieben die nachteiligen Folgen für die Österreicher nicht aus.

Die Rhein- und Mosel-Armee, auf 100 000 Mann verstärkt und von den besten Generälen der Republik, Hoche und Pichegru, kommandiert, versuchten zunächst Ende November diesem Befehl durch frontalen Angriff nachzukommen. Dies mißlang, obwohl sich die Verbündeten von Lauterecken bis an den Rhein bei Bischweiler über 100 km weit ausdehnten. Hoche, der mit der Mosel-Armee den Hauptstoß westlich der Vogesen führte, wurde am 30. November bei Kaiserslautern von den schon zum Rückzug entschlossenen Preußen geschlagen. Die Preußen nützten aber ihren Sieg so wenig aus, daß Hoche in der Zeit vom 8. bis 13. Dezember mit zwei Dritteln seiner Armee an den Vogesenausgängen von Niederbronn und Lembach erscheinen konnte. Da der Herzog von Braunschweig diesen Abmarsch lediglich mit der Entsendung einiger Bataillone zur unmittelbaren Unterstützung Wurmsers beantwortete und dieser in der Front durch Pichegru festgehalten wurde, war das Schicksal der österreichischen Offensive entschieden. Am 22. Dezember wurde der rechte österreichische Flügel auf dem späteren Schlachtfeld von Wörth geschlagen. Wurmser mußte schleunigst an die Lauter zurückgehen und führte seine Truppen nunmehr ohne

Rücksicht auf die Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig am 30. Dezember bei Philippsburg auf das rechte Rhein-Ufer.

Von ihren Verbündeten verlassen, konnten die Preußen kaum etwas anderes tun, als bis nahe an Mainz zurückzugehen, wo sie Winterquartiere bezogen.

Mit Ausnahme von Mainz hatten die Verbündeten alles verloren, was sie in einem an Opfern reichen Feldzug errungen hatten. Das System der beschränkten Ziele, der halben Maßnahmen und des Operierens auf getrennte Rechnung hatte vor dem rohen, aber energischen Verfahren des Wohlfahrtsausschusses und seiner ungelehrten Feldherrn Schiffbruch erlitten, sobald die Mittel auch nur einigermaßen den Absichten entsprachen.

Der Feldzug 1794.

Im folgenden Jahre waren die Operationen auf dem rheinischen Kriegsschauplatze noch unbedeutender. Die Franzosen hatten ihre Kräfte zugunsten der in den Niederlanden anzustrebenden Hauptentscheidung auf 66 000 Mann vermindert und ihren siegreichen Feldherrn wichtigere Aufgaben angewiesen. Sie hielten sich in einer vom Rhein bis Longwy reichenden Kordonstellung bis zum Juli defensiv.

Auf Seite der Verbündeten standen am Rhein oberhalb der Mosel nicht weniger als 140 000 Mann unter dem Feldmarschall Möllendorf und dem Herzog zu Sachsen-Teschen. Keiner von beiden Feldherrn gedachte indessen, diese gewaltige Übermacht auszunutzen. Der österreichische Führer wünschte, da es mit den Landerwerbungen links des Rheins nichts gewesen war, in erster Linie zu sichern, was sein Kaiser und dessen Schutzbefohlene rechts vom Rheine besaßen. Nur zögernd ließ er einzelne Abteilungen über den Rhein zu seinen Verbündeten stoßen. Preußen, finanziell durch den Krieg auf zwei Fronten — in Polen tobte der Aufstand — völlig erschöpft und mit Österreich innerlich zerfallen, war trotz der englischen Subsidien nicht geneigt, sich für das Haus Habsburg zu überanstrengen.

So lehnte Möllendorf den Abmarsch nach dem belgischen Kriegsschauplatz ab, wo sein Erscheinen vielleicht die Entscheidung zugunsten der Verbündeten hätte wenden können. Ebensowenig benutzte er den Abmarsch Jourdans an die Sambre zu größeren Unternehmungen in der Pfalz. Ein Verschieben seiner vordersten bis Ottweiler-Zweibrücken-Edenkoben-Speyer sich ausdehnenden Linie unter geringfügigen Einzelkämpfen war alles, wozu er sich durch die Zahlungen Englands verpflichtet fühlte.

Sobald jedoch die französische Rhein-Armee sich etwas verstärkt hatte, schritt diese Anfang Juli zum Angriff auf den dünnen Kordon der Verbündeten. Sie vertrieb nach mehrfachen vergeblichen Versuchen die im Haardt-Gebirge befindlichen preußischen Posten, ein Rückschlag, der, an sich belanglos, die Preußen zum Zurückgehen in die Nähe von Mainz, die Österreicher zur schleunigen Räumung des linken Rhein-Ufers veranlaßte. In der Folge lähmte der unglückliche Verlauf des Feldzuges in Belgien die kriegerische Tätigkeit der Verbündeten am Mittelrhein vollends ganz. Als schließlich die belgische Armee Anfang Oktober über den unteren Rhein zurückging, räumten

auch die Preußen das linke Ufer und bildeten von Kaub bis Gernsheim, die Österreicher daran anschließend rheinaufwärts ihren Kordon.

Das linke Rhein-Ufer war für die nächsten 20 Jahre verloren.

Betrachtungen.

Hatte man die mangelhaften Ergebnisse des Feldzuges 1792 noch durch Unglücksfälle aller Art, durch die Schwierigkeiten der Mobilmachung und des Aufmarsches und durch die geringen Leistungen der Heerführer erklären können, so bedeuten die Feldzüge von 1793 und 1794 nicht nur den Zusammenbruch der Koalition, sondern auch des ganzen von ihr vertretenen Systems der Kriegführung. Jetzt war kein Zweifel mehr, daß nicht nur in der Weltgeschichte, sondern auch in der Strategie und Taktik ein neues Zeitalter angebrochen war. Wer seine Zeichen nicht zu deuten wußte, sollte im nächsten Jahrzehnt blutige Lehren empfangen.

Auf die immer wiederkehrenden Mängel der bei den Verbündeten üblichen Operationsweise, auf das Kordonsystem mit allen seinen Auswüchsen, auf die allgemeine Verkennung des Wesens einer gesunden Kriegführung, auf die immer wiederkehrende Selbstbeschränkung auf kleinliche, unwesentliche Ziele ist bereits hingewiesen worden.

Die Lineartaktik, deren Ideal das einheitliche, geschlossene Draufgehen des aufmarschierten, geschlossenen Heeres war, stand in unüberbrückbarem Widerspruch zu dem Kordonsystem, das die Truppen auseinanderzerrte. An Stelle des einheitlichen Angriffs tritt daher auf allen niederländischen Schlachtfeldern das Vorgehen in mehr oder weniger weitgetrennten Kolonnen. Für eine solche Taktik, die die frühere streng einheitliche Schlacht in eine Reihe von Einzelkämpfen zerlegte, fehlten aber so ziemlich alle Vorbedingungen: geschulte höhere Führer, selbständige gemischte Verbände, Friedens- oder Kriegserfahrung. Die zweite Schlacht von Fleurus, die die Entscheidung des Kampfes um die Niederlande brachte, zeigt das neue Angriffsverfahren in seiner Vollendung und seiner Schädlichkeit. Die 46000 Mann des Angreifers gehen in fünf in sich wieder mehrfach geteilten, auf einen Raum von vier Meilen auseinander gezogenen Kolonnen vor: ein Erfolg wurde natürlich nirgends erreicht.

Auch im Kleinen versagte die Lineartaktik. In dem wohlangebauten, von Wasserläufen durchzogenen und mit Gehöften und Waldstücken besäten Belgien waren die starren Linien nicht zu verwenden. Die Kavallerie, der bei der damaligen Waffenwirkung eine entscheidende Rolle zukam und die sich bei den verschiedensten Gelegenheiten der französischen weit überlegen zeigte, kam wegen ihrer hauptsächlich in der österreichischen Armee üblichen Zersplitterung nicht zur Geltung.

Diesen Verhältnissen bei den Verbündeten stehen eine ganze Reihe unzweifelhafter Fortschritte bei den Franzosen gegenüber, die deswegen nicht weniger bemerkenswert sind, weil sie zum Teil von der großen Lehrmeisterin Not eingegeben wurden. Es ist bereits erwähnt, daß der Wohlfahrtsausschuß durch seine Massenaufgebote das in der Zeit der Söldnerheere fast vergessene Element der großen Zahl wieder in

die Kriegführung einführte und dadurch erst wieder eine tatkräftige, nicht ängstlich an den Menschenverbrauch denkende Taktik ermöglichte. Während man aber bei den Verbündeten vielfach den Eindruck hat, als ob sie mit den zur Verfügung stehenden Massen nichts anzufangen wüßten und deshalb unter Abzweigung aller möglichen Kräfte für Nebenzwecke ihre Ziele nur mit einem mäßig großen, lenkbaren Heere zu erreichen suchten, finden die Franzosen das Mittel zur Beherrschung der Heeresmassen: die organisatorische Teilung in selbständige, aus allen Waffen zusammengesetzte Divisionen. Wo die Zahl der Divisionen zu groß wurde, faßte man sie bald zu noch größeren Verbänden zusammen, die anfangs nach ihrer augenblicklichen Verwendung als rechter, linker Flügel, Vorhut usw. bezeichnet wurden, aus denen dann aber Napoleon die heutigen Armeekorps hervorgehen ließ.

In der Taktik entwickelte sich eine sehr glückliche Veränderung auf ganz natürliche Weise aus den Verhältnissen. Es war ausgeschlossen, mit neu zusammengestellten, schlecht disziplinierten Freiwilligenaufgeboten unter selbstgewählten, eben erst den verschiedensten bürgerlichen Berufen entrissenen Offizieren Lineartaktik treiben zu wollen. Man kam also ganz von selbst darauf, gegen den Stoß der feindlichen Linien im Gelände Schutz zu suchen und diese durch Feuer aus gedeckter Stellung zu erschüttern, das heißt mit andern Worten Schützentaktik zu treiben, wie sie zwar in der Literatur und in der Praxis keineswegs unbekannt, aber durch die Reglements verpönt war. Die Beweglichkeit und Anstelligkeit des französischen Soldaten kamen hierbei vorteilhaft zur Geltung. Hatte man den Feind auf diese Weise längere Zeit hingehalten und ermüdet und wollte selbst angreifen, so konnten dafür nur ganze einfache Formen in Frage kommen. Man griff also auf die in Frankreich nie ganz in Vergessenheit geratene Kolonne, den alten Schlachthaufen, zurück und fand so eine Taktik, die sich in glücklichster Weise dem durchschnittenen Gelände, den Bedürfnissen der improvisierten Armee und den nationalen Eigenschaften der Franzosen anpaßte. Sie hat, obwohl merkwürdigerweise das aus der königlichen Zeit stammende, im Geiste der Lineartaktik verfaßte Reglement bestehen blieb, die ganze Napoleonische Epoche überdauert.

Ein Notbehelf im wahren Sinn des Wortes war auch das Verpflegungswesen, das sich in diesen Feldzügen allmählich herausbildete. Die Heere des 18. Jahrhunderts hatten hierfür ein wohlgeordnetes, aber umständliches System gehabt, das auf einer sehr umfangreichen Bagage, einer streng geregelten Zufuhr aus Magazinen und auf Ankauf gegen Barzahlung bei Lieferanten beruhte. Dieses System mußte bei dem französischen Heere infolge der völligen Verwirrung der Verwaltung und der Finanzen versagen. An seine Stelle trat das Leben vom Lande, bei dem es natürlich nicht ohne Unregelmäßigkeiten und Bedrückungen abging, und bei dem man auch gelegentlich Not litt. Für die Heerführung aber wurde der unschätzbare Vorteil erreicht, daß man, von der ängstlichen Sorge um die Magazine und von der Rücksicht auf einen übergroßen Troß befreit, sich unendlich viel freier bewegen konnte.



Wichtiger aber als alle diese technischen und taktischen Fortschritte war, daß in den Jahren 1793 und 1794 ein rücksichtsloser, energischer Wille zum Siege die französischen Heere vorwärtsgetrieben hatte. Ihm in erster Linie sind die Erfolge zuzuschreiben, die mit einem mangelhaften Instrument von vielfach recht mittelmäßigen Führern errungen wurden.

Der Kampf um die Rheinlinie. Die Lage nach dem Frieden von Basel.

Das Erlahmen dieses Willens bedingte im Feldzuge 1795 sofort ein Abflauen der französischen Kriegserfolge. Das neugeschaffene Direktorium hatte mit seiner Selbstbehauptung zu viel zu tun, um sich in der bisherigen Weise nach außen betätigen zu können. Außerdem war mit dem Wohlfahrtsausschuß wenigstens vorübergehend auch Carnot in den Hintergrund getreten. Und doch war die Lage durch das Ausscheiden Preußens und Spaniens aus der Koalition und durch Englands Rücktritt vom Landkriege ganz wesentlich zugunsten Frankreichs verschoben. Es mußte nun zeigen, ob seine Kraft zur Erzwingung des Friedens, also zum Angriff ausreichte.

Der Feldzug 1795.

Skizze 37.

Statt dessen ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß die im Jahre 1794 auf allen Punkten siegreichen französischen Heere im Jahre 1795 acht Monate lang mit Gewehr bei Fuß am Rheine stehen bleiben und als einzige positive Leistung die Eroberung von Luxemburg vollbringen, einer Festung, die weder eine wesentliche Verbindung sperrte, noch durch die Tätigkeit ihrer Besatzung beschwerlich fallen konnte.

Auf österreichischer Seite scheint man sich der Hoffnung hingegeben zu haben, daß sich die Kriegslust der Republikaner durch die inneren Wirren, die Kämpfe im Westen und die Verluste zur See von selbst verzehren würde. Man verzichtete darauf, diesen Prozeß durch einen kräftigen Angriff zu beschleunigen, obwohl die verfügbaren Streitkräfte allmählich auf 180 000 Mann anwuchsen und damit denen der beiden französischen Armeen ziemlich gleichkamen. Man dachte auch nicht daran, daß der obere und untere Rhein am besten durch einen Aufmarsch in der Pfalz und durch eine Offensive aus dieser heraus geschützt wird. Man beschloß vielmehr, die 60 Meilen lange Strecke von Duisburg bis Basel schlecht und recht durch eine annähernd gleichmäßige Verteilung der verfügbaren Kräfte zu decken, ein Versuch mit untauglichen Mitteln, wie dieser Feldzug und der folgende zeigen sollten.

Sobald Jourdan mit der Sambre-Maas-Armee den Kordon an seinem äußersten Ende unterhalb Düsseldorf anfaßte (6. September), brach das ganze System zusammen. Die Franzosen vereinfachten sich den Rheinübergang durch eine Verletzung des neutralen preußischen Gebietes und rollten dann die österreichische Niederrhein-Armee (95 000 Mann unter Clerfayt) auf. Die Versuche der österreichischen Korps, hinter Sieg und Lahn der französischen Übermacht Halt zu gebieten, scheiterten.

Den Übergang über den Oberrhein erleichterte außer dem Vordringen der

Sambre-Maas-Armee das Verhalten des pfälzischen Kommandanten von Mannheim, der seine Festung den Franzosen überlieferte, als kaum ein paar Divisionen ihr gegenüber auf dem linken Rhein-Ufer erschienen waren.

Die Franzosen verstanden nicht ihr Glück zu nützen. Jourdan folgte der Clerfaytschen Armee nur zögernd von der Lahn an den Main und gab Clerfayt Gelegenheit, sich von ihm ab gegen den unteren Neckar zu wenden, wo die größte Gefahr zu drohen schien. Pichegru ließ die zwei bei Mannheim befindlichen Divisionen allein auf Heidelberg vorgehen und am 24. September von schwachen österreichischen Kräften schlagen (Gefecht bei Handschuhsheim). Er versank in völlige Untätigkeit, als sich Wurmser mit der zweiten österreichischen Armee vom Oberrhein näherte.

So konnte sich Clerfayt wieder gegen die Sambre-Maas-Armee wenden. Diese hatte sich damit begnügt, die bisher nur auf dem linken Rhein-Ufer durchgeführte Einschließung von Mainz nun auch zwischen Rhein und Main zu vervollständigen, ein bescheidener Abschluß der bisher so erfolgreichen Offensive. Ihr Führer entschied sich, als Clerfayt am 11. Oktober über Offenbach an die untere Nidda vorbrach, mit Rücksicht auf das immer stärkere Herumgreifen der Österreicher um seinen linken Flügel für den Abzug. Er führte diesen unbehelligt durch die Österreicher bis in seine ursprüngliche Aufstellung am Niederrhein durch und enthob damit Clerfayt jeder weiteren Sorge von dieser Seite.

So konnte dieser General völlig überraschend den größten Teil seiner Armee am 29. Oktober durch Mainz hindurch zum Angriff auf das bis an die Zähne verschanzte französische Blockadekorps führen. Auch dieses Unternehmen gelang. Die Franzosen mußten bis hinter die Pfrimm und, nachdem sich Clerfayt durch Teile der Oberrhein-Armee verstärkt hatte, bis hinter die Queich weichen.

Späterhin wurde dann noch Mannheim von den Österreichern durch eine kurze Belagerung zurückerobert. Eine Offensive, die Jourdan mit seinem auf 40 000 Mann verstärkten rechten Flügel Mitte November aus der Gegend von Simmern in den Rücken der Clerfaytschen Armee ansetzte, kam zu spät. Clerfayts Truppen wurden von der durch den Fall Mannheims freigewordenen Wurmserschen Armee abgelöst und machten gegen ihren alten Gegner Front. Dieser ging Anfang Dezember unter mehrfachen Gefechten an die Mosel zurück.

Hatte die Eröffnung des Feldzuges noch einmal den Unwert der Kordonstellungen auch hinter so starken Stromlinien wie der Rhein erwiesen, so zeigt der weitere Verlauf, was eine geschickt und schnell operierende versammelte Heeresabteilung gegen eine getrennt über einen großen Strom vorgehende Überzahl zu erreichen vermag. War der österreichische Erfolg auch wesentlich durch das selbst für damalige Zeiten und Nachrichtenmittel auffallend ungeschickte Zusammenwirken der beiden französischen Armeen erleichtert worden, so bleibt er doch ein Zeichen dafür, was sich mit dieser

Armee erreichen ließ, wenn nur etwas von der activité und vitesse Napoleons aufgewandt wurde. Das Hervorbrechen aus Mainz endlich ist ein auch heute noch nachahmenswertes Beispiel der operativen Ausnützung einer Stromfestung.

Der Feldzug 1796. Lage und Absichten der beiden Gegner.

Das Kriegsjahr 1796 beginnt ebenfalls mit einer längeren Ruhepause. Österreich konnte durch den Stillstand nichts verlieren, das im Innern zerrüttete Frankreich mit seinen Feldzugsvorbereitungen nicht zu Ende kommen. Einen zweiten Feldherrn, der ohne alle Hilfsmittel seine Armee zum Siege führen konnte, wie dies eben der junge Bonaparte versuchte, hatte das Direktorium nicht zur Verfügung. Das gemeinsame Bedürfnis nach Ruhe kam in einem bis Ende Mai dauernden Waffenstillstande zum Ausdruck.

Das Kräfteverhältnis bei Ablauf des Waffenstillstandes war annähernd dasselbe wie im Jahre zuvor. Je zwei Heere von zusammen je rund 180 000 Mann standen sich zwischen der norddeutschen Demarkationslinie und der Schweiz gegenüber.

Die österreichischen Heere, an deren Spitze jetzt der jugendliche Erzherzog Karl und der Feldmarschall Wurmser standen, schienen zum mindesten auf eine offensive Verteidigung angewiesen, da starke Teile beider Armeen noch in der Pfalz sich befanden, und ein Angriff von dort aus gegen eine der beiden französischen Armeen ziemlich sicher ein Vorgehen der anderen auf das rechte Rhein-Ufer verhindert hätte. Nach dem Zeugnis des Erzherzogs wollte der Hofkriegsrat auch in der Tat den Krieg offensiv, und zwar in Form eines Angriffs in südlicher Richtung gegen das Elsaß geführt wissen. Der leitende Gesichtspunkt hierbei war nicht die feindliche Feldarmee zu schlagen, sondern die elsässischen Festungen der Reihe nach zu erobern. Man kann dem Erzherzog nur beistimmen, daß er diesen „riesenmäßigen" Plan nicht billigte, der sich nur denken ließ, nachdem die feindlichen Armeen aus dem Felde geschlagen waren, und sich nur wundern, welche Anziehungskraft die alten Festungen trotz ihrer geringen Wirksamkeit nach außen übten.

Von einer Offensive gegen den Niederrhein zur Wiedereroberung Düsseldorfs oder über den Oberrhein zur Eroberung Hüningens versprach sich der Erzherzog mit Recht nichts. Daß aber der einfache Gedanke Blüchers und Moltkes niemand in den Sinn kam, zunächst einmal mit der Marschrichtung Paris über die Grenze zu marschieren und dann den Feind zu schlagen, wo man ihn fände, kann man den in der Gedankenwelt ihrer Zeit lebenden Generalen nicht zum Vorwurf machen. Es fehlte zudem dem kaiserlichen Heere die nötige Stärke, um die mit einer weitgehenden Offensive stets verbundene Schwächung auszugleichen.

Aller Erwägungen über die offensive Führung des künftigen Feldzuges in Deutschland wurden die österreichischen Generale indessen durch den Gang der Dinge in Italien überhoben, der noch vor Ablauf des Waffenstillstandes die Entsendung des Feldmarschalls Wurmser mit 25 000 Mann zum Entsatz von Mantua notwendig machte. Es blieb nun in der Tat kaum etwas anderes übrig als die reine Defen-

sive. Sie mußte sich nach den geographischen Verhältnissen zu einer Stromverteidigung großen Stils gestalten.

Für die Franzosen war die Frage, ob offensiv oder defensiv, leicht zu lösen: sie mußten vorwärts, um ihre von allem entblößten Truppen erhalten zu können. Carnot, der jetzt als Direktor von neuem die militärischen Angelegenheiten der Republik leitete, gab dieser Offensive, seinem System folgend, die Richtung gegen beide Flügel der österreichischen Aufstellung. Erst sollte die Sambre-Maas-Armee von Düsseldorf her den rechten Flügel der Österreicher aufrollen, dann, wenn die Aufmerksamkeit des Gegners dorthin abgelenkt wäre, Moreau mit der Rhein-Mosel-Armee in der Gegend von Straßburg den Übergang über den Oberrhein erzwingen.

Dieser Plan fand nicht den Beifall der beiden Armeeführer. Auch der Hauptkritiker jenes Feldzuges, Jomini, hat ihn nicht gebilligt. Er barg bei der großen Schwierigkeit, mit den damaligen Nachrichtenmitteln die Operationen weitgetrennter Armeen in Übereinstimmung zu halten, die Gefahr in sich, daß ein gewandter Gegner erst über die eine, dann über die andere Armee herfallen würde. Ob man demgegenüber mehr auf die bisherige zerstreute Aufstellung der Österreicher, ihre Langsamkeit oder ihre seitherige unzulängliche Führung rechnete, jedenfalls drang Carnots Ansicht durch.

Die Sambre-Maas-Armee geht über den Niederrhein.

Am 30. Mai setzte sich der linke Flügel der Sambre-Maas-Armee aus der Gegend von Düsseldorf in Bewegung. Am 12. Juni erreichte die Armee, deren Mitte über Neuwied folgte, 50 000 Mann stark, die Lahn zwischen Oberlahnstein und Wetzlar.

Inzwischen aber hatte der Erzherzog, mit Wurmsers Abgang unbeschränkter Führer der ganzen österreichischen Macht, sich zum Gegenangriff auf den äußersten linken Flügel der Franzosen entschlossen und die auf dem linken Rhein-Ufer stehenden Kräfte auf Mannheim und Mainz zurückgenommen. Er marschierte dann mit etwa 25 000 Mann über Butzbach auf Wetzlar. Da der Gegner seine Zeit mit Erkundungen und Erwägungen hinbrachte, konnte der Erzherzog am 15. Juni bei Wetzlar den schwachen französischen linken Flügel schlagen, obwohl auch er keineswegs das letzte erreichbare Bataillon zur Entscheidung heranbrachte. Die Folge war der unaufhaltsame Rückzug der gesamten Sambre-Maas-Armee hinter den Rhein. Am 21. Juni stand sie wieder in den Stellungen, aus denen sie drei Wochen vorher die Offensive angetreten hatte. Erzherzog Karl hatte seinen Gegner aus dem zu schützenden Gebiet wieder vertrieben, ihn aber in seiner Gefechtskraft kaum wesentlich geschwächt. Darauf aber kam es an, und der Erzherzog deutet in seiner Darstellung selbst an, daß in der Ausnutzung des Erfolges von Wetzlar mehr hätte geschehen müssen.

Von seinem Gegner dagegen meint er, daß dieser sich durch seinen raschen Rückzug um sein Vaterland wohl verdient gemacht habe, insofern die Österreicher mit einer ungeschlagenen Armee sehr viel mehr rechnen mußten als mit einer geschlagenen.



Man kann dies zugeben und doch der Ansicht sein, daß es noch zweckmäßiger gewesen wäre, wenn Jourdan nicht bloß mit 50 000 Mann, sondern mit seiner ganzen Armee an der Lahn erschienen wäre und diese so zusammengehalten hätte, daß er den Entscheidungskampf gegen die 45 000 Mann annehmen konnte, die der Erzherzog im günstigsten Fall vereinigen konnte.

Moreau fällt in Süddeutschland ein.

Der Erzherzog glaubte allerdings auch so 36 000 Mann am Niederrhein und 27 000 bei Mainz stehen lassen zu müssen, obwohl jetzt am 24./25. Juni bei Kehl der längst erwartete Übergang der Rhein-Mosel-Armee über den Oberrhein erfolgte.

Selbstverständlich brach der Kordon der österreichischen Oberrhein-Armee, die ihre Hauptkräfte auf die Flügel genommen hatte, nach unbedeutenden Kämpfen auseinander. Ihr linker Flügel, 20 000 Schwaben, Emigranten und Österreicher, wich in südöstlicher Richtung aus und löste sich zum Teil auf. Der rechte, den Feldzeugmeister Latour allmählich von Mannheim her verstärkte, nahm eine ziemlich verzettelte Aufstellung an der Rench, später an der Murg und mußte vor den überlegenen Franzosen Schritt für Schritt weichen.

Moreau stand mit 60 000 Mann zwischen beiden Teilen der Oberrhein-Armee. Er faßte den gegebenen Entschluß, den Feldzeugmeister Latour anzugreifen und von seiner Rückzugslinie nach dem Neckar abzudrängen, ließ aber 20 000 Mann gegen den völlig untätigen österreichischen linken Flügel stehen und wartete mit dem Angriff bis zum 9. Juli, bis zu welcher Zeit der Erzherzog 20 000 Sachsen und Österreicher herangeführt hatte. In der Schlacht bei Ettlingen (9. Juli), d. h. in einer Reihe von Einzelkämpfen, die sich auf einer Front von 25 km zwischen Rhein und Enz abspielten, genügte ein örtlicher Erfolg des französischen rechten Flügels bei Rotensohl, um den für seine Verbindungen besorgten Erzherzog zum schleunigen Rückzuge über Pforzheim auf Cannstatt zu veranlassen. Er glaubte in der Rheinebene, wo er der Stärkere war, keine so entscheidenden Erfolge erringen zu können, um die im Gebirge steckenden Franzosen ihrerseits für ihre Verbindungen fürchten zu lassen. Eine tatkräftige französische Parallelverfolgung in der Richtung auf Stuttgart hätte den an sich unbedeutenden Sieg wohl zu einem entscheidenden Erfolg machen können. Sie blieb aus, weil Moreau kein Napoleon war. Während er durch seinen rechten Flügel „den Breisgau und südlichen Schwarzwald ausfegen" ließ, erreichte der Erzherzog den mittleren Neckar und nach einem lebhaften, aber unschädlichen Nachhutgefecht bei Cannstatt (21. Juli) Anfang August die Gegend von Nördlingen—Höchstädt. Hätte nicht der übliche Kleinmut Sachsen und Schwaben zum Abfall veranlaßt, so hätte sich der Erzherzog fast ungeschwächt mit den aus dem Breisgau kommenden Truppen vereinigen können.

Die Sambre-Maas-Armee dringt nach Frankfurt vor.

Die weiteren Operationen des kaiserlichen Feldherrn sind durch die Ereignisse am Niederrhein bedingt. Dort hatte der Vertreter des Erzherzogs, Feldzeugmeister Graf Wartensleben, allen schlechten Erfahrungen zum Trotz einen großen Teil seiner

Truppen in einen Kordon aufgelöst, der von der Kalten Eiche, der Sieg und dem Rhein folgend, bis in den Rheingau reichte, und dahinter seine Reserven bei Neunkirchen auf dem Westerwald und bei Idstein, etliche 40 km von der vorderen Linie, aufgestellt. Diese für Angriff wie Verteidigung gleich unbrauchbare Stellung mußte der Feldzeugmeister verlassen, als die Franzosen in den ersten Tagen des Juli erneut von Düsseldorf aus gegen die Sieg vorgingen und diesmal gleichzeitig den Übergang bei Neuwied erzwangen (2. Juli). Nur die Langsamkeit der Sambre-Maas-Armee gestattete ihm, seine Truppen noch am 5. Juli hinter die Lahn in eine neue Kordonstellung Gießen—Lahnstein zurückzuführen, die, bei Runkel durchbrochen, am 8. Juli geräumt werden mußte. Es kam am 10. Juli noch zu einem lebhaften Kampf bei Friedberg, bei dem die Österreicher dem ziemlich vereinzelt vorgehenden linken Flügel der Franzosen bei energischerer Führung wohl eine Schlappe hätten beibringen können, sich aber, wie der Erzherzog hervorhebt, in die Gefahr gebracht haben würden, durch den über Königstein vordringenden rechten Flügel der Sambre-Maas-Armee den Rückzug über den Main abgeschnitten zu sehen.

Diesen Fluß erreichte Wartensleben indessen ungefährdet und vermochte sich, gestützt auf Frankfurt und Mainz, bis zum 15. Juli zu behaupten. Dann zog er auf Würzburg und Bamberg ab. Jourdan folgte, nachdem er außer den schon vor Mainz stehenden 20 000 Mann weitere 10 000 (von 56 000) dorthin entsandt hatte. Er war, den Weisungen Carnots entsprechend, dauernd bestrebt, den rechten Flügel seines Gegners zu umfassen, wie dieser, sich nicht von der Richtung auf Eger abdrängen zu lassen. Hierdurch erschwerten sich beide das Zusammenwirken mit ihren Nebenarmeen. Es zeigte sich aber der Vorteil der einheitlichen Oberleitung: dem Erzherzog gelang es im letzten Augenblick, Wartensleben hinter der Naab östlich Amberg festzuhalten und damit das Zusammenarbeiten der österreichischen Hauptkräfte zu ermöglichen, das die Entscheidung des Feldzuges bringen sollte.

Der Erzherzog wendet sich gegen die Sambre-Maas-Armee.

Der Erzherzog hatte dauernd die Vereinigung mit Wartensleben im Auge behalten, glaubte aber, als Moreau ihm bis Neresheim gefolgt war, nicht mehr ohne weiteres zurückgehen zu können, und griff diesen, der seinen rechten Flügel immer noch nicht herangebracht hatte, am 11. August an (Schlacht bei Neresheim). Der vom Erzherzog selbst als fehlerhaft bezeichnete Entschluß führte zu keinem Erfolg. Der Erzherzog mußte nun doch bei Donauwörth und Dillingen über die Donau gehen, was bei einem einigermaßen tätigen Feinde sehr gefährlich, jedenfalls für ein Zusammenwirken mit Wartensleben nichts weniger als vorteilhaft war.

Wenn der Erzherzog trotzdem seinen Plan gegen die Sambre-Maas-Armee ausführen konnte, so dankte er dies der Untätigkeit Moreaus, dessen Verbindung mit Jourdan ganz abgerissen zu sein scheint, und der erst am 19. August die Donau bei Dillingen, Lauingen und Höchstädt überschritt.

Um diese Zeit war der Erzherzog bereits mit 28 000 Mann zum zweiten Mal

bei Ingolstadt über die Donau gegangen und im Vormarsch über Riedenberg und Dietfurt in den Rücken der Sambre-Maas-Armee begriffen, die ihrerseits seit dem 17. August Wartensleben an der Naab gegenüberstand. Nun ließ sich aber wieder der Erzherzog den ihm winkenden Erfolg entschlüpfen, indem er sich mit dem Angriff auf die an der Straße Neumarkt—Regensburg stehende Division Bernadotte so lange aufhielt, daß Jourdan noch am 24. August seinen Abmarsch aus der Gegend östlich Amberg auf Sulzbach bewirken konnte. Hierbei wurde er in der Front von Wartensleben, in der rechten Flanke vom Erzherzog angefaßt, entkam aber ohne Katastrophe (Schlacht bei Amberg).

Vielleicht hätte die Verfolgung die Früchte bringen können, die die Österreicher auf dem Schlachtfelde nicht gepflückt hatten, die sie aber dringend brauchten, um sich gegen ihren zweiten Gegner wenden zu können. In diesem Sinne ließ der Erzherzog seinen linken Flügel über Nürnberg-Herzogenaurach vorgehen und folgte mit dem Gros den Franzosen rechts der Regnitz. Diese Bewegung geschah aber nach dem eigenen Urteil des Erzherzogs viel zu langsam. Nur die leichten Truppen hatten einige Erfolge aufzuweisen.

Immerhin sah sich Jourdan zu dem Umweg über Schweinfurt gezwungen. Der Erzherzog konnte ihm infolgedessen bei Würzburg zuvorkommen. Er bedrohte von dort aus den Rückzug der bei Schweinfurt lagernden Franzosen derart, daß Jourdan ihn angreifen mußte. Dieser Versuch endigte mit einer Niederlage (Schlacht bei Würzburg, 3. September), aber wiederum nicht mit einer entscheidenden Schwächung der Sambre-Maas-Armee. Sie behielt die Rückzugslinie über Gemünden gegen die Lahn frei. Der Erzherzog mußte die Verfolgung weiter fortsetzen und tat dies auf der Straße über Aschaffenburg, deren bessere Beschaffenheit ihm zum dritten Male Gelegenheit geben konnte, sich den dem Rhein zueilenden Franzosen vorzulegen. Bei der größeren Schnelligkeit, die zurückgehenden Truppen eigentümlich zu sein pflegt, erreichten die Franzosen jedoch zuerst am 9. September die Lahn bei Wetzlar.

Jourdan blieb, durch einige 14 000 Mann des Mainzer Blockadekorps verstärkt, dort und der Erzherzog beschloß, die Franzosen „im Wege des Manövers und nicht durch das so unsichere Mittel einer Schlacht" aus der Stellung zu entfernen. Er ließ die Sambre-Maas-Armee bei Wetzlar am 12. September durch Scheinangriffe beschäftigen und erzwang mit dem Gros am 16. den Übergang über die Lahn bei Limburg. Obwohl er selbst seine Anordnung als zu langsam und zeitlich zu wenig zusammenhängend kritisiert, stand er damit doch näher an den Rheinbrücken der Sambre-Maas-Armee als deren Gros, aber ein schneller Rückzug brachte die Franzosen hinter dem Wiedbach bei Altenkirchen in Sicherheit. Von dort führte Jourdan seine Armee am 20. September teils über den Rhein, teils über die Sieg zurück und versank in vollkommene Untätigkeit, befriedigt, vier- bis fünfmal der scheinbar unabwendbaren Vernichtung entgangen zu sein.

Moreau wird aus Süddeutschland vertrieben.

Einen Monat hatte die Operation gegen die Sambre-Maas-Armee den einzigen Feldherrn und zwei Drittel des österreichischen Heeres in Anspruch genommen. Während dieser Zeit hatte Moreau gegen die 30 000 Mann, die der Erzherzog unter Führung des Feldzeugmeisters Latour ihm gegenüber stehen gelassen hatte, freie Hand. Über 60 000 Mann stark, konnte er entweder Latour aufs Haupt schlagen oder die Operation des Erzherzogs gegen Jourdan vereiteln. Statt dessen setzte er nach seinem Übergang auf das rechte Donau-Ufer seinen Marsch im gemächlichsten Tempo gegen den Lech fort und durchbrach am 24. August, an demselben Tage, an dem bei Amberg das Schicksal der Nebenarmee entschieden wurde, bei Friedberg die dünne, von Rain bis Schongau (100 km) auseinandergezerrte Aufstellung Latours. Dieser stellte sich alsdann hinter der Isar wiederum in solcher Breite auf, daß es Moreau ein Leichtes gewesen wäre, ihn auseinanderzusprengen. Moreau beschäftigte sich jedoch mit Verhandlungen mit dem bayerischen Kurfürsten und gab durch eine nicht minder breite Aufstellung seinem Gegner sogar Gelegenheit zu einem überraschenden Angriff auf seinen äußersten linken Flügel, der lediglich deshalb ohne nachteilige Folgen blieb, weil Latour ihn nur mit einem Bruchteil der verfügbaren Kräfte ausführte (Gefecht bei Geisenfeld, 1. September).

Sieben Tage nach der Schlacht bei Würzburg fühlte der französische Feldherr sich dann bewogen, etwas zur Unterstützung der im Rückzuge begriffenen Sambre-Maas-Armee zu tun. Er entsandte am 11. September Desaix mit zwei Divisionen über Neuburg in der Richtung auf Nürnberg, eine Maßnahme, die nur aus der geringen Kenntnis Moreaus von den Vorgängen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz zu verstehen ist. Er gab diesen Gedanken auch bald auf und zog sich hinter die Iller zurück (24. September). Sein Gegner folgte ihm zögernd. Nur der vom Erzherzog, unabhängig von Latour, an der Donau zurückgelassene General Nauendorf drängte ebenso wie der im Allgau stehende Frölich etwas lebhafter und leitete schließlich auf eigene Faust eine Art Parallelverfolgung ein, die ihn über Nördlingen in die Gegend nördlich Ulm führte.

Diese Bewegung und Nachrichten über die Vorgänge in seinem Rücken veranlaßten Moreau am 29. September, den Rückzug von der Iller nach Westen anzutreten.

Inzwischen hatte sich nämlich der Erzherzog von der Sambre-Maas-Armee ab gegen seinen anderen Gegner gewandt. Schon im August war der Feldmarschallleutnant Petrasch mit Truppen aus den Rhein-Festungen gegen die Verbindungen der Rhein-Mosel-Armee entsandt worden. Jetzt befand sich der Erzherzog selbst mit 16 000 Mann im Anmarsch vom Niederrhein gegen den unteren Neckar. Fast die doppelte Zahl hatte er nach seinem eigenen Urteil unrichtigerweise der Sambre-Maas-Armee gegenüber belassen.

Ende September stand Moreau mit seiner noch annähernd 60 000 Mann starken Armee verhältnismäßig eng versammelt zwischen Schussen, Federsee und Donau, ihm

gegenüber Latour mit 34 000 Mann zwischen der Donau und der oberen Iller; Nauendorf war im Begriff, seinen Umgehungsmarsch mit 9000 Mann über Urach—Tübingen an den oberen Neckar fortzusetzen. Petrasch hatte seine 6600 Mann vor Kehl, im Schwarzwald und am oberen Neckar verteilt. Der Erzherzog, der fast die Hälfte seines Korps im Rheingau und bei Mannheim zurückließ, befand sich im Vormarsch vom unteren Neckar gegen die Murg. Diese 58 000 Mann konnten Moreau nur gefährlich werden, wenn sie vereint die Rhein-Mosel-Armee zur Schlacht unter ungünstigen Verhältnissen zwangen.

Der Erzherzog bezeichnet die Gegend der Kinzigquellen oder den oberen Neckar als denjenigen Punkt, wo eine solche Vereinigung hätte stattfinden können, scheint aber dabei weniger an eine Vernichtungsschlacht, als an eine Erschwerung des Marsches und Schädigung der Franzosen durch eine Aufstellung im Gebirge zu denken. Eine Operation im Rheintal, durch die die Franzosen von ihren Übergangspunkten abgeschnitten werden konnten, verwirft er aus der reichlich theoretisch anmutenden Erwägung heraus: daß die Ebene beherrsche, wer das Gebirge im Besitz habe. Uns scheint in erster Linie gegen die Ausführung des an sich für Moreau gewiß sehr unangenehmen Gedankens zu sprechen, daß der Erzherzog statt einer Armee ein Detachement den Rhein heraufführte und daß er außerdem ängstlich nach Kehl blickte, von wo man jeden Augenblick Divisionen der Sambre-Maas-Armee glaubte vorbrechen zu sehen.

Zunächst kam überhaupt kein einheitliches Zusammenwirken der österreichischen Heeresgruppen zustande, nach dem Urteil des Erzherzogs, weil er sich für seine Person nicht schnell genug an die entscheidende Stelle begab. Latour, durch das Zurückweichen Moreaus kühn gemacht, folgte mit den 23 000 Mann, die sich unter seinem unmittelbaren Befehl befanden, so wenig geschickt, daß ihm die Rhein-Mosel-Armee am 3. Oktober bei Biberach eine schwere Niederlage beibringen konnte. Der Sorge um seine Front ledig, setzte alsdann Moreau den Rückmarsch mit seinem Gros durch das obere Donau- und Höllental, mit einer Division und dem gesamten Troß am Oberrhein entlang fort. Wie nicht anders zu erwarten, wichen die kleinen Detachements, die Petrasch ihm im Rücken, Nauendorf in der Flanke entgegenschob, überall unter nachteiligen Gefechten zur Seite. Latour bemühte sich vergeblich, die französische Nachhut einzuholen. Am 15. Oktober hatte die gesamte Rhein-Mosel-Armee das Rheintal bei Freiburg erreicht. Wollte sie über Alt-Breisach oder über Hüningen das linke Rhein-Ufer gewinnen, so konnte sie niemand daran hindern.

Moreau schlug indessen die Richtung auf Kehl ein. Ging er in dieser Richtung ohne Zeitverlust vor, so hätte er den Erzherzog mit den 8000 bis 9000 Mann, die er vom Niederrhein herbeigeführt hatte, allein im Rheintale getroffen. Da er aber bei Freiburg mehrere Tage untätig stehen blieb, konnte Erzherzog Karl seine Armee

wenigstens zum größten Teil noch rechtzeitig hinter der Elz vereinigen. Was nicht herankam, fesselte ungefähr gleichstarke Kräfte im Gebirge und südlich davon.

Der Zusammenstoß selbst (Schlacht bei Emmendingen 19. Oktober) endigte trotz der Überlegenheit der Franzosen zugunsten der Österreicher. Ihr Sieg war indessen so wenig entscheidend, daß Desaix mit einem Drittel der Rhein-Mosel-Armee ungestört bei Alt-Breisach über den Rhein, der Rest bei Schliengen in eine befestigte Stellung gehen konnte. Moreaus Gedanke hierbei war, Desaix über Kehl wieder vorbrechen zu lassen. Dieser Plan erwies sich aber als unausführbar, da der Erzherzog die Stellung bei Schliengen angriff, ehe Desaix an eine Offensive aus Kehl heraus denken konnte (24. Oktober). Moreau gab daraufhin seine Absicht auf, sobald die Österreicher einige Erfolge errungen hatten.

Da der Erzherzog nicht verfolgte, konnten die Franzosen in der Nacht zum 26. Oktober ungestört bei Hüningen über den Rhein zurückgehen.

Der Erzherzog hatte damit seine Aufgabe gelöst, sofern man sie rein defensiv auffaßte. Er hatte unter schwierigen Umständen mit unzureichenden Mitteln und unzulänglichen Unterführern geschickt und erfolgreich operiert. Wenn er in vielen Einzelheiten nicht das absolut Beste getroffen hat, so hat er dies selbst mit größter Offenheit bekannt. Die Gerechtigkeit verlangt, daß man ihn mit den Generalen seiner Schule vergleicht und nicht an dem Maßstab eines Napoleon und unserer heutigen Anschauungen mißt.

Die Lage seines Staates forderte allerdings mehr. Sie konnte nur zum guten gewandt werden, wenn die Mißerfolge auf dem oberitalienischen Kriegsschauplatz durch glänzende Siege am Rhein aufgewogen und vor allem die französischen Heere dort so geschwächt wurden, daß Österreichs bester Heerführer und ausreichende Streitkräfte für den Entscheidungskampf frei wurden. Gelegenheiten hierzu boten sich sowohl bei den Operationen gegen die Sambre-Maas-Armee als bei denjenigen gegen Moreau oft genug. Daß sie nicht genützt wurden, hat den Erzherzog seinen Platz unter den wirklich großen Heerführern gekostet.

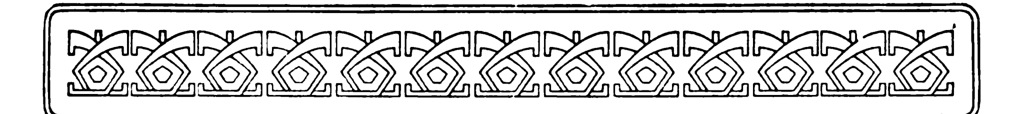
Die geschilderten Operationen der Heerführer des ersten Koalitionskrieges sind schon von berufenen Zeitgenossen, dem Erzherzog Karl, Jomini und anderen, vielfach scharf kritisiert worden. Der Abstand zwischen den Methoden des Prinzen von Koburg, des Herzogs von Braunschweig, Jourdans und Moreaus, den Theorien Carnots und Macks einerseits und den Taten eines Napoleon anderseits war zu groß, um nicht ungünstige Vergleiche herauszufordern. An vielen Stellen lagen Schwäche, Mangel an Tatkraft und Einsicht klar zutage. Uns vollends, die wir in einer ganz anderen, durch die Geistesarbeit eines Napoleon, Clausewitz und Moltke erweiterten Gedankenwelt leben, erscheint ein großer Teil der Vorgänge kaum verständlich. Es

ist für uns sehr schwer, sich in die damalige militärische Denkweise zurückzuversetzen und die Beweggründe innerer und äußerer Art richtig zu würdigen, die die Handlungsweise der Feldherren und ihrer Gehilfen bestimmten.

Bemerkenswert für alle Zeit aber bleibt der Fortschritt, der sich während des Krieges selbst nicht nur in der Organisation und Taktik, sondern auch in der Operationsweise beider Heere vollzieht. Wenn auch gewisse Zeitkrankheiten wie die Vorliebe für Kordonaufstellungen und die Entsendungssucht noch nicht überwunden werden, so gewinnen doch in der zweiten Hälfte des Krieges die Heere die Beweglichkeit, die eine Vorbedingung jeder wirksamen Kriegshandlung ist. Die Schlacht wird wieder das Ziel der Operationen und erscheint nicht mehr als ein notwendiges Übel. Die Bedeutung der Festung wird auf das richtige Maß zurückgeführt. Kurz, es zeigen sich eine Menge Ansätze zu einer natürlicheren und wirksameren Kriegführung, die den aus dem Kriege selbst herausgewachsenen Heerführern, insbesondere dem Erzherzog Karl, alle Ehre machen, die aber erst in späteren Jahren zur klaren Erkenntnis und zu praktischer Anwendung kommen sollten.

Müller,
Hauptmann und Kompagniechef
im Infanterie-Regiment Kaiser Friedrich, König von Preußen
(7. Württembergischen) Nr. 125.





Der Feld-Pionierdienst aller Waffen bei uns und in anderen Heeren.

(Schluß.)

Feldbefestigung.

Grundsätze.

Die Feldbefestigung ist immer ein nützliches Kriegsmittel gewesen, wenn sie sich streng an die Forderungen der Taktik ihrer Zeit gehalten hat. Wo aber in der Theorie der Befestigung dies vergessen und die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Formen gerichtet war, haben diese zumeist unnatürliche Bilder gezeigt, und die Befestigungsanlagen brachten den Feldtruppen nur Schaden. Die nächste Kriegserfahrung erst konnte dann diese Auswüchse der Theorie wieder beseitigen, indem sie wiederum lebensfähige, einfache Formen zeitigte. Darum ist es notwendig, daß in der Feldbefestigung den herrschenden taktischen Ansichten Rechnung getragen wird, die neuesten Kampfmittel sorgfältig berücksichtigt werden und schließlich auch die seelischen Eigenschaften des Menschen, die Schwächen seiner Natur nicht ganz unbeachtet bleiben, die sich zwar im Laufe der Jahrhunderte im großen und ganzen nicht wesentlich geändert haben und wohl auch nicht ändern werden.*)

Die bewährten Grundsätze des Exerzier-Reglements für die Infanterie sind dementsprechend die Grundlage geworden, auf die sich der Teil „Feldbefestigung" der F. Pi. D. logisch aufbaut. Sie sind durch die Verpflichtung der Führer aller Grade zur selbständigen Verwendung des Schanzzeuges (Ziff. 212[1]) erweitert worden. Je mehr die Truppenführung sich durch diese Bestimmungen von der Aufgabe befreit sieht, Befestigungen anzuordnen, um so mehr wird der Forderung Rechnung getragen, daß die Führung sich in ihren Entschließungen durch Feldbefestigungen nicht beeinflussen lassen soll.

Wird unbedenklich geschanzt, wo und wie es die taktische Lage verlangen könnte, so liegt kein wirklicher Grund vor, daß die Freude am unaufhaltsamen Angriff ge-

*) Vgl. Poljanskoi: Das psychische Element in der Befestigung. Ing.-Journal 1/1912.

lähmt und die Befestigung „zum Grabe des Angriffsgedankens wird" (E. R. f. d. J. 313[2]). Wo hingegen im Schanzen das Mittel gesucht wird, sich in unkriegerischer Weise zur Vermeidung von Verlusten hinter die Deckungen verkriechend, bis an den Feind heranzuarbeiten, wo derartiges Handeln in die frische, freudige Feldschlacht verlegt wird, da ist der Angriffsgedanke von vornherein angekränkelt. Mit Recht macht daher der Oberbefehlshaber des Militärbezirks Moskau*) auf Grund der Besichtigung eines Offizier-Lehrkursus auf seinem Truppen-Übungsplatz geltend, daß das grundsätzliche Eingraben auf völlige Verkennung des Wesens des Angriffs und der Aufgaben der Befestigung dabei schließen läßt.

Feldbefestigungsanlagen sollten danach nichts anderes darstellen als im Gelände festgelegte taktische Formen. Darin ist freilich ein Widerspruch insofern enthalten, als die taktischen Formen beweglich sind und sich doch ihrer Beweglichkeit begeben sollen. Aber er ist gelöst, wenn Bedacht genommen wird, die Bewegungsfreiheit der Truppen unbedingt zu erhalten und zu verbessern und nur unter Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes Deckungen entsprechend der beabsichtigten taktischen Verwendung der Truppen zu schaffen, die leichten Herzens und ohne Schaden verlassen werden können, sobald es die Lage verlangt. Die Scheu aber davor, durch Festlegung der Formen der vordersten Kampflinie im Gelände die Kritik herauszufordern, ist im Frieden oft Veranlassung, das Nötige zu unterlassen, und überträgt sich auf die Verhältnisse des Krieges. Sie muß überwunden werden, um jeder inneren Unlust, zu schanzen, den Boden zu entziehen.

Feldbefestigung in der Verteidigung.

Bedeutung der Stellung.

Wenn die Befestigung in erster Linie der Verteidigung zugute kommt, so darf das doch nicht dazu führen, daß sie in Stellungsreiterei ausartet, wie im letzten Kriege. Alle seitdem erlassenen Vorschriften sind sich darüber einig, daß rein passive Verteidigung in Stellungen zu sicherer Niederlage verurteilt und darum zu verwerfen ist.**) Die neue russische Gefechtsvorschrift***) sagt darum: „man verteidigt sich nur, wenn die gestellte Aufgabe durch den Angriff nicht gelöst werden kann. In der Verteidigung aber ist der Feind mit allen Mitteln durch Feuer außer Fassung zu bringen; ist seine moralische Kraft zerstört, dann wird zum Angriff übergegangen, um ihn zu vernichten".

Auch die F. Pi. D. unterbindet jede Stellungsreiterei, indem sie den Grundsatz des E. R. f. d. J. (Ziff. 399) scharf betont, daß eine Stellung nur dann Wert hat, wenn sie den Feind zum Angriff zwingt und bei Umgehungsversuchen dem Verteidiger den beabsichtigten Zeitgewinn oder günstige Bedingungen für eigenes

*) Raswjedtschik, 1036, Prikas, Moskau, 312/1910.

**) Französische Gefechtsvorschrift.

***) Teil V der unter 10. 5. 1912 Allerhöchst genehmigten neuen Felddienstordnung.

angriffsweises Verfahren schafft. Für die Stellung wird die Bedeutung der richtigen Kräfteverteilung und starker Reserven gebührend gewürdigt und die Staffelung der Reserven auf die Staffelung der Befestigungsanlagen auf den Flügeln übertragen. Als Haupterfordernis werden freies und weites Schußfeld, so daß der Angriff am Feuer scheitern muß, Bewegungsfreiheit in und vor der Stellung, als wertvoll die Flügelanlehnung bezeichnet. Mängel der Stellung muß die Befestigung ausgleichen. Aber der Wert der Deckung wird doch nicht überschätzt.

Eine Linie; vorgeschobene Stellungen.

Wir befinden uns mit unseren Ansichten über die Entwicklung der Stellung in einer Linie (E. R. f. d. J. 407 [1]), denen sich die Japaner und Österreicher anschließen, bekanntlich im Widerspruch zu den Franzosen, die an ihrer Dreiteilung in vorgeschobene, Haupt- und rückwärtige Stellungen festhalten.*) Ihre Forderung, daß jede Linie sich so verteidigen soll, als wenn hinter ihr keine Unterstützungen lägen, scheint aus psychologischen Gründen unerfüllbar. Im russisch-japanischen Kriege haben sich die Truppen jedenfalls immer dann besonders hartnäckig verteidigt, wenn sie keine weitere Stellung hinter sich wußten.**) Indessen wäre es doch nicht gerechtfertigt, vorgeschobene Stellungen in Bausch und Bogen zu verdammen. Augenscheinlich bahnt sich ja auch nach dem Vorgange in der K. u. F. in unseren Anschauungen über ihren Wert eine Wandlung an.***) Die F. Pi. D. gibt daher zu, daß vorgeschobene Stellungen Zeitgewinn verschaffen oder den Gegner zur Entwicklung in falscher Richtung veranlassen können. Ihre Wirkung kann durch Scheinanlagen gesteigert werden (Ziff. 217). Diesem Gedanken der Verbindung vorgeschobener Postierungen mit Scheinanlagen begegnet man übrigens auch in England, und in Übereinstimmung damit hält es der Entwurf des österreichischen E. R. für „oft nützlich, Kavallerie mit Maschinengewehren und Artillerie an Punkte vorzuschieben, wo der Feind zur Entwicklung gezwungen werden kann.“

In der russischen Armee schien bisher keine volle Übereinstimmung über das Voreinanderlegen mehrerer Stellungen zu herrschen. Bedauerlicherweise verzögert sich das Erscheinen des zweiten Teils der Feldbefestigungsvorschrift für die technischen Truppen, der zur Klärung der Ansichten gerade hierüber beizutragen imstande sein sollte, noch einige Zeit, und die Anleitung für die Offiziere aller Waffen spricht sich nicht mit genügender Deutlichkeit über die Frage aus. Es scheint, als ob die Ansichten sich jetzt mehr den unserigen nähern. In der erwähnten Arbeit über das psychische Element in der Befestigung gibt der Verfasser zu, daß der Krieg die Richtigkeit der deutschen und japanischen Ansichten bestätigt hat. Der Kampf um die vorgeschobenen Stellungen hat nach ihm die körperlichen und seelischen Kräfte der Ver-

*) Vgl. Bastien, l'organisation du terrain. — Auch die vor kurzem erschienene Neubearbeitung der Instruction pratique bleibt bei den bisherigen Anschauungen.

**) Poljanskoi, Das psychische Element in der Befestigung.

***) Vgl. Leitfaden für den Unterricht in der Taktik. Ziff. 470 und 471.



teidiger so sehr in Anspruch genommen, hat so viel frische Truppen verbraucht und Energie verzehrt, hat immer mit dem psychologisch so überaus schädlich wirkenden Rückzug auf die Hauptstellungen geendet, daß die vorgeschobenen Stellungen, so wie sie im letzten Kriege angelegt wurden, unbedingt als schädlich bezeichnet werden müssen. Truppen, die vorn den Kampf unter ungünstigen Bedingungen aufgenommen haben, können sich nachher in der Hauptstellung niemals mit der erforderlichen Hartnäckigkeit schlagen."

Vorspringende Punkte.

Anders liegt nach Poljanskoi die Sache freilich mit einzelnen vorgeschobenen Punkten, deren Festhaltung die Lage fordert. Die neue russische Gefechtsvorschrift setzt für sie fest, daß, wenn die Besetzung vorgeschobener Punkte vorteilhaft scheint, sie so ausgewählt werden sollen, daß ihre Bestreichung von rückwärts her, wenn auch nur mit wirksamem Artilleriefeuer, möglich bleibt und die übrigen Truppen des Verteidigers in ihren Kampfhandlungen keinesfalls gestört werden.

In unseren Stellungen sollen die besonders gefährdeten vorspringenden Punkte, falls ihre Besetzung nicht zu vermeiden ist, stark befestigt und ebenfalls durch flankierendes Feuer unterstützt werden (Ziff. 216). Dies ist eine Forderung, die sich durchaus mit den anderwärts vertretenen Anschauungen deckt und deren Erfüllung wieder die Möglichkeit der Längsbestreichung des Vorfeldes der übrigen Stellung in sich schließt. Die russische Anleitung im Feldingenieurdienst verlangt für solche Punkte sogar geschlossene Feldwerke und noch Schützengräben davor, sowie starke Hindernisse. Im übrigen verträgt sich die Besetzung und demgemäß die Vorbereitung vorspringender Punkte für die Schlacht völlig mit der gruppenweisen Verwendung der Truppen.

Ausdehnung.

Für die Ausdehnung der befestigten Stellung ist die Absicht des Führers und die verfügbare Truppenstärke maßgebend (Ziff. 215). Neuerdings macht sich das Bestreben geltend, die vorhandenen Kräfte in breiterer Front zu entwickeln, allerdings nicht ohne daß dagegen Widerspruch erhoben wird. Die bisher als richtig angesehenen Frontbreiten waren allerdings darauf berechnet, daß jeder einzelne Führer sich Reserven zurückbehielt. Ob das in diesem Maße richtig ist, ist fraglich. In einer russischen Arbeit*) wird angegeben, daß infolge der Reservenbildung die Stellung schmal sein müsse, da schließlich nur 1/16 der verfügbaren Truppen in ihr selber zur Verwendung kommen könnten. Wenn man sich dagegen auf den Standpunkt stellt, daß z. B. die Gruppe für ein Bataillon aus Schützengräben für alle Kompagnien besteht, und daß es fehlerhaft ist, gegebene Zeit nicht zur Vorbereitung der Feuerstellung für die Reserve des Bataillonskommandeurs auszunutzen, dann gelangt man mit Notwendigkeit zu breiten Frontausdehnungen. Es scheint, daß die Italiener unter den eigenartigen Verhältnissen ihrer jetzigen Kriegführung davon Gebrauch machen. Auf der anderen Seite darf nicht vergessen werden, daß damit die Gefahr des Durchbruchs

*) G. Glasko, Stellungsbefestigung mit Schlüsselpunkten. Woj. Sbornik 1/1912.

auch bei starker Befestigung heraufbeschworen wird. Die russische Gefechtsvorschrift gibt darum wieder als Frontbreiten an: für ein Bataillon 540 m, eine Brigade 2140 m, eine Division 3200 m, ein Armeekorps 5350 bis 6400 m. Die Frontbreiten sollen indessen nur annähernde Maße sein, die je nach der Aufgabe der Kampfhandlung und nach dem Gelände verändert werden können. Da das Gelände mit seinen Formen allerdings von wesentlichem Einfluß auf die Stärke der Besetzung einer Stellung ist, hätte seiner in der F. Pi. D., wie es in anderen Vorschriften geschehen ist, unter den die Ausdehnung bestimmenden Faktoren (Ziffer 215) gedacht werden sollen.

Abschnitte.

Für die Bestimmung der Breite der Abschnitte ist der Einfluß des Geländes gemäß den Festsetzungen des Exerzier-Reglements gewahrt. Auch das Vorgelände muß der Abschnittseinteilung entsprechend abgegrenzt, etwaige Beobachtung und Bestreichung einzelner Flächen von Nachbarabschnitten durch besondere Anordnung geregelt sein (Ziff. 223).

Gruppenweise Verwendung der Truppen ist wie fast überall anderwärts Grundsatz. Sie soll Kräfte für den Angriff sparen und gegenseitige Feuerunterstützung begünstigen.

Die Stellungen der Artillerie.

Die Forderung des E. R. f. d. J. (401 ^{2}, 444), Infanterie und Artillerie so zu verteilen, daß den Kampfbedingungen beider Waffen und ihrem Zusammenwirken Rechnung getragen wird, hat entsprechend den neuen Ansichten über Artillerieverwendung zu einigen Zusätzen in der F. Pi. D. geführt. Sie verlangt in Übereinstimmung mit anderwärts vertretenen Anschauungen, unter Umständen mehrere Stellungen vorzubereiten, z. B. für Batterien, die zunächst verdeckt später offen feuern sollen oder auf den Flügeln gegen Flankenbedrohung eingesetzt werden müssen (Ziff. 230). Wenn man aber der Artillerie nur die Möglichkeit ungesehenen Stellungswechsels nötigenfalls durch Masken schafft, so kann die Herstellung weiterer Deckungen wohl auf die Feuerpausen verschoben werden.

Der schweren Artillerie wird ihre Stellung da angewiesen, wo sie den Anmarsch und die mutmaßlichen Artilleriestellungen des Angreifers unter Feuer nehmen kann (Ziff. 233).

Der als erwünscht bezeichnete Abstand von 600 m zwischen Artillerie und Infanterie ist im Entwurf des österreichischen E. R. auf 600 bis 800 Schritt angegeben und im japanischen Exerzier-Reglement auf 500 m in der Ebene ermäßigt. Auch dieses Maß wird in den Wechselfällen des Kampfes und seiner Vorbereitung nicht immer innegehalten werden können. Jedenfalls wird die in größerer Entfernung zurückliegende Artillerie die Infanterielinie länger und wirksamer unterstützen und bei der Verteidigung der Zwischenräume zwischen den Gruppen vorteilhafter tätig sein können, als die weiter vorn befindliche. Die russische Gefechtsvorschrift sagt dazu, daß die Infanterie für die Artillerie keine Lücken zu lassen braucht, wenn diese sich 640 m und mehr hinter der Infanterie befindet.



Stellungen der Infanterie.

Für die Infanterie wird die Bataillonsgruppe als die Regel bezeichnet. Wichtigere Gruppen werden als Stützpunkte so stark ausgebaut, daß sie sich noch halten können, wenn der Angreifer in benachbarte Abschnitte eingedrungen ist. Sie sollen, wie auch die japanische Feldbefestigungs-Vorschrift vorschreibt, durch besondere Anlagen zur Wirkung nach seitwärts und rückwärts befähigt werden. Die Lücken zwischen ihnen sind durch Feuer von seitwärts und rückwärts zu sichern; soweit Vorstöße von Reserven dadurch nicht erschwert werden, sind sie bisweilen auch durch Hindernisse zu schützen (Ziff. 234). Einer linearen Entwicklung, wie sie in den russischen Stellungen in der Mandschurei sich gezeigt hat, soll also unbedingt vorgebeugt werden. Die neuere russische Feldbefestigung will sie anscheinend ebenfalls vermeiden. Das Streben aber, dem Prinzip der Befestigung von Schlüsselpunkten etwa im Sinne der vorstehenden Ausführungen der F. Pi. D. zur Geltung zu verhelfen, hat in der erwähnten Arbeit über Stellungsbefestigung mit Schlüsselpunkten*) den Vorschlag gezeitigt, es bis hinauf zu Divisions- und Korpsverbänden auszudehnen. Das ist Theorie.

Gegenseitige Feuerunterstützung und Längsbestreichung.

Mit der öfters betonten Forderung gegenseitiger Feuerunterstützung, Längsbestreichung und Feuerbeherrschung toter Winkel von Nachbarstellungen aus könnte man meinen, daß ein Requisit aus dem Kampfe um Festungen hervorgeholt worden sei. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß es eine harte Anforderung für die von vorn mit Feuer bekämpften Truppen ist, sich gegen den Gegner des Nachbarn zu wenden. Dennoch muß von der Feuerdisziplin verlangt werden, daß es geschieht, von der Stellungsbefestigung aber, daß Deckungen geschaffen werden, die solches Feuer ermöglichen. Das Maschinengewehr, die neue Waffe, die von schmaler Aufstellung aus eine starke Feuerwirkung ausüben kann, wird besonders zu solchen Aufgaben befähigt sein, zumal es bei der Kleinheit als Ziel leicht zu decken ist. Aber auch Feldgeschütze können zur Bestreichung toter Winkel oder zum flankierenden Eingreifen in das Infanteriegefecht bis in die Nähe der Infanteriestellungen oder in sie vorgeschoben werden. Sie sind gut eingegraben so aufzustellen, daß sie von der feindlichen Artillerie schwer zu fassen sind (Ziff. 231).

Es will scheinen, als ob die Stellungsbefestigung auf diese Weise zu etwas mehr gekünstelten Formen der Verteidigung führt. Wir nähern uns damit der offiziell gültigen russischen Befestigungsweise. Sie wird von einem ihrer Gegner in einer Streitschrift**) mit Geschick und Temperament, wenn auch nicht ohne Voreingenommenheit, verurteilt und unbarmherzig zerpflückt. Aber auch er will auf die Feuerwirkung in das Nachbargelände und die Längsbestreichung des Vorgeländes der Hauptstellung nicht verzichten, nur an die Stelle der dort angenommenen vorgeschobenen Stützpunkte und Dolchbatterien („des neusten Triumphes der Wissenschaft")

*) G. Glasko, Wojenny Sbornik 1/1912.

**) W. Shilzoff, Auf den Trümmern der Befestigung.

zurückgezogene Bestreichungsanlagen setzen. Wie dem auch sei, es geht aus der Natur der Sache hervor, daß derartige Anordnungen nur in sehr sorgfältig erkundeten, von langer Hand vorbereiteten Stellungen anwendbar sind, aber z. B. für Nachhutstellungen, die unter dem Druck des nachdrängenden Gegners besetzt und flüchtig eingerichtet werden, kaum in Frage kommen können.

Lage der Infanterielinien.

Für die Lage der Infanteriestellungen führt die F. Pi. D. aus dem Exerzier-Reglement (401[3]) an, daß sie bei der Absicht nachhaltiger Verteidigung Bestreichung auf nahen und mittleren Entfernungen gestatten müssen. Wo nur vorübergehend Widerstand geleistet werden soll, wird dem Schußfeld auf weiten und mittleren Entfernungen und der Nähe rückwärtiger Deckungen erhöhter Wert beigemessen.

Hiernach wird entschieden werden müssen, ob die Stellung auf dem Kamm einer Höhe oder, wie man bei uns und in Japan gewohnt ist, auf dem Hange feindwärts vorgeschoben, ob in stockwerkartiger Anordnung zu wählen ist. Die schlechte Verbindung weit vorgeschobener Infanterielinien nach rückwärts ist ein Grund, weshalb die Franzosen im allgemeinen die Kammlinie und einzelne sogar eine Stellung auf dem rückwärtigen Hange bevorzugen, und weshalb die Russen an ihrem System der vorgeschobenen Punkte, Hauptstellung und rückwärtigen Stellung festhalten.

Für die Unterstützungen, nötigenfalls auch für die Reserven, sollen bei Mangel an natürlichen Deckungen Deckungsgräben angelegt werden.

Verbindung nach rückwärts.

Wie die schwierige Frage der Verbindung von Hangstellungen nach rückwärts zu lösen ist, richtet sich danach, ob und wo sich im gegebenen Falle natürliche Deckungen in der Nähe der Schützengrabenlinien befinden, ob Zeit ist, besondere Deckungsgräben anzulegen, und ob die gegnerische Artillerie unmittelbar Einsicht in das Gelände hinter den Schützengräben gewinnen kann. Nötigenfalls muß man sich mit Masken an Stelle von Verbindungsgräben begnügen, um den Verkehr zur Stellung wenigstens der Sicht zu entziehen. Hat man sich zu Deckungsgräben dicht hinter den Schützengräben entschlossen, so bleibt wieder die Frage zu entscheiden, wie man von den Deckungsgräben nach rückwärts und von rückwärts in sie hineingelangt. Immer muß bei der Führung der Verbindungsgräben die Rücksicht auf möglichste Kürze mit der auf Deckung gegen Längsfeuer vereinigt werden. Mitunter wird man sich zur Eindeckung von einzelnen Strecken entschließen müssen.

Eindeckungen.

Bei der Ausstattung der Stellungen mit Eindeckungen jeder Art, Beobachtungsständen, Munitionsgelassen, Aborten, Verbandräumen, Unterständen und Unterschlupfen muß mit der vorhandenen Zeit und der Masse an Baustoffen gerechnet werden. Möglichst viele kleine Eindeckungen für alle in vorderer Linie verwendeten Truppen sind erwünscht, indes ist der Einbau von zahlreichen Deckungen nicht durch bloßen Befehl und guten Willen zu erledigen. Die Beschaffung und Heranführung von Baustoffen*) be-

*) Vgl. IX. Jahrgang, 1912. 2. Heft, Seite 279.



darf vielmehr sorgfältiger Erwägungen, guter Vorbereitungen und zahlreicher Kräfte (Ziff. 252—254). Oft werden die Fahrzeuge und Gespanne von Bagagen und Kolonnen dazu herangezogen werden müssen. Die F. Pi. D. begnügt sich nicht mehr mit den bloßen Unterschlupfen, sondern erkennt die Zweckmäßigkeit festerer Unterstände wieder an, wie sie auch in den Feldbefestigungs- und Truppenpionier-Vorschriften anderer Heere vorgesehen werden.

Geschlossene Feldwerke.

Geschlossene Feldwerke, die wir uns gewöhnt hatten, aus den offenen Feldstellungen auszuschließen, die sich aber fast überall sonst, besonders auch in der japanischen Feldbefestigung Bürgerrecht gewahrt hatten, sind auf Grund der letzten Kriegserfahrungen wieder aufgenommen worden. Allerdings wird ihnen nur ein bestimmter Wert, nämlich bei beschränktem Schußfeld und **hinter wahrscheinlichen Einbruchsstellen** (Ziff. 240) beigemessen. Sie sollen durch Geländebedeckungen oder Masken der Einsicht und feindlichen Artilleriewirkung entzogen sein. Hier befinden wir uns im scharfen Gegensatz zu den russischen Ansichten. Nach diesen haben, wenn auch im Widerspruch zu einzelnen Schriftstellern, die geschlossenen Stützpunkte für eine und zwei Kompagnien in der Linie der Hauptstellung, selbst sogar zur Befestigung vorgeschobener Punkte ihre Berechtigung behalten. Die „Anleitung im Feldingenieurdienst aller Waffen"*) führt als Muster dafür eine regelmäßig gestaltete Redute und eine um eine Bergkuppe in Schützengrabenform herumgeführte geschlossene Befestigung an. Die schon erwähnte Schrift Shilzoffs geht allerdings mit derartigen durch gedeckte Verbindungen und Eindeckungen sowie Hindernisse verstärkten Feldwerken streng ins Gericht. Shilzoff schlägt einen geschlossenen Stützpunkt vor, dessen Frontlinie auf dem Kamm der Höhe verläuft und dessen nach rückwärts ziehende Flanken neben besonderen Zwischenraumstreichen hinter dem Werk die Bestreichung des Nachbargeländes übernehmen sollen.

Benutzung von Örtlichkeiten.

Ebenso wie die Feldwerke sich wieder beschränkte Duldung erworben haben, so hat die F. Pi. D. auch den Örtlichkeiten, Wäldern, Dörfern, Gehöften ihren Wert für die Verteidigung aufs neue zuerkannt, allerdings unter der Bedingung, daß sie das Artilleriefeuer nicht auf sich ziehen. Auch hierbei stützt man sich auf die Erfahrungen des letzten Krieges, wo die chinesischen Dörfer namentlich in der sonst deckungslosen Ebene die gegebenen Punkte waren, an die sich die Verteidigungslinie ankristallisierte, und wo die Lehmmauern und Wände der Häuser leicht zu verstärkende Deckungen abgaben. Auf ihre Kriegserfahrung fußend sprechen die Japaner die Benutzung der Örtlichkeiten im allgemeinen als vorteilhaft an, und unsere westlichen Nachbarn haben sich auf denselben Standpunkt gestellt; die Österreicher scheinen sich uns anzuschließen. Die russische Gefechtsvorschrift geht noch weiter, indem sie sagt: „Stützpunkte können

*) Vgl. Besprechung der Anleitung, Mil.W.Bl. Nr. 56—59, 1911.

aus einzeln liegenden zur Verteidigung eingerichteten Geländebedeckungen, Feldwerken oder aus Gruppen von Schützengräben, Feldwerken und vorhandenen Deckungen bestehen." Das japanische E. R. will nur die Reserven und Artillerie von den Örtlichkeiten ferngehalten wissen und betont die Wichtigkeit guter Verbindungen im Innern scharf. Die Italiener waren bei der Einbeziehung natürlicher Deckungen in die Verteidigungslinie geblieben. Sie haben jetzt in Tripolitanien und der Cyrenaika erst recht Gelegenheit gehabt, bei dem Fehlen der Artillerie auf seiten des Gegners die vorhandenen Deckungen auszunutzen. Ihre sämtlichen Verteidigungsanlagen können dort ohne Gefahr des Erkanntwerdens durch den Gegner fast friedensmäßig in Baulichkeiten und mit Zelten in den Gräben ausgestaltet werden, wie es das Bedürfnis und die Bequemlichkeit der besetzenden Truppen und der Boden gestatten.

Beobachtung.

Sehr viel Wert wird neuerdings überall den Einrichtungen für die Beobachtung beigemessen. Sie sind für Führung und Truppe gleich wertvoll (Ziff. 242). Die Beobachter stehen unter Ausnutzung natürlicher und künstlicher Deckungen auf Punkten mit guter Übersicht, unter Umständen auf eigens für sie errichteten unauffälligen Bauten, oder es sind in der Kampflinie vorwärts oder seitwärts der Schützenstellungen gegen Schuß und Sicht gedeckte Einbauten anzulegen.

Die russische Anleitung im Feldingenieurdienst und besonders die Feldbefestigungs-Vorschrift zeigen hierfür mehrere Arten der Anordnung auch für Artilleriestellungen, die beweisen, daß man dort, auf Kriegserfahrungen gestützt, diesen Anlagen besonders große Bedeutung beimißt.

Die F. Pi. D. unterscheidet in den Ausführungsbestimmungen zwischen Anlagen für die höhere Führung und die Truppe. Man braucht nur an Beobachtungswarten wie z. B. auf dem St. Blaise in der Einschließung von Metz und an die von den Vorposten besetzten gedeckten Stände in den Schützengräben vor Mukden zu denken, um diese Teilung nach Zweck und Einrichtung als für alle Fälle des Krieges gerechtfertigt zu erkennen. Die vorzüglichen Beobachtungsmittel von heute, Scherenfernrohre u. dgl. ermöglichen gute Beobachtung auch von den weit zurückliegenden Warten aus, die vor allem für die höhere Führung in Betracht kommen.

Nachrichtendienst.

Mit den Einrichtungen für die Beobachtung gewinnt der Nachrichtendienst in der Stellung und nach etwa vorgeschobenen Beobachtungspunkten an Wichtigkeit. Das eingebaute Fernsprechnetz soll durch Winkerverbindung, Leuchtsignale, Feuerzeichen u. dgl. ergänzt werden. In einer gut ausgebauten Stellung wird es ähnlich angeordnet werden, wie es die K. u. F. skizziert, d. h. die höhere Führung ist durch Anschluß der Truppenfernsprecher mit der vordersten Linie und insbesondere mit ihren Beobachtungsständen verbunden. Es bleibt allerdings zu wünschen, daß sie sich dadurch nicht zum Eingreifen in die niedere Gefechtsleitung und diese umgekehrt zur Unselbständigkeit verleiten läßt. Das in der russischen Anleitung im Feld-



ingenieurdienst mitgeteilte Schema für den Verbindungsdienst in einem Regimentsabschnitt erläutert die Verwendung der Truppenfernsprecher sehr zweckmäßig.*)

Weiter muß mit der Beobachtung die Beleuchtung des Vorgeländes, und zwar Fern- und Nahbeleuchtung in Verbindung gebracht werden, worüber der besondere Abschnitt der Anleitung die taktischen Grundsätze beibringt.

Hindernisse. Zu jeder Verteidigungsstellung gehören, den Grundgedanken der Verteidigung entsprechend, Hindernisse. Sie erhöhen die Widerstandskraft der Befestigung und schützen namentlich bei Nacht vor Überraschungen.

Die F. Pi. D. will sie in erster Linie vor den schwächsten Punkten der Stellung angelegt wissen (Ziff. 243) und führt die üblichen Bedingungen für ihre Anordnung an. Darunter wird besonders betont, daß sie im nächsten Feuerbereich des Verteidigers liegen und nachts dauernd bewacht werden müssen. Doch haben Hindernisse auch in nicht eingesehenem Gelände ihren Wert, da sie dem Feinde seine Ausnutzung erschweren.

Wir erinnern uns aus dem letzten Kriege, daß namentlich auf russischer Seite Hindernisse oft in zwei- und dreifacher Reihe in langen Linien angelegt worden sind. Dies ist ein Grund gewesen, der die Russen an dem Übergang zur Offensive verhindert hätte, auch wenn sie nicht ohnehin den Glauben daran verloren gehabt hätten. Zweifellos haben aber diese Hindernisse stellenweise großen Nutzen gebracht, indem mancher Sturm der Japaner an ihnen zerschellt ist. Auch das Artilleriefeuer, selbst aus schweren Haubitzen, hat nicht den allgemein erwarteten Erfolg gehabt und ausreichende Gassen geschaffen. Immer jedoch haben Hindernisse nur so lange wirklich genützt, als der Verteidiger der hinter ihnen gelegenen Stellen das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Es kam dabei weniger auf die Stärke der Hindernisse, als auf ihre richtige Lage und gute Bewachung an. Wurde der Angreifer rechtzeitig entdeckt, so trat das Feuer in seine Rechte. Das ist schließlich der Hauptzweck der Hindernisse, daß sie den Gegner unter dem Feuer einer gut verteilten Truppe festhalten. Wenn dann der Verteidiger sich die Möglichkeit gewahrt hat, aus dieser Stellung heraus rechtzeitig durch die Hindernisse zum Gegenstoß vorzugehen, dann haben sie voll ihre Schuldigkeit getan. Die Russen hatten sich in ihren eigenen Netzen gefangen, wie in einem Aufsatz über die Bedeutung der Hindernisse richtig bemerkt ist.**) Daß solche Kriegslehren mitunter schnell vergessen werden, beweist die auch jetzt noch bei ihnen vorhandene Vorliebe für geschlossene Hindernislinien. Unbedingt wird für die Stützpunkte ein Hindernis ringsherum verlangt, während für die Zwischenlinien allerdings Unterbrechungen gefordert werden, anscheinend nur nicht genug.

---

*) Vgl. die Besprechung der Anleitung, Mil.W.Bl. Nr. 59, 1911.

**) Marijuschkewitsch, Künstliche Hindernisse, Mitteilungen der russischen Kriegsakademie, 23 u. 24.

In der Literatur, z. B. in dem eben erwähnten Aufsatz, sodann in der Shilzoffschen Schrift „Auf den Trümmern der Befestigung", werden beherzigenswerte Vorschläge für die Anordnung der Hindernisse auf den Flanken und ferner für Hindernisstreifen gleichlaufend zur Angriffsrichtung gemacht. Letztere sollen die Ausbreitung des siegreichen Angreifers nach der Seite verhindern und ihn wie in einem Käfig dem konzentrischen Feuer des Verteidigers aussetzen.

Auch für die Artillerie wird in der F. Pi. D. die Anlegung einfacher Hindernisse bedingungsweise empfohlen (Ziff. 355).

Die F. Pi. D. macht noch auf einen weiteren, für die Führung sehr wichtigen Punkt aufmerksam, daß nämlich die Beschaffung der Baustoffe für ausgedehnte Hindernisse im Felde oft schwierig wird. Dies war in der Mandschurei mit Draht der Fall; infolgedessen sah man sich genötigt, die Tiefenausdehnung der Hindernisse zu beschränken. Mit Recht wird aber darauf hingewiesen, daß bei aufmerksamen Verteidigern auch an sich geringwertige Hindernisse genügen.

Verhaue waren in den Stellungen des letzten Krieges wegen Mangels an Holz selten. Das setzt den Wert namentlich der Baumverhaue nicht herab; bei der Verteidigungseinrichtung und der Entfestigung*) von Orten und Wäldern sind sie das gegebene, dem Astverhau weit vorzuziehende Hindernis (357 und 358).

Grundsätzlich sind Geländeverstärkungen zu verschleiern und zu sichern. Je mehr und länger es dem Verteidiger gelingt, die Erkundung der Stellung abzuweisen, um so schwieriger und zeitraubender gestaltet sich der Angriff. Wenn dann die Befestigungen und ihre Besatzung selbst durch scharfeFerngläser vom Vorgelände und von Luftfahrzeugen aus nicht mehr erkennbar sind, so hat der Verteidiger das beste getan. Bewegung in der Stellung und übereilte Feuereröffnung verraten aber auch gut angelegte Befestigungen vorzeitig (E. R. f. d. J. 406 u. 411).

Der Abweichungen von der Stellungsbefestigung in besonderen Fällen, in Einschließungslinien vor Festungen, zum Schutz der Etappenorte und zur Sicherung von Brücken oder Tunnelausgängen, wo es sich um den Ortsbesitz handelt, ist in den Grundsätzen, soweit nötig, gedacht. In diesen Fällen fordert die Lage auf, der Verteidigungseinrichtung besondere Stärke zu geben. Daher gewinnen starke Hindernisse, geschlossene Umfassungen, feste Stützpunkte erhöhten Wert (Ziff. 250 u. 251).

Erkundung und Arbeitsausführung.

Die Arbeitsausführung bleibt im allgemeinen Sache jedes einzelnen Truppenverbandes, was nicht ausschließt, daß zu größeren Arbeiten auch andere Truppen herangezogen werden. Die Führer sind für den Fortschritt und die sachgemäße Ausführung der Arbeiten verantwortlich und haben dafür zu sorgen, daß die schwächsten Teile der Stellung, solche mit schlechtem Schußfeld und vorspringende Punkte, besonders beobachtet werden (Ziff. 224).

*) d. h. den Arbeiten, die dem Gegner die Festsetzung und das Heraustreten erschweren sollen.



Gründliche **Erkundung** begünstigt zweckentsprechende Anordnung und Ausführung der Befestigungsanlagen. Die Kommandeure in den Abschnitten, Artillerie- und Pionieroffiziere sind nach Möglichkeit dazu heranzuziehen (Ziff. 219). In den auf Grund der Erkundungsergebnisse erlassenen Befehlen sind alle Arbeiten von besonderer Wichtigkeit im Vorgelände oder der Stellung selbst hervorzuheben. Die klare Bezeichnung der Abschnittsgrenzen wird zweckmäßig auch auf Beitreibungen von Baustoffen ausgedehnt. Bestimmungen über Beginn und Beendigung der Arbeiten sind hinzuzufügen (Ziff. 221), besonders, wenn man in Rücksicht auf Verschleierung der Stellung sich dagegen versichern muß, daß eifrige Unterführer im Streben nach möglichster Stärke und Vollkommenheit ihrer Abschnitte die Stellung durch Fortsetzung der Arbeiten für den Angreifer kenntlich machen würden. Unter Umständen werden die Arbeiten im feindlichen Feuer, in anderen Fällen erst bei Nacht fertiggestellt werden können. Auch kann es zweckmäßig sein, die Arbeiten bei Tage abzustecken, um sie erst bei Dunkelheit auszuführen (Ziff. 225).

Wenn es an Zeit zu Erkundungen fehlt, so muß jeder Truppenteil ungesäumt nach seiner Gefechtsaufgabe mit der Geländeverstärkung beginnen. Die Einheitlichkeit in den Befestigungsanlagen muß alsdann durch nachträgliche Anordnungen gesichert werden (Ziff. 222).

Die Pioniere werden, soweit sie nicht Sonderaufträge erhalten, den Truppenverbänden unterstellt, in deren Bereich sie schwierige und schnell zu erledigende Arbeiten zu leisten haben. Während des Kampfes bleiben Pionierabteilungen in vorderer Linie (Ziff. 226) zu Kampfarbeiten bereit. Sie haben Beleuchtungsgeräte zu bedienen, Handgranaten bereitzustellen, Befestigungen zu ergänzen, Wege zu bahnen und zu schließen und müssen auch hierbei zeigen, daß ihre gründliche Ausbildung mit der Waffe sie zu der viel schwereren und entsagungsvollen Aufgabe befähigt, im feindlichen Feuer Arbeiten zu leisten, die der Schwesterwaffe zugute kommen, anstatt selber mit dem Gewehr in der Hand zu fechten.

Man begegnet häufig der an sich natürlichen Forderung, daß die Gefechtskraft der Truppe nicht durch übermäßige Inanspruchnahme der Kräfte für Befestigungsarbeiten leiden dürfe. Dabei ist aber zu bedenken, daß Befestigungsanlagen an richtiger Stelle nicht um ihrer selbst willen sondern zur Verminderung von Verlusten und der Kräfteersparnis wegen geschaffen werden. Zudem überanstrengt sachlich geleitete Vorbereitung der Verteidigung bei ausreichender Fürsorge der Vorgesetzten für Ablösung, Ruhe und Verpflegung niemand und gibt sogar eine willkommene Ablenkung von den Gedanken an den bevorstehenden Kampf.

Feldbefestigung beim Angriff.

Anwendung.

Für die Anwendung der Feldbefestigung beim Angriff, über die das japanische Exerzier-Reglement die im Kriege gemachten eigenen Erfahrungen zweckmäßig festlegt,

muß Einfachheit und Beschränkung verlangt werden. Jedes Zuviel schädigt die Feuertätigkeit und beansprucht physische Kräfte, deren die Durchführung des Angriffs kaum entbehren kann. Es kostet zudem Zeit, die dem Verteidiger zum weiteren Ausbau seiner Anlagen und sonstigen Gegenmaßregeln (E. R. f. d. J. 313), vor allem für die Verwendung seiner Reserven, zugute kommt, deren Aufstellung und Heranziehung in den heutigen breiteren Verteidigungsfronten schwierige Fragen stellt. Aber es kann doch notwendig werden, beim Begegnungsgefecht gewonnene Stützpunkte (z. B. die vorgeschobenen Stützpunkte der Russen oder Örtlichkeiten) oder irgend welche Geländeabschnitte ungesäumt zur Verteidigung einzurichten, um gegen Rückschläge gesichert zu sein. Zu diesem Zwecke kann es sich auch empfehlen, Unterstützungen sich eingraben zu lassen, namentlich wenn sie seitwärts herausgeschoben sind und gleichzeitig gegen Flankenstöße zu sichern haben. In England geht man sogar so weit, den Angriff erst nach Verteidigungseinrichtung genommener Stellungen fortsetzen zu wollen.*) Beim Angriff auf befestigte Stellungen bietet das Schanzzeug jedenfalls ein Mittel, die Truppe trotz gesteigerter Widerstandskraft des Verteidigers kampfkräftig an den Feind zu bringen und Deckungen zu schaffen, um diesen durch Feuer auch mit Handgranaten zu erschüttern (Ziff. 257).

Art der Verwendung.

Die Art der Verwendung der Befestigung im Angriff wird verschieden sein. Maßgebend ist die Stärke der feindlichen Stellung und Kampftüchtigkeit ihrer Besatzung. Gegenüber besonders widerstandsfähigen und nachhaltig verteidigten Stellungen können Führung und Form sich schließlich denen des Kampfes um Festungen nähern. Aber man wird nicht umhin können, es als Übertreibung zu bezeichnen, daß auch unterirdisches Vorgehen gegen den Verteidiger notwendig werden könne, etwa in der Art, wie es bei der 3. sibirischen Division vor dem Dorf Lintschinpu und der Eisenbahnredute am Schaho gerühmt worden ist.**) Ebenso ist die anderwärts empfohlene***) Verwendung tragbarer Hindernisse (Drahtwalzen, spanischer Reiter, Ziff. 356) hier nur bedingungsweise (etwa zum Flankenschutz oder vor gefährdeten Stellen bei sehr lange beabsichtigtem Verharren in ihnen) gerechtfertigt.

Einfluß der Führung.

Notwendig ist, daß der Truppenführer sich die Bestimmung in der Hand behält, wie der **Angriff vorzutragen**, welche Abschnitte zunächst zu gewinnen und als Ausgangsstellungen für den Weiterangriff zu befestigen sind. Keinesfalls darf das Verfahren den Drang nach vorwärts lähmen, vielmehr müssen alle Führer unausgesetzt danach trachten, die schwachen Stellen des Verteidigers zu erspähen und sie aus eigenem Entschluß soweit auszunutzen, wie es die Rücksicht auf die Einheitlichkeit des Angriffsverfahrens gestattet (Ziff. 258).

---

*) Löbellsche Jahresberichte 1911.

**) Vgl. Sappen- und Minenarbeiten im Feldkrieg, Kriegstechn. Ztschr. 1907.

***) Marijuschkewitsch, Künstliche Hindernisse, Mitteilungen der russischen Kriegsakademie, 23 u. 24.

Unter Berücksichtigung dieses Gedankenganges des E. R. f. d. J. gibt die F. Pi. D. in Übereinstimmung mit den Ziffern der K. u. F., auf die Bezug genommen wird, Anhaltspunkte für die Einwirkung der Führung, die Entstehung und den Ausbau der Angriffsstellungen, die Aufgaben der Einzelerkundungen und das Zusammenwirken der Infanterie und Pioniere.

Um den Mißbrauch des Spatens beim Angriff zu verhüten, setzt die russische Anleitung im Feldingenieurdienst fest, daß der Regimentskommandeur oder der mit einer selbständigen Gefechtsaufgabe betraute Führer über das Eingraben zu verfügen hat, wenn nicht vorher allgemeine Anweisungen darüber gegeben sind. Wie der Widerspruch zwischen dieser Einschränkung und der sonst überall betonten Selbständigkeit wohl gelöst werden mag, bleibt offene Frage.

Arbeiten beim Angriff auf Festungen.

Für die Pionierarbeiten beim Angriff auf Festungen werden, unter Anführung und Ergänzung der Bestimmungen der K. u. F. Grundsätze, z. B. für die Erkundungen, die zweckmäßige Anordnung des Dienstbetriebes, die Diensteinteilung und die Ablösung der vorderen Linie aufgestellt und entsprechende Maßnahmen empfohlen. Die ordnungsmäßige Erhaltung der Laufgräben hatte schon die K. u. F. als im eigensten Interesse der Infanterie des Abschnittes liegend, der Unterabschnittsbesatzung zur Pflicht gemacht. Als Organ hierfür sollen die Infanterie-Regimenter Laufgrabenoffiziere kommandieren.

In dem Bilde der Lage von Infanteriestellungen (Ziff. 312) ist das Streben ersichtlich, kein Schema aufkommen zu lassen. Die im Angriff zu gewinnenden Stellungen sollen nur Etappen, nicht um ihrer selbst willen geschaffene Befestigungen, nur Schritte zum Siege sein. Was der K. u. F. in dieser Beziehung als unleugbares Verdienst zugesprochen werden kann, die bewußte Ausnutzung aller Kräfte und Mittel zum selbsttätigen Vordringen im Sinne des Angriffsgedankens, soll in der F. Pi. D. in gleicher Weise zum Ausdruck gelangen. Es ist bemerkenswert, daß die japanischen Vorschriften (E. R. f. d. J. und Feldbefestigungs-Vorschrift) trotz aller Opfer, die den Japanern ungenügend vorbereitete Angriffe gekostet haben, an demselben Gedanken unbekümmerten Vordringens festhalten, ohne indessen die durch die Erfahrung gewiesenen technischen Mittel für die Minderung der Verluste fürder zu verschmähen.

Einzelheiten.

Bei der Abfassung der F. Pi. D. ist es nicht immer möglich gewesen, Grundsätze und Ausführung scharf zu trennen, doch sind anscheinende Wiederholungen im Abschnitt Ausführungen durch das Streben nach Übersichtlichkeit und Vollständigkeit gerechtfertigt. Die Ausführungen fallen der Infanterie nun im ganzen Umfange zu. Hierin liegt einer der Hauptunterschiede der F. Pi. D. gegen die Fassung der französischen und russischen Vorschriften. Die neue französische **Instruction pratique** unterscheidet

immer noch zwischen flüchtiger und verstärkter Feldbefestigung, ebenso wie die russischen Anleitungen Selbsteingraben für Infanterie und Artillerie von der Feldbefestigung trennen. Sie ist aber doch einen Schritt weiter gegangen, als die frühere v. J. 1906; sie weist der Infanterie bei der Verwendung und Ausbildung auch Verteidigungsarbeiten zu, ohne daß sie die Anleitung durch Genietruppen abzuwarten braucht, macht sie also erheblich selbständiger, als es bisher üblich war und in dem ersten Teil der vorliegenden Arbeit angenommen werden konnte. Auch von der russischen Infanterie wird Feldbefestigungsarbeit über den Rahmen des sogenannten Selbsteingrabens hinaus verlangt, aber immer noch mit der Bedingung, daß die Sappeure, wenn möglich, Anleitung darin erteilen, und daß die Truppensappeure als Lehrpersonal ausgiebig verwendet werden.

Die Formen.

Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß auch die Formen der F. Pi. D. etwas mehr Kunst zum Ausdruck bringen als die früher gültige Feldbefestigungs-Vorschrift. Schon über die Arbeiten im Vorgelände sind eingehendere Angaben erbracht, die gestatten werden, daß man sich ein besseres Bild über das Erforderliche und die Möglichkeit der Leistung machen kann. Es ist eine alte Erfahrung sowohl der Praxis der Kriege wie der applikatorischen Bearbeitung von Aufgaben im Gelände und auf dem Papier, daß man sich viel zu viel vornimmt. Gewöhnlich wird dann die Führung eingreifen und besondere Truppen für umfangreichere Arbeiten namentlich im weiteren Vorfelde abteilen müssen. Die Verwendung der Pioniere ist vornehmlich bei der Verstärkung natürlicher Hindernisse, Entfestigung von Orten, Zerstörungsarbeiten und Verschleierung zu denken. Zum Niedertreten von Getreide und Abschlagen von Gebüschen und ähnlicher der schanzenden Truppe vor ihrem Abschnitt zufallender Tätigkeit, ist ihre Arbeitskraft zu schade.

Für Schützengräben und Einrichtung vorhandener Deckungen sind die bewährten Formen beibehalten. Nicht unnötig ist der Hinweis auf Anbringung von Schulterwehren und Rückenschutz in solchen Deckungen, z. B. hinter Mauern. Doch wird durch Beschränkung auf wenige Beispiele dem Gesichtspunkte Rechnung getragen, daß für die Ausnutzung der Örtlichkeiten keine erschöpfende Vorschrift gegeben werden kann und die vorteilhafteste Verwertung des Vorhandenen am besten der Findigkeit des Offiziers zu überlassen ist. Dies wird uns nicht hindern, einige neue Formen der Instruction pratique für die Einrichtung von Mauern und Gittern, für Schützengräben mit Schrapnellschutzdecken nach russischem Muster, ferner für Deckungen an rückwärtigen Hängen als sehr zweckmäßig anzuerkennen.

Zu begrüßen sind die sehr klaren bildlichen Darstellungen der praktisch erprobten Deckungen für Schützen und der Formen für Maschinengewehr- und Feldgeschützdeckungen. Die Geschützdeckungen sind im allgemeinen der reglementarischen Stellung des abgeprotzten Geschützes mit Schutzschild angepaßt. Leichte Rückenwehren werden bei vorhandener Zeit angeschüttet. Die Batterie ist durch die

mitgeführten Sandsäcke in der Lage, sich auch während des Gefechtes schnell durch Anschluß an die Schutzschilde mit wenig Arbeit Deckung zu schaffen. Die neuerdings beabsichtigte Einführung von tragbaren Spaten des Infanteriemodells erleichtert ihr diese für das Aushalten im Gefecht wichtige Arbeit. Über den Ausfall an Beweglichkeit, der durch die Rückenwehren verursacht wird, wird sie sich hinwegsetzen müssen und können, da in verdeckter Stellung das Aufprotzen immerhin nicht mehr in dem Maße gefährdet ist wie in offener. Bei offener Stellung wird zur Herstellung von Rückenwehren ja doch keine Zeit sein.

Die neuen Formen für die Feldartillerie stehen wieder in scharfem Gegensatz zu den zahlreichen und künstlichen Formen der russischen Vorschriften. Bei den dort herzustellenden Geschützdeckungen werden auch die Sappeure verwendet. In einem Punkte haben wir uns aber der russischen Feldbefestigungs-Vorschrift genähert: Es wird (in Ziff. 377) empfohlen, unter Umständen auch die Geschützstände selber so einzudecken, daß unter ihnen hervor gefeuert werden kann. Vielleicht wird die Artillerie mit diesen Schutzdecken zunächst weniger einverstanden sein, wahrscheinlich aber im nächsten Feldzuge ihnen doch Geschmack abgewinnen.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß unter den Hindernissen tragbare Hindernisse zum Schließen von Lücken (Ziff. 356) aufgenommen und die Wolfsgruben allerdings mit übergezogenem Drahtnetz wieder aufgelebt sind. So viel Freunde sich jene erworben haben, so viel ist gegen diese geltend gemacht worden. Ohne Drahtnetzüberspannung sollen sie die Festsetzung des Angreifers und das gedeckte Vortreiben von Annäherungsgräben geradezu begünstigt haben.

Gang der Arbeit.

Die Schilderung des Ganges der Arbeit ist auf das Notwendigste beschränkt. Das Verfahren ist an sich nicht wesentlich von dem der russischen Anleitung im Feldingenieurdienst verschieden, doch nicht in dem Maße genau vorgeschrieben wie dort. Ob freilich die Absteckungen, die, soweit Gefechtslage und Zeit es gestatten, vorzunehmen sind (Ziff. 302[2]), für Arbeiten bei Tage nicht entbehrlich sind und vielleicht einen Rückschritt bedeuten, mag dahingestellt bleiben. Alle derartigen Hilfsmittel, wie z. B. das weiße Band, sind geeignet, die Unselbständigkeit des Mannes zu fördern und die Bedeutung der Festsetzung (Ziff. 311[3]) abzuschwächen, daß die Truppe geübt sein muß, bei großer Nähe des Feindes auch ohne vorherige Absteckung sich in der richtigen Front einzugraben.

Die Ausführung der Geländeverstärkung im feindlichen Feuer ist überall in fast gleicher Weise erprobt. Im japanischen Pionierreglement wird der Schulung in derartigen Arbeiten in gebückter, unbequemer Haltung und im Liegen großer Wert beigemessen. Für das Heranarbeiten an feindliche Stellungen ist in der F. Pi. D. ähnlich wie in der japanischen Feldbefestigungs-Vorschrift die Verwendung von Sandsäcken, die Ausnutzung von Granatlöchern, verlassenen Deckungen des Feindes, eigenen Einzeldeckungen empfohlen und zum Teil bildlich dargestellt. Absteckungen und An-

stellung zum Ausheben von Stellungen und Verbindungsgräben sind mit wenigen das Wesen der Sache fassenden Worten behandelt.

Während letztere aus der theoretischen Bearbeitung entwickelt sind, sind die Angaben über die Verwendung der Sandsäcke namentlich im Angriff auf die russisch-japanische Kriegserfahrungen aufgebaut. Hierbei haben sich beide Gegner in der lautlosen Herstellung zusammenhängender Deckungen als geschickt und erfindungsreich erwiesen. Künsteleien liefen freilich hier und da unter; z. B. hat beim Gegenüberliegen der Russen und Japaner vor Mukden eine Sappeurkompagnie des russischen XVII. Armeekorps ein reichlich umständliches Verfahren ausprobiert, mittels dessen gefüllte Sandsäcke zur Bildung einer neuen Stellung vorgebracht werden können. Auch hier behält der alte Grundsatz, daß das Einfachste das Beste ist, seine Geltung. Es ist durch die Bilder 178 und 179 (zu 317) anschaulich erläutert.

Die im Kriege erwiesene Befähigung des japanischen Soldaten für Feldbefestigungsarbeiten aller Art, für das Anpassen an Geländeformen und Anschmiegen an Geländegegenstände, für geschickte Verschleierungsarbeiten wird gerühmt und aus der Eigenart des Landes und seiner Bewohner erklärt.*) Ob gewissenhafte Übung an der Hand einer zeitgemäß abgefaßten Vorschrift unsere Hauptwaffen zu gleichem Können zu erziehen vermag, muß die Zukunft lehren.

Beleuchtung.

Allgemeines.

Der Abschnitt der F. Pi. D. über Beleuchtung heißt bezeichnenderweise „Beleuchtungsmittel". Er gibt die Mittel an, die für die kriegsmäßige Beleuchtung im nächtlichen Fern- und Nahkampf zur Verfügung stehen und bringt die Grundsätze für ihre Verwendung, die sich bisher der technischen Ausbildung des Gerätes folgend nur sehr zögernd herausgebildet haben. Es liegt nahe, entsprechend dem Fern- und Nahkampf auch Fern- und Nahbeleuchtung zu unterscheiden. Zu jener wären die fahrbaren großen und mittleren Scheinwerfer, zu dieser die tragbaren kleinen Scheinwerfer und die von der F. Pi. D. aufgezählten Leuchtmittel zu rechnen, die vorderhand bei den Pionierkompagnien und Pionierbelagerungstrains mitgeführt und wahrscheinlich mit der Zeit vermehrt und verbessert werden. Da aber die fernleuchtenden Scheinwerfer auch den mannigfaltigen Aufgaben des Infanteriegefechts bei Nacht bis zur Abwehr und zur Blendung des Gegners beim Nahkampf zu dienen haben, so würde die in der Militärliteratur gestreifte und nach ihr z. B. in Rußland beabsichtigte Zuteilung**) von fahrbaren Scheinwerfern zur Artillerie keine glückliche Lösung der Frage darstellen. Ebensowenig vorteilhaft erscheint vorderhand die Ausstattung der Infanterie mit den der Nahbeleuchtung dienenden kleinen tragbaren

*) Haushofer, die geographischen Grundlagen der japanischen Wehrkraft.
**) Streffleur Nr. 1, 1911.



Scheinwerfern, die immerhin eine sorgfältige Bedienung erfordern und dazu ein so wichtiges Kampfmittel darstellen, daß die Führung sich ihrer für den Bedarf unbedingt versichern muß. Sonach ist die Bildung von Scheinwerferabteilungen, sei es als selbständigen oder an technische Truppen angegliederten Formationen, die beste Lösung.

Die mit der Wehrvorlage genehmigte Aufstellung von Scheinwerferzügen bei den Pionierbataillonen bahnt die Kriegsformation an und beseitigt einen organisatorischen Mangel, der bei einer kriegerischen Verwickelung sich sehr nachteilig hätte äußern können. Denn wenn auch die „Nachtgefechte mit Scheinwerferbeleuchtung im Rahmen größerer Schlachten der Zukunft" durchaus nicht „die Regel" für den Zukunftskrieg darstellen*), so lehren doch die durch Scheinwerferlicht zum Scheitern gebrachten gut angesetzten Sturmangriffe und Überfälle der Japaner, daß Scheinwerfer nachgerade als unentbehrliches Kriegsmittel angesehen werden müssen. „Sie können eine völlige Umwälzung in der Art und Weise der Führung von Nachtgefechten hervorrufen."**) Die hieraus zu entnehmenden Folgerungen sind in allen Staaten gezogen worden, wenn auch anscheinend das Versuchsstadium noch nicht überall überwunden ist. In England ist versuchsweise eine Scheinwerferkompagnie zu sechs Zügen aufgestellt. Bei den letzten italienischen Manövern spielten Scheinwerfer beim Angriff auf Oddolengo eine Rolle. In Frankreich ist Versuchsgerät in Erprobung und in Österreich sind schon vor einigen Jahren Vergleichsversuche mit bespannten und Scheinwerferzügen auf Kraftwagen durchgeführt worden. In Rußland sind bei den Sappeurbataillonen bereits im Vorjahre Führer von Scheinwerferkommandos in den Etat eingestellt und 60 cm und 75 cm-Scheinwerfer offiziell als Feldgerät eingeführt worden. Aber Reglements scheinen noch überall zu fehlen; so auch in Rußland, weshalb sich der Oberbefehlshaber des Militärbezirks Warschau veranlaßt gesehen hat, in einer ausführlichen Verfügung Hinweise für die Verwendung des Scheinwerfers zu geben. Sie decken sich im wesentlichen mit dem, was in der Literatur zur Klärung der Sache beigebracht***) und was in der F. Pi. D. als Grundsätze festgestellt worden ist.

Organisation. Die **Organisation der Scheinwerferabteilungen** muß am besten auf den Bedarf an Scheinwerfern bei Verteidigungsstellungen aufgebaut werden. Es

---

*) Löbellsche Jahresberichte 1911, S. 261.

**) Aus dem weiter unten erwähnten Prikas des Oberbefehlshabers des Militärbezirks Warschau 205/1911, siehe Kriegstechnische Zeitschrift 3/1912.

***) Eine vortreffliche Arbeit von A. Spačil „Vorfeldbeleuchtungsmittel zeitgemäßer Ausgestaltung und Organisation" in den Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens (2 und 3/1910) bringt die in Österreich sich durchringenden Ansichten zur Darstellung und behandelt auch die taktischen Fragen der Vorfeldbeleuchtung eingehend.

Der im Militär-Wochenblatt 59 bis 61/1912 enthaltene Aufsatz über „Bedeutung und Verwendung von Scheinwerfern" bespricht die Entwicklung und den jetzigen Stand des Scheinwerferwesens und gibt ebenfalls beherzigenswerte Winke für die Verwertung des neuen Kampfmittels. Die folgenden kurzen Angaben über die Organisation der Truppe sind ihm entnommen.

handelt sich dabei um das in erster Linie für den Feldkrieg bestimmte leichte fahrbare und das tragbare Gerät. Auf jeden Kilometer einer von einem Armeekorps besetzten Stellung von 7½ km Frontbreite ist ein leichter Scheinwerfer mit 60 cm-Spiegel zu rechnen [nach dem eben angezogenen Prikas Warschau auf je 1 bis 3 Werst (1,07 km) ein Scheinwerfer, was zu wenig ist!]. Die hiernach nötigen 8 Scheinwerfer wären zu je zwei Zügen auf die Divisionen zu verteilen, die Scheinwerfer der in Reserve zurückbehaltenen Verbände könnten in der Front mit eingesetzt oder dort als Reserve bereitgestellt werden. Ob unter dem Gesichtspunkt, daß nicht alle Truppenverbände in der Verteidigung ihrer Scheinwerfer bedürfen, je ein Zug für jede Infanterie-Division ausreichen würde, muß sich in der künftigen Praxis ergeben. Es ist aber immerhin fraglich, ob die leichten Scheinwerfer während der Dauer einer Feldschlacht so leuchtfähig erhalten werden können, daß diese Sparsamkeit gerechtfertigt ist. Die Zahl der tragbaren Scheinwerfer mit 25 cm-Spiegeln ist auf das Doppelte zu bemessen.

Das Gerät der leichten Scheinwerfer ist geteilt mit der Maschine auf der Protze, mit dem Scheinwerfer und dem umlegbaren oder ausziehbaren Mast auf der Lafette der Scheinwerferwagen unterzubringen. Die tragbaren Scheinwerfer bedürfen zu je vier eines Fahrzeuges.

Wie das hauptsächlich für den Kampf um Festungen bestimmte schwere Gerät mit 90 cm-Spiegeln zu organisieren ist, kann noch offene Frage bleiben. Als Bedarf ergibt sich für eine Festung ebenfalls ein Scheinwerfer auf je 1 km in der Linie der Aufstellung. Er ist an die Wege gebunden, während das natürlich gleichfalls vor und in Festungen verwendbare leichte Gerät im allgemeinen die Beweglichkeit und Fahrbarkeit eines Feldgeschützes haben muß.

Im allgemeinen scheint die Organisationsfrage in allen Staaten einer ähnlichen Lösung zugeführt zu werden. Das wesentliche dabei ist, daß mit der Größe der Spiegel die Leuchtweite zwar zunimmt, aber auch das Gewicht des Systems unverhältnismäßig wächst, so daß bei Spiegeln über 60 bis 75 cm Durchmesser die freie Beweglichkeit des leichten Feldgeräts bei Unterbringung auf einem Fahrzeug nach dem Protzsystem mit Pferdezug in Frage gestellt ist oder Verteilung auf zwei Fahrzeuge eintreten muß. Es war dabei noch die Frage zu entscheiden, ob mechanischer Zug oder Pferdezug vorzuziehen ist. In unserem Zeitalter der Entwicklung des mechanischen Zuges ist man geneigt, sich ohne weiteres zu seinen Gunsten zu erklären, zumal man bei ihm in der Lage ist, den Motor als Kraftquelle für die Beleuchtung selber auszunutzen und zumal der mechanische Zug für Artillerie und Maschinengewehre oder wenigstens einen Teil dieser Waffen ja auch schon ernsthaft erwogen wird. Trotzdem nun die Kinderkrankheiten des Automobilismus überwunden sind, wird doch zu bedenken sein, daß Pferdezug die größere Sicherheit für die Fortbewegung in jedem Gelände und bei jeder Witterung bietet, ganz besonders

für die verhältnismäßig geringen Lasten, die zu bewegen sind. In Frankreich und Österreich scheint man den mechanischen Zug für vorteilhafter anzusehen und größere Spiegeldurchmesser zu bevorzugen.

Als Lichtquelle kommt für die fahrbaren Scheinwerfer nur das durch eigene Dynamomaschinen erzeugte elektrische Licht in Frage. Nur im Kampf um Festungen werden sie von fest eingebauten Maschinen gespeist und nur in seltenen Ausnahmefällen im Feldkriege an Starkstromleitungen angeschlossen werden können. Tragbare Scheinwerfer können sowohl mit elektrischem Licht von vorhandenen festen Kraftquellen oder von kleinen tragbaren Dynamomaschinen oder Akkumulatorenbatterien bedient werden, als auch mit Azetylensauerstoff-Licht leuchten.

Taktische Verwendung.

Als oberster Grundsatz für die taktische Verwendung ist in der Anleitung F. Pi. D. aufgenommen, daß die Scheinwerfer nur dann Nutzen verheißen, wenn ihre Verwendung dem Gefechtszweck entspricht. Daher müssen die Scheinwerfer grundsätzlich dem Truppenführer unterstellt werden, der sie im Gefecht verwenden soll. Seine Sache ist es, sie nach Bedarf bestimmten Unterführern zuzuweisen. Nur von diesen Führern dürfen sie alsdann Befehle erhalten und annehmen, weshalb sie mit ihnen in sorgfältigster Verbindung bleiben müssen. Daraus geht schon hervor, daß die Scheinwerfer mit Fernsprechern auszustatten sind. Die Führer der Scheinwerferzüge müssen unbedingt über die Lage und Absichten ihrer Truppenführer auf dem laufenden sein und ein klares Bild über die Gefechtsverwendung der Truppen haben, wenn vermieden werden soll, daß sie ihnen selber schaden. Häufig ist es noch der Fall, daß sie bei unsachgemäßer Handhabung die eigenen Truppen beleuchten, ihre eigene Stellung verraten haben.

Die Handhabung der Scheinwerfer im Sinne der Truppenführer bedingt taktisch gut ausgebildete Zugführer und außerdem Beobachtungsoffiziere. Man wird sich indessen damit begnügen müssen, diese für die leichten fahrbaren Scheinwerfer von Fall zu Fall zu kommandieren, was natürlich nicht ausschließt, daß besonders die mit dem Dienst bereits vertrauten Persönlichkeiten herangezogen werden. Denn auch die beste taktische Ausbildung und Erfahrung im Truppendienst sowie Blick für die Geländeformen genügen nicht allein, sondern das Beobachten will gelernt sein. Der Beobachter muß nicht nur mit der Licht- und Schattenbildung und den Farbwirkungen des Lichtkegels vertraut sein, sondern gelernt haben, bei stoßweisem Lichtgeben Ziele blitzschnell aufzufassen. Für den Beobachtungsdienst bei dem schweren Gerät werden im Frieden vorgebildete ständig zugeteilte Beobachter verlangt.

Von den in der F. Pi. D. enthaltenen sonstigen Grundsätzen für die Verwendung des Geräts ist zu beachten, daß die Scheinwerfer möglichst paarweise eingesetzt werden sollen. Diese Art der Verwendung gestattet ununterbrochene Beobachtung eines entdeckten Zieles, während das Aufsuchen nach andern fortgesetzt wird. Ferner ist Vorsicht in der Handhabung des Geräts beim Angreifer — und natürlich beim Verteidiger in

dem Falle, wenn Teile von ihm zu einem Gegenstoß übergehen — geboten. Überfallartiges Leuchten ist dem unzweckmäßigen Dauerleuchten in der Wirkung überlegen und erschwert dem Gegner das Beschießen.

Als Anhaltspunkt für die Leuchtwirkung des Scheinwerfers kann ungefähr gelten, daß die Leuchtweite bei günstiger Witterung annähernd dem 3000fachen des Spiegeldurchmessers entspricht. An die Bekämpfung des Scheinwerferlichtes ist frühzeitig gedacht und hierbei beobachtet worden, daß die blendende Wirkung des Lichtstrahls das Abkommen überaus erschwert und infolgedessen das Gerät erheblich weniger gefährdet ist, als man annehmen sollte. Aus dem russischen Invalid entnommen ist die Angabe, daß Infanteriefeuer über 600 m den Scheinwerfer überhaupt nicht gefährdet und auf geringere Entfernungen durchaus nicht außer Wirkung setzt. Anders liegt die Sache freilich mit Maschinengewehrfeuer, das imstande ist, mit einer gut liegenden Serie von Schüssen den Spiegel zu zertrümmern. Über Schrapnellwirkung sind in Rußland noch keine Erfahrungen gemacht worden.

Sonstige Beleuchtungsmittel.

Es erübrigt sich, auf die Handhabung und Brauchbarkeit der übrigen Beleuchtungsmittel näher einzugehen. Dauerbrandfackeln, Leuchtfackeln, Laufgrabenlaternen u. dgl. dienen nur zur unmittelbaren Erleuchtung bestimmter Stellen, Leuchtgaslampen zur Beleuchtung von Arbeitsplätzen. Letztere sind in Gegenwart des Feindes ausgeschlossen. Leuchtpistolen haben den Vorteil, daß sie einen unvermuteten Lichtüberfall bis auf eine Entfernung von 200 m ermöglichen. Sie sind darum für die Verhältnisse des Nahkampfes, auch für geschickt vorgehende Patrouillen unentbehrlich. Zu beachten bleibt nur, daß haushälterisch mit der Munition umgegangen werden muß, was erfahrungsmäßig meist nicht der Fall ist. Leuchtgeschosse der Artillerie, von den neuerdings mehrfach die Rede ist, können eine Zukunft haben, werden jedoch die Beleuchtung mit feststehenden Scheinwerfern nicht entbehrlich machen.

Der oben erwähnte Prikas des Militärbezirks Warschau trifft das Richtige, wenn er befiehlt, daß die Truppen sich mit dem Beleuchtungsgerät, insbesondere dem Scheinwerferdienst bei nächtlichen Kämpfen vertraut machen und durch die Praxis Mittel und Wege feststellen, wie man sich mit ihm zu eigenem Nutzen abfindet und die Beleuchtung durch den Gegner möglichst unwirksam macht. „Der Scheinwerfer gewährt, wie jedes neue Kampfmittel, dem ein Übergewicht, der im Frieden ihn am besten zu benutzen gelernt hat. Den Korpskommandeuren wird empfohlen, die Scheinwerfer möglichst viel zu nächtlichen Kampfübungen heranzuziehen."

Notrampen, Biwaks- und Lagereinrichtungen.

Diese beiden Zweige des Feld-Pionierdienstes aller Waffen umfassen eine Reihe einfacherer Arbeiten, die mit wenig Mühe soweit nötig einzuüben sind und auf die Verwendung der Truppen im allgemeinen nur mittelbar von Einfluß sind. Indessen wird man gut tun, auch ihnen Aufmerksamkeit zu widmen, weil sie wichtig sind.

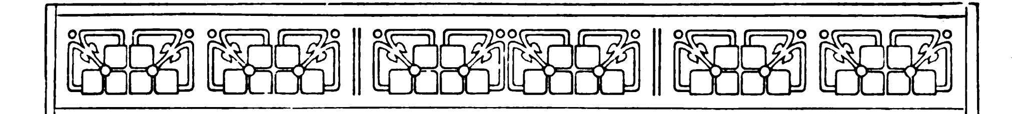


Man braucht nur an die Schlachttage von Spichern, von Liaoyang und Mukden zu denken, an denen die mit der Eisenbahn eintreffenden Verstärkungen unmittelbar aus dem Zuge in das Gefecht abrücken mußten, oder an die Notwendigkeit, Eisenbahnzüge wegen Zerstörungen schnell zu räumen.

Für Biwaks- und Lagerarbeiten pflegen Feldzüge immer neue Mittel und Formen zu zeitigen. Die Witterungsverhältnisse in der Mandschurei haben uns die mit Heizvorrichtungen nach dem Muster der chinesischen Kangs versehenen Erdhütten gebracht und darauf hingewiesen, daß in Schützengräben und Beobachtungsständen lagermäßige Einrichtungen von großem Nutzen sein können. Auch müssen wir aus den Erfahrungen bei dem monatelangen Stilliegen beider Heere die Lehre entnehmen, daß die den hygienischen Grundsätzen entsprechenden Maßnahmen für die Wasserbeschaffung, Speisebereitung und Reinhaltung der Unterkunftsorte mit der Fürsorge für die Unterkunft unbedingt in Einklang gebracht werden müssen. Die F. Pi. D. gibt hierfür einen für den nächsten Bedarf zugeschnittenen Anhalt, der sich indessen nicht wesentlich von den Vorschlägen und Bestimmungen für die Truppen anderer Heere unterscheidet.

Toepfer,
Major und Mitglied des Ingenieur-Komitees.





Die britisch-ostindische Armee.



Die britisch-ostindische Armee ist einer der wichtigsten Machtfaktoren, mit denen die Regierung des britischen Reiches rechnet. Die Entstehung dieser Armee aus kleinen Anfängen und ihre geschichtliche Entwicklung bis in unsere Zeit sind schon früher zum Gegenstand der Darstellung in diesen Heften gemacht worden.*)

Nicht immer ist die Rolle, die dieser Armee von seiten der britischen Regierung zugedacht wurde, die gleiche geblieben. Besonders in der letzten Zeit sind mehrfach neue Möglichkeiten einer Verwendung aufgetaucht und haben auch in der englischen Militärliteratur verschiedentlich Anregung zu Betrachtungen über die britisch-ostindische Armee gegeben. Besonders ist es die erst in der Mitte des vorigen Jahres neu geschaffene, unter der Aufsicht des britischen Generalstabes herausgegebene Vierteljahrsschrift „The army Review“, die sich in mehreren Aufsätzen mit der indischen Armee beschäftigt. Durch diese Arbeiten sind die nachstehenden Ausführungen angeregt; ihnen verdanken sie zahlreiche Angaben.

Nach jenem gewaltigen Aufstande vor 55 Jahren war in Indien eine friedliche Entwicklung eingetreten. Die große Menge der Bevölkerung hatte sich nach und nach mit der britischen Regierung ausgesöhnt und die Vorteile, die sie dem ganzen Lande brachte, erkennen gelernt. Die ursprünglichste Aufgabe der indischen Armee, die Aufrechterhaltung der britischen Oberhoheit in dem teils durch Waffengewalt, teils durch Verträge unterworfenen und dienstbar gemachten Lande, blieb durch eine Reihe von Jahrzehnten auch weiterhin bestehen. Die britische Regierung hatte sich in der Zwischenzeit eine genaue Kenntnis von Land und Leuten erworben, insbesondere auch die unzufriedenen Elemente gründlich kennen gelernt. Diese Kenntnis zusammen mit der steten militärischen Bereitschaft der Armee bietet eine sichere Gewähr für die Erhaltung friedlicher Zustände im Lande. Es kann natürlich nicht in Abrede gestellt werden, daß auch einmal wieder andere Zeiten für die britische Regierung kommen können, zumal wenn Verwicklungen außerhalb Indiens eine Störung herbeiführen sollten.

---

*) VI. Jahrgang, 1909; 1. Heft.

So hatte man lange Zeit mit einem Vorgehen Rußlands durch Afghanistan gerechnet. Immer mehr war die militärische Besetzung des Landes vom Kaspischen Meer aus in südöstlicher Richtung vorgerückt und zeigte, daß man einen Vorstoß auf indisches Gebiet eines Tages werde erwarten müssen. Die geschichtliche Entwicklung hat dann einen anderen Verlauf genommen. Es traten Ereignisse ein, die die Furcht vor dem Gespenst eines russischen Einfalles nach Indien zurücktreten ließen. Die englisch-russische Verständigung im Verein mit den Folgen des russisch-japanischen Krieges geboten vorläufig der Fortsetzung einer Bewegung Halt, die tatsächlich geeignet war, Unruhe zu schaffen. Aber politische Abmachungen unterliegen jederzeit der Möglichkeit der Änderungen, wie auch jeder Wechsel in der politischen Gesamtlage sie herbeiführen kann. Immer bleibt das Verhältnis Indiens und der britisch-indischen Regierung zu den an Indien grenzenden Staaten ausschlaggebend für die Aufgaben, vor die einmal die britisch-ostindische Armee gestellt werden kann, für die sie im Frieden ihre Schulung erhält und für die sie bereitgestellt wird.

So verlangt auch eine Betrachtung dieser Aufgaben zuvor ein Eingehen auf die besonderen geographischen und politischen Verhältnisse des Landes.

Skizze 38.

Eine Eigenart des britisch-indischen Reiches ist darin zu sehen, daß es auf seinen Landseiten fast überall von einer Reihe von Pufferstaaten umgeben ist, d. h. von halbabhängigen Staaten, deren auswärtige Politik unter englischer Oberaufsicht steht. Diese Pufferstaaten bilden ein Zwischenglied zwischen dem indischen Reiche und den hinter ihnen liegenden Staaten und ermöglichen der britischen Regierung, ihre Streitkräfte im Falle eines feindlichen Angriffes an der einen oder anderen Stelle des Reiches zusammenzuziehen. Um einem nachdrücklich unternommenen Angriff einer europäischen oder einer asiatischen Macht einen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen, dazu reichen freilich die Kräfte dieser keineswegs festgefügten Staatengebilde mit ihrer zum großen Teil noch halbwilden Bevölkerung nicht aus. Auch ist das System der Pufferstaaten bereits an verschiedenen Stellen durchbrochen worden und hat einer klaren Grenzregelung und einer Aufteilung zweifelhafter Gebietsteile mit der dahinter liegenden Macht weichen müssen.

Hinter diesem Gürtel von Pufferstaaten liegen zwei mächtige Reiche, deren Ausdehnungsbestrebungen einen Zusammenstoß mit der britisch-indischen Armee eines Tages herbeiführen können. Die eine dieser Mächte, Rußland, wurde bereits erwähnt und wird weiter unten in ihrem Verhältnis zu Indien noch eine eingehendere Würdigung erfahren. Die andere ist China.

China verfolgt seit langer Zeit eine Politik wohlüberlegter Ausdehnung seiner Verwaltungsaufsicht in westlicher Richtung, die nur Halt machen wird vor dem tatkräftigen Widerstand einer starken Macht. China dehnt seine Ansprüche aus auf Nepal, Sikkim, Bhutan, Birma und Siam als Staaten, die ihm früher Tribut gezahlt und seine Oberhoheit anerkannt haben. An der Grenze von Birma und

Yunnan kam es vor nicht allzu langer Zeit zu einem Zusammenstoß mit chinesischen Truppen. Und an den Grenzen von Tibet, wo China zur Zeit im Einvernehmen mit England seine Oberhoheit ausdehnt, ist ein weiterer Vorstoß gegen Assam und Birma keineswegs ausgeschlossen. Nur ein festes Auftreten, dem eine starke Heeresmacht im Hintergrund den nötigen Nachdruck verleiht, wird hier imstande sein, die Ansprüche Chinas auf eine Reihe von Staaten abzuwehren, deren politische Beziehungen zu anderen Mächten im Interesse der Verteidigung Indiens unter britischer Aufsicht stehen müssen.

Etwas anders als die Beziehungen des britisch-indischen Reiches zu China liegen die zu Rußland. Sie werden, soweit sie eine Berührung an der Nordwestgrenze Indiens betreffen, zunächst beeinflußt durch zwei Staaten, deren Vorhandensein eine unmittelbare Berührung der beiden Reiche verhindert: Afghanistan und Persien. Afghanistan hat eine starke, selbstherrische Regierung. Seine Bevölkerung vereinigt mit hervorragenden kriegerischen Eigenschaften ein ausgeprägtes Unabhängigkeitsbedürfnis und einen starken Haß gegen alle nicht-mohammedanischen Fremden. Der Emir selbst hat entschlossen die Bahn nationaler Bewaffnung und gründlicher Verbesserung des regulären Heeres beschritten. Er hat sich auch mit Nachdruck dem Bau von Eisenbahnen durch sein Land entgegengestellt und das englisch-russische Abkommen nicht anerkannt. Erscheint darum eine Festsetzung Rußlands auf afghanischem Boden zwar noch keineswegs als ein Ding völliger Unmöglichkeit, so ist es doch wahrscheinlicher, daß von russischer Seite die Stellung Afghanistans als Pufferstaat vorläufig nicht gestört wird.

Anders liegen die Verhältnisse in Persien. Ob dieses Land imstande ist, eine Armee zu unterhalten, stark genug, die dauernde Unabhängigkeit des Landes zu gewähren und dem Druck europäischer Mächte Widerstand zu leisten, ist, zumal nach den Ereignissen der letzten Monate, durchaus unwahrscheinlich. Die Weiterentwicklung der persischen Frage, beeinflußt besonders durch die magnetische Anziehungskraft, die der Persische Meerbusen auf Rußland ausübt, bildet für das heutige Indien vor allem eine Möglichkeit weiterer Bedrohung. Ein Vorrücken in Persien wird Rußland begleiten durch einen Vorstoß durch Afghanistan, der die britisch-indischen Divisionen in Nordindien fesselt. Die Wirkung und Ausdehnung eines solchen Vorstoßes werden freilich abhängen von der Haltung des Emirs und von dem Stand der von seiten Rußlands mit ihm eingeleiteten Verhandlungen. Eine kriegerische Verwicklung mit Afghanistan könnte aber leicht eine Erhebung der zahlreichen Stämme an der Nordwestgrenze zur Folge haben. So spielt das Gebiet an der Nordwest- und an der Westgrenze Indiens mit seinen zahlreichen Pufferstaaten für die Politik der indischen Regierung und die unter ihrem Einfluß stehende Landesverteidigung eine ausschlaggebende Rolle. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das ganze unruhige Gebiet einmal im Laufe der Zeiten dem britischen Reiche einverleibt wird, und daß sich so die

britische und die afghanische Grenze in ihrer ganzen Länge nach und nach so weit nähern, daß von Pufferstaaten nicht mehr die Rede sein kann, wie das jetzt schon in Baludschistan der Fall ist. Heute aber sind die Bergvölker, die diese Länder bewohnen, noch ziemlich selbständige Staaten, die immer und immer wieder durch ihre Unbotmäßigkeit der indischen Regierung schwere Sorgen bereiten.

Bei der Bedeutung, die demnach diesen Bergvölkern für die Gruppierung und Verwendung der britisch-indischen Armee zukommt, soll ihnen und den von ihnen bewohnten Gebieten eine kurze Betrachtung gewidmet sein.

Skizze 39.

Das ganze Gebiet an der Nordwest- und an der Westgrenze von Indien ist gebirgig und nur von wenigen Straßen und Eisenbahnen durchzogen. Die Straßen sind, je weiter nördlich, desto schwieriger. Die Pässe, die wie der Killik, der Baroghil und der Dorah-Paß Gilgit, Yasin und Chitral mit den Pamirs und Badakshan verbinden, sind sehr hoch, überaus schwierig zu überschreiten und nur ganz kurze Zeit im Jahre frei von Schnee. Hat man diese Pässe überwunden, so kommt man in eine wenig bewohnte Gegend, die kaum das Allernötigste zum Lebensunterhalt gewährt, und hat dann noch eine Reihe weiterer Gebirgsketten zu übersteigen. Die militärische Bedeutung dieses ganzen Gebietes liegt darin, daß auch eine kleine Truppenzahl die wenigen Straßen und Pässe nachhaltig zu sperren und auch einem größeren Heere einen langdauernden Aufenthalt zu bereiten vermag.

Von Norden beginnend findet man als erste Hauptstraße die über Kabul nach dem Tal von Jellalabad führende, von wo aus dann verschiedene Verbindungen nach Indien hinunterführen. Von diesen ist die Straße über den Khaiber-Paß die bekannteste und am meisten benützte. Weiter südlich führen zwei Straßen nach Kurram über den Shutargardan- und den Altimur-Paß. Es folgen die weniger stark benützte Tochi Tal-Straße und die historische Gomal-Straße, beide von Ghazni ausgehend, und dann die verschiedenen Straßen, die von Kandahar nach Pishin und dann über die Suleiman-Kette nach dem Indus führen.

In früheren Zeiten war die durch die Suleiman-Kette und den Sahgarh-Paß führende, nahe Dera-Ghazi-Khan mündende Straße eine der am meisten benützten; heute geht die Hauptstraße von Kandahar durch Pishin und hinunter durch die Täler von Bolan oder Harnai nach Sind. Von sämtlichen Straßen haben nur die von Kabul über den Khaiber-Paß und die von Kandahar über Quetta führende als durchgehende Straßenzüge eine größere Bedeutung, während die anderen erst in zweiter Linie von Wichtigkeit sind.

Für die britisch-indische Regierung ist die ungeheure Grenzausdehnung von größter Bedeutung. Vom Killik-Paß bis zur Küste bei Karachi ist die vielgezackte Linie der Berge 1500 km lang. Zwischen der in der Hauptsache am Fuße der Berge sich hinziehenden Grenze des britischen Einflusses und der eigentlichen afghanischen Grenze dehnt sich gürtelartig das den Bergstämmen gehörende Gebiet in einer

durchschnittlichen Breite von 100 km aus. Seit unvordenklichen Zeiten haben die Bewohner dieses Gebirgsstriches alle, die ihre Straßen entlang zogen, überfallen, oder sie haben sich zu gemeinsamen Einfällen auf indisches Gebiet vereinigt. Und wie vor hundert Jahren, so sind sie noch heute frei und ungebunden, unwissend und voll eines glühenden Fanatismus, der sie jederzeit leicht zu einem religiösen Krieg entflammen läßt, ohne Sinn für Zucht und Ordnung, stets gierig nach Abenteuern, dabei von großer Tapferkeit und gewohnt, auf Kosten des Schwächeren zu leben.

Die Stämme, die längs dieser langausgedehnten Grenzlinie wohnen, lassen sich in drei große Gruppen einteilen:

1. die Stämme von nicht-afghanischer Abstammung, die die Berge bei Gilgit und am Indus, sowie die Abhänge von Transindisch-Kohistan bewohnen;

2. die Stämme afghanischer und israelitischer Abstammung und

3. die Stämme der Baluchen.

Die wichtigsten sind die afghanischen Stämme, die sich von Transindisch-Kohistan bis zum Gomal-Paß und zum Zhob-Tal erstrecken. Von Norden her kommen zuerst die unter dem Namen der Yusafzai, der Söhne Josephs, bekannten Stämme, die Swat und Buner bewohnen, dann die Mohmand-Stämme und die Tarkanri-Stämme, sämtlich nördlich des Kabul-Flusses und des Khaiber-Passes. Ihre Streiter sind alle mit Gewehren, zumeist mit Martinis, vielfach mit Magazingewehren bewaffnet und haben die nachstehend angegebene Stärke:

1. Die Isazai-Stämme der Yusafzai, die zumeist das Bergland, das den Indus im Norden begrenzt, bewohnen, 23 000 Mann, weniger gut bewaffnet, als andere Stämme;

2. die Yusafzai-Stämme von Swat und Buner, 30 000 bis 40 000 Mann;

3. die Tarkanri-Stämme in den kleinen Staaten Dir und Bajaur und in deren Nachbarschaft, 30 000 Mann;

4. Die Mohmand-Stämme, 20 000 und die Utmann Khel 37 000 Mann, die in den Bergen unmittelbar nördlich des Kabul-Flusses wohnen.

Zwischen den Flüssen Kabul und Kurram:

5. Die kleinen Stämme der Mullagori und Shinwari, die um den Khaiber wohnen;

6. die acht großen Afridistämme: Kuki, Malikdin, Kambar, Kamar, Zakka, Sipah, Aka, Adam Khels mit im ganzen 40 000 Streitern. Mit Ausnahme der letzten die die Bergzunge, welche sich südlich von Peshawar nach dem Indus erstreckt, bewohnen, ist ihre Heimat die Afridi Tirah südlich des Khaiber.

7. Unmittelbar südlich der Afridis hausen die Orakzais, die das Bergland nördlich der Straße von Kohat nach Kurram bewohnen und im ganzen 25 000 Streiter zählen. In der Nähe der genannten Straßen wohnen auch noch einige kleinere

Stämme, die Zaimukht (2500) und die Chamkanni (3000), während auf der Höhe des Kurram die Turis (gegen 6000) hausen.

8. Längs des Indus wohnen die Khattacks (40 000) und der kleine Stamm der Bangash,

südlich des Kurram:

9. Die Stämme von Waziristan, die aus zwei Teilen bestehen, den Darwesh Khel (23 000) und den Mahsud (11 000). Hierher gehören auch noch einige kleinere, wenig bedeutende Stämme, die Dawaris im Tochi-Tale und die Bhitannis (6000).

Südlich des Gomal befinden sich:

10. verschiedene kleine Pathan-Stämme, von denen die Sherannis (3000) der lästigste ist. Südlich von ihnen, in den Bergen am Derajat, leben einige Baluchenstämme.

11. Baludschistan selbst wird von Pathan-, Baluchen- und Brahui-Stämmen bewohnt. Die Pathans wohnen nördlich der Linie Chotiali-Tal—Quetta. Die hauptsächlichsten Pathanstämme sind die Kakkar, die Tarins und die Panis mit zusammen über 160 000 Seelen und etwa 30 000 bis 40 000 Streitern. Die Baluchen teilen sich in zwei Hauptgruppen, die Sarawan und die Jhalawan, von denen die ersten etwa 40 000, die letzteren 180 000 bis 190 000 Seelen zählen. Die Baluchenstämme sind nicht so gut bewaffnet wie andere Grenzstämme.

Während die Angehörigen dieser Stämme an der Nordwestgrenze des britisch-indischen Reiches durch Jahrhunderte auf Kosten ihrer Nachbarn oder solcher, die ihr Bergland durchschreiten wollten, lebten, suchen heute viele Tausende von ihnen Dienste im britischen Heer und in der Polizeitruppe. Sie werden hier nicht allein ausgezeichnete Soldaten, sondern sie nehmen nach und nach auch den Sauerteig der Zivilisation in sich auf. Weiter unten wird noch einmal auf diese Stämme zurückzukommen sein, um nachzuweisen, in welchem Maße sie sich am Eintritt in die Armee beteiligen, und welche Rolle die Angehörigen der einzelnen Stämme in dieser spielen.

Zunächst aber handelt es sich für die britisch-indische Regierung noch immer darum, den eigenartigen Verhältnissen des Nordwestgrenzgebietes in besonderem Maße Rechnung zu tragen.

Bei der geringen Fruchtbarkeit des ganzen Landstrichs und bei der ungeheuren Schwierigkeit, ihn dauernd in Botmäßigkeit und Ordnung zu erhalten, erscheint die Wegnahme des ganzen Gebietes eine wenig verlockende und dazu noch überaus kostspielige Unternehmung. Will man diesen letzten entscheidenden Schritt nicht tun, so bleibt nichts anderes übrig, als sich mit dem gegenwärtigen Zustande abzufinden und im voraus Maßnahmen zu treffen, um für alle möglichen Vorkommnisse gerüstet zu sein. Seit unvordenklichen Zeiten haben sich die unabhängigen Bergstämme, die den Herrschern von Ghazni, Kabul oder Kandahar eine gewisse Gefolgschaft leisteten, an den verschiedenen Eroberungszügen, die nach Indien vordrangen, beteiligt. Sie

haben zahlreiche Gebiete Indiens kolonisiert; verschiedene ihrer Führer haben mit Erfolg Herrschergeschlechter gegründet, die noch heute bestehen. Aber während sie noch in den Zeiten des großen Aufstandes zu den gefährlichsten Gegnern der britischen Regierung gehörten, haben sich inzwischen die Beziehungen wesentlich gebessert. Freilich ist es noch keineswegs gelungen, den immer wieder ausbrechenden Streitigkeiten ein für allemal ein Ende zu bereiten. Das ist bei der wilden Natur dieser Stämme und ihrer demokratischen Regierungsform nicht so leicht möglich. Deshalb müssen auch am wichtigsten Teil der Grenze die bewaffnete Polizei und die Grenzmiliz und hinter dieser die Grenzbrigaden dauernd auf der Hut sein.

Wie ganz plötzlich aus einem an sich höchst unbedeutenden Grunde eine ungeheure Erhebung entstehen kann, hatte das Jahr 1897 gezeigt. Damals waren die Truppen noch nicht dauernd in Brigaden und in Divisionen gegliedert, auch war die Kriegsvorbereitung des Heeres noch nicht so weit vorgeschritten wie jetzt. Diese Erhebung aber, zusammen mit der Ungewißheit in betreff des Verhaltens von Afghanistan, für das der Angriff auf Landi Kotal im Jahre 1908 ein deutliches Beispiel war, gab der britischen Regierung reichliche Unterlagen zum Studium der unmittelbaren Verteidigung der Nordwestgrenze. Der Erfolg dieser Studien ist die von Lord Kitchener durchgeführte Organisation und Verteilung der britisch-indischen Armee.

An der Spitze dieser Armee steht das Armee-Oberkommando. Oberkommandierender ist zur Zeit General Sir O'M. Creagh. Dieser ist für seine Person zugleich Vorstand des Armeedepartements der Regierung von Indien und damit dem Vizekönig und Generalgouverneur untergeordnet. Madras und Bombay haben eigene Gouverneure.

Das Armee-Oberkommando zerfällt in:

1. Die Abteilung des Generalstabes. Diese untersteht dem Chef des Generalstabes und gliedert sich in eine Sektion für militärische Operationen und in eine Sektion für Generalstabsdienst und militärische Ausbildung, beide unter einem Obersten als Direktor. Außerdem unterstehen dieser Abteilung der Inspekteur der Kavallerie, der Inspekteur der reitenden und der Feldartillerie, der Inspekteur der Küstenverteidigung und der Fußartillerie und der Inspekteur der Freiwilligen;

2. die Abteilung des Generaladjutanten. Diese gliedert sich in eine allgemeine Sektion, eine Rekrutierungssektion und eine Sektion der obersten Kriegsgerichtsbeamten;

3. die Abteilung des Generalquartiermeisters, die sich in eine Sektion für Truppenbewegungen, Unterbringung und Kantonnierung, eine Sektion für Verpflegung und Transport, eine Remontierungssektion, eine Veterinärsektion und eine Bekleidungssektion gliedert;

4. die Medizinalabteilung;

5. die Zeugabteilung und

6. die Abteilung für militärische Arbeiten.

In jeder dieser Abteilungen sind zahlreiche Generalstabsoffiziere, andere Offiziere und Beamte tätig.

Diese Gliederung des Armee-Oberkommandos, insbesondere aber die des einen Teil des Oberkommandos bildenden indischen Generalstabes ist eine der wichtigsten Neuschöpfungen der letzten Jahre, die sich fast durchweg auf den von dem langjährigen Oberkommandierenden Lord Kitchener gelegten Grundlagen aufbauen. Besonders der neu geschaffene Generalstab ist eine so wichtige Schöpfung, daß bei ihm kurz verweilt werden muß.

Einer der wertvollsten Erfolge des südafrikanischen Krieges war die Erkenntnis der ungenügenden Kriegsvorbereitung des englischen Heerwesens, besonders nach der Seite der Aufgaben, die in anderen Armeen der Generalstab zu bearbeiten hat. Man war deshalb nach dem Kriege eifrigst bemüht, hier gründlich Abhilfe zu schaffen. Die verschiedenen in den folgenden Jahren tagenden Reichsverteidigungskonferenzen beschäftigten sich eingehend mit dieser Frage und stellten die Grundzüge eines für alle Teile des ganzen Reiches gleichartig arbeitenden Reichsgeneralstabes auf. Auf der Konferenz des Jahres 1909 bekam dieser eine bestimmtere Gestalt.

In Indien hatte bis dahin der alte Generalquartiermeisterstab fortbestanden und die Operationen, die Ausbildung und gewisse Gebiete des Nachschubs zusammen bearbeitet. Die ersten Schritte zur Schaffung eines eigentlichen Generalstabes hatte schon im Jahre 1904 Lord Kitchener getan, indem er die Arbeiten der Kriegsvorbereitung von denen des laufenden Geschäftsbetriebes trennte und einen „Stab für die Kriegskunst“ (Art of War Staff) und daneben einen „Geschäftsstab“ (Routine Staff) bildete.

Im darauffolgenden Jahre (1905) wurde die Generalstabschule für Indien eröffnet und im Jahre 1906 beim Armee-Oberkommando eine Abteilung des Generalstabschefs gebildet. Von da an wurde dann an der Neuorganisation auf der Grundlage der in der Heimat festgesetzten Grundsätze weitergearbeitet und schließlich im April 1910 der indische Generalstab endgültig aufgestellt.

Diese Neuschöpfung ging aber nicht ohne Schwierigkeiten von statten, da verlangt wurde, daß keine Mehrkosten entstehen dürften. So konnte die Gesamtzahl der Generalstabsoffiziere der verschiedenen Grade — die britische Armee hat drei verschiedene Grade von Generalstabsoffizieren — von vornherein nicht erhöht werden. Ferner machte es die große Verschiedenheit der örtlichen Bedingungen unmöglich, alle Divisionen und Brigaden in einer nur auf den Anforderungen des Krieges sich aufbauenden Weise zu versorgen. Eingehende Studien und die von allen höheren Truppenführern eingeforderten Berichte förderten die Arbeit.

Für die Kommandobehörden der Nord- und der Süd-Armee war die Lage weniger schwierig, da ihnen keine Verwaltungsaufgaben obliegen, und sie deshalb keinen Verwaltungsstab brauchen. Anders lag die Sache bei den Divisionen und Brigaden. Hier

wurde in erster Linie das Bedürfnis im Falle eines Krieges ins Auge gefaßt. Man hielt sich bei der Neuorganisation an das Vorbild der heimischen Divisionen mit ihrer Teilung des gesamten Stabes in einen General- und einen Verwaltungsstab und trug gleichzeitig den Vorschlägen der Reichsverteidigungskonferenzen Rechnung. So entstand hier ebenfalls die Teilung in verschiedene Zweige.

Beim Armee-Oberkommando wurden neben dem eigentlichen Generalstab die oben schon angeführten Stellen geschaffen. Die beiden Armeekommandos der Nord- und der Süd-Armee erhielten einen Stab, bestehend aus zwei Adjutanten, zwei Generalstabsoffizieren, einem Kriegsgerichtsrat, einem Inspekteur des Armeesignalwesens und einigen anderen Offizieren.

Bei den Divisionen verlangte die Neugliederung des Stabes in einen Generalstab aus drei Generalstabsoffizieren und in einen Verwaltungsstab aus zwei Offizieren, deren einer dem Departement des Generalquartiermeisters, deren anderer dem Departement des Generaladjutanten (vgl. die Gliederung des Armee-Oberkommandos) angehörte, die Einstellung eines dritten Generalstabsoffiziers, da Lord Kitcheners Schöpfung des „Art of War Staff“ und des „Routine Staff“ in beiden Teilen nur je zwei Offiziere vorgesehen hatte. Zum Teil konnte diese Stelle des dritten Generalstabsoffiziers aus der Zahl der bei einigen Divisionen früher erlaubt gewesenen Stabshauptleute (Staff Captains) besetzt werden; zum Teil wird sie erst im Falle einer Mobilmachung besetzt.

Die Vorarbeiten hatten aber auch die Notwendigkeit gezeigt, den größeren gemischten Brigaden und ebenso den Garnisonen der geschützten Häfen (Karachi, Bombay und Kalkutta) einen zweiten Generalstabsoffizier zuzuteilen. Bei den Grenzbrigaden rechtfertigte sich diese Zuteilung ohne weiteres aus ihrer Zusammensetzung aus allen Waffen und aus ihrer selbständigen, verantwortungsvollen Aufgabe. Aber auch in den geschützten Häfen verlangte die genaue Kenntnis aller örtlichen Verhältnisse, sowohl nach der Seite der Bewaffnung und Verteidigung, wie auch nach der Seite ihrer Schiffahrts- und Fahrbarkeitsverhältnisse, ihrer Beleuchtungseinrichtungen und wegen der Beziehungen zu den staatlichen und Marinebehörden das Vorhandensein weiterer gründlich eingearbeiteter Organe. So haben die erwähnten wichtigeren Brigaden und Garnisonen zwei Generalstabsoffiziere, den Brigade-Major und einen Staff-Captain, während bei den anderen Brigaden der Brigade-Major die Arbeiten des Generalstabsoffiziers und Adjutanten zugleich besorgt.

Trotz des kurzen Bestehens des indischen Generalstabes kann er günstig beurteilt werden. Man hat keine Mühe gescheut, alle Glieder auf die Pflichten, die in einem Kriege an sie herantreten können, sorgfältig vorzubereiten. Von besonderem Wert ist hierbei die alljährliche Zusammenziehung der älteren Generalstabsoffiziere der Armeekommandos, der Divisionen, der Brigaden und der Generalstabsschule zu Generalstabsreisen und zu Besprechungen unter der Leitung des Chefs des Generalstabes.



Bei den großen Entfernungen in Indien haben sich diese Einrichtungen als besonders günstig erwiesen, da ein regelmäßiger Meinungsaustausch für die Generalstabsoffiziere sonst nicht möglich ist.

Die britisch-indische Armee gliedert sich in eine Nord- und eine Süd-Armee und in drei selbständige Grenzbrigaden. Außerdem untersteht ihr die Besatzung von Aden. Jede der beiden Armeen zählt fünf Divisionen.

Skizze 38.
Am Eingang der beiden großen Hauptstraßen von Indien nach Afghanistan und Zentralasien stehen zwei Divisionen der Nord-Armee. Zwischen der Khaiber-Paßstraße und der Bolan—Pishin-Straße stehen die drei Grenzbrigaden. Die drei anderen Divisionen sind im Pundjab und den Nordwestprovinzen rückwärts gestaffelt. Die Süd-Armee steht mit drei Divisionen im südlichen Indien, mit einer in Quetta, dem südlichen Afghanistan gegenüber, und mit der 10. im östlichen Teil des Reiches, in Birma. Während die 1. und 2. Division zu unmittelbarer Verfügung in der Nordwestecke des Reiches bereit stehen, sind die übrigen Divisionen über das übrige Gebiet verteilt, wobei aber die Staffelung der Nord-Armee in den Nordwestprovinzen die große Bedeutung erkennen läßt, die man an maßgebender Stelle aus den oben angeführten Gründen der Nordwestgrenze beimißt.

Eine besondere Aufgabe haben die drei Grenzbrigaden. Diese besteht nicht darin, auf einer der großen Heerstraßen vorzurücken. Sie sollen vielmehr die Grenze schützen, in Friedenszeiten die Miliz unterstützen und in Kriegszeiten, während das Feldheer an anderer Stelle tätig ist, die Ordnung aufrechterhalten. Sie sind auf Kriegsfuß und im Besitz ihrer vollen Kriegsausrüstung, gehören aber nicht zur verfügbaren Feldarmee. Jede dieser Brigaden besteht aus einem Kavallerie-Regiment, einer Gebirgsbatterie und drei Bataillonen Infanterie und hat vollständig indischen Ersatz. Die Kommandeure dieser Brigaden erhalten ihre Befehle unmittelbar vom Armee-Oberkommando. Im Prinzip gleichen sie den Küstenverteidigungstruppen des Vereinigten Königreiches, insofern sie auf eine örtliche Tätigkeit und Verteidigung beschränkt sind.

Bei der bedeutenden Rolle, die die verschiedenen Staaten und Stämme Indiens bei der Ergänzung des Heeres, des stehenden sowohl wie auch der eine Art Reserve bildenden Reichsdiensttruppen spielen, soll noch des näheren auf die Eigenarten der verschiedenen Volksstämme und die sich daraus ergebenden Folgen für den Heeresersatz eingegangen werden.

Seit den frühesten Zeiten, als aus den anfänglichen Wachmannschaften der Handelsniederlassungen Kompagnien und Bataillone und später große Armeen sich entwickelten, haben sich viele und einschneidende Veränderungen auf dem Gebiete des Rekrutenersatzes abgespielt, und zwar sowohl nach der Seite der Länder, wie nach der der Rassen, denen die Rekruten entstammten. In früheren Zeiten standen die Angehörigen der verschiedenen Rassen, Stämme und Glaubensarten in den Reihen des

Heeres Seite an Seite. Das trug wenig dazu bei, den Rassenstolz und den gegenseitigen Wetteifer zu steigern; vielmehr war reiche Gelegenheit vorhanden, daß derartige natürliche Unterscheidungen und Gefühle verflachten und nach und nach einschliefen. So konnte es nicht wundernehmen, daß die Woge der Unzufriedenheit und Unruhe, deren stärkstes Anschwellen in dem großen Aufstand des Jahres 1857 zum Ausdruck kam, rasch eine ungeheure Verbreitung erlangte. Nach dem Jahre 1857 wurde dann die Armee auf ganz neuen Grundsätzen wieder aufgebaut. Die Regimenter und Bataillone wurden entweder als sogenannte „Class"-Truppenteile aufgestellt, oder aber in ihnen „Class"-Kompagnien und -Eskadrons gebildet, in denen nur Angehörige derselben Rasse oder Glaubensgemeinschaften zusammen dienten. Dadurch wurden der Wetteifer der einzelnen Rassen untereinander und die kriegerischen Eigenschaften der verschiedenen Stämme hoch entwickelt und bildeten einen starken Ansporn. Die Vermehrung der Armee in den letzten Jahren hat eine Weiterentwicklung des Class-Anwerbungssystems gebracht, das sich aufbaute auf einer gründlichen Beobachtung der einzelnen Stämme, wodurch eine sorgfältigere Auswahl des sich anbietenden Materials nach seiner Kriegstüchtigkeit möglich wurde. Heute sind in der indischen Armee die Angehörigen der verschiedenen Stämme, Klassen und Sekten so verteilt, daß eine gute Gesamtwirkung sich erhoffen läßt. Die Erfolge des letzten Jahrzehntes waren denn auch durchaus bemerkenswert.

Die Veränderungen innerhalb der Armee infolge der Abnahme der kriegerischen Fähigkeiten eines Stammes während langer Friedenszeiten sind beträchtlich. An Stelle der Klassen, die ein Jahrhundert vorher den Hauptersatz der beiden alten Küstenarmeen gebildet hatten, sind andere getreten. Die Tamil und Telagu von Madras, die Mahratten und die Mohammedaner des Dekhan liefern heute nur geringe Kontingente. Selbst die kriegerischen Oude, die vor 1857 die große Masse des Heeres gestellt hatten, bilden nur noch einige Truppenteile.

Es ist nicht leicht, in das Verständnis dieser Gruppierung nach Sekten, Rassen und Stämmen einzudringen, zumal da die Bezeichnungen nicht immer logisch durchgeführt werden. Eine Bezeichnung tritt das eine Mal als Name einer Rasse, das andere Mal als Angabe der Religion oder des Landes auf. So ist z. B. ein Pundjabi ein Mann aus dem Pundjab; dabei kann er ein Sikh, ein Mohammedaner oder sogar ein Dogra sein. Ein Dogra ist ein Mann aus dem Dograland; vielfach wird die Bezeichnung jedoch angewendet für einen Hindu von den Pundjab-Abhängen des Himalaya. Hindu und Mohammedaner sind Religions-, Mahratta und Pathan sind Rassenunterschiede.

Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung waren die Arier vom zentralasiatischen Hochland hinuntergewandert in das Pundjab und nach Hindustan und hatten dort nach und nach die heute allgemein unter dem Namen der Drawidastämme vorgefundenen Bewohner unterworfen. Diese arischen Eindringlinge, deren Religion

sich allmählich zum Hinduismus entwickelte, bestanden aus Kriegern, Priestern und Handelsleuten. Die Krieger nannten sich selbst Rajputs, die Söhne der Könige, und gründeten zahlreiche Herrscherfamilien. Die Brahminen, die levitische Klasse, die die priesterlichen Funktionen versah, beschäftigte sich mit Landbau. Nach und nach wurden die Stämme der Drawida mit ihren Götzen und ihrer Schlangenanbetung zu den niederen Graden des Hinduismus zugelassen, so daß ganz Hindustan im Laufe der Zeiten ein Hinduland wurde, beherrscht von arischen Herren, die zumeist von den Rajputstämmen abstammten.

Mehrere Generationen später erfolgten dann die mohammedanischen Einfälle aus nördlicher Richtung. Tausende von Afghanen siedelten sich in Indien an. Rohilkund, das Land der Rohillas, wurde kolonisiert. Millionen von Hindus wurden gewaltsam bekehrt oder nahmen aus eigenem Antrieb den Islam an. Nach und nach trat eine große Vermischung ein, deren Folge die heute noch bestehenden Verschiedenheiten der Bezeichnungen sind, da die einen Stämme sich nach ihrer Abstammung, die anderen sich nach ihrer Religion benennen. Beginnt man von Norden, so folgen sich die verschiedenen Stämme, die für den britisch-indischen Heeresersatz von Bedeutung sind, in folgender Weise.

Die Sikhs stehen unter den der Armee Rekruten zuführenden Klassen obenan. Sie sind eine Religionsgemeinschaft, die sich auf die Rassen des Pundjab beschränkt. Ihre Lehre stellt einen reformierten Hinduglauben dar, der viel von dem reinen Monotheismus des Islam entlehnt hat und darauf ausgeht, den Hinduismus von dem ihm anhaftenden Götzendienst zu befreien. Diese Religionsgemeinschaft wurde bald zum Mittelpunkt des Widerstandes gegen den Islam. Von den Mongolen verfolgt, schlossen sich die friedlichen Sekten nach und nach zu einem starken militärischen Körper zusammen. Nach ihrem Einfall in Indien im Jahre 1845, nach langen Kämpfen und ihrer endgültigen Unterwerfung im Jahre 1849 traten die Sikhs dann freiwillig in die britisch-indische Armee ein und bildeten einen großen Teil der Pundjabitruppen, die bei der Niederwerfung des großen Aufstandes mithalfen. Heute bestehen zehn vollständige Sikh-Bataillone in der indischen Armee. Außerdem hat eine große Anzahl anderer Bataillone zwei oder mehr Sikh-Kompagnien. Die Kavallerie hat viele Sikh-Schwadronen, und jede Gebirgsbatterie erhält ihren Ersatz zur Hälfte von ihnen. Sie sind Soldaten von hervorragender Tapferkeit und Treue.

Die Mohammedanischen Pundjabis sind das nächste Pundjabvolk. Diejenigen, die ins Heer eintreten, stammen zumeist von den Rayputstämmen ab. Einige Stämme dienen fast ausschließlich bei der Kavallerie. Sie sind tüchtige, gewandte Soldaten und bei ihren Offizieren sehr beliebt. Die Mohammedaner des Pundjab, die militärisch von Wert sind, sind der Hauptsache nach Rayputs oder Jats. Die Chibs, Bhattis, Gukkhars, Tiwanas, Sattis und Awans gehören

zu den besten Stämmen, die sich anwerben lassen. Sie dienen in den Gebirgsbatterien und in den Class-Eskadrons und Class-Kompagnien aller Truppenteile, die Pundjabis einstellen. Jeder Truppenteil hat in der Regel seinen besonderen Stamm, aus dem er seine Rekruten bezieht und mit dem er in Familienbeziehung steht.

Die Dogra haben ebenfalls unter den Soldaten des Pundjab ein bedeutendes Ansehen, besonders als Kavalleristen. Sie bewohnen die zahlreichen Gebirgstäler und blieben von den verschiedenartigen Einfällen anderer Stämme ziemlich unberührt, so daß sie noch heute die alten indischen Rajputs und Brahminen sind. Die Kälte des Winters im Pundjab und das Klima der Berge hat sie zu harten, ausdauernden Menschen gemacht. Es bestehen im ganzen drei geschlossene Dogra-Bataillone, während zahlreiche Dogra-Eskadrons und -Kompagnien über die ganze Armee zerstreut sind. In Kashmir sind die Dogras die herrschende Rasse; der größte Teil der Truppen von Kashmir besteht aus ihnen.

Die Pathans, die Abkömmlinge der alten afghanischen Eroberer, sind über weite Teile von Indien zerstreut. Heute wird der Name Pathans nur angewendet auf die Stämme von reinem Pathanblut, die an oder zu beiden Seiten der Nordwestgrenze von Indien leben. Die verschiedenen Pathanstämme haben alle die gleichen charakteristischen Eigenschaften; sie sind alle gleich hart, tüchtig und seit vielen Generationen Soldaten. Ein eigenes Pathan-Bataillon besteht nicht mehr, seit das den Namen „40. Pathans" führende Bataillon eine Doppelkompagnie Pundjabi-Mohammedaner in seinen Reihen zählt; dagegen sind verschiedene Class-Eskadrons und -Kompagnien von Pathans in der Armee vorhanden. Die hauptsächlichsten Stämme, die sich anwerben lassen, sind die Yusufzai aus dem Peshawar-Tal und den anschließenden Bergen, die Mohmands von den Bergen nördlich des Kabul-Flusses, die Afridis von Tirah, die südlich von diesen wohnenden Orakzais, die Darwesh Khel und die Mahsud Waziris. In der Mehrzahl sind die Pathans orthodoxe Sunniten; eine Anzahl von Stämmen sind Shiiten.

Die Baluchen sind eine Rasse von Bergstämmen, die das unter dem Namen Baludschistan bekannte Gebiet und den dicht am Indus gelegenen Teil des Suleiman-Gebirges bewohnen. Sie sind Mohammedaner und wahrscheinlich arabischen Ursprungs. Sie haben einen ausgesprochen semitischen Typus; ihre langen geölten Locken und Bärte geben ihnen ein biblisches Aussehen. Leider sind sie sehr schwer an das Tragen der Uniform und an die militärische Disziplin zu gewöhnen; sonst würden sie ausgezeichnete Soldaten abgeben. Bei der Kavallerie dienen nur wenige. Die drei Bataillone, die ihren Namen tragen, haben einige Kompagnien, die sich aus Baluchen rekrutieren. Bei einigen von den Stammesmilizen im Derajat leisten sie hervorragende Dienste.

Die Gurkhas sind die Bewohner von Nepal, einem gegen 800 km langen und im Durchschnitt gegen 200 km breiten, unabhängigen Hindustaat an den Südhängen



des Himalaya, nördlich von Oudh. Das Land ist von verschiedenen Rassen bewohnt, die sich durch Kreuzungen der Rayputeroberer mit den Mongolen gebildet haben. Aus den mongolischen Stämmen gehen die meisten Soldaten, die sich in der Armee anwerben lassen, hervor. Heute bilden insgesamt 20 Bataillone einen Teil des indischen Heeres. Auch bei den Guiden*) dienen Gurkhas; an der Ostgrenze bestehen einige Korps militärischer Polizei aus Gurkhas, und die Reichsverteidigungstruppen von Kashmir haben einige Gurkha-Kompagnien.

Die Gurkhas sind ganz hervorragende Soldaten. Die Gurkhatruppenteile tragen die Uniform der Schützen-Regimenter der Linie; ihre Haltung gleicht der der besten britischen Truppenteile. Sie bilden nach jeder Richtung hin eine Klasse für sich, da der dünne Anstrich von Hinduismus über ihrem ursprünglichen Buddhismus ihnen nur wenig Gemeinsames mit den Bewohnern Indiens gibt. Sie ziehen den Umgang mit den britischen Soldaten jedem anderen vor, und die Offiziere tun alles, um diese Absonderung zu unterstützen.

Die Garhwali sind ein Rayputstamm aus dem Bergland südwestlich Nepal. Sie stellen zwei Kompagnien in dem nach ihnen genannten 39. Schützen-Regiment und tragen die grüne Schützenuniform wie die Gurkhas, und dazu die Kilmarnockmütze.

In den Provinzen Oudh, Zentral-Indien und Rayputana bildeten früher die Rayputs und die Brahminen die große Masse der Landbesitzer und -bebauer und lieferten vor dem großen Aufstand einen Hauptteil der Eingeborenenarmee. In neuerer Zeit haben sie aufgehört, den Kern der Armee zu bilden, da sie sich weniger als die Pundjabis zum Dienst an der Nordwestgrenze eignen. Zwei Bataillone setzen sich aber noch heute völlig aus Brahminen von Oudh zusammen, und sieben Bataillone bestehen aus Hindu-Rayputs, die nicht aus dem Pundjab stammen. Auch sind bei der Kavallerie zahlreiche Rayput-Class-Eskadrons; viele Bataillone haben Rayput-Class-Kompagnien.

Die Jats und die Gujars sind zwei über einen großen Teil von Oberindien zerstreute Rassen, die später als die Arier einwanderten und in die Hinduhierarchie, und zwar selbst in die höheren Stufen der Rayputs zugelassen wurden. Die Jats treten in ein Jat-Kavallerie-Regiment und in zwei Jat-Bataillone ein und bilden außerdem einige Class-Eskadrons und -Kompagnien in einigen anderen Truppenteilen. Die Gujars sind von ziemlich ähnlicher Rasse. Sie sind als Bauern über einen großen Teil von Hindustan verstreut und treten in einige Class-Kompagnien ein. Beide Rassen liefern tüchtige, abgehärtete Soldaten.

Wie schon vorher erwähnt, waren in früheren Zeiten zahlreiche Volksstämme zum Islam übergetreten. Die aus den mohammedanischen Stämmen von

*) Ein Kavallerie-Regiment führt die Bezeichnung: „Queen Victoria's Own Corps of Guides".



Hindustan hervorgehenden Soldaten treten in ein mohammedanisches Kavallerie-Regiment, die 1st Skinner's Horse, in zwei mohammedanische Bataillone und außerdem in verschiedene Truppenteile mit Class-Kompagnien ein. Die ersteren sind nicht mehr vollständig rein, sondern wurden teilweise mit den Rayputs und den Brahminen von Oudh vermischt. Die Mohammedaner des Dekhan treten in einige der Mahratta-Regimenter ein und in einige Truppenteile mit Class-Kompagnien.

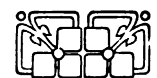
Die Mahratten bilden eine Art ethnologisches Rätsel. Sie bewohnen die Höhen der Dekhan-Hochfläche und die Gipfel der westlichen Gats, über der Küste von Bombay, und erstrecken sich hinunter bis ins Tiefland. Allen Anzeichen nach stammen sie von einer Vermischung der arischen und der drawidischen Rasse, wenn auch die Übereinstimmung mit den Rayputs und anderen höheren Hindurassen überwiegt. Während sie lange Zeit als Raubritter und zeitweise auch als Herrscher von Teilen des Mongolenreiches bekannt waren, treiben sie heute mit großem Erfolg Landbau. Sie bildeten Jahre hindurch das Rückgrat der Armee von Bombay und waren zähe, ausdauernde Soldaten. Der zunehmende Wohlstand hat sie jedoch in den letzten Jahren dem Heeresdienst mehr und mehr entfremdet. Heute stellen sie noch eine oder zwei Eskadrons bei der Kavallerie und sechs von den acht Kompagnien in den sechs nach ihnen genannten Bataillonen.

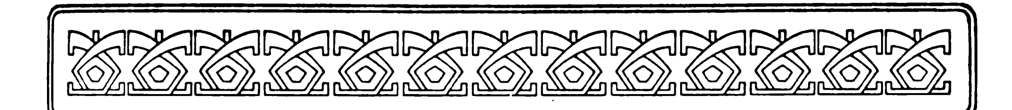
Die militärischen Rassen der Carnatic. Bis zum Ende des Mahratta- und Pindari-Krieges im Jahre 1817 war die alte Küstenarmee, die Armee der Präsidentschaft Madras, die berühmteste militärische Truppe in Indien. Jahre des Friedens haben aber nach und nach die kriegerischen Eigenschaften einschlafen lassen. Schritt für Schritt mußten die Küsten-Regimenter erneuert werden. Die Zahl derer, die sich noch in den alten Rekrutenbezirken anwerben lassen, ist verschwindend klein gegen die Mengen, die in der Vergangenheit ins Heer eintraten. Einige von diesen Rassen, besonders die niedere Rasse der Pariahs, waren lange Zeit berühmt wegen ihrer Dienste im Sappeur- und Pionierkorps. Und auch heute noch sind die drei Pionier-Bataillone der Madras-Armee von hervorragender Tüchtigkeit. Außer diesen Pariahs treten heute noch Tamils, ein hindu-drawidischer Volksstamm, und die besseren der mohammedanischen Klassen in das Heer ein. Aus ihnen ergänzen sich außer den Pionier-Bataillonen noch acht Linien-Bataillone. Im allgemeinen gilt der Madrassoldat als guter Schütze und tüchtiger Kriegsmann, der zu einem hohen Grad der Ausbildung gefördert werden kann.

Im vorstehenden konnten natürlich nur die hauptsächlichsten Rassen und Stämme Erwähnung finden, die dem indischen Heere Rekruten liefern. Außer diesen bestehen noch zahlreiche kleinere Gemeinwesen, deren Angehörige sich ebenfalls anwerben lassen. Zieht man die großen organisatorischen und politischen Schwierigkeiten in Betracht, mit denen die britisch-indische Regierung bei der Schaffung des Heeres zu kämpfen gehabt hat, und die sich ihr auch heute noch nach mehr als einer Richtung.

hin immer wieder hemmend in den Weg stellen, betrachtet man dann das wunderbare Gefüge dieses Heeresorganismus, der aus so verschiedenen Teilen durch eine überlegene Organisation zu einem einheitlichen, starken Körper zusammengefügt worden ist, so kann man nur einer rückhaltlosen Bewunderung Ausdruck geben. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Großbritannien in seiner brititisch-ostindischen Armee ein scharf geschliffenes, jederzeit gebrauchsbereites Schwert besitzt.

Neuschler,
Hauptmann und Batteriechef
im 3. Württembergischen Feldartillerie-Regiment Nr. 49.





Die Aufklärungstätigkeit der deutschen Reiterei vor und in den Schlachten des 14., 16. und 18. August 1870.

Nach den Schlachten bei Spichern und Wörth war die Fühlung mit den Franzosen für einige Tage völlig verloren gegangen. Erst an der Nied wurde sie wiedergewonnen. Aber tagelang lag noch über die Absichten des Gegners Dunkel gebreitet. Skizze 40.

So entbrannte unter falschen Voraussetzungen am 14. August die Schlacht von Colombey-Nouilly. Unter falschen Voraussetzungen trat zwei Tage später das III. Armeekorps bei Vionville ins Gefecht. Und bis tief in die große Schlacht des 18. August hinein waren das Große Hauptquartier und die Armee-Oberkommandos über Absichten und Aufstellung des Feindes verschiedener und teilweise gänzlich unzutreffender Meinung.

Nur zu leicht ist man geneigt, diese Erscheinungen ausschließlich auf eine mangelhafte Aufklärung zurückzuführen und die deutsche Reiterei dafür in erster Linie verantwortlich zu machen.

Waren doch die deutschen Armeen des Jahres 1870 nach heutigen Begriffen mehr als reichlich mit Kavallerie ausgestattet: die Erste Armee verfügte über 64, die Zweite Armee sogar über 156 Eskadrons. Von diesen 220 Schwadronen waren 136 in die Verbände von sechs Kavallerie-Divisionen eingegliedert; der Rest, 64 Eskadrons, gehörte Divisionskavallerie-Regimentern an.

Diese zahlreiche Reiterei war aber für die Erfüllung der Aufklärungsaufgaben nicht so vorbereitet, wie wir es heutzutage für selbstverständlich halten. In seinem Bericht über die während des Feldzuges 1870/71 gemachten Erfahrungen schreibt der Führer der 6. Kavallerie-Division, der Herzog Wilhelm von Mecklenburg: „Erhöhte Sorgfalt ist dem Felddienst zu widmen. Derselbe muß zum Hauptgegenstand des Friedensbetriebs, auch der Besichtigung, werden. Es machte sich im Anfang des Feldzugs sehr fühlbar, wie sehr dieser Dienstzweig von vielen Regimentern noch vernachlässigt wird." Die Erfahrungen früherer Kriege waren wieder verloren gegangen,

und man hatte in Preußen in den langen Friedensjahren nach 1815 lediglich das Bestreben gehabt, die Leistungen der Kavallerie als Schlachtenreiterei zu heben. Hierbei hat wohl auch die Erinnerung an die schlachtenentscheidende Rolle der preußischen Kavallerie in den Kriegen Friedrichs des Großen mitgewirkt. Seydlitz und die Taten seiner Reitergeschwader waren das Ideal, das man zu erreichen strebte. Murat und die Verdienste seiner Kavallerie um die operative Aufklärung in den Feldzügen Napoleons gerieten in Vergessenheit.

Weder in dem „Exerzier-Reglement für die Kavallerie der Königlich Preußischen Armee“ vom 5. Mai 1855 noch in der im Jahre 1862 vom Generalfeldmarschall v. Wrangel verfaßten Schrift „Bemerkungen über die Ausbildung und Verwendung der Kavallerie und über die Heranbildung ihrer Führer“ werden die operativen und die Aufklärungsaufgaben größerer Kavallerieverbände auch nur erwähnt. Und die „Allerhöchsten Verordnungen über die größeren Truppenübungen“ vom Jahre 1861 forderten eine Aufklärung nur, soweit sie für die Sicherung nötig war. Ein beim Vortrupp reitender Generalstabsoffizier war „mit Aufklärung des Terrains und Rekognoszierung des Feindes ganz besonders beauftragt“. Er gab den bei ihm befindlichen Offizieren der Divisionskavallerie Erkundungs- und Aufklärungsaufträge. Die Masse der Kavallerie wurde den Armeekorps und Armeen als Reservekavallerie zugeteilt und von diesen meist zurückgehalten, um mit ihr im Gefecht den entscheidenden Schlag zu führen.

Der Feldzug 1866 in Böhmen zeigte das Verkehrte dieser Anschauungen. Die Reservekavallerie — ein Kavalleriekorps von 49 Eskadrons bei der Ersten, eine Kavallerie-Division zu 24 Eskadrons bei der Zweiten Armee — fiel für die Aufklärung aus und kam zur Entscheidungsschlacht zu spät; die Divisionskavallerie-Regimenter waren zu schwach, um die ganze Last der Aufklärung allein tragen zu können.

Nach dem Kriege forschte Major v. Verdy im Auftrage des Generals v. Moltke nach den Ursachen für das Versagen der Kavallerie. Verdy wies auf Grund kriegsgeschichtlicher Untersuchungen nach, daß auch in einem künftigen Kriege bei entsprechender Organisation und Ausbildung von der Reiterei ähnliche Aufgaben auf dem Gebiete der operativen Aufklärung gelöst werden könnten und müßten wie von der Kavallerie des ersten Napoleon unter Murats Führung. General v. Moltke verwendete die Hauptgedanken der Verdyschen Studie in einem „Memoire“, das er im Juli 1868 dem König Wilhelm I. zusammen mit einem Entwurf zu einer „Instruktion für die höheren Truppenführer“ einreichte. Ein Jahr darauf genehmigte der König die Einführung dieses Entwurfs als Vorschrift und befahl die Ausarbeitung von neuen „Verordnungen für den Felddienst und über die größeren Truppenübungen“, um die Kriegslehren von 1866 für die Armee nutzbar zu machen.

Die „Instruktion für die höheren Truppenführer“ vom Jahre 1869 brach mit der bisherigen Gepflogenheit, das Feld der Tätigkeit der Kavallerie lediglich in der

Schlacht zu suchen. Sie wies darauf hin, daß der Aufklärungsdienst recht eigentlich und ausschließlich Sache der Kavallerie sei. Es zeigt sich aber auch hier wieder, wie schwer es ist, durch jahrzehntelange Übung und Gewohnheit eingebürgerte Anschauungen von Grund aus zu ändern. Die Kavallerie-Divisionen waren nach wie vor Bestandteile der Armeekorps. Über ihre Verwendung sagt die Instruktion:*) „Im allgemeinen wird die Kavallerie-Division entweder weit vorn, etwa an der Queue der Avantgarde marschieren, insofern man glaubt, sie dort noch zur Aufklärung nötig zu haben, andernfalls ist sie ziemlich am Ende der Kolonne einzufügen, weil ihre Wirksamkeit erst gegen den Schluß des Gefechts eintreten wird."

Eine Verwendung der Kavallerie-Divisionen als Heereskavallerie im heutigen Sinne wurde nur für den Beginn der Operationen in Aussicht genommen. In diesem Falle sollten mehrere Divisionen unter den gemeinsamen Oberbefehl eines im Großen Hauptquartier oder beim Armee-Oberkommando befindlichen „Kavalleriegenerals" treten. Solche Rekognoszierungen mit großen, nötigenfalls durch Infanterie unterstützten Kavalleriemassen, die den Bewegungen der Armee um mehrere Tagemärsche vorausgehen, sollten ausschließlich von der Obersten Heeresleitung angeordnet werden.**)

In der Durchführung der Aufklärung zeigen sich nun gegenüber unseren heutigen Anschauungen wesentliche Unterschiede. Weder die „Instruktion für die höheren Truppenführer" noch die „Verordnungen über die Ausbildung der Truppen für den Felddienst" kennen den Unterschied zwischen Gefechts-, Nah- und Fernaufklärung. Keine Meldesammelstellen und keine Aufklärungs-Eskadrons bildeten die Bindeglieder zwischen der Kavalleriemasse und den Patrouillen. Daß die Kavallerie-Offizierpatrouillen die Hauptträger der Aufklärung sein müßten, war auch damals erkannt. Es wurde jedoch nur „empfohlen", sie zuweilen und unter Umständen auf längere Zeit oder dauernd am Feinde zu belassen.***) Alles in allem aber bedeuteten beide Vorschriften einen großen Fortschritt in den Anschauungen über Kavallerie-Verwendung.

Bevor jedoch die neuen Grundsätze Gemeingut der Armee geworden waren oder Einfluß auf die Ausbildung der Truppen und der Führer aller Grade hatten gewinnen können, brach im Juli 1870 der Krieg aus.

So kam es, daß in den ersten Monaten des Feldzuges eine Reihe von Erscheinungen zutage traten, die die Aufklärungstätigkeit der deutschen Reiterei beeinträchtigten. Häufig wurden unzureichende Kräfte eingesetzt, wie z. B. von der Garde-Dragoner-Brigade, die am 13. August nur einen Zug nach Dieulouard vorschob und selbst auf dem rechten Mosel-Ufer zurückblieb, trotzdem sie den Befehl hatte, nach Dieulouard zu marschieren.

---

*) Seite 75.

**) a. a. O. S. 88.

***) a. a. O. S. 87; Verordnungen über die Ausbildung der Truppen für den Felddienst, S. 10.

Dann zeigte sich vielfach eine Neigung zur Kräftezersplitterung. Die 5. Kavallerie-Division wurde in der Nacht zum 15. August angewiesen, stärkere Kräfte gegen die Straße Verdun—Metz vorzutreiben. Ganze Regimenter wurden als Aufnahme-Abteilungen zurückgelassen, Regimenter und Schwadronen zur Flankendeckung verwendet, so daß schließlich von der Division vier Schwadronen und die Batterie übrig blieben. Diese Teile waren zu schwach, um die Aufklärung gegen mehrere französische Kavallerie-Regimenter zu erzwingen.

Im allgemeinen setzte die Aufklärungstätigkeit zu spät ein, denn die Patrouillen wurden meist erst abgeschickt, nachdem das Tagesziel erreicht war. Sie erhielten nicht den Befehl, bis an den Feind zu reiten, sondern es wurden ihnen lediglich örtliche Ziele angegeben, die nur von wenigen Patrouillenführern aus eigener Initiative überschritten wurden. Meist kehrten die Patrouillen in der Nacht zu ihrer Truppe oder zu den nächsten Infanterievorposten zurück, da ihnen keine stärkeren Kräfte als Rückhalt folgten. Dadurch ging die Fühlung mit dem Feinde wieder verloren, und Mann und Pferd hatten erhebliche, oft unnötige Anstrengungen zu leisten. Ruhte die Truppe an einem Tage, so ruhten auch die Aufklärungsorgane. Meistens waren auch die Patrouillenführer weder über den Feind noch über die Nachbartruppen noch über die Absichten der Führung unterrichtet. Ihre Meldungen brachten daher wahllos Wesentliches und Unwesentliches durcheinander Das Fehlen von Abgangszeit und -ort — letzteres eine Folge der mangelhaften Ausstattung mit Karten — machte sie häufig wertlos. Und da telegraphische Verbindung höchstens zwischen den Armee-Oberkommandos und dem Großen Hauptquartier bestand, gingen bei der Beförderung durch Meldereiter oder Relais viele Meldungen verloren, oder sie erlitten große Verspätungen.

Um die Leistungen der Reiterei im Jahre 1870 gerecht zu beurteilen, darf man ferner nicht vergessen, daß das Pferdematerial noch weniger einheitlich war, wie das unserer heutigen Kavallerie. Die Mehrzahl der Remonten wurde auch damals aus den Provinzen Ost- und Westpreußen bezogen. Bei der Mobilmachung sollten die Schwadronen durch Abgaben einer als Ersatzschwadron zurückbleibenden Eskadron und durch Augmentationspferde auf Kriegsstärke gebracht werden. Die Augmentationspferde wurden entweder ausgehoben oder durch die Eskadronschefs, die während der Mobilmachung wohl besser und lieber bei ihrer Truppe geblieben wären, auf öffentlichen Märkten und bei Händlern angekauft.

Die am wenigsten schlechten Erfahrungen wurden noch mit den von den Händlern gelieferten Pferden gemacht, soweit die Händler die übernommenen Verpflichtungen erfüllen konnten. Die freihändig angekauften und die ausgehobenen Pferde waren je nach ihrem Ursprungsland von verschiedener Güte. Das Dragoner-Regiment Nr. 15 stellte z. B. eine Anzahl russischer und polnischer Pferde ein, die auf einem gut beschickten Pferdemarkt in Beuthen (Oberschlesien) gekauft waren. Im Gegensatz zu

den anderen in Schlesien angekauften Pferden bewährten sich diese Russen und Polen so gut, daß der wohl nicht unbegründete Verdacht aufkam, es seien gestohlene und über die Grenze getriebene russische Militärpferde gewesen.

Allen Arten von Augmentationspferden war gemeinsam, daß sie weder an Körnerfutter noch an Anstrengungen gewöhnt waren, und daß ihre Rittigkeit zu wünschen übrig ließ. Welche Gefahr unrittige Pferde unter weniger geübten Reitern, z. B. Reservisten, darstellen, zeigt die Panik beim Husaren-Regiment Nr. 9 am Abend des 18. August.*)

Die ungewohnten Anstrengungen hatten zur Folge, daß im Verlaufe des Feldzuges eine unverhältnismäßig große Zahl von Augmentationspferden erkrankte — meist an den Sehnen — oder einging. Eine Eskadron des Kürassier-Regiments Nr. 6 hatte unter den 132 Pferden, mit denen sie ausrückte, 96 preußische Remonten und 36 Augmentationspferde. Abgesehen von den gefallenen und verwundeten Pferden gingen von den preußischen Pferden durch Tod 7, durch Krankheit 3, zusammen also 10, d. h. 9,6 vH. ab, von den Augmentationspferden durch Tod 6, durch Krankheit 15, zusammen also 21, d. h. fast 60 vH. Das Verhältnis erscheint noch ungünstiger, wenn man bedenkt, daß sich unter den preußischen Pferden der größte Teil der Remonten 1869 befand.

Der Mobilmachungsbefehl hatte nämlich die Kavallerie in einem ungünstigen Zustande getroffen. Die Schleppkommandos, die die Remonten aus Preußen zu den Regimentern holen sollten, befanden sich gerade auf dem Rückmarsch von den Depots. Jedes Schleppkommando bestand aus etwa 20 gut berittenen Unteroffizieren und Mannschaften unter Führung von Offizieren. Diese Kommandos fielen nun bei den westlichen Regimentern zunächst aus. Für sie mußten Augmentationspferde und junge Remonten eingestellt werden. Hierdurch wurde naturgemäß die Gesamtleistungsfähigkeit der Kavallerie-Regimenter herabgedrückt.

Diese war an sich schon geringer, als die der heutigen Kavallerie, da vor 1870 die systematische Gewöhnung der Pferde und damit der Kavallerie an Anstrengungen viel zu wünschen übrig ließ. In einem Bericht über die während des Feldzuges gemachten Erfahrungen beklagt sich der General v. Schmidt über die auf Kosten der Ausbildung und Leistungsfähigkeit erzielte „Pferdemästerei". Der General schreibt: „Die Pferdemästerei erklärt den so oft bei den Friedensübungen und leider, leider auch vor dem Feinde gehörten Ausspruch, daß es nicht mehr gehe, daß die Pferde zu müde seien usw. Schuld an diesen Aussprüchen war aber auch die im Frieden angewöhnte Genuß- und Vergnügungssucht, die Bequemlichkeit und der verweichlichende Luxus".

Dieser Vorwurf erscheint nicht ungerechtfertigt, wenn man sich die geringen

*) Vgl. Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. Fünfter Band. „Der 18. August 1870", Seite 308.



Marschleistungen der Kavallerie-Divisionen im ersten Monat des Feldzuges vergegenwärtigt. Die 5. Kavallerie-Division z. B. hat am 14. August in einer selten zugespitzten strategischen Lage folgende Entfernungen zurückgelegt: Gros 17 km, Avantgarden-Regiment 11—14 km, eine vorgeschobene Eskadron 21 km, die Patrouillen dieser Schwadron weitere 6 km.

Die „Instruktion für die höheren Truppenführer" vom Jahre 1869 wies darauf hin*), daß außerordentliche Anstrengungen der Kavallerie im Aufklärungsdienste nicht erspart bleiben könnten.

Im Anfange des Feldzuges 1870/71 trauten aber die Kavallerieführer ihrer Truppe wenig zu. Was die Reiterei leisten kann, dafür gibt der General v. Schmidt in einem anderen, im Juni und Juli 1871 geschriebenen Bericht Beispiele aus dem Feldzuge an der Loire, den er bei der 6. Kavallerie-Division mitmachte. Er schreibt: „Rekognoszierungsritte von 8 bis 10 Meilen gehörten zu den Alltäglichkeiten; einzelne betrugen 10 bis 12 Meilen. Die ganze Division hat wiederholentlich 6 bis 7 Meilen an einem Tage zurückgelegt und häufig von früh Morgens bis tief in die Nacht hinein auf den Pferden zugebracht . . . . . es war kein Pferd ermüdet und zurückgeblieben".

Wenn in den Augusttagen des Jahres 1870 Anstrengungen gefordert wurden, leistete die Truppe sie auch. Das Garde-Kürassier-Regiment marschierte am 15. August 34 km, seine Patrouillen bis zu 60 km. Und die Patrouille Kotze vom Husaren-Regiment Nr. 10 legte am 11. August in etwas über 24 Stunden 79 km zurück.

Diese Marschleistungen erscheinen um so beachtenswerter, wenn man bedenkt, daß das Pferd außer seinem Reiter auch noch das Gepäck und die Waffen zu tragen hat. Im Jahre 1860 reichte der unermüdlich tätige Prinz Friedrich Karl als Kommandierender General des III. Armeekorps einen Bericht über Änderungen der Ausrüstung und Erhöhung der Rationen der Kavallerie ein. In einer Anlage machte er folgende Gewichtsangaben:

	schwerster	leichtester	Durchschnitt
Husaren: Mann	170 Pfund	105 Pfund	136 Pfund
Gepäck des Pferdes . . .	80 "	$94^3/_4$ "	$94^3/_4$ "
Karabiner, Bandolier, Säbel	$14^3/_4$ "		
Summe	$264^3/_4$ Pfund	$199^3/_4$ Pfund	$230^3/_4$ Pfund
Kürassiere: Mann . . .	196 Pfund	121 Pfund	$150^1/_2$ Pfund
Ausrüstung und Waffen . .	125 "	125 "	125 "
Summe	321 Pfund	246 Pfund	$275^1/_2$ Pfund.

Die meisten der nach dem Feldzuge 1870/71 eingereichten Berichte befürworten denn auch eine Herabsetzung des toten Gewichtes und beantragen, nur die unbedingt

*) Seite 85.

notwendigen Ausrüstungsstücke am Pferde zu befestigen, alles andere aber vom Reiter tragen zu lassen, damit beim Absitzen das Pferd möglichst erleichtert wird. Das war um so nötiger, als die Berichterstatter anderseits die Bewaffnung der Ulanen und Kürassiere mit dem Karabiner und teilweise die Ausrüstung der gesamten Kavallerie mit der Lanze wünschten. Die bei Beginn des Feldzuges im Aufklärungsdienst gemachten Erfahrungen hatten es wiederholt als Mangel empfinden lassen, daß nur die leichte Kavallerie, die Husaren und Dragoner, Karabiner besaßen. Da nun die Mehrzahl der Dragoner- und Husaren-Regimenter als Divisionskavallerie-Regimenter verwendet wurden, so blieben für die Kavallerie-Divisionen in der Hauptsache die mit veralteten Pistolen bewaffneten schweren Kavallerie-Regimenter, Ulanen und Kürassiere, übrig. Infolgedessen hatten die beiden Kavallerie-Divisionen der Ersten Armee überhaupt keine Karabiner. Günstiger lagen die Verhältnisse bei der Zweiten Armee: bei der Garde-Kavallerie-Division war ein Drittel, bei der 12. Kavallerie-Division die Hälfte, bei der 5. etwas mehr und bei der 6. Kavallerie-Division etwas weniger als die Hälfte der Reiter mit Karabinern bewaffnet.

Die Ergebnisse des Aufklärungsdienstes wurden wiederholt durch die Bewaffnung entscheidend beeinflußt. Am 11. August zwang eine schwache französische Besetzung des Eisenbahndamms zwischen Jury und Peltre eine halbe Schwadron des Ulanen-Regiments Nr. 13 umzukehren, während einige Stunden später eine Schwadron des Husaren-Regiments Nr. 11 diese Franzosen durch abgesessene Schützen vertrieb und damit Einblick in das Gelände nördlich der Eisenbahn gewann. Und zwei Tage später, am 13. August, verwehrte wiederum eine Postierung an demselben Eisenbahndamm dem zur 1. Kavallerie-Division gehörigen Ulanen-Regiment Nr. 4 die Einsicht in die Verhältnisse südlich Metz, bis am 14. August Mittags 18 Mann des Infanterie-Regiments Nr. 15 die Ulanen unterstützten. Am 13. August hatte die 1. Kavallerie-Division beim Marsch von Rollingen auf Pange die Unterstützung eines Zuges des Dragoner-Regiments Nr. 2 erbitten müssen, um sich den Weg über Pange freizumachen. An demselben Tage vertrieb die Husaren-Brigade Redern durch Fußgefecht feindliche Infanterie vom Mousson-Berge östlich Pont-a-Mousson und öffnete sich so den Mosel-Übergang von Pont-a-Mousson für die weitere Aufklärung.

Wie bei der Bewaffnung der Kavallerie, so war auch bei ihrer Ausrüstung in erster Linie auf die Tätigkeit als Schlachtenreiterei und nicht auf ihre operative Verwendung Rücksicht genommen. Technische Nachrichtenmittel fehlten. Pionier-Abteilungen gab es nicht. Geräte und Sprengmittel zur Zerstörung von Eisenbahnen, Telegraphen und Brücken waren nicht vorhanden. Entsprechend mangelhaft war die Ausbildung im Ausführen solcher Zerstörungsarbeiten. Die Bahnzerstörungen südlich Metz beschränkten sich auf Herausnehmen je einer Schiene. Nur bei Frouard wurde am 12. August von der Eskadron Braune des Husaren-Regiments Nr. 17 mehr geleistet;

dieser Schwadron war aber auch ein Sachverständiger beigegeben in der Person des Divisionsküsters, der im Zivilberuf Eisenbahnbeamter war.

Die 5. Kavallerie-Division hatte das Glück, oberhalb Metz unversehrte und meist unbesetzte Mosel-Brücken vorzufinden. Nicht so günstig traf es die 3. Kavallerie-Division auf der Moselstrecke Metz—Diedenhofen; hier gab es nur Fähren, die von den Franzosen abgefahren waren, mit Ausnahme der Seilfähre von Hauconcourt. Die schwache Patrouille, die dort am 13. August übersetzte, hatte aber keinen Auftrag zur Zerstörung der Bahn und des Telegraphen Metz—Diedenhofen, trotzdem beide über Sedan weiterführten und somit wichtige Verbindungslinien der französischen Rhein-Armee mit dem Innern Frankreichs waren. Eine später entsandte Patrouille, die mit der Zerstörung der Bahn beauftragt war, fand die Fähre nicht mehr vor. Brückengerät besaß die Kavallerie nicht, und da sie im Durchschwimmen von Flüssen nicht ausgebildet war, so unterblieben alle weiteren Versuche, unterhalb Metz auf das linke Mosel-Ufer zu gelangen und dort aufzuklären. Sie unterblieben auch dann, als am 14. August Vormittags der mit einem Handstreich gegen Diedenhofen beauftragte General Graf Gneisenau an die 3. Kavallerie-Division die berechtigte Aufforderung richtete, „die Eisenbahn und den Telegraphen Metz—Diedenhofen etwa bei Maizières zu zerstören und deren Herstellung so lange als tunlich, wenigstens während des 15. zu verhindern, damit von Metz aus die Festung Diedenhofen nicht unterstützt werden kann".

Was der Kavallerie im Jahre 1870 durch die nicht sachgemäße Friedensausbildung fehlte, glich sie zum großen Teil aus durch den frischen Wagemut der Truppe und besonders der Offiziere.

In einem im Jahre 1859 verfaßten, „Einige Gedanken über die heutige Kriegführung" betitelten Aufsatz, hatte Prinz Friedrich Karl geschrieben: „Für den Wert und die Leistungen keiner Waffengattung ist das moralische Element entscheidender als für die Kavallerie, und in keiner ist es mehr Bedingung zum Erfolge, daß vom obersten Führer bis zum letzten Manne alle von einem frischen, unternehmenden, nichts für unmöglich haltenden Geiste beseelt seien."

General v. Schmidt führt in seinem schon erwähnten Berichte vom Mai 1871 folgenden Ausspruch des Generals Foy an: „Um eine gute Kavallerie zu erhalten, muß man vor allen Dingen gute Offiziere für sie haben." Hieran anknüpfend, fährt der General fort: „Es hat sich, trotz der überhand genommenen Verweichlichung, der Genußsucht und dem Luxus, im letzten Feldzuge bei dem jungen Offizier ein sehr hohes Ehrgefühl, eine große Hingebung, eine nicht genug anzuerkennende Unternehmungslust, Tatkraft und Energie vielfach gezeigt." Die Anerkennung, die mit diesen Worten den jungen Offizieren gezollt wird, läßt sich ohne weiteres auf die Eskadronschefs und Regimentskommandeure übertragen. Gerade Mitte August 1870 finden wir bei der Ersten und Zweiten Armee eine ganze Anzahl Rittmeister und

Stabsoffiziere, die bei den vordersten Patrouillen reiten, um selbst zu sehen und ihre höhere taktische Einsicht in den Dienst der Aufklärung zu stellen.

In den im Jahre 1862 vom Generalfeldmarschall Grafen Wrangel verfaßten „Bemerkungen über die Ausbildung und Verwendung der Kavallerie und über die Heranbildung ihrer Führer" heißt es: „Die beste Kavallerie kann ihre Güte erst bewähren, ihren Ruf in der Geschichte erst erringen, wenn sie durch einen großen Führer, wie Seydlitz einer war, kommandiert wird." Und in einem im Jahre 1817 eingereichten Gutachten hatte der General v. Borstell betont, daß der zur Führung von Kavallerie nötige geistige Scharfblick und die kühne, aber auch besonnene Entschlossenheit der Anleitung und Übung bedürfen.

Das gilt nicht nur für die Schlachtentätigkeit, sondern auch für den Aufklärungsdienst der Kavallerie. Die Kavallerieführer des Jahres 1870 waren aber hierfür nicht vorgebildet, weder theoretisch, noch praktisch. Die Kavallerie-Divisionen wurden damals und werden ja auch noch heutzutage erst im Aufmarschgebiet formiert. Führer und Truppen lernen sich also in dem Augenblicke kennen, wo sie in ihre verantwortungsvolle Tätigkeit eintreten sollen. Gerade bei der Reiterei ist aber die Bekanntschaft der Führer mit ihrer Truppe ein wichtiges Element des Erfolges.

Die in der „Instruktion für die höheren Truppenführer" vorgesehenen Kavalleriegenerale wurden bei der Mobilmachung nicht aufgestellt. Die ihnen zugedachten Aufgaben waren also von den Divisionsführern zu erfüllen. Diesen fehlte aber das Selbstvertrauen, das die Grundlage jeder Initiative bildet, ebenso wie es ihnen schon im Feldzuge von 1866 gefehlt hatte. Der General v. Moltke führt in dem Memoire über die Erfahrungen des Krieges gegen Österreich den Mangel an Selbstvertrauen darauf zurück, daß man den höheren Kavallerieoffizieren ihre Unbefangenheit dadurch geraubt habe, „daß bei den Manövers Kritik und Tadel fast synonym geworden sind, und sie daher selbständiges und kühnes Eingreifen scheuen."

Der Hauptgrund für den Mangel an Selbstvertrauen war wohl aber der, daß die Kavallerieführer sich den an sie herantretenden neuen Aufgaben nicht gewachsen fühlten, da sie im Frieden für dieselben nicht vorgebildet waren. Kriegsgeschichtliche und militärwissenschaftliche Studien waren damals im Heere noch unbeliebter wie heute. Sie sind aber da unentbehrlich, wo die Praxis die Ausbildung für die Aufgaben des Ernstfalles nicht voll gewährleistet. Gerade die operativen Aufgaben der Kavallerie in großen Verhältnissen können bei den Truppenübungen meist gar nicht und bei den Aufklärungsübungen nur unvollkommen zur Darstellung gelangen. Der Blick aller Kavallerieoffiziere, vom Patrouillenführer bis zum Führer der Heereskavallerie, muß aber für das schnelle und richtige Erfassen großer operativer Lagen geschult werden. Das kann nur geschehen durch zähe, gewissenhafte Friedensarbeit, durch Kriegsspiele, Planaufgaben und das Studium der Kriegsgeschichte. Hieran hat es vor 1870 und auch noch lange nachher gefehlt.

Im Nachlaß des Prinzen Friedrich Karl findet sich ein 1851 niedergeschriebener Aufsatz über „selbständiges Handeln". Da heißt es: „Ein Kavallerieführer, dem einige Selbständigkeit gelassen ist, muß es nie zu einer Aufforderung zu etwas, das in sein Fach schlägt, sei es durch einen Infanteristen, dem er beigegeben ist, oder durch einen höheren Führer kommen lassen. Er muß früher gedacht, sich entschlossen und gehandelt haben. Wer das nicht kann, der versteht sein Handwerk nicht und verdient bevormundet und am Gängelbande geführt zu werden, taugt aber nicht zu der kleinsten Befehlsführung in seiner Waffe." Hätte der Prinz das Verhalten der deutschen Reiterführer in den ersten beiden Dritteln des Monats August 1870 kritisieren wollen, er hätte sich nicht viel anders auszudrücken gebraucht. Der bei weitem größte Teil der glänzenden Attacken des 16. August wurde auf Befehl der Kommandierenden Generale oder auf Anregung des Chefs des Generalstabes des X. Armeekorps geritten.

Wo in jenen Tagen solche Befehle oder Anregungen fehlten, ließen die Kavallerieführer günstige Gelegenheiten zum Eingreifen unbenutzt vorübergehen, sogar wenn die Lage das rücksichtslose Einsetzen der Waffe forderte. Als am 14. August der Führer der 1. Kavallerie-Division erfuhr, daß das VII. Armeekorps durch Angriff die Franzosen östlich Metz festhalten wollte, hätte er von vornherein durch seine Batterie das VII. Armeekorps unterstützen müssen und nicht erst das Eintreffen der Avantgarde der 18. Division abwarten dürfen.

Über das Verhalten der 3. Kavallerie-Division am Abend des 14. August urteilt der General v. Steinmetz in einem Briefe an den General v. Manteuffel: „Die 3. Kavallerie-Division hätte wohl Erfolge haben können beim Vorgehen gegen den in Unordnung weichenden Feind; rechts und links der Chaussee von Busendorf war das Terrain für Kavallerie frei und auch kaum im wirksamen Feuer der Festungsartillerie; keinenfalls kam die Kavallerie mehr in dasselbe als der rechte Flügel der Infanterie und Artillerie. Der General Graf Groeben war ja nicht an den rechten Flügel gebunden; ein Kavallerieführer muß vorn sehen, wo die beste Gelegenheit zum Eingreifen sich findet." Berücksichtigt man, daß am 14. August 54 deutsche Schwadronen auf dem Schlachtfelde anwesend waren, und daß nur eine einzige Schwadron — und diese ohne Verluste — am Kampfe teilgenommen hat, so wirft das kein gutes Licht auf den Tatendurst der Kavallerieführer. Und dabei waren von diesen 54 Schwadronen 40 Schwadronen „schwere" Kavallerie, also Schlachtenreiterei, noch dazu gegliedert in zwei Divisionsverbänden.

Drang nach vorwärts und Unternehmungsgeist fehlten den Divisionsführern. In seinen Feldzugsbriefen schildert der Generalstabsoffizier der 6. Kavallerie-Division wie schwer es war, am 16. August den Herzog Wilhelm von Mecklenburg dazu zu bestimmen, die Mosel zu überschreiten und dann auf das Plateau von Vionville zu rücken, trotzdem die Division den klaren und bestimmten Befehl hierzu empfangen hatte.

Am meisten aber hat der Kommandeur der 5. Kavallerie-Division beim Vormarsch gegen die Mosel und gegen die Straße Metz—Verdun wider den Geist der Kavallerie gesündigt. Prinz Friedrich Karl unterstellte die 5. Kavallerie-Division dem X. Armeekorps mit der ausdrücklichen Weisung, dafür zu sorgen, daß die Division mehr leiste. Wenn es nicht besser würde, so wollte er der Division einen anderen, sehr jungen Befehlshaber geben. Um Wandel zu schaffen, mußte das Generalkommando einzelne seiner Offiziere zur Aufklärung vorschicken, für die die 5. Kavallerie-Division die Bedeckungen stellte. Einer dieser Offiziere war der Premierleutnant v. Podbielski, der spätere preußische Landwirtschaftsminister. Er stellte am 10. August französische Lager und Marschkolonnen an der Nied bei Courcelles fest und meldete dies dem in Falkenberg befindlichen General v. Rheinbaben mit dem Zusatz, daß der Feind im hohen Grade deprimiert sei, und daß um so mehr Gefangene gemacht werden würden, je mehr man ihm an der Klinge bliebe. Trotzdem hielt sich der 20 km vom Feinde entfernte Kommandeur der 5. Kavallerie-Division für so gefährdet, daß er das Generalkommando um die Besetzung des Bahnhofs Falkenberg durch Infanterie bat. Podbielski regte auch die Unterbrechung der wichtigen Eisenbahn Nancy—Metz an, aber vergeblich. Er schließt deshalb seine Meldung an das Generalkommando mit den höchst bezeichnenden Worten: „Hier ist aber zu allem ein Befehl notwendig."

Zuweilen reichte jedoch selbst ein Befehl nicht aus, um den Kommandeur der 5. Kavallerie-Division zum Handeln zu veranlassen.

Am Morgen des 16. August überbrachte der Stabschef des X. Armeekorps persönlich den Befehl an den General v. Rheinbaben, soweit auf Metz vorzugehen, bis er auf Widerstand stieße, den er trotz der Verstärkung durch zwei Batterien nicht überwinden könnte. Diesem Befehl leistete der Kommandeur der 5. Kavallerie-Division zunächst keine Folge. Er entschloß sich erst zum Vorrücken, als die Nachricht eintraf, das III. Armeekorps wäre im Anmarsch. Caprivi schloß sich an. Unterwegs kamen verschiedentlich Anfragen der Brigaden und Regimenter an den Divisionskommandeur. Da dieser sie nicht beantwortete, tat es Caprivi, bis der General v. Rheinbaben ihm sagte: „Ich muß Ihnen bemerklich machen, daß ich die Kavallerie-Division führe und nicht Sie." Im Laufe des 16. August ließ Caprivi den General v. Rheinbaben noch verschiedentlich auffordern, seine Truppen näher an die vorderen Linien heranzubringen. Rheinbaben lehnte das aber so schroff ab, daß schließlich einer der Offiziere des Generalkommandos zu Caprivi sagte: „Herr Oberstleutnant, zu dem reite ich nicht mehr."

Sicherlich hat der Kommandeur der 5. Kavallerie-Division aus dem Gefühl der gekränkten Eigenliebe und des Trotzes heraus den Aufforderungen des Chefs des Generalstabes des X. Armeekorps keine Folge geleistet, sehr zum Schaden des Ganzen. Es ist durchaus das Recht und die Pflicht der Truppenführer und ihrer Generalstabsoffiziere, anregend und ergänzend in die Tätigkeit der Kavallerieführer ein-

zugreifen. Leider war im Jahre 1870 nur ein Teil der höheren Führer hierzu befähigt. Auch ihnen ging zumeist das Verständnis für die operativen Aufgaben der Kavallerie ab.

Am Abend des 6. August befanden sich 33 Schwadronen und der Kommandeur der 5. Kavallerie-Division auf dem Schlachtfelde von Spichern. Es wäre Pflicht des gleichfalls anwesenden Oberkommandos der Ersten Armee gewesen, zu verhindern, daß die Fühlung mit dem Gegner verloren ging, und durch die Kavallerie feststellen zu lassen, wohin der Feind sich wandte. Steinmetz erkannte diese Notwendigkeit nicht. Das Große Hauptquartier befand sich noch in Mainz, konnte also nicht eingreifen. Außerdem ist es auch nicht Sache der Obersten Heeresleitung, die taktische Verfolgung zu befehlen.

Am Tage nach Spichern äußerte der General v. Steinmetz zum Major v. Schönfels, dem Generalstabsoffizier der 6. Kavallerie-Division: „Sagen Sie Ihrem General, daß die Kavallerie nach hinten gehört." Und dieser Ansicht entsprach die Verwendung der Kavallerie-Divisionen bei der Ersten Armee: sie wurden tagelang hinter der Saar zurückgehalten und fielen infolgedessen für die Aufklärung aus.

Andere Auffassungen herrschten beim Oberkommando der Zweiten Armee. Am 6. August Vormittags empfahl der Prinz Friedrich Karl dem Major v. Schönfels, daß die Kavallerie überall Fühlung mit dem Feinde halten und energisch vorgehen solle. Und auf die ersten Nachrichten von den rückgängigen Bewegungen der Franzosen wurde befohlen: „Beide Kavallerie-Divisionen bleiben dicht auf am Feinde." Dieser klare und deutliche Befehl wurde aber einfach nicht befolgt. Leider unterließ es der Prinz, am 7. August die vier Kavallerie-Divisionen seiner Armee unter einem gemeinsamen Führer zur Verfolgung anzusetzen.

Statt dessen unterstellte er am 8. August die 6. Kavallerie-Division dem III., zwei Brigaden der 5. dem X. und eine Brigade der 5. dem IV. Armeekorps. Die hieraus sich ergebende Zersplitterung der Kavallerie rächte sich nur deshalb nicht, weil die Franzosen ihre gute und zahlreiche Reiterei nicht zu gebrauchen verstanden. Der Grund für die Maßregel des Oberkommandos war nicht nur — wie das Generalstabswerk anführt — die große Ausdehnung der Zweiten Armee, sondern in erster Linie wohl die Unzufriedenheit mit den bisherigen Leistungen der Kavallerie-Divisionen und die Hoffnung, daß durch die unmittelbare Einwirkung der Generalkommandos eine regere und erfolgreichere Aufklärungstätigkeit erzielt werden würde. Diese Hoffnung wurde aber nur vom X. Armeekorps erfüllt. Die vier anderen Generalkommandos, die über größere Kavalleriekörper verfügten, entsprachen den Erwartungen des Armee-Oberkommandos nicht. Das IV. Armeekorps gab der Brigade Bredow (von der 5. Kavallerie-Division) keine strategischen Aufklärungsaufträge, sondern verwendete sie lediglich im Sinne einer Seitendeckung. Infolgedessen gelang es auch nicht, den Verbleib Mac Mahons festzustellen. Das Gardekorps ließ seine

Kavallerie-Division zunächst hinter der Front und zog erst am 10. August die Garde-Dragoner-Brigade vor; diese wurde aber als taktische Avantgarde angesehen und durch tägliche Befehle vom Generalkommando geleitet. Das XII. Armeekorps marschierte in zweiter Linie, glaubte also von der Notwendigkeit weitausgreifender Aufklärung entbunden zu sein. Das III. Armeekorps befand sich dem Feinde am nächsten. Es hätte also alle Veranlassung gehabt, sich über dessen Verbleib zu unterrichten. Dagegen wurden die beiden Infanterie-Divisionen durch die 6. Kavallerie-Division hindurchgezogen und diese vom Generalkommando „zur Reserve kommandiert." Später wird die 6. Kavallerie-Division tagelang zur Deckung der rechten Armeeflanke gegen Metz verwendet, und sie behält diese Aufgabe auch noch dann, als schon längst vom Großen Hauptquartier darauf hingewiesen war, daß der Kavallerie jenseits der Mosel große Ziele winkten.

Die Generalkommandos hatten also nur das eigene Interesse und Bedürfnis im Auge, nicht das des großen Ganzen. Und diese Gefahr liegt immer vor, wenn ein Oberkommando die Heereskavallerie einem Armeekorps unterstellt. Die Generalkommandos waren ferner über die Absichten der Obersten Heeresleitung nicht genügend unterrichtet. Die nebeneinander eingesetzte 6. und 5. Kavallerie-Division wußten weder ihren Aufenthaltsort noch ihre Aufgaben: ein Zusammenwirken war daher so gut wie ausgeschlossen. Durch das Einschalten einer neuen Instanz zwischen Oberkommando und Heereskavallerie wurde der Meldeweg verlängert. Eine große Anzahl gerade der wichtigsten Meldungen wurde von den Generalkommandos nicht weitergegeben, fiel also für die Entschlußfassung des Oberkommandos und der Obersten Heeresleitung aus.

Trotzdem die Generalkommandos täglich die beabsichtigte Verwendung der Kavallerie meldeten, griff das Armee-Oberkommando nicht ein.

Der Prinz rechnete bis zum 14. August mit der Möglichkeit einer Schlacht im Süden von Metz. Für diese Schlacht wollte er möglichst viel Kavallerie zur Verfügung haben. Deshalb wollte er die Garde- und die 12. Kavallerie-Division erst jenseits der Mosel vor die Armee nehmen, und deshalb ließ er wohl auch die 6. Kavallerie-Division so lange östlich der Mosel. Für die Aufklärung auf dem linken Mosel-Ufer fiel diese Division infolgedessen fast völlig aus, und ihr verspäteter Uferwechsel am 16. August hatte zur Folge, daß in der Schlacht ein Zusammenwirken mit der 5. Kavallerie-Division unmöglich wurde und das Eingreifen der 5. Infanterie-Division in den Kampf sich um fast zwei Stunden verzögerte.

Das Oberkommando der Zweiten Armee fiel also hier wieder in die veralteten Anschauungen zurück, die den Hauptzweck der Reiterei in ihrer Schlachtentätigkeit erblickten. Hieraus erklärt sich auch am 18. August das Zurückhalten der Masse der Kavallerie beim Vormarsch der Zweiten Armee in nördlicher Richtung, sowie das Unterlassen einer weitausholenden Verfolgung durch Kavallerie bis in das Mosel-Tal.

Eine solche Verfolgung würde große moralische Erfolge gehabt und den Verbleib des Feindes festgestellt haben. Sie mußte große materielle Ergebnisse erzielen, wenn Teile der Franzosen hier hätten durchbrechen und entweichen wollen.

Das Zurückhalten der Kavallerie-Divisionen am 18. August war um so weniger zweckmäßig, als es im Armeebefehl für den Vormarsch hieß: „wo der Feind zu finden, ist schwer zu sagen". Seit dem Mittag des 17. August wußte man beim Oberkommando der Zweiten Armee, daß am 18. in nördlicher Richtung vormarschiert werden sollte. Wenn auch die Masse der Kavallerie durch die Märsche und Attacken des 16. August überanstrengt war, so waren doch sicherlich soviel leistungsfähige Pferde vorhanden, daß zahlreiche starke Patrouillen sich dem Feinde anhängen und ihn dauernd beobachten konnten.

Die Studie „Der 18. August 1870" sagt über die Aufklärung am 17. August*): „Es ist sicherlich nicht von Vorteil gewesen, daß das Große Hauptquartier und das Oberkommando diese Zeit am gleichen Ort gemeinsam verbrachten. Das Oberkommando wartete auf Anordnungen des Großen Hauptquartiers, und dieses hielt solche nicht für nötig, da das Oberkommando zur Stelle war und Alles in gleicher Weise beobachten und beurteilen konnte wie es selbst. Anzuordnen war überhaupt nicht viel, aber die einzige wirklich notwendige Anordnung, die der Aufklärung, wurde darüber versäumt." Nun ist aber tatsächlich eine Anordnung für die Aufklärung getroffen worden. In den Befehlsakten des Generalkommandos des X. Armeekorps**) findet sich folgender Befehl:

„Majestät der König haben befohlen, daß X. Armeekorps in seiner Stellung abkochen soll, dazu entweder eiserne Bestände oder Requisitionen. Kavallerie soll am Feinde bleiben."

Zwischen Gorze und Gravelotte, den 17. Morgens 7¼.

V. S. d. Oberkdos.
gez. v. Hertzberg.

Die ganze Fassung des Befehls und der Umstand, daß der Oberquartiermeister ihn unterschrieben hat, lassen darauf schließen, daß beides, Abkochen und Aufklärung, vom Großen Hauptquartier angeordnet war. Dem Befehl wurde auch Folge gegeben, wie aus dem Kriegstagebuch der 13. Kavallerie-Brigade hervorgeht: um 9° Vormittags muß das Husaren-Regiment Nr. 11 aus dem Biwak der 5. Kavallerie-Division „nochmals gegen Mars la Tour ausrücken und kehrt um 11° zurück; der Feind ist verschwunden"***). Die 5. Schwadron dieses Regiments war seit dem Morgen

*) Seite 49.

**) Kriegsarchiv des Großen Generalstabes.

***) Nach dem Kriegstagebuch des Husaren-Regiments Nr. 11 erhielt das Regiment um 10³⁰ Vormittags den Befehl, in Richtung Jarny zu rekognoszieren. Die 1., 2. und 4. Eskadron gingen bis

vorgeschoben und befand sich in der Gegend von Doncourt, also an wichtiger Stelle, vor dem rechten feindlichen Flügel. Auch sie erhielt um die Mittagsstunde Befehl, sich an ihr Regiment heranzuziehen, und es blieben nur zwei Offizier-Patrouillen nördlich Mars la Tour zur Beobachtung von Doncourt zurück.

Ein ernsthafter Versuch, die Fühlung mit dem Feinde zu halten, ist demnach nicht gemacht worden. Das Oberkommando der Zweiten Armee und das Generalkommando des X. Armeekorps teilen sich in die Verantwortung für diese Unterlassung.

Auch hier erwies sich also die Einschaltung einer neuen Instanz zwischen Oberkommando und Heereskavallerie als vom Übel: sie war schuld daran, daß ein Befehl des Königs nicht in dem gedachten Sinne und dem gewollten Maße zur Ausführung gelangte.

Es ist überhaupt eine typische Erscheinung in der Zeit vom 8. bis 18. August, daß der Wille der Obersten Heeresleitung und ihre Anregungen für die Tätigkeit der Kavallerie entweder gar nicht oder doch nur sehr abgeschwächt zur Ausführung kamen.

Bei der Ersten Armee wurden nach Spichern die Kavallerie-Divisionen hinter der Saar zurückgehalten, trotz des wiederholten Befehls, sie auf größere Entfernung vorzuschieben. Als am 11. August die Oberste Heeresleitung telegraphisch anordnete, noch heute die beiden Kavallerie-Divisionen vor die Front zu ziehen, wurden sie nur auf die Flügel in Höhe der Infanterievorposten geschickt.

Am Abend des 12. August ließ sich im Großen Hauptquartier noch nicht übersehen, wie weit die gemeldete Rückzugsbewegung der Franzosen fortgeschritten wäre. Es mußte auch damit gerechnet werden, daß die Rhein-Armee zunächst bei Metz blieb und in östlicher oder südlicher Richtung offensiv wurde. Verweilte sie bei Metz, ohne offensiv zu werden, so ergab sich die Aussicht, ihr den Weg nach dem Innern Frankreichs zu verlegen. Für die Oberste Heeresleitung und für die Armee-Oberkommandos war es wichtig, das Verhalten der Franzosen möglichst frühzeitig festzustellen und hierzu die Verhältnisse auf dem linken Mosel-Ufer aufzuklären. In richtiger Erkenntnis der Lage ordnete das Oberkommando der Zweiten Armee am 12. Abends an, daß die 5. Kavallerie-Division von Süden her gegen die Straße Metz—Verdun vorgehen sollte. An den General v. Steinmetz wurde das Ersuchen gerichtet, eine Kavallerie-Division nördlich Metz über die Mosel zu werfen. Durch diese Maßnahmen hatte der Prinz Friedrich Karl verständnisvoll dem Befehl des Königs vorgearbeitet, der für die Erste Armee anordnete: „Kavallerie rekognosziert gegen Metz und überschreitet die Mosel unterhalb.“

General v. Steinmetz aber legte den Hauptwert auf die Aufklärung gegen Metz

---

Mars la Tour vor; von hier wurde die 1. Eskadron gegen Jarny, ein Zug der 2. Eskadron gegen Doncourt zur Verbindung mit der 5. Eskadron vorgeschickt. Es wurden große Staubwolken gesehen, aus denen der Schluß gezogen wurde, daß starke feindliche Kolonnen im Rückzug von Doncourt nach Jouaville begriffen waren.



und verwendete dazu beide Kavallerie-Divisionen, trotzdem Patrouillen oder höchstens Eskadrons dieselben Dienste geleistet hätten. Im übrigen sollte die 3. Kavallerie-Division „versuchen, Abteilungen über die Mosel vorzuschieben, um zu sehen, was jenseits des Flusses ist.“ Der Divisionskommandeur übertrug diesen „Versuch“ seiner Vorhut, dem Ulanen-Regiment Nr. 7, und dieses betraute damit am 13. zwei Patrouillen von je 5 Mann Stärke unter Führung eines Reserveoffiziers und eines Fahnenjunkers. Die Aufklärungstätigkeit dieser Patrouillen endete am Westausgang von Hauconcourt, 1 km westlich der Mosel. General v. Steinmetz hätte umsomehr Ursache zu einer Aufklärung auf dem linken Mosel-Ufer gehabt, als er — wie aus einem Brief an seine Gemahlin hervorgeht — am 13. August damit rechnete, daß seine Armee zwischen Diedenhofen und Metz die Mosel überschreiten würde.

Dem Oberkommando der Ersten Armee sind von vielen Seiten schwere Vorwürfe wegen dieser Unterlassung gemacht worden, und auch die Oberste Heeresleitung ist vielfach getadelt worden, daß sie ihren Willen nicht deutlicher zum Ausdruck gebracht und nicht energischer durchgedrückt hat. Zweifellos hätten die 3. und 1. Kavallerie-Division auf dem linken Mosel-Ufer nicht nur große Erfolge im Aufklärungsdienst gehabt, sie hätten auch am 16. August den Verlauf der Schlacht nicht unwesentlich beeinflußt. Es darf aber bei Beurteilung der Ereignisse jener Tage nicht vergessen werden, daß die Reiterei zu solchen Unternehmungen in den Rücken des Feindes weder ausgerüstet, noch bewaffnet, noch vorgebildet war. Und vor allem fehlten ihr die Führer, die befähigt gewesen wären, unter diesen Umständen das Wagnis zu unternehmen und durchzuführen.

So blieb denn auch der Heeresbefehl für den 14. August bei der Ersten Armee ohne jede Wirkung. Dieser Befehl ordnete an: „Die Kavallerie beider Armeen ist möglichst weit vorzuschieben und hat einen etwaigen Rückzug des Feindes auf der Straße von Metz nach Verdun zu beunruhigen.“

Bei der Zweiten Armee gelangte dieser Befehl gleichfalls nicht zur Ausführung. Der Armeebefehl für den 14. August war bereits ausgegeben. Dem III. Armeekorps war aufgetragen, den rechten Flügel der Armee gegen Metz durch einige Eskadrons der 6. Kavallerie-Division zu sichern. Das Generalkommando ließ aber die ganze 6. Kavallerie-Division gegen Metz stehen. Die 5. Kavallerie-Division sollte von Thiaucourt Spitzen in nördlicher Richtung zur Beobachtung der Straße Metz—Verdun vortreiben. Trotzdem die Oberste Heeresleitung von der Kavallerie weit mehr forderte, wurde kein ergänzender Befehl erlassen. Der Prinz hatte am 14. früh selbst das Gefühl, daß dem Heeresbefehl nicht Genüge getan war. Er vermerkte in seinem Tagebuch: „Rheinbaben muß mehr tun.“ Nach den bisherigen Erfahrungen mußte aber das Oberkommando wissen, daß ohne Befehl nichts geschah.

Am 14. August Abends zeigt sich bei der Zweiten Armee dieselbe Erscheinung. Der Armeebefehl hatte den Kavallerie-Divisionen keine neuen operativen oder Auf-

klärungsaufgaben gestellt. Der später eingehende Heeresbefehl für den 15. August war ohne Kenntnis von der Schlacht bei Colombey-Nouilly erlassen. Er forderte von der Zweiten Armee das Vorgehen mit größeren Kräften und besonders mit aller auf dem linken Mosel-Ufer verfügbaren Kavallerie gegen die Straße Metz—Verdun. Das Oberkommando erließ aber keine abändernden Befehle, trotzdem am 15. August die 5. und Garde-Kavallerie-Division, spätestens am folgenden Tage noch die 6. und 12. hierzu hätten verwendet werden können.

Es gewährte dem Prinzen stets eine große Befriedigung, wenn er durch seine Armeebefehle den meist später eintreffenden Anordnungen der Obersten Heeresleitung für den folgenden Tag verständnisvoll vorgearbeitet hatte, und wenn keine neuen Befehle nötig wurden. In dem Bestreben, solche Abänderungen zu vermeiden, ist er aber oft zu weit gegangen.

Am Morgen des 15. August schickte General v. Moltke dem Oberkommando der Zweiten Armee die Nachricht von dem Erfolge des 14. August. Das Telegramm schloß mit den Worten: „Verfolgung auf der Straße Metz—Verdun wichtig". Der Prinz wollte zunächst Klarheit schaffen, ob die feindliche Armee aus Metz bereits größtenteils abgezogen oder erst im Abziehen begriffen sei. Er beauftragte hiermit das X. Armeekorps, dem er außer der 5. Kavallerie-Division noch die Garde-Dragoner-Brigade unterstellte. Die Kavallerie sollte längs der Straße Verdun—Metz gegen Metz vormarschieren, bis sichere Einsicht in die Verhältnisse gewonnen sei. Dieser Armeebefehl entsprach vollkommen der Anregung der Obersten Heeresleitung und gab der Kavallerie in für damalige Zeit selten klarer Weise ganz bestimmte Aufklärungsziele. Das Generalkommando verschwieg aber dem General v. Rheinbaben diese Aufklärungsziele und befahl ihm nur, auf Metz zu marschieren, bis er Einsicht in die Verhältnisse bekäme. Rheinbaben erhielt diesen Befehl zwischen 2⁰ und 3⁰ Nachmittags. Trotzdem er schließlich 29 Eskadrons und zwei Batterien zur Stelle hatte, entschloß er sich nicht zum Angriff auf die feindliche Kavallerie, die bei Mars la Tour die Einsicht verwehrte. Der Kommandeur der 5. Kavallerie-Division ist also mit verantwortlich für die Überraschung, die der 16. August der Zweiten Armee brachte.

Aber auch das Oberkommando und das Generalkommando des III. Armeekorps haben ihren Teil an der Schuld. Der Prinz Friedrich Karl wollte am 15. Abends sein altes Korps bei Noveant defilieren lassen. Deshalb fügte er eigenhändig dem Befehl von 2⁰ Nachmittags, der den Weitermarsch des III. Armeekorps gegen die Mosel anordnete, die Nachschrift an: „Die Kavallerie-Division mag für jetzt hinter dem Korps marschieren, oder doch Teile derselben, da sie vor Metz noch nicht abgelöst zu sein scheint." Das Generalkommando schickte daraufhin die 6. Kavallerie-Division zum Teil wieder auf das rechte Seille-Ufer zurück. In seinen Feldzugserlebnissen schreibt der Generalstabsoffizier der 6. Kavallerie-Division: „Wir, die wir nach dem ersten Befehl

die vordersten sein sollten, wurden nun gewürdigt, die hintersten zu bleiben, um nicht mit vorbeizurücken, dafür aber morgen nun wieder an dem ganzen Korps vorbei den beschwerlichen Gänsemarsch an die Tete zu machen." Uns erscheint diese Maßnahme des Generals v. Alvensleben um so unverständlicher, als gerade er immer wieder den Weitermarsch seines Korps auf das linke Mosel-Ufer beantragt hatte. Er hätte also schon längst ein besonderes Interesse an der Aufklärung auf dem anderen Ufer haben und seine Kavallerie dort verwenden müssen.

Freilich mußte dann auch größerer Wert darauf gelegt werden, den Aufklärungsorganen den Weg nach der Gegend westlich Metz offenzuhalten. Dieser Weg führte über die Brücke bei Corny, die aber nur durch einen Zug Kavallerie besetzt war. Das war bei der Nähe der Festung entschieden zu wenig.

Es war ein Glück, daß die französische Kavallerie sich in jenen Augusttagen völlig zurückhielt und untätig blieb; andernfalls wäre es ihr unschwer geglückt, der deutschen Reiterei Teilniederlagen zu bereiten und die Bewegungen der französischen Rhein-Armee zu verschleiern. So aber gelang es der deutschen Kavallerie, nachdem die Fühlung mit den Franzosen östlich Metz wieder gewonnen war, durch unermüdliches wagemutiges Patrouillieren trotz aller Mängel der Ausbildung und Verwendung im allgemeinen durchaus zutreffende Aufklärungsergebnisse zu erzielen.

Seit dem 11. August war festgestellt, daß bei Metz auf dem rechten Mosel-Ufer das französische Garde-, 2., 3. und 4. Korps und mehrere Kavallerie-Divisionen lagerten, und daß das 6. Korps im Antransport mit der Eisenbahn über Frouard nach Metz, angeblich von Paris her, wäre.

Die Beobachtungen der deutschen Reiterei am 12. August bestätigten das Vorhandensein großer Lager aller Waffen im Südosten, Osten und Nordosten von Metz, etwa jenseits der Linie Peltre—Ars Laquenexy—Coincy—Montoy—Chieulles; Kavallerie- und Infanterie-Postierungen waren mehr oder weniger weit vorgeschoben. Die Bahntransporte aus der Richtung Nancy nach Metz dauerten an; zu ihrem Schutz gegen die Unternehmungen der deutschen Reiterei wurde Pont-a-Mousson von den Franzosen besetzt. In ihrer Frühmeldung an das X. Armeekorps teilte die 5. Kavallerie-Division mit, daß die feindliche Armee in und dicht bei Metz stehen solle.

Am 13. August war die Brücke bei Pont-a-Mousson von den Franzosen wieder geräumt. Die Eisenbahnzüge mit den Truppen des 6. Korps mußten wegen der Zerstörung der Eisenbahn bei Dieulouard wieder zurückfahren, und die Bahntransporte hörten infolgedessen ganz auf. Die Kavallerie der Zweiten Armee bestätigte im allgemeinen die Meldungen des vorigen Tages. Die Divisionskavallerie-Regimenter des III. Armeekorps meldeten, daß der Feind östlich und südöstlich Metz angeblich eine Stärke von mehreren Armeekorps hätte. Die Kavallerie-Divisionen der Ersten Armee und zahlreiche Patrouillen der Divisionskavallerie-Regimenter des I. und

VII. **Armeekorps** stellten wertvolle und durchaus richtige Einzelheiten über die Lage der **französischen** Lager fest. **Das linke Mosel-Ufer nördlich Woippy** wurde frei vom Feinde **gemeldet**.

Am 14. August wurden durch die Kavallerie der Ersten Armee die rückgängigen **Bewegungen** der Franzosen richtig **erkannt**. Die Schlacht selbst brachte dann die **Gewißheit**, daß noch starke französische Kräfte auf dem rechten Mosel-Ufer sich befanden. **Auf** dem linken Mosel-Ufer unterblieb im Norden von Metz jede Aufklärung **durch die** Erste Armee. Dagegen wurde durch eine Patrouille der 5. Kavallerie-Division **gegen 11°** Vormittags festgestellt, daß die Straße Metz—Verdun vom Feinde **frei** sei. Eine andere Patrouille hatte auf der Chaussee ein Bataillon Pioniere **im Marsch** gesehen und von den Einwohnern erfahren, „es würde allgemein geredet, **daß die Truppen** von Metz zurückgezogen würden." Der 6. Kavallerie-Division war **es nicht entgangen**, daß die französischen Lager südöstlich Metz geräumt wurden; ihre Patrouillen blieben **am** Feinde. Der Kommandeur des Ulanen-Regiments Nr. 3 meldete **um 1°** Nachmittags vom St. Blaise, daß er zahlreiche Lager, **aber nur wenige** Truppen sähe, und daß er hieraus schlösse, daß die Hauptkräfte des Feindes nicht **mehr bei** Metz ständen; Einwohner und Gefangene sagten aus, daß bereits seit zwei Tagen Truppen im Abmarsch nach Paris seien. Im Stabe der 6. Kavallerie-Division hielt **man** die Schlußfolgerungen für unzutreffend und gab deshalb die Meldung **nicht** in ihrem Wortlaut an das III. Armeekorps weiter.

Am Abend des 14. August und in der Nacht **vom 14.** zum 15. wurde dann **erkannt**, daß zahlreiche französische Infanterie-Lager östlich Metz sich näher an der Festung befanden als am Abend vorher, daß auch auf dem linken Mosel-Ufer bei Longeville etwa vier Infanterie-Regimenter und eine Eskadron lagerten, und daß feindliche Vorposten bei Gravelotte standen. Starkes Wagengerassel auf der Straße Metz—Gravelotte im Mosel-Tal ließ auf einen Abzug der Franzosen in der Richtung auf Verdun schließen.

Am 15. August wurde die Aufklärungstätigkeit der Kavallerie bei der Ersten Armee durch die Nähe der Festung gehindert. Der Schwerpunkt der Aufklärung lag bei der Zweiten Armee. Deren 6. Kavallerie-Division meldete bereits am Vormittage, daß das rechte Mosel-Ufer vom Feinde geräumt wäre. Am Nachmittage beobachteten ihre Vorposten vom rechten Mosel-Ufer aus, daß auf dem jenseitigen Ufer große feindliche Massen sich von Metz in westlicher und südwestlicher Richtung bewegten. Die 5. Kavallerie-Division war gegen die Straße Metz—Verdun vorgetrieben, die bereits Vormittags westlich Mars la Tour vom Feinde frei gefunden wurde. Starke feindliche Kavallerie mit Artillerie zog sich im Laufe des Nachmittags in östlicher Richtung zurück. Noch vor 5° Nachmittags wurde Feind aller Waffen in Biwaks bei Rezonville gesehen und gemeldet, und zwei Stunden später meldete die Vorposten-Eskadron Kotze, daß auf den Höhen westlich Rezonville etwa 20 000 Mann aller Waffen in

Lagern abkochten. Auch die über Conflans nach Verdun führende Straße wurde von Patrouillen erreicht: Zwischen 8° und 9° Vormittags standen französische Infanterie-Postierungen nordöstlich Bruville, und am Abend wurden bei Jarny ein Bataillon und vier Eskadrons festgestellt. Aus alledem konnte geschlossen werden, daß die Franzosen ihren Abzug aus Metz begonnen hatten, daß der Abmarsch auf der südlichsten Straße aber ins Stocken gekommen war, auf der Straße über Conflans jedoch vielleicht Fortschritte gemacht hatte. Einiges Licht in die Lage der Franzosen am 15. August Abends konnten auch die Aussagen von zwei Landeseinwohnern bringen. Ein Schullehrer berichtete, daß 50 000 Franzosen am 15. August 6° Abends von Metz über Longeville, Moulins, Ste. Ruffine, Gravelotte, Mars la Tour abmarschiert seien. Die Richtigkeit dieser Aussage wurde durch die Meldung des Majors v. Studnitz bestätigt. Beide wurden an das Generalkommando des III. Armeekorps weitergegeben. Gleichfalls am 15. August Abends wurde zwischen Vionville und Mars la Tour ein aus Metz kommender, deutsch sprechender Handwerksbursche von der Vorposten-Eskadron der Brigade Bredow aufgegriffen. Dieser erzählte, mindestens 100 000 Franzosen wären in den Ortschaften zwischen Metz und Vionville; Kaiser Napoleon beabsichtige die Armee zu verlassen; Bazaine wäre in Gravelotte. Diese wichtige Nachricht gelangte aber nicht zur Kenntnis der höheren Führer, da der Handwerksbursche auf dem Transport zum Brigadekommandeur nur von einem Unteroffizier bewacht wurde und in der Dunkelheit entsprang. Der Unteroffizier, der die Aussagen des Handwerksburschen kannte, unterließ aber — wohl aus Furcht vor Strafe — jegliche Meldung.

Es ist schon geschildert worden, wie am 16. August früh die 5. Kavallerie-Division von dem zu ihr geeilten Chef des Generalstabes des X. Armeekorps veranlaßt wurde, in Richtung auf Metz vorzugehen, um sich Gewißheit über den Verbleib der Franzosen zu verschaffen. Dank der französischen Sorglosigkeit gelang es der deutschen Reiterei, bis auf Kanonenschußweite unbemerkt an die französischen Lager heranzukommen, die reitende Artillerie in Stellung zu bringen und die Franzosen zu beschießen. In kürzester Frist entwickelten sich Truppen aller Waffen gegen die deutsche Kavallerie, die somit endlich einwandfrei festgestellt hatte, daß noch stärkere Kräfte der Franzosen westlich Metz standen. Diese Beschießung der französischen Lager ist dem General v. Rheinbaben vielfach zum Vorwurf gemacht worden. Der General C. v. Alvensleben gehört zu den Verurteilern Rheinbabens; er äußerte sich einige Tage nach der Schlacht folgendermaßen: „Die gewaltsame Rekognoszierung der 5. Kavallerie-Division erfuhr ich durch das Feuer ihrer Geschütze. Es war die beste Alarmierung des Feindes. Was der Gegner durch seine Patrouillen nicht erfahren hatte, erfuhr er durch diese Maßnahmen unsererseits. Leider!" Der General übersah, oder er wußte nicht, daß fast gleichzeitig wie die Artillerie der 5. Kavallerie-Division die Batterie der 6. Kavallerie-Division, die auf seinen Befehl auf die Hochfläche vorging, im Süden

von Vionville ihr Feuer eröffnet hatte, und daß eine „Alarmierung" der Franzosen gar nicht nötig war, da ungefähr zur selben Zeit, vielleicht sogar schon etwas früher, eine Batterie des 2. französischen Korps und auch französische Infanterie das am Nordrande des Bois de St. Arnould erscheinende halbe II. Bataillon Leib-Grenadier-Regiments Nr. 8 beschossen hatten. Auch der damalige Oberstleutnant v. Caprivi schrieb noch im Jahre 1895: „Hier wäre ein Augenblick gewesen, wie er einem Kavallerieführer selten geboten wird, in das schutzlose und bestürzte feindliche Biwak einzuhauen". Wenn in diesen Worten ein Vorwurf gegen den General v. Rheinbaben liegen soll, so fällt er auch auf Caprivi selbst zurück, der sich bei den reitenden Batterien befand, als diese abprotzten, und der die Feuereröffnung verhindern konnte. Daß er es nicht getan hat, beweist, daß er am 16. August gegen das Beschießen der Biwaks nichts einzuwenden gehabt hat.

Vielleicht hat auch er sich im entscheidenden Augenblick gesagt, daß eine Attacke in Biwaksplätze mit ihren Kochlöchern, Holzstößen, herumliegenden Kisten und Konservenbüchsen, mit ihren Zelten, Zeltleinen, Stalleinen ein recht bedenkliches Unternehmen sein würde. Am Nachmittage und Abend des 16. August sind mehrere Kavallerie-Attacken über verlassene Biwaksplätze hinweggegangen, und jedesmal löste sich die Ordnung der attackierenden Linien. Ebenso wäre es auch der 5. Kavallerie-Division ergangen: sie wäre nach den verschiedensten Richtungen auseinandergeflattert. Außerdem wäre sie sehr bald in das Artillerie- und Infanteriefeuer des 6. und 2. französischen Korps gekommen. Ob ihre Regimenter dann noch so entscheidend in den Verlauf der Schlacht hätten eingreifen können, wie sie es getan haben, erscheint zweifelhaft. Für die Aufklärung wäre durch eine Attacke Rheinbabens jedenfalls weniger erreicht, wie durch die Beschießung des Biwaks. Die Aufklärung war aber in diesem Falle die Hauptsache!

Noch ein gutes und schnelles Aufklärungsergebnis hatte die 5. Kavallerie-Division am 16. August zu verzeichnen: ihr Generalstabsoffizier und das Dragoner-Regiment Nr. 13 erkannten zwischen 1° und 2° Nachmittags den Anmarsch von Teilen des französischen 4. und 3. Korps gegen die linke Flanke der Deutschen. Dann aber bricht die Aufklärungstätigkeit der 5. Kavallerie-Division ab, auf Kosten der erhofften Verwendung als Schlachtenreiterei.

Beim III. Armeekorps hatte das Kavallerie-Regiment der 6. Infanterie-Division am frühen Morgen des 16. August festgestellt, daß feindliche Vorposten (Infanterie und Kavallerie) in der Linie Gehölz von Vionville—Vionville—Tronville standen, und daß die Straße von Mars la Tour bis Hannonville vom Feinde frei war. Eine Kavallerie-Patrouille der 5. Infanterie-Division beobachtete 8³⁰ Vormittags Feind im Marsch von Rezonville auf Verdun. Eine Patrouille des die Vorhut der 6. Kavallerie-Division bildenden Husaren-Regiments Nr. 3 meldete ein Biwak von 10 000 Mann bei Rezonville, und der Generalstabsoffizier der 6. Kavallerie-Division

der persönlich mit den erneut vorgeschickten Patrouillen des Avantgarden-Regiments vorritt, erkannte, daß bei Rezonville 30 000 bis 40 000 Mann biwakierten.

Nachdem um 9⁰ Vormittags der Herzog Wilhelm von Mecklenburg vom General von Alvensleben den Befehl erhalten hatte, die gesamte 6. Kavallerie-Division auf die Höhe südlich Vionville vorzuführen, und nachdem der erste Kanonenschuß gefallen war, hörte auch bei dieser Division jede Aufklärungstätigkeit auf.

Am 17. August versagte die Aufklärung völlig*); die Fühlung mit dem Feinde ging bei der Zweiten Armee verloren, und der Vormarsch am 18. August bedeutete nichts anderes als einen Sprung ins Dunkle. Einzig und allein das XII. Armeekorps stellte am 17. August der einen Brigade seiner Kavallerie-Division selbständig eine Aufklärungsaufgabe. Diese Brigade fand um 7³⁰ Vormittags die große Straße Metz—Verdun bei Mars la Tour vom Feinde frei, erreichte 9⁰ Vormittags St. Jean les Buzy an der Straße Metz—Etain und meldete erst 3⁰ Nachmittags, „daß man auch hier größere französische Abteilungen nicht bemerkt habe". Diese Meldung kam um 9⁰ Abends beim Armee-Oberkommando an und hätte durch ihre negative Feststellung dazu beitragen müssen, die Ansicht des Prinzen Friedrich Karl über das Verhalten der Franzosen zu berichtigen.

Der Generalfeldmarschall Graf Schlieffen sagt in seiner Studie „Cannae" bei der Besprechung der deutschen Operationen gegen und über die Mosel**): „Es ist aber irrig zu glauben, daß im Kriege Meldungen der Kavallerie von Bedeutung oder auch nur erwünscht sind. Der höhere Führer macht sich in der Regel ein Bild von Freund und Feind, bei dessen Ausmalung persönliche Wünsche die Hauptarbeit zu besorgen haben. Scheinen eingehende Meldungen mit diesem Bilde übereinzustimmen, so werden sie mit Befriedigung bei Seite gelegt. Widersprechen sie, so werden sie als gänzlich falsch verworfen und berechtigen zu dem Schlußurteil, daß die Kavallerie wieder einmal völlig versagt hat".

Diese Worte enthalten die Erklärung dafür, daß trotz der zahlreichen und zutreffenden Feststellungen, die von der deutschen Reiterei bis zum 16. August gemacht wurden, im Großen Hauptquartier große Unklarheiten über die Lage beim Feinde und über seine Absichten bestanden. Hätte der General v. Moltke alle die aufgeführten Aufklärungsergebnisse rechtzeitig erhalten und seinen Erwägungen zugrunde legen können, dann würden die Operationen gegen die französische Rhein-Armee wohl ein anderes Aussehen bekommen haben. Aber es gelangten nur verhältnismäßig wenige Meldungen in die Hände des Chefs des Generalstabes der Armee.

Die dem Feinde am nächsten befindlichen Generalkommandos und Armee-Oberkommandos hatten sich vom Verhalten der Franzosen ein bestimmtes Bild gemacht.

*) Vgl. Seite 750.
**) VIII. Jahrgang, 1911. 4. Heft, Seite 536/537.

Stimmten die Meldungen der Kavallerie nicht zu den vorgefaßten Meinungen, so wurden sie nicht geglaubt. Sie wurden dann entweder überhaupt nicht weitergegeben oder mit Begleitworten versehen, die dem Empfänger eine vorurteilsfreie Würdigung der Meldungen sehr erschweren mußten.

Der Stabschef der Ersten Armee, General v. Sperling, schenkte am 13. August den Meldungen der 3. und 1. Kavallerie-Division über die Anwesenheit starker französischer Kräfte auf dem rechten Mosel-Ufer keinen Glauben. Er erkundete am Nachmittage persönlich und schrieb dann an den General v. Moltke: „Ich habe nirgends vom Feinde größere Abteilungen entdecken können, ich muß aber zugeben, daß der Stand der Sonne und der Dunst in der Niederung die Aussicht beschränkten. Ich glaube nicht, daß die Franzosen irgend größere Massen zu einer Offensivbewegung diesseits Metz bereithalten". Um aber Klarheit zu erhalten, hatte er beim General v. Steinmetz beantragt, die Vorhuten des I. und VII. Armeekorps zu Rekognoszierungen vorzutreiben. Steinmetz hatte diese gewaltsamen Erkundungen nicht gestattet; aber es scheint, als ob er den Ansichten seines Chefs über Stärke und Absichten des Feindes beigestimmt hat, denn in dem schon erwähnten Briefe*) an seine Gattin schreibt er: „Die Franzosen scheinen nach allen heute eingegangenen Nachrichten hinter die Mosel zurückzuziehen".

Auch am 18. August herrschte beim Oberkommando der Ersten Armee eine vorgefaßte Meinung. Schon am 17. August hatte der General v. Steinmetz die Franzosen im Rückzuge auf Metz geglaubt, und am Vormittage des 18. August schloß er aus den Bewegungen der Franzosen jenseits der Mance-Schlucht wiederum auf einen Abmarsch ihres Gros nach Metz, der durch eine Nachhut auf den Höhen von Point du Jour gedeckt würde. Dementsprechend wurde gehandelt, ohne durch die Kavallerie Näheres feststellen zu lassen. Das VIII. Armeekorps griff an und traf auf wider Erwarten starken Feind in überaus guter Stellung. Der General v. Steinmetz stand aber nach wie vor unter dem Eindruck, daß der Gegner geschwächt sei, und er befahl das Vorgehen der 1. Kavallerie-Division zur Verfolgung. Das Fehlen einer sachgemäßen Nah- und Gefechtsaufklärung war Schuld daran, daß der General v. Steinmetz so lange bei seiner vorgefaßten Meinung beharrte. Hätte nicht der vorausgeeilte Kommandeur des in der Vorhut befindlichen Ulanen-Regiments Nr. 4 den Irrtum des Armeeführers rechtzeitig festgestellt, so hätten mindestens die 1. Kavallerie-Division und Teile des VIII. Armeekorps eine verlustreiche Niederlage erlitten.

Verhängnisvoller aber für den Verlauf der Gesamtoperation der Deutschen konnten bei der Zweiten Armee die vorgefaßten Meinungen der Generalkommandos des III. und X. Armeekorps werden.

*) Seite 752.

Am 12. August hatte die 6. Kavallerie-Division drei größere Lager bei Jury, Colombey und Servigny wahrgenommen. In seinen Feldzugserlebnissen schreibt der Generalstabsoffizier Major v. Schönfels: „Freilich fielen die Meldungen hierüber beim Generalkommando III. Armeekorps auf keinen empfänglichen Boden. Oberst Voigts-Rhetz ließ uns sogar mit der letzten Empfangsbescheinigung die keineswegs sehr höfliche Replik (schriftlich) zukommen: daß man auf die von uns erstattete Meldung, überall Infanterie gesehen zu haben, keinen Wert zu legen vermöge".

In demselben Sinne berichtete das Generalkommando an das Armee-Oberkommando, als es diesem die Meldungen der 6. Kavallerie-Division überreichte. Auch am 13. und 14. August glaubte das Generalkommando keine der zahlreichen Meldungen der Kavallerie-Division. Die festgestellten starken Kräfte wurden für die „gewöhnlichen Vorposten" einer „ordinären Festungsbesatzung" gehalten. Die am 13. August eingehenden Meldungen der 6. Kavallerie-Division wurden deshalb nicht weitergereicht. Das war entschieden ein großer Fehler. Denn erst durch das Zusammenstellen und Vergleichen der aus den verschiedensten Quellen ihm zufließenden Nachrichten kann ein Armee-Oberkommando sich ein einigermaßen richtiges Bild von der Lage machen.

Noch bedenklicher war aber folgender Satz in dem Antwortschreiben des Generals v. Alvensleben an das Armee-Oberkommando vom 14. August 11^{45} Vormittags: „Nach meiner Auffassung steht südlich Metz kein Korps, auch keine geschlossene Division."

Durch die Schreiben vom 12. und 14. August mußte das Generalkommando beim Oberkommando die Vorstellung erwecken, daß die Franzosen sich bereits seit dem 12. im Rückzuge gegen die Maas befänden. General v. Stiehle, der Stabschef der Zweiten Armee, war derselben Ansicht wie Alvensleben und Voigts-Rhetz. Dagegen rechnete Prinz Friedrich Karl noch am 14. mit der Möglichkeit einer Offensive der Franzosen aus Metz in südlicher Richtung. Der Prinz schrieb in sein Tagebuch: „Die Isle Chambière kann große Lager bergen . . . Licht kommt wahrscheinlich erst durch Rheinbabens Meldungen von morgen in die Sache."

Von der bereits an der Mosel befindlichen 5. Kavallerie-Division (Rheinbaben) ging am 14. August Nachmittags beim Armee-Oberkommando nur eine Meldung ein, die das Vortreiben von Detachements gegen die Straße Metz—Verdun für den Nachmittag des 14. in Aussicht stellte. General v. Rheinbaben hatte zwar am 13. Abends dem Generalkommando des X. Armeekorps gemeldet, daß „nach vielseitig eingegangenen Erkundigungen der Feind seine Massen in Metz konzentriere." Diese Meldung war aber nicht an das Oberkommando weitergegeben worden.

Als der Prinz am 15. August Morgens die Nachricht von dem Siege bei Colombey-Nouilly erhielt, glaubte er, jetzt in Übereinstimmung mit seinem Chef, daß hier nur ein Bruchteil des französischen Heeres gefochten habe. Es wurde ihm zur Gewißheit,

als um 11° Vormittags eine Meldung des X. Armeekorps eintraf, daß der Feind in der Nacht in Richtung Verdun marschiert sei, und daß General v. Rheinbaben angewiesen wäre, mit starken Kräften auf Fresnes-en Woëvre, also in Richtung auf Verdun, vorzugehen. Der Prinz ist jetzt überzeugt,*) „daß die eigentliche Armee nicht mehr in Metz ist", und er läßt dies an Moltke telegraphieren. So wurde denn am 15. August Abends der Vormarsch gegen die Maas befohlen und die Kavallerie-Divisionen erhielten den Auftrag, die Wege zur Maas und die Übergänge über die Maas zu erkunden. Erst nach Ausgabe dieses Befehls kamen die Meldungen der 5. Kavallerie-Division über ihr Zusammentreffen mit feindlicher Kavallerie in der Gegend von Vionville an. Die wichtigen Meldungen aber, die von den Biwaks aller Waffen bei Rezonville berichteten, gelangten nicht zur Kenntnis des Prinzen Friedrich Karl. Die Meldung der Vorposten-Eskadron Kotze wurde von der 5. Kavallerie-Division nicht weitergegeben, da sie lediglich die Bestätigung einer um 5° Nachmittags abgeschickten Meldung gewesen wäre. Diese Meldung des Generals v. Rheinbaben scheint aber auf dem Wege vom Generalkommando zum Armeehauptquartier verloren gegangen zu sein — wenn sie überhaupt weitergereicht ist.

Denn auch beim Generalkommando des X. Armeekorps wurden die Meldungen der 5. Kavallerie-Division für übertrieben gehalten, nicht geglaubt und infolgedessen zurückbehalten. Wie aus dem Kriegstagebuche des Generalkommandos hervorgeht, war man im Stabe des Generals v. Voigts-Rhetz der Ansicht, daß am 16. August nur ein Marsch gegen die Argonnen zu machen sei. Es wurde jedoch die Notwendigkeit erkannt, am 16. durch eine gewaltsame Erkundung der 5. Kavallerie-Division festzustellen, „ob der Feind im Abmarsch auf Verdun sei — wie das Oberkommando annahm — oder ob er — wie General v. Rheinbaben überzeugt war — noch ganz und gar bei Metz stand." Hieraus ist zu schließen, daß General v. Rheinbaben am 15. August Nachmittags seine Ansicht dem Generalkommando schriftlich oder mündlich gemeldet hat, daß dieses ihm aber keinen Glauben schenkte. Es ist unter diesen Umständen auch nicht zu verwundern, daß dem Generalkommando des III. Armeekorps keinerlei Mitteilungen über die Feststellungen der 5. Kavallerie-Division gemacht wurden, trotzdem dieses Korps durch den Armeebefehl gerade gegen das in Frage kommende Stück der Straße Metz—Verdun angesetzt war. Unglücklicherweise erhielt der General v. Alvensleben auch keine Meldungen von der 6. Kavallerie-Division, deren Vorposten am 15. August Abends den Marsch großer feindlicher Massen auf dem linken Mosel-Ufer bei Metz beobachtet hatten; ebensowenig erfuhr er, daß in der Nacht zum 16. August bei Longeville ein großes Infanterie-Biwak war.

---

*) Foerster, Prinz Friedrich Karl von Preußen, II., S. 169.

Die Meldungen, die am 16. August Vormittags beim III. Armeekorps über die Bewegungen der Franzosen eingingen, ließen keine sicheren Schlüsse auf die Absichten des Feindes zu. Während die Stäbe der 6. und 5. Kavallerie-Division die feste Überzeugung hatten, daß westlich Metz noch starke französische Kräfte ständen, rechnete der General v. Alvensleben nur mit einer feindlichen Nachhut, die den in nördlicher Richtung stattfindenden Abmarsch des Feindes decken sollte. In dieser Ansicht bestärkte ihn die persönliche Wahrnehmung, daß gegen 10° Vormittags eine Kavalleriekolonne nach Norden in Richtung auf St. Marcel abritt. Der General v. Alvensleben entschloß sich jetzt zum Angriff, um den Feind festzuhalten, und er meldete dem Armee-Oberkommando diese Absicht mit dem Zusatz: „Feind zieht auf Thionville ab.“

So beginnt die blutigste und bedeutsamste Schlacht des Feldzuges unter völlig falschen Voraussetzungen auf Grund einer vorgefaßten Meinung.

Noch am 18. August zeigten sich beim Oberkommando der Zweiten Armee die Folgen der hauptsächlich durch das Generalkommando des III. Armeekorps hervorgerufenen Ansicht vom Abmarsch der Franzosen auf Verdun. Die eingegangenen Meldungen und die eigenen Wahrnehmungen des Oberkommandos am 17. August hatten auf das Verbleiben stärkerer Kräfte bei Metz und den Abmarsch von Teilen in nordwestlicher Richtung schließen lassen. Die aus eigener Initiative des XII. Armeekorps entsandte 12. Kavallerie-Division meldete, daß man an den Straßen nach Fresnes und Conflans nur versprengte Franzosen getroffen habe. Diese durchaus zutreffende Meldung vermochte die Ansicht des Oberkommandos nicht zu erschüttern. Da am 18. August der rechte feindliche Flügel zunächst bei La Folie angenommen wurde, die französische Front also anscheinend 6 km schmaler war als am 16., so schien dies ein neuer Beweis dafür zu sein, daß westlich Metz nur noch Teile der Rhein-Armee standen, mit deren Abzug gerechnet werden mußte. Deshalb wurde dem IX. Armeekorps der Angriff befohlen. Trotzdem dieses Korps über drei Kavallerie-Regimenter verfügte und drei Stunden lang bei Caulre, nur 6 km vom Feinde entfernt, geruht hatte, hatte es keine Aufklärungsmaßnahmen getroffen und stieß nun wider Erwarten auf die feindliche Front. Um 11° Vormittags langte beim Oberkommando eine Meldung des hessischen Oberleutnants Scholl an, der als erster ein Lager bei St. Privat festgestellt hatte. Das Oberkommando beharrte aber auf der Ansicht, daß diese Truppen abzögen. Meldungen der 4. Eskadron des Garde-Husaren-Regiments, die die Wahrnehmungen Scholls bestätigten und ergänzten, wurden von der 1. Garde-Division nicht weitergegeben. Hätte das Armee-Oberkommando sie gekannt, so würde es vielleicht seine Ansicht geändert haben und das Gardekorps erst haben angreifen lassen, wenn das Eingreifen des XII. Armeekorps sichergestellt war. Die Umfassungsbewegung der Sachsen verzögerte sich aber, da von den vier anwesenden Kavallerie-Regimentern nur eine Schwadron zur Aufklärung verwendet wurde und die Unklarheit über den Feind zu

frühzeitiger Entwicklung und vorsichtigem Vorgehen zwang. Teile der Umfassungstruppen wurden gegen Malancourt angesetzt, wo gar kein Feind war. Der Angriff riß auseinander und erfolgte verspätet sowie fast rein frontal.

Als sich das Eingreifen der Sachsen nicht — wie erwartet — zwischen 4⁰ und 5⁰ Nachmittags fühlbar machte, glaubte man beim Oberkommando der Zweiten Armee, daß das XII. Korps auf feindliche Kräfte gestoßen wäre, die in nordwestlicher Richtung abmarschieren wollten. Also selbst jetzt noch taucht immer wieder der alte Gedanke auf, als Folge vorgefaßter Meinungen, die entstanden waren trotz anders lautender, richtiger Meldungen der Kavallerie, und die sich so lange halten konnten, weil die Kavallerie auch bei der Zweiten Armee zurückgehalten und nicht mehr zur Aufklärung verwendet wurde, sobald Gefechtsberührung mit dem Feinde eintrat.

Es ist also nicht angängig und es wäre ungerecht, wollte man die deutsche Reiterei allein oder auch nur in erster Linie für die Ungewißheit und die Überraschungen in jenen Augusttagen verantwortlich machen. Die Truppe hat im Aufklärungsdienste geleistet, was sie nach ihrer Ausbildung, Ausrüstung und Bewaffnung leisten konnte, sobald sie zweckentsprechend verwendet wurde. Daß dies so selten geschah, war Schuld der höheren Kavallerieführer und Truppenführer. Der Mehrzahl der Kavallerieführer fehlten das Verständnis für die Aufgaben ihrer Waffe, die nötige Übung in der Verwendung ihrer Truppen und damit das unerläßliche Selbstvertrauen.

Hier hätten nun die Generalkommandos und Armee-Oberkommandos ergänzend eingreifen müssen. Aber auch sie waren teilweise in veralteten Anschauungen über die Verwendung der Reiterei befangen und leisteten den vom Großen Hauptquartier gegebenen Anregungen überhaupt nicht oder nicht in ausreichendem Maße Folge. Und gerade an den wichtigsten Stellen, bei den Generalkommandos des X. und III. Armeekorps, führten vorgefaßte Meinungen und die Unzufriedenheit mit den Persönlichkeiten und den geringen Leistungen der unterstellten Kavallerie-Divisionskommandeure dazu, daß die richtigen und die wichtigsten Meldungen der Kavallerie nicht geglaubt und infolgedessen gar nicht oder verspätet und abgeschwächt weitergereicht wurden.

So war die Aufgabe der Obersten Heeresleitung beim Vormarsch gegen und über die Mosel und in den Augustschlachten äußerst schwierig. Sie war um so schwieriger, als bei der Unsicherheit und Planlosigkeit der französischen Führung ein zutreffendes Bild von der jeweiligen Lage beim Feinde überhaupt nicht zu gewinnen war. Die Anordnungen mußten daher derart getroffen werden, daß sie mehreren Möglichkeiten gerecht werden konnten. Der leitende Gedanke der Gesamtoperation

war jedoch die strategische Offensive gegen die französische Rhein-Armee; und durch die unbeirrte Durchführung dieses Gedankens wahrte sich Moltke die Initiative. Diese Initiative des Führers ist aber auch heute noch — trotz der besseren Ausbildung der Kavallerie und ihrer Führer, trotz der Möglichkeit der Luftaufklärung — das einzige sichere Mittel, „um die Nebel der Ungewißheit zu zerstören und die Kriegshandlung zu beherrschen".

Kaupisch,
Hauptmann und Oberquartiermeister-Adjutant
im Generalstabe der Armee.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71.

Berichtigung.

Der Herr Verfasser des Aufsatzes „Die Sicherstellung der Verpflegung des deutschen Volkes und seiner Armee im Mobilmachungsfalle“ (3. Heft des Jahrganges 1912) sendet folgende Abänderungen:

Zu Seite 495: Zeile 16 bis 6 von unten:

Es wohnten von der deutschen Gesamtbevölkerung:

	1867	1885	1905
in Landorten (unter 2000 Einwohnern)	63,5 v.H.	56,3 v.H.	42,6 v.H.
in Orten (von 2000—100000 Einwohnern) . .	29,7 „	34,2 „	38,5 „
in Großstädten (über 100000 Einwohnern) . .	6,8 „	9,5 „	19 „

Von den Erwerbstätigen gehörten

in Deutschland	1882	1895	1907	in Großbritannien jetzt
zu Land- und Forstwirtschaft . .	43 v.H.	36 v.H.	33 v.H.	13 v.H.
zu Industrie und Bergbau . . .	34 „	36 „	37 „	46 „
zu Handel und Verkehr	8 „	10 „	12 „	21 „
zu Armee und Marine		2,8 „	2,3 „	1,1 „

Zu Seite 496: Zeile 1 bis 7 von oben:

eingetreten ist. Ähnlich liegt es auch bei den ländlichen Berufen. In absoluten Zahlen waren nämlich Erwerbstätige in Millionen vorhanden:

	1895		1907	
	Erwerbstätige	Erwerbstätige und Angehörige	Erwerbstätige	Erwerbstätige und Angehörige
in Land- und Forstwirtschaft .	8,3	18,5	9,9	17,7
in Industrie und Bergbau . .	8,3	20,3	11,3	26,4

Zu Seite 503: Zeile 4 bis 1 von unten:

	Großstädte (mehr als 100000 Einw.)	Mittelorte (100000—2000 E.)	Kleine Städte u. Land (weniger als 2000 E.)
Einwohnerprozentzahl in Deutschland	19,5 v.H.	38,5 v.H.	42,5 v.H.
Rekrutenanteil	6,14 „	29,25 „	64,15 „





